Die

Geschichte der Welt

von

Dr. C. Wernicke,

Oberlehrer an der Königlichen Elisabethschule zu Berlin.

Erster Theil.

Die Geschichte des Alterthums.

Vierte verbesserte Auflage.

Berlin,

Verlag von Alexander Duncker,

Königl. Hofbuchhändler.

1870.

Die

Geschichte des Alterthums

von

Dr. C. Wernicke.

Vierte verbesserte Auflage.

Berlin,
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.
1870.

Vorrede zur vierten Auflage.

Früher, als ich glaubte, ist abermals eine neue Auflage nöthig geworden. Indem mir dies den Beweis liefert, daß die Zahl der Freunde meines Buches sich noch fortwährend vergrößert, habe ich mich dadurch gleichzeitig verpflichtet gefühlt, dasselbe nochmals einer sorgfältigen Durchsicht und Ueberarbeitung zu unterwerfen. Im Wesentlichen freilich sind Anlage und Ausführung unverändert geblieben; wohl aber waren noch immer manche Ungleichmäßigkeiten und Ungenauigkeiten zu beseitigen; die neuesten Forschungen mußten benutzt werden, und so hoffe und wünsche ich denn, daß diese neue Auflage sich als eine wirklich verbesserte bewähren und mit gleichem Wohlwollen wie die früheren aufgenommen werden möge.

Berlin, im September 1869.

Inhalt.

Zweck, Eintheilung und Quellen der Weltgeschichte.

Es kann nicht leicht etwas geben, was anziehender und lehrreicher zugleich wäre, als die Beschäftigung mit der Weltgeschichte. — Schon dem Kinde stehen liebende Eltern zur Seite, welche die ersten unsicheren Schritte desselben in das Erdenleben mit zärtlicher Sorge begleiten; es fühlt sich als Glied der Familie, und je mehr sich der Mensch entwickelt, desto mehr erweitert sich der Kreis derer, die er sich nahe weiß; ja, er fühlt sich mit der ganzen Menschheit verbunden und erkennt, daß nichts, was dieselbe trifft, ihn unberührt lassen kann. Von der höchsten Wichtigkeit muß es deshalb für ihn sein, die Gemeinschaften, deren Glied er ist, ja, die gesammte Menschheit und Alles, was dieselbe betrifft, kennen zu lernen. Wie aber im Leben des einzelnen Menschen eine beständige Entwicklung ist, vom Kindesalter bis zum Greisenalter fortgehend, so ist auch die ganze Menschheit in solcher ununterbrochenen Entwicklung begriffen, und die Kenntniß der Menschheit läßt sich daher nur aus ihrer Vergangenheit, ihrer Geschichte, gewinnen. Je mehr die Entwicklung die verschiedenen Richtungen des Lebens der Völker in einer Zeit umfaßt, je mehr das ganze Menschengeschlecht von ihr ergriffen wird, um so weniger ist es uns möglich, unsere Zeit und ihre Erscheinungen aus sich selbst zu begreifen. Es geht uns da wie dem Wanderer, der, inmitten einer großartigen Alpenlandschaft stehend, wohl das Einzelne in seiner Herrlichkeit bewundernd anschaut; aber erst wenn er die Bergeshöhe erklommen hat und nun hinunterblickt in die Tiefe, erschließt sich ihm das Ganze in seiner wundersamen Majestät. Was dem Wanderer die Bergeshöhe, das ist uns für die Betrachtung der Gegenwart die Kenntniß der Vergangenheit. Nur wenn sie klar und offen vor unserm Blicke daliegt, können

wir von ihr aus auch die Erscheinungen unsrer Zeit klar überschauen, zu deren Herbeiführung auch wir, so wenig es immer sei, und oft ohne es zu wissen, mitwirken; denn in dem Schooße der Vergangenheit ruhen alle Keime der Gegenwart und Zukunft. Aus ihr erst erkennen wir, wie die Dinge in der Welt allmälig ihre gegenwärtige Gestalt gewonnen haben, und welchen Gang ihre Entwicklung genommen hat, und mit Recht hat man deshalb die Vergangenheit „einen Spiegel der Gegenwart" genannt.

Jene Kenntniß der Vergangenheit nun erlangen wir durch die Weltgeschichte, denn sie lehrt uns den Entwicklungsgang des gesammten Menschengeschlechts kennen, wie er sich im Laufe der Zeiten gestaltet hat.

Zugleich aber gewährt uns die Weltgeschichte auch die Gewißheit, daß dieser Entwicklungsgang nicht dem blinden Zufall überlassen ist; sie bringt uns das Walten einer ewigen göttlichen Liebe zum Bewußtsein, die das Weltall trägt von Anbeginn und auch die Menschheit zu einem Ziele hin erzieht. Sie weist nach, wie diese Erziehung im Laufe der Zeiten im Leben der Völker verwirklicht wurde, und erfüllt uns dadurch mit der freudigen Zuversicht, daß treues und redliches Streben nach dem Höchsten und Göttlichen nie vergeblich sein kann.

Freilich kann nicht Alles, was zu allen Zeiten und unter allen Völkern sich ereignet hat, Gegenstand der Weltgeschichte sein; ja es kommt vor, daß sie Ereignisse, die für ein einzelnes Volk nicht ohne Bedeutung sind, gar nicht erwähnt. Ihr Gegenstand ist nur das, was in unmittelbarer Beziehung zu dem Entwicklungsgange der ganzen Menschheit steht, was hemmend oder fördernd auf denselben eingewirkt hat. Nicht alle Völker aber haben an diesem Entwicklungsgange Theil genommen, wenigstens nicht auf gleiche Weise. Daher kann z. B. von den Negern in Afrika, den wilden Bewohnern Australiens in der Weltgeschichte gar nicht, von den geschichtlichen Völkern nicht immer mit gleicher Ausführlichkeit die Rede sein. Sie werden erst Gegenstand der geschichtlichen Betrachtung, sobald sie an der Entwicklung der ganzen Menschheit Theil zu nehmen beginnen; sie verschwinden aus der Geschichte, sobald diese Theilnahme aufhört.

In dem Entwicklungsgange der Menschheit treten deutlich zwei Hauptabschnitte hervor, von denen jeder ein abgeschlossenes Ganze für sich bildet, und man theilt deshalb die Weltgeschichte in die alte

und neue Geschichte, von denen die letztere wieder in die mittlere und die neuere zerfällt.

Was die Eigenthümlichkeit eines jeden dieser Abschnitte bildet, kann sich erst im Verlaufe der Darstellung deutlich ergeben; hier möge es des Ueberblicks wegen nur kurz angedeutet werden. — Zuerst, nachdem die Anfänge menschlicher Bildung zunächst bei den orientalischen Völkern hervorgetreten waren und unter dem Volke Israel die Verehrung des wahren Gottes eine bleibende Stätte gefunden hatte, entwickelte sich in den Völkern des klassischen Alterthums, den Griechen und Römern, das rein Menschliche, bei jenen die Schönheit, bei diesen das Recht. Sie bildeten den Mittelpunkt der ganzen Entwicklung in der alten Geschichte, die deshalb mit dem Untergange des weströmischen Reiches (476 n. Chr.) schließt. — Nun war das Christenthum unter ihnen zur Herrschaft gelangt, und durch dasselbe erhielt jetzt die Entwicklung der Menschheit eine ganz andere Richtung. Mit den alten Religionen verschwanden auch die alten Völker, und an ihre Stelle traten die im römischen Reiche sich festsetzenden germanischen Völker, in denen das Christenthum ein ganz neues geistiges Leben erzeugte, obgleich einzelne Reste der alten Bildung in die neue als die unvergängliche Grundlage derselben hinübergingen. Der damit beginnende zweite Hauptabschnitt der Weltgeschichte theilt sich dann wieder in zwei Hälften, von denen die letztere, die neuere Geschichte, mit den großen Weltbegebenheiten beginnt, welche zu Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts alle bestehenden Verhältnisse erschütterten und zum Theil umgestalteten, vorzüglich der Reformation.

Um frühere Zeiten kennen zu lernen, sind wir natürlich auf die aus denselben uns überlieferten Berichte angewiesen. Diese bestanden vor dem allgemeinen Gebrauche der Schreibekunst ursprünglich nur aus mündlichen Ueberlieferungen (Tradition). Obgleich nun in der ältesten Zeit das Gedächtniß der Menschen gewiß weit treuer war als bei uns, wie es ja noch in unseren Tagen Völker giebt, welche die Dichtungen früherer Zeit nur durch das Gedächtniß treu bewahren, so waren doch bei solchen mündlichen Ueberlieferungen Auslassungen, Zusätze und Entstellungen im Laufe der Zeit gar nicht zu vermeiden,

und sie können daher nur eine sehr unsichere Erkenntnißquelle für die Geschichte sein, die nur in dem Maße an Bedeutung gewinnt, als die historische Kritik das Wahre von dem Falschen, das geschichtlich Begründete und Thatsächliche von dem Sagenhaften zu scheiden vermag. Nicht viel mehr Nutzen gewähren die Ueberreste früherer Zeit, die Ruinen ganzer Städte oder einzelne Alterthümer, da es immer schwierig ist, die Zeit ihrer Entstehung zu ermitteln. Reichere Ausbeute geben die Inschriften an Gebäuden, Säulen, Grabmälern u. s. w., so wie die Medaillen und Münzen, und noch mehr die Diplome und Urkunden (schriftliche Aufsätze zu Begründung oder Sicherung von Rechten und Pflichten); die reichste Quelle für die Weltgeschichte bilden aber die eigentlichen Geschichtswerke, die von solchen Männern verfaßt sind, welche entweder selbst an den Begebenheiten thätigen Antheil genommen haben, oder wenigstens Gelegenheit und Fähigkeit hatten, dieselben genau kennen zu lernen. Erst mit solchen schriftlichen Denkmälern kann die eigentliche Geschichte beginnen.

Alte Geschichte.

Von den ältesten Zeiten bis zum Untergange des weströmischen Reiches. — 476 n. Chr.

1. Buch. Die Urvölker.

§. 1. Die Urzeit.

Der Entwicklungsgang der gesammten Menschheit wiederholt sich gewissermaßen im Kleinen in dem Leben des einzelnen Menschen. Auch sie hat ihre Kindheit gehabt wie jeder Einzelne, und wie wir Alle aus der frühesten Zeit unserer Kindheit in das spätere Leben Erinnerungen mit hinüber nehmen, oft wundersam gestaltet, die aller bewußten Entwicklung vorangehen, so hat auch die Menschheit Erinnerungen aus der Zeit ihrer Kindheit, die vor dem Anfange der eigentlichen Geschichte liegt, Erinnerungen, die sich in mannigfacher dichterischer Ausschmückung in den Sagen der Völker erhalten haben. Wie phantastisch dieselben auch oft gestaltet sind, so weisen sie doch alle auf einen gemeinsamen Ursprung hin, und alle dienen mehr oder weniger zur Bestätigung dessen, was uns in der heiligen Schrift in der erhabensten Einfachheit wie keine Sage irgend eines Volkes sie darbietet, über jene Anfänge des Menschengeschlechts geoffenbaret ist.

Die Bibel deutet in der Schöpfungsgeschichte (1. Mos. Cap. 1) an, daß die Erde erst verschiedene Entwicklungsstufen, von der niederen immer zur höheren aufsteigend, durchgemacht hat, ehe sie geeignet war, dem Menschen, der Krone der ganzen sichtbaren Schöpfung, zum Wohnsitz zu dienen, und die Resultate der strengsten wissenschaftlichen Erforschung der Erdrinde stimmen mit jenen Andeutungen im Wesentlichen auf das Wunderbarste überein. Die verschiedene Bildung der Gebirge auf unserer Erdoberfläche, die in ihnen erhaltenen Ueberreste einer untergegangenen Vorwelt, sind gewissermaßen zu einer versteinerten Geschichte der großen Umgestaltungen geworden, welche die Erde vor der Schöpfung des Menschen erfahren hat.

Man unterscheidet fünf, ihrem Alter nach auf einander folgende Gebirgsformationen: die Urgebirge, die Uebergangsgebirge, die Flötzgebirge, die Tertiärgebirge und das aufgeschwemmte Land. Während man in den Urgebirgen keine Spur organischen Lebens entdeckt, findet man in den nächst-

älteren Gebirgen gallertartige Thiere und Fische. Diese gingen zu Grunde, und an ihre Stelle traten Amphibien, deren Reste wir in den Flötzgebirgen finden. Alle diese Thiere sind durchaus verschieden von unsrer jetzigen Thierwelt, um so verschiedener, je älter die Gebirge sind, in welchen sie gefunden werden. Man zählt an achttausend Arten versteinerter Fische, und keine derselben stimmt mit einer der jetzt lebenden Arten überein. Dabei erscheinen diese Thiere in den wundersamsten Gestalten und von ungeheurer Größe. Man denke sich scheußliche, geflügelte Krokodile von 45 Fuß Länge, mit Fußknochen, wie ein schweres Landsäugethier; Eidechsen mit langen Hälsen, die so wunderlich aussehen, daß man in einer ganz fremden Welt zu stehen meint! — Jede spätere Entwicklungsstufe der Erde ging aus dem Untergang der früheren hervor, bis endlich, als die Erde zum Wohnsitz vernünftiger Wesen geeignet war, der Mensch von Gott geschaffen wurde.

Unmöglich ist es, mit Bestimmtheit den Ort nachzuweisen, wo die ersten Menschen gelebt haben (das Paradies 1. Mos. 2). Die Angaben der Bibel können uns bei den vielen und durchgreifenden Veränderungen, welche die Erdoberfläche seit jener Zeit erfahren hat, darüber eben so wenig einen sicheren Aufschluß gewähren wie die Sagen der alten Völker; indessen weist uns Alles auf das Quellenland des Indus, Dsjihun (Oxus), Euphrat und Tigris, also auf das westliche Hochasien, als die Wiege des Menschengeschlechts hin.

Der Mensch, bestimmt, die ganze Natur zu beherrschen, war nach dem göttlichen Ebenbilde geschaffen; aber durch die Sünde ging dasselbe verloren, und mit der Sünde selbst pflanzte sich nun auch das Verderben der menschlichen Natur von dem ersten Menschen auf seine Nachkommen fort. So entartete allmälig das ganze Menschengeschlecht und reifte seinem Untergange entgegen, der endlich durch die große Sündfluth hereinbrach. Noch bis auf den heutigen Tag zeugen die durch Ueberfluthung des Erdbodens gebildeten jüngsten Gebirgsarten und das von der Fluth aufgeschwemmte Land von jenem gewaltigen Ereignisse, durch welches mit der Thier- und Pflanzenwelt das ganze Menschengeschlecht bis auf eine Familie vom Erdboden vertilgt wurde. Ganze Urwälder hat man versteinert in der Erde gefunden, und ein wie üppiger Pflanzenwuchs damals mit unterging, sieht man aus dem Umfange und der Stärke der Steinkohlenlager, die aus demselben entstanden, und von welchen einzelne eine Stärke von 30 bis 50 Fuß haben. Ebenso findet man in dem Schuttlande die riesenmäßigen Knochen vorsündfluthlicher Säugethiere, theils in Kalkschichten eingeschlossen, theils in großen Höhlen, deren Boden mit Zähnen, Rippen, Schenkelknochen, Schädeln u. s. w. bedeckt ist. So hat man in Sibirien, in Nordamerika, in den meisten Ländern von Europa die Reste einer riesenhaften Thiergattung gefunden, die Mammuthe, unsern Elephanten ähnlich, aber weit größer und mit einer Mähne versehen. In Sibirien finden sie sich im Sande und Eise so häufig, daß man mit ihren Zähnen, die länger weiß bleiben als Elfenbein, einen umfangreichen Handel treibt; ja man hat dort, an der Mündung der Lena, ein solches Thier mit Haut und Haaren, selbst mit dem Fleische, im Eise stecken gefunden, und es ist erwiesen, daß diese Thiere, die jetzt nur in der heißen Zone existiren können, dort gelebt haben, wo man ihre Ueberreste gefunden hat. In Nord-Amerika, besonders im Gebiete des Mississippi, fand man das sogenannte Ohiothier, dem Elephanten

ähnlich, mit Stoßzähnen von 12 Fuß Länge und Backzähnen, die über 11 Pfund wiegen. Ganze Gerippe dieser Thiere standen in Sümpfen aufrecht. In Sibirien und auch in Europa fand man neben dem Mammuth eine Art Rhinoceros und Büffel, in Frankreich Reste des Nilpferdes. Besonders merkwürdig ist das Riesenfaulthier, das in Südamerika gefunden wurde, ein Thier von der Größe des Rhinoceros, welches sich von Pflanzen nährte, deren Wurzeln es wahrscheinlich mit den Tatzen ausgrub. In England fand man die Reste von Elenthieren mit 6 Fuß langen Geweihen, die 300 Pfund wogen und an den Spitzen 14 Fuß weit aus einander standen. Eben so fand man aber auch Knochen von Thieren, die den jetzt lebenden durchaus ähnlich sind, so von Pferden, Eseln, Ochsen, Schafen, Hirschen, Rehen, Löwen, Tigern, Wölfen, Füchsen, Mardern, Hunden u. a. Noch vor wenigen Jahren glaubte man fast allgemein, daß jene ungeheuren, durch die Fluth untergegangenen Thiere einer Zeit angehörten, wo noch keine Menschen auf der Erde lebten, da man in Schichten, die wirklich fossile Knochen von Landsäugethieren enthalten, weder jemals Menschenknochen, noch von Menschen gefertigte Geräthschaften entdeckt hatte. Im J. 1839 aber fand man im Staate Missouri in Nordamerika eins jener colossalen Thiere, dessen größter Theil durch ein Feuer verstümmelt war, welches offenbar Menschen angezündet hatten, um es zu tödten. In demselben Jahre wurden im Staate Ohio zwei solche Thiere ausgegraben, aus deren Kinnladen die Fangzähne ausgelöst waren. Unter dem Gerippe eines anderen Thieres zog man fünf steinerne Pfeilspitzen hervor. Auch Abdrücke menschlicher Füße hat man in einem aus Bergkalkstein bestehenden Felslager am Ufer des Mississippi entdeckt. In Europa wurden ähnliche Entdeckungen gemacht. Im Thale der Somme bei Abbeville fand man in nie zuvor umgewühlten Schichten aufgeschwemmten Landes menschliche Werkzeuge, namentlich Aexte aus Feuerstein neben Zähnen und Knochen des Mammuth und des Flußpferdes. Auch in andern Gegenden Frankreichs, ebenso in Suffolk wurden Messer, Pfeilspitzen und andere Werkzeuge von Feuerstein in gleicher Umgebung angetroffen. Die aufgefundenen Knochen zeigten zuweilen Spuren der Bearbeitung durch Menschenhand. Endlich hat man an verschiedenen Orten auch Menschenknochen im aufgeschwemmten Lande gefunden, namentlich vor etwa zwanzig Jahren in einer Grotte bei Aurignac in der Nähe von Toulouse. Zehn Jahre später angestellte Untersuchungen führten zu der Wahrscheinlichkeit, daß jene Grotte eine uralte Begräbnißstätte sei. Auch Werkzeuge von Rennthierhorn und Feuersteinen wurden in großer Menge daselbst aufgefunden, ferner zerhackte und angeschabte Markknochen von Säugethieren, unter Anderem von einem jungen Rhinoceros, woraus man, wie aus der Auffindung einer Feuerstätte, schloß, daß bei dem Begräbniß ein Leichenschmaus gehalten sei. In der Aschenschicht war unter vielen Zähnen grasfressender Thiere auch ein Mammuthbackenzahn. Allerdings hat man noch in keinem Fall volle Gewißheit, daß die aufgefundenen Menschenknochen von der Sündfluth herrühren, da sie möglicherweise auch Gebeine solcher Menschen sein können, die später dort gelebt haben. Unwahrscheinlich müßte es sein, Menschengebeine aus jener Zeit in Gemeinschaft mit Thierknochen zu finden, da es sehr natürlich ist, daß die Menschen sich während des Unterganges von den Thieren trennten, wie man selbst die Reste der pflanzenfressenden Thiere fast nie mit denen der fleischfressenden zusammen findet.

Höchst merkwürdig ist die Uebereinstimmung der Sagen fast aller alten Völker von einer großen Fluth mit der Erzählung der Bibel. Was hier von Noah gesagt wird, das erzählen die alten Babylonier von Xisuthros; selbst die Arche und die Taube fehlen nicht. Aehnlich ist die in Kleinasien sich findende Sage von Nannakos, der nach der Sündfluth Menschen aus Thon gebildet haben soll; auch hier kommt das Schiff und die Taube vor. Die Inder erzählen, der Gott Brahma habe dem frommen Manus befohlen, ein Schiff zu bauen und dasselbe mit sieben heiligen Männern und Samen und Thieren aller Art zu besteigen; das Schiff sei auf einem Gipfel des Himalaja gelandet, worauf Manus Stammvater der Menschen wurde. Die Chinesen und Japanesen feiern noch jährlich ein Todtenfest wegen der bei der Sündfluth umgekommenen Menschen. Nach griechischen Sagen beschloß Zeus, der höchste der Götter, das seine Kraft überschätzende, in Laster aller Art versunkene Menschengeschlecht durch eine große Wasserfluth von der Erde zu vertilgen. Nur der fromme Deukalion rettete sich mit seinem Weibe Pyrrha in einem hölzernen Kasten, den er auf den Rath seines Vaters Prometheus gebaut hatte. Nachdem sich das Wasser verlaufen hatte, blieb der Kasten auf dem Berge Parnassos stehen. Deukalion befragte die Götter, wie er die Erde wieder bevölkern könnte, und es wurde ihm und der Pyrrha befohlen, sie sollten die Gebeine ihrer Mutter hinter sich werfen. In der Meinung nun, daß die Erde die Mutter der Menschen sei, warfen sie Steine über ihr Haupt, und die des Deukalion wurden Knaben, die der Pyrrha Mädchen. Selbst bei den alten Bewohnern Amerika's haben sich ähnliche Sagen wieder gefunden. So sagten die Azteken in Mexiko: alle Menschen seien in einer allgemeinen Ueberschwemmung ertrunken; nur ein Mann mit seinem Weibe habe sich in einem Nachen gerettet, und nach beendigter Fluth seien sie auf einem Berge ausgestiegen. In Sagen auf Cuba finden wir nicht nur den Raben und die Taube, die mit dem Zweige im Schnabel zu dem Greise zurückkommt, der sich mit seiner Familie und vielen Thieren in einem Kasten gerettet hat, sondern auch den Zug, daß er nach Beendigung der Fluth aus wilden Trauben Wein gemacht habe. Selbst die Bewohner von Grönland und Lappland, wie die Insulaner der Südsee, wußten von einer allgemeinen Fluth. Offenbar ist ihnen allen eine Erinnerung aus der Urzeit geblieben, die aber um so dunkler und verworrener ist, je weiter sie von der Gegend, wo Noah nach der Fluth sich niederließ, entfernt waren, und je geringer der Grad ihrer geistigen Bildung war.

---

§. 2. Die ältesten Völker.

Noah's Nachkommen, die sich bald außerordentlich vermehrten, blieben anfangs zusammen in dem fruchtbaren Flußlande des Euphrat und Tigris (der Ebene Sinear). Im Laufe der Zeiten entstanden jedoch Zwistigkeiten unter ihnen, durch die sie bewogen wurden, sich zu trennen, und sie zogen nun von ihrem ursprünglichen Sitze aus theils nach Osten, theils nach Süden, theils nach Westen. Die ursprüngliche Ursache der Trennung mußte bald wieder zu

Trennungen führen, und so verließen sie theilweise auch ihre neuen Wohnsitze wieder, um weiter zu ziehen; theils wurden sie auch durch Solche, die ihnen nachfolgten, aus denselben verdrängt, und so setzte sich dies gegenseitige Drängen und Wandern längere Zeit hindurch fort.

Natürlich konnte die Beschaffenheit der Wohnsitze, in welche sie entweder durch äußere Schicksale, oder durch eigene Neigung geführt wurden, nicht ohne den bedeutendsten Einfluß auf ihre Lebensweise bleiben. Diejenigen, welche in Steppenländern wie die Mesopotamiens und in den Wüsten Hochasiens ihren Aufenthalt fanden, durchzogen dieselben mit ihren Heerden als Nomaden; die, welche in den Gebirgen lebten, nährten sich von der Jagd, und die dadurch erlangte Uebung im Waffengebrauch führte auch zum Krieg, der ihnen reichere Beute versprach. Die, welche sich an den Meeresküsten niederließen, waren auf Fischfang angewiesen und beschifften raubend und Handel treibend das Meer. Die Bewohner der Tiefebenen und der milden Flußthäler endlich reizte der fruchtbare Boden zu Ackerbau und Viehzucht. Sie waren zuerst veranlaßt, in den herrlichen Ländern, die ihnen alle Bedürfnisse des Lebens reichlich darboten, feste Wohnsitze zu gründen, und in diesem geordneten Leben konnten auch Gewerbe und Künste am ersten gedeihen.

Gleichzeitig bildete sich eine Gliederung des Menschengeschlechts in verschiedene Menschenstämme oder Racen, die durch unwandelbar und von Klima, Nahrung und anderen äußereren Einflüssen unabhängig von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzende Abweichungen der Körperbildung, namentlich des Schädels und der Hautfarbe, von einander gesondert sind. Manche Naturforscher nehmen drei, andere vier, noch andere fünf oder sieben solcher Menschenracen an, alle aber unterscheiden als Hauptracen die kaukasische, oder, wie der englische Naturforscher Prichard*) sie richtiger nennt, die iranische, die mongolische (nach Prichard turanische) und die äthiopische. Die Verschiedenheiten derselben sind so bedeutend, daß Viele sie nur durch die Annahme der Abstammung von verschiedenen Menschenpaaren glaubten erklären zu können. Bei aller Verschiedenheit findet man indessen doch so viel Uebereinstimmung im Wesentlichen, so viele Uebergänge der Racen in einander in Beziehung auf Farbe und Körperbau, eine so vollständige Fähigkeit sich mit einander zu vermischen, daß die bedeutendsten Forscher, wie Alexander v. Humboldt, Johannes Müller und besonders Prichard sich mit Entschiedenheit für die Einheit des Menschengeschlechts und gemeinsame Abstammung von einem Paare ausgesprochen haben. Die Verschiedenheit erklärt sich daraus, daß in der Urzeit, „wo Stoffe und Gestalten gefügiger, gleichsam weicher, äußeren Einflüssen unterworfener waren, auch der Mensch in die Natur des Erdstrichs und Landes so hineingebildet wurde, daß er wie die übrige ihn umgebende Schöpfung aus dem Boden entsprossen scheint," und die dadurch entstandenen Verschiedenheiten dann, „als die Energie der bildenden Natur nicht mehr so groß war," dauernd blieben.

So weit die geschichtlichen Erinnerungen hinaufreichen, finden wir in den fruchtbaren Ebenen und Flußthälern schon zum Theil sehr bedeutende Städte und geordnete Staaten, und es läßt sich durchaus nicht mit Bestimmtheit

*) „Naturgeschichte des Menschengeschlechts." Bd. 1. S. 295 der deutschen Uebersetzung.

nachweisen, wie dieselben entstanden sind. — Die älteste Form der Gemeinschaft unter den Menschen war jedenfalls die Familie. Von Anfang bestand ein Verhältniß der Ungleichheit unter ihnen. Der Kluge erlangte entschiedenes Uebergewicht über den Einfältigen; der Starke überwältigte den Schwachen und machte ihn zu seinem Diener. Die, welche in Kriegen und auf Raubzügen gefangen genommen waren, wurden Leibeigene des Siegers, und die Leibeigenschaft vererbte sich auch auf die Nachkommen der Unglücklichen. Selbst die Hausfrau, obgleich den Sklavinnen gebietend, war dem Manne gegenüber nur Dienerin, in beständiger Unterwürfigkeit gegen ihn, was sich auch schon in der im Alterthum überall verbreiteten Vielweiberei zu erkennen giebt. Das Haupt der Familie war der Familienvater. Er hielt die Ordnung in derselben aufrecht; er schlichtete die Streitigkeiten unter den Familiengliedern; er brachte die Opfer für die Familie dar. Wenn sich die Familie weiter ausbreitete, sich zu einem Stamme ausbildete, so blieb das nämliche Verhältniß. An der Spitze desselben steht als Herrscher, Anführer im Kriege, Richter und Priester der Stammälteste. Dies ist die sogenannte patriarchalische Verfassung, die sich bei Nomadenvölkern noch in sehr später Zeit, ja bei den Beduinen z. B. noch bis auf den heutigen Tag findet. — Drang ein solcher Stammfürst an der Spitze seiner Nomaden erobernd in ein Land ein, so wurden die unterworfenen Bewohner desselben seine unbedingten Unterthanen, und wo die mit ihm eingedrungenen Nomaden in den neuen Wohnsitzen verweichlichten, kamen sie bald zu dem Fürsten in ein ähnliches Verhältniß, wie die Urbewohner des Landes, und die patriarchalische Verfassung ging in Willkürherrschaft eines Einzelnen (Despotismus) über.

Anders als bei den Nomaden mußte sich das Leben bei den Völkern gestalten, die feste Wohnsitze hatten. Bei jenen haben Alle nur eine und dieselbe Beschäftigung, die Sorge für ihre Thiere und den Krieg; bei diesen machten die durch das Zusammenleben an einem Orte vermehrten Bedürfnisse eine weit größere Mannigfaltigkeit der Beschäftigungen nöthig, und da bei den alten Völkern der geistige Verkehr nicht so rasch war wie in unsern Tagen, so that sich Alles zusammen, was von einander lernen konnte; so zunächst die Familie. In ihr vererbten sich Kenntnisse und Beschäftigungen von Geschlecht zu Geschlecht, wie es noch heutzutage unter den Landleuten gewöhnlich ist. Besonders aber schlossen sich Diejenigen, welche durch Kenntnisse oder durch die Art ihrer Beschäftigung ein Uebergewicht im Staate ausübten, eng zusammen zu streng gesonderten Ständen oder **Kasten**. Das größte Uebergewicht erhielten überall die Priester. Sie waren im Besitz aller Bildung und aller Ueberlieferungen aus der Urzeit; sie waren deshalb Lehrer und Rathgeber des Volkes; sie waren zugleich Gesetzgeber, da alle Gesetze als göttliche Offenbarungen betrachtet wurden. So vereinigten sie in sich geistliche und weltliche Macht, und wo ein Priesterstamm in ein Land mit einwanderte, demselben höhere Bildung und andere Götter zuführend, da konnte ihm die Herrschaft nicht entgehen. Nächst ihnen gelangte die Kriegerkaste durch die Gewalt der Waffen zum größten Ansehen. Oft zwang sie die Priesterkaste, die Herrschaft mit ihr zu theilen, und wußte ihrem Anführer die königliche Gewalt zu verschaffen; doch mußten die Könige, auch wenn sie der Kriegerkaste angehörten, um ihr Ansehen bei dem Volke durch göttliche Autorität zu stützen, sich den

Gesetzen der Priester unterwerfen, und so sind die ältesten Staaten jedenfalls als Priesterstaaten zu betrachten. Diese beiden Kasten bildeten gewissermaßen der Masse des Volkes gegenüber den Adel des Landes. Das Volk selbst theilte sich in Ackerbauer und Gewerbetreibende, zu denen noch die Hirten kamen.

Auch auf die Religion der Menschen übte ihre Zerstreuung den größten Einfluß aus. Zwar Noah und seine Söhne konnten die Erkenntniß des wahren Gottes noch nicht verlieren. Das Andenken an die gewaltigen Begebenheiten, durch die sich Gottes Allmacht und Heiligkeit so sichtlich offenbart hatte, war bei ihnen noch nicht erloschen. Nachdem aber einmal der innere Zusammenhang mit Gott durch die Sünde unterbrochen war, vermochte auch nichts Aeußeres die Erkenntniß Gottes in ihrer Reinheit zu erhalten. So wurden denn, als Noah's Nachkommen sich weit über die Erde verbreiteten, die Offenbarungen Gottes bald vergessen, und die Erinnerung an dieselben erlosch immer mehr, die religiösen Ueberlieferungen wurden immer dürftiger und dunkler, je weiter sich ein Volk von dem gemeinsamen Ursitze entfernte.

Ganz aber konnten die Menschen von dem Göttlichen nicht ablassen. Sie fühlten das Bedürfniß, ein über ihre Ohnmacht erhabenes Wesen anzuerkennen und zu verehren, da sie sich überall von etwas Höherem abhängig sahen; weil sie sich aber nicht über die Natur zu einem heiligen Gotte zu erheben vermochten, so suchten sie ihn in der Natur, und erwiesen demjenigen göttliche Verehrung, was in ihr durch Schönheit oder gewaltige Kraft ihnen auffiel. So entstand das Heidenthum.

Zunächst mußten die Himmelskörper die Aufmerksamkeit der Menschen erregen. Die Schönheit und Majestät des im Orient beständig klaren Himmels, die regelmäßige Bewegung der Himmelskörper, der Einfluß derselben auf die irdischen Dinge, der nicht unbemerkt bleiben konnte, machten sie früh zum Gegenstande der Verehrung, indem man in ihnen die Quelle alles Lebens sah, und in der That erweist sich der Gestirndienst als die älteste Art des Götzendienstes. Er wird schon 5. Mos. 4, 19 und in dem sehr alten Buche Hiob 31, 26. 27 erwähnt. — Wie die Himmelskörper, so wurde auch jede furchtbare und wohlthätige Kraft der Natur Gegenstand abgöttischer Verehrung. Bei den meisten Völkern entstand frühzeitig das Bedürfniß, die Gottheit in sichtbarer Gestalt darzustellen. Ursprünglich galt das Bild nur als Symbol; bald aber wurde das Zeichen mit der Gottheit selbst verwechselt. Die Alles belebende Phantasie führte anfangs zu der Meinung, daß die Gottheit in dem Symbol durch eine besondere Wirkung ihrer Kraft gegenwärtig sei; bald aber verfiel das Volk in den durch die Herrschsucht der Priester genährten Wahn, daß die Gottheit mit dem Bilde ganz eins sei. Beide Arten des Götzendienstes werden in der Weish. Salom. 13 auf die treffendste Weise geschildert. — Noch Andere sanken zu göttlicher Verehrung der Thiere herab; am meisten verdunkelt aber erscheint das Göttliche bei Denjenigen, welche am weitesten nach Norden und Süden gedrängt wurden. In Mittelafrika wurden sie überwältigt von der Glut einer überreichen Natur; an den Polen erstarrte ihr geistiges Leben. So trat selbst in ihrer äußeren Gestalt immer mehr eine fast thierische Bildung hervor; ihre Sprache wurde immer eintöniger; von religiösen Gefühlen blieb ihnen nur das der unheimlichen Angst vor den zerstörenden Gewalten der Natur. Diese beten sie an; diese suchen sie durch die Zauberformeln ihrer

Geisterbeschwörer unschädlich zu machen. So die Neger in Afrika; so die rohen Horden im nördlichen Sibirien. Ja bei vielen Völkern in Südafrika sind die Götter nichts als Fetische, d. h. sie machen den ersten, den besten Stein, eine Scherbe, eine Feder oder dgl. zu ihrem Gott, erweisen ihm Verehrung, bedienen sich seiner als Zaubermittel, und beschimpfen ihn, wenn sie meinen, er helfe ihnen nichts. Ursprünglich war gewiß auch bei ihnen ein reinerer Dienst der Gottheit, und der Stein bezeichnete wohl nur die Stelle, wo dieselbe ihren Sitz hatte, und von wo aus sie wirkte.

Wie tief aber auch die Menschen sanken, immer blieb ihnen ein, wenn auch noch so dunkles, Gefühl der Abhängigkeit und mit demselben die Möglichkeit der Rückkehr zum wahren Gott.

§. 3. Die Chinesen.

Die Kulturvölker des Alterthums gehören sämmtlich der kaukasischen Menschenrace an, welche den indogermanischen, den semitischen und den nordafrikanischen Völkerstamm umfaßt; indessen gelangte doch schon früh auch ein zur mongolischen Race gehöriges Volk zu einem nicht unbedeutenden Grade von Bildung, das Volk der Chinesen.

Das große Kaiserreich China, von den Chinesen mit dem stolzen Namen des „himmlischen Reiches" oder des „Reiches der Mitte" bezeichnet, das größte aller asiatischen Reiche, dehnt sich, an das östliche Hochland des inneren Asiens sich anschließend, bis zu den Gestaden des großen Oceans aus, mit den dazu gehörigen Ländern, der Mandschurei, Mongolei, Bucharei, Tübet, 250,000 Quadratmeilen umfassend. Das eigentliche China, die „Blume der Mitte", enthält ein breites, sich im Westen an die Hochterrasse von Sifan lehnendes, wild-romantisches Alpenland, dessen Gipfel zu Tausenden in die Region des ewigen Schnees hineinragen, und mächtige Arme sendet das Hochgebirge weithin nach Nordost und Südost. Zwei gewaltige Ströme, auf dem inneren asiatischen Hochlande entspringend, der Hoang-ho und Yan-tse-kiang, durchfließen das Alpenland und treten dann, eine Menge der großartigsten Wasserfälle bildend, in die große chinesische Tiefebene ein. Fruchtbarer und anmuthiger, als diese, ist keine Gegend der Erde. Keine unübersteiglichen Gebirge, keine Wüsten und Steppen durchziehen dieselbe. Da ist kein wildes Thier, fast keine wilde Pflanze; Alles, was der Mensch zur Erhaltung und Verschönerung des Lebens bedarf, bringt der sorgfältig angebaute Boden in der reichsten Fülle hervor. Im Norden sind schattige Waldungen mit allen Arten der europäischen Waldbäume, reiche Getreidefelder, Gärten voll Obst und Gemüse, die herrlichsten Weinberge und die anmuthigsten Wiesenflächen. In der Mitte wächst die Cypresse und der Oelbaum; weithin dehnen sich die für den Seidenbau so wichtigen Maulbeerwaldungen aus; auf den Feldern wird Reis, in den höher liegenden Gegenden Thee gebaut; die Gärten enthalten die edelsten Früchte, und die Abhänge der Gebirge sind mit den köstlichsten Blumen und den gewürzreichsten Kräutern bedeckt. Im Süden gedeiht die Banane, die

Cocospalme, das Zuckerrohr. Zahlreiche größere und kleinere Flüsse durchschneiden das Land nach allen Richtungen, und außerdem erleichtern an vierhundert Kanäle die Verbindung der verschiedenen Theile des unermeßlichen Reiches.

In diesem schönen Lande hat schon sehr früh, vielleicht früher als irgend ein Volk anderswo, das Volk der Chinesen ein geordnetes Volks- und Staatsleben gegründet. Sie gelangten zeitig zu einer bewundernswürdigen Fertigkeit in allerlei gewerblichen Thätigkeiten, in der Bereitung von Porcellan und von mancherlei Stoffen, im Anlegen von Gärten und Kanälen; sie kannten die Kunst Bücher zu drucken lange vor den Europäern; auch der Gebrauch der Magnetnadel und des Schießpulvers ist ihnen schon sehr früh bekannt gewesen. Sie scheinen den höchsten Grad geistiger Bildung erreicht zu haben, dessen die mongolische Race überhaupt fähig ist. Aber eben darum schlossen sie sich auch frühzeitig auf der einmal erlangten Bildungsstufe ab, und noch heutigen Tages nehmen sie denselben Standpunkt ein, auf dem sie sich schon vor Jahrtausenden befanden. Selbst die Eroberer, die sich das Land unterwarfen, vermochten in dem Volksleben wie in dem Staatsleben der Chinesen nichts zu ändern; vielmehr war dasselbe mächtig genug, alles Fremde nach seiner Weise umzugestalten. Es blieben die hergebrachten Einrichtungen; es blieben die früheren Behörden; nur die Personen wechselten, und selbst ihre eigene Sprache und Sitte vermochten die Eroberer nicht rein zu erhalten. Ebenso kann aber auch von einer individuellen Entwicklung des Einzelnen bei den Chinesen nicht die Rede sein. Wie schon im Aeußeren die Einförmigkeit der Gesichtszüge, der Mangel charaktervoller Gestaltung auffällt, so findet sich die nämliche Einförmigkeit auf dem Gebiete des geistigen Lebens; der Einzelne verschwindet hier völlig in dem Ganzen. So steht dies merkwürdige Volk mit seinem selbstgenugsamen Stolz und seiner verknöcherten Bildung als ein abgestorbenes Glied des großen Ganzen da, ohne Einfluß auf den Entwicklungsgang der Menschheit, wie es selbst keiner Entwicklung mehr fähig ist, ausgeschieden auch innerlich von der übrigen Welt, wie es äußerlich von derselben abgeschlossen ist durch Berge und Wüsteneien im Norden und Westen, im Osten und Süden durch den Ocean, der den Seefahrer gegen die niederen und gefährlichen Küsten wirft.

Eine Geschichte kann ein Volk ohne alle lebensvolle Entwicklung, wie die Chinesen, eigentlich gar nicht haben. Schon der Urzeit gehören die Grundzüge aller staatlichen und religiösen Einrichtungen an; sie umzugestalten und lebendig fortzuentwickeln erscheint als Frevel; die ewig gültigen Urzustände rein zu erhalten, oder wo sie von außen her gestört wurden, sie in ihrer Reinheit wieder herzustellen, ist für den Chinesen die einzige Aufgabe des Menschengeschlechts. Die chinesischen Geschichtschreiber rücken daher die Anfänge des Reiches und die Begründung aller bürgerlichen, politischen und religiösen Verhältnisse in eine sagenhafte Vorzeit hinauf. In unvordenklicher Zeit, erzählen sie, kamen die Stammväter des Volkes von den Gebirgen im Nordwesten herab, unterwarfen sich das Land, und die von den Urbewohnern, welche nicht ausgerottet oder vertrieben wurden, mußten die Sitten der Eroberer annehmen und verschmolzen mit ihnen zu einem Volke. Eine Menge mythischer Herrscher wird genannt, welche zusammen über 100 Millionen Jahre herrschten

und Wohlthäter des Landes wurden, indem sie Bildung und Gesittung in demselben begründeten. So soll Fohi die Ehe eingeführt haben und der erste Gesetzgeber der menschlichen Gesellschaft geworden sein. Auch die Erfindung der Buchstabenschrift und des Saitenspiels wird ihm zugeschrieben; die Anfänge aller Künste und Wissenschaften werden auf ihn zurückgeführt; er theilte den Himmel in Grade, verfertigte den ersten Kalender, führte religiöse Gebräuche ein, umgab die Städte mit Mauern und lehrte den Menschen die Gewerbe und die Bereitung und den Gebrauch der Waffen. Die geschichtliche Zeit beginnt erst mit den Dynastien Hia, 2207—1767 v. Chr., und Schang (bis 1122). Aber auch hier ist noch Vieles unsicher und sagenhaft; überdies hören wir nur von Thronwechseln, guten und schlechten Regenten, Empörungen, beginnenden Einfällen der benachbarten Barbarenvölker u. dgl. Als eigentlicher Gesetzgeber China's erscheint Wu-wang, der Begründer der Dynastie Tsche-u, welche sich an die Dynastie Schang anschloß und bis 258 regierte. Unter derselben gerieth das Reich zuletzt in völligen Verfall; die Vasallen machten sich fast ganz unabhängig, und eine Zertheilung des Landes in eine Menge kleiner Reiche schien unvermeidlich. Da stürzte Tschao-siang, der Stifter der Sin-Dynastie, den letzten Fürsten der Dynastie Tsche-u; sein Urenkel Schi-Hoang-ti rottete den ganzen Stamm der Tsche-u aus und machte sich 247 v. Chr. zum alleinigen Herrn des Landes. Er führte die Zügel der Regierung mit kräftiger Hand, und zum Schutze gegen die immer gefährlicher und häufiger werdenden Einfälle der Barbarenvölker ließ er die „große Mauer" bauen, ein wahres Wunderwerk der Baukunst. Dreihundert Meilen weit zieht sie sich an der Westgrenze China's entlang, über Berge und Abgründe, Flüsse und Thäler fort, überall 20 Fuß hoch, unten 25, oben 4½ Fuß dick, unten aus mächtigen Granitblöcken, oben aus bläulichen Backsteinen bestehend und alle 300 Schritt mit kegelförmigen steinernen Thürmen versehen. Nach Schi-Hoang-ti's Tode (207 v. Chr.) zerfiel das Reich abermals, und erst Lieu-pang, dem Stifter der Dynastie Hang, die in ihrem westlichen Zweige bis 24, in ihrem östlichen bis 224 n. Chr. regierte, gelang es 197 v. Chr., die getrennten Theile wieder zu einem Ganzen zu vereinigen. Die Fürsten der folgenden Dynastien waren meistentheils unfähige Herrscher. In Laster und Ueppigkeit versunken, vermochten sie weder das Reich gegen die Angriffe der Barbarenvölker zu schirmen, noch Ruhe und Ordnung im Innern aufrecht zu erhalten. Empörungen und Spaltungen zerrütteten das Land, und die Nachbarvölker wußten den inneren Zwist wohl zu benutzen. Schon um 386 n. Chr. eroberten die Tataren die nördlichen Provinzen und gründeten daselbst ein eigenes Reich, dessen Beherrscher sich 589 auch den südlichen Theil unterwarf. Im dreizehnten Jahrhundert drangen die Mongolen in China ein. Sie eroberten 1215 die Hauptstadt Peking; ihr Khan Kublai machte sich 1279 zum Beherrscher des ganzen Landes, und 89 Jahre lang stand dasselbe seitdem unter mongolischer Herrschaft. Endlich ermannte sich das Volk; begünstigt durch die Uneinigkeit der mongolischen Großen, schüttelte es das Joch der Fremdherrscher ab, und unter der Dynastie Ming (1368—1644) gelangte das Reich wieder zu schöner Blüthe. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts aber wurde China von Neuem durch innere Unruhen zerrüttet. Die eine der streitenden Parteien rief das tatarische Volk der

Mandschu zu Hülfe; dieselben eroberten Peking, unterwarfen sich das ganze Reich, und seitdem steht China unter mandschurischen Herrschern. Die inneren Zustände des Landes wurden durch allen diesen Wechsel nicht verändert, und obgleich seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts die Europäer mit China in Verkehr zu treten suchten, so blieb doch das Land allen übrigen Völkern fast gänzlich verschlossen, bis die Chinesen endlich durch einen Krieg mit England, der von 1840—1842 währte, gezwungen wurden, dem Verkehr mit den Europäern die fünf Häfen von Canton, Amoy, Fu-tscheu-fu, Ningpo und Schang-hai zu öffnen, Consuln daselbst zuzulassen und die Insel Hongkong den Engländern abzutreten. (Ueber die neuesten Ereignisse in China vergl. Bd. V., §. 33.)

Der Sinn der Chinesen ist ganz auf das irdische Leben gerichtet und fern von aller religiösen Begeisterung. Mit gleicher Berechtigung herrschen im Lande drei Religionen, nämlich außer der Staatsreligion die Religion Tao-sse oder der Urvernunft und die aus Indien stammende des Fo oder Buddha (§. 6). — Als Erneuerer und Lehrer der Staatsreligion trat Kon-fu-tse (Confucius) auf, welcher aus königlichem Geschlechte stammte und 551—478 v. Chr. lebte. Er wollte die bestehende Religion nicht ändern, sondern nur zeigen, wie sich dieselbe im Leben der Menschen wirksam erweisen müsse; nur Lehren der Tugend und Klugheit wollte er verbreiten, und seine Sittenlehre umfaßt alle Verhältnisse des menschlichen Lebens. Nach dieser Religion besteht von Ewigkeit her eine Urkraft (Yang) und ein Urstoff (Yn). Jene offenbart sich im Himmel (Tien), d. h. in Sonne, Mond und Sternen und dem blauen Firmament, und indem sie den Urstoff bewegt und gestaltet, entsteht die Welt. Himmel und Erde sind also Vater und Mutter aller Dinge, aber der Himmel wirkt auf die empfangende Erde nur unbewußt; das einzige unter allen Wesen, welches Verstand zur Unterscheidung hat, ist der in der Mitte zwischen Himmel und Erde stehende, das Gleichgewicht des Weltalls bildende Mensch. Zu der Idee eines über der Natur stehenden geistigen Urprincips, welches das Weltall ins Dasein rief und erhaltend durchdringt, vermag der nüchterne, an die sinnliche Erscheinung gefesselte Sinn des Chinesen sich nicht zu erheben. Wohl aber verehrt das Volk auch die Geister der Sterne, der Sonne, der Berge und Flüsse, in denen sich die göttliche Urkraft offenbart, vornehmlich aber die Seelen verstorbener Menschen, namentlich guter Kaiser und tugendhafter Vorväter, als Schutzgeister über Haus und Familie und einzelne Kreise des Lebens, und bringt ihnen Opfer dar. Dabei kennt indessen diese Religion doch eigentlich keine Unsterblichkeit der Seele, keine Belohnung oder Strafe in einem Leben nach dem Tode. Der Mensch ist von Natur gut; die in ihm wohnende Vernunft treibt ihn von selbst zur Tugend und Frömmigkeit; seine Pflicht ist unbedingte Hingebung an die in der Natur sich offenbarende göttliche Macht, Unterwerfung unter die Gesetze des himmlischen Reiches, welches als das Abbild des geordneten Weltalls erscheint. Die Sünde ist eine Störung der Weltharmonie, welche nur Unglück für den Einzelnen wie für das Ganze erzeugen kann. Schon hieniden tritt alle Vergeltung ein; der Lohn des Tugendhaften nach dem Tode besteht nur darin, daß er wieder mit dem Himmel vereinigt wird und im Andenken der Menschen auf Erden fortlebt.

Stifter der Religion des Tao war Lao-tse, um 600 v. Chr. Nach

ihm sind Himmel und Erde aus dem Chaos entstanden; diesem aber geht voran als Mutter des Weltalls ein unwandelbares, ewig schaffendes Wesen, unermeßlich und schweigend, das man mit dem Namen Tao (Vernunft) bezeichnen kann. Der Mensch ist ein Abbild der Erde, die Erde ein Abbild des Himmels, der Himmel ein Abbild der Vernunft und diese ein Abbild ihrer selbst. Der Weise ertödtet sein Fleisch, bezähmt seine Begierden und Leidenschaften; der Welt entsagend, lebt er gleichgültig gegen Freude und Schmerz in der Einsamkeit, um sich in sich selbst und in den Gedanken des Ursein zu versenken. Dadurch erlangt er Gewalt über die Natur, ja sogar über den Tod, und er lebt entweder ohne Tod in einem nie alternden Körper auf Erden fort, oder er tritt in eine Seelenwanderung ein, bis er endlich zu dem Ursein zurückkehrt, aus dem er hervorgegangen ist. Die Lehren des Lao-tse wurden von seinen späteren Anhängern vielfach umgestaltet, und der mannigfaltigste Wunderglaube mit Zauberei, Wahrsagerei und Geisterbeschwörungen schloß sich an dieselben an.

Schon sehr früh haben die Chinesen eine Schrift gehabt; dieselbe drückt jedoch nicht eigentlich den Laut des Wortes aus, sondern giebt dasselbe in einem den Begriff malenden Bilde, so daß jedes Zeichen unabhängig vom Laute des Wortes einen bestimmten Begriff darstellt. Es giebt daher an 40,000 verschiedene Charaktere, von denen jedoch nur etwa der zehnte Theil in häufigem Gebrauche ist. Eben so unbeholfen ist die chinesische Sprache. Fast alle Wörter sind einsylbig. Von eigentlicher Declination und Conjugation ist keine Rede; dieselbe wird vielmehr nur durch vorgesetzte oder angehängte Partikeln gebildet, und in der älteren Sprache, wo auch diese meistentheils fehlen, kann man nur aus der streng geregelten Construction das grammatische Verhältniß der Wörter zu einander erkennen. Die chinesische Literatur ist vielleicht umfangreicher, als irgend eine andere des Orients. Die Bibliothek des Kaisers Kien-Long, der von 1735—1796 regierte, war so groß, daß der gedruckte Katalog derselben 122 Bände umfaßte. Derselbe Kaiser ließ eine Auswahl der classischen Literatur China's veranstalten, die auf 180,000 Bände berechnet war, und von der bis 1818 wirklich schon 78,731 Bände erschienen. Besonders bedeutend ist die chinesische Literatur in den Wissenschaften, die von unmittelbarem Gewinn für das äußere Leben sind, namentlich in der Arzneikunde, der Naturgeschichte, Astronomie, Geometrie; sie ist reich an Werken über Ackerbau, Mechanik, Kriegskunst; die geschichtlichen und geographischen Werke der Chinesen sind für die Kenntniß Hochasiens durchaus unentbehrlich. — Die ältesten Denkmäler der chinesischen Literatur bilden die fünf heiligen Bücher oder **Kings**, welche Kon-fu-tse aus verschiedenen Quellen sammelte. Die drei eigentlichen Kings sollen ihrem Inhalte nach völlig aus der Zeit der Urväter herrühren; sie sind: 1) das Y-king oder das Buch der Verwandlungen, ein dunkles, ursprünglich aus achtmal acht Figuren bestehendes Buch, die symbolisch das Wesen der Natur bezeichnen sollten, deren Deutung aber schon dem höchsten Alterthume ein unauflösbares Räthsel war, mit Erläuterungen und moralisch-politischen Betrachtungen von Kon-fu-tse; 2) Schu-king oder das Buch der Annalen, Urkunden zur Geschichte der vier ersten Dynastien, und 3) Schi-king oder das Buch der Lieder (mehrfach übersetzt, namentlich von Fr. Rückert), eine Sammlung von Liedern aus verschiedener Zeit und

von verschiedenen Verfassern, Gesänge, Hymnen und einfache Volkslieder, nicht ohne Tiefe des Gefühls und von edler Gesinnung zeugend. An diese eigentlichen Kings schließt sich eine von Kon-fu-tse verfaßte kurze Geschichte seiner Heimath, des Königreiches Lu, und endlich Li-ki oder das Buch der Ceremonien, eine Sammlung von Gesetzen und Verordnungen für alle Lebensverhältnisse bis zu den größten Kleinigkeiten und Einzelnheiten. Außer den Kings werden noch mehrere Schriften von Kon-fu-tse und seinen Schülern, namentlich die Sse-schu oder die vier Bücher, welche die zuverlässigste Quelle für die Kenntniß seiner Lehren bilden, von den Chinesen besonders heilig gehalten.

Von einer Blüthe der Poesie, wie sie uns bei den Culturvölkern in mehr oder minder herrlicher Gestaltung entgegentritt, kann natürlich bei einem so nüchternen, ganz an die Wirklichkeit gefesselten, des Sinnes für alles Ideale so völlig entbehrenden Volke, wie die Chinesen, nicht die Rede sein. Ein Epos haben sie gar nicht. Ist ihnen doch die Idee einer lebendigen Entwicklung des Menschengeschlechtes völlig unbekannt; von dem gewaltigen Kampfe, in welchem dasselbe fort und fort begriffen ist, haben sie keine Ahnung; ihrer Religion fehlt eben so sehr alle Tiefe wie der Reichthum mythischer Gestaltung, ihrer Geschichte der ahnungsreiche Hintergrund einer großartigen Heroenzeit. Woher sollte ihnen da der Stoff kommen für das Epos! Statt desselben haben sie nur den Roman, und auch diesem fehlt der höhere poetische Schwung; er bewegt sich nur in den Verhältnissen des gewöhnlichen Lebens, und giebt ein zwar treues und anschauliches Bild desselben, aber meist nüchtern und in langweiliger Breite. Das Drama ist den Chinesen ursprünglich ganz fremd und wurde ihnen erst durch den Buddhismus aus Indien zugeführt. Zwar lieben sie das Schauspiel, und es fehlt nicht an theatralischen Aufführungen, wobei es bemerkenswerth ist, daß keine Schauspielerinnen auftreten, sondern Frauenrollen meistens durch Knaben dargestellt werden; doch das chinesische Drama ist nichts als eine dialogisirte Novelle, theils in einfacher Prosa, theils in Versen, aber ohne allen poetischen Gehalt, ohne jede tiefere sittliche Bedeutung, nichts als nüchterne Darstellung von Vorfällen des Alltagslebens zur Belustigung und Unterhaltung des Volkes. Selbst die lyrische Poesie, deren bedeutendstes Erzeugniß, den Schi-king', wir bereits erwähnt haben, ist bei aller Lieblichkeit und Anmuth doch ohne poetische Tiefe. Sie hat meist den Charakter des Lehrhaften, und Sittensprüche und weise Lebensregeln müssen den Mangel dichterischer Begeisterung ersetzen.

Auch auf dem Gebiete der Baukunst und der bildenden **Kunst** konnte sich bei den Chinesen keine freie schöpferische Thätigkeit entfalten. Der Sinn für die Schönheit ist ihnen völlig fremd, und die Welt der Ideale ist ihnen ewig verschlossen geblieben. Nirgends konnten sie über sclavische Nachahmung der Natur hinauskommen; auch die Kunst steht bei ihnen lediglich im Dienste des gewöhnlichen Lebens und wird wie alles Uebrige durch bestimmte, vom Staate vorgeschriebene, auf alter Ueberlieferung beruhende Gesetze geregelt. Sie haben es daher in den Werken der bildenden Kunst aus Stein und Porcellan in Beziehung auf die äußere technische Ausführung zu großer Vollkommenheit gebracht, aber es fehlt denselben der Geist; sie malen Blumen, Vögel, Fische und andere einfache Naturgegenstände mit der sorgfältigsten Ge-

nauigkeit und in glänzender Farbenpracht, aber ihre menschlichen Figuren sind starr und bewegungslos, ohne Ausdruck, ohne Leben; von malerischer Anordnung, von Licht und Schatten, von Perspective haben sie keine Idee. Ebenso ist es in der Baukunst. Die Tempel der Chinesen sind bloße Erinnerungshallen, nüchtern und ohne allen Schmuck; ihre Wohnhäuser sind niedrig, mit wunderlich ausgeschweiften Dächern, die mit gelblackirten Ziegeln bedeckt sind. Am entschiedensten tritt die Geschmacklosigkeit und der Mangel des Schönheitssinnes im Bau der Thürme hervor. Dieselben erheben sich in vielfachen Geschossen, jedes obere etwas verjüngt, jedes mit einem ausgeschweiften Dach mit glänzend lackirten Ziegeln versehen, das mit Glöckchen behängt ist, die Wände buntfarbig angestrichen oder mit Porcellanplatten belegt. Am merkwürdigsten ist der Porcellanthurm zu Nan-king, im 15. Jahrhundert erbaut, ein achteckiger, 200 Fuß hoher Bau von Backsteinen und mit Porcellanplatten bekleidet, die so kunstreich mit einander verbunden sind, daß das Ganze aus einem Stück gearbeitet zu sein scheint. Jedes der neun Stockwerke des Thurmes ist von einer mit Götzenbildern und Gemälden geschmückten Gallerie umgeben, und die Dächer sind mit Tausenden klingender Glöckchen behängt. Außerordentliches haben dagegen die Chinesen in den Bauten für den bürgerlichen Nutzen geleistet, und mehrere ihrer Landstraßen, ihre große Mauer, ihre gewaltigen Bogenbrücken sind wahrhaft bewundernswerth.

Das ganze Leben der Chinesen findet seinen einigenden Mittelpunkt in dem Staate als dem Inbegriff alles Vernünftigen und Vollkommenen; auch ihr religiöses Leben fällt mit der Befolgung der bürgerlichen Gesetze zusammen, und wie diese alle bürgerlichen Verhältnisse bis in die kleinlichsten Einzelnheiten hinab regeln, wie selbst die Kleidertracht und der Schnitt der Haare, wie alle Formen des geselligen Lebens durch sie fest bestimmt sind, so enthalten sie auch die genauesten Vorschriften für das Verhalten gegen Menschen und Thiere, gegen Eltern und Greise, für das ganze sittliche Handeln, und für freie sittliche Selbstbestimmung bleibt nirgends Raum. Dagegen sind vor diesen Gesetzen alle Menschen gleich; es giebt keinen Unterschied der Gattung, keine Kasten und erbliche Stände; nicht der Rang, sondern nur Habe und Gut erbt vom Vater auf den Sohn; nicht Herkunft, sondern nur Arbeit, Kenntnisse, Sittlichkeit geben Anspruch auf Ansehen und Würde. Durch sich selbst, durch Arbeit und Entsagung allein wird nach der Lehre der chinesischen Weisen zu allen Zeiten das Göttliche oder Menschliche herangebildet. Daher gab es auch ursprünglich in China keine Sclaven; indessen wurden doch schon früh Kriegsgefangene und Verbrecher zu öffentlichen Arbeiten gezwungen; einige Jahrhunderte vor Chr. kam auch die Sitte auf, durch Kauf Privatsclaven zu erwerben, und oft werden Kinder, namentlich junge Mädchen, von ihren eigenen Eltern verkauft. Vergeblich suchte man diesen Menschenhandel durch Verordnungen zu unterdrücken; man mußte sich damit benügen, die Sclaven durch Gesetze gegen Härte und Mißhandlungen zu schützen.

An der Spitze des Staates steht der Kaiser, welcher als Sohn des Himmels verehrt wird, der von dem Himmelsvater den Auftrag erhielt, die Welt zu regieren, und dessen Befehlen gleich göttlichen Geboten gehorcht werden muß. Er vereinigt in sich alle geistliche und weltliche Gewalt. Er allein darf dem Himmel und der Erde die gebührenden Opfer darbringen, und

dies geschieht zur Zeit der Tag- und Nachtgleichen und der Sonnenwenden. Er fleht um Schutz der Saaten und reiche Ernte, opfert die Erstlinge der Feldfrüchte und dankt für den Segen des Jahres. Vorbereitet durch Einsamkeit und Fasten, erscheint er am Tage des Opfers in der größten Pracht, umgeben von seinen Verwandten, von den Großen und hohen Beamten der Hauptstadt; Millionen begleiten in ehrfurchtsvollem Schweigen den Zug. An solchem Tage ruhen alle öffentlichen Geschäfte; Heirathen und Festlichkeiten, selbst Begräbnißceremonien sind an demselben verboten; Niemand trägt Trauerkleider, Niemand beweint die Todten. Der Kaiser bestimmt auch, welche göttliche Wesen, welche Kräfte der Natur, welche Wohlthäter der Menschheit von dem Volke verehrt, welche Opfer ihnen dargebracht werden sollen. Wie er für das ganze Reich, so opfern die Beamten für die ihnen untergebenen Theile des Landes und Volkes. Zu bestimmten Zeiten versammelt der Kaiser die Großen seines Reiches und belehrt sie nach Anleitung der heiligen Schriften, wie sie tugendhaft leben sollen. Er ist der Lehrer seines Volkes, und die Schriften der Kaiser sind das Vorbild, nach welchem sich die Menschen zu richten haben. Zu seinen Unterthanen steht der Kaiser in einem väterlichen Verhältniß. Als Sohn des Himmels hat er den Auftrag, die Gebote seines Vaters auf Erden zu vollziehen; das Volk hat ihm zu gehorchen, wie erwachsene Kinder ihrem Vater. Es ist seine Pflicht, dasselbe in Tugend und Gerechtigkeit zu erziehen und zu regieren, es zu ernähren und zu schützen. Daher muß er selbst auf dem Pfade der Tugend und Gerechtigkeit wandeln. Wenn er nicht nach den Gesetzen des Himmels handelt, so verfolgt ihn die Strafe desselben; der Vater sendet, um ihn zu züchtigen und zu warnen, Sonnen- und Mondfinsternisse, Dürre und Ueberschwemmungen. Läßt er sich dadurch nicht wieder zum Guten leiten, so ist das Volk ihm nicht länger zum Gehorsam verpflichtet; es stürzt ihn vom Throne und vertilgt seine ganze Dynastie; ein neuer Herrscherstamm erhebt sich, und wenn derselbe im Laufe der Jahrhunderte ebenfalls entartet, so trifft ihn ein gleiches Schicksal.

Die **Verwaltung** des Landes liegt ganz in den Händen der Beamten. Das Volk bleibt denselben gegenüber in ewiger Unmündigkeit, und der Gedanke einer Selbstregierung desselben ist den Chinesen so fremd, daß ihre Sprache nicht einmal ein Wort zur Bezeichnung von Freiheit und Selbständigkeit hat. Der Kaiser setzt die Beamten nach Willkür ein und ab, erhöht und erniedrigt sie nach seinem Belieben; damit er aber die verdienstvollen und kenntnißreichen Männer herausfinden könne, sind Prüfungen angeordnet, bei denen Jeder erscheinen und seine Fähigkeiten zeigen kann. Es giebt neun Ordnungen von Beamten, von denen jede wieder zwei Rangstufen bildet; in Europa werden sie gewöhnlich sämmtlich nach dem indischen Worte Mantri, welches einen Rath bezeichnet, Mandarine genannt. Die Civilbeamten haben vor den Militärbeamten den Vorrang. Die Staatseinnahmen werden durch Zölle und Steuern gewonnen. Die letzteren sind sehr mäßig; für außergewöhnliche Bedürfnisse werden außerordentliche Abgaben ausgeschrieben; auch Titel und Würden werden verkauft; Alles aber wird zum Besten des Volkes verwandt. Nicht nur für das leibliche Wohlergehen desselben trägt jedoch die Regierung Sorge; auch das Erziehungswesen wird von ihr geleitet. Elementarschulen finden sich selbst in den kleinsten Orten; auch Anstalten für wissenschaftliche Bildung giebt es in großer

Zahl. Freilich kommt es auch hier nicht auf freie Entwicklung selbständiger geistiger Thätigkeit an, sondern nur auf das Auswendiglernen dessen, was die Vorfahren gewußt und geübt haben, auf das Einprägen gelehrter Kenntnisse und Anleitung zur Sittlichkeit, zum Gehorsam gegen Eltern und Kaiser, zur Beobachtung der Gesetze.

Hilf dir selbst, so wird Gott dir helfen, ist der Grundsatz des Chinesen. Nur diese Welt mit ihren Leiden und Freuden liegt ihm am Herzen; nach den Göttern, meint er, müsse man nicht viel forschen und fragen. Daher ist kein Volk arbeitsamer als das chinesische. Die Hauptbeschäftigung desselben ist der Ackerbau, dem der Kaiser selbst vorsteht. Bei dem Eintritt des Frühlings feiert dieser das Flurfest. Unter feierlichen Ceremonien zieht er eigenhändig einige Furchen mit einem silbernen Pfluge, und zum Schlusse genießt er ein ländliches Mahl, das ihm die Kaiserin selbst bereitet hat. Wie er dem Landbau vorsteht, so ist der Seidenbau unter der Obhut der Kaiserin. Sie unterhält selbst Seidenraupen in ihren Zimmern, die sie mit Blättern aus den kaiserlichen Gärten füttert. Neben dem Landbau und der Seidencultur bilden Webereien aus verschiedenen Stoffen, Anfertigung kunstvoller Schnitzwerke aus Holz, Elfenbein und Horn, Porcellanfabrikation und vieles Andere Gegenstände für die Betriebsamkeit der Chinesen, die leider oft lediglich im Dienste niedriger Habsucht steht.

Für den geselligen Verkehr fordern die Gesetze Ehrerbietung und Höflichkeit im Umgange, Liebe gegen Verwandte und Freunde, Ehrfurcht gegen die Eltern, Gehorsam gegen die Obrigkeit. Die Familie ist dem Chinesen der Mittelpunkt des sittlichen Lebens, die Ehe so alt wie der Staat, die Verbindung zwischen Mann und Weib die Vereinigung von Himmel und Erde, aus der das Weltall hervorging. Zur Schließung der Ehe bedarf es daher weder einer Erlaubniß von Seiten des Staates noch von Seiten der Gemeinde. Die Begründung einer Familie gehört zum Seelenheil des Chinesen; der Besitz von Kindern, die ihn im Alter pflegen und auf seinem Grabe opfern, ist ihm unentbehrlich. Daher steht auch die Frau in China höher als anderswo im Orient. Allerdings ist sie auf das Haus beschränkt und vom Umgange mit Männern ausgeschlossen; allerdings ist sie dem Manne unterthan und zum Gehorsam verpflichtet; gleichwohl steht sie in hoher Achtung, und weibliche Tugend und treue, aufopfernde Liebe wird oft durch Ehrenbogen belohnt. Der Bräutigam muß seine Braut von den Eltern derselben durch ein Brautgeld kaufen. Die Grade der Verwandtschaft, innerhalb deren die Verheirathung nicht gestattet ist, sind durch das Gesetz genau bestimmt. Uebrigens kann Jeder so viele Weiber zweiten Ranges nehmen, wie er will; nur eine jedoch kann die erste sein, und überhaupt kommt die Vielweiberei nicht häufig vor. Das schönste Band des Familienlebens aber bildet die Pietät der Kinder gegen ihre Eltern, welche deshalb auch die Gesetze nicht dringend genug glauben einschärfen zu können. Selbst üble Behandlung von Seiten des Vaters entbindet den Sohn nicht von der Pflicht der Ehrerbietung gegen ihn, und ein Vater, der seinen Sohn wegen Mangel an Ehrfurcht verklagt, braucht keinen Beweis beizubringen, denn man hält den Sohn allezeit für schuldig.

Die wirklichen Zustände in China entsprechen jedoch keineswegs dem Buchstaben des Gesetzes. Weil das Gesetz nur das Böse, der Gemeinschaft

Schädliche abwehren will, und nichts weniger als die Erweckung zu thatkräftigem sittlichen Handeln bezweckt, so kann es auch jenes nicht erreichen. So groß die Zahl der Gesetze und Verordnungen über die Verwaltung des Reiches ist, so wird doch unter hundert Verordnungen kaum eine einzige wirklich ausgeführt. Die gering besoldeten Beamten lassen sich Unterschleife aller Art zu Schulden kommen; die väterliche Regierung des Kaisers artete nur zu oft in despotische Willkür aus; schmachvolle Weiberherrschaft bedrückte häufig das Land. Die Unterdrückung zahlreicher, den Bestand des Reiches gefährdender Aufstände machte große außerordentliche Ausgaben nöthig, welche die Finanzen zerrütteten. Das Volk verarmte und versank in Entartung und Lasterhaftigkeit. Die Uebervölkerung und die traurigen Zustände des Landes haben in den letzten Jahrzehnten große Schaaren getrieben, die Heimath zu verlassen und sich in der Ferne neue Wohnsitze zu suchen. In großer Zahl begannen sie zuerst nach Amerika, namentlich nach Brasilien, auszuwandern; dann wandten sich Viele nach Australien; sie bevölkerten den Hawaii-Archipel; seit 1849 gingen sie in großer Anzahl nach Californien. Auf der andern Seite fanden auch die Europäer trotz aller Absperrung Mittel und Wege, in das Land einzudringen. Nicht minder hat das Christenthum, aller Feindschaft ungeachtet, mit welcher die, jede Einwirkung geistiger Ideen fürchtende, chinesische Regierung dasselbe verfolgte, festen Fuß zu fassen begonnen. Wohl mag es dereinst noch der erstarrten Masse, der „balsamirten Mumie, mit Hieroglyphen bemalt und mit Seide umwunden", wie Herder China bezeichnet, neues Leben und neue Bewegung einhauchen. Jedenfalls duldet die allgemeine Weltbewegung unserer Tage auch in jenen Ländern keine Abschließung mehr und reißt dieselben gewaltsam in den Strom der Begebenheiten mit hinein.

---

§. 4. Die Aegypter und Aethiopen.

Zu den merkwürdigsten Culturländern des Alterthums gehört **Aegypten**, ein tief eingeschnittenes, zwei bis drei Stunden breites, nach der Küste des Mittelmeeres hin sich dreieckig bis zur Breite von 50 Meilen erweiterndes Thal, an dessen beiden Seiten sich kahle Felsketten entlang ziehen, durchströmt vom **Nil**, dem es seine schon im Alterthum hochgerühmte Fruchtbarkeit, ja seine ganze Existenz verdankt, da es ohne die jährlich regelmäßig im Juli wiederkehrenden Ueberschwemmungen desselben und die dadurch herbeigeführten Ablagerungen fruchtbaren Schlammes eine traurige Einöde geblieben sein würde wie die benachbarte Sahara.

Dies merkwürdige Land wurde von einem der kaukasischen Race angehörigen Volke beherrscht, das sich die negerartigen Urbewohner unterworfen hatte. Woher dieser edlere Theil der Bevölkerung in das Land gekommen sei, ist auch durch die neuesten Forschungen nichts weniger als erwiesen worden; wahrscheinlich ist es indessen, daß die Einwanderung nicht von Süden durch Aethiopien, sondern von Norden her über die Landenge von Suez stattfand. Jeden-

falls beweist der Schädelbau der Mumien wie der heutigen Aegypter ebenso wie die Sprache, daß das ägyptische Culturvolk aus Asien gekommen ist, und die auffallende Uebereinstimmung in manchen Einzelnheiten weist auf einen frühzeitigen Zusammenhang desselben mit Indien hin. So ist z. B. die alt-ägyptische Tracht der indischen so ähnlich, daß man auf den ägyptischen Denkmälern die Tracht der heutigen Inder wiederfindet. In Aegypten wurden gerade solche Thiere verehrt, die in der indischen Götterlehre von großer Bedeutung sind. Der in Aegypten verehrte Sperber, welcher dort nicht einmal heimisch war, ist der Vogel des Vishnu. Ebenso ist der Mumienibis ganz verschieden von dem Nilibis, aber vollkommen gleich dem Vogel, der als Sinnbild der Klugheit und des Mitleids sich stets in Begleitung des Brahmâ und der Sarasvatî findet. Aehnliches läßt sich bei den meisten anderen heiligen Thieren der Aegypter nachweisen.

Die Bildung der Aegypter reicht in uralte Zeit hinauf; die Denkmäler führen uns bis um 3900 v. Chr. zurück, wo die Bildung des Volkes schon auf einer bedeutenden Höhe stand. Die eingewanderten edleren Stämme gewöhnten die unterworfenen nomadischen Landesbewohner bald an Ackerbau und feste Wohnsitze, und so finden wir schon in der frühesten Zeit bedeutende Städte in Aegypten, eine der ältesten Memphis in Mittelägypten und wenig jünger das hundertthorige Theben in Oberägypten. Die Gründung beider Städte gehört einer Zeit an, wo der unterste Theil des Landes (der Norden), der sich noch bis in unsre Tage durch die Ablagerungen des Nilschlammes immer weiter nach dem Meere zu ausdehnt, noch ein unbewohnbarer Sumpf war.

Die Verbreitung der Bildung in die unteren Klassen des Volkes wurde sehr gehemmt durch eine kastenartige Eintheilung desselben, obgleich die Kasten nicht so streng von einander gesondert und in sich abgeschlossen waren wie in Indien, so daß sich sogar die verschiedenen Klassen zuweilen unter einander verheiratheten, und in Beziehung auf die Lobeserhebungen, welche man den Todten zu machen pflegte, wird ausdrücklich bemerkt, dieselben bezögen sich nicht auf ihren Stand, denn in Aegypten gäbe es keine mehr oder weniger Wohlgebornen, sondern Alle seien einander gleich.

Die Zahl der Kasten wird von den alten Schriftstellern sehr verschieden angegeben; alle nennen aber als die vornehmsten Kasten die der Priester und die der Krieger. Die erste Kaste bildeten die Priester. Aus ihnen wurden fast alle höchsten Stellen im Staate, besonders auch die höchsten Richterstellen besetzt. Sie und die Krieger waren außer dem Könige im alleinigen Besitze des Landes, von dem sie keine Abgaben zu entrichten hatten, während die Bauern in der Regel nur Pächter waren. Ebenso leiteten sie die Erziehung der Kinder; sie hatten die Gesetze auszulegen, die Opfer für das Volk darzubringen; sie waren zugleich im alleinigen Besitz aller wissenschaftlichen Kenntnisse. Aber eine eigentliche Priesterherrschaft bestand in Aegypten nicht, denn die Priester hatten wenigstens in der früheren Zeit kein gemeinsames Oberhaupt; vielmehr hatte in der Regel jeder Ort einen besondern Hauptgott, dessen Priesterschaft daselbst die angesehenste war. Dieselbe bildete ein besonderes Collegium, und diese Collegien waren von einander ziemlich unabhängig; ja, einzelne Priesterschaften verehrten oft einen Gott, den eine andere Priesterschaft haßte.

Dem Kriegerstande gehörten gewöhnlich die Könige an; doch gab es Zei-

ten, wo sie aus der Priesterkaste waren, und auf den Baudenkmälern erscheint oft ein Oberpriester in priesterlichem Schmuck, der zugleich als König bezeichnet wird. Die Würde des Königs war erblich. Er war oberster Feldherr, zugleich aber auch oberster Priester und wurde deshalb gleich bei seiner Thronbesteigung zum Priester geweiht. Ebenso war er oberster Gesetzgeber und oberster Richter; gleichwohl war er selbst dem Gesetze unterthan. Er stand im höchsten Ansehen. Das Volk liebte ihn mehr als die eigenen Verwandten, und betrauerte ihn bei seinem Tode 72 Tage lang; ja, er genoß nach dem Tode selbst göttliche Verehrung. Dabei aber war er doch vielfach beschränkt. Die Söhne der angesehensten Priester, die sich besonders auszeichneten, umgaben ihn Tag und Nacht, damit er nichts Schlechtes sähe; sogar seine tägliche Lebensweise war nach bestimmten Gesetzen geordnet, und selbst seine Spaziergänge hatten ihre bestimmte Zeit.

Das übrige Volk theilte sich in Ackerbauer und Gewerbetreibende. Den verachtetsten Theil desselben bildeten die Sauhirten. Außerdem gab es auch Sclaven, die theils gekauft, theils als Tribut geschickt oder im Kriege erbeutet wurden.

Zu einem wie hohen Grade von Bildung die alten Aegypter ungeachtet des Kastenwesens gelangt waren, erhellt aus der Fülle kolossaler Baudenkmäler, deren staunenswerthe Trümmer das ganze Land bedecken. Viele derselben, besonders im Norden des Landes, sind zwar verschwunden durch die Barbarei später eingedrungener Völker, welche sie als Steingruben für die Werke benutzten, die sie selbst ausführen wollten; aber dennoch ist eine große Zahl erhalten geblieben.

Die ältesten Denkmäler sind die Pyramiden, die in einer Strecke von acht Meilen in mehreren Gruppen an der libyschen Bergkette zerstreut liegen. Die drei größten derselben, gewöhnlich die des Cheops, Chephren und Mykerinos genannt, befinden sich bei dem Dorfe Gizeh in der Nähe von Kahirah. Die viereckige Grundfläche der größten hat eine Breite von 716 Fuß, während die Höhe des ganzen, nach oben spitz zulaufenden Baues c. 450 Fuß, also etwa eben so viel wie die des Straßburger Münsters, beträgt.

Die drei großen Pyramiden stehen auf einem wüsten Plateau, das scharf von dem fruchtbaren Nilthale abschneidet. Ihr Kern besteht aus dem Kalkstein des Plateaus, äußerlich aber waren sie mit polirten Steinplatten von dem feineren Kalkstein der libyschen Bergkette bekleidet. Um diese bequem und sicher anzubringen, wurde die Pyramide in Absätzen gebaut und die Steinplatten dann von den unteren auf die oberen Absätze hinaufgeschafft, und so der oberste Theil zuerst vollendet. Jetzt ist diese Bekleidung längst verschwunden, so daß die Quadern Stufen von halber Mannshöhe bilden; nur an der mittelsten Pyramide, der des Chephren, ist noch ein kleines Stück der Bedeckung geblieben. Dennoch bringen diese Pyramiden durch ihre gewaltigen Massen inmitten der furchtbarsten Einöde den Eindruck wunderbarer Majestät hervor. Das Innere ist fast ganz ausgefüllt und enthält nur wenige schmale Gänge und enge Kammern. In der größten ist die Königskammer, die den Sarkophag enthält, ganz mit Granit ausgelegt, und die Decke durch große Granitplatten gebildet. Ueber dieser Kammer befinden sich vier andere, eine über der andern, die ebenfalls massive Granitdecken haben, und über allen ist eine fünfte

in Giebelform gerade unter der Spitze der Pyramide. Man wollte durch Anlegung dieser sogenannten Constructionskammern verhüten, daß die von oben drückende ungeheure Last die Decke der Grabeskammer durchbreche und den Sarkophag beschädige. Der Eingang war durch nichts bezeichnet und nur durch einen Stein geschlossen, der sich durchaus nicht von der übrigen Bekleidung unterschied. Um die Pyramiden befindet sich ein in Fels gehauener Hof, zu dessen Anlegung man genöthigt war, um bei der Abschüssigkeit des Bodens eine ebene Grundfläche für den Bau zu finden. Man sah sich deshalb gezwungen, den Fels auf der einen Seite wegzuhauen, auf der anderen die Pyramide zu untermauern. — Ueber die Bestimmung der Pyramiden ist man lange in Zweifel gewesen. Jetzt weiß man bestimmt, daß es Königsgräber sind. In der Nähe befindet sich nämlich eine Menge von Gräbern, die bisher ganz verschüttet waren; nur zwei waren den Reisenden bekannt, bis der Professor Lepsius aus Berlin, der sich 1843 etwa 5 Monate lang dort aufhielt, eine große Anzahl ausgraben ließ. Vor dem eigentlichen Grabe befindet sich eine enge steinerne Grabkammer mit einer nach Osten gerichteten Thür und einer blinden Thür, welche dem Eingange gegenüber in das Grab zu führen scheint. Solche Grabkammern dienten dazu, daß sich die Verwandten des Verstorbenen daselbst einfinden konnten, um den Todten anzubeten. Mehrere derselben befinden sich jetzt im Berliner Museum. Die Wände sind mit Bildwerken bedeckt, die zum Theil mit großer Feinheit ausgeführt sind. Hinter denselben befand sich das Grab, in welches von oben ein oder zwei Felsenschachte führen, die aber jetzt nicht sichtbar sind, weil eine massive Felsplatte darüber gelegt ist, um sie zu verschließen. Nach unten erweitern sich dieselben zu dem eigentlichen Grabe, das in den Fels gehauen ist, und in welchem der Sarkophag mit dem Leichnam steht. Statt der Grabeskammern nun befindet sich vor den Pyramiden auf der Ostseite ein kleiner Tempel, dessen Eingang ebenfalls nach Osten gerichtet ist, zu demselben Zweck, daß die Angehörigen des verstorbenen Königs sich daselbst versammeln konnten. In der Pyramide des Mykerinos endlich hat man nicht nur einen schön gearbeiteten Sarkophag von blauem Basalt gefunden, sondern in diesem auch den hölzernen, der noch die Ueberreste des Königs enthielt. Auf dem Deckel desselben fand man die Inschrift: „Seliger König Menkera, Ewiglebender, vom Himmel Stammender, Kind der Nutpe, Sproß der Mut. Möge sich deine Mutter Nutpe über dich ausstrecken, in ihrem Namen, der Himmel Ausspannenden, dich darstellend dem Vernichter deiner und meiner Feinde, König Menkera, Ewiglebender!" Der hölzerne Sarkophag mit seinem Inhalt befindet sich jetzt im ägyptischen Museum in London; der steinerne ist leider bei der Ueberfahrt auf dem Meere untergegangen.

Schon einer jüngeren Zeit gehört ein anderes merkwürdiges Gebäude an, das L a b y r i n t h, welches jetzt gänzlich zerstört ist. Nach dem griechischen Geschichtschreiber Herodot, der um 450 v. Chr. lebte, enthielt es zwölf von einer Mauer umschlossene Höfe. Jeden Hof umgab ein Säulengang von weißen Steinen, und an jedem Ende des Gebäudes stand eine Pyramide. Ueber der Erde waren 1500 Gemächer, und eben so viele unter der Erde, und in den letzteren waren die Leichen der Könige und heiliger Thiere. Wahrscheinlich ist zu verschiedenen Zeiten daran gebaut, und der Bau wurde um

2100 v. Chr. unter dem Könige Amenemha III., der auch Moeris genannt wird, begonnen. Der Zweck des Gebäudes ist nicht sicher zu bestimmen; vielleicht war es ein Grabmal und ein bürgerliches und religiöses Heiligthum zu gleicher Zeit.

Noch jetzt finden sich von diesem merkwürdigen Gebäude bedeutende Ruinen; man ist aber lange über dieselben in Zweifel gewesen, weil man die Lage des Labyrinths falsch bestimmte; auch haben frühere Reisende gerade die Hauptruinen nicht gesehen, weil ein ziemlich tiefer Kanal mitten hindurch geht. Die Gemächer sind sicher dazu bestimmt gewesen, bewohnt zu werden, und gehörten nicht zu der Hauptmasse, welche in Tempelform in der Mitte lag, und um welche sie erst zur Zeit des Psammetich (um 650 v. Chr.) herumgebaut zu sein scheinen. Leider sind die Steinplatten, die alle Wände bedeckten, zerstört, und man findet jetzt an der Stelle der früher so prächtigen Gemächer nur Mauern aus Nilziegeln; doch kann man die frühere Pracht noch daraus erkennen, daß sich unzählige kostbare Steine und Bruchstücke von Gefäßen daselbst zerstreut finden.

Derselbe König Moeris ließ einen großen See ausgraben und durch einen Kanal mit dem Nil verbinden, um die Gegend von Memphis in der Zeit, wo der Nil niedrig stand, zu bewässern. Jetzt ist die Stelle, wo sich derselbe befand, ganz trocken; man hat aber die Dämme, welche ihn einschlossen, bei Fayume wieder gefunden.*) · Ebenso ließ Moeris die Höhe des Wasserstandes im Nil genau messen, und man hat in der Grundlage von Burgen, die er am zweiten Katarakt des Nils bauen ließ, Steine gefunden, auf denen er denselben für jedes Jahr verzeichnen ließ. Ein solcher Stein befindet sich im Berliner Museum.

Einen weit höheren Grad von Ausbildung der Kunst bekunden die Denkmäler, welche sich in den Ruinen des alten Theben in Aegypten finden. Die Stadt lag an einer Stelle, wo sich das Nilthal erweitert, und nahm eine Breite von zwei Meilen ein. Mitten hindurch floß der Nil. Der größere östliche Theil, wo jetzt die Dörfer Luxor, Karnak und Med-Amuth liegen, war für die Lebenden bestimmt; der kleinere westliche bei dem jetzigen Medinet-Abu und Kurnah enthält die Paläste für die Todten. Die Ruinen der Tempel und Paläste von Theben sind so großartig und die in sie hinein gebauten neueren Wohnungen im Verhältniß zu ihnen so winzig, daß z. B. das Dorf Medinet-Abu auf der Ecke eines alten Tempeldaches steht.

Die Bauart dieser Tempel und Paläste ist einfach großartig und durchaus eigenthümlich. Offenbar hat sie sich zuerst an den Tempeln gebildet; die Paläste sind nur noch großartigere Nachbildungen derselben. Aber es fehlt den ägyptischen Baudenkmälern die innere Einheit. Die einzelnen Theile sind an einander und in einander hineingebaut, und sie konnten durch einen Anbau ins Unendliche erweitert werden. Daher war es auch möglich, daß verschiedene Könige an einem Tempel bauten, wie z. B. an dem Tempel des Gottes Phtha zu Memphis wirklich von Menes bis auf die Zeit des Amasis (570 v.

*) Aus einem Mißverständniß des einheimischen Namens dieses Sees: Phiom en mêre, d. h. See des Ueberschwemmungswassers, ist wahrscheinlich von den Griechen der König, der ihn anlegte, Moeris genannt worden.

Chr.) gebaut worden ist. Die Seitenflächen der Mauern sind nach unten schräg, an der Kante mit einem Rundstab eingefaßt. Die Bedeckung ist horizontal. Ueber dem Rundstab liegt ein starkes Kranzgesims, und das Ganze wird durch eine Deckplatte abgeschlossen, die von einer mächtigen Hohlkehle getragen wird. Eine rechtwinklige Thür an der Vorderseite führt in das Innere, das senkrechte Wände hat. Daran schließen sich verschiedene Nebenräume, und der ganze Bau ist gewöhnlich von einer einfachen Mauer umschlossen. Der wichtigste Theil der Gebäude ist der hintere Raum. Bei den Tempeln enthält er das eigentliche Heiligthum, bei den Palästen die Wohnung des Königs, bei den Grabmälern den Ort, wo die Leiche ruht. Eine dunkle Vorhalle, deren künstliche Beleuchtung das Gemüth des Eintretenden mit heiliger Scheu erfüllte, führt in das Innere. Die Decke derselben wird von Säulen getragen, die ebenfalls eigenthümlich gestaltet sind. Auf einer runden Basis*) erhebt sich ein cylinderartiger, abwechselnd mit horizontalen und senkrechten Linien geschmückter Schaft, der sich nach oben allmälig verjüngt, häufig in Form zusammengebundener Lotusstengel. Das Kapitäl ist in Form einer Frucht, einer geschlossenen Blüthe, oder auch eines geöffneten Kelches gebildet. Ueber demselben liegt ein hoher Architrav**), das stehen gebliebene Stück des viereckigen Pfeilers, aus dem die Säule sich allmälig gebildet hat. Andere Säulen haben gar kein Kapitäl, sondern der Schaft schließt sich senkrecht gereift unmittelbar an den Architrav an. Offenbar ist diese letztere Form durch allmälige Abstumpfung der Ecken des viereckigen Pfeilers entstanden. Vor der Vorhalle ist gewöhnlich ein von Mauern eingeschlossener Hof, an dessen Wänden sich Reihen von Säulen befinden, oder Pfeiler, vor denen kolossale Bildsäulen mit gekreuzten Armen stehen. Den Eingang zu diesem Hofe bildet ein prächtiges Thor, an dessen Seite sich kolossale Gebäude in Form einer abgestumpften Pyramide erheben. Solche Thore nennt man Pylonen. Vor denselben stehen gewöhnlich Obelisken, viereckige, nach oben sich verjüngende Pfeiler aus einem Stein, meist von Granit, welche in einer pyramidalen Spitze endigen und gewöhnlich mit Bilderschrift (Hieroglyphen) bedeckt sind***). Alle Wände des Gebäudes sind mit halberhabenen Bildwerken geschmückt, die sich aber meistens aus einer eingeschnittenen Vertiefung erheben, so daß sie nicht aus der Mauerfläche hervortreten (basreliefs en creux). Vor dem Vorhofe ist oft noch ein zweiter, zuweilen auch ein dritter, ebenfalls durch einen Pylon geschlossen, und die Straßen, die zum Haupteingange führen, sind durch Alleen

---

*) Die Haupttheile einer Säule sind 1) der unterste Theil, der Fuß oder die Basis, 2) der mittlere Theil, der Schaft, 3) der oberste Theil, das Kapitäl.

**) Der Hauptbalken, oder Unterbalken, welcher das Gesims trägt.

***) Die Zahl der Obelisken in Aegypten ist außerordentlich groß, aber nur wenige stehen noch aufrecht. Noch sieht man in den Steinbrüchen von Syene, wie sie aus dem Gebirge gehauen wurden. Ihre Höhe beträgt 150 — 180 Fuß. Sie waren Weihgeschenke für den Sonnengott Phra und wurden gewöhnlich paarweise aufgestellt. Der älteste, den wir kennen, ist der, welchen der König Sesortosis (Sesurtesen) um 2300 in der Sonnenstadt (On, Heliopolis) aufrichten ließ, deren Trümmer sich nördlich von Kahirah bei dem Dorfe Matarieh finden. Einer der ägyptischen Obelisken befindet sich jetzt in Constantinopel, mehrere in Rom, und von den beiden schönsten, die bei Luxor standen, ist der eine gegenwärtig in Paris.

kolossaler Widder und Sphinxe (Löwen mit Menschenhaupt) geschmückt. Zwei Paläste zu Karnak und Luxor sind durch eine 6000 Fuß lange Allee von Sphinxen verbunden. Auch in Medinet-Abu befindet sich ein großer Palast, von dem nördlich der Boden mit vielen Bruchstücken kolossaler Bildsäulen bedeckt ist, von welchen noch zwei aufrecht sitzen. Eine derselben ist die 50 Fuß hohe berühmte Memnonssäule, eine Bildsäule des Königs Amenophis III., aus einem granitartigen Stein gehauen, von der man erzählt, sie habe bei Sonnenaufgang allemal einen wunderbaren Klang ertönen lassen. Vermuthlich rührte derselbe von der Einwirkung der Sonnenstrahlen auf die Masse des Gesteins her. Später zerbrochen, wurde sie wieder hergestellt, wodurch wahrscheinlich jenes Klingen aufgehört hat. Der andere, vollständiger erhaltene Koloß ist eine Bildsäule Ramses des Großen. — In der Nähe derselben befinden sich die Ruinen eines fast ganz zerstörten großartigen Gebäudes*), der Grabespalast Amenophis III., und nördlich davon ist noch ein anderer Todtenpalast, ein Grabmal Ramses des Großen.

In den libyschen Bergen westlich von Medinet-Abu befinden sich die unterirdischen Felsengräber der Katakomben von Theben. Solche Katakomben hatte jede Stadt in Aegypten, aber bei keiner finden wir sie in solcher Großartigkeit wie hier. Die ganze Bergkette ist minenartig durchhöhlt, und besonders sind die Grabstätten der Reichen und Vornehmen im Innern mit großer Pracht ausgestattet. Die Wände sind mit Reliefs und Malereien geschmückt, die besonders dadurch lehrreich sind, daß sie zum Theil Scenen aus dem Leben des Verstorbenen darstellen und uns so ein anschauliches Bild von den verschiedenen Beschäftigungen und Gebräuchen der alten Aegypter geben. — Alle diese Gräber werden aber weit übertroffen durch die in dem öden und fast unzugänglichen Felsenthale Biban-el-Maluk befindlichen sogenannten Königsgräber. Es sollen etwa 40 sein, von denen aber bis jetzt erst 22 geöffnet sind. Eine einfache Thür führt in das Innere derselben, das aus einer Reihe von Gallerien, Kammern und Sälen besteht, von denen der eine den erhöht stehenden Sarkophag des Königs aus Granit oder Alabaster enthält, während sich in den anstoßenden Räumen die Leichen von Personen aus der Umgebung des Königs befinden. Die Wände dieser Königsgräber sind besonders reich mit Bildwerken und Malereien geschmückt.

Bildhauerkunst und Malerei standen bei den Aegyptern in der engsten Verbindung mit der Baukunst. Die Reliefs und die Malereien dienen nur dazu, die Wände zu schmücken, und ebenso sind auch die freistehenden Bildsäulen entweder an die Wand gelehnt, oder bilden auf andre Weise, wie die Alleen von Sphinx- und Widderkolossen, Bestandtheile der Gebäude. Merkwürdig ist übrigens die Gewandtheit, mit der die ägyptischen Künstler auch den härtesten Stein, z. B. den Granit künstlerisch zu bearbeiten verstanden. Indessen haben sie sich nie zu dem Streben erhoben, in ihren Kunstwerken Ideale der Schönheit darzustellen; vielmehr haben dieselben immer nur

*) Vermuthlich war dies das von dem griechischen Geschichtschreiber Diodor als eins der herrlichsten Bauwerke gerühmte Grabmal des Osymandias. Osymandias oder Ismandes ist nämlich nicht ein Name, sondern nur ein Beiname von Königen; wahrscheinlich bezeichnete er den Erbauer großer Denkmäler, und besonders wurde jener Amenophis so genannt.

den Zweck, als geschichtliches Denkmal zu dienen. Daher ist nicht das Schöne, sondern das Dauerhafte, durch Massenhaftigkeit mit heiliger Scheu Erfüllende der Hauptcharakter der ägyptischen Bildwerke. Wie groß sie waren, sieht man daraus, daß der Koloß am Palaste des Ramses zu Theben auf eine Höhe von 54 Fuß berechnet ist. Die Bildsäule des Osymandias war nach Diodor 60 Fuß hoch, und ihr Fuß hatte eine Länge von 10 Fuß.

Zu größerer Vollendung konnte sich in Aegypten die Kunst schon deshalb nicht erheben, weil die Priesterkaste durchaus keine Abweichung von der hergebrachten Form zuließ. Daher finden wir bei den ägyptischen Bildsäulen aus den verschiedensten Zeiten immer dieselben Formen wieder. Sie erscheinen sämmtlich in steifer, sitzender oder schreitender Stellung; selbst die Form des Gesichtes ist fast überall dieselbe, ohne Leben und Ausdruck, in ernster, feierlicher Ruhe, ganz das Gepräge des Geistes der Aegypter tragend, der ernst und einförmig war, wie das von ihnen bewohnte Land, obgleich die Körperformen mit einer gewissen Richtigkeit dargestellt sind. Deutlich erkennt man es übrigens, wie die ganze ägyptische Kunst in der Religion wurzelte, denn wie die Königspaläste der Aegypter Nachbildungen der Tempel sind, so die Bildnisse der Könige Nachbildungen der Götterstatuen.

Bei weitem kunstvoller und lebendiger sind die Thiergestalten aufgefaßt, und vorzüglich berühmt ist die 120 Fuß lange Sphinx bei Gizeh. Sie ist über die Hälfte von Flugsand verschüttet, so daß nur noch der Hals und der 26 Fuß lange Kopf hervorragen, und leider hat auch der Kopf durch die Rohheit der Araber sehr gelitten. Sie ist ganz aus dem Fels gearbeitet, bis auf die Vordertatzen, zwischen denen ein kleiner Tempel stand.

Weit unvollkommener als die Bildsäulen sind die Darstellungen in Relief. Die Aegypter hatten das Streben, alle einzelnen Theile der Figur auf der Fläche so vollkommen als möglich darzustellen. Daher erscheint die Brust breit und immer von vorn, Arme und Beine von der Seite, ebenso der Kopf, in welchem aber die Augen doch wieder von vorn dargestellt sind. Wie sehr die Kunst der Darstellung auf der Fläche bei ihnen noch in der Kindheit lag, sieht man auch daraus, daß oft beide Hände entweder nur rechte oder linke sind. Auch in den Reliefs zeichneten sich indessen wieder die Thiergestalten durch höchst saubere und sorgfältige Ausführung aus.

Auf einer sehr geringen Stufe der Ausbildung stand in Aegypten die Malerei. Ursprünglich färbte man die Bildwerke, Bildsäulen wie Reliefs, und ganz in derselben Weise füllte man dann auch die Umrisse der Figuren an den Wänden der Mumienkasten und den Umwickelungen der Mumien (S. 35) mit Farben aus, die, durch Leim oder Wachs gebunden, ohne alle Mischung und ohne alle Rücksicht auf Licht und Schatten auf die Leinwand, den Stein oder einen Gypsüberzug aufgetragen wurden. In der Färbung selbst folgte man bestimmten Gesetzen. So wurden ägyptische Männer stets roth, Frauen etwas heller, Asiaten gelb dargestellt, vierfüßige Thiere roth, Vögel grün oder blau, ebenso auch das Wasser blau. Die Zeichnung war ganz eben so wie bei den Reliefs, meistens übrigens mit großer Sicherheit ausgeführt. Auch die Gemälde hatten keineswegs den Zweck, schöne Formen um ihrer selbst willen darzustellen; vielmehr dienten auch sie blos zu geschichtlicher Erinnerung. Bald stellen sie bestimmte Huldigungen dar, die

den Göttern dargebracht werden, bald die Thaten der Könige, ihre Schlachten, ihre Triumphe, den Empfang fremder Gesandten, die Hinrichtung Gefangener, Jagden u. dgl., oder auch Scenen aus dem Privatleben, wie das Umpflügen des Ackers, die Ernte, die Weinlese ꝛc., und zwar Alles mit so großer historischer Genauigkeit, daß die Zahl der erschlagenen Feinde, der gefangenen Fische oder Vögel pünktlich wiedergegeben ist, was sich durch die begleitenden Hieroglyphen häufig controliren läßt.

Wie die übrigen Künste, so stand auch die Musik bei den Aegyptern im engsten Zusammenhang mit der Religion. Auch für sie waren unveränderliche Formen vorgeschrieben, die jede Entwicklung hemmen mußten; ja selbst die bei dem Gottesdienst vorkommenden Gesänge waren durchaus unabänderlich. Aus demselben Grunde konnte auch die Dichtkunst bei den Aegyptern nicht gedeihen. Ueberhaupt kann von einer ägyptischen Literatur gar nicht die Rede sein. Dies hinderte theils der unbewegliche Charakter des Volkes, der durch die Priesterkaste in noch engere Fesseln geschlagen war, theils die demselben entsprechende unvollkommene Sprache und Schrift. Was die letztere betrifft, so bedienten sich die Aegypter theils einer schwer zu entziffernden und vieldeutigen Bilderschrift (der Hieroglyphen), welche oft wohl die Priester selbst kaum verstanden, theils der durch Abkürzung aus derselben entstandenen hieratischen oder priesterlichen, theils der durch noch größere Zusammenziehung aus der letzteren hervorgegangenen demotischen oder bürgerlichen Schrift. In dieser haben wir wahrscheinlich die ersten Anfänge der Buchstabenschrift, die dann von den Israeliten und Phöniciern weiter ausgebildet wurde und so nach Europa kam, während sie im östlichen Asien sich unabhängig ausbildete.

Während früher die Entzifferung der Hieroglyphen eine ganz unlösbare Aufgabe schien, ist man in neuester Zeit zu ziemlich gesicherten Resultaten darin gelangt. Man fand nämlich im J. 1799 in Rosette einen jetzt in London befindlichen Stein mit einer dreifachen Inschrift in hieroglyphischer, demotischer und griechischer Schrift, und zwar gab die letztere an, daß die beiden anderen mit ihr gleichen Inhalts wären. Die auf diese Entdeckung gegründeten Entzifferungsversuche wurden auf feste Grundsätze zurück geführt von dem französischen Gelehrten Champollion, durch dessen und anderer Gelehrten Forschungen es sich gezeigt hat, daß es drei Arten von Hieroglyphen giebt. Entweder wurde nämlich der Gegenstand, den man bezeichnen wollte, wirklich abgebildet oder er wurde symbolisch dargestellt, z. B. der Tag durch eine Sonne, die Wachsamkeit durch ein Auge, oder endlich man bediente sich der Hieroglyphen als förmlicher Buchstaben (phonetische Hieroglyphen), indem das Bild dazu gebraucht wurde, um den Anfangsbuchstaben seines ägyptischen Namens zu bezeichnen. So ist z. B. der Adler, achom, ein A. Die Vergleichung mit der, der altägyptischen sehr ähnlichen, noch jetzt in Aegypten gesprochenen koptischen Sprache gab nun auch die Möglichkeit, die Bedeutung der so entzifferten hieroglyphischen Inschriften zu erforschen, und dies hat für unsere Kenntniß von der Geschichte des Landes den außerordentlichsten Gewinn gebracht.

Die Priester waren, wie schon oben bemerkt wurde, im alleinigen Besitz aller wissenschaftlichen Kenntnisse, aber über den Umfang derselben haben wir keine sicheren Nachrichten. Am weitesten scheinen sie es in der Feldmeßkunst und Sternkunde gebracht zu haben.

Zu besonderer Beschäftigung mit diesen Wissenschaften nöthigte sie schon die Natur ihres Landes, da durch die alljährlich wiederkehrenden Ueberschwemmungen immer wieder neue Ausmessungen der Ackergrenzen nöthig wurden. Dazu bedurften sie zugleich einer genauen Berechnung der Zeit, die ohne sorgfältige Beobachtung der Gestirne unmöglich war, und so finden wir denn bei ihnen schon ein Jahr, das 12 Monate von je 30 Tagen und 5 Ergänzungstage hatte. Sie wußten selbst, daß dies Jahr um 6 Stunden zu kurz angenommen sei, und daß also der Anfang desselben nach der Reihe durch alle Tage des Jahres hindurchgehen müsse und erst nach 4 mal 365 oder 1460 Jahren wieder auf denselben Tag falle. Sie begannen ihr Jahr nach der Sommersonnenwende, wenn der Frühaufgang des Hundssterns (Sothis) das Eintreten der Ueberschwemmung verkündete (am 20. Juli). Da nun im J. 1322 eine Sothisperiode von 1460 Jahren zu Ende ging, so muß schon am Anfange derselben die Länge des Jahres auf 365 Tage festgesetzt sein. — Auch in dieser Wissenschaft verhinderte aber das starre Festhalten an dem gesetzlich Ueberlieferten jede weitere Entwicklung, und eben so mußte dies in den übrigen der Fall sein, wie wir z. B. daraus sehen, daß die Aerzte, von denen es für jeden Theil des Körpers besondere gab, nur nach den in ihren heiligen Schriften vorgeschriebenen Regeln die Kranken kuriren durften. Starb ihnen dann einer, so waren sie nicht Schuld daran, hatten sie ihn aber nicht nach den Gesetzen kurirt und er starb, so wurden sie bestraft.

Zu großer Vollendung gelangten die Aegypter dagegen in den mehr handwerksmäßigen Beschäftigungen, wie wir sowohl aus den mannigfachen Abbildungen in den Denkmälern als aus den noch vorhandenen Geräthschaften sehen können. Besonders verstanden sie feine leinene und baumwollene Zeuge zu weben, unter denen besonders der Byssus berühmt geworden ist, und sie kunstvoll zu färben. Aus dem früher in großer Menge im Lande wachsenden Papyrusschilf machten sie Papier; ebenso verstanden sie die Verfertigung des Glases, und auch ihre Arbeiten in Holz und Metall zeugen von großer Fertigkeit. Sie beschäftigten sich viel mit Ackerbau, Weinbau, Obstbau, Viehzucht und Jagd. Ebenso müssen sie einen nicht unbedeutenden Handel getrieben haben; sogar chinesische Flaschen hat man in den Gräbern von Theben gefunden. Aber sie trieben diesen Handel wahrscheinlich meistentheils durch Karavanen zu Lande, da ihnen das Meer für unrein galt, so daß die Schiffer und Fischer sehr verachtet waren, und da sie in ihrem Lande so wenig Schiffbauholz hatten, daß sie zu Kähnen von gebranntem Lehm, Leder oder Papyrus ihre Zuflucht nehmen mußten; oder sie bedienten sich dabei der Vermittlung anderer Völker, wie der Phönicier, Araber und Griechen.

Die Religion des Volkes bestand in rohem Thierdienst, und zwar wurden in den verschiedenen Theilen des Landes verschiedene Thiere verehrt, ja es standen einzelne Bezirke deshalb in förmlicher Feindschaft mit einander. So verehrte man in Ombos das Krokodil; nicht weit davon in Denderah verabscheute man es und tödtete es, wo man konnte. Jedoch gab es einzelne Thiere, die eine besonders hohe und allgemeine Verehrung genossen. Wenn z. B. ein Hund starb, schor sich die ganze Familie zum Zeichen der Trauer kahl; Katzen suchte man bei Feuersbrünsten und im Kriege mit Lebensgefahr zu retten, und oft wurden sie nach ihrem Tode einbalsamirt; ja selbst auf

unvorsätzliche Tödtung derselben stand Todesstrafe. Dieselbe Strafe traf auch den, welcher, auch ohne Absicht, einen Ibis tödtete. — Die höchste Verehrung genoß der Apis, ein Stier, in welchem man den Gott Osiris anbetete, und dessen Heiligthum sich zu Memphis befand. Er war schwarz, mit einem weißen Viereck auf der Stirn, der Figur eines Adlers auf dem Rücken, einem weißen Fleck an der rechten Seite, ähnlich den Hörnern des Mondes, wenn er zu wachsen beginnt, zweierlei Haar im Schwanz, einem Knoten unter der Zunge in Gestalt eines Käfers und mehreren andern Abzeichen. In dem Tempel zu Memphis hatte er zwei Gemächer zur Wohnung, umgeben von Spaziergängen und Tummelplätzen und Ställen für die heiligen Kühe. Durch den Wechsel seiner beiden Gemächer, so wie durch die Annahme oder Nichtannahme von Futter aus der Hand des Fragenden gab er Orakel. Oder der Fragende ging zu ihm und betete, hielt sich dann die Ohren zu und begab sich auf den Spielplatz der Kinder. Das Erste, was er hier hörte, wurde als Ausspruch des Gottes betrachtet. Besonders feierlich wurde das Fest seiner Geburt begangen. In der Nähe von Memphis wurde an demselben eine goldene und silberne Schale in den Nil geworfen; unter zahlreicher Begleitung wurde der Apis öffentlich herumgeführt, und sieben Tage lang wechselten festliche Aufzüge, Opfer und Tänze mit einander ab. Starb er, so wurde er feierlich im Tempel begraben. Auf keinen Fall aber durfte er mehr als 25 Jahre alt werden. Nach Verlauf derselben wurde er getödtet und in einen heiligen Brunnen versenkt, der bei Strafe keinem Uneingeweihten verrathen werden durfte. Das ganze Land war nun in tiefster Trauer, bis der neue Apis gefunden war. Dieser wurde dann in einem gegen Osten belegenen Hause 4 Monate mit Milch genährt, und nach Verlauf derselben in feierlicher Prozession nach der Stadt Nilopolis gebracht, von wo er nach 40 Tagen endlich in einem prächtigen Schiffe nach Memphis hinübergeführt wurde. Zu On oder Heliopolis in Unterägypten wurde noch ein anderer heiliger Stier, der Mnevis, verehrt. Er war weiß oder gelb als Symbol der Sonne, und eine Nachbildung desselben war das goldene Kalb, welches die Israeliten in der Wüste anbeteten.

Während das Volk die heiligen Thiere anbetete und göttlich verehrte, waren sie den Priestern nur Symbole der Götter. Die Nachrichten über die eigentlichen Götter der Aegypter sind aber um so dunkler, da jede Stadt ihre besonderen Lokalgötter hatte, die in derselben ihren Haupttempel besaßen und um so allgemeiner auch in den übrigen Theilen des Landes verehrt wurden, je bedeutender jene Stadt war. Jedenfalls war die ägyptische Religion ursprünglich ein Naturdienst; alle Götter waren Naturkräfte und ihrem Wesen nach eins.

Nach dem Berichte Herodots gab es drei Ordnungen von Göttern: die erste enthielt die acht großen Götter; die zweite bestand aus zwölf Göttern; die Zahl derjenigen, die zur dritten Ordnung gehörten, wird nicht angegeben. Die Ordnung der acht großen Götter war verschieden in den verschiedenen Theilen des Landes. In Theben und Oberägypten überhaupt waren es folgende: 1) Mantu, die aufgehende, östliche Tagessonne, gewöhnlich roth und mit der Sonnenscheibe auf dem sperberköpfigen Haupte dargestellt, 2) Atmu, die untergehende, westliche Sonne, mit einem Menschenkopf abgebildet, 3) Mut, die Sonne am nächtlichen Himmel. An diese drei ersten Götter schließt sich

ein menschlicher aufgefaßtes Geschlecht: 4) Seb, der Gott der Zeit. Er wird der Vater der Götter genannt, denn von ihm und seiner Gemahlin Netpe (dem Himmelsraum) stammten die folgenden Götter ab. Sein ältester Sohn ist 5) Osiris, der mit seiner Schwester Isis vermählt war. Osiris wird gewöhnlich menschlich dargestellt, mit einem hohen Hute, einem Krummstab und einer Geißel. Ebenso erscheint Isis in Menschengestalt, mit Kuhhörnern, zwischen denen sich eine Sonnenscheibe befindet. Der Dienst dieser beiden Gottheiten war am allgemeinsten verbreitet, weil sich in ihnen die uralte Naturreligion des Volkes am vollständigsten symbolisirte. Osiris war nämlich Symbol der Sonne und des Segen spendenden Nils, Isis Symbol des Mondes und der befruchteten Erde. Da die eigenthümlichen Veränderungen des Nils und die dadurch bedingte Beschaffenheit des Landes mit dem Stande der Sonne eng zusammenhängen, so begreift sich, wie man Beides mit einander verbinden konnte. Nach der ägyptischen Sage durchzog Osiris, nachdem er den Aegyptern mit der Religion zugleich alle Anfänge menschlicher Bildung verliehen, ihnen Gesetze gegeben und den Ackerbau gelehrt hatte, die Länder der Erde, um auch andern Völkern jene Güter mitzutheilen. Bei seiner Rückkehr aber wurde er von seinem Bruder Typhon (dem Symbol der Verderben bringenden Glut wie dem der Wüste und zugleich des den Nil verschlingenden Meeres) überfallen, in einen Kasten verschlossen und in den Nil geworfen, dessen Fluthen ihn in das Meer führten. Isis durchirrte klagend und den theuern Leichnam suchend die Erde, bis sie ihn an der phönicischen Küste von einem Tamariskenbaume umschlossen wiederfand. Sie führte ihn darauf nach Aegypten zurück; aber Typhon, der auf einer Jagd beim Mondschein ihn sah, raubte ihn abermals und zerschnitt ihn in vierzehn Theile, die er überall im Lande herumstreute.

Auf den Tod des Osiris bezog sich eins der bedeutendsten unter den vielen Festen der Aegypter, das Isisfest. Im Januar, nach der Wintersonnenwende, wenn bei dem Ausbleiben der Nordwinde der Nil austrocknet, führten die Priester eine vergoldete, mit schwarzen Gewändern behängte Kuh (ein Bild der Isis, die den Osiris sucht) herum. Am vorletzten Tage des Festes trugen sie einen in eine heilige Lade gesetzten Mumiensarg ans Meer und füllten ihn mit Nilwasser. Osiris bedeutet hier den Nil, dessen Wasser um diese Zeit immer mehr abnimmt, das ist sein Tod. Die ihn suchende Isis ist das nach Wasser lechzende Land. Seit seinem Tode herrscht Osiris in der Unterwelt als Richter, während seine Seele zugleich in dem Apis auf Erden weilt. Uebrigens wurden beide Gottheiten auch unter verschiedenen Namen verehrt. So ist die Göttin Neith keine andere als Isis selbst. Sie hatte einen berühmten Tempel in Sais in Unterägypten, hinter dem sich ein Grabmal des Osiris befand, und ihr zu Ehren wurde ein Lampenfest gefeiert. An dem Tempel stand die merkwürdige, auf das geheimnißvolle Wesen der Göttin deutende Inschrift: „Ich bin Alles, was da ist, war und sein wird, und mein Gewand hat noch nie ein Sterblicher aufgedeckt.“

Der sechste in der Reihe der großen Götter Oberägyptens ist der sperberköpfige Har-uer (Horus der Aeltere). Auf ihn folgt der dritte Sohn des Seb, der Gott Bebon oder Set, derselbe, den die Griechen Typhon nennen, vermählt mit seiner Schwester Nepthys (Nepti). Er wird mit dem Leibe eines

Nilpferdes und dem Kopfe eines Krokodils dargestellt, und trägt ein Schwert in den Händen. Der achte der großen Götter endlich ist der sperberköpfige Har-pechroti (Horus das Kind), als unbekleidetes, am Finger saugendes Kind dargestellt. Die Griechen, die ihn Harpokrates nennen, mißverstanden jene Gebärde und meinten, der Finger sei auf den Mund gelegt, weshalb sie ihn für den Gott des Schweigens hielten. Vielmehr ist er aber mit Har-uer wieder Symbol der Sonne in ihren verschiedenen Phasen im Jahre. Seine Begleiterin Hat-hor, eine der Isis nahe verwandte Gottheit, war die Hauptgöttin von Denderah in Oberägypten. Sie wurde mit einem Kuhkopf, aber auch menschlich dargestellt, und hat einen Geier als Kopfputz.

Nicht so gut sind wir durch die Denkmäler über die kleineren Götter unterrichtet, weil sie nicht so allgemein angebetet wurden. Der erste derselben war jedenfalls der ibisköpfige Thoth. Derselbe galt als Urheber der Zeiteintheilung, daher als Gott der Zahlen, der Geometrie, der Sternkunde und der Schrift. Er war deshalb der Schreiber des Osiris, und galt später als Urheber aller Weisheit und aller Wissenschaft; daher wird er begleitet von Ma, der Göttin der Wahrheit. Der zweite scheint der schakalsköpfige Anubis gewesen zu sein, ein Symbol des Hundssternes und daher ein Segen spendender Gott, denn mit dem Aufgehen des Hundssternes beginnt die das Land befruchtende Nilüberschwemmung. Er hilft daher auch der Isis den getödteten Osiris suchen.

Die Reihe der Götter zu Memphis war zum Theil eine andere. Namentlich steht in derselben statt des Mantu der Phtah an der Spitze der großen Götter, und der zweite ist Ra (Phra).

Phtah (Ptah) ist ein Feuer- und Lichtgott; er schleudert den Blitz; er hat die vier Elemente gemacht; er belebt das Weltall. Gewöhnlich ist er zwergartig dargestellt, in eng anliegendem Gewande, mit geschlossenen Füßen und an ein Gerüst gelehnt, das aus vier Stufen besteht und die vier Elemente darstellt. In Memphis hatte er seinen Haupttempel, ein kolossales Heiligthum, an dem bereits der erste König von Aegypten gebaut hatte. Die späteren Könige erweiterten es durch große Anbaue; so machte Sesostris (S. 39) einen solchen aus ungeheuren Steinen mit sechs Bildsäulen seiner Familie; spätere Könige bauten Vorhallen gegen Osten und Westen, Psammetich eine solche gegen Süden, und derselben gegenüber einen Hof für den Apis; Amasis setzte eine kolossale Bildsäule davor. — Seine Gemahlin ist Neith; häufig aber erscheint auch mit ihm verbunden die katzenköpfige Göttin Pacht, Tochter der Buto, welche nur eine besondere Form der Isis ist, Symbol der Fruchtbarkeit in der Natur. Ihr zu Ehren wurde in der Stadt Bubastis, wo sie einen berühmten Tempel mit einem Orakel hatte, alljährlich ein großes Fest unter den ausgelassensten Lustbarkeiten gefeiert, zu welchem an 700,000 Menschen ohne die Kinder zusammenzukommen pflegten. — Ra, der in dieser Reihe als zweiter Gott erscheint, wird sperberköpfig mit der Sonnenscheibe dargestellt. Er ist der Gott der Sonne und hatte seinen Haupttempel zu On oder Heliopolis in Unterägypten. Wie die meisten Götter der einzelnen Städte mit der Sonne oder dem Osiris vereinigt wurden, so wird auch Ammon (Amun, Amn), der Hauptgott von Theben, oft mit Ra vereinigt als Ammon-Ra, und als solcher heißt er „König der Götter". Ammon gehörte

aber eigentlich nicht zu den großen Göttern, sondern nur dadurch, daß Theben als Residenz so berühmt war, gelangte er wie Osiris zur allgemeinsten Verehrung. Er scheint in Beziehung zum Wasser gestanden zu haben, weshalb er blau oder grün dargestellt wird und sein Hauptfest mit Umhertragung eines Schiffes gefeiert wurde. Ebenso gab er durch ein Schiff Orakel, indem die Priester ein solches auf die Schultern nahmen, und wo sie stehen blieben, glaubte man, spräche der Gott. Ihm war der Widder als Symbol der Fruchtbarkeit heilig, wie er auch häufig mit einem Widderkopf dargestellt wird. Er wurde auch unter andern Gestalten und Namen verehrt; so in der Stadt Mendes oder Thmuis unter dem Namen Mendes (in Chemmis Chem genannt) mit verbundenen Füßen und die Geißel schwingend. Ferner erscheint er unter dem Namen Knuph (Kneph) mit Bockshörnern oder in Schlangengestalt oder auch in Gestalt eines mit einem Menschenkopf versehenen Kruges, aus dem ein Wasserstrahl rinnt. Solche Krüge waren überhaupt Symbole des Gottes und wurden daher ursprünglich mit einem Widderkopfe verziert. Die Bewohner der thebanischen Provinz verehrten den Knuph als den Ewigen, den Gott ohne Anfang und Ende.

An den Gedanken von dem Absterben und Wiedererwachen des Lebens in der Natur knüpfte sich sehr natürlich der Gedanke an die verwandten Erscheinungen im Menschenleben, an das Vergehen desselben und seine Fortdauer über den Tod hinaus, und so nimmt in der That der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele in der ägyptischen Religion eine sehr bedeutungsvolle Stelle ein. Osiris, der gestorbene und dennoch lebende, sich stets erneuernde Naturgott, ist eben deshalb zugleich Todtengott. Der Gott Anubis geleitet die Seelen der Gestorbenen nach der Unterwelt, dem Amenthes, dessen Eingang von Wölfen bewacht wird. Ein Fährmann setzt die Todten über einen See, und sie müssen nun vor dem Richterstuhle des Osiris erscheinen, vor welchem ihre Thaten von Anubis und Har-uer auf einer Wage abgewägt werden. Osiris entscheidet, in welches Thier die Seele nach dem Tode übergehen soll. Die Aegypter glaubten nämlich an eine **Seelenwanderung**. Sie meinten, die Seele lebe im Amenthes, so lange der Körper unverwest bleibe; nach seiner gänzlichen Auflösung aber müsse sie 3000 Jahre durch Thierkörper wandern, bis sie wieder in einen Menschenkörper übergehe. Vielleicht glaubten sie jedoch, daß nur die Gottlosen dieser Wanderung wie andern Strafen nach dem Tode unterworfen seien. Jedenfalls dachten sie, daß durch feierliche Einbalsamirung der selige Aufenthalt im Amenthes verlängert werde. Daher legten sie auf solche Einbalsamirung einen hohen Werth. Es wurde ein förmliches **Gericht über die Todten** gehalten, um zu sehen, ob sie derselben würdig wären; selbst die Könige waren von diesem Gerichte nicht ausgeschlossen. Jeder konnte den Verstorbenen, wenn er wollte, verklagen; die Priester rühmten seine Thaten, und das versammelte Volk gab dann seinen Beifall oder sein Mißfallen zu erkennen. Fiel das Urtheil günstig aus, so wurde die Leiche mehr oder weniger kostspielig, je nach dem Stande und Vermögen des Verstorbenen, einbalsamirt. Jeder einzelne Theil wurde dann mit Binden von Byssus, einem feinen leinenen oder baumwollenen Zeuge, umwickelt; oft machte man auch noch einen Ueberzug aus zusammengeleimtem Kattun und Gyps darüber und malte dann das Gesicht des Todten auf die betreffende Stelle. Die so zubereitete Leiche, **Mumie**,

wurde darauf in einen der Gestalt des Körpers sich eng anschließenden Kasten gelegt. Solche Mumiensärge sind den Bildern des Osiris und der Isis nachgebildet. Sie sind aus Sykomorenholz gemacht, welches so theuer war, daß man sie häufig aus kleinen Spänen mühsam zusammenleimte. Aeußerlich sind sie mit religiösen Gegenständen bemalt und beschrieben, und im Innern findet man unter der Mumie oft eine lebensgroße Figur auf den Kasten gemalt. Zuweilen wurde der hölzerne Sarg noch in einen mit Bildwerken bedeckten Sarkophag von Granit gestellt.

Die Leichen derjenigen, über welche das Urtheil bei dem Todtengericht ungünstig ausfiel, wurden der Verwesung Preis gegeben, und selbst Könige wurden durch den Widerspruch der Menge zuweilen des gebräuchlichen ehrenvollen Begräbnisses beraubt. Von mehreren finden sich deshalb die Sarkophage nicht in ihren Begräbnissen, ohne daß man glauben könnte, sie wären herausgenommen worden; in anderen findet man sämmtliche Bildwerke wieder zerstört und die Königsnamen ausgekratzt.

So glaubten also die alten Aegypter, daß erst mit dem Tode das eigentliche Leben beginne, und sie gaben daher Jedem mit ins Grab, was er zum Leben nöthig hatte, dem Handwerker sein Werkzeug, dem Reichen seinen kostbarsten Schmuck, dem Grundbesitzer die Urkunde über den Besitz seiner Güter. Unstreitig mußte dieser Glaube entschiedenen Einfluß auf das sittliche Leben des Volkes ausüben, man würde aber irren, wenn man daraus schließen wollte, daß die alten Aegypter ein trübsinniges, freudenleeres Leben geführt hätten; vielmehr wissen wir, daß die Reichen ihre Wohnungen mit Allem ausschmückten, was das Leben angenehm machen konnte. Besonders liebten sie glänzende Mahlzeiten, und um die Gäste aufzufordern, daß sie das flüchtige Leben ja recht genießen sollten, reichte öfters Einer während des Mahles ein hölzernes Mumienbild herum mit den Worten: „Betrachte diesen, und dann trinke und sei fröhlich, denn wenn du todt bist, so wirst du sein wie dieser da.“ Auch Gesang und Tanz, zum Theil sehr künstlicher Art, fehlten nicht zur Aufheiterung der Gäste beim Mahle. An solchen Mahlzeiten nahmen auch die Frauen Theil, was uns einen Beweis davon giebt, daß die Lage derselben bei den Aegyptern bei weitem nicht eine so eingeschränkte war wie bei den meisten andern Völkern des Alterthums. Ja selbst zu hoher Ehre konnten Frauen bei ihnen gelangen, denn wir finden auf den Denkmälern die entschiedensten Zeugnisse für das Vorhandensein von Priesterinnen. So in den Grabmälern zu Memphis und in denen zu Theben. Die dortigen sogenannten Gräber der Königinnen sind Gräber von Priesterinnen. Jede Göttin scheint Priesterinnen gehabt zu haben, und wir finden solche auch bei Göttern, z. B. eine Priesterin des Ammon-Ra. Ebenso erzählt bereits Herodot von einer Priesterin, die das Orakel des Ammon in der libyschen Wüste (in der Oase Siwa) gegründet habe, und in späterer Zeit werden sogar verschiedene Klassen von Priesterinnen genannt. Aber die Ehe stand bei den alten Aegyptern auf derselben niedrigen Stufe wie bei den meisten heidnischen Völkern des Alterthums; denn obgleich es den Priestern verboten war, mehr als eine Frau zu nehmen, so konnte doch jeder Andere eine beliebige Anzahl von Weibern heirathen, und sogar der Bruder seine Schwester.

Südlich von Aegypten, im oberen Theile von Nubien (Aethiopien), befand

sich schon in uralter Zeit der Priesterstaat **Meroë**. Er stand unter der Herrschaft einer erobernd aus Asien eingedrungenen Priesterkaste, die unzweifelhaft der kaukasischen Menschenrace angehörte. Die Priester besaßen in keinem Lande so große Macht wie hier. Sie wählten aus ihrer Mitte die Könige, die aber ganz zu ihren Knechten herabsanken und nichts, selbst im alltäglichen Leben, ohne den Willen der Priester thun durften. Ja, wenn der König den Priestern nicht mehr angenehm war, so erklärten dieselben, die Götter verlangten seinen Tod, und dann mußte er sich selbst entleiben. Erst im dritten Jahrhundert v. Chr. befreite sich der König Ergamenes mit Hülfe der Kriegerkaste von dieser drückenden Abhängigkeit, indem er mit Bewaffneten in den Tempel drang und die Priester ergreifen und erdrosseln ließ.

Die Priester leiteten auch den Handel von Meroë, durch den jener alte Culturstaat schon früh zu großer Blüthe gelangte. Hier war der Mittelpunkt des Karawanenhandels zwischen Asien und Afrika. Hier war der Stapelplatz für die köstlichen Spezereien und Edelsteine Arabiens, und auch die Produkte Indiens wurden über Arabien dorthin geführt. Ebenso kamen dahin auch die Erzeugnisse des goldreichen Afrika, welche dann den Nil hinab weiter dem nördlichen Afrika zugeführt wurden.

Die von späteren Schriftstellern genannte Hauptstadt Meroë lag auf dem vom Nil und seinem Nebenflusse Atbara, dem alten Astaboras, fast inselartig umflossenen Lande in der Nähe des heutigen Schendy, 17° nördlicher Breite. Man hat dort weit über hundert Pyramiden gefunden. In einer derselben entdeckte der Reisende Ferlini aus Bologna unter der Spitze eine Kammer. In der Mitte derselben stand ein Tisch mit Leinwand überspannt, deren Reste man noch erkennen konnte. Unter ihm befand sich eine getriebene kupferne Vase, und diese umschloß zehn goldene Armringe, mit Ciselirarbeiten und mit Emaille ausgelegt, über sechzig goldene Ringe, alle mit vertieften Figuren und sinnbildlichen Darstellungen, acht Halsbänder, von denen eins massiv war und aus neun Ringen mit großen beweglichen Platten bestand, einen Schmuck mit erhaben geschnittenen Steinen (Cameen), vergoldete Glasperlen und andere Kostbarkeiten. Der wohl zweitausendjährige Goldschmuck war so glänzend, als ob er erst eben aus der Werkstatt des Goldschmiedes gekommen wäre. Eine zweite Kammer enthielt die schönsten Vasen, den alten griechischen Vasen ähnlich. — Etwas entfernter vom Nil, südlich von Schendy, fand man ein labyrinthisch angelegtes Heiligthum, ferner einen Tempel des Ammon mit Widderalleen. Indessen reichen alle diese Denkmäler nicht bis über das zweite Jahrhundert v. Chr. hinauf, zum Theil stammen sie sogar aus der Zeit nach Chr. her. Das Meroë aber, von dem Herodot spricht, ist vielmehr weiter nach Norden, in der Provinz Dongola bei dem Berge Barkal, zu suchen. Hier war die früheste Residenz der äthiopischen Könige, und wir finden daselbst auch weit ältere Denkmäler. Zum Theil rühren dieselben aber von ägyptischen Herrschern her, die von 2300 v. Chr. bis ins 12. Jahrhundert im Besitz von Unternubien waren, theils wurden sie von äthiopischen Königen erbaut, nachdem sich dieselben im 16. Jahrhundert v. Chr. Aegypten unterworfen und so auch ägyptische Bildung nach Aethiopien verpflanzt hatten. Ueberhaupt hat Aegypten vielfach Einfluß auf Aethiopien ausgeübt; Herodot erzählt, daß während der Regierung des Psammetich „ägyptische Krieger, die

aus ihrem Vaterlande geflohen waren, sich dort niederließen, und seit jener Zeit hätten die Aethiopen ägyptische Sitte angenommen und wären nicht mehr so roh geblieben." Davon aber, daß Aegypten, wie man früher meinte, seine Bildung von Aethiopien aus erhalten hätte, findet sich auch nicht die geringste Spur. — Ebenso sind die alten Monumente, die sich weiter nach Norden, durch eine leere Strecke von 30 Meilen von Meroë getrennt, in Unternubien befinden, ägyptischen Ursprungs. So besonders die beiden großen Felsentempel von Abu-Simbul. Der größte derselben ist ein Heiligthum des ägyptischen Königs Ramses des Großen, und hat außer einigen Zellen zwei Vorräume, von denen sich in dem hinteren vier einfache viereckige Pfeiler, im vorderen aber acht Pfeiler befinden, an welche kolossale Bildsäulen gelehnt sind. Beide Tempel sind ganz in den Fels gehauen, und besonders großartig ist die äußere Wand an der Seite und über der Thür geschmückt. Neben der Thür des größeren z. B. sind vier kolossale sitzende Bildsäulen von 65 Fuß Höhe, neben der Thür des kleineren sechs stehende kolossale Statuen.

Die Religion auch dieses Volkes war Gestirn- und Thierdienst. Als höchster Gott erscheint bei den Aethiopen Jao, unerforschbar und undarstellbar wie der indische Parabrahma, aber verehrt als Osiris, der Licht und Leben auf der Erde verbreitet, und Sarapis, Gott der Finsterniß und des Todes.

Der Dienst des Sarapis (Serapis) war ein ursprünglich ägyptischer, wie der des Osiris, und wie man später den Osiris als Segen spendenden Gott der Sommersonne deutete, so den Sarapis, welcher kein anderer ist als Osiris, der Richter und Beherrscher der Unterwelt, als den Gott der Wintersonne. Geheimnißvoller Schrecken und Milde erscheinen in ihm gepaart. In Aegypten gelangte sein Dienst zur höchsten Bedeutung, seit Ptolemäos I. (§. 33), durch einen Traum bewogen, sein Bild aus Sinope in Kleinasien nach Alexandria in Aegypten holen ließ. Dort wurde er nun als der einzige Gott verehrt, der das Wesen aller Götter in sich vereinige. Er wird mit einem Scheffel auf dem Kopfe als dem Symbol des Erntesegens und der Fruchtbarkeit der Erde dargestellt. — Wie alle diese Götter ursprünglich ägyptische sind, so auch die übrigen, von deren Verehrung in Meroë wir Kunde haben. So Phtah, Knuph, Ammon-Ra, dem ein prächtiger Tempel östlich vom Nil bei dem Berge Barkal, in der Nähe des jetzigen Dorfes Merawé, geweiht war, alle drei sich auf die Sonne beziehend, ferner Isis, die als Mondgöttin verehrt wurde, und andere.

So lange wir die Geschichte der Aegypter nur aus den Berichten des Herodot und anderer griechischen Schriftsteller kannten, waren ihre Anfänge für uns ebenso in sagenhaftes Dunkel gehüllt, wie die Urgeschichte anderer Völker des Alterthums. Seitdem es aber gelungen ist, die Hieroglyphen zu lesen, können wir sie mit Sicherheit weiter hinauf verfolgen als die irgend eines anderen Volkes.

Die älteste Residenz der ägyptischen Könige war die Stadt This in Oberägypten, etwa $1/2$° nördlich von Theben gelegen, da, wo das Nilthal am breitesten ist. Der König Menes aber, dessen Regierung nach Lepsius im 3.

3892 v. Chr. begann, und jedenfalls spätestens in den Anfang des dritten Jahrtausends v. Chr. fiel, gründete sich eine neue Residenz in der von ihm erbauten Stadt Memphis in Mittelägypten. Um die Stadt gegen die Ueberschwemmungen des Nils zu schützen, ließ er den an der sandigen libyschen Bergkette fortlaufenden Fluß abdämmen. Wie nöthig dies war, sieht man daraus, daß jetzt die nicht mehr durch Dämme geschützten Ruinen jährlich überschwemmt werden, besonders der Tempel des Phtah, der am tiefsten lag, weil er in der ältesten Zeit erbaut wurde, wo das Flußbett des Nils noch nicht so hoch war. — Menes regierte 62 Jahre lang, und führte nicht nur im Lande selbst die Regierung mit kräftiger Hand, sondern unternahm auch Kriegszüge gegen die Nachbarvölker. An ihn schließen sich in ununterbrochener Reihenfolge zwölf Dynastien an, doch so, daß zeitweise zwei oder drei neben einander bestanden. Die bedeutendste derselben ist die vierte, der die Erbauer der großen Pyramiden von Gizeh angehören, nachdem schon unter dem letzten Könige der dritten Dynastie die Pyramiden von Dahschur, etwas südlich von Gizeh, die ältesten Baudenkmäler der Erde, erbaut waren.

Die Erbauer der drei großen Pyramiden nennt Herodot Cheops, Chephren und Mykerinos, versetzt sie aber fälschlich in eine weit spätere Zeit. Jetzt weiß man mit Bestimmtheit, daß es die vier ersten Könige der vierten Dynastie, Chaphra, Chufu, Numchufu und Menkera gewesen sind.

Man hat nämlich in den Constructionskammern der größten Pyramide an den im Innern erbauten Steinblöcken mit rother Farbe die Namen Chufu (Cheops) und Numchufu gefunden. Hätte man sie später aufgeschrieben, so ständen sie gewiß nicht zusammen. Noch dazu stehen sie verkehrt auf den Blöcken, woraus erhellt, daß sie, wie es Sitte war, bereits vor dem Bau in den Steinbrüchen darauf geschrieben sind. Den Namen des Chaphra (Chephren) hat man zwar nicht in der zweiten Pyramide selbst gefunden, weil man in derselben noch nicht solche Constructionskammern entdeckt hat, wohl aber häufig in den Felsengräbern in der Nähe seiner Pyramide, die seinen Verwandten und Beamten gehörten. In der dritten endlich fand man, wie schon bemerkt ist (S. 24), noch den Sarg des Menkera.

Nach der sechsten Dynastie war das Reich längere Zeit in zwei Theile getheilt, so daß gleichzeitig zwei Dynastien regierten. Die Regenten waren aber meist sehr unbedeutend, und erst unter der gleichzeitig mit der zehnten regierenden elften Dynastie beginnt eine neue Blüthe, die unter der zwölften (seit 2380) ihren Gipfel erreichte. Während die erstere nur Oberägypten beherrschte und ihre Residenz Theben zuerst zu großer Bedeutung erhob, vereinigte diese, welche ihre Residenz in Memphis nahm, wieder das ganze Reich. Sie dehnte die ägyptische Herrschaft nach Süden hin bis zu den oberen Nilkatarakten aus und scheint sich Nubien vollständig unterworfen zu haben. Ihr gehörte auch Amenemha III. an, der bereits als Gründer des Labyrinths erwähnt ist.

Unter seinem Nachfolger ging das alte ägyptische Reich zu Grunde. Von Osten her drangen nämlich die Hyksos, ein asiatisches Nomadenvolk (sie werden Phönicier oder Araber genannt), in das Land ein, eroberten das Delta und für eine gewisse Zeit auch Oberägypten, drängten die ägyptischen Könige nach Aethiopien und beherrschten nun über 500 Jahre das Land, in welchem

sie Städte und Göttertempel zerstörten. Endlich aber erhoben sich die von den alten rechtmäßigen Herrschern des Landes abstammenden Unterkönige von Theben, die sich gegen Tributzahlung an die Hyksos daselbst zu erhalten gewußt hatten, vertrieben sie mit Hülfe der Aethiopen und bemächtigten sich nach achtzigjährigem Befreiungskampfe wieder der Herrschaft über das ganze Land.

Nun begann die eigentliche Blüthezeit des ägyptischen Lebens. Die Kraft des Volkes war unter den Kämpfen gegen seine Unterdrücker neu erwacht, und mit der Macht entwickelte sich Kunst und Bildung zu einer bisher unerreichten Höhe. Der Hauptschauplatz der neuen Blüthe der Civilisation wurde Theben, wo die Könige jetzt meistentheils residirten; aber auch andere Städte wurden mit herrlichen Baudenkmälern geschmückt, und schon Thutmosis III., der erste König der achtzehnten Dynastie, der um 1580 die Hyksos völlig aus dem Lande jagte, errichtete in allen bedeutenderen Städten dem Hauptgotte einen Tempel. Das große Wasserreservoir in Fayume (der Mörissee) und die übrigen Bewässerungsanstalten waren unter der Herrschaft der Hyksos sehr vernachlässigt worden. Dies führte Mißwachs und Hungersnoth herbei, wodurch Sethos I., der zweite König der neunzehnten Dynastie, zur Anlegung großartiger Kanäle veranlaßt wurde, die sein Sohn Ramses Miamun oder der Große vollenden ließ. Mit Sethos (1445—1394) begann auch das übrigens sehr unkriegerische Volk, sich Kriegsruhm zu erwerben. Er unterwarf Cypern und Phönicien und bekämpfte selbst die Assyrer und Meder. Den Gipfel der Macht und des Glanzes aber erreichte das Reich unter seinem Sohne Ramses dem Großen (1394 — 1328), den die Griechen mit ihm unter dem Namen Sesostris zusammenfassen. Von ihm wird gesagt, er habe in jeder Stadt dem daselbst besonders verehrten Gotte einen Tempel erbaut, und in der That finden wir seinen Namen an einer außerordentlichen Menge von Denkmälern vom Ausflusse des Nils an bis nach Nubien hinauf. Ueberhaupt war seine sechsundsechzigjährige Regierung für das Land von der größten Wichtigkeit. Er theilte es in 36 Bezirke ein; er ließ Kanäle von Memphis bis ins Meer graben; er ließ umfangreiche Dämme und Hügel künstlich aufwerfen und auf denselben Städte neu anlegen oder aus den tieferen Gegenden, wo sie den Ueberschwemmungen des Nils ausgesetzt waren, dahin verpflanzen. Dabei wird in den Inschriften der Gebäude ausdrücklich gesagt, daß kein Aegypter daran gearbeitet habe. Die Ausführung jener großen Unternehmungen war ihm daher, abgesehen von den Bedrückungen der Israeliten, die bei den Bauten zu den härtesten Frohndiensten angehalten wurden, nur durch glückliche Eroberungszüge möglich. Zwar ist er schwerlich, wie die Griechen berichten, bis an den Ganges vorgedrungen; dagegen unterwarf er sich Aethiopien und Libyen; er eroberte Palästina; er unterjochte auch die Perser, die Baktrer und die im fernen Norden wohnenden Skythen. Auch nach Thracien, im Norden von Griechenland, soll er gekommen sein, aber wegen einer Hungersnoth haben umkehren müssen. Von seinen Eroberungen in Vorderasien hat man noch jetzt bei der Stadt Beyrut in Syrien in Felsen gegrabene Zeugnisse aufgefunden. Die auf solchen Eroberungszügen gemachten Kriegsgefangenen wurden dann zu Frohndiensten bei jenen großen Bauten benutzt. Gefangene Könige zogen den Triumphwagen des Ramses, und unzähligemal finden wir ihn auf den Denkmälern abgebildet, wie er vom Streitwagen herab

kämpfend die Feinde vor sich her in die Flucht treibt, oder wie er die Mauern ihrer Festungen erstürmt. Auf Ramses den Großen folgt sein Sohn Menephta (bis 1309), der gegen libysche und syrische Stämme siegreich kämpfte, dann aber eine Reihe schwacher Könige. Nur die zwanzigste Dynastie hat noch einen kräftigen König aufzuweisen, Ramses III., von Herodot Rampsinit genannt (um 1270), der zur See die Anwohner des rothen Meeres überwand, siegreich in Asien vordrang und Aegypten mit prächtigen Tempeln schmückte; doch die späteren Könige verweichlichten immer mehr und geriethen bald in immer größere Abhängigkeit von der Priesterkaste, so daß diese aus ihrer eigenen Mitte Könige auf den Thron zu heben vermochte. Auch Thebens Glanz sank sichtbar seit dieser Zeit; doch nicht Memphis wurde jetzt wieder die erste Residenz des Landes, sondern das weiter nördlich gelegene Tanis. Erst mit Sesonchis (Sishak), der seine Residenz nach Bubastis verlegte, kam wieder ein kriegerischer König auf den Thron. Derselbe unternahm 976 einen siegreichen Zug gegen Syrien und machte sich den Reichen Juda und Israel furchtbar; selbst Jerusalem mußte ihm die Thore öffnen, und er nahm einen Theil der Schätze des Tempels und des Königshauses, so wie die goldenen Schilde der Leibwache, die Salomo hatte machen lassen, als Beute mit nach Aegypten. Von der thatenlosen Regierung seiner Nachfolger hat sich keine Kunde erhalten.

Um 745 gerieth das Land abermals unter die Herrschaft Fremder, indem es nach der Ermordung des schwachen Königs Bokchoris, der zu Sais residirte, von dem äthiopischen Könige Sabako erobert wurde. Sabako war ein milder und weiser König, und das ägyptische Leben litt durch die Eroberung in keiner Weise. Schon mit dem dritten äthiopischen Könige Tirrhaka endete übrigens um 695 die äthiopische Herrschaft in Aegypten. Er kehrte freiwillig nach Aethiopien zurück und gründete daselbst ein blühendes Reich, in welchem er zuerst ägyptische Kunst und Bildung heimisch machte. Wie sehr aber schon alle Staatsverhältnisse in Aegypten in Verfall gerathen waren, sehen wir daraus, daß sich nun zu gleicher Zeit zwölf Herrscher in den Besitz des Landes theilten. Man nennt deshalb diese Zeit die Zeit der Zwölfherrschaft oder Dodekarchie. Dem jüngsten der zwölf Herrscher, dem Psammetich aus Sais in Unterägypten, gelang es endlich mit Hülfe griechischer Söldner, sich nach Besiegung der übrigen die Alleinherrschaft zu erkämpfen. Derselbe war der rechtmäßige Nachkomme des von Sabako getödteten Königs, und weil er demselben gefährlich erschien, hatte er vor ihm nach Syrien fliehen müssen. Als er nach der Vertreibung der Aethiopen zurückgekehrt war, erschien er auch den elf übrigen Herrschern gefährlich, und sie verbannten ihn deshalb in die Sümpfe von Unterägypten. Herodot aber erzählt die Sache in folgender Weise:

„Die zwölf wollten im Tempel opfern; aber der Priester brachte ihnen nur elf goldene Opferschalen. Da opferte Psammetich aus seinem ehernen Helm. Nun war ihnen geweissagt worden, wer von ihnen aus einer ehernen Schale opferte, der würde Alleinherrscher werden; darum verbannten sie ihn in die Sümpfe. Er aber sann auf Rache, und es wurde ihm ein Göttersprüch zu Theil: es solle ihm Rache werden durch eherne Männer, die von der See her erscheinen würden. Kurz darauf landeten griechische Seeräuber von Karien und Jonien in Kleinasien, und es wurde dem Psammetich über sie berichtet,

es wären eherne Männer da, die das Land plünderten, denn sie trugen eherne Rüstung. Da schloß Psammetich mit ihnen einen Bund, und mit ihrer Hülfe besiegte er die übrigen elf Könige."

Jedenfalls ist es sicher, daß sich Psammetich mit den Phöniciern, namentlich aber mit den Joniern gegen seine Mitfürsten verband. Nach achtjährigem Kampfe besiegte er diese in der Schlacht bei Momemphis (670). Theils fielen sie in der Schlacht; theils flohen sie nach Libyen. Wie er nun mit Hülfe der Griechen auf den Thron gelangt war, so suchte er auch durch Einführung griechischer Bildung dem sinkenden Volksleben aufzuhelfen. Er räumte deshalb den Griechen Ländereien im Mündungslande des Nils ein, eröffnete ihnen alle bisher dem Handel mit dem Auslande verschlossenen Häfen und vertraute ihnen ägyptische Kinder an, um sie in der griechischen Sprache zu unterrichten. Die Priesterkaste war zwar mit diesen Neuerungen unzufrieden; er wußte sie jedoch durch Ausführung prächtiger Tempelbauten wieder für sich zu gewinnen. Dadurch aber, daß er sich mit einer Leibwache von griechischen Söldnern umgab, brachte er auch die Kriegerkaste gegen sich auf, und ein Theil derselben wanderte nach Aethiopien aus, wo ihnen der König von Meroë Wohnsitze einräumte.

Psammetichs Sohn Necho (616—600) verfolgte dieselben Pläne. Wie schon Psammetich einen neunundzwanzigjährigen Krieg mit Syrien geführt hatte, so suchte auch er die Macht Aegyptens durch auswärtige Eroberungen zu heben. Er besiegte den König Josias von Juda, schlug die Syrer und drang bis zum Euphrat vor; als er jedoch im J. 604 von dem babylonischen Könige Nebukadnezar (§. 9) bei Karchemisch (Circesium) am Euphrat geschlagen war, sah er sich genöthigt, alle jene Eroberungen wieder aufzugeben und nach Aegypten zurückzukehren. Seine Hauptabsicht bei der Eroberung der syrischen Küste war die Sicherung des ägyptischen Seehandels gewesen. Zur Beförderung desselben ließ er von den Phöniciern (§. 10) Afrika umschiffen und eine Flotte auf dem mittelländischen und dem rothen Meere bauen. Ebenso beabsichtigte er, beide Meere durch einen Kanal zu verbinden, der vom Nil nach dem rothen Meere führte. Das Werk blieb jedoch unvollendet. Erst unter Ptolemäos II. wurde der Kanal fertig, und jetzt ist er schon seit mehr als tausend Jahren ganz verfallen.

Noch unter Necho's Sohne Psammis und dessen Sohne Apries (Pharao Hophra) blieb die Herrschaft bei seinem Hause; unter dem Letzteren aber brach nach einem unglücklichen Kriegszuge eine Empörung der Kriegerkaste aus, welche meinte, er habe sie aus Vorliebe für die griechischen Miethstruppen absichtlich dem Untergange Preis gegeben. Amasis, welcher abgesandt wurde, um die Empörung zu beschwichtigen, stellte sich selbst an ihre Spitze; Apries, der mit den griechischen Söldnern den Aufrührern entgegenzog, wurde bei Momemphis geschlagen, gefangen genommen und auf Verlangen des Volkes getödtet; Amasis aber wurde auf den Thron erhoben (570 vor Chr.).

Vor seiner Erhebung auf den Thron soll derselbe ein sehr leichtfertiges Leben geführt und sogar häufig, wenn er alles Geld durchgebracht hatte, gestohlen haben. Deshalb öfter bei den Götterorakeln angeklagt, wurde er von einigen freigesprochen, von andern aber verurtheilt. Als er nun König geworden war, trug er für die Tempel der Götter, durch deren Orakel er frei-

gesprochen war, gar keine Sorge und opferte ihnen nicht, weil ihre Weissagungen lügenhaft wären, für diejenigen aber, die ihn verurtheilt hatten, trug er große Sorge, weil sie wahrhaftige Weissagungen hätten.

Auch noch als König liebte er lustige Gesellschaften, jedoch erst nachdem er am Morgen seine Geschäfte mit Eifer verrichtet hatte. Dabei aber war er weise, menschenfreundlich und gerecht, und so kam das Land unter seiner Regierung in den blühendsten Zustand. Die Priester gewann er durch Ausführung von Tempelbauten; gleichwohl blieb er wie seine Vorgänger in freundschaftlicher Verbindung mit den Griechen; ja er ertheilte ihnen sogar die Erlaubniß, sich in Naukratis in Unterägypten niederzulassen; er gab ihnen Land, um ihren Göttern Tempel und Altäre zu errichten, und sandte selbst Weihgeschenke nach griechischen Tempeln. Mit der westlich von Aegypten gelegenen griechischen Kolonie Kyrene stiftete er ein Freundschaftsbündniß, und nahm sich die Kyrenäerin Ladike zur Frau. Ebenso schloß er Gastfreundschaft mit Polykrates, dem mächtigen Beherrscher der Insel Samos im ägäischen Meere, zu gemeinschaftlichem Schutze gegen Persien*).

Die neue Blüthe des Reiches war jedoch nicht von langer Dauer, denn schon unter Psammenit, dem Sohne und Nachfolger des Amasis, brach der persische König Kambyses in das Land ein, besiegte den König, und so wurde Aegypten im J. 525 persische Provinz (§. 13).

---

§. 5. Die Arier. — Das Zendvolk.

Als eins der ältesten Culturvölker, so weit unsere Kunde hinaufreicht, erscheint nächst den Aegyptern ein Volk, das am Westabhang des Belurtag und Mustag, im Quellenlande des Dsjihun und Gihun wohnte. Dies Volk nannte sich selbst Airjâs (Arier) und sein Land Airjanem Vaêgô. Es verließ die

---

*) Diese Verbindung brach er später wieder ab, wie Herodot sagt, weil er bei dem unermeßlichen Glücke des Polykrates fürchtete, daß derselbe ein trauriges Ende nehmen würde. Denn überhaupt war im Alterthume die Meinung vom Neide der Götter und von der Unmöglichkeit eines beständigen Glückes allgemein verbreitet. Er gab ihm deshalb nach Herodots Erzählung den Rath, das theuerste unter seinen Gütern von sich zu werfen. Polykrates befolgte seinen Rath und warf seinen Siegelring mit einem kunstvoll geschnittenen Smaragd ins Meer. Kurz darauf fing ein Fischer einen Fisch von seltener Größe und brachte ihn dem Herrscher zum Geschenk. Als aber die Diener den Fisch zurichteten, fanden sie im Bauche desselben den Siegelring und brachten ihn dem Polykrates. Dieser berichtete den Vorfall seinem Gastfreunde, der ihm nun entsetzt die Gastfreundschaft aufkündigte, damit seine Seele nicht betrübt würde, wenn er das unvermeidlich den Gastfreund treffende Unglück erführe. In der That hatte Polykrates ein trauriges Lebensende. Der persische Statthalter Oroetes lockte ihn nämlich später durch große Versprechungen nach Kleinasien, nahm ihn in Magnesia gefangen, und ließ ihn nach einem schmählichen Tode ans Kreuz schlagen. Uebrigens hat Polykrates jenes Opfer wahrscheinlich nicht durch Amasis aufgefordert, sondern freiwillig aus Aberglauben dargebracht; wohl aber machte ihm der König wiederholt Vorstellungen über seine Gewaltthätigkeiten. Das Bündniß zwischen Samos und Aegypten wurde nicht von Amasis, sondern erst nach dem Tode desselben von Polykrates gelöst.

Heimath, in welcher es nomadisch gelebt hatte, und zog weiter nach Südwesten, bis sich endlich der eine Theil in den Niederungen des Dsjihun niederließ, während andere Stämme, wie die Vorfahren der Meder und Perser (§. 13), in den Gebirgen blieben. Diejenigen, welche sich in dem Gebiete des Dsjihun niederließen, beschäftigten sich nun mit Ackerbau und bildeten einen Priesterstaat, unter dessen Städten die Stadt Balkh im alten Baktrien besonders bedeutend war. Sie wurden später von den ihnen verwandten Medern und Persern und den Assyrern unterjocht; aber auch dann noch übten sie einen bedeutenden Einfluß aus, indem die Sieger die Religion der Besiegten annahmen.

Von ihren Religionsschriften, dem „lebendigen Worte" (Zend-Avesta), die in der uralten Zendsprache geschrieben sind und aus einundzwanzig Büchern bestanden, sind uns nur wenige Reste erhalten, namentlich das zwanzigste Buch, der Vendidad oder Vidaevodata, und außerdem noch eine Sammlung von Anrufungen und Lobgesängen. Obwohl wir auch diese Reste nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt, sondern nur in späterer, von den Priestern nach den Bedürfnissen ihrer Zeit allmälig veranstalteter Ueberarbeitung besitzen, so sind sie doch ohne Zweifel der Hauptsache nach ächt, und wir haben durch dieselben nicht nur genauere Kenntniß von der Religion jenes alten Culturvolkes erhalten, sondern auch die Sagen über die Geschichte desselben kennen gelernt.

Nach denselben zog der König Dschemschid, als in Airjanem Vaêgô das Klima so rauh geworden war, daß der Winter zehn Monate dauerte, mit seinem Volke nach dem wärmeren Süden in ein unbewohntes Land, wohin er den Ackerbau und alle Segnungen eines damit zusammenhängenden gebildeten Lebens brachte. Unter den Söhnen seines Enkels Feridun entstand ein Zwist, der die Theilung des Reiches in Turan und Iran (nördlich und südlich vom Dsjihun) zur Folge hatte. Gustasp (Vistaçpa) ein späterer König von Iran, kämpfte siegreich mit den Turaniern, und unter ihm lebte der weise Zaratuschtra (Zoroaster), der den Staat nach den Gesetzen und Religionslehren eines in viel früherer Zeit lebenden Weisen, des Huomo, von Neuem ordnete und den Avesta verfaßte. Wann Zaratuschtra gelebt habe, ist ungewiß; jedenfalls müssen wir ihn aber in die Zeit vor der Unterjochung des Volkes durch die Assyrer und wahrscheinlich sogar in die Zeit vor dem Anfange des assyrischen Reiches setzen, da im Zend-Avesta Baktrer, Meder und Perser und ihre Reiche eben so wenig erwähnt werden wie Ninive und Babylon.

Die Religion dieses Volkes war geistiger und tiefsinniger als alle anderen heidnischen Religionen des Alterthums. Der Urquell aller Dinge, lehrt der Zend-Avesta, ist das ewige unerschaffene All, ein heiliges und allmächtiges Wesen. Dasselbe schuf im Anfang zwei göttliche Wesen, den Ormuzd oder Ahuramazdâ (die große Weisheit), den Urquell des Lichts wie alles Reinen und Guten, und den Ahriman, den Repräsentanten der Finsterniß, des Unreinen und des Bösen. Dem Ormuzd zur Seite stehen sieben gute Geister, die Amschaspands (Amesha çpenta), wie nach der Meinung des Alterthums sieben Planeten die Sonne umkreisen, und unter ihnen stehen noch achtundzwanzig Izeds oder Erzengel, und die Fervers oder Schutzgeister, die Urbilder alles Geschaffenen. Auf Geheiß des Urwesens schuf Ormuzd durch sein allmächtiges Schöpferwort (Honover) in sechs Zeitabschnitten die sichtbare Welt, die zwölftausend Jahre dauern sollte. Der Schöpfung des Ormuzd aber stellte

Ahriman (Angra-mainyus, d. h. der Arges Sinnende) eine eben so mächtige Schöpfung der Finsterniß entgegen, den Amschaspands die Erzdews (die Kometen), den Izeds die übrigen Dews. Er suchte auch die Welt des Lichts zu verführen, und endlich mußte Ormuzd die Herrschaft mit ihm theilen. Er tödtete den von Ormuzd geschaffenen Urstier, die Erstgeburt der Körperwelt, und nach langem Kampfe erlag seiner Macht auch der aus dem Körper des getödteten Urstiers hervorgegangene Urmensch. Eben so unterlagen die aus dem getödteten Urmenschen entsprossenen Stammeltern des Menschengeschlechts, Meschia und Meschiane, den Verführungen Ahrimans, indem sie die von ihm erhaltenen Früchte aßen, und brachten dadurch Sünde, Elend und Tod über die von ihnen abstammenden Menschen. So würde der schwache Mensch, schwankend zwischen dem Guten und Bösen, ganz dem Ahriman unterlegen sein, hätte nicht Gott sich seiner erbarmt und ihm durch seinen Propheten das Lichtgesetz offenbart. Dennoch scheint Ahriman zuletzt zu siegen. Da erscheint am Ende des Weltlaufs Sosiosch, der Erlöser der Menschen; das Gute erlangt den Sieg; die Todten stehen auf; die Welt wird durch Feuer vernichtet, und an ihre Stelle tritt eine schönere, in der die wiederbelebten Menschen in ewiger Seligkeit fortleben. Ehe dieses Ende des Weltlaufes eintritt, kommen die Seelen, nachdem auf dem Berge Albordsch über sie Gericht gehalten ist, wenn sie gut sind, in den Himmel; die Bösen werden in das finstere Reich des Ahriman hinabgestoßen, bis sie durch Strafen daselbst geläutert sind. Am Ende der Tage aber gelangen auch die Schlechtesten in das Lichtreich und zur Seligkeit; selbst Ahriman bekehrt sich mit seinen Geschöpfen (nach einer andern Stelle scheint es, als ob er und sein Reich dann nicht selig, sondern völlig vernichtet würden). Dann ist alles Böse verschwunden, und es giebt nur noch ein Reich des Lichtes, des Guten und der Seligkeit. — Der Erhabenheit dieser Religion entsprach die Einfachheit der Gottesverehrung. Kein Tempel schien den Ariern würdig genug, um die Gottheit zu verehren. Auf freien Höhen beteten sie zu dem Urquell des Lichtes und des Guten. — Aus einer solchen Religion konnte nur eine ernste, heilige Sittenlehre hervorgehen. Der Mensch ist nach ihr zu beständigem Kampfe gegen das Reich der Finsterniß berufen; Reinheit des Gedankens, des Wortes und der That fordert das Gesetz von ihm. Vergehen, die auf schlechter Gesinnung beruhen, wie Undankbarkeit gegen den Wohlthäter, wurden deshalb am härtesten bestraft. So erhielt der Wortbrüchige 300 Ruthenstreiche, während der, welcher einen Andern geschlagen hatte, nur mit 15 Streichen bestraft wurde.

Noch bis auf den heutigen Tag hat sich diese Religion trotz der härtesten Verfolgungen, obgleich nicht in voller Reinheit, erhalten. Die Anhänger derselben, die Parsen, leben besonders im nordwestlichen Theile von Vorderindien. Sie beten am frühen Morgen die Sonne an, und eben so beten sie zum Mond und zu den Planeten. Von den Priestern wird das heilige Feuer als Symbol des Lichtes unterhalten. Zu Ehren ihres Religionsstifters Huomo haben sie eine monatliche Feier des gesegneten Brotes und Kelches. Der Priester segnet dabei unter Gebet einige kleine ungesäuerte Brote ein und genießt sie, indem er zugleich aus dem heiligen Kelche etwas von dem Safte des heiligen Baumes Hom (des Gewürzbaumes) dazu trinkt.

Nach den Zendbüchern war das Volk in vier Stände eingetheilt: den

Stand der Priester oder Magier, dem auch die Könige und Richter angehörten, den Kriegerstand, die Ackerbauer und die Gewerbtreibenden, zu denen auch die Kaufleute gehörten; aber die Kasten waren bei ihnen nicht so streng abgeschlossen wie bei dem ihnen verwandten Volke der Inder. — Die Frauen standen in einem durchaus untergeordneten Verhältnisse zu den Männern; indessen fand doch keine Vielweiberei Statt. Die Kinder waren bei harter Strafe den Eltern unbedingten Gehorsam schuldig; dafür waren aber auch die Eltern für Alles, was dieselben bis zu ihrem funfzehnten Jahre thaten, verantwortlich. Bis zum fünften Jahre waren sie der Obhut der Frauen anvertraut. Darauf lernten sie bis zum funfzehnten Jahre bei den Priestern die Gebete und heiligen Lehren. Dann fand eine Feierlichkeit Statt, bei der sie nach Hersagung eines Glaubensbekenntnisses und nach dreimaliger Ablegung des Gelübdes, daß sie den Gesetzen Zoroasters gehorchen wollten, mit einer heiligen Schnur von Kameelhaaren und Wolle als Schutzmittel gegen die Dews umgürtet wurden, die sie nie mehr ablegen durften. Nun erst waren sie selbst für ihre Handlungen verantwortlich.

---

§. 6. Die Inder.

Ein anderer Zweig des arischen Volksstammes sind die **Hindu's** oder Inder. Sie selbst nennen sich nicht mit diesem Namen, den sie vielmehr von den Persern erhalten haben, sondern Arjâs, d. h. die Ehrwürdigen, die Männer von gutem Geschlecht. Während sie anfangs nach der Auswanderung aus dem Ursitze mit den übrigen Ariern zusammen weiter gezogen waren, wurden sie später, besonders durch religiöse Zwistigkeiten, veranlaßt, sich von ihnen zu trennen, und sie wanderten nun durch die südwestlichen Pässe des Hindukusch nach dem östlichen Theile des Hochlandes von Iran und dem westlichen Theile des heutigen Kabulistan und Afghanistan.

Dort befindet sich das Thal von Kaschmir, welches noch jetzt im Morgenlande das paradiesische und unvergleichliche genannt wird, rings von Bergen umgeben, von einer Menge von Flüssen bewässert, die ihm die üppigste Fruchtbarkeit verleihen. Die Luft ist hier beständig milde; hier reifen die köstlichsten Trauben neben den edelsten Südfrüchten, und alles Obst und Gemüse unserer Gegenden wächst dort wild. Narzissen erfüllen die Luft überall mit ihrem Wohlgeruch, und die Rosen duften herrlicher als irgendwo. Dies Land ist noch jetzt dem Hindu heiliges Land, und jedenfalls war es einer der ersten Wohnsitze des Volkes. Südwestlich von diesem Thale wandte sich das Volk nach Kabulistan. Von da drang es durch das Pendschab (das Stromland des oberen Indus) und den Ganges hinab bis an die südlichen Berggruppen des Vindhyagebirges vor, indem es die größtentheils negerartigen Urbewohner theils sich unterwarf, theils weiter nach Südosten drängte.

Ueber die weiteren Schicksale der arischen Inder fehlen uns alle auch nur einigermaßen sichere Nachrichten. Die Inder selbst besitzen durchaus keine Geschichtswerke. Ihre fessellose Phantasie machte sie gänzlich unfähig, ein ge-

schichtliches Ereigniß rein aufzufassen und darzustellen. Selbst das Alltäglichste erschien ihnen in einem wunderbaren Lichte, und sie umhüllten es dermaßen mit einem förmlichen Gewebe von Sagen, daß es durchaus unmöglich ist, den eigentlichen geschichtlichen Kern herauszufinden. Selbst wo uns bestimmte Namen von Fürsten und Königen entgegen treten, merken wir bald, daß wir uns ganz auf dem Gebiete der Mythe befinden. Nur so viel ist aus indischen Nachrichten gewiß, daß das Land nie von einem einzigen Fürsten beherrscht wurde, sondern daß mehrere zum Theil mächtige Reiche gleichzeitig neben einander bestanden.

Auch die Nachrichten anderer Völker geben uns für die Geschichte des Landes keine reichere Ausbeute, obgleich schon früh ein blühender und sehr einträglicher Handel mit Indien bestand. Perlen, Edelsteine, Elfenbein, Gewürze, gewebte Zeuge wurden schon in der frühesten Zeit aus Indien geholt. Schon dem Könige Salomo wurden wohlriechendes Sandelholz, Pfauen und Affen aus Indien gebracht, und die Erzeugnisse dieses Landes gehörten zu den theuersten und beliebtesten Luxusartikeln des Alterthums; aber über die Geschichte des Landes verbreiteten die Handelsreisen keine genaueren Aufschlüsse; ja das Land blieb bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts für Europa ein fast unbekanntes.

Wie unvollkommen und unzuverlässig aber auch die geschichtlichen Nachrichten über jenes alte Culturvolk sind, ein unvergängliches Zeugniß von dem hohen Grade der Bildung desselben sind seine zum Theil aus uralter Zeit herstammenden Schriften und Baudenkmäler.

Die ältesten Denkmäler der indischen Literatur sind in der **Sanscritsprache** verfaßt, die schon Jahrhunderte vor Christo ausgestorben war, aber noch heute von den indischen Gelehrten erlernt wird, und für uns auch dadurch große Wichtigkeit erhält, daß sie die Muttersprache der griechischen, lateinischen, deutschen und mehrerer anderen Sprachen ist. Sie hatte ein Alphabet von 49 Buchstaben, einen sehr großen Reichthum an Wörtern und die vollkommenste grammatische Ausbildung, so daß man schon hieraus meinte schließen zu können, eine wie hohe Bildung die alten Inder überhaupt besessen haben. Schon früh kannten dieselben die Schreibkunst, und wir haben keine Spur davon, daß sie sich je der unvollkommenen Bilderschrift bedient hätten. Wie reich die Sanscritliteratur ist, erhellt schon daraus, daß das britische Museum allein eine so große Menge von Handschriften in dieser Sprache besitzt, daß kaum das ganze Leben eines Gelehrten hinreichen würde, auch nur ein Verzeichniß derselben anzufertigen.

Die ältesten auf uns gekommenen Werke der Sanscritliteratur sind die Religionsurkunden der alten Inder, die vier **Veda's** (das Wissen), die nach der Meinung des Volkes von den Lippen des Gottes Brahma selbst geflossen sind, und das Gesetzbuch des **Manu**. Zu einer künstlich gegliederten Götterlehre umgestaltet erscheint dann die Religion in den achtzehn **Purâna's**, die zwischen dem Epos und dem religiösen Lehrgedicht in der Mitte stehen und 1,600,000 Verse enthalten sollen, und in dem religiösen Epos (s. unten).

Ursprünglich war die **Religion** der Inder ein Naturdienst; besonders waren ihnen das Licht und die Erscheinungen am Himmel und in der Luft, die Alles belebende Sonne, der zerstörende und doch zugleich den befruchtenden

Regen bringende Blitz Gegenstände der Verehrung. Am höchsten unter allen Göttern stand ihnen der jenseits des Luftkreises thronende **Indra**, der Gott des leuchtenden Himmels und der blauen Luft, der mit dem Blitz und Donnerkeil die bösen Geister der finsteren Gewölke schlägt, welche die Gewässer des Himmels gefangen halten, und der Erde erquickenden Regen sendet. Die wehenden Geister und die Winde, welche die Luft reinigen, unterstützen ihn in diesem Kampfe. — Außerdem wurden die Gottheiten des Lichts verehrt; die Açvinen, die ersten Lichtstrahlen des Morgens, ein rettendes und heilendes Zwillingsbrüderpaar; Ushas, die Morgenröthe, der Sonne und des Himmels Tochter; der Sonnengott, der sein Licht von Indra empfangen hatte, und unter verschiedenen Namen verehrt wurde, besonders heißt er Savitri (Erzeuger), Pushan (Ernährer) und Mitra (der Holde). Sein irdisches Abbild ist Agni, der Gott des Feuers, ein blühender Jüngling, der im Blitz zur Erde herniedersteigt. Vorzüglich heilig gehalten neben Indra wurde **Varuna**, der geheimnißvolle Gott des äußersten, die Luft umschließenden Himmelsgewölbes, des Raumes und des Wassers, welcher die Welt ins Dasein gerufen und ihr die ewigen Gesetze gegeben hat, nach denen sie besteht. Er giebt jedem Wesen, was ihm seine Würde verleiht; er wacht auch, von „Spähern" umgeben, über die Handlungen der Menschen, straft den Sünder durch Krankheit und Tod, und vergiebt dem Reuigen seine Schuld. Bei ihm im höchsten Himmel wohnt Yamas, der Gott des Todes. Wenn die Menschen den Göttern Opfer darbringen, so geschieht es nicht, um von ihnen Verzeihung zu erflehen, sondern um ihren Beistand und ihren Segen zu erlangen. Die Götter aber können den Opfern nicht widerstehen, besonders dem Soma-Opfer, das unter feierlichen Gebräuchen aus dem Safte einer Bergpflanze bereitet und in einer Schale dargebracht wurde. — Doch schon in den Veda's erscheint die Naturreligion mehr vergeistigt. Alles Dasein wird von denselben auf ein höchstes Wesen, **Brahma** oder Parabrahma (das Urgroße), zurückgeführt. Es ist ewig, unerschaffen und unsichtbar, und seine Herrlichkeit und Majestät ist so groß, daß es kein Bild von ihm geben kann. Seine erste Offenbarung ist Brahmâ, der ewige Quell des Lichtes, dessen Symbol die Sonne ist, und der durch seinen bloßen Gedanken oder durch sein allmächtiges Schöpferwort die ganze Welt geschaffen hat. Zuerst schuf er eine Welt reiner Geister, die selig im reinen Aether lebten, bis einer von ihnen aus Neid von dem Ewigen abfiel und auch andere Geister verführte. Um diese abgefallenen Geister zu läutern, wurde nun die sichtbare Welt geschaffen, und so ist das Leben des Menschen auf Erden ein Prüfungszustand. Durch Selbstverleugnung und Selbstbeherrschung, durch Erforschung der heiligen Schriften und Uebung der darin vorgeschriebenen heiligen Handlungen und Gebote kann er sich zu einer höheren Stufe erheben, während der Selbstsüchtige immer tiefer hinabsinkt, so daß bei seinem Tode seine Seele in Thierkörper, ja in Pflanzen und selbst in Steine übergeht.

In den Purana's und den epischen Gedichten geht nun diese einfache Lehre in eine förmliche **Mythologie** über; die Götter werden personificirt und abgebildet. An der Spitze der ganzen Götterwelt stehen die drei aus dem Urwesen geflossenen Götter Brahmâ, Vishnu und Siva. — Brahmâ, die Sonne, ist Schöpfer der Welt; in ihm offenbart sich die göttliche Macht.

Seine Gattin Sarasvatî ist die Göttin der Weisheit und der Rede, die Beschützerin der Künste und Wissenschaften. Vishnu (der Durchdringer), die Luft oder das Wasser, ist der Geist Gottes, die erhaltende göttliche Kraft, die Weisheit. Er braust im Gewitter über die Ebene; er schwellt die Fluthen des Ganges, und seine Gattin Srî (Glückseligkeit) oder Lakshmi (Schönheit), die Spenderin alles Segens, ruft dann Wachsthum hervor aus der befruchteten Erde. Als ihr Symbol wird die Kuh verehrt. Siva (der Glückliche), gewöhnlich Mahadêva (der große Gott) genannt, ist das Feuer, der durch Zerstörung neues Leben Erzeugende, die Gerechtigkeit. Seine Gemahlin ist Kâlî, die zerstörende Göttin der Zeit, der im frühesten Alterthume selbst Menschen geopfert wurden, oder Bhavânî (die Zeugende), die Natur, mit der das Feuer Alles erzeugt aber auch verschlingt. Am gewöhnlichsten aber wird dieselbe als Berggöttin Pârvatî (Berggeborne) verehrt.

Brahmâ wird dargestellt mit vier Gesichtern (Symbol der Allwissenheit) und vier Händen (Symbol der Macht); in der einen ein Scepter (Würde), in der zweiten einen Ring (die Ewigkeit), in der dritten die Veda's haltend und die vierte leer und offen ausgestreckt, zum Zeichen, daß er bereit ist, allen seinen Geschöpfen zu helfen. Er wird roth abgebildet als Sonnengott.

Vishnu wird entweder dargestellt als thätige Kraft, auf einem Adler reitend, oder als ruhend auf einem Blatt des indischen Feigenbaumes und als Symbol der Ewigkeit den Fuß im Munde haltend. Seine Farbe ist grün und die Lotosblume ihm heilig.

Siva ist weiß. Er trägt den Halbmond über der Stirn, an der er ein drittes Auges zum Zeichen der Allwissenheit hat; um seinen Hals hängt eine Kette von Schädeln. Er thront auf einer der drei höchsten Spitzen des Himalaja, dem Kailâsa, von seligen Büßern und himmlischen Sängern und Tänzerinnen umgeben. Ihm, als dem befruchtenden Gott, sind heilige Stiere geweiht, die nach gewissen Merkmalen ausgesucht werden. Zu bestimmten Zeiten wird ein solcher Stier bekränzt in Procession herumgeführt, und vor den meisten Tempeln des Siva liegt ein kolossales Stierbild aus Stein.

Diese drei Götter bilden die heilige Dreiheit der Inder (Trimûrtis); als Ausströmungen des einen Urgeistes sind sie eins, und deshalb werden sie als eine Figur mit drei Köpfen, oder durch einen Kreis in einem Dreieck dargestellt. Der Dienst des Brahmâ trat übrigens bald in den Hintergrund; derselbe scheint gar keine besonderen Tempel und Altäre gehabt zu haben, und man verehrte nun besonders Vishnu oder Siva, auf die dann alle Eigenschaften der übrigen Götter übertragen wurden.

Auch diese drei Götter sind an sich unsichtbar und körperlos; aber zum Wohle der Menschheit offenbaren sie sich in verschiedenen Verkörperungen. Solcher Verkörperungen werden von Vishnu zehn angenommen: als Fisch, Schildkröte &c., dreimal in menschlicher Gestalt als Râma, das achte Mal als der erdgeborne, unter Hirten erzogene Gott Krishna (der Blaue), d. h. die Luft. Die zehnte Erscheinung ist noch zukünftig und wird die Menschen von aller Sünde befreien.

Neben jenen Hauptgöttern haben die Inder noch eine große Menge niederer Götter, unter ihnen die acht Welthüter. Der erste derselben ist Indra (der Mächtige), der Gott des Firmaments, dessen Residenz das Paradies für die

in der Schlacht gefallenen Krieger ist und für die Frommen, ehe sie ihre Wanderung in andere Körper beginnen. Der dritte ist der unerbittliche Todtenrichter Yama, von dem jede Seele nach dem Tode ihr Urtheil empfängt, ehe sie in das Paradies oder zur Hölle kommt, oder eine neue Wanderung beginnt. Außer den Göttern giebt es endlich in Indien noch eine Menge Halbgötter und allegorischer Gestalten; denn Berg und Thal, Himmel und Erde, Liebe und Haß, Alles erscheint dem Inder als Geist.

Alle diese Götter finden endlich ihren Untergang bei der Zerstörung der ganzen Welt bis zum Monde hin durch Kâla, den fürchterlichen Gott der Zeit. Derselbe wird schwarz dargestellt, mit einem Schwerte und der Rolle des Schicksals in der Hand, ganze Städte auf der Zunge, die er zu verschlingen im Begriff ist. Rings um ihn sitzen die drei oberen Götter, die zuletzt verschlungen werden. Endlich verschlingt er sich selbst, und so bleibt nichts übrig als das Urwesen, zu dem dann alles Dasein zurückgekehrt ist.

Der Glaube, daß Alles in der Natur einen göttlichen Funken enthalte, der allmälig von seinen Fesseln befreit werden soll, und daß namentlich das menschliche Leben ein Stand der Prüfung sei, mußte zu einer reinen S i t t e n l e h r e führen.

Schon in dem Gesetzbuche des Manu finden wir herrliche Aussprüche, von denen folgende als Beispiel dienen mögen: „Laß einen Menschen keinen andern beleidigen, weder durch That noch durch Gedanken; laß ihn nicht einmal ein Wort sprechen, wodurch er seine Mitgeschöpfe kränken möchte, denn dies würde seinem Fortgange zur künftigen Seligkeit hinderlich sein!" — „Auch der Feind kann die strengste Erfüllung der Pflicht von uns verlangen, und ein hinterlistiges Wesen gegen ihn ist entehrend." — „Allein ist der Mensch geboren; allein erhält er dereinst Vergeltung für seine Thaten. Wenn er seinen Körper wie eine Erdscholle am Boden verläßt, kehren seine Freunde um mit abgewandtem Gesicht, aber die Tugend begleitet seine Seele; drum laß ihn stets nach dieser Begleiterin ringen." — Herrlich sind Aussprüche, wie jener, welchen ein neuerer Reisender als eine Vorschrift aus der niedrigsten Volksschule anführt: „Wozu nützt das Studiren, wenn es nicht darauf abzweckt, den kennen und fürchten zu lernen, der die Weisheit selber ist!" —

Dabei aber verleitet die brahmanische Religion doch zu dem Wahne, daß durch äußere Handlungen ersetzt werden könne, was an Reinheit und Heiligkeit der Gesinnung fehlt; so durch tägliche Abwaschungen in heiligem Wasser, besonders im Ganges, durch Opfer, Wallfahrten, Prozessionen, Beten in Einsamkeit, Büßungen und Selbstpeinigungen, in denen die Inder alles Maß überschritten, um den Körper zu bezähmen, den sie als Kerker der Seele betrachteten.

Im Gegensatz gegen die brahmanische Religion trat später in Indien die buddhistische auf. Als Stifter derselben wird Sakyamuni oder Gautamas (der Heilige), mit dem Beinamen B u d d h a (der Weise), im sechsten Jahrhundert v. Chr. genannt, der Sohn eines mächtigen indischen Königs aus der Familie Sakya. Ergriffen von Schmerz über das Elend der Menschheit, floh er, 29 Jahre alt, aus der glänzenden Gefangenschaft seiner Paläste und Lustgärten, und lebte sechs Jahre lang in strengster Buße und Entsagung als Einsiedler. Als er unter die Menschen zurückkehrte, um seine Lehre von der Nothwendigkeit der Verachtung der Welt und ihrer Reizungen zu verkündigen, hielt man

ihn für wahnsinnig. Er kehrte daher nochmals in die Einsamkeit zurück und kam dann nach neunundvierzigtägiger Buße wieder, um seine Lehre zu verbreiten. Vor seinem im Alter von 79 Jahren erfolgten Tode weissagte er noch, daß seine Lehre fünftausend Jahre bestehen würde.

Er scheint keinen ewigen göttlichen Weltschöpfer angenommen zu haben, sondern meinte vielmehr, daß Alles in der Welt nach einer unabänderlichen Nothwendigkeit in beständigem Wechsel entstehe und vergehe; doch könne der Mensch mit freiem Willen sein Schicksal lenken, und dasselbe werde durch seine Werke bestimmt. Er nahm aus der brahmanischen Religion die Lehre von der Seelenwanderung auf, und glaubte, daß der Tugendhafte nach seinem Tode mit dem Körper eines Gottes, der Lasterhafte mit dem Körper eines Verdammten wiedergeboren werde. Auch die Thierseelen können sich nach seiner Lehre durch die Seelenwanderung zu höheren Wesen hinaufarbeiten, weshalb für den Menschen Schonung der ganzen Thierwelt heilige Pflicht ist. Belohnung und Strafe, meinte er, währt nicht ewig, sondern der Fromme wie der Gottlose kommt zuletzt auf die Erde zurück, wo dann die Prüfung von Neuem beginnt. Endlich gelangt der Tugendhafte dahin, daß für ihn der Wechsel ganz aufhört, daß er zu völliger Ruhe kommt und sein Geist verlöscht, wie die Lampe, die kein Oel mehr hat. Um diese höchste Seligkeit zu erreichen, muß der Mensch einen unsträflichen Wandel führen; er muß sechs Vollkommenheiten: des Almosens, der Sittlichkeit, der Wissenschaft, der Thatkraft, der Geduld und der Nächstenliebe besitzen. Er soll nicht tödten, nicht stehlen, die Vedas und Purânas nicht heilig halten, weil sie blutige Opfer fordern; er soll nicht lügen oder verleumden, nicht schwören oder leichtfertig reden, nicht eigennützig sein oder Andere übervortheilen, denn alle Menschen sind Brüder. Auf diesem Wege könne jeder zur Seligkeit gelangen, und in dieser Beziehung gebe es keinen Unterschied der Kasten. — Besonders streng sind die Anforderungen der buddhistischen Religion an die Priester, die übrigens nach ihr keiner bestimmten Kaste angehören. Sie sollen ein keusches, eheloses Leben führen, starke Getränke meiden und aller Anhänglichkeit an irdische Güter entsagend, als Bettler in strenger klösterlicher Zucht und unbedingtem Gehorsam gegen ihre Vorgesetzten leben. Die Klöster, in denen sie leben, dienen zugleich als Schulen für die Jugend des Landes und stehen jedem Fremdling offen, wie überhaupt die Buddhisten jedem Menschen ohne Rücksicht auf seinen Glauben wohlthun. Solcher Klöster giebt es allein in Hlassa, der Hauptstadt von Tübet, an 30,000; überhaupt ist dort der Priesterstand, zu dem fast die Hälfte der Bewohner gehört, am mächtigsten. Das Haupt desselben ist der Dalailama, der Stellvertreter des Sakyamuni, dessen Seele in ihm verkörpert ist, und diese Verkörperung überträgt sich auf jeden neuen Dalailama. — Der Gottesdienst der Buddhisten hat im Aeußerlichen eine außerordentliche Aehnlichkeit mit dem katholischen. Der Priester, geschmückt mit goldgesticktem Purpur und in gelbem Talare, erscheint bei Prozessionen mit einem Krummstab in der Hand, dreht den Rosenkranz von hundert oder mehr Kügelchen, nach der Zahl der Gebete, die daran hergemurmelt werden sollen, oder schwingt das an einer metallenen Kette hangende Rauchfaß. Als Gottgeweihter muß er sich den Scheitel völlig kahl scheeren (Tonsur). An Festtagen sind die Tempel mit Lichtern erhellt und duften von Weihrauch. Glocken laden das Volk zum

Gottesdienste ein (in der Stadt Rangun ist eine, die 56,000 Pfund wiegt). Die Gebeine der Heiligen gelten als große Heiligthümer, denen man Wunderkraft zutraut und religiöse Verehrung erweist, und man bewahrt diese kostbaren Ueberreste (Reliquien) unter Pyramiden auf. Auch Beichte und Fasten finden wir bei den Buddhisten eben so gut wie bei den Katholiken.

Buddha fand bei seinem Auftreten durch die Gewalt seiner begeisterten Reden und durch sein strenges, enthaltsames Leben, gegenüber dem Verderben der herrschenden Priester, großen Eingang unter dem Volke. Selbst Könige hingen ihm an; so der mächtige König Açoka c. 250 v. Chr., dem fast ganz Indien unterworfen war. Durch diesen gütigen, menschenfreundlichen Herrscher (er hob die Todesstrafe auf, ließ Hospitäler anlegen ꝛc.) wurde der Buddhismus in ganz Vorderindien, wo er friedlich neben der brahmanischen Religion bestand, und auch in anderen Ländern verbreitet. Schon im dritten Jahrhundert v. Chr. kam er auch nach Ceylon und von da auf die übrigen Inseln, ferner nach Hinterindien und Tübet; ja selbst in China faßte er schon im ersten Jahrhundert n. Chr. Wurzel. Aber seit Christi Geburt traten durch die Eifersucht der brahmanischen Priester die heftigsten Verfolgungen gegen den Buddhismus in Vorderindien ein, und zwischen dem 12. und 16. Jahrhundert n. Chr. war er daselbst gänzlich vertilgt. Dafür aber fand er in andern Ländern, besonders in China, wo Buddha unter dem Namen F o ë erscheint, und in Japan desto weitere Verbreitung. Die Zahl seiner Bekenner soll sich noch auf 300 Millionen belaufen, und obgleich er jetzt, gänzlich entartet und ohne alle innere Kraft, sich nur durch den Glanz seines äußeren Priesterthums zu erhalten vermag, so ist doch nicht zu leugnen, daß er bei seinem ersten Auftreten, zumal unter den rohen Völkern Ostasiens, auf die Veredelung der Sitten den wohlthätigsten Einfluß ausgeübt hat.

In enger Verbindung mit der Religion steht die L i t e r a t u r der Inder. — Die ältesten Heldengedichte sind das Râmâyana und Mahâbhârata, die in edler Einfachheit und kindlicher Naivetät ein reiches Heldenzeitalter vor unsrem Blicke vorüberführen.

Das erstere besingt den Kriegszug des Râma gegen den Tyrannen Ravanas von Ceylon, der ihm seine Gattin Sita geraubt hatte, in 48,000 Versen. Das zweite besingt in 200,000 Versen den großen Krieg, den im 12. Jahrhundert v. Chr. die Pandavas gegen die bösen Kuravas führten, welche ihnen die Erbfolge in der Regierung über Hastinapura (bei dem jetzigen Delhi) streitig machten, und der mit der Vernichtung aller edlen Geschlechter der alten Inder endet. — Außerdem findet sich aber in diesen Gedichten eine Menge nicht zu dem Hauptinhalt gehöriger Einschaltungen (Episoden), z. B. die Geschichte von dem Könige Nal, welcher mit seinem Weibe Damajanti, deren Treue in Indien ebenso bekannt ist wie bei den Griechen die der Penelope, viele Leiden erdulden mußte, zuletzt aber wieder glücklich wurde, eine Dichtung, von der A. W. Schlegel mit Recht sagt, daß sie an Pathos und Ethos, an hinreißender Gewalt der Leidenschaft wie an Hoheit und Zartheit der Gesinnung unübertrefflich sei. — Der Mahâbhârata rührt sicher nicht von einem einzigen Dichter her, sondern ist vielmehr als ein Sammelwerk zu betrachten, wie auch als Verfasser desselben Vyâsas genannt wird, was „Sammler" bedeutet. Eher kann der Râmâyana in seinen Haupttheilen das Werk eines einzigen

Dichters sein, mit Einschaltung einzelner Episoden. Jedenfalls reichen beide Gedichte in ein sehr hohes Alterthum hinauf; sie wurden jedoch anfangs nur mündlich durch Sänger fortgepflanzt, welche die einzelnen Gesänge bei Versammlungen und Gastmählern am Hofe der Fürsten vortrugen, und erst später in die gegenwärtige Form gebracht und aufgezeichnet.

Erst weit später entwickelte sich die weltliche Poesie der Inder. Ihr berühmtester dramatischer Dichter Kâlidâsa lebte erst unter der Regierung des Königs Vikrâmaditya im letzten Jahrhundert v. Chr.

Das indische Drama bildete sich aus den Opfergesängen und den ländlichen Reigen, besonders aber unmittelbar aus dem Epos. Anfangs führte man nur Tänze auf; später folgten mimische Darstellungen, begleitet von Gesang und Tanz, und aus diesen entwickelten sich endlich die eigentlichen Schauspiele. Götterfeste, Königskrönungen und bürgerliche Festlichkeiten gaben vielfache Gelegenheit zur Ausführung derselben. Für die Zuschauer wurde auf den Marktplätzen ein großes amphitheatralisches Brettergerüst errichtet, von dem die Bühne durch einen Vorhang geschieden war. Die Schauspieler waren ihrer Rolle gemäß gekleidet, statt der Coulissen aber dienten bewegliche Bretterwände und Vorhänge. Jede Vorstellung wurde mit einem Gebete für die Zuschauer und mit der Ankündigung des Stückes und des Dichters eröffnet. Kein Drama durfte unter fünf und über zehn Akte haben, und die Handlung keines Aktes durfte über einen Tag hinausreichen. Der Zweck des Dramas war, wie die Inder selbst sagen, zu ergötzen und auf diese Art weise Lehren einzuprägen. Eigentliche Tragödien (Trauerspiele) hatten die Inder nicht, sondern es fließen Trauerspiel und Lustspiel in einander. Dabei bewegt sich die Handlung nie auf rein menschlichem Gebiete, sondern überall greifen die Götter thätig in dieselbe ein. Das indische Drama entspricht daher keineswegs den Anforderungen, die wir an ein solches machen würden; unübertrefflich aber sind in demselben die glühenden Schilderungen einer überreichen Natur, wie sie nur bei einem solchen Volke entstehen konnten, und eines glänzenden Hoflebens. Die blühende Phantasie des Dichters entfaltet sich hier in ihrer schönsten Fülle. Ungemein zart sind die weiblichen Charaktere gehalten; der Hauch unschuldsvoller Anmuth ist über sie hingegossen. Dies gilt besonders von der Sakuntalâ, dem Meisterwerke des Kâlidâsa, von dem schon Goethe begeistert sagte:

„Willt du die Blüthe des frühern, die Früchte des späteren Jahres,
„Willt du, was reizt und entzückt, willt du, was sättigt und nährt,
„Willt du den Himmel, die Erde mit Einem Namen begreifen,
„Nenn' ich Sakuntala dir, und so ist Alles gesagt."

Ebenso erscheint in Vikramorvasî, einem andern Drama desselben Dichters, das die Liebe der Oceansnymphe Urvasi zu dem Könige Pururavas zum Gegenstande hat, Urvasi überaus zart und treu und mit dem Bewußtsein ihrer himmlischen Würde und Schönheit.

Noch später gelangten die übrigen Dichtungsarten zur Blüthe. So rührt das früheste bekannte Fabelwerk Pantschatantra aus dem fünften Jahrhundert n. Chr. her, und erst aus dem zwölften Jahrhundert das Hirtenidyll Gitagovinda, welches das Hirtenleben des Krishna besingt und von Dschayadevas, dem berühmtesten lyrischen Dichter der Inder, verfaßt ist. „Alle Launen einer liedenschaftlichen Liebe, ihr Verlangen und Bangen, ihr Schmollen und Grollen,

ihr Tändeln und Kosen sind in demselben mit einer orgiastischen Ueppigkeit beschrieben, die sich in dem wechselnden überkünstlichen Metrum, in der Musik der Verse wiederspiegelt und Sinnlichkeit mit pantheistischen Entzückungen vermischt, wie es nur in Indien möglich ist." Den Gegenstand desselben bildet, wie die Hirtin Radha den Krishna, der mit andern Mädchen spielt, sucht und sich nach seiner Umarmung sehnt, wie dann Krishna schmachtend um sie wirbt, und endlich die Vereinigung Beider. Bei allem Reim- und Wortgeklingel, bei allem Spielen mit künstlichen Formen tritt uns aber hier doch noch vielfach eine unendliche Tiefe des Gefühls entgegen. Dagegen verfiel später die lyrische Dichtkunst bei steigender innerer Gehaltlosigkeit immer mehr in spielenden, schwülstigen Stil und Formverkünstelung. Ueberhaupt gerieth die Dichtkunst so in Verfall, daß ein späterer indischer Dichter selbst sagt, sie sei alt geworden und wisse nicht, in wessen Hütte sie den Fuß setzen solle. Auch in der Zeit der Blüthe aber erscheint uns die ältere indische Poesie mehr wie ein heiteres, anmuthiges Spiel einer fessellosen Phantasie, die uns mit einem wunderbaren Reichthum von Bildern umgaukelt und durch edle Naivetät wie durch die Glut der Gefühle uns hinreißt; nirgends aber finden wir in derselben eine vollendet durchgeführte Kunstform. Die Kunst ist sich ihrer Gesetze noch nicht bewußt geworden und konnte es nicht werden bei einem Volke, das so ganz einem bewußtlosen Gemüthsleben hingegeben war. Dieselbe Erscheinung tritt uns in der indischen Baukunst und Bildhauerkunst entgegen.

Die Denkmäler der indischen **Baukunst** und **Bildhauerkunst** gehören zu den bewundernswürdigsten, die aus dem hohen Alterthume erhalten sind. Ueber das Alter derselben sind die widersprechendsten Behauptungen aufgestellt worden. Während einige Forscher sie in eine Zeit hinaufsetzen, die aller bekannten Geschichte vorangeht, meinen andere, daß sie den späteren Zeiten des Mittelalters angehören. Beides scheint gleich unbegründet zu sein. Das Erstere schon deshalb, weil die uns erhaltenen indischen Baudenkmäler auf keinen Fall der ältesten Zeit der indischen Geschichte angehören. Wir finden nämlich keins derselben in den Gangesländern, sondern sie gehören sämmtlich dem Dekan an. So wenig uns aber auch von der indischen Geschichte bekannt ist, so steht es doch fest, daß die ersten Sitze indischer Cultur gerade nicht im Dekan, sondern in den Gangesländern zu suchen sind. Noch in den epischen Gedichten der Inder, deren Entstehung etwa 1000 Jahre v. Chr. hinaufreicht, erscheint das Dekan von wilden Bewohnern bevölkert, unter denen nur einzelne brahmanische Weise in Waldeseinsamkeit als fromme Büßer sich aufhielten. Dazu kommt, daß die Bildwerke, welche die Wände der uns erhaltenen Baudenkmäler schmücken, die ganze ausgebildete Götterlehre der epischen Gedichte sowie Darstellungen aus den in denselben besungenen Kriegen uns vorführen, so daß sie auf keinen Fall älter sein können als diese. In eine noch spätere Zeit weist uns für viele der Umstand, daß sich überall unter den brahmanischen Tempeln auch buddhistische finden, die doch auf keinen Fall der Stiftung des Buddhismus (600 v. Chr.) vorangehen können. Diese buddhistischen Tempel tragen aber das entschiedenste Gepräge einer späteren Entwicklungszeit der indischen Baukunst an sich, so daß sie damit zugleich das höhere Alter der brahmanischen Tempel erweisen. In eine noch spätere Zeit den Bau jener wunderbaren Denkmäler zu setzen, verbieten auch andere unzweifelhafte Kenn-

zeichen hohen Alters. Das harte Gestein, aus dem sie gearbeitet sind, fängt bereits an zu verwittern, und auch die Art, wie sie gearbeitet sind, weist darauf hin, daß sie aus einer sehr frühen Zeit herrühren. Man hat ganze Felsen zu Göttertempeln ausgehöhlt; man hat die Götterbilder selbst aus dem Felsen herausgemeißelt. Eine übermenschliche Gewalt scheint die Felsmassen umgewandelt zu haben, und die kolossalen Gestaltungen liegen vor dem staunenden Blick wie wundersame, verworrene Träume einer fessellosen Phantasie. Noch nirgends zwar ist die Kunst bei ihnen zu einer bestimmten Regel und zu einem festen Maße gelangt; Alles ist übertrieben in den Denkmälern der Baukunst, wie in den mißgestalteten vielköpfigen und vielarmigen Götterbildern; aber dennoch werden wir von Staunen ergriffen bei dem Gedanken, welche Kühnheit dazu gehört, solche Werke zu unternehmen und zu vollenden.

Die großartigsten Felsentempel sind an der Westküste Vorderindiens in den nördlichen Theil der Ghats und in den Gebirgszug gehauen, der sich von der Nordecke der Ghats nach Osten hinüber zieht. An den Hauptraum schließen sich oft Nebenräume, der wichtigste der, welcher das Bild der Gottheit enthält, entweder eine besondere Kammer, oder es ist ein Gang umher ausgehauen, so daß er sich im Innern des Hauptraumes befindet. Zuweilen ist dieser Gang sehr breit und die Felsdecke über demselben weggenommen, so daß die oft zu einem großen Tempel ausgedehnte Kapelle ein freistehender Bau wird. Die flache Decke des Hauptraumes wird durch Säulen oder Pfeiler getragen, deren vorderste Reihe die offene Vorderseite des Tempels bildet. Häufig sind zwei oder drei solcher Tempelräume über einander, und das Ganze ist von Höfen mit Gallerien und Nebenkammern umgeben. An den Wänden befinden sich Nischen, die mit Bildwerken ausgefüllt sind. Die Säulen haben einen viereckigen Untersatz, der höher als breit ist, einen kurzen, runden Schaft, nach oben verjüngt, nach unten gewöhnlich ausgebaucht und eigenthümlich gereift (cannelirt) oder mit senkrechten Streifen geschmückt. Eben so ist das große Kapitäl geschmückt, das einem gedrückten Pfühle gleicht, und die Streifen sind durch ein um die Mitte laufendes Band zusammengehalten.

Die brahmanischen Tempel sind viereckig und nach außen geöffnet, die buddhistischen dagegen bilden einen länglichen, mit einem Tonnengewölbe überdeckten Raum, der nach hinten in einem Halbkreise abschließt, über welchem sich eine Halbkuppel wölbt; — rund herum läuft ein Umgang mit flacher Decke. Vor diesen Tempeln befinden sich gewöhnlich Höfe mit Nebenzellen, Gallerien, Grotten u. dgl.

Zu den merkwürdigsten Denkmälern gehören die in der Nähe von Bombay auf den Inseln Elephante und Salsette. Die herrlichsten Grottentempel aber sind weiter nach Nordosten auf dem Festlande bei dem Dorfe Elora in der Nähe der Festung Daulat-abad.

In einem Berge von Thonporphyr findet man auf Elephante einen 135 Fuß langen und fast eben so breiten Höhlentempel mit Nebenkammern und Seitengängen ausgehauen. Vier Säulenreihen, die man stehen ließ, und die den Haupttempel in drei Theile abtheilen, tragen die Felsdecke. Alle Wände sind mit erhabenen Bildwerken (Reliefs) geschmückt, sämmtlich kolossal, aber doch zum Theil von edlen Verhältnissen. Am Ende des mittleren Raumes steht das funfzehn Fuß hohe dreiköpfige Götterbild, ebenfalls in Fels

gehauen, umgeben von Hunderten von Gestalten aller Art. Am häufigsten findet sich unter den Bildwerken das Bild des Siva.

Auf Salsette liegen zwischen wildromantischen Fels- und Waldgebirgen die berühmten Höhlen von Kenneri. Der Berg, in dem sie sich befinden, hat die Form eines Hufeisens und ist nach Art eines Amphitheaters ausgehöhlt. Im Hintergrunde wurde ein großes Bassin zu einem See ausgehauen, über den früher eine 100 Fuß lange Brücke zu den verschiedenen Tempeln führte, welche zerstreut an der Seite liegen. Der bedeutendste derselben ist in Porphyr ausgehauen, 200 Fuß lang, 80 Fuß breit, mit Säulengängen, Treppen, Kammern und Teichen, Alles aus dem Fels gehauen, die Wände mit zahllosen Inschriften und Bildwerken bedeckt, die sich theils auf den Dienst des Buddha, theils auf den des Siva beziehen.

Die Grottentempel von Elora befinden sich in einem halbmondförmigen Bergkranze. Eine Stunde weit führt der Weg durch den überall künstlich zerklüfteten Berg, bis man an das Felsthor des Haupttempels, des Kailasa, gelangt. Dies führt zuerst in eine 138 Fuß breite und 88 Fuß tiefe Vorhalle mit Säulenreihen und einer Menge von Nebenkammern. Durch eine Säulenhalle gelangt man sodann in einen weiten, in den Fels gehauenen Hofraum. aus dessen Mitte sich ein aus demselben Fels herausgearbeiteter Tempel 103 Fuß lang und 56 Fuß breit erhebt. Das Innere desselben ist bis zu einer Höhe von 17 Fuß ausgemeißelt; darüber aber steigt ein pyramidenartiger Bau in verschiedenen Absätzen bis zu einer Höhe von 90 Fuß empor. Vier Pfeilerreihen stützen den Tempel, dessen Ecken von kolossalen Elephanten getragen werden. An den Wänden des Hofes läuft eine von Pfeilern getragene Gallerie umher, über der sich einzelne Grottentempel befinden, zu welchen vom Dache des Haupttempels Brücken hinüberführten, die jetzt theilweise zertrümmert sind. Im Hofe befinden sich freistehende, aus dem Fels gehauene Elephanten und Säulen. An den Wänden sind überall zahllose Reliefs und Bildsäulen von 11—12 Fuß Höhe. Fast alle indischen Gottheiten sind hier dargestellt, ja sogar die Kriege, die im Râmâyana und Mahâbhârata besungen werden. Andere Säle und Nebentempel haben glatte, spiegelblank polirte Wände; jedoch haben die Jahrtausende, die über sie hingegangen sind, auf das harte Gestein schon so eingewirkt, daß es bereits zu verwittern begonnen hat.

Auch auf der Ostseite der Halbinsel finden wir bewundernswerthe Ueberreste altindischer Baukunst. Am bengalischen Meerbusen, eine Tagereise südlich von Madras, liegen die Trümmer der Felsenstadt Mahâmalipura. Jedes Gebäude dieser ungeheuren Stadt, deren Ruinen sich drei Meilen weit ausdehnen, war aus Felsen gehauen und dann von innen heraus ausgemeißelt. Wir finden dort Grottentempel mit schlanken Säulen, die in dem einen von aufrecht sitzenden Löwen getragen werden, in dem anderen mit Reiterfiguren geschmückte Kapitäler haben. Ebenso ist dort eine Anzahl freistehender Denkmäler in mehreren Stockwerken über einander, die nach oben pyramidenartig zulaufen.

Der spätern Zeit der indischen Baukunst gehören die Pagoden an, frei stehende Tempelanlagen von zum Theil ungeheurem Umfang. Besonders bemerkenswerth ist die Pagode von Chalembarram, sieben Stunden südlich von Pondichery. Die ganze Anlage nimmt mit Vor- und Nebengebäuden einen Raum von 1332 Fuß Länge und 936 Fuß Breite ein, und ist von einer

36 Fuß hohen und 7 Fuß breiten Mauer von Ziegelsteinen umgeben. Die Pagode selbst ist 360 Fuß lang, 260 Fuß breit, und besteht aus Felsblöcken von 40 Fuß Länge, 4 Fuß Breite und 5 Fuß Dicke, die 50 Meilen weit transportirt werden mußten. Der Tempel hat eine pyramidale Form, und seine Decke ist von Kupfer, mit unzähligen erhabenen Bildwerken (Hautreliefs) bedeckt, die Gegenstände aus der Götterlehre darstellen und noch Spuren früherer Vergoldung tragen.

Auch in der bürgerlichen Baukunst leisteten die alten Inder Bewunderungswürdiges. Schon die alten Heldengedichte schildern uns die Pracht der alten Residenzstadt Ayodja mit ihren Palästen, Mauern und Gräben. Ein herrliches Denkmal ist das Diamantenthor der Feste Dhubre in der Nähe des Flusses Nerbudda, 320 Fuß lang, ganz aus Quadern gebaut, durch Reihen von Elephanten getragen und mit den herrlichsten Bildwerken geschmückt. — Ebenso verwandten die Inder schon früh große Sorgfalt auf die Landstraßen. Bereits im Râmâjana wird die Anlage gebahnter, mit Bäumen und Blumen umpflanzter Landstraßen erwähnt, wozu Felsen durchbrochen, Wälder gelichtet, Untiefen gedämmt, Kanäle gegraben wurden.

Weniger leisteten die alten Inder in der Bildhauerkunst. Theils war es nicht das Wohlgefallen an der schönen Gestalt selbst, welches ihre Bildwerke ins Dasein rief, sondern dieselben sollten nur als Symbole der Götter der Verehrung derselben dienen, theils genügte auch die einfache edle Menschengestalt in ihrer Reinheit der glühenden, ausschweifenden Phantasie des Inders nicht. Daher wurden die Bildwerke durch vielgliedrige Formen verunstaltet und mit Attributen überladen, und es war nicht erlaubt, von der einmal hergebrachten Form abzuweichen. Trotzdem rühmt man das Ebenmaß und die richtige Zeichnung an den Götterbildern, und besonders vollendet erscheinen die Bildwerke in dem Kailasa bei Elora.

Die Künstler gefielen sich vorzugsweise in Darstellungen von Thieren. Eins der schönsten Kunstdenkmäler dieser Art ist der Stier des Siva zu Tanjore, der 16 Fuß lang, 12 Fuß hoch, und aus einem Stück braunem Porphyr gehauen ist, das an 2000 Centner wiegt und 30 Stunden weit aus den Steinbrüchen der Ghats geholt werden mußte.

Von Malerei finden wir in Indien erst um die Zeit der Geburt Christi sichere Spuren, und merkwürdigerweise sind es fast immer Frauen, die uns als mit dieser Kunst beschäftigt genannt werden.

Bei einem Volke von so großer Weichheit des Gefühls und so großer Lebhaftigkeit der Phantasie, wie die Inder, läßt sich große Theilnahme für die Musik erwarten, und in der That meinten die Macedonier, die unter allen Europäern zuerst die Inder kennen lernten (§. 32), daß kein Volk die Tonkunst so liebe wie jene. — Brahmâs Gattin Sarasvatî war die Göttin der Musik, ihre Tochter Rambha die Nymphe des Tanzes. Beide ordnen den Reigentanz der himmlischen Tonnymphen, und himmlische Sängerinnen und Tänzerinnen, die Gandharvas und Asparasas, ergötzen die Götter durch Gesang, Musik und Tanz, wie sie auch die Menschen in diesen Künsten unterrichten. Kein Volksfest, keine Hochzeit fand Statt ohne Musik und Tanz, und wir kennen nicht nur eine Menge von musikalischen Instrumenten, die bei den Indern üblich waren (verschiedene Arten Flöten, Cithern mit sieben Saiten, Tambourins rc.),

sondern es sind auch noch alte indische Schriften über Musik erhalten worden.

Schon die Vedas kennen die diatonische Tonleiter von sieben Noten, dargestellt als 7 Nymphen, welche über die Töne den Vorsitz haben. Die Anfangsbuchstaben der Namen dieser Nymphen dienten zur Bezeichnung der Töne (sa, ri, gha, mi, pa, dha, ni), die dann auch zu den Arabern und zu den Persern überging (bei den letzteren da, re, mi, fa, sa, la, be) und sich dann auch in Europa in dem ut (do), re, mi, fa, sol, la des Guido von Arezzo im 11. Jahrh. n. Chr. wiederfindet, wozu Lemaire 1684 noch das si fügte. Diese Namen der Töne sind noch jetzt in Frankreich und Italien gebräuchlich.

Die Verbreitung der Künste durch alle Klassen des Volkes mußte durch nichts mehr gehemmt werden als durch die Eintheilung desselben in **Kasten**, oder wie es die Inder nennen: Farben, Stände, die wir bei keinem Volke in solcher Strenge ausgebildet finden als bei ihnen, und die, wie die Gesetze, auf die Gottheit selbst zurückgeführt wurde.

Von den Urbewohnern, welche nicht in den Schluchten des Vindhyagebirges Zuflucht gefunden hatten, war ein Theil zu Sklaven gemacht worden, die aber, welche Sprache, Sitte und Religion der arischen Eroberer annahmen, behielten Leben und Freiheit. Dieser Theil der Urbewohner des Landes war es, welcher mit dem Namen der Sûdra bezeichnet wurde. Ihnen gegenüber standen als herrschender Stamm die Arja, auf deren Höfen sie als Knechte und Diener leben sollten. Die Arja waren im alleinigen Besitze alles Grundes und Bodens, während es den Sûdra untersagt war, Grundeigenthum zu erwerben; und man bezeichnete sie daher insgesammt als Vaisyâ oder Ansiedler. In den langjährigen Kämpfen um den Besitz des Landes aber trat aus der Masse der Grundbesitzer ein kriegerischer Adel hervor, der kampf- und beutelustig dem Fürsten in den Krieg folgte, durch reichen Besitz der Sorge für den Unterhalt enthoben; und der Ackerbauer, der nur ungern Haus und Hof und die lohnende Arbeit verließ, entwöhnte sich zuletzt völlig von der Führung der Waffen und räumte dem Adel, der ihn schützte, gern Ehre und höheren Rang ein. So begannen die Adelsgeschlechter sich als bevorzugten Kriegerstand den übrigen Ariern entgegenzustellen und ihnen den Gebrauch der Waffen geradehin zu versagen. Später, als ein reicheres, genußvolleres Leben in Indien sich zu entwickeln begann und die Bedürfnisse mannigfach sich mehrten, traten dann aus der Zahl der Vaisyâ auch Kaufleute und Handwerker hervor und sammelten sich in der Nähe der Fürstenhöfe, wo dadurch allmälig blühende Städte entstanden; einen Vorrang vor den Ackerbauern aber räumte man ihnen in keiner Weise ein.

So lange die Kämpfe dauerten, nahmen die Krieger den höchsten Rang neben dem Könige ein; als aber die Eroberer zum ruhigen Besitz gelangt waren, als der kriegerische, kampflustige Sinn unter den Einflüssen eines erschlaffenden Klimas und üppig fruchtbaren Bodens immer mehr dem Volke entschwand, da erhob sich über die Krieger zum höchsten Ansehen der Priester-

stand. Schon im Flußland des Indus hatten die Priester in hoher Ehre gestanden. Sie allein waren im Besitz der alten religiösen Ueberlieferungen; sie allein konnten rechte und wirksame Opfer darbringen; sie bewahrten die Kenntniß der Anrufungen, Gebete und Gesänge, welche die Hülfe und Gnade der Götter herbeizogen, und vererbten ihre geheimen Kenntnisse von Geschlecht zu Geschlecht. Das Bewußtsein ihrer näheren Stellung zur Gottheit erfüllte sie mit stolzem Selbstgefühl, dessen Berechtigung der fromme Sinn des Volkes anerkannte. Bald schlossen sie sich nicht nur gegen die Vaisyâ, sondern auch gegen den Adel mit der größten Strenge ab, und als es ihnen gelang, an Stelle des alten Naturdienstes eine neue Götterlehre einzuführen, durch welche ihnen eine bevorzugte, von der Gottheit selbst geheiligte Stellung angewiesen wurde, da hatten sie sich für immer den Vorrang vor dem Adel gesichert. So wurde also nun das Volk in vier Kasten eingetheilt. Die höchste unter denselben war die der Brahmana (Beter), der Priester, nach der Sage aus dem Haupte Brahmâs selbst gebildet, die zweite waren die Kshatriya, aus den Armen des Gottes hervorgegangen, die dritte die Vaisyâ, die aus den Hüften, und die vierte die Sûdra, die aus den Füßen Brahmâs gebildet sein sollten.

Die Brahmanen galten für heilig und unverletzlich, und es war eine schwere Sünde, sie auch nur mit einem Grashalme zu schlagen; dagegen konnten sie selbst auch für die größten Verbrechen nur mit Geld oder höchstens Verbannung bestraft werden. Sie waren die Bewahrer der heiligen Schriften, die Lehrer und Aerzte des Volkes, die Rathgeber der Könige, die ausschließlich der zweiten Kaste angehörten. Obgleich übrigens die Könige in vieler Hinsicht von den Priestern abhängig waren, so besaßen sie doch großes Ansehen. Sie wurden als das Ebenbild Gottes auf Erden verehrt, weshalb der König auch geradezu Deva (Gott) und sein Hof und Thron sein Himmel genannt wurde. Ihm gehörte außer den Ländereien der Priester alles Land, und er konnte ganz nach Belieben Andre damit belehnen. Auch die Mitglieder der dritten Kaste waren noch angesehen, besonders die Ackerbauer und Kaufleute; ja die Könige selbst sollten sich im Ackerbau unterrichten lassen. Die drei ersten Kasten allein hatten das Recht, die Vedas zu lesen und an Opfern Theil zu nehmen. Die Sûdra dagegen wurden als eine schlechtere Art von Menschen angesehen, welche von den Eroberern nur aus Gnade war verschont worden, und obgleich sie alle Gewerbe und Künste treiben konnten, so wurde es doch als das Höchste für sie betrachtet, Diener eines Brahmanen zu werden.

Die Eintheilung des Volkes in Kasten brachte allerdings manche Vortheile mit sich. Jeder kannte von frühster Jugend auf seinen künftigen Beruf und konnte sich daher mit aller Kraft darauf vorbereiten. Daher gelangten auch die Inder in manchen Gewerbszweigen zu großer Vollkommenheit. Auf einem Webestuhle, der nur aus vier in die Erde gerammten Pfählen besteht, verfertigt der indische Weber Musselin, der so fein ist, daß 20 Ellen in eine gewöhnliche Dose gelegt werden können. Der Goldschmied macht mit den unvollkommensten Werkzeugen die feinsten Arbeiten. Krystallsachen versteht er mit so zartem goldenen Laubwerk zu schmücken, daß Europäer seine Kunstfertigkeit nicht erreichen. Wie früh die Inder Edelsteine schleifen konnten, sieht man schon daraus, daß die Götterbilder in den ältesten Felsentempeln zu Elephante und Elora einen Kopfputz von geschliffenen Steinen haben, und daß

alle Götterbilder, wenn auch sonst ohne alle Bekleidung, doch mit Juwelen überladen sind. Auch schon im Râmâyana werden Goldschmiede, Juweliere, Elfenbein- und Krystallarbeiter und Perlenbohrer erwähnt. — Auf der andern Seite wird aber der Inder durch sein Kastenwesen ganz auf sich beschränkt; fremde Kunstbildung konnte auf ihn keinen Einfluß üben, und so steht er noch heute auf derselben Bildungsstufe wie vor Jahrtausenden.

Außer diesen vier Kasten gab es und giebt es noch jetzt in Indien Millionen von Menschen, die gar keiner Kaste angehören, die Pariahs. Obgleich dieselben im Laufe der Zeit durch Klima und Vermischung mit der mongolischen Race viel von ihrer Eigenthümlichkeit verloren haben, so ist doch nicht zu verkennen, daß sie ursprünglich einem Negerstamme angehören. Dafür spricht ihr krauses wolliges Haar, aufgeworfene Lippen, breite Nase. Es sind die Nachkömmlinge der Urbewohner des Landes, die nach hartnäckiger Vertheidigung desselben von den arischen Indern unterworfen wurden. Nach alten Sagen hatten ihre Vorfahren die Länder südlich vom Ganges im Besitz, und der letzte König derselben wurde c. 1450 v. Chr. besiegt und mit seinem ganzen Volke zu Sklaven gemacht. Nach einer Sage auf Malabar lebten sie als Wilde in den Wäldern und mußten erst mit Gewalt von den Bewohnern der Städte und Dörfer aus denselben hervorgeholt werden. So erschienen sie als ein fluchwürdiges Geschlecht, und daraus erklärt sich die bei dem sanften Charakter der Inder sonst kaum begreifliche, an Grausamkeit grenzende Behandlung derselben. Ihr Loos mußte um so trauriger sein, je mehr diese rohen und stumpfsinnigen Menschen dem gebildeten Inder gegenüber als Barbaren erschienen, und noch bis auf unsere Tage ist die Härte ihres Schicksals nicht gemildert. Sie sind für die übrigen Inder ein Gegenstand des tiefsten Abscheus; sie dürfen nicht einmal in eine Straße gehen, wo Brahmanen wohnen; denn ihre Nähe, selbst die Spur ihrer Füße, verunreinigt die ganze Gegend. Läßt sich ein Pariah daselbst erblicken, so hat der Brahmane das Recht, ihn von Andern durchprügeln zu lassen; denn er selbst darf ihn nicht einmal mit dem Stocke berühren, ohne sich zu verunreinigen, und ein Pariah, der es wagte, das Haus eines Brahmanen zu betreten, dürfte sogleich getödtet werden. Wer zufällig einen Pariah berührt, muß sich unter bestimmt vorgeschriebenen Ceremonien reinigen, und wer gar mit ihm äße, oder auch nur Speise genösse, die er bereitet, Wasser, das er geholt hätte, der würde ganz aus seiner Kaste gestoßen werden und erst nach sehr beschwerlichen Reinigungsgebräuchen die Wiederaufnahme erlangen. Wenn sich ein Mitglied einer anderen Kaste herabläßt, einen Pariah anzureden, so muß dieser beim Antworten die Hand vor den Mund halten, um nicht durch seinen Hauch die Luft zu verpesten, welche der Andere einathmet. Es gilt für Sünde, dem Pariah zu helfen, und für Gott wohlgefällig, ihn noch tiefer herabzuwürdigen, denn man glaubt, die Seelen der größten Sünder fahren in Körper von Pariahs. Sie dürfen daher auch keinen Tempel betreten, sondern nur durch die offene Thür hineinsehen. Thiere dürfen die Pariahs gar nicht schlachten, sondern nur das Fleisch gefallener Thiere ist ihnen zur Nahrung überlassen. Sie werden zu den schmutzigsten und niedrigsten Arbeiten gebraucht, deren Verrichtung die anderen Stämme unter ihrer Würde halten. So verrichten sie die Henkersdienste und Aehnliches. An der Küste Malabar sind sie vollständig

Leibeigene, und die Leibeigenschaft erbt sich fort vom Vater auf den Sohn. Der Eigenthümer kann sie mit seinem Grundstücke verkaufen und überhaupt mit ihnen machen was er will; ja sie dürfen nicht einmal ihre Freiheit erkaufen. Dennoch fliehen sie nur selten, denn sie glauben, daß sie dazu geboren sind, Andern zu dienen, und betrachten ihren Herrn als ihren Vater. In der That sind aber auch die Dienenden noch besser daran als die freien Pariahs, denn sie bekommen wenigstens so viel, um ihren Hunger zu stillen, während jene oft den bittersten Mangel leiden, weil sie zu träge sind, um das Land ordentlich zu bestellen. In den Wäldern an der Küste Malabar findet man einen Stamm, der noch tief unter den übrigen steht, die Puliahs, die man selbst den Thieren nachsetzt. Nicht einmal Wohnungen dürfen sie sich bauen, höchstens ein nach allen Seiten offenes, auf vier Bambuspfählen ruhendes Dach. Die meisten aber bauen sich wie die Thiere Nester auf den Bäumen, in denen sie die Nacht und auch einen Theil des Tages zubringen. Sie sind von aller menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen, und wenn sie in ihren Wäldern einem Andern begegnen, müssen sie ihn durch einen lauten Schrei vor ihrer Nähe warnen und einen großen Umweg machen, um den Wanderer in einer Entfernung von mindestens hundert Schritten vorüber zu lassen. Dennoch murren die Pariahs nie über ihr Schicksal und denken nicht daran, gemeinsam die anderen Stämme zu milderer Behandlung zu zwingen.

Weit glücklicher war das Loos der Sklaven in Indien. Gewöhnlich waren es Kriegsgefangene; aber auch durch Schulden konnte man in Sklaverei kommen. Jeder Sklave konnte indessen nach einer bestimmten Zeit oder durch die Großmuth seines Herrn oder durch Lösegeld die Freiheit wieder erlangen, und auch während seiner Dienstbarkeit wurde er so milde behandelt, daß er vielmehr ein Mitglied der Familie oder ein Freund seines Herrn zu sein schien, weshalb auch die Griechen meinten, es gäbe in Indien gar keine Sklaven.

Der milde, menschenfreundliche Charakter der Inder und der höhere Grad ihrer Bildung konnte auch auf die Verhältnisse des weiblichen Geschlechts nicht ohne bedeutenden Einfluß bleiben.

Obgleich nach den Gesetzen des Manu die Frau eine so untergeordnete Stellung einnahm, daß die Gattin des Brahmanen nicht einmal in seiner Gegenwart essen durfte, so finden wir sie doch auf der anderen Seite mit der zartesten Rücksicht behandelt; Vielweiberei war den Indern unbekannt. Kein Weib durfte hingerichtet werden; man durfte eine Frau auch nicht einmal mit einer Blume schlagen oder sie mit dem Saume des Gewandes berühren. Ohne Zwang durften die Frauen in den Hainen bei den Städten lustwandeln und auf den Straßen und Märkten verkehren. Die Audienzen bei Königen fanden in Gegenwart der Königin und ihrer Dienerinnen Statt, und die Töchter nahmen Theil an den Gesprächen der Männer. Besonders geachtet war die Gattin als Familienmutter. Wie sie den Gatten als ihr Haupt betrachtete, so redete er sie „Herrin", die Vornehmen sogar „Göttin" an. Das Verlassen der Gattin galt für eine Todsünde, und in den epischen Gedichten finden wir die rührendsten Schilderungen eines zarten, innigen Familienlebens. Auch die Kinder mußten der Mutter ebenso wie dem Vater und den Lehrern mit der größten Ehrfurcht begegnen (in Gegenwart des Vaters

oder eines Fremden durften sich dieselben nicht einmal setzen). Dagegen meinten die Inder, geistige Bildung gehöre nicht für das Weib und gefährde nur die Reinheit und Einfalt ihrer Sitten; nur das Herz müsse die Hausfrau bilden. Eine Ausnahme davon machten allein die Tempeldienerinnen, auf deren Ausbildung die größte Sorgfalt verwandt wurde, und denen auch wohl gefallsüchtige Frauen nachahmten. Ueberhaupt beruhte die zartere Behandlung der Frauen bei den Indern keineswegs auf Anerkennung der gleichen Menschenwürde auch bei dem weiblichen Geschlechte, sondern nur auf der diesem Volke eigenthümlichen Weichheit des Gefühls. Sie blieben in gänzlicher Abhängigkeit von Vater, Gatten und männlichen Verwandten, und konnte dieselbe ihnen auch nicht drückend werden, so lange der Gatte lebte, so war das Loos der Wittwe desto beklagenswerther. Sie hatte keinen Antheil mehr an der Erziehung der Kinder. Alles Ansehens, alles Schmuckes und selbst der Haupthaare beraubt, sollte sie nach Manu's Gesetzen in steter Buße nur der Erinnerung an ihren Gatten leben; ganz verachtet war sie, wenn sie keine Kinder hatte. Daher war die Gattin mit grenzenloser Liebe für das Leben ihres Gatten besorgt, und bei seinem Tode zog sie es oft vor, mit ihm zu sterben. So ist in Indien allmälig das Verbrennen der Wittwen Sitte geworden, und die Frau glaubt ihre Familie durch solche Selbstaufopferung zu ehren. Indessen ist dies immer, so häufig es vorkommt, etwas Freiwilliges. Freiwillig muß die Frau ihrem Manne das Gelübde gethan und durch Opfer bekräftigt haben, und sie ist von der Erfüllung desselben frei, wenn der Mann ein Jahr abwesend war; ja die Frau eines Brahmanen darf sich eigentlich gar nicht verbrennen, wenn derselbe in der Fremde gestorben ist, da sie sich auf demselben Scheiterhaufen mit ihm verbrennen muß; indessen begnügt sie sich jetzt meistens damit, sich in ein Kleidungsstück ihres Gatten gewickelt verbrennen zu lassen. Noch ist es nicht gelungen, diesen barbarischen Gebrauch bei den Indern auszurotten.

---

§. 7. Die Chaldäer und das alte Reich von Babylon.

In einer der höchsten Gegenden Armeniens entspringt der Euphrat, etwas südlicher auf der dem armenischen Hochlande vorliegenden Bergkette des Aladagh der Tigris. Beide durchströmen, nachdem sie das Gebirge durchbrochen haben, südöstlich ein von Hügelreihen und Seen durchschnittenes Steppenland. Fruchtbare Niederungen ziehen sich an ihren Ufern entlang, sich immer mehr ausdehnend, je weiter die Flüsse strömen, während das von diesen eingeschlossene Land immer öder und einförmiger wird. Etwa hundert Meilen oberhalb der Mündung nähern sich beide einander bis auf wenige Meilen, und von hier an strömen sie durch ein weites Tiefland bis Kornah, wo sie sich zum Schat el Arab vereinigen, der über Basra, ein sumpfiges Delta bildend, in den persischen Meerbusen fließt. Ungeachtet seines schönen Bodens würde das Tiefland unfruchtbar sein, da ihm der Regen gänzlich fehlt, wären nicht die beiden Flüsse durch ihre alljährlich, wenn der Schnee auf den Gebirgen Armeniens schmilzt, wiederkehrenden Ueberschwemmungen für das Land in ähnlicher Weise wohl-

thätig wie der Nil für Aegypten, obgleich diese Ueberschwemmungen sowohl in Betreff ihres Eintretens wie ihrer Ausdehnung weit unregelmäßiger sind und der in reißendem Laufe pfeilschnell dahin brausende Tigris oft die ganze Ebene durch seine Fluthen verheert und in einen wild wogenden See verwandelt. Dies schöne Tiefland mit Einschluß der fruchtbaren, im Südwesten von der syrisch-arabischen Wüste begrenzten Niederung am rechten Ufer des unteren Euphrat, ist das alte Babylonien, wie es die Griechen nennen, oder, wie es in der Bibel heißt, das Land Sinear. Dort war der ursprüngliche Wohnsitz der Nachkommen Noahs (S. 8); dort ließen sich auch nach der Zerstreuung derselben, angelockt durch die herrliche Natur des Landes, frühzeitig Nomaden nieder. Dieselben gehörten zu den von Noahs Sohn Sem abstammenden Semiten, welche nicht nur das ganze Flußland des Euphrat und Tigris bevölkerten, sondern sich auch nach Osten bis zu den Randgebirgen des iranischen Hochlandes und nach Westen bis zum Mittelmeer ausdehnten. Früher als die übrigen Semiten gelangten sie zu Ansehen und Bildung. Der fruchtbare Boden veranlaßte sie bald zum Ackerbau und zur Vereinigung in großen Städten; aber durch das warme Klima und üppiges Leben verweichlicht, wurden sie eine leichte Beute wilder Eroberer.

Die älteste Geschichte der Babylonier ist völlig dunkel. Die einheimischen Sagen, welche Berosus, ein Priester des Bel zu Babylon, in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts v. Chr. gesammelt hat, führen in die Zeit lange vor der Sündfluth zurück. Die Herrschaft der ersten zehn Könige dauerte nach ihm 432,000 Jahre. Unter dem letzten derselben, dem Xisuthros, sandte der Gott Bel eine große Wasserfluth, um die Menschen zu vertilgen; nur Xisuthros wurde gerettet (vgl. S. 8.). Nach der Fluth wurde er bei dem Dankopfer, das er den Göttern brachte, zum Himmel entrückt, Babylon aber ward wieder aufgebaut. Danach regierten 30,000 Jahre lang noch 86 Könige, die ersten noch 2000 Jahre, die späteren immer kürzere Zeit. Auf diese mythischen Herrscher folgten dann nach Berosus Chaldäische Könige, die ihre Abstammung von den höchsten Göttern des Landes, dem Bel, dem auf den höchsten Bergen über den Wolken thronenden Herrn des Himmels und des Lichtes, und der in der Erde und im Wasser empfangenden und gebärenden Göttin Mylitta oder Beltis ableiteten. Es waren die Stammhäupter der Chaldäer (Chasdim), welche von den nördlich von Arphachsad, südlich von Armenien liegenden Bergen nach dem fruchtbaren Tieflande am Westufer des unteren Euphrat ausgewandert waren, das nach ihnen Chaldäa genannt wurde. Sie unterwarfen die früheren Bewohner des Landes, dem sie auch Bildung und priesterliche Weisheit brachten, und gründeten zwischen 2400 und 2000 v. Chr. am unteren Euphrat und Tigris ein mächtiges Reich. Dies stimmt auch mit den kurzen Andeutungen überein, welche wir in der heiligen Schrift finden. Nach denselben (1. Mos. 10 v. 8 u. 10) war Nimrod, ein Urenkel Noahs, der Gründer des babylonischen Reiches. Er war von Süden gekommen*) und dehnte seine Herrschaft auch nach Assyrien

*) In der angegebenen Stelle wird er als ein Sohn des Kusch bezeichnet; unter Kusch aber wird in der Bibel überhaupt der heiße Süden verstanden; ebenso gut Sabaea (Seba) im glücklichen Arabien wie Meroë (Scheba) in Aethiopien werden deshalb v. 7 als Söhne des Kusch genannt.

aus*), wo er mehrere Städte gründete, namentlich die Stadt Ninive̊h am Tigris. Um 1500 folgte auf die chaldäischen Herrscher eine neue Dynastie, welche als eine arabische bezeichnet wird, sei es, daß arabische Stämme von Westen her erobernd in das Land eindrangen, oder daß nur die Herrscherfamilie selbst aus Arabien stammte. Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts aber wurde das Land von den Assyrern unterworfen. Von dem Culturzustande der alten Babylonier wird weiter unten die Rede sein.

---

§. 8. Das Reich der Assyrer.

Das ganze Land, welches im Norden vom armenischen Hochlande, im Osten von den Gebirgen Irans, im Westen vom Tigris begrenzt wird, nach Süden etwa bis zum Diala hinab, der vom iranischen Berglande dem Tigris zuströmt, wurde im Alterthume mit dem Namen Assyrien bezeichnet. Es enthielt zunächst im Norden, sich an den Südabhang der armenischen Gebirge lehnend, die Landschaft Arphachsad, theils felsig, theils wellenförmiges Hügelland, dann zwischen dem Tigris und Lykos (dem großen Zab) das eigentliche Assur, zwischen dem großen und kleinen Zab die Landschaften Arbelitis und Adiabene und am südlichsten Kalachene oder Chalonitis. Das Land ist ein von Norden und Osten allmälig nach Westen und Süden zu fruchtbaren Ebenen abfallendes, durch zahlreiche Zuflüsse des Tigris reich bewässertes Gebirgsland, die Gebirge mit Eichen- und Nußbaumwaldungen bewachsen, die Hügel mit Weinreben und Oelbäumen bekränzt, die Ebenen am Tigris trefflich angebaut; besonders wurde Chalonitis im Alterthum wegen seines Reichthums an Palmen, Obst und Oliven gepriesen.

Die Bewohner dieser Landschaften waren das erste Volk in Vorderasien, welches durch Eroberungszüge seine Herrschaft dauernd weithin ausgedehnt hat.

Ueber ihre älteste Geschichte haben wir nur dürftige und unsichere Nachrichten. Nach den Berichten der Griechen war Ninos vor 2000 v. Chr. Erbauer von Ninive̊h und Gründer des assyrischen Reiches. Er unterwarf sich Babylonien, Armenien, Medien und Baktrien, das letztere mit Hülfe der Semiramis. Diese war nach der Sage die Tochter der Göttin Derketo, die von den Grenzen Kleinasiens bis nach Baktrien hin allgemein verehrt wurde. Sie wurde gleich nach der Geburt von ihrer Mutter in einem Walde ausgesetzt, aber die Tauben der letzteren brachten ihr Nahrung, indem sie in ihren Schnäbeln Milch aus den nahen Gehöften der Kuhhirten herbeitrugen. Dadurch wurden die Hirten aufmerksam gemacht; sie fanden das Kind und brachten es dem Oberhirten des Königs, dem Simmas, der es als das seinige erzog. Als sie zur Jungfrau herangewachsen war, vermählte sich Menon, ein Beamter des Ninos, mit ihr. Derselbe begleitete den König auf dem Zuge

---

*) v. 11 ist nicht mit Luther zu übersetzen: „Von dem Lande ist danach gekommen der Assur" ꝛc., dieser wird vielmehr erst v. 20 unter den Semiten genannt, sondern „Aus diesem Lande zog er aus nach Assyrien und baute Ninive̊h, Rechoboth-Ir und Kalach und Resen.

gegen die Baktrer. Diese wurden nach tapferem Widerstande ihres Königs Oxathres geschlagen und gezwungen, sich in die Städte zu werfen. Besonders schwierig war die Eroberung der stark befestigten Hauptstadt Baktra. Da die Belagerung sich in die Länge zog, ließ Menon seine Gattin nachkommen, und in Männerkleidung erschien sie im Lager. Sie bemerkte, daß die Baktrer zwar die Stadt tapfer vertheidigten, aber die durch ihre Lage von Natur gesicherte Burg wenig beachteten. Deshalb wählte sie aus dem Heere des Ninos die aus, welche im Klettern am meisten geübt waren, erstieg mit ihnen die Burg, und als die Baktrer das sahen, entfiel ihnen der Muth, und die Stadt wurde eingenommen. Ninos überhäufte die Semiramis, deren Kühnheit er bewunderte, mit Geschenken, und von Liebe zu ihr ergriffen, zwang er den Menon, sich von ihr zu trennen, und machte sie zu seiner Gemahlin. Menon aber erhängte sich aus Verzweiflung. Nach dem Tode des Königs übernahm sie die Regierung für ihren unmündigen Sohn Ninyas. Sie unterwarf auch Persien, Aegypten und Aethiopien, aber ein Zug gegen den indischen König Stabrobates (Stha-vara-pati, d. h. Herr der Feste, der Erde) mißglückte, und sie trat nun dem Ninyas die Regierung ab; sie selbst verwandelte sich in eine Taube und schwang sich zum Himmel empor. — Ninyas war ein weichlicher, schwelgerischer König, und auf ihn folgten nach einander dreißig Könige, eben so weichlich und unthätig wie er. Der letzte derselben, Sardanapal, den die griechischen Nachrichten um 800 setzen, ging in Weiberkleidern und spann mit seinen Weibern, unter denen er sich beständig aufhielt. Deshalb empörte sich Arbakes, der Statthalter von Medien, verbündet mit dem von Babylonien, gegen ihn, und obgleich der König sich ihnen muthig entgegenstellte und sie in mehreren Schlachten besiegte, wurde er doch zuletzt in Ninive belagert. Da er die Stadt nicht länger vertheidigen konnte, nachdem die Mauern durch eine Ueberschwemmung des Tigris stark beschädigt waren, verbrannte er sich mit allen seinen Schätzen und Weibern, um nicht in die Hände der Feinde zu fallen; Ninive aber wurde nun von den Feinden eingenommen, und Arbakes wurde König.

Offenbar sind diese scheinbar geschichtlichen Nachrichten, denen nur die Kunde von den kühnen, männlichen Thaten eines Weibes im Anfange des Reiches und von dem weibischen Leben späterer Herrscher zum Grunde liegen mag, nichts als Mythen. Semiramis ist die Göttin Derketo selbst. Ebenso hängt Sardanapal mit dem assyrischen Gotte Sardan oder Sandan zusammen, der auch in Kleinasien verehrt und als feuriger Held mit einem Doppelbeil in der Hand dargestellt wurde, aber zugleich in Weiberkleidern und überall mit Weibern umgeben. Alljährlich wurde ihm ein Fest gefeiert, an dessen Schlusse man einen Scheiterhaufen errichtete, auf den man das Bild des Gottes legte und ihn dann anzündete. — Nur so viel scheint über die älteste Geschichte der Assyrer gewiß zu sein, daß dieselben seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts v. Chr. Herren von einem großen Theile des inneren Asiens wurden. Zuerst unterwarfen sie sich Babylonien, Armenien, Medien und alles Land bis zum kaspischen Meere. Nach Osten drangen sie bis Indien vor und eroberten Baktra; nach Westen scheint sich ihre Herrschaft allmälig, wenn auch hier nicht dauernd, bis über Kleinasien ausgedehnt zu haben. Später aber trat eine Zeit der Erschlaffung ein; indessen wurde die Oberhoheit über

Armenien, Medien und Babylonien behauptet. Erst nachdem um 800 v. Chr. der König Belochos, mit dem die bis dahin herrschende Dynastie zu Grunde ging, von Beletaros, dem Aufseher seiner Gärten, gestürzt war, und mit diesem ein anderes Herrscherhaus auf den Thron kam, begann ein neuer kriegerischer Aufschwung. Nach den Nachrichten der Bibel (2. Könige, Cap. 15 bis 18) waren die assyrischen Könige Phul, Tiglat Pilēsar und Salmanassar im achten Jahrhundert mächtige Eroberer, welche die Grenzen des Reiches nach Westen hin zu erweitern suchten. Zuerst setzten sie sich in Mesopotamien fest, und nach und nach unterwarfen sie fast ganz Syrien. Dabei wurden sie besonders durch die zerrütteten Verhältnisse im Reiche Israel begünstigt. Dort war Jerobeams II. Sohn Zacharja durch einen Empörer vom Throne gestoßen, und dieser selbst kurz darauf wieder von Menachem gestürzt. Jetzt erhoben sich aber die von Jerobeam gedemüthigten Damascener; auch im Innern regte sich allenthalben Widerstand gegen den neuen Herrscher, und dieser rief deshalb den assyrischen König Phul zu Hülfe. Phul kam bereitwillig mit Heeresmacht, führte einen Theil der Bewohner des Ostjordanlandes nach Mesopotamien und Chalonitis und machte sich das Reich tributpflichtig. Etwa dreißig Jahre später rief Ahas, der König von Juda, Phuls Nachfolger Tiglat Pilesar gegen die Angriffe des Königs Pekah von Israel, der sich von Assyrien wieder losgerissen hatte, und Rezin von Damascus herbei. Tiglat Pilesar folgte der Aufforderung; Rezin fiel im Kampfe, und die Bewohner des damascenischen Reiches wurden zum Theil nach Armenien verpflanzt; auch ein Theil des Stammes Naphthali und die Bewohner von Gilead wurden nach Assyrien geführt (740). Tiglat Pilesars Nachfolger Salmanassar zog darauf auch gegen Phönicien; in Israel wurde Pekah ermordet, und Hosea, das Haupt der Verschworenen, der nach langen inneren Kämpfen 730 König wurde, erklärte sich sogleich wieder für einen Unterthan Assyriens. Salmanassar unterwarf auch die Städte der Philister; in Phönicien leistete nur Tyrus Widerstand und wurde fünf Jahre lang vergeblich belagert. Dadurch ermuthigt, beschloß auch Hosea, keinen Tribut mehr zu zahlen, und verband sich mit dem Könige Sevechos von Aegypten; doch alsbald eilte Salmanassar mit Heeresmacht herbei, nahm Hosea gefangen und ließ ihn in Ketten werfen, und mit der Eroberung Samarias machte er im Jahre 720 dem Reiche Israel völlig ein Ende (§. 11). Sein Sohn, der auf ihn folgte, wurde von Sargon gestürzt, einem kühnen Manne, der, obgleich er gar nicht aus fürstlichem Geschlechte stammte, sich des Thrones bemächtigte. Bald machte er sich durch glückliche Kriege gegen Tyrus, Samaria, Armenien, Medien und Syrien weithin gefürchtet. Selbst Aegypten mußte ihm Tribut zahlen; die äthiopischen Stämme wurden unterworfen. Ein Krieg gegen die Chaldäer endete mit der Vernichtung des babylonischen Königs Merodach Baladan. Sargon erbaute die Stadt Khorsabad in der Nähe von Ninive. Sein Sohn und Nachfolger Sanherib unterwarf sich auch Cilicien, drang in Juda ein, weil dessen König Hiskiah mit dem ägyptischen König Tirrhaka, dem Nachfolger des Sevechos, wegen eines Schutzbündnisses in Unterhandlung getreten war, und belagerte Jerusalem; aber eine Seuche, die plötzlich in seinem Heere ausbrach, nöthigte ihn zum Rückzuge und hinderte ihn, die Eroberung Syriens zu vollenden. Den Unfall, welchen er erlitten hatte, benutzten die seit mehr als

fünfhundert Jahren den Assyrern unterworfenen Meder, um ihre Freiheit wieder zu erlangen. Sie fielen 714 von Assyrien ab, und er vermochte nicht, sie wieder zu unterwerfen. Acht Jahre später empörte sich auch Babylon; jedoch die Babylonier wurden nach mehrjährigem Kampfe zum Gehorsam zurückgebracht, und Sanherib machte nun seinen Sohn Assarhaddon zum Statthalter in Babylon. Einige Jahre später wurde Sanherib im Tempel des Gottes Nisroch zu Ninive von zweien seiner eigenen Söhne erschlagen, und Assarhaddon, bei dessen Annäherung von Babylon her die Mörder nach dem Ararat flohen, wurde König (693—675). Er war ein kräftiger Herrscher, aber schon unter seinen nächsten Nachfolgern verfiel die Macht des Reiches. Mit dem Abfall Mediens hatte Assyrien auch die Herrschaft über Baktrien und Iran verloren. Medien erhielt in Deïokes einen eigenen König. Dessen Nachfolger Phraortes unterwarf sich das persische Hochland und griff dann auch Assyrien an. Zwar fiel er in der Schlacht mit dem größten Theile seines Heeres (633); aber sein Sohn Kyaxares erneuerte den Kampf, schlug die Assyrer, drängte sie nach Ninive, wo er sie einschloß, und schon jetzt hätte er die Stadt erobert, wäre er nicht durch einen unerwarteten Einfall nordischer Völkerstämme vom kaspischen Meere her — die Alten nennen sie, wie alle Bewohner des Nordens, Skythen — genöthigt worden, die Belagerung aufzuheben. Als es ihm aber nach achtundzwanzigjährigem Kampfe gelungen war, die Skythen wieder aus dem Lande zu treiben, erneuerte er sofort den Krieg gegen Assyrien. Er verbündete sich mit Babylon, dessen Statthalter Nabopolassar von Assyrien abgefallen war, und ein 400,000 Mann starkes medisch-babylonisches Heer zog gegen Ninive. Der assyrische König Sarak (Sardanapal) zog ihnen muthig entgegen. Dreimal schlug er sie zurück; als aber nach dem dritten Siege die Assyrer nach dem Opfer schmausten und zechten, überfielen die Feinde das Lager, drangen bis unter die Mauern von Ninive vor und belagerten die Stadt. Zwei Jahre lang leisteten die starken Mauern denselben Widerstand, bis sie durch eine Ueberschwemmung des Tigris theilweise zerstört wurden. Da verbrannte sich der König Sarak, um nicht in die Gewalt der Feinde zu gerathen, sammt seinem Palast, seinen Weibern und seinen Schätzen, und so wurde Ninive im J. 606 eingenommen und zerstört.

Nie hat es sich seitdem wieder aus den Trümmern erhoben, und die einst so gewaltige Stadt, die nach der Beschreibung der Alten ein längliches Viereck bildete, drei Tagereisen im Umfang und hundert Fuß hohe Mauern hatte, welche durch 1500 Thürme von 200 Fuß Höhe befestigt und so breit waren, daß drei Wagen neben einander auf denselben fahren konnten, schien lange Zeit spurlos verschwunden zu sein. Die Trümmerhaufen hatten nach und nach die Gestalt natürlicher Hügel angenommen. Erst in den Jahren 1843 und 1844 ließ der französische Consul Botta bei Mosul am Tigris Nachgrabungen machen, aber ohne rechten Erfolg; mit desto größerem Glücke ließ er sie in dem vier Stunden entfernten Khorsabad fortsetzen. Besonders fand man die Mauern des großen Königspalastes, der sich auf einer 40 Fuß hohen gemauerten Terrasse erhob. Die Wände desselben bestanden aus Backsteinen, mit Alabasterplatten überdeckt, die mit Bildhauerarbeit verziert waren. Den Haupteingang schmückten sechs kolossale Ungeheuer mit einem Stierleibe, Flügeln und einem Menschenkopfe, jedes über 500 Centner schwer, und zwei

ebenfalls kolossale Figuren von Männern, die in dem Arme Löwen ersticken. Aehnlich sind die andern Eingänge geschmückt. Die Wände der Säle im Innern sind mit dünnen Alabasterplatten bekleidet und mit Basreliefs und Inschriften geziert. Leider sind von jenen Basreliefs nur noch Bruchstücke vorhanden; aber auch so schon geben sie uns einen hohen Begriff von der Kunstbildung der Assyrer. Sie sind in einem durchaus eigenthümlichen Stile gearbeitet und übertreffen an geistvoller Auffassung und sorgfältiger Ausführung Alles, was wir an altasiatischen Kunstwerken besitzen. Bald stellen sie Festaufzüge dar, bald Schlachten und Belagerungen, bald Jagden, Trinkgelage und dergl. Die Hauptfigur ist meistens der König, und ob er kämpfend und die Feinde siegreich verfolgend erscheint, oder in prächtigem Schmucke beim Festaufzuge den mit vier Rossen bespannten Wagen lenkend, oder beim Mahle auf einem Stuhle sitzend, immer ist er in würdevoller, wahrhaft königlicher Gestalt dargestellt. Dabei aber zeigen sie doch eine auffallende Aehnlichkeit mit den alten ägyptischen Basreliefs in der eigenthümlichen Stellung der Figuren, bei denen man oft das Gesicht von der Seite, dennoch aber die Augen oder andere Theile des Körpers nicht im Profil, sondern ganz von vorn sieht; überhaupt herrscht hier wie dort das Streben vor, bei menschlichen Figuren, so viel wie möglich, Alles sehen zu lassen, und ebenso erscheinen hier wie dort die Personen unter den nämlichen Umständen auch immer in der nämlichen Stellung. Ein wesentlicher Unterschied dieser Bildwerke von den ägyptischen ist indessen der, daß sie voll und hervortretend und nicht wie jene vertieft gearbeitet sind. Eine bedeutende Schiffsladung von assyrischen Alterthümern wurde 1846 nach Frankreich geschickt, wo sie im Louvre aufbewahrt werden. Botta's Nachfolger ließen die Nachgrabungen fortsetzen. Noch weit bedeutendere Resultate hatten die Forschungen, welche seit 1845 der Engländer Layard in einem Hügel anstellte, der sich in großer Ausdehnung bei dem kleinen Dorfe Nimrud, etliche Stunden von Mosul entfernt, hinzieht. Auch auf der von Botta verlassenen Stätte von Ninive ließ er 1848 weitere Nachgrabungen anstellen, und so fand er den Palast des Sanherib. Bis 1853 wurden dort die Forschungen fortgesetzt, man hat aber daselbst keinen Palast und kein Bildwerk gefunden, das der Zeit vor Sanherib angehörte. Weit älter und deshalb für die Geschichte weit wichtiger sind die Paläste von Nimrud. Der älteste, einer uralten Zeit angehörig, befand sich im nordwestlichen Theile des Hügels. Kolossale geflügelte Stierfiguren mit einem Menschenhaupte bildeten den Eingang; auch geflügelte Männer, zuweilen mit einem Adlerkopfe, und geflügelte Löwen mit einem Menschenhaupte fand man, vermuthlich Götterbilder, in denen man symbolisch durch das Menschenhaupt die Weisheit, durch den Stier- oder Löwenleib die Macht und durch die Flügel die Allgegenwart darstellen wollte. Die Wände bestanden aus Backsteinen, belegt mit großen Alabasterplatten, deren Rückseite eine Inschrift trug, welche Namen, Titel und Geschlechtsregister des Königs enthält, der den Palast erbaute, während die Vorderseite mit Reliefs geschmückt ist, die durch Eleganz und Reichthum der Verzierungen, treue und zarte Zeichnung der Glieder und Muskeln, sowie durch Kunstkenntniß im Gruppiren der Figuren und in der Composition die von Khorsabad weit übertreffen, so daß die letzteren offenbar einer Zeit des beginnenden Verfalls der assyrischen Kunst angehören. Auch die Kunst, in Elfenbein zu arbeiten, verstanden die alten Assyrer; denn

in jenem nordwestlichen Palaste wurden Elfenbeintäfelchen mit Bildwerk gefunden. Die Gewänder der Figuren und die Stühle, auf denen sie saßen, waren blau emaillirt; die ungeschnitzten Theile der Täfelchen aber zeigten Spuren von Vergoldung. Auch Köpfe, Hände, Beine und Füße von Elfenbein wurden vorgefunden. Wahrscheinlich hatten dieselben zu Bildsäulen gehört, deren bekleideter Theil aus Holz, vielleicht auch aus Metall, bestand, wie wir sie in der früheren Zeit bei den Hellenen finden. Diese Platten sowohl wie die Bildwerke, die man fortschaffen konnte, befinden sich jetzt ebenso wie die in Ninive gefundenen im britischen Museum; ein großer Theil aber zerfiel gleich nach seiner Auffindung so schnell, daß man sie kaum abzeichnen konnte. Merkwürdig ist es, daß man weder zu Nimrud noch zu Khorsabad freistehende Bildsäulen fand; aber in einem anderen Hügel bei dem ersteren Orte wurde eine lebensgroße sitzende Figur von schwarzem Basalt entdeckt. Leider waren Kopf und Hände gänzlich zerstört; aber der Block, auf dem sie saß, ist auf drei Seiten beschrieben. Auch diese Bildsäule ist jetzt im britischen Museum. In der Mitte des Hügels fand Layard ein Grab aus Backsteinen, mit einer Alabasterplatte bedeckt. Man sah darin noch Theile eines Skelettes, die aber gleich in Staub zerfielen, eine thönerne Vase und allerlei Schmucksachen. In der Nähe fanden sich noch viele andere Gräber, dem ersten ähnlich; das Merkwürdigste aber war, daß man fünf Fuß unter diesen Gräbern auf etwa hundert in Reihen aufgestellte Alabasterplatten mit Basreliefs stieß. Es schien, als ob sie aus einem noch älteren Gebäude hergeschafft wären, das man zerstört hatte, um für die Erbauung eines neuen das Material zu gewinnen. Auch dies Gebäude war zu Grunde gegangen, und in dem Schutt, der sich über den Resten desselben angehäuft hatte, fanden sich nun die Begräbnisse eines Volkes, das nach der Zerstörung der assyrischen Paläste im Besitze des Landes gewesen war. Wir thun hier einen ahnenden Blick in eine Zeit, die bisher in völliges Dunkel gehüllt war, und schon die Ahnung erfüllt uns mit Staunen und Bewunderung. Die Ruinen von Nimrud sind wieder bedeckt und seine Paläste dem Auge wieder verborgen; Vieles aber bleibt noch zu erforschen übrig, und auch das bereits Gefundene verspricht für die Zukunft die wichtigsten Aufklärungen. Schon jetzt haben uns die entdeckten Bildwerke Aufschlüsse über die Sitten und den Bildungszustand des assyrischen Volkes gegeben, die man noch vor wenigen Jahren für unmöglich hielt; die älteste Geschichte der Assyrer aber ist noch ganz unbekannt, ja selbst über ihre Abstammung weiß man nichts auch nur einigermaßen Zuverlässiges. Wenn es erst gelungen sein wird, die höchst eigenthümliche Schrift, welche den Bildwerken beigefügt ist, und welche man nach ihrer Gestalt „Keilschrift" zu nennen pflegt, völlig zu entziffern, dann werden auch die Anfänge der assyrischen Geschichte nicht länger mehr ein ungelöstes Räthsel sein.

---

§. 9. Die Babylonier nach dem Untergange des assyrischen Reiches.

Mit dem Untergange des assyrischen Reiches hob sich auch die Macht des bis dahin als Provinz Assyriens von Unterkönigen verwalteten Babylon. Schon 704 erkämpfte es sich, wie wir gesehen haben, die Unabhängigkeit, und

obgleich es bald nachher abermals von Assyrien abhängig wurde, so war doch diese neue Abhängigkeit weder vollständig, noch von langer Dauer, und unter Nabopolassar erhob es sich zu einem mächtigen Reiche. Noch gewaltiger wurde die Macht Babylons unter Nabopolassars Sohn Nebukadnezar um 600, der nach der Besiegung des Necho (§. 4, S. 41) Jerusalem zerstörte und die Juden nach Babylon führte, Syrien und Phönicien eroberte, und Tyrus zerstörte. Gegen das Ende seines Lebens aber verfiel der mächtige König in Wahnsinn, und obgleich seine Gemahlin Nitokris (Amytis) nun mit kräftiger Hand die Zügel der Regierung ergriff, so sank doch nach seinem Tode die Macht des Reiches eben so schnell, wie sie sich gehoben hatte, und bereits 538 machten die Perser demselben ein Ende.

Auch die gewaltige Hauptstadt des Reiches, Babylon (Babel d. h. Pforte oder Wohnung des Bel) am Euphrat, sank allmälig in Trümmer. Sie hatte in der Länge und Breite drei Meilen im Durchmesser und zwei Millionen Einwohner. 200 Ellen hohe Mauern mit 100 ehernen Thoren umschlossen sie, und mitten hindurch floß der Euphrat, von Umwallungen eingeschlossen. Rechtwinklig durchkreuzten sich die schnurgeraden, unabsehbar langen Straßen, und die, welche nach dem Flusse führten, endigten mit Pforten in den Wällen am Flusse. Zu den Hauptzierden der Stadt gehörte der Tempel des Baal, ein pyramidaler, 600 Fuß hoher Bau, der sich in acht Absätzen erhob, und von dessen ersten Anfängen uns die biblische Erzählung vom Thurmbau zu Babel Bericht giebt. Eine Treppe führte von außen oben hinauf, und in der Mitte derselben waren Ruhesitze angebracht. Im obersten Absatz des Gebäudes war ein goldenes Ruhebett und ein goldener Tisch für den Gott; im unteren Theile war eine zweite Tempelhalle mit der kolossalen goldenen Bildsäule des Baal, einem goldenen Thron und Tisch, und außerhalb stand noch ein goldener Altar. Der ganze heilige Raum hatte eine Breite von 1200 Fuß. — Im Osten des Euphrat befanden sich die schwebenden Gärten. Sie erhoben sich terrassenförmig 400 Fuß im Quadrat auf mächtigem Mauerwerk, das von zwölf parallelen Gängen durchschnitten, und oben durch kolossale steinerne Deckplatten verbunden war. Auf diesen Unterbau war so viel Erde aufgetragen, daß auch die stärksten Bäume darin wurzeln konnten. Die höchste Terrasse, 50 Fuß hoch, lag dem Euphrat am nächsten, und aus diesem wurde durch künstliche Pumpwerke das zur Bewässerung nöthige Wasser hinaufgeleitet. Die Sage schrieb die Anlage dieser Gärten der Semiramis zu; sie sind aber vielmehr von Nebukadnezar angelegt worden, welcher seiner Gemahlin Amuhia (Amytis), der Tochter des Kyaxares, mitten in der babylonischen Ebene den Anblick eines Gebirgsparks verschaffen wollte, der denen ihres Vaterlandes ähnlich wäre.

Seit Jahrtausenden sind die Trümmer der einst so mächtigen Weltstadt zum Bau benachbarter Städte benutzt worden. Nehmen wir dazu, daß die meisten ihrer Paläste bei dem Mangel an Steinen und Bauholz aus Backsteinen gebaut wurden, die durch Asphalt und Gyps mit dazwischen befindlichen Rohrlagen verbunden waren, so können wir uns nicht wundern, daß sie jetzt in ganz formlose Schutthaufen verwandelt sind. So hat man die Reste des Baaltempels wiedererkannt in einem großen, 200 Fuß hohen und 2082 Fuß im Umfange haltenden terrassenförmigen Hügel, eine halbe Stunde vom Euphrat, in dem sich noch Theile festeren Mauerwerkes befanden, und der von

den Landesbewohnern der „Thurm des Nimrod" genannt wird. Ebenso fand man auf der Westseite des Euphrat noch einige Ueberreste der alten Königsburg, deren Mauern mit bildlichen Darstellungen, besonders von großen Jagden, geschmückt sind. Von den schwebenden Gärten sind einzelne parallele Mauern mit Gängen dazwischen die einzigen Ueberreste. Das Alles ist so formlos, daß man den Baustil der alten Babylonier durchaus nicht zu erkennen im Stande ist. So bleibt es mindestens ungewiß, ob sie zum Schmuck ihrer Paläste Säulen angewandt haben, und ebenso findet man von Gewölben keine Spur.

Auch von den Bildwerken der Babylonier sind nur geringe Reste übrig geblieben. Die Backsteine haben an der unteren Seite Inschriften in der schon erwähnten Keilschrift, an der vorderen Seite eingedrückte Thierfiguren. Ebenso hat man Reste von Steinbildern gefunden, Löwen und andere Thierbilder, auch Ungeheuer, z. B. vierflüglige Menschen, Drachen, geflügelte Eichhörnchen; ferner geschnittene Steine (Achat, Chalcedon u. a.), theils in Cylinderform, um als Petschaft zu dienen, — denn ein solches hatte, wie Herodot sagt, jeder Babylonier, — theils durchbohrt, und zum Theil sehr zierlich und sorgfältig gearbeitet.

Sehr ausgebildet war bei den Babyloniern die Wasserbaukunst. Das Land war jährlich Ueberschwemmungen ausgesetzt, da der Tigris ein weit höheres Flußbett hat als der Euphrat und stets bis an den Uferrand voll Wasser war. Um diese Ueberschwemmungen nicht nur unschädlich, sondern auch für das Land nutzbar zu machen, legte man früh, wie in Aegypten, großartige Kanäle, Dämme, Schleusen und Brücken an. So ließ Nitokris einen künstlichen See graben, der zehn Meilen im Umfang hatte. Kleinere Kanäle leiteten das Wasser nach allen Richtungen durch das Land, und dadurch wurde dasselbe so fruchtbar, daß der Boden nach Herodots Versicherung zwei- bis dreihundertfältige Frucht trug.

Nicht minder blühte der Gewerbfleiß. Die wollenen, leinenen und baumwollenen Gewänder, in welche sich die Babylonier kleideten, und die auch im Auslande beliebt waren, wurden in Babylon selbst gewebt. Besonders berühmt unter den Gewändern waren die Sindonen, gewöhnlich aus baumwollenem Stoff, und die kostbarsten wegen ihrer prächtigen Farben so theuer, daß nur die reichsten Könige sie tragen konnten. Noch die Römer schätzten dieselben sehr hoch, und nicht minder die kunstvoll gewebten Teppiche, in die besonders Gestalten indischer Wunderthiere, namentlich des Greifs, eingewirkt waren, und die nirgends so prächtig und mit so herrlichen Farben gewebt wurden wie in Babylon. Ebenso verfertigten die Babylonier geschnitzte Handstöcke mit Bildern von Thieren, Blumen und andern Gegenständen, deren Gebrauch ganz allgemein war.

Theils mit diesen Fabrikaten, theils mit den Produkten anderer Länder trieben die Babylonier einen ausgedehnten Handel. Ihre Karavanen zogen nach Indien, woher sie Edelsteine und Färbestoffe, und nach Baktrien, woher sie Gold und Goldsand holten. Nach Vorderasien und besonders nach Phönicien brachten sie die Erzeugnisse ihres Kunstfleißes und die Produkte Arabiens und Indiens. Auf Schiffen, die aus hölzernen, mit Leder überzogenen und mit Rohr ausgelegten Gerippen bestanden, und die mit zwei Ruderriemen regiert wurden, beschifften sie den Euphrat. Ladung und Gerippe wurden in Babylon

nach Beendigung der Fahrt verkauft, die Häute auf Eseln, die man in den Schiffen mitnahm, zu Lande zurückgebracht. — Auch zur See trieben sie Handel, meistens durch die Phönicier und Araber, die an der arabischen Küste wohnten, über den persischen Meerbusen nach Arabien und Indien, wahrscheinlich bis nach Malabar und der Insel Ceylan. Hauptgegenstände desselben bildeten Weihrauch, Gewürze, Zimmet, Elfenbein, Ebenholz, Edelsteine und persische und indische Perlen.

Unermeßliche Reichthümer flossen durch diesen ausgebreiteten Handel nach Babylon; aber mit denselben verbreiteten sich auch unter dem Volke Ueppigkeit, Schwelgerei und grenzenloses Sittenverderben. Kein Volk des Alterthums trieb so übermäßigen Luxus, keins war schwelgerischen Zechgelagen so ergeben wie die Babylonier; selbst die Frauen nahmen an solchen Gelagen in der ausgelassensten Weise Theil. Ueberhaupt war die Lage des weiblichen Geschlechts in Babylon eine sehr traurige. Es herrschte daselbst Vielweiberei. Ohne alle Bildung, unfähig zu jeder nützlichen Beschäftigung, führten die Frauen ein unthätiges, eingeschlossenes Leben in der drückendsten Abhängigkeit von Vätern, Männern und Brüdern, und wurden fast nur als Sklavinnen behandelt; ja die Mädchen wurden öffentlich verkauft, und unter solchem Drucke und bei ihrer üppigen Lebensweise mußte jedes edlere Gefühl bei ihnen erstickt werden.

Die Sittenlosigkeit wurde noch dadurch befördert, daß sie mit der Religion in Verbindung gesetzt und durch dieselbe gewissermaßen geheiligt wurde. Besonders gilt dies von dem Dienste der beiden obersten Götter der Babylonier.

Die **Religion** war Gestirndienst. Sonne, Mond und die fünf Planeten Jupiter, Venus, Mars, Saturn und Mercur wurden verehrt. Der oberste Gott war der Sonnengott Bel (Baal), dessen Haupttempel in Babylon sich befand. Ihm zur Seite stand die Mondgöttin Mylitta (Meni, Baaltis). Wie aber Bel der Herr des Himmels und des Lichtes ist, der den Himmel und die Erde getheilt und die Menschen geschaffen hat, der auf den höchsten Bergen über den Wolken thront und den Sternen ihre Bahnen anweist, so ist Mylitta gleichzeitig die in der Erde und im Wasser empfangende Gottheit, die zeugende Kraft der Natur. Die fünf Planeten, glaubten die Babylonier, bestimmen den Gang der Weltereignisse und deuten den Menschen durch ihren Lauf die Zukunft an, und zwar galten Jupiter und Venus als glückbringend, Mars, dem Menschen geopfert wurden, und Saturn als unheilverkündend; für bald gut, bald böse, je nach seiner Stellung, galt Mercur, der Schreiber des Himmels, der die Begebenheiten auf und über der Erde verzeichnet. Sein einheimischer Name war Nebu, der sich in mehreren Königsnamen, z. B. Nebukadnezar, wieder findet. In anderer Beziehung verehrten sie zwölf göttliche Wesen als „Herren", theils männliche, theils weibliche, von denen jedem ein Monat und ein Bild im Thierkreise zugetheilt war, und deren jeder drei Sterne unter sich hatte, als berathende Götter, zusammen also 36, von denen immer alle zehn Tage einer auf- und einer untergeht. Um diese zu berechnen, theilten sie den ganzen Sternenhimmel durch Meridiane in 36 Theile. Ueberhaupt war für ihre Sterndeuterei eine genaue Beobachtung der Stellung und Bewegung der Himmelskörper nöthig, die ihnen in dem ebenen Lande durch den fast immer klaren Himmel sehr erleichtert wurde.

So besaß denn in der That schon im hohen Alterthume die Priesterkaste bedeutende Kenntnisse in der Sternkunde. Ein ganzes Collegium von Priestern hatte täglich die Sterne zu beobachten, und der genau nach den vier Himmelsgegenden gerichtete Belustempel in Babylon diente als Sternwarte. Nach Herodot waren sie die Ersten, die es verstanden, einen Meridian zu ziehen und den Abstand der Sonne und die Tagesstunden zu bestimmen. Ebenso hatten sie das Jahr sehr genau berechnet. Sie wußten, daß die Mondfinsternisse vom Schatten der Erde herrührten. Sie kannten selbst ziemlich genau den Umkreis der Erde, obgleich sie sich dieselbe hohl und in Gestalt eines halben Eies dachten. Aber alle ihre astronomischen Kenntnisse dienten ihnen nur als Mittel für die Sterndeuterei. Sie lasen in den Gestirnen den Charakter und die Schicksale der Menschen, die bevorstehende Witterung und Anderes, und suchten dann durch Zauberei und Opfer Unglück abzuwenden. — Die Priester führten den Namen Chaldäer, und so wurde auch das ganze Volk genannt, oder eigentlich nur ein Theil desselben, der in der Landschaft Chaldäa wohnte (S. 62).

Uebrigens scheinen sich die babylonischen Priester durch andere als astronomische Kenntnisse nicht hervorgethan zu haben. Wie es z. B. mit ihren Kenntnissen in der Arzeneikunde stand, sieht man am besten aus der Erzählung Herodots, daß die Babylonier gar keine Aerzte gehabt hätten, sondern die Kranken wurden auf den Markt gebracht; jeder Vorübergehende mußte sie dann fragen, was ihnen fehle, und hatte er selbst schon die nämliche Krankheit gehabt oder an Andern beobachtet, so gab er ihnen die Mittel an, welche dagegen geholfen hatten.

Auch im Besitze der Herrschaft war die Priesterkaste nicht; vielmehr wurden die Priester von den Königen oft mit der größten Härte und Willkür behandelt. Die Regierung war durchaus unumschränkt und despotisch. Der König blieb stets unzugänglich und für das Volk fast unsichtbar. Von einem glänzenden Hofstaate umgeben, lebte er in seinem Palaste und ließ die Provinzen seines Reiches durch mehr oder weniger unabhängige Statthalter regieren. Das ganze Volk aber bestand ihm gegenüber nur aus Knechten.

---

§. 10. Die Phönicier.

Unter den von Semiten bewohnten Ländern war das westlichste Syrien. Das Land bildet eine von Kleinasien bis zum rothen Meere reichende Gebirgsplatte, die von Osten her allmälig aus der syrischen Wüste aufsteigt und im Westen steil zum Mittelmeere abfällt. Durch das ganze Land zieht sich, vom Taurus bis zum Sinai reichend ein Gebirge, das in der Mitte in dem 10,000 Fuß hohen mit Cedern, Platanen und Cypressen bewaldeten Libanon, dessen schneebedeckten, zackenlosen Kamm man schon zwanzig Meilen weit von Cypern her erblickt, am höchsten ist. Ihm gegenüber erhebt sich im Osten der Antilibanon, der im Hermon (Dschebel Esscheikh), dem höchsten Berge Syriens, eine Höhe von 14,000 Fuß erreicht und östlich zu dem Plateau von Aram abfällt, welches nach dem Euphrat zu immer mehr in eine Wüste übergeht. Ein tiefer Spalt,

welcher bei Baalbek seinen Scheitelpunkt erreicht und von da aus nach Norden und Süden sich senkt, durchfurcht das Gebirge seiner ganzen Länge nach. Im Norden, zwischen dem Libanon und Antilibanon, führt er den Namen des hohlen Syriens und wird vom Aasi oder Orontes durchflossen, der endlich den Westrand durchbricht und über Antiochia dem Mittelmeere zufließt. Durch den südlichen Spalt strömt der Jordan, welcher sich, nachdem er den See Merom und das galiläische Meer durchflossen hat, in das todte Meer ergießt, das 1235 Fuß unter dem Spiegel des Mittelmeeres liegt. Südlich davon setzt sich die Einsenkung als wasserloser Spalt bis zum rothen Meere fort. Der schmale, überaus heiße und ungesunde westliche Küstensaum erweitert sich nur an drei Stellen, am unteren Orontes, am Nord- und am Südende des Libanon, zu kleinen Ebenen. Südlich von der letzten derselben beginnt das Bergland von Kanaan oder Palästina, zunächst die Hochebene von Galiläa, aus der sich im Süden der abgestumpfte Kalksteinkegel des Thabor erhebt, ein grasreiches Weideland, das sich nach Westen allmälig zur Küstenebene von Acre, nach Süden hin bis zur Ebene Jesreel und am steilsten im Osten zu der des Genezareth hinabsenkt, während im Südwesten sich als äußerster Ausläufer des Gebirges an der Küste der Berg Karmel erhebt. Südlich von der Ebene Jesreel folgt dann die Ebene von Samaria, von parallelen Gebirgsketten durchzogen, zwischen denen waldreiche fruchtbare Thäler liegen, und endlich schließen sich im Westen vom todten Meere rauhe und kahle, von schmalen Thälern tief durchfurchte Bergflächen an. Mit Recht nennt die Bibel Kanaan, das in seinen warmen Thälern die üppigste Fülle von Baum- und Feldfrüchten und die grasreichsten Viehweiden darbot, ein Land, in dem Milch und Honig fließt.

In den ältesten Zeiten wohnten hier die von Noahs Sohn Cham abgeleiteten Kanaaniter, deren ältester Stamm, die Sidonier*), das etwa drei Meilen breite Küstenland zwischen dem Libanon und dem Mittelmeere bewohnte. Die andern Stämme, namentlich die Amoriter, Chethiter und Cheviter saßen im Innern des Landes. Die Letzteren hatten ursprünglich den südlichen Theil der Westküste bis Gaza hin inne gehabt, waren aber durch die aus Aegypten hereinbrechenden Philister verdrängt worden. Nach diesen nannten die Griechen den ganzen südlichen Theil des Landes Palästina, das von den Sidoniern und den nördlich von ihnen ansässigen Giblitern und Arvaditern bewohnte Küstenland aber nach den an den Abhängen des Libanon wachsenden Palmen das Palmenland (Phoinikē) und die Bewohner desselben Phönicier. Im Osten des Jordan waren die aus Arphachsad und Mesopotamien eingewanderten Ammoniter und Moabiter.

Ob die Phönicier von Anfang in jenem Küstenlande gewohnt haben, ist ungewiß. Nach Herodot sind sie vom erythräischen Meere eingewandert, worunter sicher der persische Meerbusen zu verstehen ist, und dort finden wir in den Namen der Doppelinseln Bahhrain und der beiden Ormusinseln allerdings selbst noch die Namen der alten phönicischen Städte Tyrus und Aradus wieder. Jedenfalls aber mußten sie jene Gegend schon in einer vor aller Geschichte liegenden Zeit verlassen haben, denn schon die ältesten geschicht-

*) 1. Mos. 10, 15 heißt Sidon der „erste Sohn Kanaans."

lichen Nachrichten zeigen sie uns in ihrem späteren Lande. Obgleich sie übrigens zu den Chamiten gehörten, so kann man sie doch den Völkern der semitischen Sprachfamilie unbedenklich beizählen, denn die außerordentliche Aehnlichkeit ihrer Sprache mit der hebräischen beweist, daß sie schon früh die Sprache der Semiten angenommen haben müssen.

Die Lage ihres Landes am Mittelmeere, die vielen vorzüglichen Hafenplätze an der Küste des eben nicht fruchtbaren Landstriches wiesen sie früh auf den Handel an, und die Cedernwaldungen des Libanon lieferten ihnen Schiffsbauholz in reichlicher Menge. Bald erhob sich an der Küste eine Anzahl blühender Handelsstädte, die mit den dazwischen liegenden kleineren Ortschaften in fast ununterbrochener Reihe den ganzen Küstensaum einnahmen, und vom Meere aus gesehen einen wunderbaren Anblick gewährt haben müssen. Die älteste derselben war Sidon, dessen Gründung in eine nicht mehr zu ermittelnde Zeit hinaufreicht, und das schon 1. Mos. 10, 15 als bedeutende Stadt erwähnt wird. Später aber wurde es an Macht und Reichthum bei weitem von dem mächtigen Tyrus, in der Bibel Zor (Felsen) genannt, übertroffen, zu dessen Erhebung es selber mitgewirkt hatte. Schon Jos. 19, 29 wird Tyrus als eine feste Stadt bezeichnet. Es lag auf einer ins Meer vorspringenden Landzunge. Dieser gegenüber stand auf einer kleinen Felseninsel ein uraltes Heiligthum des Gottes Baal, der dort unter dem Namen Melkarth verehrt wurde. Die Priester gaben das Alter desselben dem um 450 v. Chr. lebenden Herodot, freilich wohl zu hoch, auf 2300 Jahre an. Neben diesem Tempel gründete um 1250 eine Anzahl ausgewanderter Sidonier auf einem zweiten Felseneiland Neu-Tyrus, das sich bald mit dem gegenüber auf dem Festlande liegenden Tyrus zu einem Gemeinwesen verband und an Macht und Ansehen bald Sidon in nichts nachstand. Auch bei den Giblitern waren Berytus und Byblos (Gebal) blühende Städte, ebenso bei den Arvaditern Arvad oder Aradus.

Schon früh waren die Phönicier mit dem Meere vertraut; der Name Sidonier bezeichnet sie geradezu als „Fischfänger“. Wenn die Schifffahrt nicht von ihnen erfunden worden ist, so haben sie dieselbe doch vervollkommnet, eben so wie die mit ihr in so enger Verbindung stehende Sternkunde; denn die Sterne waren ja vor der Erfindung des Compasses das Einzige, wonach sich ihre Fahrt richten konnte.

Unter den Handelsvölkern des Alterthums nehmen die Phönicier unstreitig die erste Stelle ein. Anfangs besuchten sie die zunächst gelegenen Inseln und Küsten und trieben neben dem Handel zugleich Seeräuberei. Auf den griechischen Inseln raubten sie Kinder und Weiber, um sie als Sklaven zu verkaufen. Zuerst gingen sie nach der benachbarten Insel Cypern hinüber. Dorthin brachten sie theils durch die Eroberungszüge der Pharaonen, theils durch die südwärts vordrängenden Amoriter aus ihrem Lande verdrängte Chethiter und Cheviter, und jene gründeten dort eine Stadt, die sie nach ihrem Namen Chittim (Kition), diese eine andere, welche sie nach einer gleichnamigen Stadt in der Heimath Hamath (Amathus) nannten. — Bald besuchten die Phönicier Handel treibend alle Küsten des Mittelmeeres, und schon im dreizehnten Jahrhundert blühte der Handel nach Tarschisch (Tartessus), dem westlichen Theile von Andalusien in Spanien. Eben so beschifften sie aber auch den

arabischen Meerbusen und kamen auf diesem Wege zu Salomos Zeit nach Ophir, einer Gegend, die nicht, wie man früher vermuthete, im glücklichen Arabien, noch weniger in Afrika, sondern jedenfalls in Vorderindien und wahrscheinlich an der Küste Malabar zu suchen ist; wenigstens gingen dorthin die Fahrten der Phönicier, wenn auch der Name jene anderen Gegenden vielleicht mit umfaßte. Von daher holten sie die kostbaren Erzeugnisse Indiens und vielleicht selbst Chinas nach dem Abendlande. Besonders brachten sie von Ophir feines Gold, woran auch Spanien eben so ergiebig war wie an Silber, weshalb sie daselbst früh Bergwerke anlegten, die sie von Sklaven bearbeiten ließen. Nachdem sie durch die Straße von Gibraltar gefahren waren und im Nordwesten derselben Gadeira, das heutige Cadix, angelegt hatten, durchschifften sie den atlantischen Ocean und kamen bis nach den Inseln an der Südwestküste von Großbritannien, die sie von dem Zinn, das sie dort in großer Menge fanden, Zinninseln nannten. Von dort holten sie wahrscheinlich auch den im Alterthume sehr hoch geschätzten Bernstein, denn nach dem Orte, wo er eigentlich gefunden wird, der Ostseeküste, von ihnen Bernsteinküste genannt, scheinen sie nicht gekommen zu sein. — Die bedeutendste ihrer Seereisen ist die im Auftrage des ägyptischen Königs Necho (§. 6) von ihnen ausgeführte Umschiffung von Afrika. Sie fuhren, wie Herodot erzählt, vom rothen Meere aus nach Süden. Im Herbst stiegen sie immer an das Land und besäeten das Feld; dann warteten sie die Ernte ab, und wenn dieselbe vorüber war, gingen sie wieder zu Schiffe. So kamen sie im dritten Jahre nach ihrer Abreise durch die Straße von Gibraltar wieder nach Aegypten zurück. Sie erzählten: wie sie um Libyen (Afrika) herumgeschifft wären, hätten sie die Sonne zur Rechten gehabt. Herodot sagt, er könne es nicht glauben; aber gerade jene Erzählung liefert den Beweis, daß sie wenigstens über den Aequator hinaus kamen, weil ihnen dann allerdings die Sonne zur Rechten, d. h. im Norden stand.

Wohin sie auf ihren Handelsreisen kamen, brachten sie auch die Erzeugnisse ihres Kunstfleißes, besonders mit Purpur gefärbte Stoffe und Glas. Von beiden wird ihnen auch die Erfindung zugeschrieben. Sie sollen dieselbe nur dem Zufalle zu verdanken gehabt haben, und zwar die der Purpurfärberei einem Hirtenhunde, der unter den Muscheln am Strande herumwühlte und dabei auch eine Purpurschnecke zerbiß, womit er sich das Maul roth färbte, die des Glases dagegen Schiffern, die auf den Kieseln am Strande sich etwas zu essen kochten. Dieselben hatten den Kessel auf Salpetersteine gesetzt, und als sie ihn zurücknahmen, fanden sie den Salpeter mit der Kieselerde zu Glas zusammen geschmolzen.

Es gab im Alterthume verschiedene Arten von Purpur, indem theils die Thiere, von denen er gewonnen wurde, selbst schon einen verschieden gefärbten Saft enthielten, theils durch Mischung neue Farben hervorgebracht wurden. Es werden nicht weniger als dreizehn verschiedenene Arten: schwarz, roth in allen Schattirungen, violett, blau, gelb u. a. genannt. Der kostbarste aber war der tyrische Purpur. Die mit demselben doppelt gefärbten Gewänder hatten ein schwärzliches Ansehen, strahlten aber, von der Seite gesehen, im wundersamsten Farbenglanz, und das Merkwürdigste war, daß sich derselbe Jahrhunderte lang in seiner ursprünglichen Schönheit erhielt. Solche Ge-

wänder hatten deshalb auch einen unermeßlich hohen Preis, so daß nur Fürsten sie als größten Schmuck tragen konnten.

Das Glas wurde vorzüglich zu Schmucksachen benutzt, und noch jetzt hat man Glaskorallen und Glasschmuck in allen Farben aus uralter Zeit gefunden, so als Schmuck der Mumien in den Katakomben zu Memphis und Theben, ferner in alten britischen Gräbern in Wiltshire, wohin sie nur durch phönicische Kaufleute gekommen sein können. Zuweilen benutzte man das Glas auch zu großen Spiegeln, die an den Felswänden der Küsten befestigt wurden, damit die in ihnen sich brechenden Sonnenstrahlen die Schiffer vor gefährlichen Stellen warnten, oder zu mächtigen Glassäulen und Glaswänden. Die Bereitung des Glases, die anfangs als Geheimniß bewahrt wurde, brachte unermeßlichen Gewinn, und noch zu Ende des zwölften Jahrhunderts n. Chr. bestanden die blühenden Glasfabriken zu Tyrus, und die meisten Kirchen des Morgenlandes wurden mit Kunstwerken von Glas geschmückt, die aus jenen hervorgegangen waren.

Mit den Erzeugnissen ihres Kunstfleißes brachten die Phönicier überall hin auch ihre Kenntnisse. So haben die Griechen von ihnen die Buchstabenschrift kennen gelernt und sie deshalb für Erfinder derselben gehalten.

In allen Ländern, wohin sie kamen, legten sie Kolonien an. In Cypern kam zu Kition und Amathus namentlich Paphos hinzu, das durch den Dienst der Göttin Aschēra zu großer Berühmtheit gelangte. Andere phönicische Kolonien finden wir auf Kreta, Sicilien, sowie auf den übrigen Inseln des Mittelmeeres. Unter den Kolonien auf dem kleinasiatischen Festlande war besonders Tarsos bedeutend. Kadix in Spanien, um 1100 v. Chr. gegründet, wuchs bald zu einer der bedeutendsten und blühendsten Handelsstädte des Alterthums heran. Als die Phönicier aus den Inseln des griechischen Archipelagus, wo sie besonders die reichen Goldbergwerke auf der Insel Thasos ausgebeutet hatten, von den Hellenen verdrängt waren, wandten sie sich nach der Nordküste von Afrika. Die bedeutendste unter den älteren von ihnen dort angelegten Kolonien war Utica, das sich selbst noch neben dem mächtiger aufblühenden, im neunten Jahrhundert v. Chr. gegründeten Karthago in seiner Selbständigkeit zu behaupten wußte. Die Gründung von Karthago schreibt die Sage der Dido (Elissa), einer Schwester des tyrischen Königs Pygmalion, zu. Dieser, so wird erzählt, ermordete seines Vaters Bruder Sychaeus (Sicharbaal), den Gemahl der Dido, weil er auf das Ansehen desselben neidisch und nach seinen Schätzen begierig war. Da entfloh Dido unter dem Vorwande eines Todtenopfers, das sie ihrem Gemahl bringen wollte, mit ihren Schätzen nach Cypern und von da nach Afrika. Sie erhandelte von den dortigen Landesbewohnern ein Stück Land, das sie mit einer Kuhhaut umspannen könnte, worauf sie dieselbe in schmale Streifen schnitt und mit diesen den Boden umspannte, auf dem Karthago gegründet wurde. Die Stadt gelangte durch neue Einwanderungen und Handel bald zu solcher Blüthe, daß der König Jarbas der Dido seine Hand antrug. Sie aber befürchtete von einer solchen Verbindung Nachtheil für die Freiheit ihrer Kolonie, und um den immer dringender werdenden Anträgen des Königs zu entgehen, verbrannte sie sich freiwillig auf einem Scheiterhaufen und wurde nach ihrem Tode als Göttin verehrt.

Wahrscheinlich ist die ganze Sage von der Dido daraus entstanden, daß

man eine in der Stadt verehrte Göttin als Gründerin derselben betrachtete und sie später in ein menschliches Wesen umgestaltete. Die Sage von der Kuhhaut aber bildete sich wohl daraus, daß die Burg von Karthago Byrsa genannt wurde, was in der phönicischen Sprache eine Burg, in der griechischen aber ein abgezogenes Fell bedeutet.

Von allen andern Völkern Asiens unterscheiden sich die Phönicier dadurch, daß sie nie einen zusammenhängenden Staat bildeten; vielmehr bestand das Gebiet einer jeden Stadt unabhängig für sich, jedoch so, daß alle zusammen einen Bundesstaat ausmachten. An der Spitze der einzelnen Städte standen erbliche Könige, deren Macht aber durch die Stadtmagistrate und die Priester sehr beschränkt war. Später traten in einzelnen Städten oft ganz republikanische Verfassungen ein, und wir finden so hier die ersten Handelsrepubliken, in denen das Volk nicht mehr, wie in den übrigen asiatischen Staaten, dem Herrscher gegenüber als willenlose Masse erscheint. — Schon im elften Jahrhundert v. Chr. wurde Sidon von dem mächtigen Tyrus abhängig, das nun an die Spitze des ganzen Bundesstaates trat. Auf den Gipfel des Glanzes gelangte Tyrus unter dem Könige Hiram, einem Zeitgenossen Davids und Salomos. Derselbe ließ die beiden Felseneilande durch einen Damm verbinden, durch Aufschüttungen ihren Umfang vergrößern und die Inselstadt mit hohen und starken, unmittelbar vom Meer umspülten Mauern umgeben. Hiram brachte die schon früher unterworfen gewesenen Cyprier, die ihren Tribut nicht gezahlt hatten, wieder unter seine Botmäßigkeit. Den Salomo unterstützte er bei der Ausführung seiner Prachtbauten. Dafür überließ ihm dieser 20 Orte, die dem tyrischen Gebiete zunächst lagen, begünstigte den Handel von Tyrus und gestattete die Gründung einer phönicischen Kolonie an der Küste des Busens von Akaba zu Ezeongeber, dem Hafen von Elath. Als Salmanassar Phönicien bekriegte, konnte er gegen Tyrus nichts ausrichten. Alt-Tyrus unterwarf sich ihm zwar, aber die Neustadt belagerte er vergeblich fünf Jahre lang. Auch Nebukadnezar konnte, nachdem er Sidon zerstört hatte, Tyrus erst nach dreizehnjähriger Belagerung überwältigen, jedoch auch ihm gelang die Eroberung der Neustadt nicht; vielmehr mußte er sich damit begnügen, daß die Tyrier im J. 572 einen Vertrag mit ihm schlossen, in welchem sie seine Oberherrschaft anerkannten und einen neuen König von ihm annahmen. Neu-Tyrus, wohin sich auch viele Bewohner der Mutterstadt geflüchtet hatten, blieb auch jetzt im Besitze des Welthandels und das Haupt des phönicischen Staatenbundes, obgleich es sich später dem Cyrus unterwarf, bis es 322 v. Chr. von Alexander dem Großen von Macedonien gänzlich zerstört wurde. Aber auch da noch lebte es fort in seinen Kolonien, und auf die bedeutendste derselben, Karthago, ging nun der Welthandel über.

Die Religion der Phönicier bestand hauptsächlich in Natur- und Gestirndienst. Sie verehrten als höchsten Gott den Baal, den Gott der Sonne, die wohlthätige, schaffende Kraft in der Natur, und die Baaltis oder Aschēra, welche der babylonischen Mylitta entspricht. Sie hieß auch Derketo und wurde als solche in der Gestalt eines Weibes verehrt, das sich in einen Fischschwanz endigt. Ueberhaupt ist der Fisch ihr Hauptsymbol; er zeigt die Fruchtbarkeit der Natur an. Eine besondere Gestaltung des Baal ist Adonis (beide Namen deutende: „Herr"). Er ist der Gott des in der Sonnenglut verschmachtenden

und in der Regenzeit wieder erwachenden frischen Naturlebens. Zur Zeit der Sommersonnenwende wurde ihm daher ein Todtenfest gefeiert. Die Frauen schnitten sich die Haare ab und stimmten Klagelieder an, und das Bild des Gottes wurde auf eine Bahre gestellt und ins Meer gesenkt. Der Dienst des Adonis verbreitete sich über Cypern nach Griechenland und eben so nach Aegypten, woher es auch kommt, daß die Mythen vom Adonis bald mit denen vom Osiris vermischt, bald mit der griechischen Götterlehre in Verbindung gesetzt erscheinen.

Der den Phöniciern eigenthümliche Nationalgott war Melkarth (d. h. Stadtkönig), den die Griechen den tyrischen Herakles nannten. Auch er ist Gott der Sonne, sofern sie durch die zwölf Sternbilder des Thierkreises geht, und heißt deshalb Sohn des Baal und der Astarte. Er ist der Eroberer fremder Kolonialländer, der Gründer der Städte, der Beschützer des Handels und aller Künste und Wissenschaften, die denselben fördern. Sein Dienst war ein sehr strenger. Priester und Priesterinnen mußten den reinsten Lebenswandel führen, damit das heilige Feuer, das stets in seinem Tempel brannte, nicht entweiht würde (in Kadix mußten sie unvermählt bleiben). Melkarth hängt nämlich auch mit dem bald als Stier, bald als Mensch mit einem Stierkopfe dargestellten schrecklichen Feuergotte Moloch, dem Gotte der verzehrenden Sonnenglut, zusammen, dem die furchtbarsten Menschenopfer dargebracht wurden. Dem ehernen Bilde desselben wurden Kinder in die glühenden Arme gelegt, und ihre Mütter wurden gezwungen, Zeugen ihrer furchtbaren Todesqualen zu sein, ohne daß sie hätten dürfen ihren Schmerz darüber laut werden lassen. So wurden auch dem Melkarth Menschenopfer gebracht.

Neben dem furchtbaren Moloch wurde besonders in Sidon „die große Astarte", die Königin des Himmels, verehrt. Als Kriegsgöttin wurde sie mit dem Speer abgebildet. Wie Moloch erscheint sie häufig mit dem Stierkopfe oder Stierhörnern oder wenigstens auf einem Stier reitend. Statt der Stierhörner hat sie auch die Mondsichel auf dem Haupt, denn der Mond war das Gestirn der jungfräulichen Göttin. Kein vermähltes Weib durfte ihren Tempel betreten; ihre Priesterinnen waren zur strengsten Keuschheit verpflichtet. Wenn ihr im Frühling das große Feuerfest gefeiert wurde, dann verstümmelten sich Jünglinge ihr zu Ehren und weihten sich ihrem Dienst, und wie dem Moloch Knaben und Jünglinge, so wurden ihr Jungfrauen geopfert. Wie Baal und Moloch, die wohlthätigen und verderblichen Mächte, im Melkarth und Adonis zu einer Gestalt verschmolzen waren, so vereinigte sich auch die Aschera und Astarte zu einer bald Segen bald Nachtheil spendenden Göttin. In Karthago wurden ihr als Dido in einem finsteren Tannenhain Menschenopfer gebracht; als Anna war ihr ein heiterer Dienst geweiht. Wie Melkarth, so war auch Dido-Astarte eine wandernde Göttin. Wenn ihr Gestirn, der Mond, verschwand, begingen die Tyrier „am bösen Abend" ein Trauerfest. Sie irrt im Westen umher, bis Baal-Melkarth, der ihr nacheilt, sie auffindet. Dann vereinigt sie sich mit ihm und verwandelt sich in die freundliche, lebenspendende Göttin Anna.

Eine solche Religion konnte unmöglich veredelnd auf die Sittlichkeit des Volkes einwirken; vielmehr wurden hier wie in Babylon die niedrigsten Laster dadurch förmlich geheiligt, daß man sie mit dem Gottesdienst in Verbindung

setzte. So versanken denn die Phönicier allmälig immer mehr in Ueppigkeit und Schwelgerei, welche noch mehr genährt wurden durch die großen Reichthümer, die sie durch den Handel erwarben, und auch dazu wurde dieser mit die Veranlassung, daß Treue und Redlichkeit fast ganz aus ihrer Mitte entschwanden. Das hier Gesagte gilt natürlich auch von den Frauen, und je weniger sie selbst den Sinn für Zucht und Sitte in sich trugen, um so weniger konnten sie auch veredelnd auf das Familienleben, auf die Erziehung der Kinder einwirken und eben so wenig eine bessere Gestaltung des sittlichen Lebens im Volke herbeiführen helfen. Auch äußere Anerkennung vermochten sie sich nicht zu verschaffen, weil sie dieselbe nicht verdienten; sie waren dem Manne, als dem Herrn des Hauses, gegenüber nicht viel mehr als gewöhnliche Sklavinnen.

Die Liebe zu Glanz und Prunk, welche sich in dem ganzen Leben des genußsüchtigen Phöniciens offenbart, war von dem unverkennbarsten Einflusse auch auf die Gestaltung der künstlerischen Bestrebungen des Volkes. In den Werken der Baukunst kam es ihm nicht sowohl auf Großartigkeit und Unzerstörbarkeit als auf glänzenden Schmuck an. So soll der König Hiram den Tempel, welchen er dem Melkarth in Tyrus bauen ließ, mit goldenen Säulen geschmückt haben. — Man überzog Bretterwände oder das Getäfel an Steinwänden mit Goldblech; man brachte zum Schmuck an dem Mauerwerk Verzierungen von Elfenbein an. Von all dieser Herrlichkeit ist nichts übrig geblieben, und auch durch Beschreibungen wissen wir nicht viel davon; wie aber die Phönicier bauten, sehen wir aus der Beschreibung des salomonischen Tempels und des Palastes in Jerusalem, deren Bau von phönicischen Künstlern ausgeführt wurde (1. Kön. 6 u. 7). Dieselbe Neigung zum Prunk giebt sich auch in der bildenden Kunst der Phönicier zu erkennen. Ihre Götterbilder, theils thierische Gestalten, theils auf Thieren sitzende oder stehende Menschenfiguren, waren meistens von Holz, mit Gold- und Silberblech überzogen. Daß sie es auch in den mehr handwerksmäßigen Beschäftigungen, die dem Luxus dienen, zu großer Vollkommenheit gebracht hatten, würden wir erwarten müssen, wenn wir auch nicht wüßten, daß es phönicische Künstler waren, die den Vorhang im Tempel zu Jerusalem kunstvoll gewebt hatten, und daß schon Homer die sidonischen Gewänder hoch rühmt.

§. 11. Das Volk Israel.

Die Urbewohner des südlich von Phönicien gelegenen Landes Kanaan wurden von den zu den Semiten gehörenden Israeliten oder Hebräern verdrängt, deren Stammeltern von Osten her eingewandert waren. Als der größte unter den Stammvätern dieses merkwürdigen Volkes erscheint Abraham. Nach der gewöhnlichen Annahme lebte derselbe um 2000 v. Chr.; Andere setzen ihn fast 500 Jahre später, noch Andere dagegen etwa 300 Jahre früher. Sein Vater Tharah war ein reicher Hirtenfürst, der, obgleich er mit seinen Heerden das Land durchzog, doch seinen festen Sitz zu Ur im nördlichen Mesopotamien, dem Lande zwischen dem Euphrat und Tigris, hatte. Er verließ diese Gegend, um nach Kanaan zu ziehen, weil das stark bewohnte Land ihm

wohl nicht mehr Raum genug für seine Heerden darbot, und weil er von Kanaan als einem Lande gehört hatte, das noch zum Theil unbewohnt war, und wo sich treffliche Weideplätze befanden. Auf dem Wege dahin kam er, gegen Westen ziehend, nach Haran, in eine hohe, trockne Gegend, die zum Aufenthalt für Nomaden wohl geeignet ist. Dort ließ er sich nieder; Abraham aber setzte, göttlichem Rufe folgend und im Vertrauen auf die göttliche Verheißung: „Ich will dich zu einem großen Volke machen und will dich segnen und dir einen großen Namen machen, und in dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter der Erde", den Weg weiter fort nach Kanaan, wohin auch sein Vetter Lot ihn begleitete. Er zog mit seinen großen Heerden im Lande umher, ungehindert die von den Bewohnern desselben unbesetzten Weideplätze benutzend. Bald finden wir ihn im Norden, bald im Süden des Landes, und überall stand er bei den Landesbewohnern im größten Ansehen. Wie mächtig er gewesen sein muß, sehen wir daraus, daß er es wagen konnte, mit seinen Knechten gegen feindliche Könige, die seinen Vetter Lot gefangen genommen hatten, in den Kampf zu ziehen. Gewiß hatten sich schon Viele, die ursprünglich nicht zu seiner Familie gehörten, zum Schutz gegen die Bedrückungen Mächtiger, an dieselbe angeschlossen, und waren mit ihr zu einem Stamm verschmolzen. Dazu mußte besonders auch der durchaus edle Charakter Abrahams beitragen. Treu und liebreich gegen seine Familie, wurde er von seinen Dienern als Vater geliebt. Seinen Freunden war er stets zu helfen bereit, und wo ein Streit sich erhob, war er überall willig, nachzugeben. In Gefahren zeigte er sich muthig und tapfer, gastfrei gegen Fremde, freundlich im Umgange mit Andern, in friedlichem Verhältnisse zu den Kanaanitern, obgleich er sich immer sorgfältig in einer gewissen Entfernung von ihnen hielt und sich durch den Umgang mit ihnen nicht zum Abfall von Gott bewegen ließ. Wahrhaft erhaben aber erscheint er durch seinen felsenfesten Glauben, den auch die schwersten Prüfungen nicht zu erschüttern vermochten, und durch seine freudige Hingebung in den göttlichen Willen, so daß er mit Recht verdiente, „der Freund Gottes" genannt zu werden.

Weit unter ihm steht sein Sohn Isaak, der ihm zwar gleich war in dem festen Vertrauen auf die göttlichen Verheißungen, aber durch seine Handlungsweise doch viele Beweise von Schwäche und Weichlichkeit gab.

Isaaks Sohn Jakob oder Israel (Kämpfer Gottes) erscheint anfangs als ein schlauer, listiger Mensch, der seinen älteren Bruder Esau um das Recht der Erstgeburt und den väterlichen Segen betrügt, aber geläutert durch eine Reihe schwerer Prüfungen, kam er zu dem Bewußtsein des Verderblichen seiner früheren Handlungsweise, und versöhnt mit seinem Bruder, fand er auch unter den Leiden, die noch den Abend seines Lebens trübten, Trost und Frieden in frommer Hingebung an Gott, dessen Schutz er so oft erfahren. Am tiefsten wurde er erschüttert durch den Verlust Josephs, des geliebtesten seiner zwölf Söhne, den seine Brüder als Sklaven nach Aegypten verkauft hatten. Doch über Joseph waltete schützend die starke Hand des Höchsten; er gelangte in Aegypten zum größten Ansehen; er wurde Minister des Königs und nach seiner Vermählung mit Aseneth (As-neith), der Tochter des Oberpriesters zu On (Heliopolis), in die Priesterkaste aufgenommen. Er veranlaßte die ganze Familie, nach Aegypten auszuwandern, in dessen unterem Theile ihr

ein fruchtbarer Landstrich zum Wohnsitze angewiesen wurde. Einige*) setzen diese Einwanderung um 1500 in die Zeit des Königs Amenophis III., Andere**) hundert Jahre später in die Zeit des Sethos, noch Andere***) dagegen schon in das Jahr 2082 v. Chr. Bald vermehrte sich die Familie daselbst außerordentlich, indem auch wohl andere Stammverwandte, theils bei der Auswanderung, theils nach derselben, sich an sie anschlossen, und so theilte sie sich nun in zwölf (oder vielmehr dreizehn) Stämme oder Familien, als deren Stammhäupter die Söhne Jakobs angesehen wurden.

Nach Josephs Tode wurden seine Verdienste um das Land bald vergessen, und Ramses der Große zwang die Israeliten, von deren starker Vermehrung er Gefahr für sein Reich befürchtete, zu harten Frohndiensten, um sklavische Gesinnung in ihnen zu erzeugen, vielleicht auch in der Hoffnung, daß durch die schweren Arbeiten in dem heißen Klima Viele hinweggerafft werden würden. Sie mußten Kanäle graben, Dämme erhöhen, Städte befestigen, und als auch diese Maßregel nicht den gehofften Erfolg hatte, wurde sogar der Befehl ertheilt, alle israelitischen Knaben gleich nach der Geburt zu tödten. Nur Mose wurde durch die Klugheit seiner Mutter Jochebeth vom Tode gerettet und am Hofe des Königs, wahrscheinlich in Memphis, erzogen. Er gehörte zu den seltenen Männern, die Gott zuweilen auftreten läßt in Zeiten, wo eine neue Entwicklung des Menschengeschlechtes beginnt, zu den Männern, die ihre Zeit weit überragen und wie ein Wunder dastehen in ihrer ganzen Erscheinung. Er wurde seinem Volke nicht nur ein Befreier aus der harten Knechtschaft, indem er es aus Aegypten führte†), er wurde ihm zugleich Gesetzgeber, und die Gesetze, welche er seinem Volke am Sinai unter göttlicher Autorität verkündigte, sind so rein und erhaben, daß ein Theil derselben, die zehn Gebote, für die ganze Menschheit durch alle Jahrhunderte bleibenden Werth behalten hat und ihn behalten wird bis ans Ende der Welt. Er wollte das Volk nach Kanaan, dem Lande der Verheißung, führen, aber es war ihm nicht vergönnt, dies schöne Ziel zu erreichen. Bald mußte er sich überzeugen, daß es ihm nicht möglich sei, mit diesem entarteten Geschlechte, das in knechtischem Sinne unter den Drangsalen des Zuges durch die arabische Wüste sich sogar nach der alten Sklaverei zurücksehnen konnte, die kriegerischen Bewohner Kanaans zu überwältigen. Jahre lang führte er deshalb dasselbe durch die Wüste umher, bald hier, bald dort länger verweilend, bis das alte Geschlecht ausgestorben und ein neues, kräftigeres herangewachsen war. Dabei hatte er beständig mit dem Widerstreben des Volkes zu kämpfen; aber nie schwand aus seinem großen Geiste das Vertrauen auf den göttlichen Beistand zur Vollendung seines Werkes, und oft erfuhr er gerade in den verzweifeltsten Lagen am sichtlichsten die Hülfe von oben. Gegen das Ende seines Lebens gelang ihm noch die Unterwerfung fruchtbarer Weidelandschaften im Osten des Jordan, wo ein Theil des Volkes sich in festen Wohnsitzen niederließ; die Unterwerfung Kanaans selbst mußte er seinem Nachfolger Josua überlassen. Dieser führte nun das

---

*) Duncker, Gesch. d. Alterth. II, S. 188. **) Lepsius, Chronol. d. Aegypter, S. 380 u. flg. ***) Uhlemann, ägypt. Alterthumskunde III, S. 133; Israeliten u. Hyksos S. 83.

†) Nach Lepsius, 1314 v. Chr. unter dem Könige Menephtah, dem Nachfolger Rames des Großen, nach Uhlemann 1867 unter Amosis I.

Volk über den Jordan, und nach dem Falle von Jericho gelang ihm allmählich die theilweise Eroberung des Landes, während die Kanaaniter im Besitz eines anderen Theiles, namentlich im Norden, blieben. Darauf vertheilte er das ganze Land unter die verschiedenen Stämme des Volkes, indem er jedem einzelnen Stamme die Eroberung dessen überließ, was von seinen Besitzungen noch nicht unterworfen war. Nach seinem Tode aber wurde der Kampf gegen die Kanaaniter nur sehr mangelhaft fortgesetzt, und daß dieselben nicht, wie Mose gewollt hatte, ganz aus dem Lande vertilgt wurden, ward für die Israeliten die Quelle vielfachen Unglücks. Oft wurden sie zur Theilnahme an dem Götzendienst ihrer heidnischen Nachbarn verlockt. Dadurch verloren sie das Vertrauen auf die göttliche Hülfe, und so unterlagen sie häufig den ihnen an Macht und kriegerischer Tüchtigkeit weit überlegenen Feinden, besonders den im Süden des Landes wohnenden Philistern; ja wir sehen zuweilen die einzelnen Stämme der Israeliten selbst in unseligem Kampfe mit einander begriffen. Dennoch aber vermochten auch diese trüben Zeiten nicht die Kraft des Volkes zu vernichten, obgleich sie unter fortwährenden Kämpfen nur langsam zur Entwicklung gelangen konnte. Gerade in den Zeiten größter Bedrängniß standen unter den Israeliten Männer auf, die sich voll Begeisterung an ihre Spitze stellten, die streitbare Mannschaft um sich sammelten, den gesunkenen Heldenmuth und den verdunkelten Glauben an Jehovah wieder neu belebten und so dem Volke Rettung brachten. Auch nach Besiegung der Feinde blieben dann diese Helden an der Spitze der Nation. Man nannte sie Richter; vielmehr aber waren sie Führer des Volkes. Unter diesen Richtern ragen besonders Gideon, Jephtha, Simson hervor. Auch eine Frau wird unter ihnen genannt, Deborah, die voll Glaubensmuth sich an die Spitze der Israeliten stellte und sie von dem Joche ihrer Feinde befreite. Aber auf die Dauer vermochten auch die Richter dem in Laster und Götzendienst versunkenen Volke nicht das Heil zu bringen, und gerade unter dem letzten derselben, dem Samuel, der, die Bestimmung seines Volkes wohl erkennend, die Götzenbilder entfernte und das Volk wieder zu innigerem Anschließen an seinen Gott anregte, wurde nach glücklicher Besiegung der Philister immer lauter das Verlangen des Volkes nach einem Könige, der gewissermaßen den äußeren Mittelpunkt bilden sollte, um den die zerstreuten Kräfte des Volkes sich vereinigen könnten. Samuel salbte deshalb um 1100 den Saul aus dem Stamme Benjamin zum ersten Könige Israels. Nun nahm die Macht des israelitischen Volkes einen neuen glänzenden Aufschwung, und noch höher erhob sich dieselbe unter Sauls großem Nachfolger David. Dieser erweiterte die Grenzen des Reiches durch Unterwerfung der umwohnenden Völkerschaften. Zuerst drängte er die Philister in ihre alten Grenzen zurück und verleidete ihnen auf lange Zeit den Kampf; dann unterwarf er die Moabiter, die Ammoniter, besiegte den mit diesen verbündeten syrischen König Hadad-Eser, der von Hamath bis zum Euphrat herrschte, eroberte das Land des Königs von Damascus und kämpfte gleichzeitig im Süden gegen die Edomiter, deren Land er gleichfalls mit seinem Reiche vereinigte, nachdem der größte Theil der männlichen Bevölkerung seinen Tod gefunden hatte, so daß seine Herrschaft sich von Damascus bis zum rothen Meere erstreckte. Zum Mittelpunkte seines Reiches machte er die durch Besiegung der Jebusiter eroberte Stadt Jerusalem, die er zu seiner Re-

sidenz erhob, und wohin er auch den Hauptsitz des Gottesdienstes verlegte. Aber nicht nur äußere Macht verlieh er seinem Volke; vor Allem suchte er vielmehr auch den frommen Sinn unter demselben von Neuem zu beleben; und er selbst war in dieser Beziehung seinem Volke ein leuchtendes Vorbild; denn, obwohl nicht ohne menschliche Schwäche, blieb er sich doch immer gleich in der Treue gegen Jehovah und in dem Vertrauen auf ihn, als Hirtenknabe wie auf dem Königsthrone, und auch, wo er aus Schwachheit fiel, sehen wir ihn, geläutert durch schmerzliche Reue, sich immer wieder vom Falle erheben. Daher war sein Bild noch den spätesten Geschlechtern das höchste Ideal eines Königs, und in den späteren Zeiten der Unterjochung sehnte sich das Volk nach einem Retter aus seinem Stamme, der ein König wäre, herrlich und erhaben wie er.

Zum höchsten Glanze entfaltete sich die Entwicklung des israelitischen Volkes unter Davids berühmtem Sohne Salomo (um 1000). Schon ein halbes Jahr vor dem Tode seines Vaters war derselbe in einem Alter von noch nicht achtzehn Jahren zum König gesalbt worden. Seinen älteren Bruder Adoniah, der ihm die Erbfolge hatte streitig machen wollen, ließ er vom Altar, wohin er sich geflüchtet hatte, durch das Versprechen der Schonung weglocken und dann niederstoßen; Davids Feldhauptmann Joab, der sich an Adoniah angeschlossen hatte, ließ er am Altar selbst tödten. Er übernahm das Reich in blühendem Zustande. Die auswärtigen Feinde waren besiegt; alle Länder vom Euphrat bis zum Mittelmeere huldigten ihm. Zwar erhoben sich bei der Kunde vom Tode Davids die kaum unterworfenen Völker. In Damascus warf sich Reson zum König auf und wußte sich in seiner Würde zu behaupten. Auch die Edomiter standen auf, wurden aber mit Hülfe des ägyptischen Königs Psusennes bezwungen. Mit geringer Einbuße behauptete sich Salomo im Besitze des väterlichen Reiches; auch im Innern waren alle Verhältnisse wohlgeordnet. — Gleich im Anfange seiner Regierung ging er an die Ausführung eines Lieblingsplanes seines Vaters, den Bau des Tempels auf dem Berge Morijah in Jerusalem. Er trat deshalb in Verbindung mit dem Könige Hiram von Tyrus, der schon dem David befreundet gewesen war. Dieser sandte ihm nicht nur geschickte Bauleute, sondern lieferte ihm auch Cedernholz vom Libanon zum Bau. In sieben Jahren wurde derselbe vollendet, und die Einweihung des Tempels wurde mit großer Pracht gefeiert.

Es ist schwer, sich nach den vorhandenen Berichten ein genaues Bild von dem salomonischen Tempel zu machen. Der äußerste Vorhof, in welchem sich das Volk bei großen Festen versammelte, nahm den äußersten Umfang der Ebene des Berges ein und war mit einem bedeckten Marmorsäulengange umgeben. Innerhalb desselben befand sich der etwas größere Priestervorhof, durch ein Geländer von Cedernholz von dem ersten getrennt. In ihm stand der Brandopferaltar; das Volk durfte ihn nicht betreten; doch geschahen alle Verrichtungen der Priester vor seinen Augen. Dann folgte das weit höher gelegene, aus glänzend weißem Marmor erbaute Tempelgebäude, in welches nur durch die Thür Licht hineinfiel, das aber mit goldenen Leuchtern glänzend erleuchtet war. Die Wände waren mit Cedernholz bekleidet und mit Goldblech überzogen. Unter den Leuchtern standen vergoldete Tische mit geweihten Becken und in der Mitte ein von Gold glänzender Rauchopferaltar. Das

Heilige, welches nur die Priester betreten durften, war durch einen prächtigen Vorhang von dem Allerheiligsten getrennt, in welches nur der Hohepriester einmal im Jahre hineingehen durfte. Dort herrschte die größte Pracht. Alles war mit Cedernholz bedeckt und dies mit dem feinsten Golde überkleidet, mit Blumen, Palmen und Cherubs verziert. Der Fußboden war von Marmor, mit Gold überlegt, und in der Mitte stand die heilige Lade, in welcher sich die Gesetzestafeln befanden.

Salomo war mit reichen Anlagen begabt und that Alles zu ihrer Ausbildung. Alles Wissenswerthe war für ihn ein Gegenstand vom höchsten Interesse, und seine ausgebreitete Kenntniß der Natur wurde noch übertroffen durch seine tiefe Menschenkenntniß, von der unter andern dreitausend Denksprüche zeugen, in welche er seine reichen Erfahrungen und Beobachtungen niederlegte. Der Ruf von seiner Weisheit erscholl bald weit und breit, und selbst aus fremden Ländern strömten Viele herbei, um ihn kennen zu lernen und zu bewundern. Nur zu bald aber gefiel er sich im Kreise der seine Weisheit anstaunenden Hofleute und Fremden; er war stolz darauf, Alle in Lösung sinnreicher Räthsel zu übertreffen, und die dadurch genährte Eitelkeit erzeugte in ihm Liebe zu Pracht und Ueppigkeit. Er erbaute sich ein prachtvolles Residenzschloß; einen andern Palast errichtete er für seine Lieblingsgemahlin, und ein prächtiges Sommerhaus legte er am Fuße des Libanon an. Sein Thron war von Elfenbein, mit Gold überzogen; sechs Stufen führten zu demselben hinan, und jede war an beiden Enden durch einen Löwen geschmückt; solche standen auch an beiden Lehnen. Wie groß die Zahl der Hofleute Salomos war, sehen wir daraus, daß an seinem Hofe täglich 30 Rinder und 100 Schafe außer dem Wild und Geflügel verbraucht wurden, die wechselsweise aus den zwölf Bezirken des Landes geliefert werden mußten.

Die durch solchen Prunk veranlaßten Abgaben würden bald das Land erschöpft haben, hätte Salomo nicht neue Erwerbsquellen dadurch zu eröffnen gewußt, daß er das Volk zu einer Handel treibenden Nation machte und zu diesem Zwecke einen Vertrag mit den Phöniciern schloß. Seine von Phöniciern erbauten Flotten segelten, von phönicischen Steuermännern geleitet, vom rothen Meere nach Ophir, und mit Aegypten trieb er sehr einträglichen Pferdehandel. So kamen große Reichthümer nach Jerusalem; aber die Israeliten wurden auf diese Weise auch mit dem Luxus anderer Völker bekannt und gewannen ihn bald lieb. Der Reichthum und die damit verbundene Ueppigkeit erzeugten Sittenlosigkeit, und die nähere Verbindung, in welche das Volk durch den Handel mit anderen Nationen kam, verleitete es zur Abgötterei. Mose hatte dies vorausgesehen und deshalb den Staat auf Ackerbau gegründet und den Handel erschwert. Salomo achtete nicht darauf, und das wurde die Hauptursache alles späteren Verderbens und Unglücks. Dabei drückte er doch, um seine Prachtliebe zu befriedigen, das Volk mit schweren Abgaben und harten Frohndiensten, und wie er mit den übrigen Herrschern seiner Zeit an Glanz wetteiferte, so achtete er auch wie sie nicht die Rechte des Volkes und führte eine despotische Regierung ein. Er nahm wie sie eine große Zahl Gemahlinnen; eine noch größere von fremden Sklavinnen erhöhte den Glanz seines Hofes, und während er den heimischen Götzendienst derselben an seinem Hofe anfangs nur duldete, ließ er sich endlich selbst zur Theilnahme daran verleiten.

So erregte er auf mannigfache Weise Unzufriedenheit im Volke. Bei seinem Tode hinterließ er das Reich in äußerlich und innerlich wankendem Zustande, und da sein Sohn Rehabeam die billigen Forderungen, welche die Abgeordneten von zehn Stämmen des Volkes, die sich zu Sichem versammelt hatten, wegen Erleichterung der drückenden Lasten an ihn stellten, mit übermüthigem Hohn zurückwies, so führte die lange im Verborgenen genährte Eifersucht des Stammes Joseph (Ephraim und Manasse) gegen den Stamm Juda zu einer offenen Revolution. Zu spät bewilligte nun Rehabeam alle Forderungen. Die zehn Stämme, Ephraim an der Spitze, steinigten den Beamten, welchen er zu ihnen sandte, huldigten dem Jerobeam als König und bildeten dem Reiche Juda gegenüber das Reich Israel. Jerobeam nahm seine Residenz in Sichem, von wo er sie später, um den Einfällen der Damascener besser widerstehen zu können, nach dem nördlicher liegenden Thirza verlegte. Dort blieb sie, bis Omri, der 930 vom Heere auf den Thron erhoben wurde, das von ihm auf dem Berge Schomron erbaute und stark befestigte Samaria zu seinem Wohnsitz wählte. Jerobeam dachte vor Allem auf Mittel, sich in der Macht zu befestigen. So lange Jerusalem auch für die zehn Stämme der Sitz des Nationalheiligthums blieb, war zu befürchten, daß das immer lebendig erhaltene Bewußtsein der religiösen Einheit auch das Verlangen nach Wiederherstellung der bürgerlichen Einheit neu erwecken würde. Daher führte Jerobeam in seinem Lande den ägyptischen Stierdienst ein; er weihte von Neuem die alten Opferstätten zu Dan und Bethel, setzte daselbst Priester ein, und ließ in Bethel einen Tempel bauen, der für sein Reich die Stelle des Tempels zu Jerusalem vertreten sollte. Die dadurch genährte Feindschaft zwischen den beiden Reichen veranlaßte gleich anfangs heftige Kämpfe derselben gegen einander, zu welchen sie auch mit fremden Völkern in Bündnisse traten, und so mußten sie eine leichte Beute ihrer mächtigen Nachbarn werden, denen sie nur mit vereinten Kräften hätten Widerstand leisten können. Dazu kam, daß Jerobeam seine Macht im Lande nicht auf den Glanz verehrter Vorfahren, sondern nur auf ein kampfgeübtes Heer stützen konnte. Dadurch entstand ein Militärdespotismus, und im Gefolge desselben waren häufige Empörungen der Feldherren und Militairrevolutionen, die zuletzt einen häufigen Wechsel der Dynastien herbeiführten. Schon Jerobeams Sohn Nadab wurde nach zweijähriger Regierung von Baesha, einem Obersten seines Heeres, ermordet (956), und der Mörder machte sich, nachdem er das ganze Geschlecht Jerobeams ausgerottet hatte, selbst zum König. Baeshas Sohn Elah wurde bald nach seinem Regierungsantritt bei einem schwelgerischen Mahle zu Thirza von Simri erschlagen. Dieser herrschte nur sieben Tage. Von Omri in seiner Residenz belagert, verbrannte er sich daselbst. Auch gegen Omri behauptete sich noch vier Jahre lang ein Gegenkönig.

Auch die Gräuel des Götzendienstes dauerten unter den auf Jerobeam folgenden Königen von Israel im Lande fort, und Omris Sohn Ahab (918—896), verleitet durch seine Gemahlin Jesabel, die Tochter eines phönicischen Königs, führte nicht nur den Dienst des Baal und der Astarte in seinem Reiche gesetzlich ein, sondern verfolgte auch die Anhänger der Jehovahreligion, namentlich die Propheten, mit dem wüthendsten Hasse. Aber mit furchtloser Kühnheit trat ihm im Bewußtsein göttlicher Kraft der Prophet Eliah ent-

gegen, und dessen großer Schüler Elisa führte durch den Feldherrn Jehu nach dem Tode des Ahab den Untergang seines Sohnes Joram, der Jesabel und ihres ganzen Hauses herbei (882). So kam nun das Haus Jehu auf den Thron, das dem Reiche Israel fünf Könige gab.

Auch für das Reich Juda war die Vermählung Ahabs mit Jesabel verhängnißvoll, indem der König Joram von Juda sich mit ihrer Tochter Athaljah vermählte. Schon unter Rehabeam drang auch dort neben dem Dienst Jehovahs die Verehrung fremder Götter ein; erst sein Urenkel Josaphat (920—890), ein kräftiger König, der im Lande für Verbesserung der Rechtspflege und Steigerung der Wehrkraft sorgte, die Moabiter, Ammoniter und Edomiter besiegte und die letzteren wieder unterwarf, mit König Ahab von Israel aber ein Bündniß gegen auswärtige Feinde schloß, das durch die Vermählung seines Sohnes Joram mit Athaljah besiegelt wurde, stellte den Jehovahdienst wieder her. Auf Anstiften Athaljahs aber wurde nun auch in Juda der Götzendienst öffentlich eingeführt, und als ihr Sohn Achasjah in der Verschwörung Jehus gegen Joram von Israel auch seinen Tod gefunden hatte, ermordete sie alle Prinzen des königlichen Hauses und bemächtigte sich selbst der Herrschaft (882 v. Chr.). Nur Joas, ein noch ganz kleiner Sohn des Achasjah, wurde durch seine Schwester gerettet und mit Hülfe des Hohenpriesters Jehojadah im Tempel verborgen gehalten. Nach sechs Jahren erhob Jehojadah den siebenjährigen Knaben auf den Thron; Athaljah wurde ermordet und der Götzendienst ausgerottet. — Zwar erneuerten sich die alten Gräuel bald nach dem Tode Jehojadahs, aber doch nicht in solchem Maße wie im Reiche Israel, welches daher mit schnellen Schritten seinem Untergange entgegen ging.

Der Mörder Jehu war in keiner Weise befähigt, das wankende Reich neu zu kräftigen. Durch Blut war er auf den Thron gelangt, durch Blut suchte er sich auf demselben zu befestigen. Als er nach Samaria kam, ließ er dort alle Baalspriester hinterlistig umbringen, weil sie mit ihrem ganzen Interesse an die Familie Ahabs geknüpft waren, wohl auch, weil er dadurch die zahlreichen Anhänger des gesetzlichen Cultus für sich zu gewinnen hoffte, durchaus aber nicht aus wirklichem Eifer für den Dienst Jehovahs, wie er denn auch, der Politik der früheren Könige folgend, den Stierdienst fortbestehen ließ. Den äußeren Feinden zeigte er sich eben so wenig gewachsen wie sein Sohn und Nachfolger Jehoachas (854—838). Dem Könige Chazael von Damascus mußte er alles Land jenseit des Jordan abtreten bis zum Arnon, der sich in das todte Meer ergießt; unter Jehoachas gingen sogar viele Städte diesseit des Jordan verloren; seine Kriegsmacht war auf zehn Streitwagen, funfzig Reiter und zehntausend Mann Fußvolk zusammengeschmolzen. Des Jehoachas Sohn Joasch (838—822) war glücklicher gegen die Syrer; er zwang sie, die entrissenen Städte wieder zurück zu geben, und unter seinem thatkräftigen Sohne Jerobeam II. (822—780) erhob sich das Reich Israel noch einmal zu Glanz und Macht. Alles, was entrissen war, wurde wieder erobert; das Reich erhielt durch ihn ganz den Umfang wieder, den es zur Zeit der Trennung unter Jerobeam I. gehabt hatte; er dehnte die Grenzen desselben von Hamath bis zum todten Meere aus; er nahm sogar einen Theil des damascenischen Syrien, wenn auch nicht Damascus selbst, und unterwarf

den Theil der Provinz Hamath, der unter David und Salomo den Israeliten zinsbar gewesen war. In den auf diese Kämpfe folgenden Jahren des Friedens hob sich Handel und Verkehr, namentlich mit Phönicien, und damit der Wohlstand des Landes; in Samaria zumal herrschte Pracht und Ueberfluß. Aber freilich nahm auch zugleich die Sittenlosigkeit in erschreckender Weise überhand; das Recht wurde gebeugt, die Armen von den Reichen mit der größten Härte bedrückt, und der Prophet Amos, der gegen solche Gräuel unerschrocken aufzutreten wagte, erregte, weil er den Opferdienst angriff, sogar die Wuth der Priester gegen sich und mußte nach Juda flüchten.

Nach Jerobeams II. Tode verfiel das Reich sichtlich. Sein Sohn Sacharja gelangte erst nach einem zwölfjährigen Interregnum in den Besitz der Herrschaft und wurde dann durch einen Empörer Sallum nach sechsmonatlicher Regierung wieder vom Throne gestürzt. Mit ihm endete das Haus Jehu. Auch Sallum behauptete den Thron nur einen Monat lang; ein Feldherr Menachem tödtete ihn und riß die Regierung an sich (767). Alsbald aber brachen allenthalben Unruhen aus; die Damascener erhoben sich; der König mußte gegen die aufgestandene Stadt Thapsakus am Euphrat ziehen und nahm an derselben blutige Rache. Dieser Zug wurde wahrscheinlich die erste Veranlassung zu einer Berührung mit den Assyrern; Menachem beschloß, durch sie seine Macht zu stützen. König Phul drang in das Land ein, das sich zur Zahlung schweren Tributs verpflichten mußte, und immer größer wurde die Abhängigkeit von Assyrien unter den folgenden Königen. Tiglath Pilesar vereinigte bereits 740 das Ostjordanland und den Norden Kanaans mit seinem Reiche und führte die Bewohner nach Assyrien, während er zugleich sowohl Ephraim als Juda sich zinspflichtig machte, und als der König Hosea von Israel durch die Verbindung mit Aegypten sich dieser Abhängigkeit zu entziehen suchte, zog der assyrische König Salmanassar mit großer Heeresmacht in das Land, eroberte 720 die Hauptstadt Samaria und führte den größten Theil des Volkes nach Assyrien und Medien ins Exil (§. 8). Die wenigen Zurückgebliebenen vermischten sich mit den später ins Land kommenden assyrischen Colonisten, und so entstand das Volk der Samariter, die sich nun von dem assyrischen Könige einen der im Exil lebenden Priester erbaten, um den Dienst Jehovahs unter ihnen einzurichten.

Noch länger als hundert Jahre nach dem Untergange des Reiches Israel bewahrte das Reich Juda seine Selbständigkeit, und neben Königen, die, wie Achas (742—726) und Menasseh oder Manasse (698—642) allen Gräueln des Götzendienstes ergeben waren und selbst den furchtbaren Dienst des Moloch einführten, finden wir fromme Könige, die mit Eifer solchem Unwesen zu steuern und die Religion ihrer Väter in ihrer Reinheit wieder herzustellen suchten, wie Hiskiah (726—698) und Josiah (640—608), unter welchem im J. 622 das Gesetzbuch (das 5. Buch Mosis) vom Priester Hilkia wieder aufgefunden, vielleicht auch in dieser Gestalt erst vollendet, und der Bund des Volkes mit Jehovah feierlich erneuert wurde. Doch vermochten auch diese das hereinbrechende Verderben nur aufzuhalten, nicht zu verhindern. Josiah selbst fiel bei Megiddo im Kampfe gegen den ägyptischen König Necho; sein Sohn Jojakim (608—597) wurde dem Nebukadnezar, dem mächtigen Besieger Nechos, zinsbar, und als er im Vertrauen auf ägyptische Hülfe sich empörte, wurde

Jerusalem abermals durch ein babylonisches Heer eingenommen, und der König selbst verlor das Leben. Sein Sohn Jechonja wurde 597 v. Chr. nach Babylon geführt, und mit ihm kamen Alle, von denen man eine Empörung befürchten konnte, in das babylonische Exil. Nebukadnezar setzte nun den Zedekiah zum Könige ein; aber auch dieser empörte sich bald, aller Warnungen des Propheten Jeremiah ungeachtet, im Vertrauen auf ägyptische Hülfe. Da rückte abermals ein chaldäisches Heer in das Land; Jerusalem wurde nach hartnäckiger Vertheidigung erobert und sammt dem Tempel zerstört. Der Kampf endete 586 v. Chr. mit der gänzlichen Vernichtung der Selbständigkeit des jüdischen Volkes, das bis auf eine Schaar junger Leute nach Babylon weggeführt wurde (§. 9).

Je mehr jetzt die Neigung zum Götzendienst unter den Israeliten aufhörte, und je mehr sie zur Treue gegen Jehovah zurückkehrten, um so schmerzlicher mußte ihnen die Entfernung vom Vaterlande sein, wo sie allein ihrem Gotte die im Gesetze gebotenen Opfer darbringen durften. Im Uebrigen wurden sie nicht bedrückt; ja, wir sehen aus dem Beispiel des Daniel und seiner Freunde, daß es ihnen nicht unmöglich war, sich zu hohen Ehrenstellen emporzuschwingen. Bald nach Nebukadnezars Tode begann das babylonische Reich von seiner früheren Größe zu sinken (§. 9); das kräftige Volk war verweichlicht und unterlag den Medern und Persern. Cyrus (Koresch) ertheilte nach der Eroberung Babylons (538) den Juden in seinem ganzen Reiche die Erlaubniß zur Rückkehr in ihr Vaterland und zur Wiederherstellung des Tempels. Zugleich lieferte er die heiligen Tempelgeräthe aus und versprach bedeutende Beiträge zu den Kosten des Tempelbaues. Unter Anführung des Serubabel, eines Abkömmlings der alten Königsfamilie, kehrten nun funfzigtausend Juden nach Palästina zurück; auch aus den zehn Stämmen schlossen sich Viele an, und nachdem sie sich zu Jerusalem ein Obdach gebaut hatten, begannen sie den Bau des Tempels. Auch die Samariter wollten daran Theil nehmen; aber die Juden, die jetzt in der äußeren Gottesverehrung sehr streng geworden waren, verweigerten ihnen die Theilnahme, weil sie sich nicht vom Götzendienste rein gehalten hatten, und dies legte den Grund zu der bittersten Feindschaft zwischen Juden und Samaritern. Die Letzteren thaten nun Alles, um den Bau zu hindern. Sie wandten sich an Kambyses (in der Bibel Achaschverosch genannt), um ein Verbot des Tempelbaues zu erwirken, und sie erlangten wirklich ein solches von dem falschen Smerdis, der in der Bibel Arthachschaschta heißt; jedoch mit der Thronbesteigung des Darius Hystaspis verlor sein Edict alle Kraft, und im sechsten Jahre dieses Königs wurde der Bau vollendet. Sein zweiter Nachfolger Artaxerxes erneuerte den Juden die Erlaubniß, in ihr Vaterland zurückzukehren, und sandte (478) den Priester Esra mit ausgedehnten Vollmachten in die neue Colonie, wo große Verwirrung herrschte. Mit Esra gemeinsam und nach seinem Tode allein wirkte Nehemiah, der Mundschenk des persischen Königs, für die Ordnung der inneren Verhältnisse des Staates und für die Abstellung eingerissener Mißbräuche; nie aber gelangte das Volk wieder zu seiner Selbständigkeit.

Die Verfassung der Israeliten war in der ältesten Zeit so, wie wir sie bei Nomaden erwarten können. Die Stammhäupter (Patriarchen) vereinigten die vollziehende und richterliche Gewalt in ihrer Person durchaus

unumschränkt. Der Hausvater war zugleich Priester und brachte als solcher die Opfer für die Familie dar. Nach des Vaters Tode trat der erstgeborne Sohn in seine Rechte, und solche Erstgeborne sind wahrscheinlich noch die 2. Mos. 19, 22 und 24 erwähnten Priester. Die Lebensweise der Israeliten war in jener Zeit sehr einfach. Ihre Wohnungen bestanden aus Zelten, das des Oberhauptes wahrscheinlich in der Mitte der übrigen. Ihren Reichthum machten Heerden von Schafen, Ziegen, Eseln, Rindvieh und Kameelen aus; Pferde fanden sie erst in Aegypten. Was sie bedurften, tauschten sie dagegen ein, oder kauften es für das daraus gelöste Silber, das noch nicht gemünzt, sondern gewogen wurde; Gold kommt nur als Schmuck vor.

Rein und erhaben war ihre Religion, und gerade in dieser Beziehung steht das Volk als eine höchst merkwürdige Erscheinung inmitten aller übrigen Völker da. — Die Patriarchen verehrten Gott als den Höchsten, der Himmel und Erde gemacht hat, den allmächtigen, heiligen Richter der Welt. Sie setzten ihm keine Götter zur Seite, sondern nur Engel als Ausführer seiner Befehle. Doch waren ihre Vorstellungen von Gott noch sehr kindlich und sinnlich; so ruft Jakob zu Bethel bei seinem Erwachen aus: „Auch hier ist der Herr, und ich wußte es nicht!"

Unter dem Drucke der ägyptischen Knechtschaft verlor die Gotteserkenntniß der Israeliten viel von ihrer ursprünglichen Reinheit, obgleich die Ueberlieferungen aus dem Leben der Patriarchen und die göttlichen Verheißungen noch nicht aus ihrem Gedächtnisse entschwunden waren. Sie wurden vom Götzendienste der Aegypter fortgerissen und noch auf dem Zuge durch die Wüste gaben sie sich wiederholt der fast unüberwindlichen Neigung zu demselben hin. Da trat Mose als Wiederhersteller der väterlichen Religion auf, und durch diese Wiederherstellung erhielt sie nun eine noch vollendetere Gestalt als zuvor. Vor Allem suchte Mose den Glauben an den einen wahren Gott wieder zu befestigen, da ohne denselben das Volk sich in seiner besonderen Stellung unter den Heidenvölkern gar nicht hätte erhalten können, sondern durch Vermischung mit ihnen seine Selbständigkeit nothwendig hätte verlieren müssen. Dieser eine Gott aber erschien nicht mehr blos als Schutzgott, sondern zugleich als unsichtbarer König des Volkes. Daher wurden alle bürgerlichen Gesetze zugleich als religiöse betrachtet, und auf der andern Seite erschien die Abgötterei als ein Majestätsverbrechen, das den Umsturz der Staatsverfassung bezwecke, und wurde als solches mit der Steinigung bestraft. Als König mußte Jehovah auch eine ausschließlich seinem Dienste geweihte Dienerschaft haben, die ihm durch Opfer huldigte und sich auch äußerlich von Andern unterschied; so wurde ein besonderer Priesterstand nöthig. Mose übertrug diese Würde dem Stamme Levi, zu dem er selbst gehörte; er war aber dabei von eigenem Interesse so fern, daß er die eigentliche Priesterwürde ausschließlich seinem Bruder Aharon und dessen Nachkommen übertrug, während seine eigenen Söhne bald nach seinem Tode in Dürftigkeit geriethen. Da alle Gesetze zugleich bürgerlich und religiös waren, so war mit dem Priesterthum auch die richterliche Gewalt verbunden. Den Priestern übergab Mose das Original der Gesetze (5. Mos. 31, 5); von ihnen sollte es der jedesmalige König empfangen (C. 17, 18), und der höchste Ausleger des Gesetzes war der Hohepriester (C. 21, 5). Die Pflicht, sich die zur Auslegung der Gesetze nöthigen Kenntnisse zu erwerben,

führte die Priester von selbst zur Beschäftigung mit den Wissenschaften; ebenso veranlaßten ihre Amtspflichten sie zum Studium der Arzneikunde, der Mathematik und Sternkunde. So gelangten sie bald in den fast alleinigen Besitz aller Gelehrsamkeit, und da ihnen auch die Leitung der Tempelmusik übertragen war, so wurden sie dadurch auch zur Beschäftigung mit der Kunst veranlaßt, ohne daß jedoch Kunst und Wissenschaft als Geheimlehre getrieben wären. — Die Priester besaßen also eine sehr bedeutende Macht, und so entstand eine Art Hierarchie (Priesterherrschaft); aber dies war weder nothwendig noch war es gewöhnlich der Fall; nur sollte Keiner im Staate behaupten, eine von Gott unabhängige Gewalt zu besitzen, sondern Jeder nur als Diener Gottes erscheinen. Sonst war Volksherrschaft (Demokratie), Herrschaft der edlen Geschlechter (Aristokratie) oder Alleinherrschaft eines Königs (Monarchie) mit der Gottesherrschaft (Theokratie) gleich verträglich. Dazu kam, daß die Macht der Priester auch vielfach beschränkt war, zunächst durch die mosaischen Gesetze, die nicht in ihren Händen allein waren und alle sieben Jahre dem Volke vorgelesen werden mußten; die stärkste Schranke aber lag für sie in dem auf unmittelbar göttlichen Beruf gegründeten Prophetenthum, und oft mußten sie von den Propheten die bittersten Strafreden über sich ergehen lassen.

Die verwaltende und ausübende Macht war ursprünglich bei der Versammlung der Volksvertreter, die aus den Häuptern der Stämme und Familien bestand. In Beziehung auf seine Privatangelegenheiten bildete jeder Stamm eine kleine Republik für sich, und diese zwölf Republiken wurden durch das gemeinsame Heiligthum, die gemeinsame Priesterschaft, den gleichen Gottesdienst und die gleiche Abstammung zu einer Einheit verbunden. Die Vertreter des Volkes handelten gewöhnlich unabhängig; nur in besonders wichtigen Fällen beriefen sie eine allgemeine Volksversammlung. So war die Verfassung anfangs eine gemäßigte Aristokratie. Den Uebergang zur Monarchie bildete die Zeit der sogenannten Richter, die aber weder das Ansehen, noch die Macht eines Königs besaßen und ihre Würde nicht auf ihre Nachkommen vererben konnten. Auch die späteren Könige waren vielfach durch Gesetze beschränkt. Nach 5. Mos. 17 durfte kein Ausländer König werden; der König durfte keine starke Reiterei halten, damit er sich nicht zur Eroberungslust verleiten ließe; ebenso sollte er nicht viel Gold und Silber sammeln, was ihn zur Bedrückung des Volkes verführen könnte, oder viele Frauen nehmen, damit ihn dieselben nicht zur Abgötterei verleiteten. Endlich war er auch unbedingt an das Gesetz gebunden, von dem er stets eine Abschrift bei sich haben mußte, um täglich darin zu lesen und sein Verhalten danach einzurichten.

Mose wußte wohl, daß die einzige Macht seines Volkes in der Treue gegen Jehovah bestände; daher waren alle seine Einrichtungen darauf berechnet, es in derselben zu befestigen und vor Verlockung durch andere Völker zu bewahren. Er gründete zu diesem Zwecke den Staat ganz auf Ackerbau. Jeder erhielt einen Acker, der seinen Nachkommen auf ewig bleiben mußte. Dadurch wurde eine innigere Vereinigung des Volkes herbeigeführt. Die mosaischen Einrichtungen waren wenig geeignet, Fremde in das Land zu ziehen, und eben so wenig konnte ein Israelit dasselbe ohne großen Nachtheil verlassen, indem er dann seinen Acker ohne Entschädigung verlor. Durch das Verbot von Zinsen

und das Fesseln an den Grundbesitz wurde aber auch der Handel erschwert, damit nicht der Verkehr mit fremden Völkern zum Götzendienst verleitete, und Luxus die Einfalt der Sitten verdrängte. In der That wurde Salomos Regierung gerade dadurch, daß er sich durch Handel mit fremden Völkern bereicherte, dem Volke so verderblich, und als die Könige von Israel den Götzendienst einführten, war das Land unwiederbringlich dem Untergange Preis gegeben.

Da stellten sich dem hereinbrechenden Verderben die **Propheten** mit der Macht hoher Begeisterung entgegen, und vornehmlich ihrer Wirksamkeit war es zu verdanken, daß der gänzliche Verfall des Reiches noch so lange verzögert wurde. Schon Samuel hatte Schulen zur Heranbildung der Propheten gegründet. Er suchte bei den an Geist und Herz ausgezeichneten Jünglingen, die er in diesen Anstalten vereinigte, besonders auf das Herz zu wirken und es für die Einwirkung des göttlichen Geistes empfänglich zu machen. Ihre Hauptbeschäftigung bestand im Loben und Preisen Gottes durch heilige Lieder, begleitet von musikalischen Instrumenten, und in dem Studium der heiligen Schriften. So vorbereitet, traten sie dann öffentlich auf, unabhängig von der Gewalt der Priester wie des Königs, um jenen wie dem ganzen Volke Lehrer in der Gottesfurcht zu sein, und mit der Macht göttlicher Begeisterung es zu ermahnen und zu strafen, wo es vom rechten Wege abwich. Als gotterleuchtete Seher hatten sie den ganzen Zusammenhang der göttlichen Führung beständig vor Augen; ihrem Blicke enthüllte sich die dunkle Zukunft ihres Volkes, und in großartigen Bildern führten sie dem Volke vor, was sie in den Momenten höchster geistiger Erhebung geschaut hatten. Auch in den Zeiten der größten Verderbniß bestanden die Prophetenschulen in beiden Reichen in großer Ausdehnung fort, wie aus der Geschichte des **Eliah** und **Elisa** bekannt ist; aber die Stimme der Propheten verhallte ungehört, und selbst Männer, die in ihrer ganzen Erscheinung das unverkennbarste Gepräge göttlicher Sendung an sich trugen, wie ein **Jesajah** um 700 und nach ihm **Jeremiah**, vermochten nicht das Volk von dem Abgrunde zurück zu halten, dem es in unseliger Verblendung zueilte. Jeremiah blieb nach der Zerstörung Jerusalems in seinem unglücklichen Vaterlande zurück, um auf den Trümmern der heiligen Stadt den Fall desselben zu betrauern, den er nicht abzuwenden vermocht hatte, und um für das Wohl der Zurückgebliebenen auch jetzt noch thätig zu sein. Noch besitzen wir von ihm unter den prophetischen Schriften des alten Testaments ein Trauerlied über die Zerstörung Jerusalems, in welchem er seinen tiefen Schmerz über die furchtbaren Leiden seines Volkes in ergreifender Klage ausspricht. — Als später die im Lande Zurückgebliebenen den Entschluß faßten, nach Aegypten auszuwandern, weil sie die Rache des Königs wegen einer Schandthat fürchteten, die einzelne Bösewichter begangen hatten, und alle Abmahnungen Jeremiahs fruchtlos blieben, beschloß er, sie zu begleiten, und wir wissen nicht, wann und wo er gestorben ist; die Sage aber berichtet, daß der Mann, der mit so seltener Liebe an seinem Volke hing, noch im Alter den Märtyrertod gefunden habe.

Was die ernstesten Mahnungen der Propheten nicht vermocht hatten, das bewirkte bei den im Exil lebenden Israeliten das Unglück. Sie kehrten wieder zur Treue gegen den Herrn zurück; sie fingen an, inmitten der äußeren

Verachtung, in der sie lebten, um so mächtiger ihre Würde als Volk Gottes zu fühlen, und die schon früher durch die Propheten ihnen gewordene Verheißung, daß die Rückkehr zu Jehovah ihnen auch den Weg in ihr Vaterland wieder eröffnen werde, war jetzt der einzige Anker ihrer Hoffnung. So fanden die Propheten, besonders Ezechiel und Daniel, bei ihnen einen empfänglichen Boden für ihre Wirksamkeit. Tröstend traten sie unter ihnen auf, wiesen sie gleich den früheren Propheten auf die Verheißung hin, daß Gott, wenn die Strafe ihren Zweck erreicht habe, sie wieder heimführen werde, und eröffneten ihnen den Blick in die herrliche Zeit, wo unter der Regierung eines großen Königs aus Davids Stamme, des Gesalbten (Messias) des Herrn, der auch die Heidenvölker unter seinem Scepter sammeln werde, des großen Friedensfürsten, der ewige Gottesfriede auf immer sich herabsenken werde auf die Welt, wo alle Sünde besiegt und der göttliche Geist Eigenthum der ganzen Menschheit geworden sein werde. Auch nach dem Exil wirkten die Propheten noch ein halbes Jahrhundert fort. Noch der letzte derselben, Maleachi, wies auf den zukünftigen Erlöser hin, und auch als die Stimme der Propheten verstummt war, hielt das Volk fest an der Verheißung des Messias, dessen Reich durch die Zerstreuung der Israeliten in alle Länder noch mehr vorbereitet wurde.

Alle künstlerische Entwicklung ging bei den Hebräern wie bei allen übrigen Völkern des Alterthums von der Religion aus. Deshalb konnten sie in der bildenden Kunst nichts leisten, denn das erhabene Wesen Jehovahs ließ sich ja durch keine bildliche Darstellung wiedergeben; ja, Mose hatte sogar jede Abbildung der Gottheit streng verboten, weil dieselbe nur zu leicht zum Götzendienst hätte verführen können. — Auch in der Baukunst haben die Israeliten keine ihnen eigenthümliche Stufe der Entwicklung erreicht, denn es gab ja bei ihnen nicht, wie bei andern Völkern, eine Menge von Tempeln, an welchen die künstlerische Kraft sich hätte heranbilden können. Nur ein Heiligthum hatten sie, und dies war anfangs ein Zelt, die Stiftshütte, und als Salomo Jehovah einen Tempel zu Jerusalem erbauen wollte, mußte er aus Phönicien Bauleute kommen lassen, um ein Werk zu Stande zu bringen, welches der Erhabenheit Gottes würdig wäre.

Um so herrlicher entfaltete sich bei den Israeliten die Dichtkunst, die bei einem Volke, bei welchem alles Bürgerliche mit dem Religiösen so eng verwebt war, natürlich einen heiligen Charakter tragen mußte.

Die religiöse Dichtkunst der Israeliten reicht bis in die frühesten Zeiten hinauf, und schon in ihrem ältesten Denkmale, dem Segen des sterbenden Jakob (1. Mose 49), erscheint sie in einer gewissen Vollendung. Leider ist uns aus jener Jugendzeit der hebräischen Dichtkunst nur wenig erhalten geblieben (so haben wir von Mose sein Triumphlied am rothen Meere und sein Abschiedslied, von der Deborah ein Siegeslied voll feuriger Begeisterung), und wie viel wir an dem Untergegangenen verloren haben, erkennen wir aus dem hohen Werthe des uns Erhaltenen. Schon das uralte Buch Hiob ist eine in Anlage und Ausführung so großartige Dichtung, wie nur wenige Nationen sie aufzuweisen haben. Zur höchsten Blüthe aber entfaltete sich die hebräische Dichtkunst zur Zeit Davids, die ja überhaupt die Blüthezeit des ganzen israelitischen Volkslebens war. David selbst wurde der eigentliche

Schöpfer der Psalmenpoesie, und wie er den späteren Zeiten als das Ideal eines theokratischen Königs erschien, so wurde er auch allen folgenden Psalmendichtern ein leuchtendes Vorbild, Alle weit übertreffend an Tiefe, Lebendigkeit und Innigkeit des religiösen Lebens, an Wechsel und Mannigfaltigkeit der Empfindungen, vom lautesten Jubel begeisterter Freude abwärts bis zum tiefsten Weh, das jemals eine Menschenbrust erfüllte. Bald nach David begann die Psalmenpoesie von der wunderbaren Höhe, zu der sie durch das Zusammentreffen einer großen Wiederbelebung des religiösen Geistes im Volke mit dem Erwachen lebendiger dichterischer Begeisterung erhoben war, wieder herabzusinken. Schon Salomo fühlte sich, besonders später, mehr durch das Irdische als durch das Ewige angezogen, obgleich gerade bei ihm der fromme Sinn sich noch in einer neuen, schönen, dichterischen Blüthe offenbarte, indem er in kurzen, gedrängten Denksprüchen (Gnomen) und treffenden Bildern Regeln der Lebensweisheit, der Tugend und Frömmigkeit dem Volke an's Herz legte und so für die Gnomendichtung das wurde, was David für die Psalmenpoesie gewesen war. Unter seinen Nachfolgern aber schwand der fromme Sinn immer mehr. Die Zeit war mehr für die warnende und strafende prophetische Poesie geeignet, die, auf den alten, dem Volke zu Theil gewordenen göttlichen Verheißungen fortbauend, in kühnem Fluge sich über alle menschlichen Schranken erhob und in wundersamen Bildern die bald unheilvolle, bald Segen bringende Zukunft enthüllte, als für die Psalmendichtung, welche weniger im Stande war fromme Gesinnung zu erwecken als der bereits vorhandenen Ausdruck zu verleihen. Erst als das Unglück des babylonischen Exils den frommen Sinn im Volke auf einige Zeit von Neuem belebte, erklang auch die Harfe der Psalmensänger wieder. Es war der Schwanengesang der hebräischen Poesie; denn bald nach dem Exil schwand auch jene bessere Stimmung im Volke wieder dahin, und damit verstummten auch die Klänge der Harfe für alle Zeit.

Aus dem Bemerkten erhellt, daß nur die lyrische Dichtung bei den Israeliten gepflegt wurde. Die epische Dichtkunst blieb ihnen fremd und mußte es bleiben, denn für das religiöse Epos fehlte ihnen der Stoff, der anderen Völkern in ihren Göttersagen reichlich dargeboten war, und auch die epische Behandlung ihrer eigenen Geschichte war ihnen bei dem engen Zusammenhang derselben mit der Religion und dem dadurch bedingten strengen Festhalten an dem Ueberlieferten, das keine freie dichterische Umgestaltung desselben gestattete, durchaus unmöglich. Noch weniger konnte das Drama bei ihnen gedeihen, denn überall war der israelitische Dichter unfähig, sich mit ganzer Seele in die Verkettung irdischer Verhältnisse zu versenken; vielmehr wurde er mit stürmischer Begeisterung immer emporgetragen über das Erdenleben zu Jehovah, der ihm der einzig würdige Gegenstand des Preises und Ruhmes schien.

Auch auf das Familienleben der Israeliten konnte ihre Religion nicht ohne Einfluß bleiben, wenn es auch nicht frei von den Mängeln war, an denen es fast bei allen orientalischen Völkern leidet. Die Vielweiberei war zwar erlaubt, doch nahmen die Israeliten in den ältesten Zeiten, und namentlich die Patriarchen, nur durch besondere Umstände veranlaßt, mehrere Weiber, und die Ehe wurde heilig gehalten. Die Frauen wurden, wie noch jetzt im Orient geschieht, größtentheils von den Eltern gekauft; doch wurden sie auch ohne Kaufgeld gegeben, und diese hatten dann, wie Sarah und Re-

bekka, wahrscheinlich mehr Rechte, weshalb die Frauen Jakobs sich beklagten, daß sie von ihrem Vater verkauft seien. Auch den Brüdern stand bei der Verheirathung der Frauen eine entscheidende Stimme zu. Das untergeordnete Verhältniß des Weibes erhellt auch daraus, daß die Töchter ganz von der Erbschaft ausgeschlossen waren, während der erstgeborne Sohn den doppelten Antheil an derselben bekam. Wenigstens aber wollte Mose das weibliche Geschlecht mit Schonung behandelt wissen. Wer z. B. eine Gefangene in sein Haus nahm, mußte sie entweder zum Weibe nehmen oder frei entlassen, und es war ihm verboten, sie als Sklavin zu verkaufen. Mit besonders theilnehmender Sorge gedachte Mose der Wittwen und Waisen. Es sollte ihnen kein Unrecht geschehen; ihre Kleidung durfte nicht zum Pfande genommen werden, und die Nachlese bei der Getreide-, Wein- und Oelernte sollte ihnen gehören. Den Kindern war unbedingter Gehorsam gegen die Eltern zur Pflicht gemacht, und wenn ein Sohn dem Willen des Vaters oder der Mutter zu folgen sich weigerte, so durften sie ihn nicht nur hart züchtigen, sondern wenn sie ihn wegen beharrlichen Ungehorsams bei den Aeltesten der Stadt anklagten, wurde er sogar zum Tode verurtheilt und gesteinigt.

§. 12. Die Meder.

Schon oben (S. 66) haben wir gesehen, wie die Meder das assyrische Joch abschüttelten. Dies kräftige, kriegerische Volk, ein Zweig des arischen Stammes, bewohnte den westlichen Theil von Iran, im Norden ein rauhes Bergland (das jetzige Aserbeidschan), im Süden dagegen durch mildes Klima und fruchtbaren Boden vortrefflich zum Anbau geeignet und besonders berühmt durch ausgezeichnete Pferdezucht.

Schon früh scheinen die einzelnen Stämme der **Meder** unter der Herrschaft eines Königs vereinigt gewesen zu sein. Nach der Sage besiegte Ninos den medischen König Pharnes, nahm ihn gefangen und ließ ihn sammt seinem Weibe und sieben Kindern ans Kreuz schlagen. Nach ihrer Befreiung von der fünfhundertjährigen Herrschaft der Assyrer waren die Meder längere Zeit ganz ohne Herrscher; da aber Gesetzlosigkeit, Raub und Verwirrung immer mehr überhand nahmen, so wählten sie sich einen Mann aus ihrer Mitte, der sich schon als Richter in seinem Dorfe durch Gerechtigkeitsliebe großes Ansehen erworben hatte, den **Deïokes**, im J. 709 zum König. Er hielt sich eine Leibwache von Lanzenträgern, gründete die Stadt Ekbatana, die er zu seiner Residenz machte, und umgab sich mit allem Glanze eines orientalischen Herrschers. Niemand aus dem Volke durfte ihn sehen oder vor ihn kommen, sondern alle Geschäfte wurden schriftlich abgemacht; ja es galt für Frevel, in seiner Gegenwart zu lachen. Dabei übte er aber Gerechtigkeit mit der größten Strenge gegen Jedermann, und er hielt Horcher im ganzen Lande, damit ihm nichts entginge.

Die Stadt **Ekbatana** lag im südwestlichen Theile des Reiches, am Berge Orontes, dem heutigen Elwend. Sie war terrassenförmig gebaut in

sieben Absätzen, von denen jeder durch eine Ringmauer eingeschlossen war. Zwischen diesen Mauern lagen die Häuser der Stadt, und die innerste Mauer umschloß den auf der höchsten Terrasse liegenden königlichen Palast und das Schatzhaus. Die über einander hervorragenden Mauerzinnen glänzten in verschiedenen Farben; die des ersten Absatzes waren weiß, die des zweiten schwarz, des dritten purpurroth, des vierten blau, des fünften hellroth, des sechsten versilbert und des siebenten vergoldet. Säulen, Gebälk und Täfelwerk im Innern des Palastes waren von Cedern- und Cypressenholz, ganz mit Gold- und Silberblech überzogen; selbst die Dachziegel bestanden aus Gold und Silber. — Von aller dieser Herrlichkeit sind einzelne Säulenreste, eine Plattform, ein paar Tafeln mit Keilschrift und ein halb verschütteter, in Stein ausgehauener Löwe, die man in der Nähe von Hamadan am Elwend in der persischen Provinz Irak Akschemi gefunden hat, die einzigen noch vorhandenen Ueberbleibsel.

Phraortes, der Sohn des Deiokes (655—633), unterwarf sich auch die Perser und andere Völker Irans bis zum Hindukusch, fiel aber in einem Kampfe gegen die Assyrer, die er angegriffen hatte. Sein Sohn Kyaxäres, begierig, den Tod des Vaters zu rächen, sammelte ein neues Heer, schlug die Assyrer und wollte eben Ninive belagern, als er durch einen Einfall der aus dem südlichen Rußland über den Kaukasus gekommenen Skythen daran verhindert wurde. Er zog gegen sie, wurde aber geschlagen, und die Skythen dehnten ihre Herrschaft bis nach Aegypten aus. Erst nach 28 Jahren gelang es ihm, bei einem Gastmahle die Vornehmsten der Skythen zu erschlagen und das Land wieder von ihnen zu befreien. Sogleich erneuerte er nun den Kampf gegen die Assyrer, und machte mit Hülfe der Babylonier dem assyrischen Reiche ein Ende (S. 66). Auf ihn folgte, als er nach vierzigjähriger Regierung starb (593), sein Sohn Astyäges. Gegen diesen empörte sich das südlich von Medien im Gebirgslande Farsistan wohnende einfache, unverdorbene kräftige und kriegerische Volk der Perser unter Anführung des Cyrus (Kyros, Koresch), der den Astyages 558 gefangen nahm und so dem medischen Reiche ein Ende machte.

§. 13. Die Perser.

Cyrus (oder, wie er ursprünglich hieß, Agradātos), der Besieger des Astyages, gehörte dem Geschlechte der Achämeniden aus dem Stamme der Pasargaden an, welches das angesehenste unter den sieben Stämmen der Perser war; die Sage aber macht ihn zu einem Sohne der Tochter des Astyages, der Mandane. Herodot erzählt dieselbe folgendermaßen:

Dem Astyages träumte einst, seine Tochter Mandane verschütte so viel Wasser, daß ganz Asien davon überschwemmt werde. Da ihm nun die Traumdeuter erklärten, seiner Tochter Sohn würde König werden an seiner Statt, gab er die Mandane keinem ebenbürtigen Meder, sondern einem Perser Namens Kambyses zur Frau. Nach einem Jahre aber träumte ihm, aus dem Schoße der Mandane wachse ein Weinstock, der ganz Asien überschatte, und da ihm die Magier diesen Traum eben so deuteten wie den ersten, ließ er die Mandane zu sich kommen, und als sie einen Sohn gebar, den Cyrus,

übergab er denselben seinem vertrautesten Verwandten, dem Harpagos, daß er ihn umbrächte. Dieser übergab ihn einem Rinderhirten des Astyages, den er mit dem Befehle des Königs bekannt machte. Der Hirt brachte das Kind nach seiner Hütte, und seine Frau, die eben ein todtes Kind geboren hatte, beredete ihn, den Knaben zu behalten und statt desselben ihr eigenes todtes Kind auszusetzen. Der Hirt erfüllte ihren Wunsch, dem Harpagos aber zeigte er nach drei Tagen an, er habe seinen Befehl vollzogen. Der ließ durch einen seiner Leute nachsehen, und des Hirten Kind wurde statt des Cyrus begraben. Als nun der Knabe, der im Hause des Hirten aufwuchs, zwölf Jahre alt geworden war, spielte er einst mit andern Knaben, und diese machten ihn im Spiel zu ihrem König. Einer aber, der Sohn des Artembares, eines vornehmen Meders, wollte ihm nicht gehorchen, und er ließ ihn deshalb züchtigen. Der Knabe lief weinend in die Stadt und klagte seinem Vater, was des Hirten Sohn ihm gethan habe. Voll Zorn ging Artembares zum Könige und erzählte ihm den Vorfall. Der König ließ den Rinderhirten und seinen Sohn rufen, und machte dem Knaben Vorwürfe, daß er den Sohn eines vornehmen Mannes so behandelt habe; doch Cyrus erwiederte ihm unbefangen, er sei als erwählter König in vollem Rechte gewesen. Diese Freimüthigkeit und die große Aehnlichkeit des Knaben mit der Mandane fiel dem Könige auf; er entließ den Artembares und erpreßte durch Androhung von Martern von dem Hirten das Geständniß, wie er zu dem Knaben gekommen wäre. Darauf ließ er den Harpagos rufen, und als dieser den Hirten sah, wagte auch er nicht, eine Unwahrheit zu reden. Der König aber theilte ihm nun mit, daß der Knabe noch lebe, und das sei ihm recht lieb; er solle demselben nur seinen Sohn zum Gespielen schicken und dann zu ihm zu Tische kommen. Harpagos war hoch erfreut, daß die Sache eine solche Wendung nahm, sandte seinen Sohn nach dem Palaste und ging dann selbst zum Mahle des Königs. Bei Tafel aber wurde ihm ein besonderes Gericht aufgetragen, und als er gesättigt war, fragte ihn Astyages, ob ihm das Gericht gut geschmeckt habe. Da nun Harpagos versicherte, es habe ihm sehr gut geschmeckt, brachte auf des Königs Befehl der Diener ihm den Kopf und die Hände und Füße seines Sohnes. Der grausame König hatte ihm sein eigenes Kind zu essen gegeben und fragte ihn nun höhnend, ob er wohl wisse, von welchem Wildpret er gegessen habe. Harpagos wagte nicht, seine Gefühle zu erkennen zu geben, und erwiederte: er wisse es wohl, und was der König thue, das sei wohlgethan. In stummem Schmerz nahm er dann die Ueberreste seines Kindes mit nach Hause, aber in seinem Herzen sann er auf Rache gegen den König.

Astyages befragte darauf die Magier, ob er vom Cyrus noch etwas zu befürchten habe, und da sie ihm erklärten, er habe nichts mehr zu befürchten, denn der Knabe sei ja schon König gewesen, schickte er ihn zu seinen Eltern. Als Cyrus herangewachsen war, beredete Harpagos die vornehmen Meder, den Astyages zu stürzen und den Cyrus auf den Thron zu erheben, und nachdem er so Alles zum Aufstande vorbereitet hatte, schickte er einen treuen Diener zum Cyrus mit einem Hasen, den er ihm allein geben sollte, damit er ihn ohne Zeugen aufschnitte. In dem Hasen fand Cyrus einen Brief, worin Harpagos ihn zur Rache gegen Astyages aufforderte. Er solle die Perser zur Empörung bewegen, und er selbst wolle dafür sorgen, daß das medische Heer zu ihm übergehe.

Cyrus bewog die Perser leicht, von Astyages abzufallen, da ihnen die Herrschaft der Meder längst verhaßt war. Als Astyages von dem Aufstande hörte, ließ er den Cyrus zu sich entbieten, dieser aber ließ ihm sagen, er werde kommen, ehe es Astyages wünsche. Da rief Astyages alle Meder zu den Waffen und gab dem Harpagos den Oberbefehl über das Heer. Harpagos aber ging mit den meisten Soldaten ohne Kampf zu den Persern über; die andern ergriffen die Flucht. Astyages ließ im Zorn die Magier, die ihm gerathen hatten, den Cyrus leben zu lassen, ans Kreuz schlagen. Dann bewaffnete er alle Meder, die in der Stadt geblieben waren, und zog an ihrer Spitze den Feinden entgegen. Er wurde jedoch geschlagen und gefangen genommen, Cyrus aber that ihm weiter kein Leid, sondern behielt ihn bei sich bis an sein Ende. — So erzählt Herodot. Ein anderer alter Schriftsteller, Ktesias, sagt dagegen: Cyrus, der gar kein Verwandter des Astyages war, habe denselben im Kriege überwunden und in seiner Hauptstadt gefangen genommen; bald jedoch habe er ihn wieder befreit und wie einen Vater geehrt. Er habe ihn zum Statthalter über das Volk der Barkanier eingesetzt und seine Tochter Amytis geheirathet, nachdem ihr früherer Gemahl, der Meder Spitames, hingerichtet war. Später, da Cyrus und seine Gemahlin sich sehnten, ihn wieder zu sehen, habe er ihn nach Persis holen lassen, der Diener aber, der ihn geleitete, ließ ihn in der Wüste zurück, wo er verschmachtete. Noch Andere berichten wieder anders. Herodot selbst sagt, daß die Geschichte des Cyrus auf vier verschiedene Arten erzählt werde; er wählte daraus die, welche ihm als die einfachste erschien. — Es ist nicht zu verwundern, daß die Perser das Leben des großen Stifters ihres Reiches zu verherrlichen suchten und mit Sagen ausschmückten; ihn aber als einen Verwandten des Astyages darzustellen, lag eben so sehr im Interesse der neuen Dynastie, die durch nichts besser ihr Anrecht auf die Herrschaft in den Augen des medischen Volkes begründen konnte, wie im Interesse der Meder selbst, die nicht gern von einem Fremden besiegt sein wollten und sich über den Verlust der Herrschaft dadurch trösteten, daß doch eigentlich die neue Dynastie aus dem Blute der alten hervorgegangen sei. Uebrigens war es in der That nur ein Wechsel der Dynastie. Die Meder wurden nicht gezwungen, Gesetze und Einrichtungen der Sieger anzunehmen, vielmehr blieben alle Verhältnisse im Staatsleben im Wesentlichen, wie sie waren; die Sieger hatten mit den Besiegten die nämliche Religion, nahmen ihre Lebensweise an, und mit Recht wird das Reich eben so oft das medische wie das persische genannt.

Um für den Sturz des Astyages Rache zu nehmen, begann bald darauf sein Schwager, der mächtige König **Crösus** (Kroisos) von Lydien, einen Krieg mit Cyrus. Das Reich des Crösus umfaßte das ganze gesegnete Hochland von Kleinasien, von dem Flusse Halys, dem jetzigen Kisil Irmak, westlich bis zum ägäischen Meere, und er galt für den reichsten König der Welt.

Einst kam, so erzählt Herodot, auch der weise Solon (§. 21) aus Griechenland nach der lydischen Hauptstadt Sardes. Crösus bewirthete ihn freundschaftlich in seinem Palaste, und ließ ihm dann alle seine Schätze zeigen. Darauf fragte er ihn, wen er für den glücklichsten unter allen Menschen hielte. Solon nannte ihm als solchen den Athener Tellos, weil derselbe edle und vortreffliche Söhne und Enkel habe heranwachsen sehen und noch im hohen

Alter in einem Kriege für das Vaterland gestorben sei. Crösus fragte weiter, wen er denn nach diesem für den Glücklichsten hielte. Da nannte ihm Solon zwei Jünglinge aus Argos in Griechenland, den Kleobis und Biton, Söhne einer Priesterin der Hera. Ihre Mutter, erzählte er, mußte einst nach dem Tempel der Göttin fahren; die heiligen Rinder aber kamen nicht zur rechten Zeit vom Felde zurück. Da zogen die Jünglinge den Wagen ihrer Mutter selbst nach dem Tempel; die Argeier aber lobten die Gesinnung der Jünglinge, während die Frauen die Mutter selig priesen, daß ihr solche Kinder zu Theil geworden wären. Im Tempel angekommen, flehte die Mutter zur Göttin, sie möchte ihren Kindern den besten menschlichen Segen zu Theil werden lassen, und nachdem das Opfer vollbracht war, schliefen die Jünglinge im Tempel ein, um nicht wieder zu erwachen. So zeigte die Gottheit an, daß dem Menschen besser sei, zu sterben, als zu leben. Die Argeier aber errichteten den Jünglingen Bildsäulen, und brachten sie als Weihgeschenk nach Delphi in den Tempel, weil sie so gute Menschen gewesen waren. — Als Crösus Solches hörte, wurde er unwillig und sprach: Mein Freund von Athen, ist denn mein Glück dir so gar nichts, daß du nicht einmal geringen Bürgern mich gleich setzest? Solon aber erwiederte ihm: Du bist, wie ich sehe, gewaltig reich und Herr über viele Völker; das aber, darum du mich fragst, kann ich dich nicht nennen, bevor ich nicht erfahre, daß du dein Leben glücklich endest. Bei jeglichem Dinge muß man auf das Ende sehen, wie es hinausgeht, denn Vielen hat Gott das Glück vor Augen gehalten und sie dann gänzlich zu Grunde gerichtet. Da Solon nun dem Crösus gar nicht zu Willen redete, wurde er entlassen, und Crösus hielt ihn für unverständig, weil er die Güter der Gegenwart nicht achtete, sondern meinte, man müsse das Ende jedes Dinges abwarten.

Bald darauf aber traf den Crösus schweres Unglück. Er hatte zwei Söhne. Der eine derselben war taubstumm, der andere ein in jeder Hinsicht ausgezeichneter Jüngling. Von diesem träumte ihm, er würde durch eine Eisenspitze getödtet werden. Er ließ deshalb alle Wurfspieße und Lanzen bei Seite schaffen und hielt den Jüngling fern von allen Waffenübungen. Auf seine dringenden Bitten erlaubte er ihm jedoch einst, an einer Eberjagd Theil zu nehmen. Da traf ihn einer seiner Begleiter mit einem Wurfspieße, den er auf den Eber geschleudert hatte, und tödtete ihn. Zwei Jahre lang betrauerte Crösus den Verlust seines geliebten Sohnes, bis ihn die Furcht vor der wachsenden Macht des Cyrus zu neuer Thätigkeit aufforderte. Er wollte jedoch den Krieg nicht beginnen, ohne zuvor die Götter befragt zu haben. Um nun zu sehen, welchem Gotte er am meisten glauben könne, sandte er nach allen Orakeln Boten, welche dieselben gerade am hundertsten Tage nach ihrer Abreise fragen sollten, womit er sich eben beschäftige. Er schnitt aber an diesem Tage eine Schildkröte und ein Lamm in Stücke, kochte es zusammen und setzte eine eherne Stürze darauf, und meinte, das könne gewiß Keiner errathen. Nun sagte das Orakel zu Delphi in Griechenland seinen Boten:

„Sieh, ich zähle den Sand, die Entfernungen kenn' ich des Meeres,
Höre die Stummen sogar, und den Schweigenden selber vernehm' ich.
Jetzo dringt ein Geruch in die Sinne mir, wie wenn eben
Mit Lammfleische gemengt in Erz Schildkröte gekocht wird;
Erz ist untergesetzt, Erz oben darüber gedecket."

Darum hielt er nun dies Orakel für untrüglich, sandte unermeßliche Geschenke nach Delphi und ließ fragen, ob er gegen die Perser in den Krieg ziehen solle. Das Orakel antwortete: wenn er gegen die Perser ziehe, werde er ein großes Reich zerstören. Er ließ dann noch einmal fragen, ob seine Herrschaft lange bestehen werde, und bekam zur Antwort:

„Wird dem Meder dereinst als König gebieten ein Maulthier,
Dann, zartfüßiger Lyder, entfleuch zu dem steinigen Hermos;
Zögere nicht, noch fürchte die Schmach feigherziger Eile!"

Ueber diese Antwort freute er sich sehr; denn er meinte, ein Maulthier würde nimmer König werden über die Meder, und ungeachtet der Warnung eines verständigen Lyders zog er mit einem Heere über den Halys gegen den Cyrus. Es kam zu einer blutigen Schlacht bei Pteria in Cappadocien. Von beiden Seiten wurde mit der größten Tapferkeit bis in die Nacht gefochten, der Sieg aber blieb unentschieden, und Crösus zog wieder zurück nach seiner Hauptstadt Sardes. Er wollte den Winter vorüber gehen lassen und im Frühjahr den Krieg erneuern. Deshalb sandte er auch Boten zu den ihm verbündeten Königen Amasis von Aegypten und Nabonit von Babylon, daß sie ihm Hülfstruppen sendeten zu jener Zeit. Cyrus aber wartete nicht so lange; er eilte ihm nach, schlug ihn vor Sardes und belagerte ihn in der Stadt. An der Stelle, wo dieselbe am festesten und deshalb unbewacht war, drangen die Perser ein, eroberten sie und führten den Crösus gefangen vor Cyrus. Dieser aber ließ den gefangenen König in Ketten auf einen Scheiterhaufen setzen, um ihn lebendig zu verbrennen. Da gedachte Crösus der Worte, die einst Solon zu ihm gesprochen, und er rief dreimal den Namen desselben aus. Cyrus ließ ihn fragen, wen er anriefe, und nun erzählte Crösus, wie es ihm mit Solon ergangen sei. Cyrus aber bedachte, daß auch seines Lebens Ende noch nicht gekommen sei, ließ ihn vom Scheiterhaufen herunterholen, ihm seine Fesseln abnehmen, und behielt ihn fortan bei sich als seinen Freund und hörte auf seinen Rath. Er erlaubte ihm auch, seine Ketten nach Delphi zu schicken, und den Gott fragen zu lassen, warum er ihn verführt habe, gegen die Perser in den Krieg zu ziehen. Der Gott aber erwiederte ihm: dem beschiedenen Geschick könne kein Mensch entfliehen; übrigens beschwere sich Crösus mit Unrecht über den Göttersprüch, denn es sei seine Schuld, daß er nicht habe fragen lassen, welches Reich der Gott gemeint habe, das er zerstören würde, und was den letzten Spruch betreffe, so sei Cyrus das Maulthier, weil er von Eltern verschiedener Art abstamme, von einer vornehmen Mutter und einem geringen Vater.

Obgleich in dieser Erzählung Vieles der Sage angehört, wie selbst der Besuch des Solon, da dieser früher starb, als Crösus König von Lydien wurde, so ist es doch gewiß, daß Crösus gegen Cyrus den Krieg begann und von ihm gefangen genommen und der Herrschaft beraubt wurde (549). Nach der Unterwerfung Lydiens aber wandte sich Cyrus gegen die Bundesgenossen des Crösus, und zwar zunächst gegen B a b y l o n, während er dem Harpagos die völlige Unterwerfung der k l e i n a s i a t i s c h e n G r i e c h e n überließ, und P h ö n i c i e n sich freiwillig unterwarf.

Cyrus schlug die Babylonier, und sie mußten sich in ihre Hauptstadt B a b y l o n zurückziehen; aber dort trotzten sie ihm hinter festen Mauern; auch durfte er nicht hoffen, die Stadt auszuhungern, da sie auf viele Jahre mit

Lebensmitteln versorgt war. Nach langer vergeblicher Belagerung fiel er endlich auf eine List. Er leitete den Euphrat durch Kanäle in den See ab, welchen Nitokris hatte graben lassen, und nachdem das Wasser des Flusses auf diese Weise so weit gefallen war, daß man ihn durchwaten konnte, drangen die Perser durch denselben in die Stadt. Die Babylonier, die nichts weniger ahnten als einen solchen Ueberfall, feierten gerade ein Fest, und schon waren die äußersten Theile der ungeheuren Stadt in den Händen der Feinde, als die, welche in der Mitte wohnten, noch gar nichts von der drohenden Gefahr wußten.

Mit der Eroberung Babylons (538) war die Gründung des großen persischen Weltreiches vollendet, und Cyrus verlegte nun dorthin seine Residenz. Er gab den Juden Erlaubniß, in ihr Vaterland zurückzukehren, um sie so für sich zu gewinnen, und er hatte nun die Absicht, auch den zweiten Bundesgenossen des Crösus, den König von Aegypten, zu züchtigen. Zuvor aber mußte er erst die Grenzen seines großen Reiches gegen die kriegerischen Völker im Nordosten desselben sichern. Er wandte sich deshalb zunächst gegen die am Jaxartes, dem jetzigen Sir Darja, wohnenden kriegerischen Massageten, über die damals eine Königin Namens Tomyris regierte. Er ließ um ihre Hand werben; sie merkte aber wohl, daß es ihm nur um ihr Königreich zu thun sei, und wies seine Bewerbung zurück. So mußte denn ein Krieg entscheiden. Cyrus ging an der Spitze seines Heeres über die Grenze. Als er das Heer der Feinde erreicht hatte, ließ er in seinem Lager ein prächtiges Mahl bereiten, und während er seine schlechtesten Krieger im Lager zurück ließ, zog er mit dem Kern seines Heeres wieder nach dem Jaxartes zurück. Die Massageten überfielen nun das Lager, tödteten die daselbst zurückgebliebenen Perser und ließen sich dann das Mahl, das sie bereitet fanden, wohl schmecken. Als sie aber, vom Weine berauscht, in Schlaf verfielen, kam Cyrus mit seinem übrigen Heere zurück, tödtete Viele, noch mehr aber nahm er gefangen, unter ihnen Spargapises, den Sohn der Tomyris. Vergebens forderte diese die Auslieferung ihres Sohnes, indem sie die Drohung hinzufügte, sonst wolle sie den Cyrus mit Blut sättigen, so unersättlich er auch sei. Der Jüngling tödtete sich, als sein Rausch vorüber war, selbst aus Verzweiflung, und es kam nun zu einer blutigen Schlacht. Lange blieb der Kampf unentschieden; doch endlich siegten die Massageten, und Cyrus selbst fiel in der Schlacht. Herodot erzählt, Tomyris habe seinen Leichnam aufsuchen lassen, und dann seinen Kopf in einen Schlauch voll Blut gesteckt, indem sie sagte: Obwohl ich lebe und siege im Streit, so hast du mich doch betrübet, weil du meinen Sohn mit List gefangen hast. Dafür will ich dich sättigen mit Blut, wie ich dir gedrohet habe. — Herodot selbst bemerkt, daß man sich vom Tode des Cyrus mancherlei Geschichten erzählte, daß ihm aber diese noch immer die glaubwürdigste zu sein schiene. Gewiß aber ist, daß noch zwei Jahrhunderte später der Leichnam des Cyrus in seinem Grabdenkmale zu Pasargadae in Persien gefunden wurde, welches die Inschrift hatte: „Mensch, ich bin Cyrus, der den Persern die Oberherrschaft errang und über Asien herrschte. Gönne mir dieses Grab!“ Bei der Stadt Murghab steht noch jetzt auf einer mit Trümmern bedeckten Ebene auf einem Unterbau von sieben Stufen ein einfaches Gebäude von großen, sorgfältig in einander gefügten weißen Marmorquadern, und in der Nähe

desselben erblickt man auf einem funfzehn Fuß hohen Marmorblock unter den Trümmern eines größeren Bauwerkes eine schlanke Figur mit vier Flügeln, über welcher die Worte stehen: „Ich bin Khurush der König, Achämenide.“ — Darum ist die Erzählung des Ktesias glaubwürdiger, welcher sagt, Cyrus sei in einer Schlacht gegen die Derbiker, ein Volk, das gleichfalls im Norden von Iran wohnte, tödtlich verwundet, von seinen Freunden aber noch lebend in das Lager gebracht worden und dort gestorben.

Kambyses, der Sohn und Nachfolger des Cyrus (529—522), setzte den Kampf nicht fort; dagegen aber wandte er sich gegen Aegypten, dessen König Amasis ihn nach Herodots Erzählung persönlich beleidigt hatte. Amasis hatte nämlich dem Kambyses auf seine Bitte einen ägyptischen Augenarzt gesandt. Dieser hatte Aegypten ungern verlassen, und um sich an dem Könige zu rächen, bewog er den Kambyses, um die Tochter desselben anzuhalten. Amasis befürchtete, Kambyses werde sie nicht als seine rechtmäßige Gemahlin, sondern als seine Sklavin halten, und schickte ihm deshalb statt ihrer die Nitëtis, die Tochter des Apries. Diese entdeckte aber dem Kambyses den Betrug, und derselbe gerieth darüber so in Zorn, daß er sogleich einen Krieg gegen Aegypten begann. Während dessen starb Amasis, und sein Sohn Psammenit folgte ihm in der Regierung. Dieser zog den Feinden nach der Grenze seines Landes entgegen, wurde aber bei Pelusium an der östlichen Mündung des Nils geschlagen und mußte sich nach Memphis zurückziehen. Doch auch diese feste Stadt wurde von den Persern erobert, Psammenit wurde gefangen genommen, und ganz Aegypten unterwarf sich im Jahre 525. Kambyses hätte den gefangenen König vielleicht zum Statthalter gemacht; da aber Psammenit heimlich die Aegypter zu bewegen suchte, das Joch der Feinde abzuschütteln, wurde der Plan entdeckt, und Kambyses tödtete den Psammenit, indem er ihn Stierblut trinken ließ.

Nachdem Kambyses in Saïs noch die Leiche des Amasis hatte mißhandeln lassen, beschloß er, einen Zug gegen die Aethiopen im Süden von Meroë zu unternehmen. Er sandte zu ihrem Könige Kundschafter mit kostbaren Geschenken, als sei er Willens, mit ihm in Freundschaftsverhältnisse zu treten. Der König aber, der ihre Absicht durchschaute, sandte ihm einen Bogen zurück mit dem Rathe, erst dann in den Kampf gegen die Aethiopen zu ziehen, wenn die Perser diesen Bogen zu spannen vermöchten, bis dahin aber den Göttern zu danken, daß es den Aethiopen nicht einfiele, noch ein anderes Land zu dem ihren zu erobern. Kambyses war über diese Antwort so entrüstet, daß er sofort den Krieg begann. Von Theben aus sandte er 50,000 Mann von seinem Heere westlich nach der Oase des Ammon in der libyschen Wüste, um den Tempel zu verbrennen, während er mit dem übrigen Heere den Zug gegen die Aethiopen fortsetzte. Bald aber gingen die Lebensmittel aus, und als auch die Lastthiere verzehrt waren und das Heer nun mitten durch die furchtbarste Sandwüste kam, wurde die Noth so groß, daß man immer den zehnten Mann tödtete und verzehrte. So war Kambyses gezwungen, umzukehren, nachdem der größte Theil seines Heeres den Beschwerden des Marsches unterlegen war. Auch der Zug nach Ammonium mißlang. Das von ihm dorthin ausgesandte starke Heer erreichte sein Ziel gar nicht, und nie ist wieder eine Spur desselben aufgefunden worden. Wahrscheinlich wurde es durch Sandwirbel in der Wüste verschüttet.

Als Kambyses von seinem verunglückten Zuge nach Memphis zurück kam, fand er Alles voller Freude; denn die Aegypter feierten gerade das Fest der Auffindung eines neuen Apis. Kambyses aber glaubte, sie freuten sich so wegen seines Unglücks. Voll Wuth ließ er die Vornehmsten in der Stadt tödten, und als die Priester den Apis, wie er befohlen hatte, vor ihn brachten, tödtete er auch diesen mit einem Dolche und ließ die Priester geißeln, weil sie ihn verhöhnt und einen Stier für einen Gott ausgegeben hätten; alle Aegypter aber, die das Fest weiter feiern würden, befahl er zu tödten.

Ueberhaupt zeigte er sich seit dem unglücklichen Zuge gegen Aethiopien so grausam, daß die Aegypter meinten, er sei zur Strafe für die Ermordung des Apis rasend geworden. Seinen eigenen Bruder Smerdis, den er bereits aus Neid nach Persien geschickt hatte, weil derselbe allein im Stande gewesen war, den Bogen des Aethiopenkönigs wenigstens zwei Finger breit zu spannen, ließ er durch seinen Vertrauten Prexaspes tödten, bloß weil ihm geträumt hatte, Smerdis sitze auf dem königlichen Throne. Seine Schwester hatte er gegen das Gesetz geheirathet, indem die Priester, die ihm nicht zu widersprechen wagten, erklärt hatten, es gebe zwar kein Gesetz, daß ein Bruder seine Schwester heirathen könne, aber wohl ein Gesetz, daß der König thun könne, was er wolle. Diese Schwester machte ihm einst Vorwürfe über die Ermordung des Smerdis. Darüber gerieth er so in Wuth, daß er sie mit Füßen stieß, so daß sie davon starb. Auch Prexaspes mußte seine Wuth empfinden. Er fragte denselben einst, was die Perser von ihm sagten, und Prexaspes antwortete: Herr, sonst wirst du allgemein gelobt, nur dem Trunk, sagen sie, wärest du zu sehr ergeben. Da schoß er dem gerade im Hofe stehenden Sohne des Prexaspes einen Pfeil mitten durch das Herz, um ihm zu zeigen, daß die Perser Unrecht hätten, wenn sie meinten, er wäre seiner Sinne nicht mächtig. — Dazu machte er sich bei den Aegyptern immer verhaßter, indem er alte Gräber öffnen ließ, in die Heiligthümer eindrang, die Götterbilder beschimpfte oder verbrennen ließ, und mit den heiligen Gebräuchen des Volkes sein Gespött trieb.

Inzwischen hatten die Magier den Verlust der Herrschaft noch immer nicht verschmerzen können, und die Abwesenheit des Kambyses weckte in ihnen neue Hoffnungen, den Medern dieselbe wieder zu verschaffen. Einer von ihnen, dem Kambyses die Verwaltung seines Hauswesens übertragen hatte, beredete deshalb seinen Bruder, der dem Smerdis, dem getödteten Bruder des Königs, sehr ähnlich sah, sich zu empören. Derselbe sandte Boten nach allen Theilen des Reiches, daß das Volk von jetzt an nicht mehr dem Kambyses, sondern nur dem Smerdis zu gehorchen hätte. Ein solcher Bote kam auch nach Aegypten. Kambyses dachte anfangs, Prexaspes hätte den Smerdis nicht getödtet; doch aus den Reden des Boten erkannte er bald den eigentlichen Zusammenhang. Eilig brach er daher nach Persien auf, um die Empörung zu unterdrücken; unterwegs aber verwundete er sich, als er sich aufs Pferd schwang, mit seinem Dolche, und die Wunde wurde so gefährlich, daß man ihn in die nächste Stadt bringen mußte. Als er sich dem Tode nahe fühlte, versammelte er die angesehensten der ihn begleitenden Perser um sich, theilte ihnen mit, daß sein Bruder leider nicht mehr am Leben sei, Jener aber, der sich betrüglicher Weise für ihn ausgebe, sei ein Magier, und er beschwor sie,

ihn nicht anzuerkennen und nicht zuzugeben, daß die Herrschaft wieder an die Meder käme.

Dennoch blieb der falsche Smerdis nach dem Tode des Kambyses (522) im ungestörten Besitze der Herrschaft; denn die Perser glaubten, Kambyses habe nur aus Neid gegen seinen Bruder so gesprochen, zumal Prexaspes hartnäckig leugnete, daß er den Smerdis getödtet habe. Durch große Milde gewann er seine Unterthanen immer mehr für sich; aber es fiel auf, daß er nie aus seinem Palaste kam und auch keinen der angesehenen Perser vor sich ließ. Otanes, der vornehmste unter ihnen, dessen Tochter Phaidyme der neue König zu einer seiner Gemahlinnen gemacht hatte, schöpfte zuerst Verdacht. Er trug daher seiner Tochter auf, wenn der König schliefe, nachzusehen, ob er Ohren habe; jenem Magier nämlich hatte Cyrus eines Verbrechens wegen die Ohren abschneiden lassen. In der That fand sie, daß der König keine Ohren hatte, und meldete es ihrem Vater. Dieser aber verband sich nun mit sechs anderen edlen Persern, und auf den Rath eines von ihnen, des Darius, Sohnes des Hystaspes, drangen sie in den königlichen Palast. Die Wachen, welche am Thore standen, ließen sie, ohne zu fragen, ehrfurchtsvoll durch; die Wächter im Innern des Palastes, welche sie aufhalten wollten, wurden niedergestoßen, und nach hartnäckigem Kampfe wurden die beiden Magier ermordet. — Als die Perser den Vorgang erfuhren, fielen sie erbittert über alle Magier her, und dieselben wären sämmtlich ums Leben gekommen, hätte nicht die Nacht endlich dem Morden ein Ziel gesetzt.

Anfangs, so erzählt Herodot, waren die Sieben nun uneinig, ob die Volksherrschaft, oder die Herrschaft eines Ausschusses der Besten im Volke, oder die Alleinherrschaft vorzuziehen sei. Auf den Rath des Darius erklärte man sich zuletzt für die Alleinherrschaft und beschloß, daß derjenige von ihnen König sein sollte, dessen Pferd bei einem gemeinsamen Spazierritte vor der Stadt zuerst wiehern würde. Da führte der Stallmeister des Darius dessen Pferd vor die Stadt, und ließ es sich da mit andern Pferden fröhlich herum tummeln. Als nun am andern Tage die Sieben vor die Stadt ritten und an jene Stelle kamen, da wieherte das Roß des Darius vor Freude, und alsbald sprangen die Andern von den Pferden und huldigten dem Darius als ihrem Könige (521).

Um sich in der Herrschaft zu befestigen, nahm Darius nun sowohl zwei Töchter des Cyrus, als auch eine Tochter des Smerdis und die Phaidyme zu Gemahlinnen. Sodann traf er Anordnungen zu einer geregelteren Verwaltung seines Reiches. Er theilte dasselbe in zwanzig Provinzen. Jede derselben stand unter einem Statthalter, der den Titel Satrap führte und besonders auch für die Erhebung der Abgaben zu sorgen hatte, die sich nach unserm Gelde auf mehr als dreißig Millionen Thaler beliefen. Den Satrapen zur Seite standen, um ihre Wirksamkeit zu beaufsichtigen, königliche Bevollmächtigte, die in alle Provinzen gesandt wurden. Auch in seiner Nähe hatte Darius Aufpasser, Augen und Ohren des Königs genannt, die sein besonderes Vertrauen genossen.

Gleich im Anfange seiner Regierung sah er sich genöthigt, den Uebermuth eines seiner Mitverschwornen, des Intaphernes, zu bestrafen, der den Leibwächtern, die ihm den Zugang zum Könige nicht gestatten wollten, Nasen und

Ohren abhieb. Er ließ denselben mit allen seinen männlichen Verwandten tödten, außer seinem Bruder und seinem ältesten Sohne, denen er auf die Fürbitte der Gattin des Intaphernes das Leben schenkte.

Bald darauf hatte er einen hartnäckigen Kampf gegen das von den Magiern zur Empörung gereizte Babylon zu bestehen. Neunzehn Monate belagerte er umsonst die Stadt, und die auf die Festigkeit ihrer Mauern trotzenden Bewohner verspotteten von den Mauern herab ihn und sein Heer. Vergebens versuchte er, auf dieselbe Weise wie einst Cyrus in die Stadt zu kommen. Die Babylonier waren diesmal vorsichtiger. Da erschien eines Tages Zopyrus, der Sohn eines jener Perser, die den falschen Smerdis getödtet hatten, vor ihm mit abgeschnittener Nase und Ohren, das Haupt kahl geschoren und blutig gegeißelt. Darius war bei diesem Anblick entsetzt; Zopyrus aber erklärte ihm, er habe das selbst gethan, weil er es nicht länger habe ertragen können, daß die Perser so von den Babyloniern verhöhnt würden. Er wolle nun zu den Babyloniern übergehen und sagen, der König habe ihn so verstümmeln lassen. Dann würden sie ihm ein Heer anvertrauen, und wenn sich die Perser dann öfter zum Scheine schlagen ließen, so würde er das volle Vertrauen der Babylonier gewinnen und die Stadt in die Gewalt des Königs liefern. Die List gelang vollkommen. Die Babylonier übertrugen ihm endlich sogar den Oberbefehl, und er öffnete nun dem Darius die Thore. So wurde die Stadt erobert. Darius ließ die Mauern derselben schleifen und dreitausend der vornehmsten Babylonier ans Kreuz schlagen, um den Uebrigen Schrecken einzuflößen; den Zopyrus aber hielt er bis an sein Ende in hohen Ehren, und er soll oft geäußert haben, er möchte lieber, daß Zopyrus die schmähliche Verstümmelung nicht erlitten hätte, als noch zwanzig Städte wie Babylon einnehmen.

Nachdem so die Ruhe im Innern des Reiches wieder hergestellt war, beschloß Darius, um die Grenzen desselben zu erweitern, einen Zug gegen die an der Donau wohnenden Skythen zu unternehmen. Er zog durch Kleinasien, führte dann sein ungeheures Heer auf einer Schiffbrücke über den Bosporos, vereinigte sich jenseit desselben in Thracien mit einem Heere asiatischer Griechen, das zu Schiffe nach Europa gekommen war, und ging dann über die Donau, über die er ebenfalls eine Brücke schlagen ließ. Zur Bewachung derselben ließ er die Griechen zurück; ihren Anführern aber übergab er einen Riemen mit sechzig Knoten, von denen sie an jedem Tage einen auflösen sollten, und hätten sie den letzten aufgelöst, ohne daß er zurück gekommen wäre, so sollten sie heimkehren in ihr Vaterland. Die Skythen wichen, Alles verwüstend, immer weiter vor ihm zurück, so daß sein Heer bald den größten Mangel litt, und suchten ihm dann den Rückweg abzuschneiden, indem sie den Führern der an der Brücke zurückgelassenen Griechen zuredeten, sie sollten die Brücke abbrechen, um von der Herrschaft des Darius frei zu werden. Miltiades aus Athen rieth, auf den Vorschlag einzugehen; aber Histiäus (Histiaios), der Statthalter von Milet in Kleinasien, stellte den Uebrigen vor, daß auch sie selbst dann ihre Herrschaft verlieren würden, und so wurde die Brücke nicht abgebrochen. Auf diese Weise kamen die Perser, die sich vor den Skythen zurückziehen mußten, glücklich wieder über die Brücke, und Darius kehrte nach Asien zurück; sein Feldherr Megabäzos aber, den er mit einem Heere in Europa ließ, unterwarf ihm ganz Thracien und machte auch das

benachbarte Macedonien von den Persern abhängig. Dem Histiäus gab Darius als Lohn einen Landstrich in Thracien zum Geschenk.

Für die Weltgeschichte ist der Zug des Darius gegen die Skythen besonders dadurch wichtig geworden, daß er die erste Veranlassung zu einem Kampfe des Morgenlandes mit dem Abendlande wurde, durch den die Griechen bedeutsam auf dem Schauplatze der Geschichte hervortreten (vgl. §. 25 flgd.).

Ehe wir die Geschichte der Perser verlassen, müssen wir noch einen Blick auf die inneren Verhältnisse derselben werfen. Ihre Bildung hatten sie von den Medern erhalten. Zu der Religion derselben, der Zendreligion, hatten sie sich längst bekannt und die Magier standen auch bei ihnen in großem Ansehen. Doch war die Macht der letzteren bei Weitem nicht mehr so groß wie unter den alten Ariern und selbst noch unter den Medern; vielmehr übte der König die unumschränkteste Herrschaft über Land und Volk. Alles war sein Eigenthum und wurde von ihm nur, so lange es ihm gefiel, an Andere aus Gnade verliehen. Jeder war ihm gegenüber nur ein Sklave. Niemand durfte daher unangemeldet vor ihm erscheinen, und wer vorgelassen wurde, mußte sich vor ihm niederwerfen und zum Zeichen der Ehrfurcht die Erde küssen. Niemand durfte den Thron berühren oder ein königliches Gewand tragen. Der Geburtstag des Königs galt als einer der höchsten Festtage für das ganze Land, und in jeder Stadt war die goldene Bildsäule des Königs zur Verehrung aufgestellt. Beständig umgab ihn eine zahlreiche Leibwache und ein glänzender Hofstaat, und der größte Luxus herrschte an seinem Hofe. Nur die ausgesuchtesten Speisen kamen auf die Tafel des Darius. Der Weizen, welcher gebraucht wurde, mußte aus Aeolien in Kleinasien sein, der Wein aus Syrien, das Salz aus Ammonium, und Wasser aus dem Choaspes, der bei seiner Hauptstadt Susa vorüberfloß, wurde ihm auf allen seinen Reisen nachgefahren. Ja es gab besondere Beamte, die nichts weiter zu thun hatten, als immer auf Bereitung neuer Speisen zu sinnen, und auf die Erfindung neuer Belustigungen waren besondere Belohnungen gesetzt. — Um sich größeren Genuß zu verschaffen, wechselte der König häufig seine Residenz. Im Winter hielt er sich im heißen Babylon auf, im Frühling in Susa, im Sommer in dem kühlen Ekbatana, wo sein Palast mit silbernen Ziegeln gedeckt und im Innern vielfach mit goldenen und silbernen Platten ausgelegt war. Zuweilen residirte er auch in Persepolis, und überall hin begleitete ihn zahlreich wie ein Kriegsheer die Schaar seiner Hofbedienten.

Wie die Bildung überhaupt, so ging auch die Kunst von den Medern auf die Perser über, während die Wissenschaft unter der despotischen Regierung der Perserkönige gar nicht gedeihen konnte. Besonders können wir die Eigenthümlichkeit der persischen Baukunst noch jetzt an den Ruinen der alten Residenzstädte erkennen. Die alte Herrlichkeit von Susa freilich ist fast spurlos verschwunden, weil die dortigen Paläste, wie die zu Babylon, meist aus Backsteinen gebaut waren; nur Hügel von gefärbten Backsteinen, die geringen Ueberreste der dortigen Königsburg und einer Menge von Tempeln, lassen die Stätte erkennen, wo sie einst gestanden hat. Desto bedeutender sind die Ruinen von Persepolis. Sieben Meilen im Norden von Schiras dehnen sich dieselben in einer schönen, fruchtbaren, vom Bendemir durchströmten Ebene aus. Am merkwürdigsten sind die Reste des alten Königspalastes, jetzt Tschil-Minar,

oder „die vierzig Säulen" genannt. Terrassenförmig erheben sich dieselben auf einem Vorsprunge der niedrigen Berge, welche die Ebene im Norden begrenzen, und deren schwarzgrauer harter Marmor das Material zu ihrer Aufführung lieferte. Das Ganze nahm einen Raum von 1400 Fuß in der Länge und 900 Fuß in der Breite ein. Eine breite Doppeltreppe führte zu einer Säulenhalle, von der noch auf beiden Seiten die mächtigen Eingangspfeiler stehen. Phantastische Thiergestalten, geflügelte und ungeflügelte Einhörner, Thiere mit einem königlich geschmückten Menschenhaupte (vielleicht ein Sinnbild des weisen und mächtigen Königthums), Greife u. a. treten mit dem Vorderkörper aus denselben hervor. Eine zweite Doppeltreppe, an den Seitenwänden reich mit Reliefs geschmückt, führte auf eine zweite Terrasse, zu einer großen Säulenhalle, an die sich zur Seite schmalere Hallen anschlossen, und von der jetzt noch ein Theil der Säulen steht. Diese Säulenhallen waren durch keine Mauern von einander getrennt, sondern wahrscheinlich war es hier ähnlich wie nach der Beschreibung des Buches Esther 1, 6 im Palaste zu Susa, wo zur Trennung der Räume kostbare Teppiche mit Seilen von Byssos und Purpurstoff vermittelst silberner Ringe an Marmorsäulen befestigt waren. Seitwärts von jenen Hallen sind noch die wieder reich mit Reliefs geschmückten Mauern eines großen Gebäudes. Auf einer dritten, noch höher liegenden Terrasse endlich befinden sich die Ueberreste der eigentlichen Wohngebäude des Königs, Gebäude von verschiedener Anlage, in deren Innern sich zum Theil Säulensäle befanden, die Wände ebenfalls mit Reliefs bedeckt. Wahrscheinlich hingen dieselben ursprünglich mit den Säulenhallen der zweiten Terrasse zusammen.

Die Säulen sind höchst eigenthümlich gestaltet. Sie sind außerordentlich schlank und leicht, was deshalb möglich war, weil das Gebälk und das Dachwerk nicht aus Stein bestand, sondern wahrscheinlich aus überzogenem Cedernholz. Die Säulen der großen Halle haben bei einer Höhe von fünfundzwanzig Fuß nicht ganz vier Fuß im Durchmesser. Der Schaft ist äußerst geschmackvoll mit tiefen Rinnen (Canälen) geschmückt, zwischen denen sich breite Stege befinden. Die Kapitäler sind sehr reich und phantastisch gestaltet. Alles ist mit der größten Sorgfalt gearbeitet, und man bewundert sowohl die Größe der Steinblöcke und der Säulenstücke, wie die Genauigkeit der Zusammenfügung und die Glätte der Oberfläche.

Ebenso bemerkt man an den Reliefs einen eigenthümlichen Stil in der **Bildhauerkunst**. Am meisten sind sie den in den Trümmern von Niniveh gefundenen ähnlich, jedoch bei Weitem nicht so vollendet. Bald sieht man einen Helden, der ein Ungeheuer durchbohrt, bald den König, wie in den ägyptischen Kunstdarstellungen, Alle an Größe überragend, umgeben von seinen sieben Begleitern, oder auf seinem Throne sitzend, den ein Baldachin bedeckt, welcher von den Repräsentanten der Hauptstämme des Reiches getragen wird. Ueber ihm schwebt sein Genius (Ferwer), dargestellt als eine sich emporschwingende Halbfigur, die nach unten in Flügel oder in ein Blättergewand ausgeht. Die Hofleute erscheinen bald in weiten medischen Gewändern, bald in dem ledernen, eng anschließenden persischen Anzuge. Oder man sieht die Abgesandten der zwanzig Provinzen, die in feierlichem Zuge sich nahen, um dem Könige die jährlichen Ehrengeschenke darzubringen. — Man rühmt an

diesen Bildwerken Sicherheit der Zeichnung, saubere und fleißige Ausführung, gelungene Nachahmung der Natur, edle, charaktervolle Gesichtsbildung, namentlich in den Köpfen der Könige den Ausdruck würdevoller Majestät. Indessen fehlte doch der persischen Kunst der Schwung religiöser Begeisterung, denn das reine Lichtwesen des Ormuzd war ebenso wenig darstellbar, als ihm Tempel gebaut werden konnten. Nicht die Gottheit, nur der König wurde durch die Kunst verherrlicht, und das steife Ceremoniell und der Prunk des persischen Hoflebens konnte deshalb nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf dieselbe bleiben. Daher überall die feierliche, abgemessene Bewegung der Figuren, der regelmäßige Faltenwurf der Gewänder, der bis ins Kleinste ausgeführte Haarputz, Spuren von Anfügung goldener Ketten und anderen Schmucks an den Handgelenken, dem Halse und dem Kopfschmuck des Herrschers. — An den Wänden befindliche Inschriften in Keilschrift, die häufig den Namen des Darius und seines Nachfolgers Xerxes enthalten, weisen uns auf die Zeit der Entstehung jener Kunstwerke hin.

Etwa 230 Schritt von der östlichsten Säule der zweiten Terrasse entfernt liegt der Berg Rachmed, in welchem sich zwei Königsgräber befinden. Es sind in den Fels gearbeitete Kammern, deren Eingang so verschlossen und verborgen ist, daß man ihn noch nicht aufzufinden vermocht hat. Die äußere Wand des Berges ist senkrecht geebnet zu einer Façade, an deren unterem Theile Säulen ausgehauen sind, deren Kapitäle aus einem nach beiden Seiten hinausragenden Doppelstiere mit einem Horne bestehen. Zwischen den mittelsten Säulen ist eine blinde Thür angedeutet. Auf dem über den Säulen befindlichen Gebälk ruht ein von Säulen getragener, mit zwei Reihen männlicher Figuren gezierter Katafalk, auf dem ein Altar mit lodierndem Feuer steht; ihm zugewendet erscheint der König in schmucklosem Anzuge, die rechte Hand zum Gebet erhoben, in der Linken einen Bogen haltend, der keine Sehne mehr hat, zum Zeichen, daß der Kampf des Lebens ausgekämpft ist. Ueber ihm schwebt sein Genius, ihm ganz ähnlich, aber statt des Bogens mit einem Ringe, dem Symbol der Weltherrschaft. — Ein drittes, unvollendetes Grab liegt südlicher. Eine Meile nördlicher sind noch vier andere Königsgräber von ganz ähnlicher Beschaffenheit, unter ihnen das des Darius. Noch nördlicher ist das sogenannte Grab der Mutter Salomos, das man vielfach für das Grab des Cyrus gehalten hat. Dieses war aber in Pasargadae, dem alten Stammsitz der persischen Herrscher, dessen Lage noch nicht genau ermittelt ist, das aber jedenfalls weiter von Persepolis entfernt lag, wahrscheinlich in der Nähe des heutigen Murghab (vgl. S. 100). Das Grabmal des Cyrus befand sich nicht in einer dunkeln Felskammer, sondern über der Erde in dem königlichen Parke, umgeben von schattigen Bäumen. Der goldene Sarg des Königs stand auf einem Ruhebett mit goldenen Füßen, das mit babylonischen Teppichen und Purpurdecken belegt war. Auf diesem Ruhebett lagen auch Prachtgewänder, goldner Schmuck und Waffen des Königs.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß die mit so großer Sorgfalt bis in die kleinsten Einzelnheiten ausgeführten Bildwerke aus der Hand persischer Künstler hervorgegangen seien, denn sie setzen eine lange Uebung in der Kunst voraus, die wir bei einem Volke, das noch so kurz vorher nur aus Hirten und Jägern bestand, nicht erwarten dürfen, und eben so wenig ist es glaublich, daß bei

einem solchen Volke die Baukunst so bald zu solcher Vollendung gediehen sei. Nun wissen wir zwar, daß ägyptische und griechische Künstler für die Perserkönige gearbeitet haben; aber doch zeigt der Baustil sowohl wie die Behandlung der Reliefs, die sich schon ganz anders als die ägyptischen und griechischen mit einer feinen Linie allmälig vom Grunde abheben, so viel Eigenthümliches, daß uns in jenen Werken offenbar die Reste einheimischer, sehr ausgebildeter Kunstentwicklung vorliegen. Unverkennbar ist dagegen die Aehnlichkeit mit den Denkmälern assyrischer und medischer Kunst, wir haben hier also jedenfalls die Zeugnisse einer eigenthümlichen gemeinsamen Kunstentwicklung vor uns: am vollendetsten bei den Assyrern, weniger bei den Medern, und wie die Meder und besonders ihre Priesterkaste fort und fort durch höhere Bildung einen bedeutenden Einfluß auf die Perser ausübten, so mögen es wohl medische Künstler gewesen sein, die Persepolis so herrlich schmückten.

Die ursprünglich einfachen Sitten des kräftigen Volkes der Perser arteten bald aus, indem sich dasselbe von der üppigen; schwelgerischen Lebensweise der unterjochten Völker fortreißen ließ. Schon Herodot wirft den Persern vor, daß kein Volk nach fremden Sitten so begierig sei wie sie. So trugen sie das medische Kleid, weil sie meinten, es stände ihnen besser als das ihrige; im Kriege legten sie ägyptische Panzer an, und wo sie nur von einem Vergnügen hörten, dem trachteten sie nach. Besonders waren sie dem Weine sehr ergeben, und im trunkenen Zustande besprachen sie sich über die wichtigsten Dinge; am andern Tage, wenn sie nüchtern waren, beriethen sie aber denselben Gegenstand noch einmal, und nur wenn ihr letzter Beschluß mit dem früheren übereinstimmte, führten sie ihn aus.

An ein segensreiches, geordnetes Familienleben war bei den Persern um so weniger zu denken, da auch bei ihnen Vielweiberei herrschte, und besonders die Vornehmen außer ihren rechtmäßigen Gattinnen noch eine Menge von Sklavinnen hatten, der König nicht weniger als 360. Eben so nachtheilig war es, daß auch unter den nächsten Verwandten oft Heirathen Statt fanden. Dies Alles mußte auch auf die Erziehung der Kinder den nachtheiligsten Einfluß üben, und selbst Cyrus und Darius ließen den ihrigen eine verweichlichende und verzärtelnde Erziehung geben. Doch scheinen sich daneben auch Spuren edlerer Sitte bei ihnen erhalten zu haben. So sagt Herodot: Ihre Knaben erziehen sie vom fünften bis zum zwanzigsten Jahre nur in drei Dingen, im Reiten, im Bogenschießen und in der Wahrheit. Bis zum fünften Jahre aber standen alle Kinder unter weiblicher Aufsicht. Sie behaupteten auch, es habe nie Einer seinen Vater oder seine Mutter umgebracht, denn das sei zu unnatürlich. Was sie nicht thun durften, davon durften sie auch nicht sprechen; für die größte Schande aber galt das Lügen und nächstdem das Schuldenmachen, weil sie meinten, wer Schulden habe, müsse nothwendig auch lügen.

Aus der bisherigen Darstellung ergiebt sich, daß die Völker der Erde fast sämmtlich in Abgötterei versunken waren, und wenn auch noch nicht der letzte Rest der Erkenntniß Gottes unter ihnen verschwunden war, wenn auch

die Ahnung des Göttlichen, die ihnen geblieben war, die großartigsten Schöpfungen auf dem Gebiete der Kunst hervorzurufen vermochte, so hatte sie doch nicht die Kraft, das Leben der Völker wahrhaft heiligend zu durchdringen. So würden dieselben immer tiefer gesunken, und der wahre Gott würde endlich ganz vergessen sein, wäre nicht wenigstens bei einem Volke, dem Volke Israel, die reinere Gotteserkenntniß bewahrt geblieben. Schon dem Stammvater desselben, dem Abraham, aber war die Verheißung gegeben, daß von seinen Nachkommen Heil und Segen sich über alle Völker der Erde verbreiten sollten. Damit nun auch die übrigen Völker des Heils theilhaftig würden, das von den Israeliten kommen sollte, wurde demselben eine Stätte bereitet durch die Ausbildung aller im menschlichen Geiste liegenden Kräfte bei den Griechen, die nun immer bedeutsamer auf dem Schauplatze der Weltgeschichte hervortraten.

2. Buch Die Griechen.

Erstes Kapitel. Die Griechen bis zum Anfange der Perserkriege c. 500 v. Chr.

§. 14. Griechenland und seine Bewohner.

Das alte Griechenland bestand aus zwei Haupttheilen, im Norden Hellas und im Süden dem Peloponnēsos, dem heutigen Morea, beide durch die schmale Landenge (den Isthmus) von Korinth mit einander verbunden. Im Norden ist das Land von hohen Gebirgen umkränzt. Dort erhebt sich an der Grenze Thessaliens gegen Macedonien über 6000 Fuß hoch der Olympos; an der Westgrenze Thessaliens gegen Epīrus (Epeiros) zieht sich die Kette des Pindos nach Süden hinab, von der aus ein anderer, nach Osten streichender Gebirgszug an der Südgrenze Thessaliens den Oeta trägt, ein steiles, von Waldbächen durchfurchtes Gebirge, das durch den Engpaß von Thermopy̆lae vom Meere getrennt ist; an der Südgrenze von Hellas endlich erheben sich auf der Pindoskette selbst die Gipfel des Parnassos, des Helikōn und des Kithaerōn. Der südöstliche Theil von Hellas ist die Halbinsel von Attika, eine gebirgige Hochebene, zum Theil unfruchtbar und Weideland, zum Theil reich an Getreide und Olivenwaldungen. — Der Peloponnesos enthält ein rings von hohen Randgebirgen umschlossenes Hochland (Arkadien), dessen Nordrand sich zu einer Höhe von 7000 Fuß erhebt, während der südwärts bis zum Cap Matapan reichende Westrand im Tay̆gētos im alten Lakonien eine noch größere Höhe erreicht. Die von den Bergketten eingeschlossenen Thäler Griechenlands zeichneten sich durch Anmuth und ungemeine Fruchtbarkeit aus; ein heiterer Himmel wölbt sich über sie, und ein mildes, schönes Klima machte sie vorzugsweise zum Wohnsitze für die Menschen geeignet.

Dies schöne Land ist auf drei Seiten vom Meere umspült, das an seinen Küsten eine Menge tief eingeschnittener Buchten und Halbinseln gebildet hat, so daß Griechenland einen verhältnißmäßig weit größeren Küstensaum besitzt als die übrigen Länder Europas. Eine große Anzahl von gebirgigen Inseln umgiebt das Land, und war es schon dadurch vorzugsweise zum Handel und zum Verkehr mit auswärtigen Völkern geeignet, so erscheint es in dieser Be-

ziehung noch mehr begünstigt durch seine Lage inmitten blühender Länder. Im Osten lag Kleinasien und südlich davon Phönicien, im Süden Aegypten, im Westen Italien. So besaß es Alles, um der Mittelpunkt zu werden, in welchem sich alle Cultur der alten Völker vereinigen konnte, um von da aus nach den verschiedensten Richtungen sich weiter zu verbreiten.

In diesem Lande hatte sich in uralter Zeit ein Zweig des großen arischen Völkerstammes niedergelassen, der von den Ursitzen desselben nach Westen gezogen war. Jedenfalls waren die Einwanderer nicht über das ägäische Meer gekommen, denn sonst würden sie zuerst die Inseln desselben bevölkert haben; diese wurden aber vielmehr zunächst von den Kariern, von der Westküste Kleinasiens aus besetzt. Vielmehr kamen sie von Norden her, von der Donau aus und nahmen den ganzen südlichen Theil der Hämushalbinsel ein, während den breiten nördlichen vom adriatischen bis zum schwarzen Meere die Stämme der Illyrier und Thracier besetzten. Später bezeichneten sich die Griechen mit dem Gesammtnamen der Hellenen; in den Zeiten vor der dorischen Wanderung (s. §. 20) aber kommt dieser Name noch gar nicht, oder doch nur als in einem sehr kleinen Theile des Landes herrschend vor; vielmehr werden die ältesten Bewohner Griechenlands **Pelasger** genannt. Davon, daß dieselben eingewandert seien, hatte sich keine Erinnerung im Volke erhalten; vielmehr hielten die Hellenen sie für Urbewohner des Landes, und die Sage berichtete, die schwarze Erde habe auf dem Gebirge den Pelasgos geboren, damit es ein Geschlecht der Sterblichen gebe. Sie bewohnten ganz Nordgriechenland, einen Theil von Mittelgriechenland, einen großen Theil des Peloponnesos, viele Inseln des ägäischen Meeres; wir finden sie auch außerhalb Griechenlands im westlichen Kleinasien und in Italien. Im weiteren Sinne bezeichneten die Hellenen auch Völkerschaften, die sonst von ihnen unterschieden werden, wie die Lelĕger im westlichen Hellas, in einem Theile des Peloponnes und auf mehreren Inseln, die Kureten in Aetolien, als Pelasger; der Name umfaßte in der ältesten Zeit eben so sämmtliche griechische Stämme, wie später der der Achäer und noch später der der Hellenen.

Die Pelasger auf dem griechischen Festlande waren nicht ohne eine gewisse Bildung. Sie trieben Ackerbau und Viehzucht, und die Gründung der ältesten Städte und Staaten Griechenlands wird ihnen zugeschrieben. Daß sie auch in der Schifffahrt Kenntnisse besaßen, bezeugen ihre Auswanderungen nach Kreta, Italien und Kleinasien.

Noch sind bedeutende Reste von Mauern erhalten, von denen es entschieden ist, daß sie von Pelasgern aufgeführt wurden. Man nennt sie **Kyklopenmauern**, indem man schon im Alterthum meinte, daß ihr Bau menschliche Kräfte überstiege, und sie deshalb für Werke der Kyklopen, der Gesellen des Feuergottes Hephaistos hielt. Die ältesten sind aus ungeheuren rohen Steinblöcken zusammengethürmt, deren Lücken man mit kleineren Steinen ausfüllte. Später wurden die Blöcke vieleckig gehauen und genau in einander gefügt. Häufig ruhen dieselben auf einer Unterlage von wagerecht liegenden rechtwinkligen Quadern. Die Thore verjüngen sich pyramidalisch nach oben und sind nicht überwölbt, sondern über die Steinmassen, welche die Seitenmauern bilden, ist ein mächtiger Steinblock gelegt. Die Ruinen solcher Mauern findet man besonders in den Hauptwohnsitzen der Pelasger, in Arkadien, Argo-

lis und Epirus. Es sind Werke, die für die Ewigkeit gebaut scheinen. Ebenso sind noch Schatzhäuser aus jener Zeit vorhanden, die mit den Königspalästen verbunden waren und zur Aufbewahrung von kostbaren Geräthen dienten. Auch sie sind sehr fest gebaut, und die Steine aufs sorgfältigste behauen und zusammengefügt. An einem jener Gebäude, dem „Schatzhaus des Atreus“ zu Mykene, sieht man noch, daß die Wände im Innern mit Erzplatten bekleidet waren, während die Vorderseite des Baues mit Halbsäulen und Tafeln von rothem, grünem und weißem Marmor in höchst eigenthümlichem Style geschmückt war.

Die Religion der Pelasger war Naturdienst. Der oberste männliche Naturgott war Zeus, der Gott der Luft und des Himmels, der den Lichtglanz spendet, aber auch auf den Berggipfeln die dunkeln Wolken sammelt, aus denen der befruchtende Regen herniederströmt; die oberste Göttin war des Zeus Gemahlin Diōne, die Göttin der Erde. Als Naturgottheiten wurden dieselben nicht in Tempeln, sondern auf Bergeshöhen und in heiligen Hainen verehrt. Dem Zeus war die Eiche heilig, und schon in uralter Zeit war eine vorzügliche Stätte seiner Verehrung in Epirus, in dem heiligen Eichenhaine bei der Stadt Dodona, von der sich noch jetzt in der Gegend des heutigen Janina Spuren finden. Dort weissagte der Gott durch das Rauschen des Windes in den Wipfeln der heiligen Eiche und durch das Plätschern einer Quelle, die in dem Haine entsprang.

Dem Herodot erzählten die Priesterinnen zu Dodona: aus Theben in Aegypten wären zwei schwarze Tauben ausgeflogen, die eine nach der libyschen Wüste, die andere nach Dodona. Diese hätte sich auf eine Eiche gesetzt und mit menschlicher Stimme erklärt, hier solle ein Orakel des Zeus sein. Die ägyptischen Priester dagegen sagten ihm, zwei Priesterinnen seien von den Phöniciern aus Theben fortgeführt, die eine nach Libyen, die andere nach Dodona verkauft, und diese beiden hätten die Orakel gegründet. Herodot, der dieser Erklärung beistimmt, meint, die Dodoner hätten sie Tauben genannt, weil sie fremd waren, und weil ihre Sprache ihnen vorkam wie die von Vögeln. Vielmehr aber dachte man sich in Dodona das Gestirn der Plejaden (das Siebengestirn), dessen Aufgang die Zeit der Ernte bezeichnete, als einen Zug von Tauben, die zu bestimmter Zeit herbeifliegen, um Göttern und Menschen Segen und Nahrung zu bringen. Darum war auch die Taube der Dione heilig, die als Göttin der Fruchtbarkeit und der Liebe erscheint, weshalb sie auch die Mutter der Aphrodite (s. unten) genannt und oft geradezu mit derselben verwechselt wird.

Es ist eine unverkennbare Verwandtschaft zwischen den alten Götterdiensten in Dodona und denen der Arier in Indien und Iran. Hier wie dort werden die Geister des Lichts, des Himmels, angebetet, hier wie dort bildet die befruchtende Kraft der Natur einen Hauptgegenstand der Verehrung. Außer dem Zeus und der Dione nennt die Ueberlieferung noch die Hera, die Demeter, den Hermes und die Hestia als Götter der Pelasger. Auch Hera war in der alten Zeit Göttin der mütterlichen Erde, ebenso Demeter (d. h. Erdmutter), die den Menschen den Ackerbau gelehrt hat. Ihnen wurden, wie der Dione, Kühe geopfert. Hermes ist der Gott des Windes, der schnelle Götterbote, der die Wolken vor sich hertreibt; er hat den Helm des Hades (s. u.),

die verhüllende Nebelkappe, auf dem Haupt; er tödtet den Argos, den vieläugigen Wächter des Nachthimmels, indem er durch das Gewölk der Morgendämmerung den Glanz der Sterne verhüllt; er treibt die Rinder des Apoll fort, d. h. die lichten Wolken der Abenddämmerung, und führt so die Nacht herbei. Im Nebel und Wolkendunkel wirkend befruchtet er die Triften, liebt die Heerden; sein goldener Stab bringt Segen und Ueberfluß, und mit der Nacht führt er auch Schlaf und Träume herbei, und endlich geleitet er die Seelen der Menschen in das dunkle Reich der Unterwelt. Hestia ist die wohlthätige, segnende Beschützerin des Feuers auf dem Herde, dem ältesten Opferaltar der Familie, und deshalb als Göttin des reinen und reinigenden Feuers eine reine, keusche Jungfrau. Nur diese Gottheiten werden uns als pelasgische, d. h. als der ältesten Zeit angehörige genannt, aber sicher wurde wie bei den Ariern in Asien der Alles sehende, siegreiche, weitgebietende Sonnengott, so auch in Griechenland Phoebos Apollon, der Fernhintreffende, der siegreiche Ueberwinder der Nacht und der Dämonen verehrt, neben ihm Artemis, die jungfräuliche Göttin des Mondes, wie neben Zeus die Pallas, die Göttin des heiteren, blauen Himmels, welche im Gewittersturm mit den Mächten der Finsterniß kämpft; überhaupt werden wir die Elemente der griechischen Religion, welche mit den religiösen Anschauungen der Inder und Iranier am meisten verwandt sind, als die ältesten und ursprünglichsten anzusehen haben.

Höchst eigenthümlich war der Dienst der Kabiren, den wir in Böotien, dann in Attika, aber auch auf den Inseln Lemnos, Imbros und Samothrake finden. Dorthin könnte er durch ausgewanderte (tyrrhenische) Pelasger gekommen sein; wahrscheinlicher aber sind die Kabiren ursprünglich phönicische Gottheiten, welche die griechischen Ansiedler auf Samothrake vorfanden, und denen sie sogar den phönicischen Namen Kabirim gelassen, wofür auch das spricht, daß der Name sich aus der griechischen Sprache gar nicht erklären läßt. Dann würde ihr Dienst umgekehrt von Samothrake nach Theben gekommen sein; jedenfalls aber wurde er später auf jener Insel am berühmtesten, und es wird von diesem noch weiter unten die Rede sein.

Die griechischen Sagen berichten uns von Einwanderungen aus dem Auslande, durch welche die anfangs rohen Sitten der Bewohner Griechenlands gemildert worden seien, und als die bedeutendsten dieser Einwanderungen werden die des Kekrops um 1550, die des Danäos um 1500, die gleichzeitige des Kadmos, und die des Pelops um 1350 bezeichnet.

Kekrops, erzählt die Sage, kam aus Saïs in Unterägypten nach der Halbinsel Attika. Er lehrte den bis dahin noch ganz wilden Bewohnern, die sich von Eicheln nährten, den Ackerbau, verpflanzte den Oelbaum aus Aegypten nach Griechenland und verschaffte durch Einführung der Ehe dem sittlichen Leben des Volkes eine feste Grundlage, wie überhaupt seine Einrichtungen viel zur Milderung der rohen Sitten des Volkes beitrugen. So errichtete er überall Tempel und Altäre, schaffte aber die bis dahin gebräuchlich gewesenen blutigen Opfer ab; auch die Einführung des höchsten Gerichtshofes in Athen, des Areiopagos, wird ihm zugeschrieben. Er baute die Burg von Athen, die er nach seinem Namen Kekropia nannte.

Den Kadmos nennt die Sage einen Sohn des phönicischen Königs

Agēnōr. Seine Schwester Europa war, als sie am Meeresstrande lustwandelte, von Zeus, dem höchsten der Götter, in Gestalt eines Stiers geraubt und über das Meer nach der Insel Kreta gebracht worden, wo sie die Mutter des nachmaligen Königs Minos wurde. Kadmos ward deshalb mit seinen Brüdern Phönix und Kilix vom Vater ausgesandt, um die verlorene Schwester zu suchen, mit dem Befehle, nicht eher wieder zu kommen, als bis sie dieselbe gefunden hätten. Nach vielen widrigen Schicksalen kam er durch Thracien nach Delphi und befragte dort das Orakel wegen seiner Schwester. Es wurde ihm der Rath ertheilt, die Nachforschungen aufzugeben und einer Kuh zu folgen bis dahin, wo sie sich niederlassen würde; da solle er eine Stadt gründen. So kam er nach Böotien. Er wollte nun die Kuh den Göttern opfern und sandte einige seiner Gefährten aus, um Wasser zu holen. Diese kamen an eine dem Kriegsgotte Ares geweihte Quelle, welche ein Drache bewachte, von dem sie verschlungen wurden. Kadmos eilte hinzu, tödtete den Drachen und säete die Zähne desselben in die Erde. Daraus wuchsen geharnischte Männer hervor, die aber über einander herfielen und sich gegenseitig bis auf sechs tödteten. Zur Strafe dafür, daß er den Drachen getödtet hatte, mußte Kadmos dem Ares acht Jahre lang dienen; dann erbaute er die Kadmea (Kadmeia), die Burg von Theben, lehrte den Griechen die Buchstabenschrift und die Kunst Metalle zu schmieden, und vermählte sich mit der Harmonia, der Tochter des Ares und der Aphrodite (des Streites und der Liebe). Die Götter selbst verherrlichten das Hochzeitsfest durch ihre Gegenwart und brachten der Harmonia Geschenke, unter denen auch ein verhängnißvolles Halsband war, von Hephaestos selbst geschmiedet, das Jedem, der es besaß, Unglück brachte. Auch Harmonia mußte die unheilvolle Kraft desselben erfahren. Nach einem leidenvollen Leben mußte sie mit Kadmos Theben verlassen, und sie gingen nach Illyrien, im Norden von Epirus, wo Kadmos König wurde. Endlich wurden beide in Schlangen verwandelt und von Zeus auf einem Drachenwagen nach dem Elysium gesandt, wo Kadmos nun als Richter über die Verstorbenen thront.

Danäos wird ebenfalls ein Sohn des Agenor genannt, aber von einer anderen Gattin, der Anchinöe, einer Tochter des Nils. Er entzweite sich mit seinem Zwillingsbruder Aegyptos und floh mit seinen funfzig Töchtern, den Danaiden, aus Chemmis in Aegypten nach dem Peloponnes, stürzte den König Gelänor von Argos und bemächtigte sich selbst der Herrschaft. Die funfzig Söhne des Aegyptos aber fanden seine Spur, folgten ihm nach Griechenland und baten ihn um die Hand seiner Töchter. Danaos bewilligte ihr Verlangen, ließ sich aber, um an seinem Bruder Rache zu nehmen, von seinen Töchtern schwören, daß sie ihre Gatten gleich nach der Hochzeit ermorden wollten. Nur eine derselben, die Hypermnestra, verschonte ihren Gatten Lynkeus, der dem Danaos nachher in der Regierung folgte. Die übrigen wurden für ihren Frevel später in der Unterwelt dadurch bestraft, daß sie mit einem Siebe in ein bodenloses Faß Wasser schöpfen mußten.

Pelops endlich aus Phrygien oder Lydien in Kleinasien soll ein Sohn des Königs Tantälos von Sipylos gewesen sein. Die Sage legt dem Tantalos, der ein Liebling und Tischgenosse der Götter gewesen sei, verschiedene Frevel zur Last, z. B. daß er die Geheimnisse der Götter ausgeplaudert und Nektar und Ambrosia (s. unten) entwendet habe. Er soll in frevelndem Ueber-

muthe so weit gegangen sein, daß er, um die Allwissenheit der Götter zu prüfen, ihnen seinen Sohn Pelops zur Speise vorsetzte. Die Göttin Demēter, betrübt über den Raub ihrer Tochter Persephŏne, hatte eine seiner Schultern bereits verzehrt, als Zeus den Frevel erkannte und den Pelops wieder belebte; Tantalos aber wurde in die Unterwelt hinabgestürzt, und dort wurde er ewig von Hunger und Durst gequält, obgleich er bis ans Kinn im Wasser stand und die Zweige fruchtbeladener Bäume über ihn herabhingen. Pelops ging darauf mit einer Colonie von Phrygiern und Lydiern nach Pisa in Elis, dem westlichen Küstenlande des Peloponnes, und warb um die Hand der Hippodameia, der schönen Tochter des dortigen Königs Oenomaos. Diesem aber war geweissagt, er werde von der Hand seines Schwiegersohnes sterben, und er verlangte deshalb von Jedem, der sich um seine Tochter bewarb, daß er mit ihm einen Wettlauf hielte; wurde derselbe dabei besiegt, so mußte er den Tod erleiden. Schon Viele hatte dies Schicksal getroffen, da Keiner den Oenomaos hatte besiegen können; Pelops aber bestach den Wagenlenker desselben, den Myrtĭlos, der es veranstaltete, daß der Wagen des Oenomaos mitten auf der Bahn die Räder verlor. Der König kam dabei ums Leben, Pelops aber erhielt nun die Hand der Hippodameia und die Herrschaft in Pisa; den Myrtilos stürzte er, als derselbe den Lohn für seine Treulosigkeit verlangte, ins Meer. — Noch mächtiger als Pelops wurden im Lande seine Söhne Atreus und Thyestes und deren Nachkommen, und deshalb erhielt die ganze Halbinsel den Namen Peloponnes oder Insel des Pelops.

Nur der letzten dieser Einwanderungen liegt eine wirkliche Thatsache zu Grunde; dagegen sind Kekrops, Danaos und Kadmos nie mit Colonien nach Griechenland gekommen. Von Kekrops glaubte man bis ins vierte Jahrhundert v. Chr. noch allgemein, daß er im Lande selbst geboren sei. Uebrigens gehört er ganz der Sage an; man dachte ihn sich halb als Drachen und halb als Menschen, und zu einem Aegypter machte man ihn nur, um die Gründung Athens von Aegypten ableiten zu können. — Die Sage vom Danaos bezieht sich nur auf die Beschaffenheit des Bodens von Argos. Das Land ist sehr trocken, worauf schon der Name Danaos sich bezieht, welcher „trocken" bedeutet. Die funfzig Danaiden sind die Quellen, die aus dem Boden hervorbrechen und ihn bewässern, und da das dürre Land das Wasser immer wieder einsaugt, so wird dies unter dem Bilde des ewig vergeblichen Wasserschöpfens dargestellt. — Kadmos endlich war wohl ursprünglich eine pelasgische Gottheit, die noch später in dem Geheimdienst zu Samothrake verehrt wurde, wo auch die Göttin Harmonia wieder vorkommt. Von dort und nicht von Phönicien aus ist Theben gegründet; denn schwerlich ist zu erwarten, daß das handeltreibende Volk der Phönicier eine Colonie nicht an der Küste, sondern mitten im Lande angelegt haben sollte. — Auch Pelops ist schwerlich aus Kleinasien eingewandert, sondern war ein in Elis heimischer pelasgischer Held, und die Sage von seiner Einwanderung bezieht sich nur auf eine uralte Verbindung, welche zwischen jenem Theile von Kleinasien und dem Peloponnes bestand.

Wenn nun auch jene Einwanderungen überhaupt nie stattgefunden haben, so bestand doch gewiß ein uralter Verkehr zwischen Griechenland und den gebildeten Völkern des Morgenlandes, und sicher haben auch in späterer Zeit

noch mancherlei Einwirkungen von Asien, der ursprünglichen Heimath der Pelasger, auf Griechenland statt gehabt. Schon die Sagen von der Einführung des Getreides und des Feigenbaums durch Demēter, von der Schöpfung des Oelbaums durch Athene (s. unten), deuten darauf hin, daß den Griechen die Keime höherer Bildung aus den südöstlichen Küstenländern des Mittelmeeres zukamen, und ebenso deutet die Sage von der Erschaffung des Rosses durch Poseidon, den Gott des Meeres, an, daß dasselbe über das Meer nach Griechenland gekommen sei. Unzweifelhaft ist es, daß die **Phönicier** seit dem dreizehnten Jahrhundert in mannigfache Berührung mit Griechenland kamen. Sie hatten Colonien auf Rhodos und Kreta. Auf beiden Inseln finden wir den Dienst phönicischer Götter, in Rhodos den Zeus unter dem Bilde des Stiers, den Kronos (Moloch), dem Menschenopfer gebracht werden, den Sonnengott (Melkarth). In Kreta herrschte Minos, der Sohn der von Zeus in Gestalt eines weißen Stiers entführten Europe („der Finsteren"), der Tochter des Phönix von Sidon; offenbar ist sie die nach Westen entweichende, ihr Licht verbergende Astarte. Minos findet seinen Tod in Sicilien, wo ihn der König der Sikaner in einem warmen Bade erstickt, und die ihn begleitenden Kreter bauen zu seinem Andenken die Stadt Minoa. Diese Stadt aber war eine Colonie der Phönicier und wurde von ihnen **Rus Melkarth** (Vorgebirge des Melkarth) genannt, und Minos ist der in den warmen Fluthen des Westmeeres untergehende Melkarth. Auch auf den Inseln Melos und Thera setzten sie sich fest, ebenso auf Lemnos und Samothrake. Der Dienst der Aphrodite auf Kythera stammte von ihnen her; sie legten dort Purpurfärbereien an und trieben Purpurfischerei. Auf Thasos und Euboea trieben sie lohnenden Bergbau. Auch auf dem Festlande gründeten sie an den Küsten, die sie sich von den benachbarten Inseln aus wohl auch zinsbar zu machen suchten, Handelsstationen, namentlich im Peloponnes, z. B. Nauplia im Meerbusen von Argolis, andere im Golf von Lakonien, an der Küste von Elis, auf dem Isthmos von Korinth, an der Ostküste von Hellas. Dort finden wir überall Götterdienste, die dem arischen Cultus fremdartig und sicher phönicischen Ursprungs sind, wie der „verschlingende Zeus" (Zeus Laphystios), dem in Iolkos und Orchomenos Menschenopfer gebracht wurden, auf der Höhe von Korinth die Hera Akraea, der man Kinder der Ionier opferte wie dem Moloch in Kreta. Der Dienst der Aphrodite in Korinth war ganz dem der Aschera gleich; ja Melkarth wurde dort unter seinem eigenen Namen (Melikertes) verehrt; er war mit seiner Mutter Ino, der Tochter des Kadmos, vor seinen Vater Athamas (§. 17) aus Iolkos dorthin geflohen. Später wurden die Phönicier allerdings sowohl von den Küsten Griechenlands wie von den griechischen Inseln wieder verdrängt, als unter den Griechen ein kriegerischer Geist erwachte; jedenfalls aber verdankten diese ihnen doch viel. Kunst und Gewerbfleiß erhielten durch sie die mannigfachste Anregung; die Vortheile der Schifffahrt lernten die Griechen zuerst durch sie kennen. Ueberhaupt muß in jenen Zeiten unter den Völkern um die Osthälfte des Mittelmeeres ein sehr lebhafter Verkehr und eine große wechselseitige Einwirkung des einen auf das andere stattgefunden haben, wie aus der großen Uebereinstimmung in den zufälligsten Kleinigkeiten auf den noch erhaltenen Denkmälern, die sich ohne absichtliche Nachahmung gar nicht erklären läßt, deutlich zu erkennen ist.

Diese Uebereinstimmung zeigt sich in der Anlage der Festungen, Tempel und Gräber wie in dem Hausgeräth, den thönernen Vasen, dem Goldschmuck, den geschnittenen Steinen der Aegypter, Asiaten und Griechen. Die fabelhaften Thiere Assyriens und Babylons finden sich ganz eben so wieder auf altgriechischen Vasengemälden, der farbige Schmuck an den ältesten griechischen Tempeln; die Bemalung der Bildwerke in den Giebelfeldern derselben ist ganz die nämliche wie an den Bildwerken der Königspaläste zu Ninive. Die eleganten Sessel und Tische der ägyptischen Denkmäler, die Kriegs- und Rennwagen auf den Wänden ägyptischer und babylonischer Tempel und Paläste finden sich wieder auf altgriechischen Vasen. Wie wir auf den Denkmälern Assyriens und Aegyptens den König voranstürmen sehen in der Feldschlacht, Alle an Größe weit überragend, so läßt auch der griechische Dichter Homer seine Helden dem niederen Volke voranstürmen auf flüchtigem Gespann; er läßt die Griechen führen von Ares und Pallas Athene:

„Beide schön in Waffen und groß, wie unsterbliche Götter,
Weit umher vorstrahlend; denn minder an Wuchs war die Heerschaar."

Und wollte man auch sagen, dies könne sich unabhängig von einander in den verschiedenen Gegenden nach innerer Nothwendigkeit so übereinstimmend gestaltet haben, so ist es doch gewiß ein überzeugender Beweis von dem lebhaften Völkerverkehr, der im hohen Alterthum in jenen Gegenden stattfand, daß sich dieselbe Uebereinstimmung auch in den geringfügigsten Dingen der Mode wieder findet, der nämliche Faltenwurf der Gewänder an den altgriechischen Bildsäulen wie an denen in Asien, ja sogar dieselbe sorgfältige künstliche Anordnung und Ringelung des Haupt- und Barthaares, „schöngelockt und zierlich mit Gold und Silber durchringelt."

Mit dem Beginn des Heroenzeitalters tritt der Name der Pelasger immer mehr in den Hintergrund, und an seine Stelle kommt zunächst der Name der „Achäer", der dann selbst wieder durch den der Hellenen verdrängt wird. Mit Unrecht glaubte man früher, daß diese ein von den Pelasgern völlig verschiedenes Volk gewesen seien. Wäre dies der Fall, so würde es sich nicht erklären lassen, daß in Arkadien wie in anderen Theilen Griechenlands, die noch in der spätesten Zeit pelasgisch blieben, die Bewohner doch griechisch sprachen; denn man kann doch nicht füglich mit Herodot glauben, daß sie wie die übrigen Pelasger, d. h. nach seiner Meinung alle Griechen außer den Thessälern*) und Dorern, ursprünglich eine barbarische Sprache geredet und dieselbe nachher umgelernt hätten. Es ist sicher, daß die Hellenen dem Ursprunge und dem inneren Wesen nach von den Pelasgern nicht verschieden waren. Man könnte sich beide als nahe verwandte Zweige eines und desselben uralten griechischen Gesammtvolkes denken; der Hellenenstamm, den Kampf und die Jagd liebend, schaarte sich um thatendurstige, ritterliche Helden- und Fürstengeschlechter, erhob sich, von seinen ursprünglichen Sitzen in Thessalien ausgehend über seine friedliebenden, ackerbauenden Stamm- und Gaugenossen und unterwarf sie im größten Theile des Festlandes, womit zugleich eine be-

*) Die Thessaler können hier übrigens nicht einmal den Pelasgern entgegengesetzt werden, da sie ursprünglich zu den Thesproten in Epirus gehörten, die Herodot selbst zu den Pelasgern rechnet.

stimmtere Sonderung der Hauptstämme der Hellenen hervortrat, so daß nicht ein Aufdrängen fremder Oberherrschaft, sondern vielmehr eine Erhebung des äußerlich Stärkeren und innerlich Kräftigeren über das Schwächere und weniger Edle stattgefunden hätte. Am wahrscheinlichsten war indessen der Umschwung ein allgemeiner, nicht bloß von einem einzelnen Stamme ausgehender. Wo der Ackerbau an die Stelle des Hirtenlebens trat, mehrte sich bald auch der Besitz; dadurch wurden die räuberischen Bergbewohner zu Ueberfall und Raub gereizt; die Bauern sahen sich zur Vertheidigung ihrer Habe genöthigt; sie bauten Burgen zum Schutz, und die Angreifer folgten ihrem Beispiel, um den Raub sicher zu bergen; auch an Feindschaft und Kampf zwischen den einzelnen ackerbauenden Gemeinden fehlte es nicht. Das Leben des Volkes gewann allmälig einen kriegerischen Charakter; der Verkehr mit den Phöniciern, der Einfluß des Seelebens wirkte zur Erstarkung des kriegerischen Sinnes ohne Zweifel mit. Die Folge davon war, daß an die Stelle des patriarchalischen Fürstenthums der Stammhäupter ein kriegerisches Königthum trat. Um die ritterlichen Helden- und Fürstengeschlechter sammelte sich ein Gefolge reisiger Dienstmannen, die durch größeren Landbesitz in den Stand gesetzt ihrer Kampfeslust zu folgen, die Gefahren des Krieges mit dem Fürsten theilten und dann auch im Frieden seine Genossen blieben, beim frohen Mahle wie im Rathe und Gericht. Ihren Kriegsruhm wie ihren durch die Beute vermehrten Besitz auf ihre Söhne vererbend, sonderten sie sich als Stand von höherer Ehre und Ansehen von der Menge der friedliebenden, minderbegüterten Bauern, die sich der Anerkennung ihres Vorzuges um so weniger entziehen konnten, je mehr sie ihres Schutzes bedurften. So vermochten sie nicht nur die Phönicier von der Ostküste von Hellas zu vertreiben, was die Sage an die Thaten des Theseus (§. 16) knüpft, sondern sie wagten sich auch, den Phöniciern gleich, auf das aegaeische Meer hinaus, und ihre Raubzüge zwangen die Küstenbewohner ebenso Burgen zu bauen, wie früher die Ackerbauer.

Mit diesem Umschwunge der ganzen Lebensrichtung des Volkes tritt der Name der Pelasger allmälig in den Hintergrund; er erhielt sich zuletzt nur für die, welche den neuen Bestrebungen am meisten fremd blieben, und gleichzeitig sondern sich immer entschiedener in Mundart und Sitte die späteren hellenischen Stämme von einander ab. Noch aber erscheint nicht der Name der Hellenen als Gesammtbezeichnung für das ganze Volk. Noch in den homerischen Gedichten kommt er nur für die Gefährten des Achilleus aus Phthia in Thessalien vor. Denselben Namen aber finden wir auch in Dodona wieder. Sellen oder Hellen hießen die dortigen Priester des Zeus; dort lag die Landschaft Hellopia oder Hellas. Vielleicht durch Barbarenschwärme aus Epirus verdrängt, waren sie von dort nach Thessalien gezogen. Als Gesammtname für die kriegerischen Griechen der Heroenzeit wird vielmehr oft der Name des damals mächtigsten Stammes, der Achäer, gebraucht, dem die gefeiertsten Helden und die größten Herrscher in der Zeit des trojanischen Krieges angehörten. Von Thessalien gingen sie in der Folge nach dem Peloponnes und bemächtigten sich der Landschaften Argos (in Nordosten) und Lakonika. Die übrigen Stämme, die Minyer in Iolkos und Orchomenos, die Boeotier und andere faßte man später unter dem Namen der Aeoler, d. h. der Bunten, Gemischten, zusammen. Ein Theil von ihnen verband sich mit den Achäern

und gründete die äolischen Colonien in Kleinasien. Auch in Korinth waren nach der Sage Aeoler. Dagegen treten die beiden später bedeutendsten Stämme, der Jonier und Dorer damals noch ganz zurück. Jene hatten an der Nordküste des Peloponnesos, auf dem Isthmos, in Attika und auf Euboea ihren Sitz, die Dorer in den nördlichsten Gebirgsgegenden Thessaliens am Olympos, von wo sie sich dann weiter südlich nach dem Oeta und Parnassos zogen.

Auf das Heroenzeitalter folgten dann stürmische Zeiten der Wanderung und des Kampfes; die Stämme zerstreuten sich und verfeindeten sich, und Jahrhunderte vergingen, bis wieder ein geordneter und gesicherter Besitzstand eingetreten und Alle zur Ruhe gelangt waren. Die Stämme waren jetzt bestimmt abgegrenzt und von einander geschieden, aber gleichzeitig machte sich wieder ein erhöhtes Gefühl der Stammverwandtschaft geltend; in dem Heiligthum zu Delphi, in den Festspielen zu Olympia hatten Alle einen religiösen und nationalen Vereinigungspunkt gefunden; man bedurfte auch wieder eines Gesammtnamens. Der Name der Achäer war aus einem allgemeinen längst wieder ein bloßer Stammname geworden und blieb der ausgewanderten Bevölkerung von Argos und den alten Bewohnern von Phthiotis; über die Achäer hatten sich in den Zeiten des langen Kampfes andere Stämme erhoben. Der Name der Pelasger blieb denen, die von der alten Bevölkerung Thessaliens zunächst nach Attika und von da nach dem Athos, nach Lemnos, Imbros und Kleinasien gegangen waren, von den Thürmen, die sie zum Schutz gegen die einheimische Bevölkerung bauten, auch Tyrrhener genannt. Seeraub und Sklavenhandel treibend, waren sie von der Culturbewegung des griechischen Volkes ganz unberührt geblieben. Die Thessaler und Dorer hatten der neuen Entwicklung den mächtigsten Anstoß gegeben; ihre Eroberungen hatten die neue Zeit herbeigeführt, und die Namen Hellas und Hellenen, die sie aus der alten Heimath in die neue mitbrachten, wurden nun im Laufe des achten Jahrhunderts Gesammtnamen für Land und Volk. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit fand dann auch in einer noch später entstandenen mythischen Genealogie Ausdruck, welche die gesammte Nation auf einen gemeinsamen Stammvater zurückführt, während man früher die Ahnherrn der vier Stämme unmittelbar von den Göttern abgeleitet hatte, indem man dem Doros und Jon den Apoll, dem Aeolos den Zeus und dem Achaeos den Poseidon zum Vater gab. Des Titanen Prometheus, des mit Weisheit in die Zukunft hinaus schauenden Wohlthäters der Menschen, und der Pandora Sohn Deukalion zeugte nach jener Sage, außer den nach der Fluth entstandenen Steinmenschen (S. 8), von denen man die Leleger ableitete, noch einen Sohn mit der Pyrrha, den Hellen. Dieser hatte drei Söhne, Doros, Xuthos und Aeolos. Xuthos wurde von seinen beiden Brüdern aus Thessalien vertrieben; Erechtheus, der Nachfolger des Kekrops, nahm ihn in Attika auf und gab ihm zum Lohn für geleistete Hülfe im Kriege seine jüngste Tochter Kreüsa zum Weibe, die ihm zwei Söhne, den Jon und Achaeos gebar, von denen der erstere nach dem Erechtheus König von Athen wurde. Auch im Peloponnes erscheint Jon, und andere Sagen berichten deshalb, Xuthos sei mit seinen Söhnen zuerst nach Aegialëa gegangen, wo Jon sich mit der Tochter des Königs vermählte und

König wurde; dann erst sei er von den Athenern zu Hülfe gerufen, auch bei ihnen zur Herrschaft gelangt, oder Xuthos sei mit seinen Nachkommen von den Söhnen des Erechtheus vertrieben; da sei Ion nach Aegialea, Achaeos wieder nach Thessalien gegangen; die Söhne des Letzteren aber gingen dann nach dem Peloponnes zurück und nahmen Argos und Lakonien ein. Auf alte Kunde und Ueberlieferung gründet sich dieser Mythos natürlich nicht, sondern nur die Vorstellungen der späteren Zeit über frühere Zustände und Verhältnisse haben in ihm ihren Ausdruck gefunden.

---

§. 15. Die Religion der Hellenen.

Wie auf den gesammten Bildungsstand der Hellenen, so konnte auch auf ihre Religion der Verkehr mit fremden Völkern nicht ohne bedeutenden Einfluß bleiben, und es läßt sich bestimmt nachweisen, daß sie den Dienst einzelner Götter aus Phönicien und Syrien empfangen haben (S. 113, 116); aber dennoch ist ihre Religion ganz ihr Eigenthum, weil alles Fremde unter dem milden Himmel Griechenlands und durch den lebhaften Sinn der Hellenen für Schönheit und Freiheit bald eine durchaus eigenthümliche Gestalt gewann. — Anfangs bestanden die verschiedenen Göttersagen der einzelnen Stämme und der verschiedenen Gegenden neben einander. Gleiche Stämme hatten auch gleiche Gebräuche, gleiche Götterdienste, gleiche Feste. So verehrten die kleinasiatischen Ionier die attischen Götter; sie nahmen die Satzungen der Väter aus der alten Heimath mit; ihre Götter haben dieselben Beinamen, sie feierten dieselben Feste wie dort; was bei ihnen anders war als bei den Athenern, ist später hinzugekommen. Wie die einzelnen Stämme, so hielten auch die einzelnen Geschlechter an ihren besonderen Götterdiensten fest. Dabei aber hatte der Polytheismus doch nicht die ausschließende Richtung des Judenthums und des Christenthums, und die Aneignung des Fremden war besonders da leicht, wo ein Götterdienst aus verwandten Gefühlen entstanden war. So kam es, daß die hellenischen Stämme die verschiedenen Dienste, die sie auf ihren Wanderungen vorfanden, neben den eigenen pflegten, die sie mitbrachten; die meisten peloponnesischen Heiligthümer z. B. gehörten den Achäern und Pelasgern; nur selten kommen Beispiele von Vernachlässigung eines alten Cultus vor. Leicht konnte es so geschehen, daß die Bedeutungen der einzelnen Gottheiten im Laufe der Zeiten sich wandelten, daß sie mit anderen Gottheiten vermischt wurden, und daß Götter verschiedener Stämme, deren Wesen ursprünglich derselbe Gedanke zu Grunde lag, als verschiedene Götter aufgefaßt, daß dieselben Gottheiten oft unter verschiedenen Namen verehrt wurden. Von Anfang bildeten die Götter Gruppen. Wo z. B. Athene verehrt wird, da finden wir auch die Verehrung des Zeus. Später wurden die verschiedenen Gruppen zu einem Ganzen vereinigt; aber mit der so ausgebildeten Mythologie stimmte der Localcultus keinesweges allenthalben überein. So erscheint Dione bei den epischen Dichtern nur als eine untergeordnete Göttin, in Dodona aber ist sie die Gemahlin des Zeus, welche die Begriffe der Hera und Aphrodite in sich vereinigt. In Epirus blieb sie die Hauptgöttin, während sie bei den Dichtern

von der Hera verdrängt wurde. So war auch Hebe, nach den Dichtern nur Mundschenkin der Götter, in Phlius und Sikyon eine Hauptgöttin. Schon in uralter Zeit vergaßen die Hellenen den ursprünglichen Sinn jener auf einer tiefen Anschauung der Natur beruhenden Mythen, nach welchen die Götter nur persönlich gedachte Naturkräfte waren (S. 112 flgd.), und so bildete sich bei ihnen jener glänzende olympische Götterstaat aus, in welchem die Götter vergeistigt erscheinen als ein alle Richtungen des menschlichen Lebens ordnendes erhabenes Geschlecht von Königen und Helden, als menschlich gestaltete, menschlich denkende und fühlende Wesen, Ideale der Menschheit, reine Gebilde einer künstlerischen Phantasie. Die Feststellung des späteren mythologischen Systems ist namentlich von den delphischen Amphiktyonen ausgegangen; die epischen Dichter aber, vornehmlich Homeros und Hesiŏdos, waren es, welche die einzelnen Göttersagen allmälig zu einem künstlerischen Ganzen vereinigten, und ihre schöpferische Phantasie ließ nun jene Mythen in einer solchen Gestalt erscheinen, daß sie immer mehr zu einer Religion der Schönheit ausgebildet wurden.

Aus dem Chaos, einer ungeordneten, verworrenen Masse, die alles Dasein im Anfange umschloß, ging nach Hesiod zuerst die Erde (Gē oder Gaia) hervor, dann der dunkle Tartăros (die Unterwelt) und Erōs (die Liebe), der schönste der Götter. Ferner entstanden aus dem Chaos die unterirdische und die irdische Nacht, aus denen dann der lichte Aether und der Tag geboren wurden. Die Erde aber brachte den Urănos, den gestirnten Himmel, hervor, welcher mit ihr die riesenhaften Geschlechter der Titanen, zu denen Kronos gehörte, der Kyklopen und der Hekatoncheiren oder Hundertarmigen erzeugte. Um sich in der Herrschaft zu behaupten, stürzte Uranos seine Kinder in den Tartaros. Da gab Gaia dem Kronos eine diamantene Sense, mit der er den Uranos tödtlich verwundete. Seine Blutstropfen fielen auf die Erde, und aus denselben entstanden die Giganten, drachenfüßige Riesen, und die Erinnyen, weibliche Wesen, mit Schlangen um das Haupt, den Leib mit Nattern umgürtet, die furchtbaren Rächerinnen jeglichen Verbrechens. Kronos bemächtigte sich nun der Herrschaft, und um sich dieselbe zu sichern, verschlang er seine eigenen Kinder, bis ihn seine Gemahlin Rheia durch einen Stein betrog, den sie ihm statt ihres Kindes, des Zeus, zu verschlingen gab. Verborgen vor seinem Vater, wuchs Zeus auf der Insel Kreta heran und beraubte ihn der Herrschaft. Mit Hülfe der Kyklopen und Hekatoncheiren besiegte er die Titanen und stürzte sie in den Tartaros hinab; Kronos aber entfloh und herrscht nun im Elysion am fernen Okeănos.

Alle diese Gottheiten lagen den Hellenen zu fern, als daß sie die Darstellung derselben hätten zu einer Hauptaufgabe der Kunst machen sollen. Am bedeutendsten noch tritt in dieser Beziehung Kronos hervor. Er wird als ein bleicher, mürrischer, verschrumpfter Greis mit langem Barte dargestellt, in sitzender Stellung, mit halbverhülltem Haupte, in der Hand ein langes, in eine Sichel ausgehendes Messer haltend.

Mit Zeus beginnt nun die Herrschaft der zwölf olympischen Götter, unter welchen er selbst der größte ist. Nachdem er auch die Giganten, welche den Himmel stürmen wollten, und den von der Erde und dem Tartaros erzeugten Typhon, ein Ungeheuer mit hundert Drachenköpfen und flammen-

sprühenden Augen, überwältigt hatte, war seine Herrschaft für immer gesichert. Er, der Allwaltende, ist der König und Vater der Götter und Menschen. Er beherrscht den Himmel, Tage und Jahreszeiten; Blitz und Donner, Wind, Regen und Schnee sind sein Werk. Er waltet aber mächtig auch unter den Menschen. Er beschirmt den Staat und das Haus; er nimmt sich der Hülfeflehenden gnädig an und steht dem Bedrängten bei. Er hört den Schwur und bestraft den Meineid. Er verleiht Sieg gegen die Feinde und trägt auch das Schicksal in seiner Hand; ja sein Wille ist das Schicksal selbst. Er durchschaut deshalb auch die dunkle Zukunft und ist somit der Gott der Weissagung.

Gewöhnlich wird er als ein Mann von majestätischer Gestalt dargestellt, das Haar von der oben klaren, unten sich mächtig vorwölbenden Stirn emporstrebend und in reichen Locken an der Seite herabwallend; ebenso fällt der volle Bart in mächtigen Locken auf die edel und breit geformte Brust herab. Siegreiche Macht und würdevolle Ruhe prägen sich in den feinen, milden Gesichtszügen wie in der ganzen Haltung des Gottes aus. Er ist daher meistens auf einem Thron sitzend dargestellt, mit bis auf die Hüften hinabgesunkenem Gewande, in der einen Hand den Blitzstrahl tragend, in der andern das Scepter, das Zeichen der Macht. Oft hält er auch eine Siegesgöttin in der Hand; neben ihm aber findet sich sein Bote, der Adler.

Seine Gemahlin ist seine Schwester **Hera**, die Königin des Himmels. Als rechtmäßige Gemahlin des Zeus ist sie die Beschützerin der Ehe, über deren Heilighaltung sie mit Strenge wacht, und sie genoß als solche große Verehrung. Der Pfau war ihr geheiligt als Symbol des gestirnten Himmels. Ihre Dienerin ist die leicht beschwingte Iris (der Regenbogen).

Bei den alten Dichtern erscheint der Charakter der Göttin würdevoll und edel, aber zugleich stolz, herbe, streng und starrsinnig. In die künstlerischen Darstellungen ging davon nur der Charakter edler Frauenwürde über. Die Gestalt der Göttin strahlt in unvergänglich blühender Schönheit. Das schöne, sanft gerundete Antlitz ist ehrfurchtgebietend, ohne Schroffheit. Von der sanftgewölbten Stirn wallen die Haare schräg hinab, und die großen, klaren Augen schauen gerade vor sich hin. Bekleidet ist sie mit einem Untergewande, das nur Hals und Arme frei läßt, und um die Mitte der Gestalt liegt ein Obergewand. Das Haupt ist mit einem Schleier geschmückt, der in den ältesten Darstellungen die ganze Gestalt umhüllt, in den Zeiten der Blüthe griechischer Kunst aber meist nach dem Hinterhaupte zurückgeschlagen erscheint.

Schon vor seiner Ehe mit der Hera war Zeus mit der Metis (Klugheit), der Tochter des Titanen Okeanos, vermählt. Da ihm geweissagt war, sie werde eine dem Vater ähnliche Tochter und einen noch gewaltigeren Sohn bekommen, so verschlang er sie, und nun wurde aus seinem Haupte **Pallas Athene** geboren. Aus dem Haupte des erhabensten Gottes entsprossen, vereinigt die jungfräuliche Göttin in sich die Ideen erhabener Reinheit, Strenge, Milde und Verderblichkeit. Sie ist die „strahlenäugige" Göttin des himmlischen Lichtes, von dem der erquickende Thau auf die Erde herniederfließt. Sie hatte den ersten Oelbaum auf der Burg von Athen gepflanzt, dessen Oel die Flamme nährt. Sie ist die Göttin der Weisheit und des Verstandes, die wiedergeborene Metis, und als solche schirmt sie die Herrschaft im Frieden wie im Kriege. Deshalb steht sie auch allen Künsten des Friedens vor, den weib-

lichen (dem Weben, Spinnen, Sticken) ebenso wie den männlichen; auch die Heilkunst steht unter ihrem Schutze. Nicht minder aber ist sie auch Göttin des Krieges, sofern derselbe Ueberlegung und besonnene Tapferkeit bedarf. Heilig war ihr die Eule, als Symbol ernsten Nachdenkens, und der Hahn, als Sinnbild der Wachsamkeit, Thätigkeit und Kampfrüstigkeit; aber auch die Schlange, die Schwalbe, die Krähe, der Geier, als Symbole der Klugheit. Unter den Pflanzen ist ihr der Oelbaum geweiht.

Schon früh stellte man die schützende Göttin mit erhobenem Schilde und geschwungenem Speere dar; man gab ihr auch wohl zur Bezeichnung ihrer friedlichen Wirksamkeit noch Rocken und Spindel in die Hand. Man glaubte, daß von dem Besitze eines solchen alterthümlichen Pallasbildes oder Palladiums die Wohlfahrt der Stadt abhinge. In den Bildsäulen der Göttin aus der Blüthezeit griechischer Kunst bildet ruhiger, klarer Ernst und Bewußtsein der Kraft den Grundcharakter. Namentlich prägt sich derselbe aus in der reinen Stirn, der lang und fein gebildeten Nase, dem kunstlos längs der Stirn zurückgestrichenen und in den Nacken herabwallenden Haare. Das Haupt ist mit einem Helme bedeckt, Brust und Schultern mit einem Panzer oder einem Ziegenfell, der Aegide (Aigis). Der Schild steht entweder neben ihr auf dem Boden, wenn sie als die ruhig herrschende, siegreiche Göttin, oder sie hat ihn emporgehoben, wenn sie als schützend und vorkämpfend dargestellt wird.

Der Lieblingssohn des Zeus ist der goldgelockte, fernhin treffende Phoebus (Phoibos) Apollon, den ihm Leto oder Latona (die Dunkelheit) zugleich mit der Artemis auf der Insel Delos geboren hatte. Spätere Dichter sagen nämlich: Leto sei vom Hasse der Hera verfolgt worden, welche den Drachen Python ausgesandt habe, um sie zu plagen, und die Erde beschwor, ihr keine Zufluchtsstätte zu gewähren. Die Insel Delos aber war durch den Schwur nicht gebunden, denn sie hatte noch keine feste Stätte, sondern schwamm im Meere. Dort fand Leto endlich Zuflucht, und nun wurde daselbst Apollon und seine Zwillingsschwester Artemis geboren. Schon vier Tage nach seiner Geburt tödtete Apoll den Drachen Python, der in einem furchtbaren Erdschlunde bei Delphi hauste; dafür aber mußte er acht Jahre lang dem thessalischen Könige Admētos (d. h. dem unbesiegbaren Beherrscher der Unterwelt) Knechtsdienste leisten, bis er endlich im Thale Tempe von seinem Frevel entsühnt wurde. Er war ursprünglich der Lichtgott der im Norden von Griechenland wohnenden Völker, und durch die Dorer, deren Hauptgott er war, wurde sein Dienst durch ganz Griechenland verbreitet. Er ist der heilige, reine Lichtgott, der alles Unreine, weil es der Finsterniß angehört, bekämpft, der überall Ordnung hervorruft, und wo sie gestört ist, reinigt und sühnt. So waltet er Leben weckend in der Natur; er vertreibt den Winter mit seinen Schrecknissen; er läßt die Saaten reifen zur Nahrung für Menschen und Vieh; er schützt dieselben vor schädlichen Thieren, und ihm wurden deshalb die Erstlinge der Ernte, Früchte, Blumen und dgl. zum Dankopfer gebracht. Ebenso waltet er auch unter den Menschen. Er schirmt die Pforte des Hauses; er giebt dem Wanderer sicheres Geleit und erhellt seinen Pfad; dem Kranken verscheucht der heilbringende Gott die Finsterniß der Nacht, und dem Frommen bereitet er, wie Artemis, mit sicher treffendem Geschoß einen sanften und schnellen Tod; aber eben so trifft der zürnende Gott auch des übermüthigen Frevlers

schuldiges Haupt. So beruhigt er auch das Gemüth der Menschen dadurch, daß er sie auf eine höhere Ordnung der Dinge hinweist, indem er als weissagender Gott ihnen die Gedanken des Zeus verkündet, die Zukunft enthüllt und durch Gesetze den Willen der Gottheit offenbart. Als weissagender Gott ist er aber zugleich Gott der Dichtkunst und Musik; denn in ihr wie in der Weissagung ist ja die nämliche göttliche Begeisterung. Er, der leuchtende Gott des Lichtes, der die Harmonie des Weltlaufs ordnet und überall Glanz und Freude verbreitet, trägt daher die rein und hell tönende Kithara und ist der Führer der Musen (S. 129). Heilig war ihm der Lorber, dessen Zweige, in Wasser getaucht, zu den mit seinem Dienst verbundenen Besprengungen und Reinigungen gebraucht wurden. Ebenso war ihm der Schwan geheiligt wegen seines glänzend weißen Gefieders. Später wurde er vielfach mit dem Sonnengotte Helios verwechselt. Sein berühmtestes Heiligthum war zu Delphi in der Landschaft Phokis in Hellas.

Die Kunst stellte den Gott meistentheils als blühenden Jüngling dar, dessen hehre Gestalt Zartheit der Jugend und gediegene Kraft wunderbar vereinigt, bald wie er mit edlem Stolze von dem überwundenen Gegner wegschreitet, bald wie er vom Kampfe ausruht, oder wie er die Kithara spielt. — Ueber die herrlichsten Darstellungen des Gottes vgl. §§. 31 und 33.

Mit Apollon zugleich wurde in allen Haupttempeln seine Zwillingsschwester, die jungfräuliche A r t ĕ m i s, verehrt. Wie jener, ist sie eine schützende, rettende, erhaltende, Licht und Leben gebende, und eine kämpfende, strafende, vernichtende Gottheit zugleich. Die Kyklopen schmiedeten ihr Bogen, Köcher und Pfeile, mit welchen sie Seuche und Pest denen sendet, welchen sie zürnt; wem sie aber gnädig ist, dem verleiht sie Wohlstand, giebt seinen Feldern Fruchtbarkeit, schenkt ihm ein friedsames Leben und ein hohes Alter. Unter den Thieren pflegt sie besonders das Wild, und auf waldigen Bergeshöhen ergötzt sie sich an der Jagd. So wurde sie als Jagd- und Waldgöttin besonders in Arkadien verehrt. Jungfräuliche Nymphen umgeben sie dort, theils als Gespielinnen beim Tanz, theils als Dienerinnen, die ihr die Jagdschuhe schmücken, die Hunde warten, wenn sie von der Jagd heimkehrt, und die Hirsche füttern, welche ihren Wagen ziehen. Ebenso war sie dort Schutzgöttin der Gewässer und wurde als Naturgottheit nicht mit Apollon, sondern mit Dionysos (s. S. 135) zusammen verehrt. Unter den Menschen erfahren ihren Schutz besonders die Frauen und Kinder. Sie schirmt die Geburt des Kindes; sie verleiht den Jungfrauen schlanken, kräftigen Wuchs und blühende Schönheit, und wie sie mit neunjährigen Nymphen zu tanzen pflegt, so verherrlichten Tänze der Jungfrauen ihren Dienst, und die athenischen Mädchen zwischen fünf und zehn Jahren mußten ihr wenigstens e i n Jahr lang dienen.

Wie man sich im Alterthume das Gedeihen der Feldfrüchte, die Gesundheit und Vermehrung des Viehes und selbst der Menschen vielfach von dem Einflusse des Mondes abhängig dachte, so wurde auch die lebenspendende Artĕmis zur Mondgöttin und wird als solche mit Fackel und Halbmond abgebildet. Sie ist in dieser Hinsicht ursprünglich eins mit der Nacht- und Mondgöttin Hekăte und mit der Persephŏne, so daß sie dann zu den Göttern der Unterwelt gehört. — Furchtbar erscheint die taurische Artĕmis, d. h. die Stiergöttin*),

*) Sie ist die Astarte (S. 78), die Göttin des wandernden Mondes.

die in Attika, Lakonika, Aulis und an andern Orten verehrt wurde, und deren bloßer Anblick in Wuth versetzen sollte. Ihr brachte man in den ältesten Zeiten Menschenopfer dar, und noch in späterer Zeit wurden zum Andenken daran zu Sparta an ihrem Altare Knaben blutig gegeißelt, und mit dem Blute derselben ward der Altar der furchtbaren Göttin besprengt.

Eine ähnliche Gottheit fanden die Griechen bei den Skythen auf der Halbinsel Krim, der Fremdlinge geopfert wurden, welche an der Küste gestrandet oder im Kriege gefangen genommen waren. Diese Göttin nannten sie daher auch die taurische Artemis und das Land Tauris. Sie gaben ihr den Beinamen Iphigenia (Iphigeneia), unter welchem sie auch in Griechenland verehrt wurde. Später wurden die Menschenopfer den Griechen ein Gräuel, und nun leitete man die furchtbare Göttin selbst von den Barbaren ab. Iphigenia wurde nun eine Jungfrau, ihr zum Opfer geweiht, und dann als Priesterin ihr Menschenopfer darbringend, und man sagte, ihr Bruder Orestes (der Name bedeutet einen Bergbewohner) habe das Bild der Göttin nach Griechenland gebracht und ihren Dienst daselbst eingeführt.

In künstlerischen Darstellungen erscheint Artemis gewöhnlich in jugendlicher, schlanker Gestalt, mit aufgeschürztem oder auf die Füße herabwallenden Gewande, entweder (als Jägerin oder kämpfende Göttin) im Begriff, den Pfeil aus dem Köcher zu ziehen, oder den Köcher zu schließen, oft auch (als Licht und Leben spendende Göttin) mit auf den Rücken zurückgeworfenem Bogen und Köcher, in beiden Händen Fackeln tragend. Oefter hält sie auch Bogen und Fackel zugleich in der Hand, weil sie zugleich Licht und Tod bringt. Als Pflegerin des Wildes erscheint sie oft, eine heilige Hirschkuh an sich heranziehend.

Als die Griechen nach Asien kamen, fanden sie daselbst, und namentlich zu Ephesos in Kleinasien, den Dienst der großen Naturgöttin, die unter verschiedenen Namen in ganz Vorderasien verehrt wurde, und wie sie gewohnt waren, bei allen Völkern ihre eigenen Götter wiederzufinden, so nannten sie dieselbe Artemis. Der Dienst der ephesischen Artemis, der später so berühmt wurde, ist also nicht griechischen Ursprungs. Das Symbol dieser Alles nährenden Göttin war die Biene. Sie wurde mit ausgebreiteten Armen dargestellt, um anzudeuten, daß sie Alles mit mütterlicher Liebe umfasse. Ganze Schaaren von Priesterinnen dienten ihr, und aus ihnen ist die Sage von dem kriegerischen Frauenvolke der Amazonen entstanden, wie denn auch Amazonen das Heiligthum der Göttin zu Ephesos sollten errichtet haben, und sie selbst in Amazonenkleidung erscheint.

Poseidon, welcher ein Bruder des Zeus genannt wird, war eine ursprünglich pelasgische Gottheit und wurde frühzeitig Hauptgott der Ionier. In der ältesten Zeit betrachtete man ihn als einen segnenden Gott, den Gott des befruchtenden und nährenden Quellwassers, der durch den Schlag seines Dreizacks Quellen und Flüsse aus der Erde und dem Felsen hervorsprudeln läßt, weshalb ihm auch die Erstlinge der Ernte dargebracht wurden. Aus dem Wassergotte wurde dann aber der Beherrscher des wildbrausenden Meeres. Auf dem Grunde desselben bei der Stadt Aegae auf der Insel Euboea hat er seinen glänzenden Palast. Dort thront er, umgeben von einem Kreise ihm untergebener Meergötter und Meergöttinnen, und wenn er auf seinem von

Seepferden gezogenen Muschelwagen über den Meeresspiegel dahin fährt, so freut sich das ganze Meer, und die Ungeheuer spielen um ihn, ihren Gebieter. Die Schiffer brachten dem Gotte, der „finsteres Gewölk sammelt" und das Meer durch Stürme aufregt, Opfer dar, damit er ihnen glückliche Fahrt verliehe, und wie von der Gewalt der an die Küste schlagenden Wogen die Erde erdröhnt, so wurde er auch der „Erderschütterer" genannt, dessen Zorn die Erde erbeben läßt, aber auch ebenso dem Erdbeben ein Ende macht und die „Erde befestigt". Auch die Fischer verehrten den Wassergott, und der Dreizack, den er in der Hand trägt, war ursprünglich eine Harpune, der man sich beim Fange des Thunfisches bediente. Besonders heilig war ihm das Roß, theils weil es auf grasreichen, bewässerten Auen weidet, theils weil es der Sage nach aus dem Meere geboren (d. h. über das Meer nach Griechenland gekommen) war. Ebenso war ihm der Delphin heilig, weil dieser Fisch die Schiffe häufig begleitet. Poseidons Gemahlin ist Amphitrite, eine Tochter des Okeanos.

Der Dienst des Gottes verbreitete sich vom Isthmos aus nach Attika, Böotien und Argolis so wie nach allen griechischen Colonien; der Mittelpunkt desselben aber blieb doch auch später der Isthmos, wo ihm zu Ehren die isthmischen Spiele (§. 23) gefeiert wurden. — Dargestellt wurde er bald sitzend, bald stehend, bald bekleidet, wie er sanft und schnell als friedlicher Beherrscher des Meeres über dasselbe dahin schreitet, bald unbekleidet, heftig einherschreitend und den Dreizack schwingend; an Gestalt dem Zeus ähnlich, aber schlanker und kräftiger. Das Haar, gesträubt und wild durch einander geworfen, ist zuweilen mit einem Fichtenkranze geschmückt, weil die Fichte, welche das Schiffsbauholz lieferte, dem Gotte heilig war. In der Hand hält er den Dreizack, und große Seethiere umgeben ihn.

Der Gott des Feuers ist Hephaistos, ein Sohn des Zeus und der Hera. Dieselbe schämte sich seiner wegen seiner Mißgestalt und warf ihn deshalb vom Olympos herab. Er fiel in das Meer; doch die Meergöttinnen Eurynome und Thetis nahmen sich seiner an und pflegten ihn neun Jahre lang. Später wieder in den Olymp aufgenommen, wurde er vom erzürnten Zeus abermals herabgestürzt und fiel auf die Insel Lemnos. Er ist nicht der Gott des Feuers überhaupt, sondern nur des irdischen Feuers, auf dessen Abstammung vom himmlischen Feuer sein Herabschleudern vom Olymp hindeutet; darum ist er auch lahm, weil er nur das gebändigte irdische Element darstellt. Er wohnt auf dem Olymp, wo er sich einen Palast erbaut hat; aber er steht daselbst in sehr untergeordnetem Verhältniß als kunstreicher Schmied und Diener und wird oft den übrigen Göttern zum Gespött. Sein Lieblingsaufenthalt ist die Insel Lemnos, wo er in einem jetzt ausgebrannten Vulkane seine Werkstätte haben sollte; andere hatte er in anderen Vulkanen, so auf den liparischen Inseln und im Aetna. So wurde er Gott aller Künste und Handwerke, bei denen Feuer angewandt wird, und ihm wurde deshalb von Schmieden und Töpfern das Fest der Hephaestien gefeiert, bei welchem man mit Fackeln nach einem Ziele lief. Seine Gesellen sind die Kyklopen, Söhne des Uranos und der Gaia, die dem Zeus Blitze schmieden, wie er auch selbst kunstreiche Arbeiten verfertigt; so machte er dem Poseidon seinen Dreizack, dem Hades einen unsichtbar machenden Helm, den Wagen des Sonnengottes, den Schild des Herakles und des Achilleus u. a.

Die Künstler stellten ihn so dar, daß die Lahmheit nur angedeutet wurde, ohne zu entstellen; deutlich zu erkennen aber ist er an der Handwerkerkleidung, welche den rechten Arm und die rechte Schulter frei läßt, an einer halbeiförmigen Mütze und am Schmiedegeräth.

Wie er den Kunstwerken, die er schuf, Schönheit verlieh, so war er, der häßlichste aller Götter, vermählt mit **Aphrodite**, der schönsten der Göttinnen, der Göttin der Liebe. Als sie aus dem Schaume des Meeres geboren war, trugen sanfte Westwinde sie auf die Insel Cythēra, das heutige Cerigo, im Süden von Griechenland, und dann nach Cypern. Kräuter und Blumen entsprossen dem Boden unter ihren Fußtritten, und Erōs und Himĕros (Liebe und Lust) geleiteten sie auf den Olymp zu den unsterblichen Göttern. Dies ist die hellenische Sage; nach der pelasgischen dagegen war sie eine Tochter des Zeus und der Dione. Schon bei den Pelasgern wurde sie mit der phönicischen Astarte vermischt; daher erscheint sie auch als Seegöttin, welche die Meereswogen glättet und den Schiffern glückliche Fahrt verleiht, auf einem Muschelwagen, von Delphinen begleitet. Ebenso ist sie die Himmelskönigin, Urania, im Sternenschmuck auf schimmerndem Throne ruhend, und in dieser Beziehung ist ihr der Morgen- oder Abendstern geweiht. — Durch Liebe beherrscht sie das Weltall, und selbst die unsterblichen Götter vermögen ihr nicht zu widerstehen. Ihre Begleiterinnen sind die **Chariten** oder **Grazien**: Aglaia, der Glanz, Euphrosyne, die Heiterkeit, und Thalia (Thaleia), die Blühende, die nicht nur die sinnliche Freude verklären, sondern auch den geistigen Genüssen der Kunst, Musik, Poesie und Beredtsamkeit erst die höhere Weihe verleihen. Diesen Huldgöttinnen schrieben die Griechen keinen eigenen Wirkungskreis zu, weil es eben zum Wesen der Grazie gehört, daß sie nicht selbst herrschen und Andere verdunkeln will. Darum suchen sie keinen Genuß und keine Freude, sondern theilen nur die, welche Aphrodite genießt; sie wollen nicht selbst glänzen und die Herzen erobern, sondern wollen nur Aphrodite durch sich glänzen und die Herzen gewinnen lassen. Ebenso ist auch **Peitho**, die sanfte Göttin der herzgewinnenden Ueberredung, Begleiterin der Aphrodite. — Wie Aphrodite die Lebenden in Liebe vereinte, so verband sie dieselben in liebender Sehnsucht auch mit den Theuern, die durch den Tod von ihnen geschieden waren. Die ihr geheiligte Myrte wurde auf die Gräber gepflanzt; mit Myrten bekränzte man sich beim Todtenopfer, und die Kränze von Rosen und Lilien, mit denen man die Grabstätten schmückte, nannte man Kränze der Liebe. Unter den Thieren waren ihr besonders heilig die Taube, der Schwan, die Schwalbe als Bote des Frühlings; denn der Frühling war die ihr geweihte Jahreszeit. In ihm war sie geboren, und wenn er alles Lebende zu Lust und Freude weckt, dann zieht sie mit großem Gefolge nach Thessalien, um sich zu erfreuen an den ewig grünen Matten des Thales Tempe; dann schmückt sich die Flur, und Blumen sprießen aus derselben hervor. — Der Dienst dieser Göttin war weit verbreitet durch ganz Griechenland; besonders blühte er unter den Dorern, namentlich in Korinth und seinen Pflanzstädten, ebenso auch in Kleinasien und vorzüglich in der dorischen Colonie zu Kos und Knidos. Auf der Insel Cypern, wo die berühmtesten Heiligthümer der Aphrodite in Paphos und Amăthūs waren, traf ihr Dienst mit der durch die Phönicier daselbst verbreiteten Verehrung der Astarte zusammen; er artete leider bald

nach der Weise des Dienstes dieser Göttin aus, und das zügellose Leben ihrer Priesterinnen (der Hierodulen), deren sich allein in Korinth gegen tausend befanden, schadete der Sittlichkeit um so mehr, da es durch die Religion geheiligt erschien.

Dargestellt wurde Aphrodite meistens leicht bekleidet oder unbekleidet, und besonders die späteren Künstler suchten in ihr das höchste Ideal weiblichen Liebreizes und weiblicher Schönheit zu verwirklichen. Ueber die herrlichsten Darstellungen der Göttin vgl. §. 31 und 33.

Auf tiefsinnige Weise setzten die Griechen die Aphrodite auch mit dem Kriegsgotte Arēs in Verbindung. Aus dieser Verbindung „des Streites und der Liebe" entsproß eine Tochter, die Harmonia (die Weltordnung), die wir schon als Gemahlin des Kadmos (des Ordners) kennen gelernt haben. Ares, ein Sohn des Zeus und der Hera, ist der wilde Gott des Krieges, der sich am Getümmel der Schlacht und am Todesröcheln der Gefallenen erfreut. Seine Begleiterin ist seine Schwester Eris, die Zwietracht, welche die Flamme des Krieges entzündet; seine Söhne: „Schrecken" und „Furcht" sind ihm zur Seite und schirren ihm die Rosse an den Kriegswagen. Selbst den Göttern und sogar seiner eigenen Mutter ist der wilde, furchtbare Gott verhaßt, und sein Dienst war in Griechenland wenig verbreitet. Nur von den kriegerischen Spartanern und den rauhen Thraciern im Norden von Griechenland wurde er besonders hoch verehrt.

Deshalb ist die Darstellung des Gottes auch nie als eine Hauptaufgabe der bildenden Kunst bei den Griechen betrachtet worden. Gewöhnlich wurde er als ein kräftiger Krieger mit starkem Nacken und kurz gelocktem, gesträubtem Haare, mit einem Helme, bekleidet mit dem Kriegsmantel oder ganz unbekleidet, dargestellt.

Zu den olympischen Göttern gehört ferner die jungfräuliche Hestia, eine Tochter des Kronos und der Rheia, die Beschützerin des häuslichen Herdes und somit des glücklichen Familienlebens. Der mitten im Hause befindliche Herd, auf dem ihr zu Ehren ein immerwährendes Feuer brannte, war ihr Heiligthum. Dort fanden Verfolgte und Unglückliche eine schützende Zufluchtsstätte, und darum ist Hestia auch Beschützerin aller Bedrängten. Und wie die Gemeinde eine große Familie bildet, so ist Hestia auch die Schutzgöttin des Gemeinde- und Staatslebens. Ihre Bildsäule und ihr heiliger Herd mit dem ewigen Feuer befand sich in den Prytaneen oder Rathhäusern aller Städte, und bei dem Anfange und Ende eines jeden Opfers wurde sie angerufen. Die Priesterinnen der heiligen keuschen Göttin waren bejahrte Wittwen, die nicht wieder heirathen durften.

Die Künstler stellten die Hestia in der Kleidung mütterlicher Göttinnen dar, aber schlanker als diese, mit dem Ausdruck ruhigen Ernstes in den einfachen, klaren Gesichtszügen, entweder ruhig stehend oder auf einem Throne sitzend. In letzterer Stellung hatte sie z. B. Skopas (§. 31) gebildet.

Außer diesen Gottheiten rechnete man zur Zahl der zwölf olympischen Götter noch Demēter und Hermēs, von denen weiter unten die Rede sein wird; aber Kora, die Tochter der Demeter, und ihr Gemahl Hades blieben von dem olympischen Kreise ausgeschlossen; die Nacht- und Schattenseite des Lebens blieb den olympischen Göttern fremd. So war bei den olympischen Göttern die ursprüngliche Beziehung, in der sie zu der Natur und ihren

Erscheinungen gestanden hatten, allmälig ganz zurückgetreten. Sie bildeten nun eine erhabene, über der Welt stehende Götterfamilie, in welcher Zeus die Herrschermacht, Poseidon die stürmische Gewalt, Ares die Kampfeswuth, Apollon die Geisteskraft, Hermes die Lebensklugheit, Hephästos die Kunst, Hera die weibliche Würde, Demeter die mütterliche Sorgsamkeit, Artemis das mädchenhafte Ungestüm, Aphrodite weibliche Zärtlichkeit, Athene jungfräuliche Reinheit und maßvollen Sinn und Hestia die Häuslichkeit vertritt. Das Zwölfgöttersystem entstand in Athen, sich anlehnend an die Zwölfzahl der dortigen Districte und Stämme. Indessen wurden keineswegs alle zwölf olympischen Götter bei allen Stämmen gleich verehrt. Bei einzelnen Stämmen und in manchen Städten hatten nur einer oder einige derselben einen Cultus. Ja es steht nicht einmal fest, welche Götter zu diesem Kreise gerechnet wurden; je nachdem die Angaben aus einer anderen Zeit oder von anderen Schriftstellern herrühren, werden bald diese, bald andere Gottheiten als zu den olympischen gehörig angeführt.

Man dachte sie sich in der Weise verherrlichter Menschen, frei von allen Erdenmängeln. Sie erscheinen in glänzender, erhabener Menschengestalt, und doch haben sie keinen eigentlichen Körper, und nicht Blut, sondern Ichōr, eine krystallhelle Flüssigkeit, fließt in ihren Adern. Sie sind unsterblich und prangen, frei von allen Gebrechen des Alters, in ewiger Jugendschönheit. Sie kennen das Schicksal, dessen Walten auch sie unterworfen sind, und kein Mensch kann etwas thun, was ihnen verborgen bliebe. Wie sie sich an den Opfern erfreuen, welche ihnen von den Menschen dargebracht werden, so steigen sie auch von ihren Sitzen auf dem ewig heiteren, nie von Schnee und Regen getrübten Gipfel des thessalischen Berges Olympos, in dessen Schluchten Hephästos ihnen Paläste erbaut hat, hernieder auf die Erde zu traulichem Verkehr mit den Menschen, und ebenso wiederholen sich die Genüsse, an denen sich die Sterblichen erfreuen, in den Wohnungen der seligen Götter. Sie feiern fröhliche Mahle, welche Apollon und die Musen durch Saitenspiel, Gesang und Tanz verherrlichen, und Hēbē, die blühende Göttin der Jugend, spendet ihnen den Nektar, den Göttertrank (zuweilen bezeichnet Nektar auch die Speise der Unsterblichen, welche gewöhnlich Ambrosia genannt wird). Wird aber schon auf solche Weise die Gottheit zu sehr zum Irdischen herabgezogen, so geschah das noch viel mehr dadurch, daß man meinte: wie die Götter alle edlen menschlichen Gefühle theilen, so seien sie auch nicht frei von den Leidenschaften, die das menschliche Herz bewegen, so daß selbst Lüge und Trug ihnen nicht fremd seien.

Wie bei ihnen das göttliche Leben als ein ewig klares, reines und erhabenes erscheint, so war auch in ihrem **Dienste** heitere, einfache, ruhige Feierlichkeit vorherrschend. Keine Menschenopfer bluteten auf ihren Altären; heitere Gesänge adelten bei den Opfermahlen den sinnlichen Genuß, dramatische Darstellungen der Göttersagen veredelten die Feier fröhlicher Feste.

Außer jenen zwölf oberen Gottheiten verehrten die Hellenen noch eine große Zahl untergeordneter Götter. Dahin gehörten außer den schon erwähnten Chariten die **Musen**, Töchter des Zeus und der Mnēmŏsўne (der Erinnerung), einer Tochter des Uranos und der Gaia. Nach einer schönen Dichtung fragte Zeus bei der Feier seiner Vermählung die Götter, ob sie eines

Dinges bedürften, und sie erbaten sich, daß er ihnen Götter schüfe, welche alle Herrlichkeit der großen Wunderwerke der Schöpfung durch Wort und Gesang priesen. Da wurden die Musen geboren. Singend und tanzend kamen sie gleich nach ihrer Geburt in den Olymp und wurden von Zeus zu göttlicher Ehre erhoben. Sie wohnen in der Nähe des Zeus, dicht unter dem Gipfel des Olympos, und nahe bei ihnen Himeros (die Sehnsucht) und die Chariten. Und wie sie durch ihre Kunst die Feste der Götter verherrlichen, so begeistern sie auch Sterbliche, lehren ihnen die Kunst des Gesanges und werden daher auch besonders von den Dichtern und Sängern, ihren Schülern und Lieblingen, beim Beginne des Gesanges angerufen. Ihre Zahl wird verschieden angegeben; bald werden drei, bald vier, bald sieben genannt; gewöhnlich aber werden neun angeführt: Klio (Kleio, die Verkündende), Euterpe (die Erfreuende), Thalia (Thaleia, die Blühende), Melpomĕne (die Singende), Terpsichŏre (die Tanzfrohe), Erato (die Liebliche), Polyhymnia (die Hymnenreiche), Urania (die Himmlische) und Kalliŏpe (die Schönstimmige). In der späteren Zeit wurden die Künste so unter sie vertheilt, daß Klio die Muse der Geschichte war, weshalb sie mit einer offenen Papierrolle dargestellt wird. Euterpe ist die Muse der lyrischen Gedichte und wird daher mit Flöten abgebildet. Thalia repräsentirt das Lustspiel und das Hirtengedicht und erscheint deshalb mit einer komischen Maske, einem Epheukranze und einem Hirtenstabe. Melpomene, die Muse der Tragödie, hat eine Heldenmaske, Kothurne, Schwert, Keule und ist wegen der Beziehung der Tragödie auf den Gott Dionysos (s. S. 135) mit Weinlaub bekränzt. Terpsichore, die Muse des Tanzes und der Chöre, hält die Lyra und das Plektrum. Erato, welche die Gesänge der Liebe repräsentirt, hat man ebenfalls mit der Lyra dargestellt. Polyhymnia, die Muse der Beredtsamkeit, wird ernst nachdenkend, den Arm in den Mantel gewickelt, mit aufgestütztem Ellenbogen, dargestellt. Urania, die Muse der Sternkunde, erscheint mit einer Erdkugel und einem Stäbchen. Kalliope endlich, die Muse der epischen Dichtkunst, die nach Hesiodos den Königen folgt, sie verherrlicht und ihnen die Gabe der Rede verleiht, hält Wachstafeln und einen Schreibgriffel in der Hand.

Der ursprüngliche Sitz der Verehrung der Musen war die Gegend um den Berg Olympos. Dort wohnte in der ältesten Zeit der griechische Stamm der Thracier oder Pierier, die später theils nach dem eigentlichen Thracien, theils nach dem Innern Griechenlands wanderten. Ein Theil von ihnen ließ sich in Böotien und in Phocis am Berge Helikōn nieder, und nun wurde auch dort die Verehrung der Musen heimisch. Auf dem Helikon war ihnen ein Hain geheiligt, und ebenso die Quellen Aganippe und Hippokrēne, von denen die letztere durch den Hufschlag des Pegăsos (§. 16) entstanden sein sollte. Auch war ihnen der Parnassos heilig und bei demselben die Quelle Kastalia.

Zu den niederen Gottheiten der Hellenen gehörten ferner die Töchter des Zeus und der Themis, der Göttin der Gerechtigkeit, die **Moiren**, die Schicksalsgöttinnen, deren Geschäft schon durch ihre Namen angedeutet wird. Klotho (die Spinnerin) spinnt den Lebensfaden der Menschen, Lachĕsis (das Loos) bestimmt das Lebensloos derselben, und Atrŏpos (die Unabänderliche, Unabwendbare) schneidet den Lebensfaden ab. Selbst Zeus und die übrigen Götter sind ihnen, als den allgewaltigen Gottheiten des Schicksals, das jedem

Wesen nach ewigen Gesetzen zugetheilt wird, unterworfen. Andere Kinder des Zeus und der Themis sind die Horen, die Pförtnerinnen des Himmels, welche die Thore desselben öffnen und verschließen. Anfangs waren sie die Göttinnen der Jahreszeiten: Thallo, die Grünende, Blühende, war die Göttin des Frühlings; Auxo, die Göttin des Wachsthums, war die Hore des Sommers, und Karpo, die fruchtspendende, die des Herbstes. Sie erscheinen in lieblicher Jugendblüthe, das Lockenhaar mit Blumen umkränzt und mit goldenem Stirnbande geschmückt. Sie legten der aus dem Meeresschaum geborenen Aphrodite köstliche Gewänder und goldenes Geschmeide an; sie blieben zugleich mit den Chariten die Genossinnen derselben, und Alles, was lieblich und reizend ist, das ist ein Geschenk der Freude spendenden Göttinnen. An die Idee der regelmäßigen Wiederkehr der Jahreszeiten, die durch den verschlungenen Reigentanz der mit dem Fuße kaum den Boden berührenden Horen sinnig dargestellt wurde, knüpfte sich aber schon früh der Gedanke der Gesetzmäßigkeit und Ordnung überhaupt; so wurden sie denn auch Beschützerinnen aller Ordnung im Menschenleben, und als solche verehrte man sie unter den Namen: Eunomia (gesetzliche Ordnung), Dikē (Gerechtigkeit) und Eirēnē (Friede).

Die Göttin der Morgenröthe ist Eōs, eine Schwester der Mondgöttin Selēnē und des Sonnengottes Helios. Auf ihrem mit den göttlichen Rossen Lampos (der Leuchtende) und Phaëthon (der Scheinende) bespannten Wagen kommt sie, in ein safranfarbiges Gewand gekleidet, täglich herauf aus den Tiefen des Okeanos, um die Ankunft ihres Bruders zu verkündigen. Mit rosigen Fingern öffnet sie ihm die goldene Pforte und schmückt mit Safran und Purpur seinen Pfad. Von Jünglingen und Jungfrauen, die in der Blüthe des Lebens dahin starben, sagte man in schöner Deutung: Eos habe sie geraubt.

Gewöhnlich wurde sie auf einem mit geflügelten Rossen, zuweilen auch nur mit einem, dem Pegasos, bespannten Wagen dargestellt, eine Fackel in der rechten Hand haltend und mit der Linken Blumen ausstreuend, über ihr strahlend der Morgenstern, vor ihr der Hahn, der sie singend erwartet. Helios erscheint auf Kunstwerken mit vollem, rundem Gesicht, das Haar über die Stirn sich erhebend und auf Schläfe und Nacken herabwallend, das Haupt mit einer Strahlenkrone umgeben, im Begriff, den goldenen Wagen zu besteigen, auf dem er täglich von Osten nach Westen über das Himmelsgewölbe fährt, oder bereits auf demselben fahrend und die Rosse mit der Peitsche regierend. Selene wurde der Artemis ähnlich gebildet, von derselben nur unterschieden durch vollständigere Bekleidung und einen bogenförmig über dem Haupte sich wölbenden Schleier, über dem sich der Halbmond befindet.

Solcher untergeordneten Gottheiten hatten die Hellenen eine außerordentlich große Zahl, denn Alles in der Natur dachten sie sich von Göttern erfüllt. Berg und Thal, Wälder, Haine, Quellen, Meere sind der Wohnsitz Segen spendender, zwar nicht ewig, aber doch unendlich lange in Jugendschönheit lebender Jungfrauen, der Nymphen (die Najaden sind die Quellnymphen, die Dryaden die Baumnymphen 2c.); fischgeschwänzte, oft mit Seepflanzen überwachsene männliche Wesen, die Tritonen, mit ihren Muschelhörnern, und anmuthige, geschmeidige Mädchengestalten, die Nereïden, beleben das Meer; in dem ziegenfüßigen, krummnasigen, gehörnten Pan mit der

Hirtenpfeife wurde „die geheime Lust und das dunkle Grauen finstrer Waldeinsamkeit" dargestellt. Ueberall begleitete den Hellenen das Gefühl von der Nähe der Götter. Der müde Wanderer, der unter dem Schatten eines Baumes ausruhte, fühlte sich erquickt durch den Gedanken, daß auch Götter dort geweilt hätten; der Verfolgte, der in finstrer Höhle Zuflucht suchte, fand Trost darin, daß auch hier ein Gott ihm helfend und schützend nahe sei, und jedes menschliche Verhältniß, jede Thätigkeit des alltäglichen Lebens erhielt eine höhere Weihe dadurch, daß sie unter der Leitung und dem Schutze eines Gottes stand. Selbst in dem Menschen herrschen nach hellenischem Glauben die Götter, und alle seine Gefühle sind ihr Werk. Die Götter sind es, die dem Staatsmann und dem Richter Weisheit verleihen und den Helden mit Kraft erfüllen; die Begeisterung des Dichters ist ihr Geschenk, und rathend, warnend, helfend und schützend greifen sie überall in die menschlichen Angelegenheiten ein. Ebenso sind es Göttinnen, die furchtbaren Erinnyen oder Eumeniden, welche den Meineid strafen und den elterlichen Fluch vollziehen, und der Schuldbeladene erhält die verdiente Strafe von der Rachegöttin Neměsis. In gleicher Weise empfängt auch der Gute von den Göttern den Lohn für seine Tugend schon hier auf Erden, und Lohn und Strafe erstrecken sich noch über das Grab hinaus bis in die Unterwelt.

Der Eingang zur Unterwelt, glaubten die Hellenen, sei im äußersten Nordwesten der Erde, wo die Sonne untergeht. Schon diese Gegend ist in ewiges Dunkel gehüllt, und noch tiefer ist der Hadēs oder Erĕbos, umflossen von dem dunklen Wasser des Styx, Kokytos und Achĕron, über welches der finstere Charon die Seelen der Gestorbenen in einer Fähre setzt. Der dreiköpfige Hund Kerbĕros (Cerberus) bewacht den Eingang, und wer einmal diesen Ort betreten hat, für den ist die Rückkehr in Ewigkeit unmöglich. Die Seele muß darauf vor den Todtenrichtern Minos, Rhadamanthys und Aiăkos erscheinen, die nach ihren Werken das Urtheil über sie fällen, so daß sie entweder nach den seligen Gefilden des Elysion gehen darf, oder in den furchtbaren Tartăros verstoßen wird. Die Lethe, der Strom der Vergessenheit, umfließt das Elysion, wo die Guten auf ewig blühenden Auen in seliger Heiterkeit und Ruhe wohnen, nachdem sie aus der Lethe Vergessenheit alles Erdenleides getrunken haben. Dort ist auch der Palast des Hades, des Beherrschers der Unterwelt. So weit unter dem Elysion, wie der Himmel über der Erde, ist der Tartaros, mit ehernen Thoren verschlossen. Dorthin werden die Verdammten von den Eumeniden mit Schlangengeißeln getrieben, um ewige Qual zu leiden. Dort ist der Riese Tityos, der von Apollon und Artemis getödtet ward, weil er in frevelndem Uebermuth sich an Leto vergriffen hatte, und an dessen immer wieder wachsender Leber beständig zwei Geier nagen; dort büßt Tantalos (S. 114), weil er die Geheimnisse der Götter ausgeplaudert, Ambrosia und Nektar vom Göttertische entwendet, einen ihm in Verwahrung gegebenen goldenen Hund abgeleugnet, und für viele andere Verbrechen; dort Sisўphos, der Erbauer von Ephyra, dem spätern Korinth, der zur Strafe für seine rastlose betrügerische Schlauheit beständig beschäftigt ist, auf den Gipfel eines steilen Berges einen Felsblock zu wälzen, der, wenn die Höhe fast erreicht ist, immer wieder in die Tiefe hinabrollt. Sie stehen nicht als einzelne Frevler da, sondern sind Repräsentanten der drei Hauptsünden der Menschen, wilder,

sträflicher Begier, unruhiger Habsucht und rastloser, betrügerischer Schlauheit. Ihre Strafen sind eine qualvolle Fortsetzung derjenigen Lüste, die sie im Leben übermäßig befriedigt haben.

Hades (der Unsichtbare), auch Aïdoneus oder Pluto genannt, der Bruder des Zeus und Poseidon, thront in der Unterwelt als Herrscher über die Verstorbenen und heißt deshalb auch öfters der unterirdische Zeus. Streng und unerbittlich ist der mächtige, schreckliche Gott, den Menschen wie den Unsterblichen verhaßt. Aber nicht bloß furchtbar erschien den Hellenen der dunkle Schooß der Erde; die nächtliche Tiefe verschließt zugleich eine Fülle reichen Segens. So erscheint Hades besonders in späterer Zeit auch als Pluto, vermischt mit Plutos, dem Gotte des Reichthums, als Gebieter der in der Erde verborgenen Schätze und trägt die Schlüssel der Erde in seiner Hand als der wohlthätige Gott, der das Jahr mit Früchten segnet.

Die Kunst bildete ihn, wie seine Brüder, in würdevoller Mannesgestalt; aber er unterscheidet sich von denselben durch stärkere Bekleidung, düsteres Ansehen, in die Stirn herabhängendes Haar. Auf dem Haupte trägt er ein Maß, das Zeichen der Gerechtigkeit, oder eine zackige Krone, in der Hand das Scepter oder den Schlüssel. Ihm zur Seite ist der Kerberos. Geopfert wurden ihm im Dunkel der Nacht schwarze Stiere und Ziegen, und man wandte das Gesicht von dem Opfer ab. Seine Priester waren mit Cypressenkränzen geschmückt, weil die Cypresse ihm heilig war.

Seine Gemahlin ist Kora oder Persephŏne (die Verwesende), Tochter des Zeus und der Demēter (der Erde als Mutter, als Erzeugerin und liebevoller Ernährerin dessen, was auf ihr lebt), einer Tochter des Kronos und der Rheia. — Nach der tiefsinnigen Dichtung der alten Hellenen wurde Persephone vom Hades beim Blumenpflücken geraubt, entweder auf Sicilien, oder bei Eleusis in der Nähe von Athen. Als sie eben die Hand nach einer Narcisse ausstreckte, entwich der Boden unter ihren Füßen, und sie sank in die Arme des aus dem Abgrunde herauf fahrenden Todesgottes. So war es nach dem Willen des Zeus geschehen, weil sie sich geweigert hatte, sich mit dem Hades zu vermählen. Der letzte verhallende Hülferuf des Mädchens drang in die Ohren der Mutter, und die Tochter suchend, durchirrte sie ohne Speise und Trank die ganze Erde. Am zehnten Tage kam sie endlich zur Hekāte, der geheimnißvollen Göttin der Nacht, die ihr sagte, daß der Sonnengott Helios es wissen werde, wo die Jungfrau sei. Hekate eilte mit ihr selbst zu Helios, und von diesem erfuhr sie, wer der Räuber sei. Dem Zeus zürnend, floh sie nun die Gemeinschaft der olympischen Götter und begab sich unerkannt nach Eleusis, wo sie im Hause des Keleos gastliche Aufnahme fand. In Trauer versunken, verschmähte sie Speise und Trank, bis es einer Magd, der Jambe, gelang, sie durch Scherze aufzuheitern. Inzwischen trat auf der Erde Mißwachs ein, weil Demeter den Göttern ihre Mitwirkung entzog. Deshalb sandte Zeus die Iris an sie ab, um sie zur Rückkehr zu bewegen; aber sie erklärte, das werde nicht eher geschehen, als bis sie ihre Tochter wiedergesehen habe. Zeus ließ daher die Persephone wieder aus der Unterwelt holen; aber sie hatte daselbst eine Frucht des Granatbaumes gegessen, ein Zeichen ihrer Vermählung, und durfte deshalb nicht immer bei Demeter bleiben. Zeus schloß daher mit Demeter einen Vertrag, daß Persephone den dritten Theil des Jahres, den

Winter, in der Unterwelt, die übrige Zeit aber bei ihrer Mutter zubringen sollte. Nun war Demeter versöhnt und ließ wieder junge Saat aus der Erde hervorsprießen, und Mutter und Tochter kehrten zu den Göttern zurück. Ehe aber Demeter Eleusis verließ, lehrte sie dem Keleos und drei anderen Männern, dem Triptolĕmos, Deŏkles und Eumolpos, die Geheimnisse ihres heiligen Dienstes. Den Triptolemos lehrte sie säen und die Stiere an den Pflug schirren, und auf einem Drachenwagen flog nun derselbe über die ganze Erde, um den Menschen den Ackerbau zu lehren. So wurde die goldgelockte Demeter Wohlthäterin der ganzen Menschheit, und als der Göttin der Feldfrüchte war ihr besonders die Gerste heilig, welche zuerst gebaut wurde. Als Beschützerin des Ackerbaues war sie zugleich Freundin des Friedens, in welchem derselbe allein gedeihen kann, und wie die Bestellung des Feldes an fest bestimmte Zeiten und Gesetze gebunden ist, so war Demeter auch Gesetzgeberin. Eben so trat sie zu den Menschen selbst in nähere Beziehung. Wie in ihr die schaffende und nährende Kraft der mütterlichen Natur erscheint, so wurde sie zur Mutter alles Lebendigen, und man verehrte sie deshalb als Ehegöttin. Und eben so wie die Erde den Samen, empfängt Demeter die abgeschiedenen Seelen, deren todte Hülle in der ältesten Zeit dem mütterlichen Schoße der Erde anvertraut wurde. In Sparta wurden ihr deshalb am zwölften Tage nach dem Tode Opfer dargebracht, in Athen aber streute man Samen auf die Grabesstätte, ein schönes Bild davon, daß aus allem Tode neues Leben hervorkeimt, eine wenn auch meist unverstandene Ahnung der Unsterblichkeit.

Ueber die Bedeutung des ganzen schönen Mythos können wir nicht in Zweifel sein. — Wie im Winter alles Leben aus der Natur entschwunden scheint, so auch die Tochter der Demeter; aber wenn auch trauernd, waltet sie doch als Herrscherin in dem geheimnißvollen Dunkel, um als sprossende Blüthe im Frühling wieder zum Lichte emporzukeimen. So ist Demeter die ewig waltende Natur, Persephone die dem Wechsel unterworfene, die nach kurzer freudiger Erscheinung wieder in das Nichts zurücksinkt.

Das künstlerische Ideal der Demeter und Kora wurde vorzüglich durch Praxitĕles (§. 31) ausgebildet. Demeter erscheint mütterlicher als Hera, in breiterer und vollerer Gestalt. Der Ausdruck des Gesichtes, welches nach hinten durch das Obergewand oder den Schleier verhüllt wird, ist weicher und milder; die Kleidung umhüllt vollständig die ganze Gestalt. Am sichersten erkennt man sie an dem Aehrenkranz, Mohn und Aehren in den Händen, Fackeln und einem Fruchtkorbe. Ihre Tochter wird theils als eine nur jugendlich zarte und jungfräulich bekleidete Demeter dargestellt, theils als die ernste Gemahlin des Hades, die Hera der Unterwelt. Auch ihr Raub durch den Hades, ihr Emporsteigen aus der Unterwelt, ihre jährliche Rückkehr zu derselben und ihr Abschied von der Mutter gaben reichen Stoff zu künstlerischen Darstellungen.

Die Seelen der Abgeschiedenen werden in die Unterwelt geführt durch Hermēs, den Boten der Götter, der insofern zu den Göttern der Unterwelt gehört. Er wird ein Sohn des Zeus und der Maja, der großen Mutter, genannt, welche ursprünglich nur eine Bezeichnung der Erdmutter war, später aber als eine arkadische Nymphe erscheint. Gleich nach seiner Geburt stahl er die Rinder, welche Apollon in Pierien in Macedonien weidete. Er trieb sie nach dem Peloponnes und verbarg sie in einer Höhle. Apollon entdeckte

den Diebstahl und brachte den Dieb vor den Zeus in den Olymp. Ungeachtet alles Leugnens sollte derselbe seinen Raub wieder herausgeben; aber er versöhnte den Apollon dadurch, daß er ihm die Lyra zeigte, die er eben erfunden hatte, indem er über die Schale einer Schildkröte die Därme von zweien jener Rinder spannte, die er geschlachtet hatte. Für die Lyra trat ihm Apollon die Rinder ab, und für die ebenfalls von ihm erfundene Hirtenflöte schenkte er ihm einen goldenen Stab. Der schlaue Hermes wurde nun zum Boten der Götter, der zu allen Sendungen gebraucht wird, bei denen Klugheit nöthig ist, und er ist daher zugleich Gott der Beredtsamkeit. Weil aber Klugheit Gewinn bringt, so wurde er auch Beschützer des Handels, ja selbst des Betruges, des Meineides und des Diebstahls. Er ist somit überhaupt ein Gewinn bringender Gott, im Hause, auf dem Felde, bei der Heerde, beim Würfelspiel. List war auch bei den Wettkämpfen nöthig, und so wird er auch Gott der Wettkämpfe. Ueberhaupt wurde er zum Gott des menschlichen Verkehrs; er ist deshalb auch Erfinder der Buchstaben, der Sprachenkunde, der Feldmeßkunst, der Rechenkunst. Als Herold trägt er Flügelschuhe und den aus heiligem Holze gefertigten, mit Wolle umwundenen Heroldsstab, das Zeichen der Unverletzlichkeit, der später mit Schlangen umwunden erscheint. Mit seinem Stabe schließt er die Augen der Sterblichen und weckt die Schlummernden wieder.

Die alten Pelasger verehrten den Gott durch Steinhaufen an Kreuzwegen, die dadurch entstanden waren, daß man Steine vom Acker geworfen hatte. An die Stelle derselben trat sodann ein viereckiger Stein, und später setzte man auf solche Steine einen Kopf. Diese Bildsäulen nannte man Hermen. Jeder Vorübergehende mußte dem Gotte zu Ehren einen Stein neben dieselben legen. Als Herold wurde er in älterer Zeit dargestellt in der Gestalt eines kräftigen Mannes mit starkem, spitzem Barte, langen Haarflechten, zurückgeschlagenem Mantel, Flügeln am Fuß, den Reisehut auf dem Kopfe, den Heroldsstab in der Hand tragend. Später erscheint er als schöner, kräftiger Jüngling mit kurz abgeschnittenem Haare und breitkrämpigem Hute, und ein Hauptattribut des Gottes wurde ein Beutel, den er in der Hand trägt.

Zu den Göttern der Unterwelt gehört in gewisser Beziehung auch **Dionysos** oder **Bakchos** (Bacchus). Nach der unter dem Volke verbreiteten Mythe war er ein Sohn des Zeus und der Semĕle, einer Tochter des Kadmos. Semele erkühnte sich, von Hera verleitet, den Zeus zu bitten, daß er ihr in seiner vollen Majestät erschiene. Zeus bewilligte ihren Wunsch; sie wurde jedoch von seinem Blitzstrahl getödtet. Aber ihr noch nicht gebornes Kind wurde durch den mächtigen Schutz des Zeus erhalten und nach seiner Geburt einer anderen Tochter des Kadmos, der Ino, Gemahlin des Königs Athămas von Orchomĕnos, den Nymphen oder den Horen zur Erziehung übergeben. Dionysos war der Gott der in üppig strotzender Fülle aufblühenden Natur. Der schwelgerische Reichthum derselben zeigt sich aber in keinem Product mehr als im Weine, und so war Dionysos auch der die Traurigkeit beschwichtigende, Sorgen brechende Gott des Weines. Wie der Wein die Begeisterung erhöht, so fördert auch Dionysos die Kunst der Musen, den Gesang, die Musik, die Schauspielkunst. Der Reichthum der Natur offenbart sich zugleich in der Veredlung der Baumpflanzungen, und so wurde Dionysos auch Gott des Obstes; besonders war ihm die Feige heilig; unter den Thieren aber waren

ihm diejenigen geweiht, in denen sich die größte Kraft offenbarte, so der Stier und die wildesten Thiere des Südens. Daher ist er auch der Gott wilder Begeisterung, möge sie sich als Weissagung offenbaren oder als wilder Sinnentaumel. Unwiderstehlich reißt er den Menschen mit sich fort, so daß derselbe Besonnenheit und Ruhe verliert. Ein Heer berauschter, stumpfnasiger Silene und wildlärmender, bocksfüßiger Satyrn begleitet ihn deshalb. Besonders wurden Frauen, weil sie leicht erregbar sind, von solcher wilden Begeisterung ergriffen und diese hauptsächlich, die Mainaden, Bacchantinnen, begingen seine Feste mit wilder Ausgelassenheit.

Als Gott der reichen Naturkraft trat Dionysos in nahe Verbindung mit Demeter, und dadurch gestaltete sich ein ganz eigenthümlicher Mythenkreis. In diesem ist er nicht der Sohn der Semele, sondern Zeus vermählte sich in Gestalt eines Drachen, des Symbols der Unterwelt, mit der Kora, ehe Hades sie raubte. Ihr Sohn war Dionysos-Zagreus (der Wilde, Ungestüme), den Zeus auf den Thron des Himmels setzte und zum Könige der Welt bestimmte. Aber Hera verfolgte ihn, und auf ihren Betrieb überfielen ihn die Titanen, welche sich durch Ueberstreichung des Gesichts mit Gyps unkenntlich gemacht hatten, als er eben mit kindlichen Spielen beschäftigt war. Nach hartem Kampfe überwältigten sie ihn, zerrissen ihn in sieben Stücke und verschlangen sie. Aber Pallas entriß ihnen das noch zuckende Herz, aus welchem sich Zeus einen Trank bereiten ließ. Durch diesen begeistert, erzeugte er den Dionysos von Neuem; die Titanen aber schmetterte er mit seinen Blitzen nieder, und aus ihrer Asche ging das menschliche Geschlecht hervor. Dionysos soll einst den Zeus in der Weltherrschaft ablösen, die zerrissene und dem Kampfe anheim gefallene Welt läutern und reinigen und zur seligen Einheit zurückführen.

Dargestellt wurde der Gott auf eine merkwürdig verschiedene Weise, bald als Knabe und oft ganz mädchenhaft, bald als Jüngling, bald als gereifter, bärtiger Mann. Man konnte überhaupt zu keiner so klaren, bestimmten Vorstellung von den Göttern der Unterwelt gelangen wie von den olympischen Göttern. Die unbegreifliche Einheit zwischen Tod und Leben, die man nur dunkel zu ahnen vermochte, ließ sich in keiner bestimmten Gestalt darstellen. Dadurch erhielt auch der Dienst dieser Götter von Anfang etwas Geheimnißvolles, was sich schon darin zu erkennen gab, daß ihre Tempel nur zu gewissen Zeiten geöffnet waren, während zu denen der olympischen Götter einem Jeden der Zutritt immer offen stand.

Zu den bedeutendsten Festen der Demeter gehörten die Thesmophorien und die Eleusinien, an denen nur Diejenigen Theil nehmen durften, welche sich durch eine besondere Weihe darauf vorbereitet hatten. Die ersteren, das Fest der Satzungen und zugleich ein Trauerfest, wurden zu Athen und Eleusis im October drei oder fünf Tage lang gefeiert. Sie verherrlichten Demeter als die Göttin, welche durch Einführung des Ackerbaues gesetzliche und bürgerliche Ordnung, besonders ein geregeltes eheliches Leben, gegründet hatte. Daran schloß sich die Trauer um die Kora, welche in die Unterwelt stieg, wie die Saat in die Erde gestreut wurde. Nur verheirathete Frauen nahmen an dem Feste Theil. Durch neuntägige Weihe mußten sie sich auf die Feier vorbereiten. Dann zogen sie, Gesetzesrollen auf dem Kopfe tragend,

nach Eleusis. Darauf folgte ein Trauerfest, bei welchem die Frauen sich hinter einem Wagen, auf dem sich Körbe mit geheimnißvollen Symbolen befanden, mit bloßen Füßen in feierlicher Procession in den Tempel der Göttin begaben. Man legte tiefe Trauer an und hielt es für Sünde, die Tempel mit Blumen zu schmücken, denn man dachte sich Demeter als ihres Kindes beraubt. Daran schloß sich ein Spottfest, bei welchem Scherze aller Art vorkamen, und auch eine Art Tanz, wodurch man die fröhliche Aussicht andeuten wollte, daß Demeter ihr Kind wieder finden werde.

Das wichtigste unter den Festen der Göttin aber waren die Eleusinien, die später in so hohem Ansehen standen, daß im Kriege während der Dauer derselben Waffenstillstand geschlossen wurde. Die Oberaufsicht über die Feier der eleusinischen Mysterien (Geheimdienst) führte der König von Athen, und nach Abschaffung der Königswürde (§. 20) der denselben Titel führende Archon. Ihm zur Seite standen vier vom Volke gewählte Aufseher, und zehn jährlich gewählte Männer hatten für die großen Opfer zu sorgen. Die verschiedenen Priesterwürden waren im erblichen Besitze einzelner angesehener Geschlechter. Aus den Eumolpiden, den Nachkommen des Eumolpos, wurde der Hierophant genommen, welcher den Geweihten die Heiligthümer zu enthüllen hatte und die höchste Stelle einnahm. Die zweite hatte der Fackelträger, der die Fackelzüge anführte; er gehörte dem Geschlechte des Triptolemos an. Aus einem anderen eleusinischen Geschlechte war der Herold, der die dritte Stelle einnahm und durch sein Zurufen die Eingeweihten auf das, was zu sehen oder zu hören war, aufmerksam machte. Auch Priesterinnen gab es, die bestimmten Geschlechtern angehörten, und namentlich stand dem Hierophanten eine Hierophantin zur Seite.

Im Frühling wurden die kleinen Mysterien gefeiert, und zwar nicht zu Eleusis, sondern zu Agra, einer südlichen Vorstadt von Athen. Sie galten für eine Vorbereitung zur Einweihung in die großen Mysterien und bezogen sich auf die Rückkehr der Kora aus der Unterwelt und ihre Vermählung mit Dionysos. Ein Priester, der die Göttin in voller Procession aus der Unterwelt heraufführte, spielte dabei die Hauptrolle. Bei der Feier wurden von den Geweihten Reinigungen vorgenommen, und Bußübungen blieben ihnen bis zu ihrem Eintritt in die großen Mysterien auferlegt. Diese wurden im Herbst, zur Saatzeit, neun Tage lang gefeiert. Am ersten Tage wurden die Neueinzuweihenden mit den Bedingungen der Aufnahme bekannt gemacht. Am zweiten Tage versammelten sie sich am Meeresstrande, wo Reinigungen mit Seewasser vorgenommen wurden. An den beiden folgenden Tagen wurden Opfer zu Athen und in Eleusis dargebracht. Nach dem letzteren Orte begaben sich die Neueinzuweihenden, und es fanden daselbst Trauergebräuche und Büßungen statt, die sich mit dem Genusse eines geheimnißvollen Mischtrankes schlossen. Am sechsten Tage war ein großes Freudenfest. Die älteren Geweihten zogen an demselben von Athen die „heilige Straße entlang" nach Eleusis, von wo die Neugeweihten ihnen entgegen kamen. Unter lautem Jauchzen bewegte sich der Zug mit dem Bilde des Jakchos (so nannte man in den Mysterien den Zagreus), dessen Name fortwährend ausgerufen wurde, nach Eleusis, wo sich auf den bei dem Heiligthume liegenden Wiesen eine Nachtfeier anschloß mit Tänzen, bei denen die ausgelassenste Fröhlichkeit herrschte. Darauf fand

noch eine Nachweihe statt, und das ganze Fest wurde damit geschlossen, daß man zwei irdene Gefäße, wahrscheinlich mit Wasser gefüllt, das eine gegen Westen, das andere gegen Osten, aufstellte und dann unter Aussprechung geheimnißvoller Formeln umwarf.

Noch unsicherer als diese Nachrichten über die äußere Feier ist unsere Kenntniß von dem, was im Innern des Heiligthums vorging; ja, wir würden so gut wie gar nichts davon wissen, wäre nicht in späterer Zeit Vieles von den Geheimnissen absichtlich bekannt gemacht worden. Jedenfalls muß die Feier die erhabensten Eindrücke auf das Gemüth der Geweihten hervorgebracht haben, da die griechischen Dichter und Philosophen Diejenigen selig preisen, welche sie geschaut haben, „weil sie nun für das ganze Dasein, wie für das Ende des Lebens, fröhlichere Hoffnungen hätten", und da die edelsten Gemüther aller Jahrhunderte, so lange das griechische Volk bestand, in ihnen geistige Erhebung und Trost in allen Mühseligkeiten des Erdenlebens gesucht und gefunden haben. Die Eingeweihten sollten aber in den Mysterien nicht lernen, sondern an sich erfahren und in eine gewisse Stimmung versetzt werden, wenn sie dazu fähig waren. Nicht Belehrungen über die eigentliche Bedeutung der Göttersagen wurden also gegeben, sondern die Hauptsache bestand im Enthüllen und Zeigen geheiligter, bedeutungsvoller Gegenstände und im Darstellen von Handlungen, welche die Gottheit selbst zu ihrer Versöhnung den Menschen mitgetheilt haben sollte. Die Epopten, d. h. die, welche die höchste Weihe erhielten, wurden zuerst in finsteren Irrgängen, umgeben von allen Schauern und Schrecknissen der Unterwelt, herumgeführt, und nachdem sie diesen Weg unter Zittern und ängstlichem Staunen zurückgelegt hatten, öffneten sich ihnen die Pforten des Heiligthums; ein wunderbares Licht umstrahlte sie, freundliche Gegenden und Wiesen nahmen sie auf, liebliche Gesänge schallten ihnen entgegen, feierliche Tänze und Göttererscheinungen zeigten sich ihrem trunkenen Blicke, und aus dem Innern des Heiligthums vernahmen sie die laute, wohltönende Stimme des Hierophanten. Der Tempel, in welchem diese Feier stattfand, umschloß einen ungeheuren Raum. Das Heiligthum selbst, zur Zeit des Perikles (§. 27) unter der Leitung des berühmten Baumeisters Iktīnos erbaut, hatte eine Größe von 27,889 Quadratfuß. Vor demselben befand sich eine Halle von zwölf dorischen Säulen. Mit der Rückseite lehnte sich der Tempel an eine senkrecht behauene Felswand, über der sich eine schmale Terrasse hinzog, auf welcher auch ein Tempel stand, der durch eine in den Fels gehauene Treppe mit dem Hofe um den Haupttempel verbunden war. Unter dem letzteren scheint sich ein unterirdischer Tempelraum befunden zu haben, der zu den schaurigen Scenen der Feier benutzt wurde. Eine äußere und eine innere Ringmauer umschloß den Tempel, und in jeder derselben befand sich eine Eingangshalle. Jedenfalls wurden auch diese beiden Höfe, die man dann wohl überdachte, bei dem Umherführen der Neugeweihten benutzt, und man hat in dem Fußboden der inneren Eingangshalle Geleise bemerkt, die sicher einen besonderen Zweck hatten, wenn sie auch nicht gerade dazu benutzt sein mögen, plötzlich Staunen und Schrecken erregende Erscheinungen und Veränderungen hervorzubringen.

Den Hauptgegenstand der Feier bildete also der Raub und die Rückkehr der Persephone, der in ihrer Erscheinung dem Wechsel des Aufblühens und

Absterbens unterworfenen Natur, die doch ihrem Wesen nach ewig ist. Den nämlichen Wechsel erkannte man auch im Leben des Menschen, und wie dasselbe nur ein Theil des gesammten Naturlebens ist, so fand man in dem Glauben an eine gestorbene und doch lebende Gottheit das sicherste Unterpfand für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele. Die zuversichtliche Hoffnung einer seligen Unsterblichkeit mußte noch erhöht werden durch die Verehrung des Jakchos. Er ist Säugling der Demeter und wird als blühender Knabe geschildert, ein Segen spendendes Wesen, dem eine Futterschwinge als Wiege gedient hatte. So war der aus der Ehe der Götter der Unterwelt (der Kora und des unterweltlichen Zeus, d. h. des Hades) entsprossene segnende Gott das schönste Unterpfand des neuen, aus dem Tode hervorkeimenden Lebens. Er war deshalb Gegenstand der höchsten Wonne. Die Geweihten priesen ihn, den Vorsteher des seligen Lebens, als ihren Führer, und der freudigste und glänzendste Theil der Festfeier war ihm geweiht. Der Tod erschien so als Durchgangspunkt zu einem schöneren Dasein. „Für die Eingeweihten allein," sagt daher Sophokles (§. 31), „ist ein Leben in der Unterwelt, für die Andern nichts als Drangsal und Noth." Nach dem Volksglauben führte nämlich die Seele im Hades nur ein freudenloses Schattenleben, in welchem sie die Beschäftigungen des irdischen Lebens träumerisch und ohne Willen fortsetzte. Da nun nur die Geweihten die Hoffnung eines schöneren Daseins nach dem Tode hatten, so schloß sich leicht die Meinung daran, dies Leben in Seligkeit sei nur für sie da; nur ihnen leuchte auch unter der Erde eine neue Sonne, alle Uneingeweihten würden in Finsterniß und bodenlosem Schlamme stecken; ja, man meinte, die bloß äußere Weihe verschaffe schon den Genuß jener Seligkeit, und doch war diese nur dem Tugendhaften und Gerechten verheißen. Deshalb sollte auch nicht Jeder ohne Unterschied eingeweiht werden dürfen. Nur wer ein reines, schuldloses Herz hatte, war der heiligen Fackel würdig; der Verbrecher war ausgeschlossen. Man nahm Kinder mit, die auf besondere Weise geweiht wurden, um Sühnegebräuche für alle Eingeweihten vorzunehmen, weil man glaubte, daß die Gottheit solche von den unschuldigsten Händen am liebsten empfange. Fremde konnten nur durch athenische Bürger eingeführt werden, und die Einführenden, die man Mystagogen nannte, hatten sie dann auf Alles aufmerksam zu machen, was sie beobachten mußten. Zwischen ihnen und den Fremdlingen knüpfte sich dadurch ein Band der edelsten, reinsten Freundschaft; der Mystagog erschien dem, der durch ihn eingeführt war, als eine geheiligte Person, und es galt für den größten Frevel, wenn einer seinen Mystagogen umbrachte. Aller Unterschied der Stände hatte hier seine Bedeutung verloren; selbst Sklaven begleiteten ihre Herren zu den Mysterien und nahmen an denselben Theil. Leider wurde man mit der Auswahl und Prüfung der Einzuweihenden mit der Zeit immer nachlässiger, und oft erlangten ganz unwürdige Menschen den Zutritt; dennoch blieben die Mysterien über ein Jahrtausend in hoher Achtung, und selbst bei den Edelsten und Gebildetsten erhielt sich die Sehnsucht nach der Theilnahme an ihnen durch alle Zeiten des griechischen Heidenthums.

Höchst eigenthümlich war der Dienst des Dionysos, der von dem thracischen Pierien aus sich verbreitete, aber auch in Attika uralt war. Auf der einen Seite finden wir in demselben die wildeste, ausgelassenste Fröhlichkeit,

auf der anderen düstere Wehmuth und alles Maß überschreitende Trauer, ganz übereinstimmend mit dem Charakter des aus namenlosen Gefahren und Leiden siegreich hervorgehenden Gottes. Im letzten Herbstmonat, zur Zeit der Weinlese, wurden in Athen die kleinen oder ländlichen Dionysien gefeiert, ein fröhliches Fest, bei welchem Opferprocessionen, Festgelage, Gesänge und dergleichen stattfanden, und dessen Lustbarkeiten zur Entstehung der Komödie Veranlassung gaben. Im folgenden Monate wurden die Lenaeen gefeiert, ein Weinfest, an welchem der erste Most genossen wurde. Unter heiteren Scherzen und übermüthigen Neckereien zog man in feierlicher Procession durch die Stadt, und festliche Schmausereien und dramatische Vorstellungen dienten zur Erhöhung der Festfreude. Doch deutete zugleich das Zerquetschen der Trauben auf die Leiden des Dionysos, und indem man die Fackeln zur Erde senkte, rief man den Reichthum spendenden Jakchos an, er möge aus der Unterwelt heraufkommen. Beim Herannahen des Frühlings (vom 17. bis 19. Februar) wurden die Anthesterien gefeiert. Am ersten Tage, welcher die Faßöffnung hieß, kostete man den neuen Wein und bekränzte dreijährige Knaben mit Blumen. Der zweite, das Kannenfest, wurde durch Zechgelage gefeiert, bei welchen unter Posaunenschall um die Wette getrunken wurde. Er war aber zugleich das „Vermählungsfest" des Dionysos mit der Kora, der aus der Unterwelt hervorkommenden holden Göttin der Natur, und die „Königin" wurde als Stellvertreterin der Göttin im Innern des Tempels von dem eleusinischen Herold feierlich mit Dionysos verlobt. Am dritten Tage endlich wurden dem unterweltlichen Hermes Töpfe mit Hülsenfrüchten geweiht und Opfer dargebracht, um die Geister der Verstorbenen zu versöhnen. — In den März fielen die großen oder städtischen Dionysien, ein allgemeines Staatsfest, das mit großer Festlichkeit begangen wurde. Ein altes Bild des Gottes wurde in feierlicher Procession, von Satyrgestalten umgeben, durch die Stadt geleitet, Knaben- und Männerchöre priesen in Gesängen den göttlichen Spender alles Segens; in mancherlei Verkleidungen und bekränzt, jubelte die Volksmenge ihm zu, und zwei Tage lang wurden neue Komödien und Tragödien mit großem Aufwande aufgeführt.

Ganz verschieden von diesen heiteren Festen waren die Trieterien, die ein Jahr um das andere zur Zeit des kürzesten Tages in Delphi, und unter anderen Namen auch in Böotien, im Peloponnes und auf den griechischen Inseln gefeiert wurden. Auf dem Gipfel des Parnassos und des Kithäron versammelten sich zu der schauerlichen Feier, oft unter heftigem Sturm, Schnee und Regen, Frauen und Mädchen (Mainaden), in Reh- und Kalbfelle gekleidet, mit fliegenden Haaren, den Thyrsos, einen langen, in einen Fichtenzapfen endigenden und mit Weinlaub umkränzten Stab schwingend und Handpauken schlagend. So tanzten, tobten und schwärmten sie in wildem Taumel und wurden oft so von rasender Begeisterung ergriffen, daß sie die Augen fürchterlich verdrehten. Der Gott wurde dabei unter dem Bilde eines Stieres dargestellt, der von den Mainaden zerrissen und roh verschlungen wurde, was die Leiden des Zagreus darstellen sollte. Er wurde dann gesucht, ohne daß man ihn fand. In einigen Gegenden wurde statt des Stieres auch ein Bock zerrissen, und in den ältesten Zeiten nahm man selbst Menschen zum Opfer; ja, die Mainaden zerrissen in rasender Wuth sogar ihre eigenen Kinder. Den

Ursprung dieser schauerlichen Feste führte die Sage auf den thracischen Orpheus, den ersten Priester des Gottes, zurück, und der grauenvolle Dienst des letzteren wurde durch die von demselben sich herleitenden Verbrüderungen der Orphiker besonders bedeutend. Diese Orphiker hatten überhaupt eine ganz eigenthümliche Religionslehre. Zeus ist nach derselben der Schöpfer des Himmels und der Erde. Die menschliche Seele wurde nur zur Strafe in den Körper gebannt, wie in einen Kerker, und muß durch verschiedene Körper hindurchgehen, bis sie erst im sechsten Geschlechte durch die Kora von allen Leiden befreit wird. Sie führten deshalb ein Leben der Buße, enthielten sich aller Fleischspeisen, durften nur leinene Gewänder tragen und hatten besondere Sühngebräuche.

Der räthselhafteste unter allen Geheimdiensten waren die Mysterien von Samothrake; indessen scheint doch so viel gewiß zu sein, daß die dort verehrten Kabiren, wie bereits S. 113 bemerkt wurde, entweder pelasgische Gottheiten waren, deren Dienst sich von dem böotischen Theben aus überall hin verbreitete, wo Pelasger sich dauernd niederließen, oder phöniciſche, deren Dienst dann auf dem entgegengesetzten Wege von Samothrake aus nach Böotien verpflanzt sein würde. Von den Geheimnissen durfte nichts bekannt gemacht werden, und selbst die Namen der Götter, welche von den Geweihten angerufen werden mußten, waren ein Geheimniß. Vor der Einweihung wurde Jeder über sein bisheriges Leben befragt und mußte bei großen Verbrechen zuvor entsühnt werden; auch Frauen und Knaben wurden aufgenommen. Die Geweihten erhielten ein Purpurgewand, welches gegen Meeresgefahr schützen sollte.

Jedenfalls hat man zweierlei Kabiren zu unterscheiden. Die ersten, die „großen Götter" Axieros (die heilige Liebe), Axiokersos, Axiokersa und Kadmĭlos, sind gleichbedeutend mit Demeter, Kora, Hades und Hermes, und wie nach der thebanischen Sage der Gott Kadmos (Hermes) mit der Harmonia vermählt war, so wurde diese Göttin in den Mysterien von Samothrake gesucht. Außer diesen großen Göttern aber gab es noch sechs untergeordnete Kabiren. Mit den großen verwechselte man häufig auch die Dioskuren, Kastor und Pollux, Kinder des Zeus und der Persephone, die über Fluth und Wind herrschen, die Schiffer aus der Gefahr erretten und mit ihrer Schwester, der Lichtgöttin Helĕna, erscheinen, wenn sich der Sturm legt.

Die Götter der Unterwelt konnten nie wie die olympischen ganz von der Natur und ihrer Verehrung getrennt werden. Das durch den Tod sich erneuernde Leben beschäftigte in ihrem Dienste das Gemüth, und bei demselben finden wir daher nicht jene ruhige Heiterkeit, sondern vielmehr tiefe Wehmuth, die sich in Fasten und Trauergebräuchen offenbart, abwechselnd mit unnennbarem Entzücken und ausgelassener Lust. Aber ihr Dienst trat auch für das Volk immer mehr in den Hintergrund und hüllte sich in geheimnißvolles Dunkel, dem man nur mit geheimer Scheu zu nahen wagte. Die Religion des Volkes blieb eine Religion heiterer, lebensfroher Schönheit, die auch in mancherlei Weise einen sittlich erhebenden Einfluß auf dasselbe ausübte. Nur über den Tod hinaus gab sie keine Hoffnung und keinen Trost, und was in dunkler Ahnung von solchen Dingen in tiefere Gemüther auch unter den Hellenen hineindämmerte, das verbarg sich in jenen Mysterien, welche den Geweihten wenigstens für die Stunden der Weihe über das erhoben, was die

Volksreligion ihm zu geben vermochte, wenn ihnen auch die Kraft fehlte, das ganze Leben mit ächter Frömmigkeit heiligend und läuternd zu durchdringen. In ihnen suchte der Geist des Eingeweihten Beruhigung und Stärke, bis ihr trüber Dämmerschein vor dem hellen Glanze des Christenthums erbleichen mußte.

---

§. 16. Die Heroen.

Die Anfänge der griechischen Geschichte liegen vor uns wie eine ferne, vor dem Aufgange der Morgenröthe in Nebelduft gehüllte Landschaft. Wir ahnen das Dasein bestimmter Gestalten; aber die Umrisse verschwimmen in einander, und sobald wir das Bild festhalten wollen, zerrinnt es uns unter den Händen. In der Jugendzeit aller Völker wiederholt sich diese Erscheinung, aber bei keinem so wie bei den Griechen. Sie hatten sich daran gewöhnt, Alles persönlich aufzufassen, und wie sie Wald und Berg und Flur mit den Gebilden ihrer schöpferischen Phantasie bevölkerten, so gestalteten sich ihnen die Schicksale ganzer Völkerstämme zu den Thaten und Leiden einzelner Personen; Gebräuche und Einrichtungen, deren Ursprung sie sich nicht mehr zu erklären wußten, verwandelten sich in bestimmte mythische Begebenheiten. Das religiöse Gefühl trieb zu dem Glauben, daß die Schicksale des Einzelnen wie der Völker unter göttlicher Leitung ständen, und so bildeten sich Sagen von Erscheinungen und Einwirkungen der Götter. Jene Helden oder Heroen, in denen das Leben der Stämme sich den Hellenen verkörperte, waren daher Lieblinge der Götter und wurden von ihnen geleitet und geschützt, oder sie erscheinen mit den Göttern im Kampf und werden von ihnen verfolgt. Erhaben über die gewöhnlichen Menschen, bilden ihre hehren Gestalten zwischen denselben und den Göttern gleichsam den Uebergang. Die vornehmsten Geschlechter leiteten von ihnen ihren Ursprung ab, und noch in späterer Zeit wurden sie als erhabene Vorbilder bewundert. Ihre vermeintlichen Gräber waren heilige Orte; Tempel erhoben sich ihnen zu Ehren in allen Gegenden des Landes; Opfer wurden ihrem Andenken dargebracht; Dichter verherrlichten ihre Thaten, wie sie in den Sagen des Volkes lebten, in begeisterten Gesängen. So erschien die Welt der Heroen dem griechischen Volke als eine dahin geschwundene göttliche Welt, und ihr Andenken lebte unter demselben in freudiger Erinnerung fort.

Auch die Gestalten der vorzüglichsten Heroen wurden durch die Kunst in eben so charakteristischer Weise ausgeprägt wie die der Hauptgötter, so daß man sie nicht bloß an ihren Attributen und der Handlung, in welcher sie dargestellt waren, erkennen konnte, sondern schon an der Gestalt und Bildung des Körpers. Die größten Künstler stellten sie in Bronzestatuen und ganzen Gruppen dar. Leider sind aber dieselben meistens zu Grunde gegangen, und wir besitzen fast nur Reliefs und Vasengemälde, die zum Theil so leicht und frei gezeichnet sind, daß man nur aus der Handlung und oft nicht ohne die größte Schwierigkeit zu erkennen vermag, welcher Heros in denselben dargestellt ist.

Die größten Heroen, deren Bild die Sage uns vorführt, gehören dem Geschlechte des Danaos an.

Ein Enkel jenes Lynkeus, der bei der Ermordung der Söhne des Aegyp-

tos allein am Leben geblieben war, und der Danaide Hypermnestra (S. 114) war Akrisios, König von Argos. Er hatte nur eine Tochter, die Danaë, und als er sich von den Göttern einen Sohn erflehte, wurde ihm geweissagt, Danae würde einen Sohn bekommen, durch den ihm zu sterben bestimmt sei. Deshalb ließ er seine Tochter in ein ehernes unterirdisches Gemach sperren; aber Zeus drang, die Wächter täuschend, als flüssiges Gold in dasselbe ein und vermählte sich heimlich mit der Danae, die nun einen Sohn, den **Perseus**, gebar. Bereits war das Kind einige Jahre alt geworden, als Akrisios die Stimme desselben vernahm und Mutter und Kind in einem Kasten ins Meer werfen ließ. Der Kasten schwamm nach der Insel Seriphos, wo Danae mit ihrem Kinde bei Diktys, dem Bruder des Königs Polydektes, Aufnahme fand, der das Kind auferzog. Da sie nun aber die fortgesetzten Bewerbungen des Polydektes zurückwies, beschloß dieser, ihren Sohn Perseus zu verderben, und befahl demselben, als er zum Jüngling herangewachsen war, das Haupt der Gorgone Medusa zu holen. Die Gorgonen waren drei Schwestern, von denen nur eine, die Medusa, sterblich war. Ihr Haupt war von Schlangen statt der Haare umringt und ihr Anblick so fürchterlich, daß er Jeden in Stein verwandelte. Unterstützt von Athene und Hermes, kam Perseus zunächst zu den Graien, den älteren Schwestern der Gorgonen, welche von Geburt an alt waren und gemeinschaftlich nur **ein** Auge und **einen** Zahn besaßen. Diese Kleinode entwandte er ihnen, und um sie zurück zu erhalten, mußten sie ihm den Aufenthalt der Gorgonen verrathen. Unsichtbar gemacht durch den Helm des Hades und von den Nymphen mit Flügelschuhen und einem Beutel ausgerüstet, kam er nach dem Okeanos, wo er die Gorgonen schlafend fand. Mit abgewandtem Gesicht trat er heran, und indem er in seinem glänzenden Schilde ihr Bild sah, hieb er so der Medusa das Haupt ab, das er sogleich in seinen Beutel steckte. Aus ihrem Blute aber entstand ein geflügeltes Pferd, der Pegăsos (S. 130). Vor den verfolgenden Gorgonen durch den Helm des Hades geschützt, kehrte er zu Polydektes zurück. Unterwegs kam er nach Aethiopien. Kassiopeïa, die Gemahlin des dortigen Königs Kepheus, hatte in prahlerischem Uebermuthe gerühmt, ihre Tochter Andromĕda übertreffe die Töchter des Meergottes Nereus (die Nereïden) an Schönheit. Diese hatten deshalb den Poseidon um Rache angerufen, und derselbe überschwemmte nun nicht nur das ganze Land, sondern sandte auch ein furchtbares Meerungeheuer, das die Fluren verwüstete. Das Orakel des Ammon erklärte auf die Frage, wie das Urtheil abzuwenden sei, dies könne nur dadurch geschehen, daß Kepheus die Andromeda dem Ungeheuer überliefere. Kaum wurde der Ausspruch des Gottes im Volke bekannt, als dasselbe den Kepheus zwang, die Andromeda aufzuopfern. Die Jungfrau wurde an einen Felsen am Strande des Meeres gekettet, um eine Beute des Ungeheuers zu werden. Perseus erblickte sie und befreite sie, nachdem er das Ungeheuer getödtet hatte. Kepheus gab sie ihm dafür zur Gemahlin, und er kehrte mit ihr nach Seriphos zurück. Dort verwandelte er den Polydektes, der sich gegen seine Mutter so feindselig benommen hatte, daß sie mit Diktys hatte in einen Tempel flüchten müssen, mit Hülfe des Medusenhauptes in Stein; dann aber gab er das verhängnißvolle Haupt der Athene, die es als Schmuck an ihrem Schilde befestigte. Er erhob nun den Diktys auf den Thron und ging dann mit seiner

Mutter und der Andromeda nach Argos. Als Akrisios ihre Ankunft erfuhr, entfloh er, eingedenk des Ausspruches der Götter, nach Thessalien; doch auch hier ereilte ihn das unabwendbare Verhängniß. Als er sich nämlich zu den Leichenspielen begab, die dem verstorbenen Könige der Stadt Larissa zu Ehren gefeiert wurden, erschien auch Perseus dort, und derselbe traf ihn, ohne es zu wollen, mit einem Diskos*) am Fuße, daß er daran starb. Perseus bestattete seinen Großvater in tiefer Trauer, und da er nicht nach ihm König von Argos werden mochte, verließ er das Land und vertauschte es gegen Tiryns und Mykēne; nach seinem Tode aber wurde ihm an der Straße, die von Argos nach Mykene führt, und auch an andern Orten Griechenlands ein Heiligthum errichtet.

Mannigfach scheinen diese Sagen mit dem Mythus vom Apollo zusammenzuhangen. Perseus ist ein Nachkomme des von der Mondgöttin stammenden Danaos. Zu seiner Mutter ist Zeus in goldnem Regen, d. h. in hellen Lichtstrahlen eingedrungen. Sein Name bedeutet den „Vernichter". Er ist der Lichtgott als Vernichter der bösen Geister der Finsterniß; er kämpft mit diesen Dämonen und überwindet sie. Der Diskos ist ein Bild der Sonnenscheibe. Apollo selbst wurde in Argos und Seriphos unter dem Namen Perseus verehrt.

Dem Geschlechte des Perseus gehörte auch Herăkles (Hercules), der größte aller Heroen, an. Alkmēne nämlich, die Tochter des Elektryon, eines Sohnes des Perseus, wurde die Gemahlin des Königs Amphitryon von Tiryns, dessen Vater Alkaios (Alcäus) gleichfalls ein Sohn des Perseus war. Mit ihr vermählte sich Zeus, und so wurde sie Mutter des Herakles. Zeus hatte dem Kinde, wenn es an einem bestimmten Tage geboren würde, die Herrschaft über sein ganzes Geschlecht zugesichert, aber Hera, der Alkmene die Gunst des Gottes beneidend, bewirkte es, daß die Geburt des Herakles verzögert, dagegen dem Sthenĕlos, dem Vaterbruder des Amphitryon, an jenem Tage ein Sohn geboren wurde, der den Namen Eurystheus erhielt. Auch später verfolgte sie den Herakles beständig mit ihrem Hasse. Sie sandte in seine Wiege zwei giftige Schlangen; aber das Kind ergriff dieselben und zerdrückte sie. Unvorsätzlich tödtete Herakles den Linos, seinen Lehrer im Saitenspiel, und er mußte deshalb aus Tiryns fliehen. Er weidete nun bis in sein achtzehntes Jahr die Heerden. Einst sollen ihm dabei an einem Kreuzwege zwei weibliche Gestalten, das Laster und die Tugend, erschienen sein, deren jede ihn für sich zu gewinnen suchte. Er entschloß sich, der Tugend zu folgen, die ihm nach einem Leben voll Mühe und Arbeit ein Loos verhieß, welches dem der Götter gleich wäre. Der mit Blutschuld Beladene hatte in Theben eine Zuflucht gefunden; aber durch die Thaten, welche er daselbst verrichtete, erlangte er bald so großen Ruhm, daß Eurystheus, neidisch auf seine Größe, ihn nach Tiryns zurückrief,

---

*) Der Diskos war eine metallene oder steinerne Wurfscheibe, deren sich die Griechen schon in den ältesten Zeiten bei den gymnastischen Uebungen bedienten. In der Mitte war sie stärker, als am Rande, und hatte daselbst einen Riemen zum Anfassen, der gewöhnlich von Leder war.

um ihm die Vollbringung schwerer Arbeiten aufzutragen. Der Held wandte sich deshalb an das Orakel zu Delphi, das ihm erwiederte: durch zwölf Arbeiten im Dienst des Eurystheus werde er zur Unsterblichkeit gelangen. Er unterwarf sich dem Willen der Götter, und so tödtete er zuerst einen Löwen, der in den Wäldern von Neméa im Peloponnes hauste. Da derselbe durch kein Geschoß getödtet werden konnte, so schlug ihm Herakles mit der Faust das Genick ein, zog ihm dann das Fell ab und behielt es, um sich damit zu schmücken. Darauf tödtete er die lernäische Wasserschlange, die in den Sümpfen von Lerna in Argölis sich aufhielt und die ganze Gegend verwüstete. Dieselbe hatte nach einigen Dichtern sieben, nach andern neun, nach noch andern gar hundert Köpfe. Herakles scheuchte sie aus ihrem Sumpfe auf, ergriff sie und begann nun, die Köpfe abzuschlagen; aber zu seinem Schrecken sah er, daß an der Stelle jedes abgeschlagenen zwei neue hervorwuchsen. Zu gleicher Zeit sandte Hera einen großen Krebs, der ihn am Fuße verwundete. Diesen zertrat er jedoch, und sein Brudersohn und treuer Gefährte Joläos steckte nun auf seinen Befehl einen nahe gelegenen Wald in Brand. So bekamen sie Feuerbrände, mit denen nach Abhauung der Köpfe die Wunden ausgebrannt wurden, so daß keine neuen Köpfe hervorwachsen konnten. Nur der mittelste Kopf konnte auf diese Weise nicht vernichtet werden, denn er war unsterblich. Herakles vergrub ihn deshalb in die Erde und wälzte einen Felsblock darauf; in das giftige Blut der Schlange aber tauchte er seine Pfeile. Ebenso befreite er das Land auch noch von anderen gefährlichen Ungeheuern. So fing er den erymantischen Eber und brachte das furchtbare Thier auf seinen Schultern zum Eurystheus, der so davor erschrak, daß er sich in ein Faß verkroch. Ferner fing er einen Stier, der die Insel Kreta verwüstete. Eurystheus ließ denselben wieder frei, und wir werden ihn später in der Geschichte des Theseus auf dem Gefilde von Marathon wieder finden (S. 149). Ferner brachte er dem Eurystheus die menschenfressenden Rosse des Königs Diomēdes in Thracien, denen Diomedes alle Fremdlinge vorwarf, die in sein Land kamen. Er tödtete die stymphalischen Vögel, welche die Gegend um einen See in Arkadien verheerten, eherne Flügel, Schnäbel und Klauen hatten und ihre Federn gleich Pfeilen abschießen konnten. Die Ställe des Königs Augīas (Augeias) von Elis, in denen dreitausend Rinder Jahre lang gestanden hatten, ohne daß sie gereinigt waren, säuberte er dadurch, daß er einen Fluß hindurch leitete. Wie er durch solche Thaten ein Wohlthäter der Menschen wurde, so verschaffte er durch andere dem Eurystheus den Besitz seltener Schätze. Er fing ihm die schnellfüßige Hirschkuh der Artemis mit goldenem Geweih, nachdem er sie ein ganzes Jahr lang vergeblich verfolgt und ihr endlich durch einen Pfeilschuß einen Fuß gelähmt hatte. Sodann holte er ihm den Gürtel der Amazonenkönigin Hippolyte, ein Geschenk des Ares. Mehrere Helden schlossen sich ihm bei der Ausführung dieses Unternehmens an, und Hippolyte fand in dem Kampfe gegen ihn ihren Tod. Dem dreiköpfigen Riesen Geryoneus (Geryōnes), dem Beherrscher einer Insel im fernen Westen, raubte er seine schöne Heerde rother Rinder. Den Geryones selbst, der ihn verfolgte, tödtete er durch einen Pfeilschuß; die Rinder aber brachte er dem Eurystheus, der sie der Hera opferte. Zuletzt sollte er dem Eurystheus die von einem hundertköpfigen Drachen bewachten goldenen Aepfel aus den Gärten der Hesperiden am äußersten

Westende der Erde bringen. Auf dem Wege dahin kam er zu dem Titanen Prometheus, den Zeus zur Strafe für seine Empörung an den Kaukasus gefesselt hatte, wo ihm ein Geier die täglich wieder wachsende Leber ausfraß. Herakles befreite ihn, indem er den Geier erschoß, und Prometheus rieth nun dem Helden, sich die Aepfel, da er nicht wußte, wo die Gärten der Hesperiden waren, von dem Riesen Atlas holen zu lassen, der das Himmelsgewölbe trug. Herakles befolgte diesen Rath und nahm dafür dem Atlas unterdessen seine Last ab. Die schwierigste unter den zwölf Arbeiten aber war die, den dreiköpfigen Kerberos aus der Unterwelt zu holen. Bei dem Südende des Peloponnes stieg er, begleitet von Hermes und Athene, in die Unterwelt hinab, und Hades erlaubte ihm, den Kerberos mitzunehmen, wenn er sich ohne Waffen seiner bemächtigen könnte. Wirklich gelang ihm dies; Eurystheus aber erbleichte bei dem Anblick des Ungethüms vor Schreck und befahl dasselbe fortzuschaffen. Herakles ließ den Hund deshalb los, und derselbe versank sogleich wieder in die Erde.

Außer diesen zwölf Arbeiten erzählen die Dichter noch von unzähligen anderen Thaten, die Herakles vollbracht, und bei deren Ausführung er die ganze Erde durchwandert habe. Er kam, so wird erzählt, auf diesen Wanderungen auch in die Gegend der jetzigen Straße von Gibraltar. Dieselbe war aber damals noch durch zwei Berge geschlossen, von denen Herakles den einen nach der Küste von Europa, den andern nach der von Afrika hinübersetzte, als Denkmal seiner Wanderungen. Die Felsen führten deshalb im Alterthume den Namen der „Säulen des Herakles". — Er stieg sogar noch einmal in die Unterwelt hinab, um Alkestis (Alceste), die Gemahlin des thessalischen Königs Admetos, eine Tochter des Pelias (S. 154), die ihr Leben aufgeopfert hatte, um das ihres Gemahls zu retten, aus den Banden des Hades zu befreien. So erscheint in Herakles überall das höchste Maß der dem Menschen beiwohnenden Kraft, welche durch unermüdlichen Kampf und durch unbesiegbare Ausdauer in Ertragung von Mühe und Drangsal ihn zu den Göttern erhebt. Aber ehe er dies Ziel erreichte, mußte er von den menschlichen Schwachheiten und Fehlern, die auch ihm anklebten, durch furchtbare Leiden gereinigt werden. Mit seiner zweiten Gemahlin Deïanīra, die er durch einen furchtbaren Kampf mit dem gleichfalls um sie werbenden Flußgott Acheloos errungen hatte, kam er, von der Hochzeitfeier zurückkehrend, an den Fluß Euenos, über welchen der Centaur Nessos die Wanderer für Lohn trug. Während Herakles durch den Fluß ging, trug Nessos die Deïanira hinüber; Herakles sah aber vom andern Ufer aus, daß derselbe sie unterweges mißhandelte. Da entbrannte sein Zorn gegen ihn, und er tödtete ihn mit einem jener Pfeile, die durch das Blut der lernäischen Schlange vergiftet waren. Sterbend gab Nessos der Deïanira den Rath, sein Blut in einen Schlauch aufzufangen; sie würde darin ein Mittel besitzen, um den Herakles zu verhindern, daß er sie je verließe. Als nun Herakles einst auf der Insel Euböa dem Zeus ein feierliches Opfer bringen wollte, ließ er sich von Deïanira ein weißes Gewand holen. Sie bestrich dasselbe mit dem Blute des Nessos und sandte es ihm so. Kaum aber hatte Herakles dasselbe angelegt, als das Gift ihm die fürchterlichsten Schmerzen verursachte. Vergebens suchte er sich davon zu befreien; das Gewand hatte sich so fest gesogen, daß das Fleisch mit abriß. Um seiner Qual ein Ende zu machen, ging er nach dem Berge Oeta, errichtete

dort einen Scheiterhaufen, bestieg denselben und befahl, ihn anzuzünden. Alle scheuten sich, dies zu thun, bis ihm diesen Dienst endlich sein Freund Philoktetes erwies, dem er dafür seine Pfeile schenkte. Deïanira aber erhängte sich aus Verzweiflung, als sie die unglücklichen Folgen ihrer Handlung erfuhr. Jetzt war auch Hera versöhnt. Blitze fuhren in den brennenden Holzstoß. Eine Wolke senkte sich hernieder und erhob den durch den Feuertod geläuterten Helden an der Hand seiner Beschützerin Athene in den Olymp, dessen er sich durch Leiden und Arbeiten würdig gemacht hatte. Es wurde ihm nun die Unsterblichkeit zu Theil, und er wurde mit der Hebe, der Göttin der Jugend, vermählt.

Schon im Alterthume erkannte man, daß nicht ein einzelner Heros alle Thaten vollbracht haben könne, welche die Sage auf den Herakles übertrug, und Einige nahmen deshalb drei, Andere sechs, noch Andere gar vierundvierzig Heroen desselben Namens an, unter denen der thebanische, der Enkel des Alkaios, der jüngste wäre. Vielmehr aber sind in der Heraklessage verschiedene Stammsagen zusammengeflossen. Was von den Thaten des Stammes aus der Vorzeit überliefert war, das wurde auf die Person eines Stammheros übertragen, und je inniger später die Verbindung der einzelnen Stämme unter einander wurde, um so mehr gestaltete sich auch der Stammheld zu einem Helden der ganzen Nation um, in dessen Leben sich der Gang, den die Bildung des Volkes in der ältesten Zeit nahm, abspiegelt. Dazu kam nun aber noch die Verbindung, in welche die Griechen frühzeitig mit Aegypten und Asien traten, und bei ihrem Streben, in den fernen Ländern immer ihre Götter wieder zu finden, mußten ihnen auch bald Göttergestalten aufstoßen, die ihrem Herakles ähnlich waren, und deren Mythen dann mit ihren eigenen Nationalsagen verschmolzen wurden. So fanden sie ihn wieder in dem ägyptischen Gotte Chom (Chön-su), bei dem sich ebenfalls Keule und Löwenhaut findet und eine eben so unüberwindliche Stärke, die er im Kampfe mit Ungeheuern bewährte, welche das Land verwüsteten. Auch in dem phönicischen Melkarth fanden die Griechen ihren Herakles, und die Wanderung desselben durch die zwölf Sternbilder des Thierkreises hat den unverkennbarsten Einfluß sowohl auf die Sage von den Wanderungen des Herakles als auf die Zwölfzahl seiner Arbeiten gehabt. Dennoch aber ist der ganze Sagenkreis ächt hellenischen Ursprungs, und was sich etwa Ausländisches damit verbunden hat, läßt sich leicht erkennen und absondern.

Vielfach sind alle Lebensereignisse des Helden als Stoff zu Bildsäulen, Reliefs und Vasengemälden benutzt worden. In seiner kraftvollen, markigen Gestalt erschien das Ideal eines griechischen Heros, die durch Anstrengungen bewährte und gestählte Menschenkraft, in der höchsten Vollkommenheit ausgeprägt. Noch besitzen wir mehrere dieser Kunstwerke, namentlich eine kolossale Statue im Palast Farnese, welche den Heros darstellt, wie er nach vollendeter Heldenthat ausruht, und den berühmten Torso (Rumpf) von Belvedere, der im Anfange des 16. Jahrhunderts zu Rom aufgefunden wurde (§. 35).

Eurystheus war nach der Sage der Letzte aus dem Geschlechte des Danaos, der über Argos und Mykene herrschte. Herakles hatte seine Söhne dem Schutze des Keyx, des Fürsten der im Thale des Spercheios wohnenden Malier, übergeben; dieser vermochte sie aber gegen die Nachstellungen des Eurystheus nicht zu schützen, und sie flohen nach Attika. Eurystheus begann deshalb einen Krieg gegen Athen, fiel aber in der Schlacht, entweder durch Hyllos, den Sohn des Herakles von der Deïanira, oder durch des Herakles Neffen und Waffengefährten Iolaos. Nach seinem Tode erhielt sein Schwiegersohn Atreus, ein Sohn des Pelops und Enkel des Tantalos, die Herrschaft über Mykene. Auf kein Heroengeschlecht hat die Sage so viele Gräuelthaten gehäuft, wie auf das des Pelops. Vom Vater auf den Sohn erbten die furchtbarsten Verbrechen gleichsam fort, und erst spät konnte der unermeßliche Frevel gesühnt werden. Atreus hatte gemeinschaftlich mit seinem Bruder Thyestes seinen Halbbruder Chrysippos ermordet. Um dem Zorne ihres Vaters zu entrinnen, flohen sie nach Mykene, wo Atreus sich mit der Aërope, der Tochter des Eurystheus, vermählte; Thyestes aber verleitete dieselbe zur Treulosigkeit gegen ihn und wurde deshalb von Atreus aus Mykene verjagt. In der Verbannung sann Thyestes auf furchtbare Rache. Er hatte den Pleisthenes, einen Sohn des Atreus, geraubt. Diesen erzog er als sein eigenes Kind, und als derselbe herangewachsen war, sandte er ihn nach Mykene, um den Vater zu ermorden, den er als solchen nicht kannte. Doch das Vorhaben des Jünglings wurde entdeckt, und Atreus ließ ihn unter grausamen Martern hinrichten. Zu spät erfuhr er, daß er seinen eigenen Sohn hatte tödten lassen, und nun beschloß er, den Tod desselben an Thyestes fürchterlich zu rächen. Er versöhnte sich scheinbar mit ihm, rief ihn mit seinen Söhnen aus der Verbannung zurück und bewirthete ihn mit einem festlichen Mahle. Bei demselben aber setzte er dem nichts Ahnenden das Fleisch seiner eigenen Söhne zur Speise vor und ließ ihm nach Beendigung der Mahlzeit zum Hohn noch Köpfe und Hände der Ermordeten hinwerfen. Thyestes entfloh in wüthendem Schmerze nach Epirus; Atreus aber wurde später von einem anderen Sohne desselben, dem Aegisthos, den er als sein eigenes Kind auferzogen und zur Ermordung des Thyestes ausersehen hatte, getödtet.

Auch Theseus, der Nationalheros der später so mächtigen Stadt Athen, gehört dem Geschlechte des Pelops an. Der kinderlose König Aegeus von Athen begab sich nämlich, dem Ausspruche eines Orakels folgend, nach Troezene und vermählte sich mit Aethra, der Tochter des dortigen Königs Pittheus, welcher ein Sohn des Pelops war. Als Aegeus nach einiger Zeit wieder nach Athen zurückkehren mußte, legte er seine Schuhe und sein Schwert unter einen Felsblock und sagte der Aethra, wenn sie einen Sohn bekäme, sollte sie ihn bei sich behalten, bis er stark genug wäre, den Felsblock fortzuwälzen. Dann sollte sie ihn mit den Schuhen und dem Schwerte nach Athen schicken, damit er ihn an denselben als seinen Sohn erkennen möchte. Wirklich gebar sie bald

darauf einen Sohn, der den Namen Theseus erhielt, und als derselbe zum Jüngling herangewachsen war, machte er sich mit den Sandalen und dem Schwerte seines Vaters auf den Weg nach Athen. Er wählte aber nicht die sichere Fahrt über das Meer, sondern den durch Räuber gefahrvoll gemachten Weg zu Lande über den Isthmos von Korinth. So wurde er gleich anfangs ein Wohlthäter des Landes, indem er es von jenen Räubern befreite. Den Keulenschwinger Periphetes in Argolis erschlug er mit seiner eigenen Keule; den Sinnis, der auf dem Isthmos die Reisenden tödtete, indem er zwei Fichtenstämme mit den Spitzen zusammenbog, die Ueberwundenen daran band und durch das Auseinanderschnellen der Bäume zerreißen ließ, tödtete er auf die nämliche Weise; Skirōn, der die Reisenden zwang, ihm die Füße zu waschen und sie dabei von einem Felsen ins Meer stürzte, erlitt jetzt durch ihn dasselbe Schicksal; auch der Ringer Kerkyōn bei Eleusis wurde überwunden. Eben so tödtete Theseus den Damastēs, der die Reisenden in eine Bettstelle legte und den größeren Füße und Kopf abhieb, damit sie hineinpaßten, die kleineren aber so lange ausdehnte, bis sie die Länge der Bettstelle ausfüllten, weshalb er der Ausdehner oder Prokrustes genannt wurde. Nach diesen und ähnlichen Thaten kam er nach Athen, wo gegen den Aegeus die funfzig Söhne seines Bruders Pallas, die nach dem Throne des kinderlosen Königs trachteten, auf Empörung sannen. Als nun Theseus erschien und von Aegeus mit Freuden als sein Sohn anerkannt wurde, wandte sich ihr Haß auch gegen ihn; er aber machte ihre feindlichen Pläne zu Schanden und besiegte sie. Schon hierdurch erlangte er in Athen großen Ruhm; bald aber erhielt er auch Gelegenheit, seinem neuen Vaterlande ein Wohlthäter zu werden. Der Stier, den Herakles aus Kreta zum Eurystheus hatte bringen müssen, war über den Isthmos nach Attika gekommen und verwüstete jetzt die Felder von Marathon bei Athen. Theseus fing ihn lebendig und brachte ihn dann dem delphischen Apollon zum Opfer. Kurz darauf befreite er Athen von einer noch größeren Plage. In Athen war nämlich Androgeōs, ein Sohn des Königs Minōs von Kreta, hinterlistig ermordet worden. Um seinen Tod zu rächen, begann Minos einen Krieg, der für die Athener so unglücklich endigte, daß sie sich entschließen mußten, alle neun Jahre einen Tribut von sieben Jünglingen und sieben Jungfrauen nach Kreta zu schicken, und man sagte, daß dieselben in dem auf Kreta befindlichen Labyrinth die Beute des Minotauros würden, eines Ungeheuers, das halb Stier und halb Mensch war. Zweimal schon hatten die Athener den furchtbaren Tribut entrichtet, und jetzt sollten zum dritten Male vierzehn Unglückliche nach Kreta gesandt werden. Theseus aber schiffte mit ihnen nach Kreta, um Athen von dem schrecklichen Tribut zu befreien, und mit Hülfe der Ariadne, der Tochter des Minos, gelang es ihm, sein Unternehmen auszuführen. Dieselbe gab ihm nämlich ein Knäuel, das er am Eingange des Labyrinths befestigte, und dann ließ er den Faden in der Hand ablaufen. An diesem Faden fand er, nachdem er den Minotaur glücklich getödtet hatte, den Ausweg aus den vielverschlungenen Gängen des Labyrinths. Minos erließ nun den Athenern die fernere Entrichtung des Tributs, Ariadne aber verließ mit dem heimkehrenden Helden Kreta. An der Insel Naxos landeten sie, um auszuruhen. Dort, so erzählt die Sage, erblickte der Gott Dionysos die schlafende Ariadne. Um den Theseus zu prüfen, ob er ihrer würdig sei, drohte er ihm

im Traume mit schwerem Unglück, wenn er sie weiter mitnähme, und Theseus war schändlich genug, gleich beim Erwachen fortzusegeln und sie schlafend auf Naxos zu verlassen. Sie stürzte sich aus Verzweiflung ins Meer; Dionysos aber erhob sie aus den Fluthen und vermählte sich mit ihr, und noch glänzt ihr Kranz am Himmel als Sternbild. Den Theseus, der über Delos nach Hause segelte, ereilte bald die Strafe für seine Treulosigkeit. Er hatte seinem Vater versprochen, wenn das Unternehmen gelänge, statt des schwarzen Segels, mit welchem er sich eingeschifft hatte, ein weißes aufzuziehen. Dies versäumte er jetzt, und als Aegeus, der am Gestade der Rückkehr seines Sohnes harrte, von fern das schwarze Segel erblickte, stürzte er sich in Verzweiflung über den vermeintlichen Verlust seines Sohnes in das Meer, das nun nach ihm das ägäische genannt wurde, und fand so seinen Tod. So fand nun Theseus bei seiner Rückkehr die Stadt in der größten Aufregung und Trauer; aber kräftig ergriff er die Zügel der Regierung und traf eine Menge wohlthätiger Einrichtungen. Namentlich vereinigte er die bis dahin vereinzelt in zwölf Ortschaften lebenden Bewohner von Attika zu einem Volke, und den Mittelpunkt der Vereinigung desselben bildete nun Athen. Zum Gedächtniß daran stiftete er das Fest der Panathenäen (Gesammtathenäen). Sodann theilte er das Volk in Edle, Ackerbauer und Gewerbtreibende, und dehnte das Gebiet seines Landes bis zum Isthmos von Korinth aus, wo er dem Poseidon zu Ehren die isthmischen Spiele stiftete. Da er aber den Vornehmen weiter keine Vorrechte ließ als die Priesterwürde und die obrigkeitlichen Aemter, so erhoben sie einen Aufstand gegen ihn, und da ihm das Volk nicht mehr gehorchen wollte, mußte er Athen verlassen. Den Undankbaren fluchend, ging er nach der Insel Skyros im ägäischen Meere, wo er Güter besaß; Lykomēdēs aber, der König dieser Insel, stürzte ihn, vermuthlich weil er nach seinen Besitzungen begierig war, von einem Felsen ins Meer. So fand der Held seinen Tod; sein Name aber lebte fort in dem Gedächtnisse der Athener, die ihm, den sie mit Undank verfolgt hatten, jetzt einen Heroendienst weihten. Das Schiff, auf welchem er von Kreta zurückgekommen war, wurde noch über ein Jahrtausend als heilig aufbewahrt, indem man immer statt des verfaulten Holzes neues und festes einziehen ließ, und die Gebeine des Helden wurden viele Jahrhunderte nach seinem Tode durch den athenischen Feldherrn Kimōn (§. 27) feierlich nach Athen zurückgeholt.

Wie viel von den Sagen über Theseus der Geschichte angehört, wie viel der Mythe, dürfte schwerlich zu ermitteln sein. Auf der einen Seite stehen sie in unverkennbarem Zusammenhange mit dem Dienste des Poseidon, der besonders von den Joniern, die Attika bevölkerten, verehrt wurde. Der Hauptsitz seines Dienstes war auf dem Isthmos, und dort hatte nach der Sage ihm zu Ehren Theseus die isthmischen Spiele gestiftet. Aegeus (der Mann der Wogen) und Theseus (der Ordner) sind selbst Beinamen des Poseidon, und Theseus wird bald ein Sohn des Aegeus genannt, bald des Poseidon und der Lichtgöttin Aethra. Auf der andern Seite hängt die Sage mit dem Dienste des Dionysos zusammen. Naxos war ein Hauptsitz seines Dienstes, und Ariadne, die nur eine andere Form der Kora ist, erscheint gewöhnlich als seine Braut. Später wurde Theseus als Nationalheros von Athen ganz ähnlich dem Herakles gedacht, und man schrieb ihm alle möglichen Heldenthaten zu. Wie Jener, mußte

er an jedem großen Unternehmen aus der Heroenzeit Theil gehabt haben. Wie Herakles zog er gegen die Amazonen; er begleitete die Argonauten (§. 17); ja für seinen Freund Peirithöos raubte er sogar dem Aidoneus (dem Beherrscher der Unterwelt) die Kora, wurde aber dabei gefangen genommen und erst durch Herakles wieder befreit. Ebenso übertrug man auf ihn auch die Anfänge aller athenischen Staatseinrichtungen, die gewiß zum Theil viel später entstanden waren, um ihnen dadurch größeres Ansehen zu verschaffen. — Wenn es mithin zweifelhaft bleiben muß, ob es wirklich einen Theseus gegeben hat, oder ob nur die ältesten Erinnerungen der Athener in ihm personificirt wurden, so ist **Minos**, der Sohn des Zeus und der Európa, den die Alten als gewaltigen Herrscher zur See und weisen Gesetzgeber bezeichnen, gewiß ein reines Gebilde der Mythe, und der Minotaur ist nichts als ein Götze, wahrscheinlich der in Asien verehrte Moloch, dem Kinder geopfert wurden. Die Kreter aber waren damals mächtig zur See, unterwarfen sich die umliegenden Inseln und zwangen auch die Athener zu jenem furchtbaren Tribute.

Die Künstler bildeten den Theseus dem Herakles ähnlich, meistens auch mit der Löwenhaut und Keule, aber mit weniger gedrungenem, besonders auf Gewandtheit im Ringen deutenden Körperbau, anmuthigerer Gesichtsbildung und weniger krausem Haare. Seine Thaten sind besonders in den Reliefs verherrlicht, welche den noch jetzt in seinen Ruinen bewunderten Theseustempel in Athen schmücken.

Zu jener Zeit wurde Theben durch die furchtbarsten Kämpfe zerrüttet. **Amphīon**, der vierte Nachfolger des Kadmos, nach der Mythe ein Sohn des Zeus und der Antiŏpe, war hochberühmt durch die Lieblichkeit seines Gesanges. Durch die Gewalt desselben hatte er, wie die Sage erzählt, Theben mit Mauern umgeben, indem die Steine, den wundersamen Tönen folgend, sich von selbst an einander fügten. Durch seine Gemahlin **Niŏbe**, die Schwester des Pelops, wurde auch er in das Verhängniß verwickelt, welches so schwer auf dem Hause des Tantalos lastete. Glückliche Mutter von sieben Söhnen und sieben Töchtern, erhob sie sich in stolzem Uebermuthe über Leto, die Mutter des Apollon und der Artemis, weil diese nur zwei Kinder habe, und verbot in ihrem Lande den Dienst derselben. Darüber erzürnt, forderte Leto ihre Kinder zur Rache auf, und so tödtete Artemis die Töchter, Apollon die Söhne der Niobe. Neun Tage lang blieben die blutigen Leichen unbeerdigt, weil Zeus Jeden, der ihnen nahte, in Stein verwandelte; am zehnten Tage aber wurden sie von den Göttern selbst bestattet. Amphion erstach sich aus Verzweiflung über den Verlust seiner Kinder; Niobe aber durchirrte klagend die fernsten Länder. So kam sie nach ihrem Vaterlande Lydien. Dort erbarmte sich Zeus der Unglücklichen und verwandelte sie in Stein. Aber auch der Stein noch fühlte den Schmerz, und heiße Thränen entquollen ihm fort und fort (vgl. §. 31).

Gleiches Mißgeschick verfolgte das Geschlecht des **Kadmos** bis zu seinem Untergange. Der König Laios von Theben, ein Urenkel des Kadmos, wurde durch das Orakel gewarnt, er solle sich von seiner Gemahlin trennen, weil ihm sonst ein Sohn würde geboren werden, der ihn tödten würde. Er verachtete aber die Warnung der Götter, und als seine Gemahlin Jokaste einen Sohn gebar, befahl er, das Kind auf einem Berge auszusetzen, und ließ ihm, damit es desto sicherer seinen Tod fände, die Ferse durchbohren. Der Sklave aber, welcher damit beauftragt wurde, übergab das Kind aus Mitleid einem Hirten des Königs Polybos von Korinth, und da dieser König keine eigenen Kinder hatte, nahm er dasselbe mit seiner Gemahlin Merope an Kindesstatt an. Der Knabe, dem man den Namen **Oedipūs** (Oidipus) oder Schwellfuß gab, wuchs in Korinth zu einem blühenden Jünglinge heran. Er hielt den Polybos und die Merope für seine rechten Eltern; einer seiner Altersgenossen aber schmähte ihn einst als einen Solchen, dessen Eltern man gar nicht kenne. Darüber bestürzt, forschte er bei seinem Erzieher nach seiner Herkunft, und da er von diesem nichts erfahren konnte, wandte er sich an das Orakel zu Delphi. Dasselbe gab ihm aber ebenfalls nicht die gewünschte Auskunft, sondern warnte ihn nur vor der Rückkehr in sein Vaterland, weil er sonst seinen Vater tödten und seine Mutter heirathen würde. Da er nun aus Korinth oder doch aus der Umgegend dieser Stadt zu stammen glaubte, machte er sich auf den Weg nach Theben, ohne zu ahnen, daß er gerade so den Ausspruch des Orakels erfüllen würde. Er kam in die Landschaft Phokis. In einem Hohlwege begegnete ihm ein Greis auf einem Wagen. Da der Wagenlenker ihm nicht ausweichen wollte, gerieth er mit ihm in Streit und erschlug ihn; ebenso tödtete er den Greis, der den Tod seines Dieners rächen wollte. Er hatte in demselben, ohne es zu wissen, seinen Vater Laïos erschlagen. — Zu jener Zeit wurde Theben von der Sphinx, einem geflügelten Löwen mit dem Haupte einer Jungfrau, heimgesucht, welche den Reisenden ein Räthsel aufgab und sie tödtete, wenn sie es nicht lösen konnten. Jokaste versprach deshalb Demjenigen ihre Hand und den Thron von Theben, welcher das Land von diesem Ungeheuer befreien würde. Oedipus, nach Heldenthaten begierig, übernahm das Wagniß. Die Sphinx legte ihm, wie sie es mit den Uebrigen gethan, die Frage vor: „was das für ein Geschöpf sei, welches am Morgen auf vier, am Mittag auf zwei und am Abend auf drei Füßen gehe." Oedipus errieth sogleich, daß dies der Mensch sei; denn am Morgen seines Lebens, als Kind, krieche er auf Händen und Füßen, als Mann gehe er auf zwei Füßen, und als Greis stütze er sich auf einen Stab und gehe so gleichsam auf drei Füßen. Da tödtete die Sphinx sich selbst, und Oedipus erhielt nun den Thron von Theben und die Hand der Jokaste, seiner Mutter. Anfangs führte er eine glückliche Regierung, und sein Glück wurde noch erhöht durch die Geburt zweier Söhne, des Eteŏkles und Polyneikes und zweier Töchter, der Antigŏne und Ismēne. Plötzlich aber brach über das Land eine verheerende Seuche herein, und das Orakel erklärte, das Land werde nicht eher von der Plage befreit werden, als bis der Mörder des Laïos vertrieben sei. Sofort wurden Nachforschungen angestellt, und Oedipus erfuhr nun durch den Seher Teiresias und den Sklaven, der mit seiner Aussetzung beauftragt gewesen war, daß er seinen Vater getödtet und seine Mutter geheirathet habe. Jokaste er-

hängte sich aus Verzweiflung über den Frevel; Oedipus aber meinte, er sei nicht mehr würdig, das Licht der Sonne zu schauen, und stach sich die Augen aus. Er wurde aus Theben verjagt, ohne daß seine Söhne ihn vertheidigt oder ihm auch nur die nothwendigsten Lebensbedürfnisse verschafft hätten. Der unglückliche Vater fluchte ihnen und floh, von seiner Tochter Antigone begleitet, nach dem Flecken Kolōnos bei Athen, wo er in dem Haine der Eumeniden die Ruhe seiner Seele wieder fand. Seine Leiden hatten jetzt ihr Ende erreicht; die Götter waren mit ihm versöhnt, und ein Orakel verkündete dem Lande Heil, wo seine Gebeine ruhen würden. Vergebens suchten die Thebaner, die dies erfuhren, ihn nun wieder nach ihrer Stadt zu entführen. Theseus schützte ihn, und als Polyneikes ihn zur Rückkehr bewegen wollte, traf ihn nur ein neuer Fluch. Sanft und schmerzlos wurde der hart geprüfte Dulder dem Erdenleben entrückt. — So gestaltete der große athenische Tragödiendichter Sophŏkles die Sage vom Oedipus, in mancher Hinsicht abweichend von älteren Ueberlieferungen, und schwerlich möchte es gelingen, die zu Grunde liegende geschichtliche Thatsache von der dichterischen Hülle, mit der sie allmälig umgeben wurde, zu befreien.

Der Fluch, den Oedipus über seine Söhne ausgesprochen hatte, ging bald in Erfüllung. Eteokles und Polyneikes sollten abwechselnd jeder immer ein Jahr regieren. Eteokles begann; aber als das Jahr zu Ende war, wollte er dem Polyneikes die Regierung nicht abtreten, und derselbe floh nun zu dem Könige Adrastos von Argos. Adrastos gab ihm seine Tochter zur Gemahlin und bewog noch fünf andere Helden, dem Vertriebenen zur Erlangung der Herrschaft behülflich zu sein. So zogen nun die sieben Helden gegen Theben und begannen die Stadt zu belagern; aber Alle außer Adrast fanden im Kampfe ihren Tod. Polyneikes und Eteokles tödteten sich gegenseitig in unnatürlichem Zweikampf, und die Dichter erzählen, man habe beide Leichen auf einem und demselben Scheiterhaufen verbrannt, doch die feindlichen Brüder hätten auch im Tode noch nicht vereint sein können, und die Flamme habe sich gespalten. Anders stellt Sophokles die Sache dar. Nach dem Tode des Eteokles und Polyneikes übernahm nach ihm ihr Oheim Kreōn die Regierung. Derselbe verbot die Beerdigung des Polyneikes bei Todesstrafe; Antigone aber, die nach dem Tode ihres unglücklichen Vaters nach Theben zurückgekehrt war, konnte es nicht ertragen, daß der Leichnam ihres Bruders unbeerdigt bliebe, und dem Verbote des Königs trotzend, bedeckte sie ihn mit Erde. Kreon erfuhr ihre That und ließ sie lebendig in einer Felskluft begraben. Sein Sohn Haimon aber, der mit ganzer Seele an der edlen Jungfrau gehangen hatte, vermochte nicht sie zu überleben und gab sich auf ihrem Grabe selbst den Tod.

Zehn Jahre nach dem Tode der sieben Helden erneuerten ihre Söhne mit einem mächtigen Heere den Kampf gegen Theben, um den Tod ihrer Väter zu rächen. Sie eroberten die Stadt, und Thersandros, ein Sohn des Polyneikes, wurde nun König.

§. 17. Der Argonautenzug.

Wie schon im Kampfe gegen Theben mehrere Heroen gemeinschaftlich handelnd auftraten, so noch mehr bei dem Argonautenzuge, der zugleich das erste größere Unternehmen nach dem Auslande hin war und gewöhnlich um das Jahr 1250 gesetzt wird. Die Sagen über diesen Zug, die ganz in Mythen gehüllt und später vielfach verändert und ausgeschmückt sind, führen in eine noch weit frühere Zeit zurück.

In der ältesten Zeit lebte in Böotien das Volk der Minyer, welches zu dem großen äolischen Stamme gehörte. Ihre Hauptstadt Orchomĕnos war im Alterthume hoch berühmt wegen der Reichthümer, welche die Minyer sich theils durch Handel mit dem Auslande, theils durch Bebauung des fruchtbaren Bodens erworben hatten, und Homer kannte außer dem ägyptischen Theben keine einzige Stadt, die in dieser Hinsicht mit ihr hätte gleichgestellt werden können. Athămas, ein Sohn des Aeŏlos, der König dieses Volkes, vermählte sich nach dem Tode seiner Gemahlin Nephĕle mit der Ino, einer Tochter des Kadmos. Diese haßte die Kinder der Nephele, den Phrixos und die Helle, so sehr, daß sie darauf sann, wie sie von ihnen befreit werden könnte. Sie benutzte eine Hungersnoth, die über das Land hereinbrach, um den Athamas durch ein bestochenes Orakel zu bewegen, daß er seine Kinder dem Zeus opfere. Nephele aber erschien ihnen im Traume und gab ihnen zur Flucht einen Widder mit goldenem Vließ (Fell) und goldenen Hörnern, die wie die Sichel des Mondes glänzten. Derselbe war ein Geschenk des Hermes, war mit Verstand und Rede begabt und konnte durch Luft und Wasser gehen. Auf diesem Widder flohen die Kinder über Land und Meer; aber Helle schwindelte bei dem Anblicke des grausigen Abgrundes und der stürmenden Wogen und stürzte hinab in das Meer, das nach ihr den Namen Hellespont d. h. Meer der Helle, erhielt. Phrixos dagegen kam glücklich nach dem fernen Aia (der Name bedeutet „Land"), wo er bei dem König Aeetes (Aiētēs) gastfreundschaftliche Aufnahme fand. Derselbe gab ihm seine Tochter zur Gemahlin; den Widder aber opferte Phrixos dem Zeus, und das Fell schenkte er dem Aietes, der es im Haine des Ares an einer heiligen Eiche aufhängte. Dort ließ er es von einem nie schlafenden Drachen mit feuersprühenden Augen bewachen, denn es war ihm geweissagt worden, daß sein Leben vom Besitze des Vließes abhange; in der ganzen Welt aber betrachtete man dasselbe als den größten Schatz. Diesen Schatz den Minyern wieder zu verschaffen, war der Zweck des Argonautenzuges; die nächste Veranlassung zu demselben aber war folgende.

Kretheus, der Bruder des Athamas, hinterließ fünf Söhne, Pelias, Aeson, Pheres, Neleus und Amythaon. Pelias verdrängte seinen Halbbruder Aeson (Aison), den König der den Minyern gehörigen, in einer Bucht von Thessalien liegenden Stadt Jolkos, vom Throne, und Jason, der Sohn des Aeson, floh nach Thessalien zu dem Kentauren Cheiron. Bei ihm hielt er sich zwanzig Jahre lang auf; dann aber, zu einem kräftigen Jüngling herangewachsen,

machte er sich auf den Weg nach Iolkos, um sein Recht auf den väterlichen Thron geltend zu machen. Er kam an einen breiten Fluß, an welchem ihm die dem Pelias feindlich gesinnte Göttin Hera in Gestalt einer alten Frau entgegentrat und ihn bat, ihr hinüber zu helfen. Er trug sie hinüber; dabei aber blieb ihm der eine seiner Schuhe im Schlamme stecken. So erschien er vor Pelias, um den Thron zurückzufordern. Pelias aber erschrak bei seinem Anblick, denn er erinnerte sich eines Orakels, welches ihm gesagt hatte, er solle sich vor dem Einschuhigen hüten. Er beschloß daher, ihn durch List ins Verderben zu stürzen. Mit erheuchelter Freundlichkeit erklärte er sich bereit, ihm die Herrschaft abzutreten, wenn er zuvor das goldene Vließ holte, dessen Herbeischaffung ihm durch das Orakel befohlen sei. Er hoffte, daß Jason bei dem gefährlichen Unternehmen den Tod finden würde. Der Jüngling aber ging sogleich an das Werk. Es wurde ein großes Schiff erbaut, das nach seinem Erbauer Argos den Namen Argo erhielt, und von allen Seiten strömten die Heroen herbei, um an dem Zuge Theil zu nehmen; denn Hera hatte ihre Gemüther mit Begierde danach erfüllt. Nicht weniger als funfzig Helden kamen so in Iolkos zusammen, unter ihnen Theseus, Herakles, der Sänger Orpheus (§. 18), die Dioskuren Kastor und Polydeukes oder Pollux (S. 141). Jason weihte das Schiff dem Poseidon, brachte ihm und allen Meergöttern feierliche Opfer dar und ließ dann seine Gefährten schwören, daß sie treu bei ihm ausharren wollten bis nach Beendigung des Zuges. So segelten sie ab. — An der Küste des Marmormeeres stiegen sie in Kleinasien an das Land. Herakles ging in den Wald, um sich ein besseres Ruder zu holen; unterdessen aber wurde sein Liebling Hylas, der an einer Quelle Wasser holen wollte, von den Nymphen derselben geraubt. Ein anderer seiner Gefährten, Polyphēmos, hörte den Hülferuf des Knaben und machte sich mit Herakles auf, um ihn zu suchen. Während dessen fuhren die Argonauten ab, und Herakles schlug nun einen andern Weg ein; den Polyphemos aber (den „vielstimmigen Klagegesang") ließ er an dem Orte zurück, wo der Knabe verschwunden war. Glücklich kamen die Argonauten, nachdem sie mancherlei Gefahren erduldet, nach Aia, oder, wie die späteren Dichter bestimmter sagen, nach Kolchis am Ostende des schwarzen Meeres, an die Mündung des Flusses Phasis. Der König Aietes versprach dem Jason das goldene Vließ, wenn er zuvor zwei feuerschnaubende Stiere mit ehernen Füßen an einen diamantenen Pflug spannte, auf das damit umgepflügte Land die dem Aietes von der Pallas geschenkten Drachenzähne säete, von denen bereits Kadmos die Hälfte erhalten hatte, und mit den geharnischten Männern, die aus denselben hervorwachsen würden, den Kampf bestände. Mit Hülfe der Medea (Medeia), der Tochter des Aietes, erfüllte er alle diese Bedingungen. Sie gab ihm Mittel, um die Stiere zu bändigen, und einen Zauberstein, den er nachher unter die Geharnischten warf, worauf dieselben sich unter einander erschlugen. Aietes verschob nun die Erfüllung seines Versprechens auf den folgenden Tag, er beabsichtigte aber, in der Nacht den Jason tödten zu lassen. Dies wurde jedoch durch Medea verrathen, und sie beschloß, dem Jason das goldene Vließ doch zu verschaffen und dann mit ihm zu fliehen. Sie begab sich in der Nacht mit ihm in den von einer siebenfachen Mauer umschlossenen Hain, in welchem das Vließ an eine Eiche genagelt war. Den Drachen schläferte sie durch Zauberöl

ein, das sie ihm in die Augen spritzte, unter Beschwörungsformeln, worin sie den Schlaf und die Hekäte, die mächtige Göttin der Finsterniß, anrief, ihr Unternehmen zu schützen. Dann nahmen sie das Vließ und stiegen eilig zu Schiffe. Es ließ sich erwarten, daß Aietes, dem die Sache nicht verborgen bleiben konnte, die Flüchtlinge verfolgen würde. Medea nahm deshalb ihren Bruder Absyrtos mit, und als sie den verfolgenden Aietes erblickte, tödtete sie den Knaben, warf den Leichnam ins Meer und steckte den abgeschlagenen Kopf auf eine hervorragende Felsspitze. Nach anderen Sagen zerstückelte sie den ganzen Leichnam und zerstreute die Stücke nach allen Richtungen. Aietes wurde bei dem Anblicke der traurigen Reste seines Sohnes von tiefem Schmerze ergriffen und kehrte mit denselben zurück, um sie zu bestatten. Den Jason und die Medea aber verfolgte seitdem die rächende Hand der Götter.

Die Sagen über die Rückkehr der Argonauten weichen sehr von einander ab. Nach einigen schifften sie durch den Fluß Phasis nach Osten in den Okeanos, dann um den Ostrand der Erde herum nach Süden. So seien sie nach Libyen gekommen und dann entweder unmittelbar in den Nil hineingefahren, oder sie hätten ihr Schiff auf die Schultern genommen und es bis an den See Triton getragen, aus welchem sie durch einen gleichnamigen Fluß in das Mittelmeer kamen. Andere dagegen lassen sie von Kolchis nach Westen schiffen, dann die Donau hinauf fahren und durch diese in das adriatische Meer gelangen, oder in den Fluß Eridänos (den Rhein?), durch den sie dann in das Mittelmeer gekommen wären. Man meinte nämlich, Donau und Rhein hingen zusammen, und Po und Rhone hielt man für Mündungen des letzteren. Noch andere endlich lassen die Helden durch den Don nach Norden in den Okeanos schiffen, in welchen nach der Meinung der Alten alle großen Flüsse sich ergossen, und dann um den Westrand der Erde herum durch die Säulen des Herakles wieder in das Mittelmeer gelangen. — Auch auf der Rückfahrt hatten sie manche Gefahren zu bestehen. So kamen sie vor den Seirēnen (Sirēnen) vorüber, Jungfrauen mit einem Fischleibe und ehernen Krallen, die durch ihren lieblichen Gesang die Schiffenden anlockten, um ihnen dann sicheren Untergang zu bereiten. Orpheus stimmte aber einen so herrlichen Gesang an, daß sie glücklich vorüberkamen. Die Meergöttin Thetis und die Nereïden brachten sie dann ungefährdet vor den Strudeln Skylla und Charybdis in der Meerenge bei Sicilien vorüber, die man sich als furchtbare, Alles verschlingende Ungeheuer mit langen Armen dachte. Bei der Insel Kreta schleuderte der eherne Riese Talos einen Felsen nach dem Schiffe, das er zerschmettert haben würde, wenn ihn nicht Medea durch Zaubermittel besiegt hätte. Endlich kamen sie nach Iolkos zurück, und Jason weihte am Isthmos sein Schiff dem Poseidon. Inzwischen aber hatten seine Eltern bereits ihren Tod gefunden. Pelias hatte nämlich beschlossen, den Aeson zu tödten; dieser aber erbat sich die Erlaubniß, sich selbst das Leben nehmen zu dürfen, und tödtete sich durch das Blut eines Opferstieres, welches er trank. Jasons Mutter, die ihren Gatten nicht überleben wollte, fluchte dem Pelias und erhängte sich. Medea rächte den Tod Beider auf die furchtbarste Weise. Durch künstliche Mittel gab sie sich die Gestalt einer alten Frau und redete dann den Töchtern des Pelias vor, daß sie ihren Vater verjüngen könne. Um sie zu überzeugen, verjüngte sie sich zuerst selbst durch Bäder, und da sie noch zwei-

selten, so tödtete sie einen Widder, zerschnitt ihn, kochte die Stücke in einem Kessel und zog das Thier darauf als junges Lamm aus demselben hervor. Die Töchter des Pelias tödteten nun selbst ihren Vater, aber vergebens warteten sie, daß Medea ihn wieder beleben und verjüngen sollte. Deshalb vertrieb Akastos, der Sohn des Pelias, den Jason und die Medea aus Jolkos, und sie flohen nach Korinth, wo sie zehn Jahre lang in Ruhe und Frieden lebten. Als sich aber Jason von Medea trennte und sich mit Glauke, der Tochter des dortigen Königs Kreon, verband, gerieth Medea in die äußerste Wuth. Sie sandte der Glauke ein vergiftetes Gewand und ein Diadem. Kaum hatte diese den verhängnißvollen Schmuck angelegt, als er sich von selbst entzündete. Sie wurde von den Flammen ergriffen, ebenso ihr Vater und ihr Gatte, die ihr zu Hülfe eilten, und auch der ganze königliche Palast loderte in Flammen auf. Medea aber ergriff in rasender Wuth ihre eigenen Kinder, tödtete sie und floh dann auf einem von geflügelten Drachen, die sie von Helios erhalten hatte, gezogenen Wagen nach Athen, wo sie sich mit Aegeus vermählte. Wegen der Nachstellungen, die sie dem Theseus bereitete, mußte sie aber auch von da bald wieder fliehen, und nach vielem Umherirren kam sie endlich wieder nach Kolchis, wo sie ihren Vater Aietes wieder in das Reich einsetzte, das ihm von seinem Bruder Perses entrissen war. Zuletzt gelangte sie zur Unsterblichkeit und zu göttlicher Verehrung und wurde im Elysion mit Achilleus (§. 19) vermählt.

Ursprünglich lag diesen Sagen ein symbolischer Mythos zum Grunde. Der goldene Widder, den die Nephele, d. h. die Wolke, sendet, bezeichnet die befruchtende Kraft der Regenwolken, welche der Dürre ein Ende macht; seine Heimath ist das Gebiet des Sonnengottes. Die Befruchtung des Landes durch Wärme und Regen ist die Grundbedeutung des Mythos. Auch in der Sage, die aus der Umbildung desselben entstand, wird das Vließ des Widders im Sonnenlande Aea aufgehängt; Aietes ist der Sohn des Sonnengottes. Was sich bisher als geschichtliche Grundlage der Sagen vom Argonautenzuge hat ermitteln lassen, ist etwa Folgendes:

Auf dem äolischen Fürstengeschlechte des Athamas lastete ein Fluch, nach welchem der Erstgeborne immer dem Zeus geopfert werden oder fliehen mußte. Dies Schicksal sollte auch den Phrixos treffen; aber die Götter sandten, wie die heilige Schrift Aehnliches bei der Opferung des Isaak erzählt, einen Widder, der statt seiner geopfert werden sollte. Er selbst entfloh, aber nicht über das Meer, sondern nach dem nördlichen Böotien, wo er einen Staat von Minyern stiftete. Die ursprünglichen Bewohner jener Gegend, wahrscheinlich Phönicier, flohen mit ihren Schätzen über das Meer, und aus beiden Nachrichten zusammen entstand nun die Sage, Phrixos sei auf dem Widder nach dem Lande jener Phönicier geflohen, das man Kolchis nannte. Die Kunde von den Schätzen derselben erhielt sich bei den Minyern, und es entstand das Verlangen, sie wieder nach Griechenland zu bringen; zugleich aber konnte der auf dem Geschlechte des Athamas lastende Fluch nur aufgehoben werden, wenn das im fremden Lande gebliebene Fell jenes rettenden Widders nach der Heimath zurückgebracht wurde. Denn dies Fell war das Unterpfand, daß Zeus versöhnt sei; man betrachtete es deshalb als heilig und nannte es eben darum ein goldenes oder purpurnes. Beides veranlaßte den Argo-

nautenzug. Jason und Medea sind beide ursprünglich göttliche Wesen: Jason eine versöhnende, heilbringende Gottheit, Medea, die Enkelin des Sonnengottes, ein alle geistige Klarheit in sich vereinigendes Wesen; bald aber wurden sie durch die Sage in menschliche Heroen umgewandelt. — Die Fahrt der Argonauten ging nach Nordosten. Zuerst kamen sie nach der Insel Lemnos, wo seitdem eine Colonie der Minyer war, und dann nach der kleinen Insel Samothrake, von wo sie zuerst phönicischen Götterdienst nach dem Festlande brachten. Darauf schifften sie durch den Hellespont und das Marmormeer, und sie waren die Ersten, welche das unwirthbare schwarze Meer sahen. Auf keinen Fall aber gelangten sie bis an das Ostende desselben, wie schon daraus klar ist, daß die Sage, welche das Ziel der Fahrt immer weiter hinaus rückt, doch von ihren Abenteuern auf dem schwarzen Meere nichts zu erzählen weiß. Die Rückkehr erfolgte natürlich auf demselben Wege, weil sie auf einem andern geradezu unmöglich war, und Alles, was sich auf einen andern Weg bezieht, ist auf Rechnung der ausschmückenden Sage zu schreiben.

---

§. 18. Orpheus.

Zu den schönsten Sagen des hellenischen Alterthums gehört die von den Schicksalen des schon unter den Argonauten genannten Orpheus, des „Vaters der Lieder", wie ihn der griechische Dichter Pindar nennt. Derselbe gehört ganz der Mythe an, so daß schon die Alten erkannten, daß es nie einen Orpheus gegeben habe. Er wird ein Sohn des Apollon und der Muse Kalliöpe genannt, und auch diejenigen Dichter, welche ihm einen menschlichen Vater geben, setzen ihn doch mit dem Gotte in die engste Verbindung. Von Apollon empfing er die von Hermes erfundene Lyra, und nichts vermochte nun der Gewalt seiner Töne zu widerstehen. Nicht bloß Menschen verstand er zu rühren, auch die Thiere des Waldes sammelten sich um ihn; selbst Bäume und Steine vermochten nicht, dem Zauber seines Gesanges zu widerstehen. So führte er auch durch die Macht seiner Töne die Argonauten glücklich durch alle Gefahren der Reise hindurch; ja, selbst die Unterwelt und ihr finsterer Herrscher empfanden diese unwiderstehliche Gewalt. Seine Gemahlin Eurydike war am Biß einer giftigen Natter gestorben. Klagend durchirrte er die Länder, bis er den Eingang zur Unterwelt fand, und seine Töne öffneten ihm den allen Lebenden versagten Zutritt. Der wilde Kerberos wurde durch sie gebändigt; Charon setzte ihn über den Styx, und als nun seine Klagetöne die Unterwelt durchbebten, da weinten die blutlosen Schatten; über die Wangen der mitleidlosen Eumeniden flossen Thränen der Rührung; ja, selbst die Verdammten versanken, ihre nie endenden Qualen vergessend, in süßes Entzücken. So gelangte Orpheus vor den Thron des Pluton und der Persephone. Auch sie wurden durch seine Klagen gerührt und versprachen, ihm die Gattin zurückzugeben, wenn er, ihren Worten trauend, sich nicht umsähe, ehe er die Oberwelt erreicht hätte. Wie groß aber auch die Macht seines Gesanges war, den Beschluß des Schicksals, dem selbst die Götter unterworfen sind, vermochte er

nicht zu ändern. Schon hatte er den Eingang der Unterwelt erreicht, da konnte er der liebenden Sehnsucht nicht länger widerstehen. Er schaute sich um und erblickte dicht hinter sich die theure Gattin, welche, vergeblich die Arme nach ihm ausstreckend, nun auf immer in das Reich der Schatten zurück sank. In stummem Schmerz saß er nun sieben Tage lang am Ufer eines Flusses, die Grausamkeit der Götter beklagend; dann durchirrte er voll Verzweiflung die Länder und kam, die Menschen fliehend, auf das wilde Hämusgebirge. Dort fanden ihn Mainaden (S. 136), die in rasender Wuth über ihn herfielen und ihn zerrissen. Sie zerstreuten seine Glieder, die von den Musen gesammelt und begraben wurden; sein Haupt aber warfen sie in den Fluß Hebros. Es wurde in das Meer hinabgetrieben, und die Wogen trugen es nach der Insel Lesbos. Dort wurde es bestattet; um die Grabesstätte aber nisteten seitdem die Nachtigallen, und ihr Lied erklang dort schöner und lieblicher als an irgend einem andern Orte. — Andere Dichter sagen, Orpheus sei vom Blitze des Zeus getroffen worden, weil die Zaubergewalt seines Gesanges über die Grenzen hinausging, welche nach den ewigen Weltgesetzen der menschlichen Kraft bestimmt sind, und weil er so der göttlichen Strafe verfallen war. Denn nie, so meinten die Dichter, darf der Sterbliche ungestraft es wagen, die ihm von der Natur bestimmten Grenzen in vermessener Anmaßung zu überschreiten.

§. 19. Der Kampf gegen Troja. — Odysseus.

Die herrlichste unter allen Sagen des hellenischen Alterthums ist die von dem Kampfe gegen die Stadt Troja oder Ilion an der Westküste von Kleinasien, mit welchem das Zeitalter der Heroen abschließt. Mag derselben auch nichts historisch Gewisses weiter zu Grunde liegen, als daß die Stadt Troja, deren Bewohner schon früher mit Griechenland mannigfach in feindliche Berührung gerathen waren, nach langer Belagerung von den Griechen zerstört wurde; mögen die großartigen Heldengestalten, welche in dem Kampfe hervortreten, alle oder fast alle rein der Mythe angehören, — wir wollen, unbekümmert um die unsicheren Ergebnisse strenger Forschung, uns nur der herrlichen Sage selbst erfreuen.

Zu der Hochzeitsfeier des Peleus, des Beherrschers der Myrmidonen in Phthia in Thessalien, und der Nereïde Thetis, so wird erzählt, waren sämmtliche Götter und Göttinnen eingeladen; nur Eris, die Göttin der Zwietracht, war ausgeschlossen. Dennoch erschien dieselbe, und als sie keinen Einlaß fand, warf sie einen goldnen Apfel in den Saal, mit der Aufschrift: „der Schönsten". Alsbald entstand zwischen Hera, Pallas und Aphrodite ein heftiger Streit um den Preis der Schönheit, und sie wandten sich an Zeus, um denselben zu schlichten. Dieser aber ließ sie durch Hermes zu Paris oder Alexandros, dem zweiten der Söhne des Königs Priămos von Troja und der Hekăbe, führen, der am Fuße des Berges Ida in der Nähe seiner Vaterstadt die Heerden weidete. Jede der drei Göttinnen suchte ihn für sich zu gewinnen. Hera versprach ihm die Herrschaft über Asien und große Reich-

thümer; Pallas Athene verhieß ihm Weisheit und Kriegsruhm, Aphrodite aber die schönste Frau zur Gattin. Paris erkannte der Aphrodite den Besitz des Apfels zu, und sie mußte ihm nun ihre Verheißung erfüllen. Das schönste Weib aber war Helĕna, eine Tochter des Zeus von der Leda, mit der er sich in Gestalt eines Schwanes vermählt hatte, die Gattin des Königs Menelāos von Sparta, eines Sohnes des Atreus (S. 148). — Zu diesem begab sich Paris und wurde von ihm gastfreundschaftlich aufgenommen; als aber Menelaos nach Kreta reiste, entfloh Paris mit der Helena, die er mit Hülfe der Aphrodite für sich gewonnen hatte, und mit vielen Schätzen des Menelaos, vermählte sich unterweges auf einer Insel mit ihr und kehrte in seine Heimath zurück. Vergeblich verlangte Menelaos die Auslieferung der geraubten Gattin, und von Wuth entbrannt, forderte er nun seinen Bruder Agamemnon, den mächtigen König von Mykene, und die übrigen Griechen zu einem Rachekriege gegen Troja auf. Unter denen, die sich ihm anschlossen, waren besonders ausgezeichnet die beiden Aias (Ajax), Diomēdes, König von Argos, der greise Nestor, Beherrscher von Pylos im Peloponnes, der kluge Odysseus (Ulysses), König der Insel Ithāka im Westen von Griechenland. Noch aber fehlte Derjenige, ohne welchen nach dem Willen der Götter Troja nicht erobert werden konnte, Achilleus (Achilles), der Sohn des Peleus und der Thetis. Seine Mutter hatte ihn gleich nach der Geburt in das Wasser des Styx getaucht, und dadurch war er unverwundbar geworden bis auf die Ferse, an der sie ihn gehalten hatte. Nun war ihm ein kurzes, ruhmvolles, oder ein langes, aber ruhmloses Leben geweissagt worden, und Gefahr für ihn befürchtend, hatte ihn deshalb seine Mutter, als Menelaos Alle zum Rachekriege aufrief, zu dem Könige Lykomēdes von Skyros gebracht. Dort lebte er in Frauenkleidern verborgen unter den Töchtern des Königs, von denen eine, die Deïdamīa, mit ihm vermählt wurde. Dem Odysseus gelang es indessen, seinen Aufenthaltsort zu erspähen. Als Kaufmann verkleidet, kam er nach Skyros. Kostbaren Schmuck und reiche Gewänder breitete er vor den Töchtern des Königs aus; dazu aber legte er eine glänzende Waffenrüstung. Plötzlich ließ er zum Angriff blasen. Da ergriffen die Mädchen furchtsam die Flucht; Achill aber warf die Frauenkleider ab, griff nach Schild und Speer und folgte dem Odysseus. — Ueber hunderttausend Griechen kamen auf zwölfhundert Schiffen im Hafen von Aulis in Böotien zusammen, dem A g a m e m n o n aber, der allein hundert Schiffe bemannt hatte, übertrug man einstimmig den Oberbefehl. Doch der Wind wehte beständig nach dem Lande zu und verhinderte die Flotte, auszulaufen. Der Priester Kalchas, welcher deshalb die Götter befragte, erklärte, Artemis zürne, weil Agamemnon sie durch Tödtung einer Hirschkuh in einem ihr geweihten Haine beleidigt habe, und ihr Zorn könne nur besänftigt werden, wenn er ihr seine Tochter I p h i g e n e i a (Iphigenia) zum Opfer brächte. Odysseus und Diomedes holten deshalb die Jungfrau herbei unter dem Vorwande, daß sie mit Achill vermählt werden solle, und schon war Alles zu dem furchtbaren Opfer bereit, als sich eine Wolke auf den Altar hernieder senkte, in welcher Artemis selbst die Iphigeneia nach Tauris entrückte; auf dem Altare aber fand man eine Hirschkuh, die nun der versöhnten Göttin geopfert wurde. Alsbald erhob sich ein günstiger Wind. Man erreichte glücklich die

Küste von Troja; die Schiffe wurden an das Land gezogen, und die Griechen schlugen auf dem Gefilde vor der Stadt ein verschanztes Lager auf. Troja war aber stark befestigt; die Griechen waren der Belagerungskunst unkundig, und die Troer zählten in ihrer Mitte viele tapfere Helden, die Keinem der Griechen nachstanden, vor Allen **Hektor**, den ältesten Sohn des Priamos. Deshalb beschränkte sich der Krieg auf einzelne Kämpfe auf dem Gefilde vor der Stadt, und neun Jahre schon hatte die Belagerung gedauert, ohne daß die Griechen ihrem Ziele näher gekommen wären. Da entstand noch dazu ein unheilvoller Zwist zwischen **Agamemnon** und **Achilleus**. Agamemnon hatte nämlich nach der Eroberung der Stadt Theben am Berge Plakos bei der Beutetheilung die Chryseïs, die Tochter des Priesters des Apoll zu Chryse, erhalten. Da der Vater vergebens reiche Lösung für sie bot, wurde der Gott von Zorn ergriffen und sandte todbringende Geschosse (eine Seuche) in das Lager der Griechen. Agamemnon mußte deshalb die Jungfrau zurücksenden; aber um sich schadlos zu halten, nahm er dem Achill die Briseïs, die Tochter des Brises, die Achill sich nach der Eroberung der Stadt Lyrnessos als Beuteantheil gewählt hatte. Achill fügte sich dem Willen des mächtigeren Mannes; aber grollend zog er sich vom Kampfe zurück, so sehr sein Herz danach verlangte, und blieb bei den Zelten, die Thaten der Helden besingend. Alsbald drängten die Troer gegen das Lager der Griechen vor, die vergeblich den Beleidigten zu versöhnen suchten. Vor Allen aber glänzte **Hektor** durch Tapferkeit und Heldenmuth. — Eines Tages war er in die Stadt gegangen, damit Hekabe die Athene um Beistand anflehen möchte. Als er wieder hinaus eilen wollte in den heißen Kampf, begegnete ihm im Thor sein treues Weib Andromache mit einer Sklavin, welche sein Söhnlein Astyänax auf dem Arme trug. Still lächelnd blickte der Held auf das Knäblein; Andromache aber trat, Thränen vergießend, zu ihm heran und sprach, indem sie dem theuren Gatten freundlich die Hand drückte: „Seltsamer Mann! Dich tödtet dein Muth noch, und du erbarmst dich nicht des stammelnden Kindes, noch meiner, des elenden Weibes, ach, bald vielleicht deiner Wittwe; denn gewiß tödten dich die Achäer. Mir aber wäre es am besten, wenn ich deiner beraubt bin, in die Erde zu sinken; denn wenn du dein Schicksal erreicht hast, bleibt mir kein Trost übrig. Ich habe ja weder Vater noch Mutter mehr. Den Vater und sieben Brüder erschlug mir der göttliche Streiter Achilleus. Meine Mutter erlegte der Artemis Bogen im väterlichen Palast. Hektor, du bist jetzt mir Vater und liebende Mutter, auch mein Bruder allein, o du, mein blühender Gatte. Aber erbarme dich nun und bleibe hier auf dem Thurme. Mache nicht zur Waise das Kind und zur Wittwe die Gattin!"

Hektor erwiederte ihr tiefbewegt:

> Mich auch härmt das Alles, o Trauteste; aber ich scheue
> Troja's Männer zu sehr und die saumnachschleppenden Weiber,
> Wenn wie ein Feiger entfernt ich hier ausweiche der Feldschlacht.
> Auch verbeut es mein Herz; denn ich lernete biederen Muthes
> Immer zu sein und zu kämpfen im Vorderkampfe der Troer,
> Schirmend zugleich des Vaters erhabenen Ruhm und den meinen.
> Zwar das erkenn' ich gewiß in des Herzens Geist und Empfindung:
> Einst wird kommen der Tag, wo die heilige Ilios hinsinkt,
> Priamos selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs;

Doch nicht geht mir so nah' der Troer Leid in der Zukunft,
Nicht der Hekabe selbst, noch Priamos auch, des Beherrschers,
Noch der leiblichen Brüder, die dann, so viel und so tapfer
All' in den Staub hinsinken, von feindlichen Händen getödtet,
Als wie deins, wenn ein Mann der erzumschienten Achäer
Weg die Weinende führt, der Freiheit Tag dir entreißend;
Wenn du in Argos webst für die Herrscherin, oder auch mühsam
Wasser trägst aus dem Quell Hypereia oder Messeis,
Sehr unwilligen Muths, doch hart belastet der Zwang dich.

Er streckte die Arme nach dem Knäblein aus; dasselbe fürchtete sich aber vor dem flatternden Helmbusch des Vaters und schmiegte sich an die Wärterin. Lächelnd nahm Hektor den Helm vom Kopfe, legte ihn auf die Erde, küßte sein liebes Kind, wiegte es zärtlich auf den Armen und sprach:

Zeus und ihr anderen Götter, o laßt doch dieses mein Knäblein
Werden hinfort wie ich selbst, vorstrebend im Volke der Troer,
Auch so stark an Gewalt, und Ilios mächtig beherrschen,
Daß man sage dereinst: Der ragt noch weit vor dem Vater,
Wenn er vom Streit heimkehrt, mit blutiger Beute beladen
Eines erschlagenen Feinds! Dann freue sich herzlich die Mutter!

Dann reichte er das Kind seiner Gattin, die ihn unter Thränen lächelnd an das Herz drückte. Von der innigsten Wehmuth ergriffen, streichelte er sie mit der Hand und sagte:

Armes Weib, nicht mußt du zu sehr mir trauern im Herzen.
Nie wird gegen Geschick mich ein Mann hinsenden zum Hades;
Doch dem Verhängniß entrann Niemand von den Sterblichen, mein' ich.

Dann nahm er seinen Helm und eilte in den Kampf; sie aber kehrte heim, häufig sich umwendend und herzliche Thränen vergießend, und auch die Mägde wurden betrübt, als sie die Bekümmerte sahen, und meinten, Hektor werde nie wiederkehren.

Aber er kehrte zurück. Den Tapfersten der Griechen forderte er zum Zweikampfe heraus. Anfangs schwiegen Alle muthlos; auf das strafende Wort des alten Nestor aber erboten sich neun Fürsten zum Kampf. Das Loos traf Aias, den Sohn Telamons. Beide kämpften mit der größten Tapferkeit, und erst die Nacht machte dem Kampfe ein Ende, ohne daß Einer den Andern besiegt hätte. Da forderte Hektor selbst den Aias auf, auch der Nacht zu gehorchen und vom feindlichen Kampfe auszuruhen; zuvor aber solle Einer dem Andern Gaben verehren, daß man einst sage:

„Seht, sie kämpften den Kampf der geistverzehrenden Zwietracht,
Und dann schieden sie beid' in Freundschaft wieder versöhnet."

Damit gab er dem Aias sein reich mit Silber geschmücktes Schwert mit dem Wehrgehenk; dieser dagegen schenkte ihm seinen von Purpur schimmernden Leibgurt, und beide verließen den Kampfplatz.

Seit Achills Entfernung floh die Griechen das Kriegsglück. Sie wurden in ihr verschanztes Lager zurückgedrängt, und Hektor übernachtete vor demselben mit den siegreichen Troern, so daß Agamemnon muthlos in der Versammlung der Fürsten zur Flucht rieth. Doch Nestor und Diomedes widerstanden diesem Rathe aufs heftigste. Vergebens suchte nun Agamemnon auf Nestors Rath den zürnenden Achill zu versöhnen. Endlich gelang es Achills Freunde Patroklos, das Herz des Unerbittlichen zu rühren;

derselbe gestattete dem Patroklos, die Schaaren seiner Myrmidonen in den Kampf zu führen; er ordnete sie selbst und gab dem Freunde seine Waffenrüstung. Doch auch Patroklos fiel von der Hand des unüberwindlichen Hektor. — Da wurde Achill von namenlosem Schmerze ergriffen. Heiße Thränen weinte er an der Leiche des geliebten Freundes; aller Groll war nun vergessen; nur der eine Wunsch beseelte ihn, blutige Rache zu nehmen für den Tod des Gefallenen. Seine Mutter gab ihm neue Waffen, von Hephaistos Hand kunstvoll gearbeitet, darunter einen besonders kunstreichen Schild. Gestärkt von Athene durch Nektar und Ambrosia, legte er die Waffenrüstung an, stürmte hinaus in die Schlacht, und viele tapfere Troer sanken, von seinem Speere getroffen. Er aber suchte nur Hektor, der ihm den ganzen Tag hindurch auswich. Endlich am Abend traf er ihn unter den Mauern von Troja; aber den Unerschrockenen verließ der Muth, und er ergriff die Flucht. Dreimal jagte ihn Achill um die Stadt herum. Endlich rüstete sich Hektor zur Gegenwehr. Achill schleuderte seinen Speer nach ihm; doch Hektor wich dem Wurfe geschickt aus und führte nun einen gewaltigen Stoß gegen den Schild seines Gegners; aber der Schild war undurchdringlich. Schnell ergriff Achill den Speer und stieß ihn dem Feinde durch den Hals. Sterbend sank der Held nieder und flehte den Sieger an, daß er seinen Leichnam nicht schänden möchte. Doch Achill kannte kein Mitleid. Er durchstach ihm die Sehnen des Fußes, zog einen Riemen hindurch, band ihn an seinen Streitwagen und schleifte ihn so über das Gefilde nach dem Lager, wo er ihn den Hunden zur Speise liegen ließ. Dann veranstaltete er ein feierliches Leichenbegängniß dem Patroklos zu Ehren. Ein mächtiger Scheiterhaufen wurde errichtet, und auf demselben wurden zugleich mit des Patroklos Leichnam zwölf gefangene Troer verbrannt, die Achill ihm zu Ehren geopfert hatte. Dann ward die Asche des Patroklos gesammelt und in einer goldenen Urne unter einem großen Hügel beigesetzt.

Priamos und die übrigen Troer, die von der Mauer herab den Tod Hektors mit angesehen hatten, wurden vom tiefsten Schmerz über sein trauriges Schicksal ergriffen. Andromache hatte, nichts ahnend, ihm ein wärmendes Bad bereiten lassen, um ihn nach der Heimkehr zu erquicken, während sie selbst damit beschäftigt war, ein kunstvoll durchwirktes Gewand zu weben. Da drang ihr das Wehgeschrei der Troer in die Ohren. Voll banger Besorgniß eilte sie auf die Mauer und sah nun, wie Achill den Leichnam über das Gefilde schleifte. Da schwanden ihr die Sinne; ohnmächtig sank sie zu Boden, und als ihr das Bewußtsein zurückgekehrt war, brach sie in schmerzliche Klagen aus.

Der alte Vater konnte den Gedanken nicht ertragen, daß der geliebteste seiner Söhne den Hunden zur Speise werden sollte. Mit reichen Geschenken machte er sich auf den Weg nach dem Lager der Griechen, und geschützt durch das Dunkel der Nacht, erreichte er das Zelt des Achilleus. Er warf sich ihm zu Füßen, umfaßte seine Kniee und küßte die Hände, die den theuren Sohn ihm gemordet hatten. Er flehte ihn an, sich seiner zu erbarmen, des eigenen Vaters gedenkend, und ihm den Leichnam auszuliefern.

Achilleus faßte den unglücklichen Greis sanft bei der Hand, und Beide weinten, Priamos, des tapferen Hektor, Achill aber seines Vaters und seines gefallenen Freundes gedenkend. Achill suchte den Bekümmerten zu trösten, lieferte ihm den Leichnam des Hektor aus und entließ ihn, nachdem er sich

durch Speise und Trank erquickt und durch Schlummer gestärkt, beim Anbruch des Morgens aus dem Lager. Neun Tage trauerten die Troer um den gefallenen Helden, am zehnten aber wurde der Leichnam auf einem gewaltigen Scheiterhaufen verbrannt. Die Gebeine wurden sodann in ein goldenes Kästchen gelegt und unter einem Grabhügel beigesetzt. Auch die Griechen ehrten die Trauer um den Todten, indem sie während der ganzen elf Tage alle Feindseligkeiten ruhen ließen.

Nachdem Hektor bestattet war, hatte Achilleus noch zwei Kämpfe mit fern her gekommenen Bundesgenossen des Priamos, den Amazonen und den nach Homer im fernen Osten wohnenden Aethiopen, zu bestehen. Jene dachte man sich als ein Volk kriegerischer, von einem Weibe beherrschter Weiber, welche ihre Männer in Knechtschaft hielten, und sich selbst der rechten Brust beraubten, um besser den Bogen führen zu können. Ihren Wohnsitz verlegte man an den Fluß Thermodon im östlichen Kleinasien. Die Sage schreibt ihnen noch andere Kriegszüge zu. So sollen sie auch durch Thracien, Thessalien und Böotien nach Attika gezogen sein, um dafür Rache zu nehmen, daß Theseus mit seinem Freunde Peirithoos die Amazone Antiŏpe geraubt hatte. Auf dem Hügel des Ares (dem Areiopagos) zu Athen, heißt es, schlugen sie ihre Zelte auf, und erst nach heißem Kampfe wurden sie besiegt. Auch die Gründung von Städten wird ihnen zugeschrieben, namentlich die von Ephesos, wo sie den Dienst der Artemis eingeführt haben sollen (S. 125). Diese Artemis ist aber keine andere als die unter dem Namen Ma oder Mena in Kleinasien verehrte Astarte-Aschera der Phönicier; die Amazonen sind ihre Priesterinnen und dem Amazonenmythos scheint nur die Thatsache der Verbreitung des Cultus jener Göttin zum Grunde zu liegen. Die Amazonenkönigin Penthesileia, Tochter des Ares, welche dem Priamos zu Hülfe kam, wurde vom Speer des Achilleus tödtlich getroffen. Als aber der Held ihr den Helm vom Haupte nahm, ergriff ihn der Anblick ihrer Schönheit so tief, daß er den Troern erlaubte sie zu bestatten. Als dann Memnon, der Sohn der Eos (der Morgenröthe) mit den Aethiopen den Troern zu Hülfe kam, warnte Thetis den Achill vor dem Kampfe mit ihm, weil ihm selbst gleich nach Memnon zu fallen bestimmt sei; als aber dieser Nestors Sohn Antilŏchos erschlug, griff ihn Achill doch an und tödtete ihn. Deshalb ereilte auch ihn nun das Verhängniß. Hektors Schwester Polyxĕna fesselte ihn so, daß er sich mit ihr zu vermählen beschloß. Im Haine vor der Stadt, im Tempel des Apollon, besprach er sich deswegen mit den Troern. Da schoß Paris, der ihm nie im offenen Kampfe zu begegnen gewagt hätte, aus dem Hinterhalt einen Pfeil auf ihn ab, und von Apollon gelenkt, traf ihn derselbe an der einzigen verwundbaren Stelle seines Körpers, daß er den Geist aufgab. Den ganzen Tage wurde um den Leichnam gekämpft; endlich trugen ihn die Achäer glücklich nach den Schiffen. Siebzehn Tage weinten und trauerten sie um den Helden; am achtzehnten verbrannten sie ihn, seine Asche aber setzten sie in einer goldenen Urne unter dem Grabhügel des Patroklos bei. Um die herrlichen Waffen des Achilleus stritten Aias, Telămons Sohn aus Salămis, und Odysseus. Gefangene Troer entschieden den Streit zu Gunsten des Letzteren, indem sie bezeugten, derselbe habe der Stadt das meiste Böse zugefügt. Aias, der an Thaten und Schönheit nach dem Achill der Erste war, gerieth nachher in Wahnsinn, stürzte sich in sein Schwert. und alle Achäer trauerten um ihn.

Die Belagerung Trojas zog sich indessen immer mehr in die Länge, und schon hatten die Griechen fast zehn Jahre vergeblich vor der Stadt gelegen. Viele wurden mißmuthig, und Mancher dachte schon an die Rückkehr; da war es Odysseus, der endlich einen glücklichen Ausgang des Unternehmens herbeiführte. Ohne Achills Sohn Neoptolĕmos (Pyrrhos), ohne die Pfeile des Herakles und ohne das Palladium, ein vom Himmel gefallenes Bild der Pallas zu Troja, konnte die Stadt, so hatten es die Götter verkündigt, nicht erobert werden. Da holte Odysseus den Neoptolemos von der Insel Skyros, wo ihn Achilleus zurückgelassen hatte; er bewog auch den kranken Philoktetes, der die Pfeile des Herakles besaß (S. 147), von Lemnos, wo er auf der Hinfahrt zurückgelassen war, mit in das Lager der Griechen zu kommen; dann schlich er sich mit seinem Freunde Diomedes in die Stadt und raubte das Palladium. Endlich ersann er eine List, durch welche die Eroberung der Stadt gelang. Auf seinen Rath ließen nämlich die Griechen durch Epeios ein kolossales hölzernes Pferd bauen, in dessen hohlem Leibe er sich mit einer Anzahl der Muthigsten bewaffnet verbarg. Dies Pferd wurde auf dem Gefilde vor der Stadt aufgestellt; dann brachen die Griechen das Lager ab und segelten fort, als ob sie nach Hause zurückkehren wollten, verbargen sich aber mit den Schiffen hinter der benachbarten Insel Tenĕdos. Kaum waren sie fort, so strömten die Troer in Schaaren aus der Stadt, froh, daß die Belagerung endlich aufgehoben sei, und beschauten neugierig das kolossale Pferd. Einige meinten, man sollte es in die Stadt ziehen, Andere aber warnten davor, besonders Laokoon, der Priester des Apollon. „Gewiß, sprach er, stecken entweder Bewaffnete in dem Pferde, oder es soll als Belagerungsmaschine dienen.“ Er ergriff eine Lanze, stieß damit heftig gegen die Seite des Pferdes, und es erklang in demselben wie Waffengeklirr. In demselben Augenblicke aber brachten die Hirten einen gefangenen Griechen herbei, den sie auf dem Gefilde gefunden hatten. Auf Befragen sagte er, er heiße Sinon; er sei zum Opfer für die glückliche Rückkehr der Griechen bestimmt gewesen, aber er sei entflohen und habe sich in einem Sumpfe versteckt. Dies war aber nur eine List, um die Troer zu täuschen, denn er war absichtlich zurückgeblieben. Die List gelang. Die Troer glaubten ihm, und er sagte ihnen nun, die Griechen hätten das Pferd erbaut, um die über den Raub des Palladiums zürnende Pallas zu versöhnen, und sie hätten es so groß gemacht, damit es die Troer nicht in die Stadt ziehen könnten, weil sonst den Griechen Unheil drohte. Laokoon, welcher den Dienst des Poseidon mit versehen mußte, brachte gerade an der Meeresküste dem Gotte ein Opfer dar. Da kamen plötzlich aus dem Meere zwei Schlangen hervor und umringelten die beiden Söhne des Priesters. Laokoon wollte seinen Kindern zu Hülfe eilen; aber auch er wurde von den Schlangen umringelt, und unter den entsetzlichsten Qualen mußten alle drei den Geist aufgeben.*) Die Troer sahen darin eine Strafe dafür, daß er den Speer in die Seite des Pferdes gestoßen hatte; sie rissen die Mauern ein und zogen durch die Oeffnung das verhängnißvolle Pferd unter lautem Jubel in die Stadt. Vergebens trat Kassandra ihnen, Unheil weissagend, entgegen; sie wurde von Allen als eine Thörin verlacht. Sie, die schönste der Töchter des Priamos,

---

*) Ueber eine herrliche Gruppe, welche diese furchtbare Scene darstellt, s. §. 35.

hatte nämlich dem Apollon für die Gabe der Weissagung ihre Gunst verheißen, aber nachher ihr Wort gebrochen, und der zürnende Gott hatte es deshalb so gefügt, daß Keiner ihren Weissagungen glaubte. Die Troer überließen sich nun der ungemessensten Freude; als aber die Nacht hereingebrochen war, ließ Sinon die in dem Pferde verborgenen Griechen heraus; dieselben fielen über die berauschten und schlaftrunkenen Wachen her, öffneten den inzwischen wieder gelandeten und an die Stadt herangerückten übrigen Griechen die Thore, und nun wurde in der Stadt das furchtbarste Blutbad angerichtet. Priamos wurde am Altare des Zeus, zu dem er sich geflüchtet hatte, vom Neoptolemos, Polyxena auf dem Grabe des Achilleus getödtet; Hekabe und die übrigen Frauen und Jungfrauen wurden als Sklavinnen fortgeschleppt. Kassandra wurde durch Aias, den Sohn des Oïleus, den Führer der Lokrer, vom Altare der Athene, den sie umklammert hatte, so heftig fortgerissen, daß die Bildsäule der Göttin mit umstürzte, und fiel dem Agamemnon als Beute zu; Andromache wurde dem Neoptolemos zugetheilt, dem sie als Gattin nach Epirus folgte; später überließ sie derselbe jedoch Hektors Bruder Helĕnos, welcher Beherrscher eines Theils von Epirus ward, und nach dessen Tode ging sie mit Pergămos, ihrem Sohne vom Neoptolemos, nach Kleinasien, wo ihr nach ihrem Tode in der Stadt Pergamon als einer Heroine ein Heiligthum erbaut wurde. Nur Wenigen der Troer gelang es, sich durch schleunige Flucht zu retten; die Stadt aber wurde in einen Trümmerhaufen verwandelt. — Die Angaben über die Zeit der Zerstörung Troja's weichen um fast 200 Jahre von einander ab. Nach der gewöhnlichen Annahme wird sie in das Jahr 1184 v. Chr. gesetzt. Nach Herodot würde sie in das Jahr 1270 fallen, nach Thukydides in das Jahr 1209; nach Ktesias in das Jahr 1183; eine andere Angabe dagegen führt sogar auf 1349 zurück, während sie wieder nach einer andern erst 1156 erfolgt sein soll.

So hatten die Griechen endlich Rache genommen für den Raub der Helena; aber Viele der Tapfersten von ihnen hatten während der langen Belagerung im Kampfe ihren Tod gefunden, und auch von denen, welche den endlichen Sieg erlebten, hatten Viele bei der Rückkehr in die Heimath mit den widrigsten Schicksalen zu kämpfen, und Manche ließen sich deshalb in anderen Gegenden nieder, z. B. Neoptolemos in Epirus; Andere ereilte ein noch traurigeres Loos in der Heimath selbst.

Agamemnons Gemahlin, Klytämnestra, hatte sich während seiner Abwesenheit heimlich mit Aegisthos vermählt. Sie hatte erwartet, Agamemnon werde nicht von Troja zurückkommen; mit um so größerem Schreck erfüllte sie seine Rückkehr, und sie beschloß mit Aegisthos, ihn aus dem Wege zu räumen. Mit verstellter Zärtlichkeit empfing sie ihn und bereitete ihm ein warmes Bad, als wolle sie ihn erquicken. Als er aber, nichts ahnend, aus dem Bade steigen wollte, warf sie ihm ein Gewand über den Kopf, und Aegisthos tödtete ihn mit einer Axt. Jetzt reichte Klytämnestra dem Mörder offen als ihrem Gemahle ihre Hand. Mit Agamemnon zugleich wurde Kassandra ermordet; sein Sohn

Orestes aber, dem Aegisthos und Klytämnestra schon früher nach dem Leben getrachtet hatten, war durch seine ältere Schwester Elektra (die jüngere war Iphigeneia), nach Anderen durch seine Wärterin Arsinoë, zu seinem Oheim Strophios, dem König von Phokis, gerettet worden. Dort wurde er zugleich mit Pylädes, dem Sohne des Strophios, erzogen, mit dem er bald das innigste Freundschaftsbündniß schloß. Zehn Jahre nach der Ermordung seines Vaters begab er sich mit Pylades nach Mykene, um an dem Mörder desselben Rache zu nehmen. Er gab sich ihm nicht zu erkennen, sondern überbrachte ihm vielmehr die Nachricht von seinem Tode. Aegisthos konnte seine Freude darüber nicht verhehlen. Da ergrimmte Orest und tödtete ihn. Seine Mutter überhäufte ihn deshalb mit Verwünschungen, und vom Zorn fortgerissen, tödtete er auch sie. Von dem Augenblicke an aber war die Ruhe seiner Seele verschwunden. Die Erinnyen verfolgten ihn überall, und vergebens suchte er die Götter zu versöhnen. Hülfe suchend und von vergeblicher Reue gefoltert, durchirrte er die Länder mit seinem treuen Freunde Pylades, der ihn im Unglück nicht verließ. Er befragte zu Delphi das Orakel des Apoll und erhielt zur Antwort, er solle ihm die Schwester aus Tauris holen; dort werde er Ruhe finden. In Tauris aber befand sich ein berühmtes Bild der Artemis, der nach der grausamen Sitte des Landes Fremdlinge, die an der Küste landeten, zum Opfer gebracht wurden. Um dieses Bild nach Griechenland zu bringen, unternahm Orestes mit Pylades die beschwerliche Fahrt. Er ahnte nicht, daß er den Befehl des Gottes auf noch schönere Weise erfüllen sollte. Bei ihrer Landung wurden sie alsbald ergriffen und vor den König Thoas geführt, welcher sie der Oberpriesterin der Artemis übergab, um Einen von ihnen der Göttin zu opfern. Da bot sich jeder der Jünglinge zum Opfer dar, um das Leben des andern zu retten. Aufmerksam hörte die Priesterin ihrem Gespräche zu. Sie erfuhr durch dasselbe, wer sie seien, und freudig überrascht, erkannte sie in Orest ihren Bruder. Sie war seine in Aulis gerettete Schwester Iphigeneia. Unmöglich konnte sie den eigenen Bruder zum Opfer bringen. Sie entwendete mit den beiden Freunden das Bild der Artemis, und glücklich kam sie mit ihnen nach Griechenland. Jetzt hatte Orestes die verlorene Ruhe wieder gefunden. Nach dem Tode des Menelaos, der nach der Zerstörung Troja's Helena wieder als seine Gattin heimgeführt hatte, wurde er König von Sparta. Schon früher hatte ihm Menelaos seine Tochter Hermiöne zur Gemahlin gegeben, nachdem ihr erster Gatte, Pyrrhos, der Sohn Achills, gestorben war. Mit Hülfe der Spartaner und Arkadier eroberte er sich dann auch die väterliche Herrschaft über Argos und Mykene, nachdem Aletes, der Sohn des Aegisthos, ermordet war, und in dem hohen Alter von neunzig Jahren soll er in Arkadien am Biß einer Schlange gestorben sein. Der alte Fluch, der auf dem Hause des Pelops lastete, hatte in ihm endlich seine Sühne gefunden, und die Gebeine des Orestes brachten dem Lande Heil, wo sie ruhten, wie die des Oedipus. Die Spartaner führten daher dieselben von Arkadien nach ihrer Hauptstadt, wo dem Orest neben dem Tempel der Moiren ein Grabmal errichtet wurde.

Nach anderen Sagen soll Orest nicht in Tauris, sondern in Athen entsühnt worden sein. Er wäre dort vor dem höchsten Gerichtshofe, dem Areiopagos, wegen des Mordes seiner Mutter angeklagt worden; die Erinnyen

wären als Kläger aufgetreten, Apollon als Vertheidiger, und da die Stimmen der Richter gleich getheilt gewesen wären, hätte Athene zu den freisprechenden weißen Steinen, selbst unsichtbar, noch einen hinzugeworfen und ihn so begnadigt. — Bei dem durchaus sagenhaften Charakter aller dieser Nachrichten ist es übrigens wahrscheinlich, daß wir auch hier nur an Gottheiten zu denken haben, die in Heroen umgestaltet sind. Agamemnon, nach der Bedeutung des Namens: „Der Gnädige, Geduldige", scheint nur ein Beiname des Zeus zu sein, und wie die Dioskuren erscheint auch er mit seinem Bruder als Führer über Land und Meer. Feindlich steht ihm gegenüber Aegisthos, „der Stürmende", ein Sohn des Thyestes, „des Sausenden", und der Pelopia, „der Finsteren". Die Sage von der Opferung der Iphigenia in Aulis ist den homerischen Dichtungen noch völlig fremd und gehört erst den späteren Dichtern an. Nach Homer weilen vielmehr die drei Töchter des Agamemnon, von denen eine zwar Iphianassa, aber nicht Iphigenia heißt, während des Krieges bei der Mutter in Mykene. Iphigenia ist, wie schon S. 125 bemerkt wurde, nur ein Beiname der Artemis; sie ist Mondgöttin, und auch Elektra („die Schlaflose") ist nichts Anderes.

Der Letzte, welcher von allen Griechen, die gegen Troja gekämpft hatten, seine Heimath wieder sah, war Odysseus, der erst nach zehnjährigen Irrfahrten, die Homer in der Odyssee besungen hat, nach Ithaka zurückkam. Schon vor dem Anfange des trojanischen Krieges war ihm geweissagt worden, daß er erst nach zwanzig Jahren zurückkehren werde. Ungern schied er damals von seinen großen Reichthümern, von seiner Gemahlin Penelŏpe, mit welcher er erst seit einem Jahre vermählt war, und von seinem erst vor Kurzem gebornen Söhnlein Telemăchos. Als daher Agamemnon und Menelaos nach Ithaka kamen, um ihn zur Theilnahme am Zuge aufzufordern, stellte er sich wahnsinnig und spannte zugleich einen Ochsen und einen Esel vor den Pflug. Doch Palamēdes, der Sohn des Königs von Euboea, der sie begleitete, erkannte die Verstellung, legte ihm den kleinen Telemach vor den Pflug, und da Odysseus ausbog, um ihn nicht zu beschädigen, konnten auch die Andern über seine Verstellung nicht mehr in Zweifel sein, und er konnte sich nun nicht länger weigern, mit in den Kampf zu ziehen. Wir haben gesehen, wie seiner Klugheit die Griechen das endliche Gelingen ihres Unternehmens verdankten.

Er war einer der Ersten, die nach der Eroberung der Stadt den Rückweg antraten; aber von Anfang verfolgte ihn auf demselben unermeßliches Mißgeschick. Er wurde verschlagen, und der Sturm trieb seine Schiffe an das Land der den Troern verbündeten Kikonen in Thracien. Er eroberte und plünderte ihre Stadt Ismăros und machte reiche Beute. Vergebens aber forderte er seine Begleiter zu schleuniger Abfahrt auf. Sorglos schwelgend blieben sie, bis die Kikonen sich Verstärkung holten, sie von Neuem angegriffen und Viele erschlugen. — Neun Tage lang wurde er dann vom Sturme auf dem Meere herumgetrieben, bis er an das Land der Lotosesser verschlagen wurde,

welche am Südende des Westmeeres (also in Afrika) wohnten. Er schickte einige seiner Gefährten auf Kundschaft an das Land; sobald sie aber von der süßen Frucht des Lotos gegessen hatten, wollten sie nicht wieder fort, und er mußte sie mit Gewalt zur Abfahrt zwingen. Dann kam er an das Land der Kyklopen (man dachte sie auf Sicilien wohnend), menschenfressender Riesen, welche nur ein kreisrundes Auge vor der Stirn hatten und Diener des Hephaistos waren. Odysseus stieg mit zwölf Gefährten an das Land und kam in die Höhle des größten jener Kyklopen, des Polyphēmos, eines Sohnes des Poseidon, der sechs seiner Gefährten verschlang. Die übrigen wären dem nämlichen Schicksale nicht entgangen, hätte nicht Odysseus mit süßem Wein, den er noch von den Kikonen mitgebracht hatte, den Polyphem berauscht und ihm dann im Schlafe sein Auge mit der glühend gemachten Spitze eines Pfahles ausgebrannt. Der geblendete Polyphem setzte sich nun an den Eingang der Höhle, um die feindlichen Männer beim Hinausgehen zu ergreifen. Indem aber Odysseus seine Gefährten unter den Leib der in der Höhle befindlichen Schafe band, sich selbst aber in die Wolle des stärksten Bockes klammerte, kam er mit ihnen glücklich hinaus. Doch seitdem verfolgte ihn der Zorn des Poseidon. Er kam zu den Inseln des Aiŏlos (den liparischen oder ägatischen Inseln). Derselbe war ein Freund der Götter, den Zeus zum „Schaffner der Winde" eingesetzt hatte. Dieser nahm den Odysseus und seine Gefährten gastfreundschaftlich auf und beherbergte sie einen Monat lang. Als Odysseus um seine Entlassung bat, gab er ihm einen Schlauch, in welchen sämmtliche Winde verschlossen waren, außer dem Westwinde, der ihm für die Heimkehr günstig war. Schon hatte Odysseus Ithaka fast erreicht, da öffneten seine Gefährten, während er schlief, neugierig den Schlauch, und die Winde brausten heraus und trieben die Schiffe wieder nach der Insel des Aiolos zurück. Vergebens flehte Odysseus den Aiolos wieder um Hülfe an; derselbe wies ihn als einen vom Zorne der Götter Verfolgten ab. Darauf wurde er zu den menschenfressenden Laistrygonen verschlagen, die wir uns etwa an der Ostseite Siciliens zu denken haben, und die einen großen Theil seiner Gefährten auffraßen; dazu kam, daß seine Schiffe zertrümmert wurden, bis auf ein einziges, in welchem er sich mit den Wenigen, die noch am Leben waren, rettete. Auf diesem Schiffe kamen sie nach der Insel Aeaea (Aiaia), dem Sonnenlande,*) wo die Zauberin Kirke (Circe), eine Tochter des Helios und Schwester des Aeetes, wohnte. Sie verwandelte einen Theil seiner Gefährten, die zuerst an das Land gestiegen waren, in Schweine. Nur Einer hatte sich gerettet und brachte dem Odysseus die Nachricht von dem traurigen Schicksal der Uebrigen. Mit Hülfe eines Krautes jedoch, welches er von Hermes empfing, gelang es dem Odysseus, sie wieder aus ihrer Verwandlung zu befreien, und er blieb nun ein Jahr lang bei der Kirke. Als er die Sehn-

*) Das Sonnenland konnte man sich, je nachdem man dabei an den Auf- oder Untergang der Sonne dachte, ebenso gut im Osten wie im Westen vorstellen. In der Argonautensage liegt Aia, wo Aeetes wohnt, im fernsten Osten; der Wohnsitz seiner Schwester Kirke dagegen ist bei Homer im äußersten Westen mitten im Meere, und nicht weit davon ist am Westrande der Erde der Eingang zur Unterwelt. Auch die Heerden des Sonnengottes weiden auf den westlichen Eilanden.

sucht nach der Heimath nicht länger zu unterdrücken vermochte, sandte ihn Kirke zuvor in den Hades hinab, um den Schatten des Teiresias (§. 16) zu befragen. Glücklich gelangte er mit seinen Gefährten zu den Kimmeriern, die am äußersten Rande der Erdscheibe wohnten, von ewiger Nacht und Nebel umhüllt, und dann zu dem Eingange der Unterwelt, den ihm Kirke bezeichnet hatte. Er machte hier eine Grube, in welche er das Blut von zwei schwarzen Schafen hinein laufen ließ, die er opferte. Alsbald drängte sich eine große Menge von Schatten um die Grube; Odysseus aber hielt sie mit gezogenem Schwerte ab. Auch der Schatten des Teiresias kam mit goldenem Stabe. Er erkannte den Odysseus, und nachdem er von dem Blute getrunken hatte, weissagte er ihm, daß er alle seine Gefährten verlieren und kaum sich selbst retten würde, wenn er die Rinder- und Schafheerden des Helios auf der Insel Trinakria, dem jetzigen Sicilien, nicht schonte. Auch den Schatten seiner Mutter Antikleia sah Odysseus. Als er sie hatte von dem Blute in der Grube trinken lassen, erkannte sie ihn, und er erfuhr nun von ihr, daß sie aus Gram um ihn gestorben sei, seine treue Gattin aber lebe noch und warte mit schmerzlicher Sehnsucht auf seine Rückkehr. Auch sein Sohn Telemach sei noch am Leben, und sein alter Vater habe sich auf das Land zurückgezogen. Außerdem sah er noch viele andere Schatten berühmter Männer und Frauen. Er sah Alkmene, Iokaste, Ariadne. Auch Agamemnon sah er, der ihm sein trauriges Schicksal klagte. Ferner erblickte er den Achill und den Patroklos, und er pries den Achill, daß er auch hier über die Todten gebiete, wie einst über die Lebenden. Achill aber erwiederte, er möchte lieber als Tagelöhner bei einem armen Manne dienen, als über alle Schatten herrschen. Dann sah er den weisen Minos, welcher die Todten richtete; er sah den Tantalos, Sisyphos, die Danaiden und die anderen Verdammten. Als nun aber immer größere Schaaren von Schatten ihn umdrängten, wurde er von Grauen ergriffen; er verließ eilig den unheimlichen Ort und kehrte mit seinen Gefährten zur Kirke zurück, die ihm noch guten Rath gab, wie er die ihm noch bevorstehenden Gefahren vermeiden könne, und ihn dann entließ. Zunächst kam er nun mit seinen Gefährten zu der Insel der Seirenen (S. 156). Als sie sich denselben näherten, verklebte er seinen Gefährten die Ohren mit Wachs, sich selbst aber ließ er mit Händen und Füßen an den Mastbaum binden. Als er nun den süßen, bezaubernden Gesang vernahm, winkte er seinen Gefährten mit den Augen, sie sollten ihn losbinden; doch sie banden ihn nur fester und befreiten ihn erst, als die Gefahr vorüber war. In der sicilischen Meerenge raubte ihm die Skylla (S. 156) sechs seiner Gefährten, und so kamen sie nach der Insel Trinakria. Von seinen Gefährten gedrängt, mußte er an derselben landen. Er ließ sie schwören, daß sie die Heerden des Helios nicht anrühren wollten, und sie hielten ihren Schwur, so lange sie Lebensmittel im Schiffe hatten. Als aber diese aufgezehrt waren und ungünstige Winde sie noch immer an der Weiterreise hinderten, raubten und tödteten sie einige Rinder von der Heerde, während Odysseus schlief. Zur Strafe dafür vernichtete Zeus das Schiff auf dem Meere durch den Blitz, und Alle fanden in den stürmenden Wogen ihren Tod; nur Odysseus rettete sich, indem er sich an den Mastbaum klammerte. Die Wogen trieben ihn wieder nach Westen, und neun Tage lang schwamm er auf dem Meere

umher. Endlich wurde er an die Insel Ogygia, im Nordwesten der Erde, getrieben. Die Nymphe Kalypso (d. h. „die Verhüllte"), eine Tochter des Atlas, welche daselbst wohnte, nahm ihn freundlich auf und versprach ihm Unsterblichkeit und Befreiung von allen Schwächen des Alters, wenn er bei ihr bliebe. Er aber sehnte sich nur nach der theuren Heimath und nach der treuen Gattin und dem lieben Sohne. Dennoch hielt ihn Kalypso bei sich zurück, und erst nach sieben Jahren entließ sie ihn auf Befehl der Götter und half ihm selbst ein Floß zimmern, auf dem er nach Ithaka zurückkehren wollte. Schon hatte er fast die Küste der Insel Scheria erreicht, wo die Phaeaken (Phaiaken) wohnten,*) als der ihm noch immer zürnende Poseidon ihn erblickte. Alsbald erregte derselbe einen gewaltigen Sturm; das Floß wurde zertrümmert, und nur mit Mühe rettete sich Odysseus schwimmend an die Küste. Voll freudigen Dankes küßte er den Boden, und ein dichtes Gebüsch bot dem Ermatteten eine erwünschte Ruhestätte. Er scharrte sich mit den Händen ein Lager von Laub zusammen, bedeckte sich dann noch mit einer Menge von Blättern, und bald senkte sich erquickender Schlummer auf sein Auge nieder. — Mit Anbruch der Morgenröthe fuhr Nausikäa, die Tochter des Königs Alkinöos, auf des Vaters Wagen an das Gestade des Meeres, um daselbst die Wäsche zu reinigen; die Mutter aber gab ihr noch ein Körbchen mit Backwerk und einen Schlauch voll süßen Weines mit. So bestieg sie den Wagen, ergriff die Zügel und trieb die Maulthiere zu raschem Laufe; die Mägde aber folgten ihr nach. Sie warfen die Gewänder in Gruben, die mit Wasser angefüllt waren, und stampften sie mit den Füßen, bis sie rein waren; dann breiteten sie dieselben auf den Kieseln am Gestade aus, um sie an der Sonne zu trocknen. Darauf badeten sie sich, verzehrten die mitgebrachten Speisen und ergötzten sich dann mit Ballspiel und Gesang. Schon hatten sie die Maulthiere wieder angespannt und die Wäsche auf den Wagen gelegt, als Nausikaa in neckendem Uebermuthe den Ball noch einmal nach einer der Mägde warf. Aber der Ball traf nicht, sondern flog weit in das Wasser hinein. Die Mädchen erhoben ein lautes Geschrei. Davon erwachte Odysseus, und sogleich eilte er aus dem Gebüsche; er brach sich aber einen Baumzweig ab, um sich mit dem dichten Laube zu verhüllen, denn er hatte nur das nackte Leben gerettet. Als ihn die Mädchen erblickten, flohen alle vor Schreck, denn er war durch den Meeresschlamm, der ihn bedeckte, ganz entstellt; nur die muthige Nausikaa blieb zurück. Odysseus flehte sie mit schmeichelnden Worten an, ihm den Weg nach der Stadt zu zeigen und ihm ein Wickeltuch, in welches sie die Wäsche gepackt, oder etwas Anderes zu geben, damit er sich bedecken könne.

---

*) Es wäre vergeblich, die Insel Scheria bestimmt auf der Erde nachweisen zu wollen, obgleich man schon im hohen Alterthume mit Bestimmtheit die heutige Insel Corfu darunter verstanden hat. So glaubte man später auch, der Wohnort der Kirke sei nichts anders als die Stadt Circeji in Italien. Dies erklärt sich leicht aus dem Streben der einzelnen Stämme, sich die großen Thaten der Vorzeit anzueignen. In der That aber gehört die Insel Scheria, wie das Volk der Phäaken selbst, ganz der Dichtung an. Sie ist nichts als eine Insel der Seligen, und die Menschen können also eigentlich erst nach dem Tode dahin gelangen, wie sie auch Odysseus schlafend verläßt, obgleich sie Homer nur als eine Insel schildert, welche alle Glückseligkeit in sich vereinigt.

Nausikaa aber rief die Mägde zurück, ließ ihm schöne Gewänder geben und Oel, um sich zu salben, nachdem er sich im Flusse vom Meeresschlamm gereinigt hatte, erquickte ihn mit Speise und Trank und nahm ihn dann mit bis zum Haine der Athene, welcher dicht vor der Stadt lag. Dort verließ sie ihn, damit es kein Aufsehen erregte, wenn sie mit einem fremden Manne in die Stadt käme; zuvor aber gab sie ihm den Weg nach dem Palaste des Königs genau an und sagte ihm, wie er sich daselbst benehmen sollte. Dann fuhr sie eilend nach Hause, und schon im Vorhofe kamen ihre Brüder ihr entgegen, spannten die Maulthiere ab und trugen die Wäsche hinein. Dem Odysseus zeigte Athene selbst, die ihm in Gestalt eines Mädchens mit einem Wasserkruge entgegentrat, den Weg zum Palaste des Königs. Er bewunderte die herrliche Stadt und den Hafen voller Schiffe, vor allem aber den Palast des Königs. Eine goldene Pforte mit silbernen Pfosten und ehernen Schwellen führte in das Innere; auch die Wände waren von Erz. Reihen von Sesseln, mit kunstreich gewirkten Teppichen bedeckt, standen im Saale, der von Fackeln erhellt wurde, welche goldene Bildsäulen von Jünglingen in den Händen trugen. Außerhalb des Hofes befand sich ein Garten, von einer Mauer umschlossen, voll beständig blühender und tragender Fruchtbäume und Weinstöcke und duftender Blumen, und von einem klaren Bache durchschlängelt. — Im Palaste fand Odysseus die Fürsten der Phäaken beim Mahle versammelt. Flehend umfaßte er die Kniee der Königin Arete, welche, mit Spinnen beschäftigt, neben dem Könige am Herde saß, bat sie, ihn in sein Vaterland zurückzusenden, und setzte sich dann, wie es einem Hülfeflehenden ziemte, in die Asche am Herde. Der König aber nahm ihn bei der Hand und führte ihn zu einem mit Silber beschlagenen Sessel, auf welchem sein eigener Sohn Laodamas gesessen hatte, und nachdem eine Magd ihm aus einer goldenen Kanne Wasser zum Waschen über die Hände in ein silbernes Waschbecken gegossen hatte, bewirthete er ihn prächtig. Am folgenden Tage wurden dem Gaste zu Ehren auf dem Marktplatze festliche Spiele veranstaltet, an die sich ein festliches Mahl schloß. Ein Sänger pries bei demselben die Thaten der Helden vor Troja, und auch des Odysseus wurde dabei gedacht. Der Held vermochte die Thränen nicht zurückzuhalten; Alkinoos aber, der dies bemerkte, gebot dem Sänger, nicht weiter zu singen, fragte den Odysseus theilnehmend nach der Ursache seiner Thränen, und nun erst erkundigte er sich zugleich nach seinem Namen und seinem Vaterlande. Odysseus erzählte darauf den Phäaken alle seine wunderbaren Schicksale. Alle staunten; Alkinoos aber forderte die Fürsten auf, dem Gaste, dem sie schon vorher kostbare Gewänder und andere Geschenke dargebracht hatten, um ihn zu ehren, noch ein goldenes Becken und einen kupfernen Dreifuß zu schenken. Am folgenden Tage brachten sie die Geschenke auf das schon in Bereitschaft gesetzte Schiff; der König packte sie selbst unter die Ruderbänke; dann versammelten sich Alle nochmals zu einem Mahle, und nachdem für die glückliche Rückkehr dem Zeus ein Opfer gebracht war, nahm Odysseus dankbar herzlichen Abschied. Glücklich erreichte das Schiff die Küste von Ithaka; die Phäaken aber trugen den Helden, der in süßem Schlummer lag, an das Land, stellten die Geschenke neben ihn und kehrten dann eilig nach Scheria zurück. — Erwachend erkannte er die langentbehrte Heimath nicht wieder und brach in laute Klagen aus. Auch als Athene in Gestalt eines Hirtenknaben ihm entgegen-

trat und ihm versicherte, daß er sich auf Ithaka befinde, wollte er es durchaus nicht glauben, und erst als sie in veränderter Gestalt sich ihm als Göttin zu erkennen gab, schwanden ihm alle Zweifel, und er fühlte sich überglücklich in dem Gedanken, dem Ziele seiner Leiden endlich nahe zu sein. Mit Hülfe der Göttin verbarg er die von Scheria mitgebrachten Geschenke in einer Höhle; sie gab ihm die Gestalt eines in Lumpen gehüllten, kahlköpfigen alten Bettlers mit triefenden Augen und reichte ihm einen Stab und einen zerrissenen Ranzen, damit er nicht erkannt werden möchte, ehe er Rache nehmen könnte für allen Frevel, der in seiner Abwesenheit auf Ithaka verübt war.

Da nämlich Niemand geglaubt hatte, daß Odysseus noch zurückkehren würde, drangen fast hundert benachbarte junge Fürsten in Penelope, einem von ihnen ihre Hand zu geben. Sie aber harrte noch immer der Rückkehr des Gatten und konnte sich nicht zu einer neuen Ehe entschließen. Da wurden die Freier unwillig und erklärten ihr, sie wollten so lange im Palaste des Odysseus sein Habe und Gut verprassen, bis sie sich bereit erklärt hätte, einem von ihnen als Gattin zu folgen. Drei Jahre lang schwelgten sie nun schon von den Reichthümern des Odysseus; Penelope aber wußte sie dadurch hinzuhalten, daß sie erklärte, sie müsse erst ein künstlich gewebtes Leichengewand für den alten Laërtes fertig machen, dann wolle sie sich zu einer neuen Vermählung entschließen. Was sie nun bei Tage webte, das trennte sie während der Nacht heimlich wieder auf, und so wurde das Gewand nicht fertig. Endlich aber ward den Freiern die List verrathen, und dadurch nur noch mehr erbittert, bestürmten sie Penelope noch trotziger mit ihren Anträgen, so daß sie sich fast nie mehr im Saale sehen ließ, sondern weinend die Tage mit ihren Mägden in ihrem Gemach zubrachte.

Dies Alles erfuhr Odysseus durch Athene, und er brannte vor Begierde, die Uebermüthigen zu bestrafen. — Auf den Rath der Göttin ging er über das Waldgebirge zu der Wohnung seines treuesten Dieners, des Sauhirten Eumaios (Eumäus). Derselbe stammte von königlichem Geschlecht und war als Kind mit seiner Wärterin von phönicischen Seeräubern geraubt und dem Odysseus verkauft worden. Bei ihm fand Odysseus, den er natürlich in seiner Bettlergestalt nicht erkannte, gastfreundschaftliche Aufnahme. Eumäos klagte ihm den Uebermuth der Freier und erzählte ihm, daß Telemach fortgereist sei, um bei Nestor und den andern Griechen, die vor Troja gekämpft hatten, Erkundigungen über seinen Vater einzuziehen; er aber meinte, daß wohl Alles vergeblich sein werde, weil Odysseus gewiß längst todt sei, und auch wegen des Telemach selbst hatte er große Besorgniß. Als ihm Odysseus nun auch von sich selbst etwas erzählen sollte, gab sich derselbe für den Sohn eines Fürsten in Kreta aus. Er habe, sagte er, nach mancherlei Schicksalen Schiffbruch gelitten und, nachdem er dem Tode glücklich entgangen sei, sich schmählicher Sklaverei nur dadurch entzogen, daß er sich schwimmend an die Küste von Ithaka rettete. Er habe auch von Odysseus gehört, der gewiß bald zurückkommen werde. Das wollte nun freilich Eumäos nicht glauben, so sehr Jener es auch betheuerte. Am andern Tage kam auch Telemächos von seiner Reise zurück. Er war bei Nestor freundlich aufgenommen worden, hatte aber nichts über seinen Vater erfahren können. Auf Nestors Rath hatte er sich dann nach Sparta zu Menelaos begeben, der selbst erst vor Kurzem

nach manchen Irrfahrten zurückgekommen war. Derselbe erzählte ihm, daß er von dem alten ägyptischen Meergotte Proteus erfahren habe, Odysseus werde nach zehnjährigen Irrfahrten ohne einen einzigen Gefährten zurückkehren. Mit dieser dem Telemach sehr erfreulichen Nachricht entließ er den Jüngling reich beschenkt in seine Heimath. Glücklich erreichte derselbe die Insel und eilte nun zuerst zu Eumäos. Dem treuen Diener fiel vor Freude die Schale aus der Hand, in welcher er eben den Wein mischen wollte. Mit Thränen umarmte er den Heimgekehrten und küßte ihm Wangen, Augen und Hände. Odysseus stand von seinem Sitze auf und bot ihn dem Jüngling an; dieser aber sprach: „Bleibe sitzen, Fremdling, ich werde wohl noch einen andern Sitz finden." Auf seine Frage erzählte ihm dann Eumäos die Geschichte, welche Odysseus über sich ersonnen hatte, und empfahl den Fremdling seinem Schutze Telemach beklagte, daß er den Unglücklichen wegen der übermüthigen Gäste nicht in sein Haus aufnehmen könne, er wolle ihm aber Speise und Kleidung schicken und ihn dann hinsenden, wohin er wünsche. Vor Allem sollte Eumäos zur Penelope eilen, um ihr heimlich zu melden, daß er glücklich zurückgekehrt sei; er selbst wollte während dieser Zeit im Hause des Hirten bleiben. Eumäos eilte, Telemachs Wunsch zu erfüllen, und kaum hatte er die Wohnung verlassen, als Odysseus mit Hülfe der Athene seine wahre Gestalt wieder annahm und sich dem freudig überraschten Sohne zu erkennen gab. Er theilte demselben mit, daß er mit Hülfe der Götter die Freier tödten wolle, trug ihm auf, die Waffen zu verbergen, und verpflichtete ihn, gegen Jeden, selbst gegen seine Mutter, das tiefste Schweigen über ihn zu beobachten. Dann nahm er wieder seine Bettlergestalt an, damit ihn der zurückkehrende Eumäos nicht erkennen möchte. Am folgenden Tage ging Telemach nach der Stadt, und auch Odysseus begab sich in Begleitung des Eumäos dahin. Unterweges trafen sie den Ziegenhirten Melantheus, einen Freund der Freier. Der schmähte den zerlumpten Bettler und stieß ihn noch dazu mit den Füßen. Odysseus aber unterdrückte seinen Zorn und eilte mit Eumäos weiter. Vor seinem Hause fand er auf einem Düngerhaufen seinen Lieblingshund Argos sterbend liegen, und das treue Thier erkannte ihn trotz seiner Verwandlung, wedelte noch einmal mit dem Schwanze und versuchte, zu ihm heranzukriechen; aber die Kräfte verließen es, und es starb. Odysseus verbarg seine Thränen und trat in den Saal, wo die schwelgenden Freier beim Mahle saßen. Flehend setzte er sich auf die Thürschwelle, Melantheus aber, der sich auch im Saale befand, überhäufte ihn mit Schmähungen, und auch die Freier schalten den Eumäos, daß er ihn mitgebracht habe. Dennoch gaben ihm die Meisten etwas, als er bettelnd herumging; Einer von ihnen aber, Antinoos, versagte ihm nicht nur jede Gabe, sondern warf ihn sogar mit seinem Fußschemel, und selbst Melantho, eine der Mägde, schmähte ihn. Odysseus aber ertrug Alles geduldig, sich der nahen Rache getröstend. In der Nacht verbarg er mit Telemach alle Waffen und begab sich dann zu Penelope, die ihn zu sehen gewünscht hatte. Er erzählte ihr Aehnliches wie dem Eumäos, und versicherte ihr, daß Odysseus, der als Gastfreund in Kreta bei ihm gewesen sei, was er ihr durch mancherlei einzelne Züge, die er von ihm mittheilte, glaublich machte, bald zurückkehren werde. Sie war über diese Nachricht sehr erfreut und befahl, dem Fremdling zur Erquickung ein Fußbad zu bereiten. Dabei erkannte ihn seine alte Wär-

terin Eurykleia an einer Narbe über dem Knie; doch Odysseus gebot ihr Stillschweigen, und sie mußte ihre Freude verbergen. Penelope wurde in der Nacht durch einen Traum noch mehr beruhigt. Am folgenden Tage erschien Odysseus wieder beim Mahle der Freier; seine Anwesenheit wurde ihnen immer lästiger, und Einer von ihnen warf nach ihm mit einer Kuhpfote. Da erschien Penelope und erklärte, sie würde dem als Gatten folgen, der in einem Wettkampfe, welchen sie veranstalten wollte, den Sieg davon trüge. Odysseus hätte nämlich oft aus der Ferne einen Pfeil durch die Oeffnungen von zwölf hinter einander aufgestellten eisernen Stäben geschossen. Noch lägen seine Pfeile und sein Bogen da; wer mit demselben durch die Oeffnungen träfe, der sollte ihr Gatte sein. Alsbald wurde das Spiel begonnen. Weinend brachte Eumäos den Bogen herbei, und auch der treue Rinderhirt Philoitios weinte; aber keiner der Freier vermochte den Bogen zu spannen. Odysseus gab sich indessen den beiden treuen Dienern zu erkennen und trug ihnen auf, die Thüren zu bewachen. Schon wollten die Freier die Fortsetzung des Wettkampfes auf den folgenden Tag verschieben, als Odysseus sagte: „Gebt mir auch einmal den Bogen, damit ich sehe, ob ich noch Kraft in den Gliedern habe, wie zuvor!" Da wurden die Freier von Zorn ergriffen; Telemach aber erklärte: „Der Bogen gehört mir, und ich kann ihn geben, wem ich will!" und befahl dem Eumäos, denselben dem Bettler zu bringen. Eumäos aber sagte heimlich der Eurykleia, daß sie die Thüren schließen sollte. Prüfend betrachtete Odysseus den Bogen, spannte ihn, und der Pfeil schwirrte durch alle zwölf Oeffnungen hindurch. Auf seinen Wink ergriff Telemach Schwert und Lanze und stellte sich neben ihn, und während die Freier noch staunend da standen, warf Odysseus seine Lumpen ab und sprach: „Dieser schwere Kampf ist beendigt; nun aber wähle ich mir ein anderes Ziel, das noch nie ein Mann getroffen hat." Mit diesen Worten zielte er auf den Antinoos, und der Pfeil fuhr demselben durch die Kehle, daß er niederstürzend den Tisch sammt der Speise umstieß. Bestürzt sprangen die Freier auf; Odysseus aber rief zornig: „Ihr Hunde, ihr meintet, ich würde nimmer von Troja zurückkehren, daß ihr mein Erbe verpraßtet und mein Weib bedrängtet, weder Götter noch Menschen scheuend; aber dafür ist nun auch über euch Alle die Stunde des Todes gekommen." Vergebens flehten die Freier erbleichend um Gnade; waffenlos waren sie dem furchtbaren Geschosse des Odysseus Preis gegeben. Telemach holte nun für seinen Vater, für sich und auch für Eumäos und Philoitios Waffen herbei; aber er vergaß, die Thür zu schließen, und dies benutzte Melantheus, um auch den Freiern Waffen zu bringen. Eumäos und Philoitios bemerkten es jedoch, und als er sich zum zweiten Male hinschlich, ergriffen sie ihn, zogen ihn bei den Haaren in das Gemach, wo die Waffen lagen, banden ihm Hände und Füße auf dem Rücken zusammen, zogen ein Seil hindurch und banden ihn, an demselben frei schwebend, an eine Säule. Dann eilten sie in den Saal, wo sich indessen ein heftiger Kampf mit den bewaffneten Freiern entspann. Alle fanden ihren Tod; nur der Sänger und der Herold wurden verschont; auch der Ziegenhirt entging der verdienten Strafe nicht. Dann ließ Odysseus die Leichen fortschaffen und Tische und Fußboden vom Blute reinigen. Telemach nahm selbst mit den beiden treuen Hirten den Besen und begann, den Fußboden zu scheuern. Nun erst weckte Eurykleia die

Penelope, auf welche Athene bis dahin einen so tiefen Schlaf hatte sinken lassen, daß sie von dem, was inzwischen vorgefallen war, nichts ahnte und erst durch Eurykleia Alles erfuhr. Freudig sprang sie von ihrem Lager auf, umarmte die alte Dienerin, und Thränen der Wonne flossen über ihre Wangen, und als ihr Eurykleia nun sichere Merkmale angab, daß sie nicht länger zweifeln konnte, der Fremde sei wirklich Odysseus, da stieg sie in den Saal hinab. Wieder aber wurde ihr Herz von bangen Zweifeln bewegt. Stumm und betäubt saß sie dem so lange und so heiß ersehnten Gemahl gegenüber, der noch immer in Lumpen gehüllt war, und wagte kaum, ihn anzusehen, weil sie noch immer getäuscht zu werden fürchtete. Selbst die harten Worte, mit welchen Telemach ihr Lieblosigkeit vorwarf, vermochten nichts über sie; sogar die Vorwürfe des Odysseus, der sich ihr wieder gegenüber setzte, nachdem er sich gebadet, gesalbt und mit Purpurgewändern bekleidet hatte, ertrug sie standhaft, bis er sie an Umstände erinnerte, die nur er wissen konnte. Da blieb ihr kein Zweifel mehr übrig; weinend eilte sie auf ihn zu, fiel ihm um den Hals, küßte ihm das Haupt und wußte sich auf so kluge Weise zu rechtfertigen, daß auch er in lautes Weinen ausbrach, die treue und kluge Gattin an sein Herz drückte und sich lange nicht von ihr trennen konnte. Am folgenden Morgen besuchte er seinen alten Vater; die Verwandten der Freier, die den Tod derselben rächen wollten, trieb er in die Flucht, und umgeben von seinem jubelnden Volke, brachte er den Göttern die Opfer dar, welche er für seine glückliche Rückkehr gelobt hatte. Friedlich regierte er seitdem über Ithaka, nachdem er auch den Poseidon versöhnt hatte, und erst in spätem Alter erreichte ihn der Tod.

Wie die Ilias und die Odyssee uns das lebensvollste Gemälde von den Zuständen des griechischen Heroenzeitalters überhaupt darbieten, so geben sie uns auch ein anschauliches Bild von der Ehe und dem **Familienleben** unter den Griechen während jener Zeit.

Die Lage der Frauen war bei den Hellenen eine weit günstigere, als wir sie gleichzeitig bei andern Völkern finden. Schon auf Kekrops wurde die Einsetzung der Ehe zurückgeführt, und schon in den ältesten Zeiten behandelte der Mann seine Gattin mit Achtung und Liebe. Weit entfernt, sie den Sklavinnen gleich zu stellen, schätzte er in ihr die treue Lebensgefährtin, die sorgsam und verständig waltende Hausfrau, die Mutter seiner Kinder, und keine Gefahr war ihm zu groß, wo es ihre Vertheidigung galt. In solchem Sinne bezeichnet Homer die Hausfrauen mit dem ehrenden Beinamen der „herrlichen“ und „ehrwürdigen“; in der Ilias läßt er den Achill sagen: „Jeder Mann, der gut ist und weise, liebt und pflegt sein Weib“, und Odysseus sagt zu Nausikaa: „Nichts ist besser und erfreulicher, als wenn Mann und Frau einträchtigen Sinnes ihr Haus verwalten, zum Verdrusse ihrer Feinde, zur Freude der Wohlgesinnten; noch mehr genießen sie selber.“ In Beziehung auf diese Eintracht stand die schöne Sitte, daß die, welche der Hera als der Beschützerin der Ehe ein Opfer darbrachten, die Galle des Opferthieres heraus-

nahmen und vergruben, um anzuzeigen, daß Zorn und Bitterkeit aus dem häuslichen Leben fern bleiben sollten. Und jenes stille Glück, welches Homer seine Helden preisen läßt, führt er uns auch in lebendigem Bilde vor. Wie zart erscheint das Verhältniß des Odysseus und der Penelope zu einander! In der reichsten Fülle des Glückes auf Ogygia ist sein Herz nur mit Sehnsucht nach der fernen Gattin erfüllt, und so sehnt auch sie, von der Schaar der Freier umgeben, sich nur nach ihm und meint, alle Leiden, die sie jetzt träfen, seien nur eine Schickung der Götter, weil das Glück allzu groß gewesen wäre, daß sie mit Odysseus beisammen ihr ganzes Leben in Liebe und Eintracht genösse. Und mit welcher unübertrefflichen Zartheit schildert der Dichter die Scene, wo sie nach langer Trennung den Ersehnten wieder sieht! Eben so innig ist das Verhältniß des Hektor und der Andromache, die überhaupt eine der edelsten Frauengestalten des Dichters ist. Selbst Helena kann in Troja, obgleich viele Jahre nach ihrer Trennung von Menelaos noch von Greisen selbst ihrer Schönheit wegen bewundert und geehrt, doch das Andenken an ihren ersten Gemahl nicht unterdrücken; oft ergreift sie bittere Reue darüber, daß sie, durch den Trug der Aphrodite verleitet, ihn verlassen hatte, und nach Beendigung des Krieges waltet sie wieder wie sonst in seinem Hause als die verständige und hochgeehrte Hausfrau.

So schön wie das Verhältniß des Gatten zur Gattin war auch das der Kinder zur Mutter. Die Söhne erwiesen der Mutter die höchste Achtung, weshalb es Telemach für einen Frevel hält, Penelope auch nur mit einem Worte zu beleidigen. Vergehungen gegen die Mutter, glaubte man, würden von den Göttern, wie das Beispiel des Orestes zeigt, am härtesten bestraft.

Die Hauptbeschäftigung der Frauen und Jungfrauen bestand in Spinnen, Weben, Anfertigung künstlicher Stickereien und Verfertigung und Reinigung der Gewänder. Mahlen, Kochen, Backen und Wassertragen blieb dagegen den Sklavinnen überlassen, und die Frau führte über Küche, Vorrathskammer und die übrigen Zimmer des Hauses nur die Oberaufsicht. Bei diesen Beschäftigungen waren die Frauen keinesweges von den Männern streng gesondert. Zwar brachten sie den größten Theil des Tages mit ihren Sklavinnen im oberen Stockwerk des Hauses zu; aber doch nahmen sie auch Theil an den Geschäften und Festen der Männer. So finden wir Arete bei dem Mahle an der Seite des Alkinoos inmitten der phäakischen Fürsten; ja, von dem Gatten, den Kindern und dem Volke fast wie eine Göttin verehrt, schlichtet sie oft die Streitigkeiten der Männer, und wenn sie durch die Stadt geht, wird sie vom Volke mit lautem Zuruf empfangen. Auch Penelope verläßt öfter ihr Gemach und erscheint, begleitet von einigen Mägden, in dem Versammlungssaale der Männer. Sie arbeitet sogar in dem Saale, wo sich die Freier befinden. Ebenso nahmen die Frauen öffentlich Theil an feierlichen Opfern und den damit verbundenen Tänzen; jedoch war es Sitte, daß sie öffentlich auf der Straße nur verschleiert und in Begleitung einiger Mägde erschienen. Die unverheiratheten Mädchen lebten dagegen sehr eingezogen im Hause bei ihrer Mutter, der ihre Erziehung gänzlich überlassen war; und eine solche Erziehung konnte nicht ohne die segensreichsten Folgen für sie sein, denn von der zartesten Kindheit an wurden sie schon in jenes stille häusliche Leben, das ihre Bestimmung war, eingeweiht, und früh schon wurden sie zu den Ge-

schäften desselben angeleitet. So sehen wir Nausikaa mit ihren Mägden aus der Stadt fahren, um die Wäsche zu reinigen, wie überhaupt der Sitteneinfalt und Anspruchslosigkeit jener Zeit gemäß Fürstinnen und ihre Töchter die nämlichen Beschäftigungen mit ihren Mägden theilten. Auch die Erziehung der Knaben befand sich größtentheils in den Händen der Mütter. Wie geachtet übrigens auch die Hausfrau war, so scheinen doch die Wittwen sich in keiner beneidenswerthen Lage befunden zu haben, wie dies die schmerzliche Klage der Andromache, welche den Tod ihres Gatten ahnt, andeutet. Wie hätte es auch anders sein können, da die Frau dem Manne Alles verdankte und mit ihm ihren Beschützer und Ernährer verlor!

Das bisher über die Stellung des weiblichen Geschlechtes Bemerkte bezieht sich natürlich zunächst nur auf freie Frauen und Jungfrauen.

Wie wir aber bei allen Völkern des Alterthums Sklaven und Sklavinnen finden, so gab es solche auch bei den Griechen. Sie wurden theils von Fremden, die Handel treibend nach Griechenland kamen, besonders von Phöniciern, gekauft, theils waren es Kriegsgefangene. So erbeuteten die Griechen eine große Menge von Sklaven und Sklavinnen im Kriege gegen Troja. Man bedurfte ihrer im Heroenzeitalter aber auch eine große Zahl, denn außer der häuslichen Bedienung lag ihnen auch die Verfertigung der meisten Geräthschaften ob, die im Hause gebraucht wurden. Ebenso hatten sie sämmtliche Kleidungsstücke, Wäsche, Decken, prächtige Gewänder, die den Fremden als Gastgeschenke überreicht wurden, zu verfertigen, und Sklavinnen, die in der Anfertigung kunstreicher weiblicher Arbeiten erfahren waren, wurden deshalb besonders hochgeschätzt. Jedenfalls aber war ihre Lage weit weniger drückend als bei fast allen übrigen Völkern. Wie freie Jungfrauen dieselben Arbeiten mit ihnen theilten, so waren sie auch in der Kleidung von jenen nicht unterschieden, und wie wir die Sklavinnen der Nausikaa nach gemeinsam beendigter Arbeit an dem Mahle und den Spielen mit der Fürstentochter theilnehmen sehen, so finden wir auch die Hausfrau oft in traulicher Unterhaltung sitzend im Kreise ihrer mit weiblichen Arbeiten beschäftigten Mägde. Besonders hochgeehrt aber wurden alte treue Diener und Dienerinnen. Sie genossen das unbegrenzteste Vertrauen ihrer Gebieter; ja, Penelope wird von ihrer alten Schaffnerin sogar in der vertrautesten Weise „mein Kind" angeredet. So wurde durch den milden Sinn des hellenischen Volkes, wenigstens so viel als möglich, alles Drückende aus einem Verhältnisse entfernt, das freilich immer etwas Demüthigendes für den Freigebornen behalten mußte, und auch in dieser Beziehung ragten die Hellenen vor anderen Völkern des Alterthums weit hervor.

§. 20. Die Wanderungen in Griechenland. — Colonien. — Kodros.

Im trojanischen Kriege hatte das Heroenthum bei den Hellenen seine Blüthe erreicht; aber nun war auch seine Kraft erschöpft, und es unterlag den vielfachen Verwirrungen, welche die nach so langer Abwesenheit heimkehrenden Griechen in ihrem Vaterlande vorfanden. So beginnt denn nach dem trojanischen Kriege für Griechenland eine neue Zeit. Wir stehen hier am Anfange der eigentlichen Geschichte des Landes, obgleich das Sagenhafte, Mythische noch immer in die Geschichte hineindämmert.

Das Ende des Heroenthums wurde vollends durch ein Ereigniß herbeigeführt, welches (nach der Annahme des Thukydides) sechzig Jahre nach dem trojanischen Kriege beginnend, alle Verhältnisse in Griechenland völlig umgestaltete.

Um 1124 begann nämlich in Griechenland eine große Völkerwanderung von Nordwesten her bis in die südlichsten Theile des Peloponnes. Die in Epirus wohnenden Thessäler verließen ihre Wohnsitze und drangen über das Pindusgebirge in die Landschaft, welche nun nach ihnen Thessalien genannt wurde. Sie verdrängten die dort wohnenden Arnaeer; diese zogen nun nach Süden und unterwarfen oder verdrängten die Kadmeionen in Theben und die Minyer in Orchomenos. Seitdem wurden sie nach dem alten Namen des Landes Boeotien (des rinderreichen Landes) Boeoter genannt.

Noch viel bedeutender für die Umgestaltung der Verhältnisse in Griechenland war eine dritte Wanderung, welche Thukydides achtzig Jahre nach dem trojanischen Kriege, also in das Jahr 1104 setzt; indessen ist diese Zeitbestimmung eben so ungewiß wie die des Zuges gegen Troja, und nach neueren Untersuchungen möchte die Zeit jener Wanderung kaum weit über das Jahr 1000 hinauszurücken sein. Damals drang der einfache, kräftige, kriegs- und unternehmungslustige Gebirgsstamm der Dorer aus Hellas nach dem Peloponnes vor und unterwarf sich Argos, Messenien und Lakonien, welche so unter ihre Anführer vertheilt wurden, daß der eine derselben, Temĕnos, Argos, ein anderer, Kresphontes, Messenien und Eurysthĕnes und Prokles, die Söhne ihres dritten Anführers Aristodēmos, Lakonien erhielten, während der mit ihnen verbündete Aetōler Oxylos Elis bekam. Jene drei Anführer der Dorer bezeichnet die Sage als Herakliden oder Nachkommen (Urenkel) des Herakles, und ihr Recht zur Eroberung wurde eben darauf gegründet, daß sie nach manchen, schon früher vorangegangenen vergeblichen Versuchen das dem Herakles durch Eurystheus entrissene Erbe hätten wieder erobern wollen.

Die Entstehung dieser Sage, welche eben erfunden wurde, um das Recht der Dorer an dem eroberten Lande nachzuweisen, ist leicht zu erklären. Herakles war der Stammheros der Dorer. An ihrer Spitze stand ein edles Geschlecht, welches im Besitze der priesterlichen Würde war, den Dienst des Gottes verwaltete und deshalb durch die Sage als von ihm abstammend bezeichnet wurde. In Argos fanden nun die Dorer eine ähnliche Gottheit, deren

Sagen sie mit den von ihrem eigenen Stammheros verschmolzen, und so entstand nun erst die Sage von der Abstammung des Herakles aus Argos, an die sich das Uebrige dann leicht anschloß.

Dieser Einfall der Dorer in den Peloponnes war für Griechenland von den wichtigsten Folgen, indem dadurch den Völkerstämmen die Wohnsitze angewiesen wurden, die sie später einnahmen.

Die Achäer wurden aus Lakonien nach dem nördlichen Küstenlande des Peloponnes gedrängt, das nun nach ihnen den Namen Achaia erhielt. Die dort wohnenden Ionier gingen über den Isthmos nach Attika. Nur in Arkadien blieb die frühere pelasgische Bevölkerung, weil sich die Dorer dies Land nicht unterwerfen konnten.

Eine andere wichtige Folge dieser Wanderungen im Innern des Landes war die Auswanderung nach fernen Ländern. Theils nämlich trugen die besiegten Stämme ungern das Joch der fremden Herrscher und suchten lieber unter Gefahren und Drangsalen sich eine neue Heimath, wo sie frei leben konnten. Aber auch den eingedrungenen Eroberern wurde oft das unterworfene Land zu eng, und ihr kühner, nach Abenteuern begieriger Geist trieb dann Viele wieder in die Ferne hinaus. So wurden an der Westküste von Kleinasien, an der ganzen Küste des Mittelmeeres bis Spanien hin und auf den Inseln des ägäischen und Mittelmeeres hellenische Colonien gegründet. Ueberall bewahrten die Einwanderer mitten unter den Barbaren ihr eigenthümliches hellenisches Leben; überall hin wurden hellenische Sitte und hellenische Religion verpflanzt, indem die Colonie den Cultus der Gottheit ihrer Mutterstadt mit in die neue Heimath nahm; zugleich aber wurden die Hellenen durch solche Wanderungen auch vertrauter mit dem Meere und legten den Grund zu ihrer späteren Herrschaft auf demselben.

Zu den bedeutendsten dieser Colonien gehörten die in Kleinasien, welche etwa in der Zeit von 1100—1000 v. Chr. gegründet wurden. Von den nach Attika geflüchteten Ioniern verließ der größte Theil bald wieder das Land, setzte sich zunächst auf Naxos fest, dann auf den übrigen Kykladen. Von dort zogen sie weiter nach Osten, besetzten die Inseln an der kleinasiatischen Küste, dann die Küste selbst. Die älteste Niederlassung auf der Küste Kleinasiens war Milet, welches von Neleus, einem Sohne des Kodros, gegründet war. Sein jüngerer Bruder Androklos gründete von Samos aus, wohin er von Athen gekommen war, die Stadt Ephesos. Beide, wie ihre Nachkommen, regierten als Könige in den neuen Städten. Bald darauf wurde drei bis vier Meilen nördlich von Ephesos von Pyliern, welche durch Dorer aus ihrem Lande verdrängt waren, die Stadt Kolophon gegründet; andere Gründungen noch weiter nördlich folgten nach. — Auch peloponnesische Achäer suchten sich in Kleinasien eine neue Heimath. Sie setzten sich auf Lesbos fest, wo sie Mitylene gründeten; etwas südlicher an der gegenüberliegenden Küste legten sie die Stadt Kyme an. Beide blieben ihre Hauptniederlassungen; sie siedelten sich aber auch weiter nördlich an der fruchtbaren Küste bis nach Abydos hin zugleich mit Auswanderern aus Thessalien, Boeotien, Phokis und Lokris unter den dort bereits wohnenden pelasgischen Stämmen an, und man nannte diese vielfach gemischte Bevölkerung Aeoler (Gemischte, Bunte) und das ganze von ihnen bewohnte Küstengebiet Aeolis (Aiolis). Auch die Dorer

folgten der allgemeinen Bewegung. Zuerst mit Achäern vermischt, dann allein, zogen sie über das Meer. Sie besetzten die Südwestküste Kleinasiens so wie die nahe liegenden Inseln, namentlich Kreta und das herrliche Rhodos mit seinem ewig heiteren Himmel und seinen vorzüglichen Hafenplätzen. Unter den von ihnen auf dem Festlande gegründeten Städten war eine der bedeutendsten Halikarnassos, der Geburtsort des Geschichtsschreibers Herodot. Der mittlere Theil der Westküste, in welchem sich alle Reize des Himmels und des Klimas vereinigten, war es, den die ionischen Colonien einnahmen, und bald wurden sie die blühendsten unter allen. Besonders herrlich blühten daselbst die Städte Milētos, das jetzige Paladscha, mit seinen fünf Häfen, und Ephesos, unter den Inseln Chios und Samos empor. — In spätere Zeit fällt die Ausführung von Colonien nach Westen. Korinth besetzte um 710 die Insel Kerkyra (Korfu). Auf Sicilien gründeten im achten Jahrhundert v. Chr. Korinther die blühende Stadt Syrakūs, von der man rühmte, daß daselbst nie ein Tag ohne Sonne sei. Ebenso ließen sich Griechen aus Chalkis auf Euboea in Zankle, dem späteren Messāna (Messina) an der sicilischen Meerenge, nieder. Von dort aus wurde Rhegium in Italien gegründet. Auch Leontini und Catane waren chalkidische Colonien. Die ganze Südspitze Italiens wurde mit einer solchen Menge von griechischen Pflanzstädten bedeckt, daß sie den Namen Großgriechenland erhielt. Schon sehr früh, nach der gewöhnlichen Annahme um d. J. 1000, gewiß aber vor 800, gründeten dort auf der steilen Höhe eines Bergrückens an der campanischen Küste Aeoler aus Kyme die Stadt Cumae, von welcher wieder die Gründung von Neapolis ausging. Besonders wichtig war daselbst Taras (Tarent), im achten Jahrhundert von Lakoniern gegründet. Achäer legten am Golf von Tarent den Grund zu den Städten Sybăris und Kroton. Auch Lokrer ließen sich in jenen Gegenden nieder. An der Südküste von Gallien erhob sich um 600 das äußerst günstig gelegene Massalia (Marseille); von dort aus gingen wieder Colonien nach Spanien; Griechen von der Insel Zakynthos (Zante) gründeten an der Ostküste jenes Landes die Stadt Saguntum, und auch die Nordküste von Afrika erhielt griechische Niederlassungen. Die bedeutendste derselben war Kyrene, um 631 v. Chr. von Minyern aus der kykladischen Insel Thera gegründet. Nicht minder wichtig waren die Colonien, welche seit dem achten Jahrhundert von Megara, Chalkis, Eretria und den Kykladen nach Nordost ausgeführt wurden. Die Megarer gründeten 675 am Bosporos in Kleinasien die Stadt Chalkedon, ihr gegenüber 20 Jahre später Byzanz; auch die thracische Küste am Marmormeer besetzten sie. Die Chalkidier nahmen seit 720 die ganze, in den Athos ausgehende Halbinsel im Norden des ägäischen Meeres ein, die nach ihnen den Namen Chalkidike erhielt; auch die kleinen Inseln an der Nordspitze Euboeas nahmen sie ein; die Eretrier besetzten die der Südspitze zunächst gelegenen. Unter den von den Kykladen aus an der thracischen Küste gegründeten Colonien war die auf der an jener Küste gelegenen goldreichen Insel Thasos, welche im J. 708 von Telesikles, einem angesehenen Manne aus Paros, dem Vater des Dichters Archilochos (§. 24) gegründet wurde.

In Griechenland selbst drangen die Dorer immer weiter als siegreiche Eroberer vor, bis ihnen durch die Athener ein Ziel gesetzt wurde. Sie waren nämlich nach der Unterwerfung des größten Theiles des Peloponnes

über die korinthische Landenge gezogen, um Athen anzugreifen. Schon früher war Athen durch die Boeoter mit Krieg bedroht worden. Um denselben zu entscheiden, forderte der boeotische König Xanthos den König Thymoetas von Athen zum Zweikampf. Dieser weigerte sich; aber Melanthos aus dem Geschlechte der Neliden, die ihre Abkunft von Nestors jüngstem Bruder Periklymenos ableiteten, nahm den Kampf auf, tödtete den Xanthos, und die Athener zwangen nun den Thymoetas abzudanken und erhoben den Melanthos auf den Thron. Als die Dorer gegen Attika vordrangen, war sein Sohn Kodros König von Athen. Ein Orakel hatte verkündigt, die Dorer würden siegen, wenn sie den König der Athener nicht tödteten. Da beschloß Kodros, wie die Sage erzählt, sich für sein Vaterland aufzuopfern. In einfacher Hirtenkleidung schlich er sich in das Lager der Dorer, fing mit einem derselben Streit an und wurde in dem dadurch entstandenen Handgemenge erschlagen. Mit Schrecken erkannten die Dorer bei genauerer Besichtigung des Leichnams den König. Muthlos gaben sie den Angriff gegen Attika auf und zogen nach dem Peloponnes zurück. Die Vornehmen Athens aber, die Eupatriden, erklärten, wie erzählt wird, nach einem solchen Könige sei Keiner mehr würdig, den Thron einzunehmen; so sei im Jahre 1068 die Königswürde in ihrer bisherigen Gestalt abgeschafft worden, und an die Stelle der Könige seien Archonten getreten.

Schon längst hatten sich in Griechenland neben den erblichen Fürsten die edlen Geschlechter zu immer größerem Ansehen erhoben. So finden wir schon in der Odyssee auf Ithaka Spuren eines übermächtigen Adels. Die Verwirrungen, welche nach der Rückkehr der Griechen von Troja im Vaterlande entstanden, erschütterten das königliche Ansehen noch mehr, und die darauf folgenden Wanderungen untergruben es vollends. Die Führer der erobernden Schaaren waren ihrer Umgebung für die geleisteten Dienste auf mannigfache Weise verpflichtet, und auch später, wenn sie sich irgendwo festsetzten, blieben sie immer in einer gewissen Abhängigkeit von derselben. So stieg denn das Ansehen des Adels immer mehr und führte fast überall in Griechenland zur Abschaffung der Königswürde und zur Einführung republikanischer Formen. In Athen bestand die Gesammtbevölkerung aus vier Stämmen oder Phylen, jeder Stamm von dreimal dreißig Geschlechtern, und diese dreißig Geschlechter bildeten immer wieder eine engere Brüderschaft oder Phratrie, deren im Ganzen also zwölf waren. In jeder dieser Brüderschaften stand ein regierendes Geschlecht an der Spitze, so daß zwar das Königshaus höher stand als die andern elf Geschlechter; aber diese wohnten mit dem Könige auf dem befestigten Hügel der Burg und theilten mit ihm die Priesterthümer und die Verwaltung des Rechtes. Diese Geschlechter bildeten den athenischen Stammadel. Der Tod des Kodros soll demselben eine erwünschte Gelegenheit zur Erreichung seiner Zwecke gegeben haben; an die Stelle des Königs soll der Adel einen verantwortlichen Regenten, den Archon, gesetzt, und selbst die Herrschaft übernommen haben. Dies Alles ist jedoch ungewiß. Jedenfalls war im Anfang die Archontenwürde noch lebenslänglich, und wie Medon, der Sohn des Kodros, der erste Archon war, so erbte die Würde auch in seiner Familie fort und unterschied sich von der Königswürde eben nur dadurch, daß der Archon dem Volke, d. h. in jener Zeit dem Adel,

für die Verwaltung seines Amtes verantwortlich war. Später aber wurde die Macht der Archonten noch mehr beschränkt. Da die Lebenslänglichkeit des Amtes und die im Volke noch vorhandene Ehrfurcht vor dem alten Königshause den Archon noch immer zu hoch stellte, so setzte man im Jahr 752 nach dem Tode des dreizehnten lebenslänglichen Archon Alkmaeon die Dauer der Würde auf zehn Jahre fest. Im J. 712 endlich wurde der Vorzug des königlichen Hauses ganz aufgehoben, und seit 682 wählte man jährlich neun Archonten aus dem Adel. So ward das Ansehen derselben immer mehr geschwächt; sie wurden immer abhängiger von den edlen Geschlechtern, und es bestand also eine Adelsherrschaft oder Aristokratie (das Wort bedeutet eigentlich eine „Herrschaft der Besten"). Aehnlich gestalteten sich die Verhältnisse in den übrigen griechischen Staaten. Wann und wie dies geschehen sei, läßt sich in den meisten Fällen nicht bestimmt sagen; jedenfalls aber war im siebenten Jahrhundert das alte Königthum fast überall beseitigt; nur bei den Molossern in Epirus und in Macedonien gab es noch mächtige Könige. Im Peloponnes blieb zwar die Königswürde in Sparta; dieselbe war aber schon dadurch sehr beschränkt, daß immer zwei Könige gleichzeitig regierten. Auch in Argos scheint sich ein beschränktes Königthum erhalten zu haben. Durch innere Zwietracht und durch den Kampf gegen das nach gleichen Rechten mit den edlen Geschlechtern strebende Volk sank aber auch die Macht des Adels wieder, und so erlangten kühne Männer, die sich an die Spitze des Volkes stellten, in einer großen Anzahl von Staaten die Möglichkeit, die republikanische Verfassung zu stürzen und sich der unumschränkten Alleinherrschaft zu bemächtigen. Solche Männer wurden **Tyrannen** genannt. Ihre mächtigste Stütze fanden dieselben in dem Volke, welches noch immer seine Vorliebe für die Königswürde aus der Vorzeit her bewahrt hatte, und dessen Liebe sie durch Wohlthätigkeit, Milde und Gerechtigkeit, so wie durch Beschützung der Künste sich zu erhalten suchten. So trat in **Korinth** bei dem Sturze des Königsthums im J. 745 an die Stelle des Königs ein jährlich vom Adel gewählter Prytane; jedoch blieb diese Würde bei dem vom Könige Bakchis sich herleitenden Geschlecht der Bakchiaden. Da diese sich aber durch Uebermuth und Gewaltthätigkeiten verhaßt machten, gelang es 655 dem Kypselos, der selbst ihrem Geschlecht angehörte, sich zum Alleinherrscher aufzuwerfen. Handel und Macht der Stadt hoben sich sichtlich während seiner dreißigjährigen Regierung, und noch mehr geschah dies unter seinem Sohn Periander (625—585), welcher Korfu unterwarf, eine bedeutende Kriegsflotte schuf, und wie sein Vater durch Förderung der Künste sich auszeichnete. — Noch zehn Jahre vor Kypselos hatte sich Orthagoras, ein Mann von altem ionischen Adel mit Hülfe des Volkes zum Beherrscher der Stadt **Sikyon** am korinthischen Meerbusen gemacht, und unter seinen Nachkommen zeichnete sich besonders Kleisthenes (596 bis 565) mehr noch durch kriegerische Tüchtigkeit als durch seinen Reichthum aus; Sikyon aber wurde unter der Herrschaft der Orthagoriden eine Hauptstätte für die Pflege der bildenden Kunst. — In **Megara** führte der Haß der Bauern gegen die Grundbesitzer 625 den Sturz des Adels herbei, und zum Herrscher wurde Theagĕnes erhoben, der an Liebe zur Kunst und Kühnheit der Unternehmungen den Herrschern von Korinth und Sikyon nicht nachstand, wenn auch sein Versuch, durch seinen Schwiegersohn Kylon, einen

vornehmen Athener, die Adelsherrschaft in Attika zu stürzen, mißlang. In Mitylene auf Lesbos hatte sich um 620 Melanchros zum Tyrannen aufgeworfen; aber gegen ihn erhob sich der Adel und ein Theil des Volkes, dessen Führer Pittakos, ein Mann von geringer Abkunft, war. Melanchros wurde 612 getödtet; dasselbe Schicksal hatte Myrsilos, der nach ihm die Herrschaft erlangte, und der Adel kam wieder in den Besitz der Macht. Doch 595 wurden die Adligen vom Volke aus Lesbos vertrieben, und dem Pittakos wurde 590 die Herrschaft übertragen. Zehn Jahre lang herrschte er mit großer Weisheit; er ordnete die äußeren Verhältnisse des Staates, stellte im Innern die Ruhe her, gab weise Gesetze, versöhnte die Parteien und rief die Vertriebenen zurück. Freiwillig legte er dann die Herrschaft nieder, und zehn Jahre später (570) starb er, vom Volke tief betrauert. — In der Folge artete diese Alleinherrschaft (Tyrannis) häufig in harte Zwingherrschaft aus, welche in ihrer Willkür weder göttliche noch menschliche Rechte achtete, und dadurch ist der Name derselben für alle Zeit gebrandmarkt worden. Solche Entartung aber führte dann auch den Sturz der Tyrannen herbei, und nun trat an die Stelle der Alleinherrschaft in den meisten Fällen nicht wieder die Aristokratie, welche dem Volke als die „Herrschaft Weniger“ (Oligarchie) verhaßt geworden war, sondern Demokratie oder Volksherrschaft, die jedem freien Manne Theilnahme an der Regierung gewährte. Doch auch diese vermochte sich in ihrer Reinheit nirgends zu erhalten; vielmehr artete sie, als auch das Volk den Sinn für Gesetzlichkeit und Sittlichkeit immer mehr verlor, in rohe „Pöbelherrschaft“ oder Ochlokratie aus. An wenigen Orten erlangte der Adel nach dem Sturze der Fürsten die Macht wieder; so in Korinth. Periander wurde im Alter argwöhnisch und grausam. Im Zorn tödtete er seine eigene Gattin Melissa, die er leidenschaftlich liebte. Sein Sohn fand in einem Aufstande zu Korfu den Tod, und so folgte auf ihn 585 sein Neffe Psammetich, der jedoch nach wenigen Jahren (581) durch Adlige, die sich gegen ihn verschworen hatten, getödtet wurde. Der Adel, nun wieder im Besitze der Gewalt, nahm furchtbare Rache an den Kypseliden. Ihre Güter wurden eingezogen, ihre Häuser, selbst ihre Gräber zerstört und ihre Gebeine hinausgeworfen. Auch in Sikyon wurde nach dem Tode des Kleisthenes die alte Verfassung und die Herrschaft des von Sparta unterstützten Adels wiederhergestellt. In Megara wurde Theagenes bereits 590 durch den Adel aus dem Lande gejagt; dieser aber benutzte die wiedererlangte Macht so rücksichtslos, daß das Volk sich 525 gegen ihn abermals erhob. Nach der Vertreibung des Adels folgte nun die zügelloseste Volksherrschaft, und dadurch wurde es den Verbannten möglich, um 515 mit Waffengewalt die Rückkehr zu erzwingen.

§. 21. Die Spartaner. — Lykurgos.

Unter den einzelnen Staaten Griechenlands gelangten bald zwei zur größten Bedeutung, Sparta im Peloponnes und später Athen in Hellas.

Sparta lag kreisförmig wie ein althellenisches Feldlager am westlichen Ufer des Eurōtas, welcher nach Süden von dem Gebirge Taygētos herabströmt, dessen Vorberge sich auf der Westseite bis nahe an die Stadt erstreckten. Hier war der Wohnsitz der Spartiaten, der Nachkommen der dorischen Eroberer. Jahrhunderte lang behauptete Sparta das größte Ansehen im Peloponnes und selbst über die Grenzen desselben hinaus. Diese lange Erhaltung seiner Macht aber verdankte es besonders den weisen Gesetzen des Lykūrgos. Die Geschichte dieses großen Mannes ist vielfach durch Sagen verdunkelt, so daß sogar Manche zweifeln, ob er überhaupt gelebt habe. Der König Eunōmos von Sparta, so wird erzählt, wurde in einem Aufstande erstochen. Er hinterließ zwei Söhne, den Polydektēs und den Lykurgos, von denen jener als der ältere auf dem Throne folgte. Auch dieser starb bald darauf, und nun sollte Lykurg König werden, und die Wittwe des Polydektēs bot ihm ihre Hand an. Als dieselbe jedoch bald darauf einen Sohn gebar, rief der redliche Mann denselben voll Freude zum König aus und blieb nur Vormund des Kindes, welches den Namen Charilāos (Freude des Volkes) erhielt. Die Königin aber konnte es ihm nicht verzeihen, daß er sie nicht zu seiner Gemahlin erhoben hatte. Sie und ihre Anhänger suchten ihn bei dem Volke zu verlästern; ja, ihr Bruder Leonidas verdächtigte ihn geradezu, er wolle den jungen König aus dem Wege räumen. Um den Anfeindungen dieser Menschen zu entgehen, sah sich Lykurg genöthigt, Sparta zu verlassen. Er besuchte besonders Kleinasien und Kreta, um die dortigen Staatseinrichtungen und Gesetze kennen zu lernen und dadurch seinem Vaterlande Nutzen zu bringen. Während seiner Abwesenheit aber brachen in Sparta solche Zerrüttungen aus, daß man sich bald wieder nach ihm sehnte und ihn ehrenvoll zurückrief. Er beschloß, durch weise Gesetze der Wohlthäter seines Volkes zu werden, und um denselben desto besseren Eingang zu verschaffen, sandte er den weisen Dichter und Staatsmann Thales, mit dem er in Kreta befreundet worden war, nach Sparta vorauf, damit er durch seine Lieder mildere Sitten unter dem Volke verbreitete und die unter den Spartanern herrschenden Feindseligkeiten beseitigte. Er selbst wandte sich an das Orakel zu Delphi, um seinen Gesetzen auch die göttliche Weihe zu verschaffen, und das Orakel erklärte dieselben für die besten, von Lykurg selbst aber sagte der Gott, „er wisse nicht, ob er ihn als einen Gott, oder als einen Menschen begrüßen solle; doch scheine er ihm eher ein Gott zu sein als ein Sterblicher.“ Auch den Archelāos, den Mitkönig des Charilaos, gewann Lykurg für seinen Plan, und so konnte er nun (um 800) seine Gesetze bekannt machen. Nachdem das Volk geschworen hatte, bis zu seiner Rückkehr nichts daran zu ändern, soll er darauf von Neuem Sparta verlassen und in fernem Lande sein Leben beschlossen haben. Damit aber die Spartaner ihres Eides nie entbunden werden und nicht einmal seinen Leichnam in ihr Land zurückführen könnten, befahl er sterbend, so sagt man, seine Asche in das Meer zu streuen. Fünfhundert Jahre lang blieben die Spartaner seinen

Gesetzen treu; ihm selbst aber wurde in Sparta ein Tempel erbaut, und man brachte ihm daselbst Opfer als einem Gotte.

In Betreff der lykurgischen Gesetze würden wir sehr irren, wenn wir glauben wollten, daß Alles, was als von ihm herrührend bezeichnet wird, wirklich von ihm neu eingeführt sei. Viele bereits bestehende Einrichtungen behielt er bei, Anderes gestaltete er nur um, noch Anderes hat sich erst später auf der Grundlage seiner Gesetze weiter entwickelt.

Die Verfassung Spartas war rein aristokratisch. Zwar behielt man das uralte Königthum bei; aber die Macht desselben war gleich nach der Eroberung des Landes durch Theilung geschwächt, und noch dazu war die Gewalt der beiden Könige (S. 183), obgleich sie zugleich Oberpriester des Zeus, Oberfeldherren und oberste Richter waren, vielfach beschränkt. Ihnen zur Seite stand nämlich die Gerusia, die Versammlung der Geronten, achtundzwanzig tugendhafter, mindestens sechzig Jahre alter Greise, in welcher die Könige den Vorsitz führten. Dieselben wurden durch das Volk, d. h. durch die Spartiaten, auf Lebenszeit gewählt und hatten die Verwaltung des Staates im Ganzen zu leiten.

Eben so wichtig war die spätere Einführung der fünf Ephoren, welche jährlich aus der Mitte des Volkes gewählt wurden und die höchsten Wächter des Gesetzes waren. Ursprünglich war die Macht dieser Ephoren allerdings gar nicht so bedeutend gewesen. Während des langen Krieges gegen die Messenier (730—710) hatten die Könige Theopompos und Polydöros über jeden der fünf Stadtbezirke einen Aufseher gesetzt, der ihre Stelle im Gericht während ihrer Abwesenheit im Kriege vertreten sollte. Das Amt blieb, und die Ephoren wurden von den Königen ernannt. Später aber wurde den Königen das Recht der Ernennung entzogen; die Ephoren wurden alljährlich vom Adel gewählt, und zugleich erhielten ihre Rechte bedeutende Erweiterung. In jedem Monate mußten die Könige vor ihnen den Schwur ablegen, daß sie den Gesetzen gemäß regieren wollten. Sie durften sogar die Könige anklagen. Alle neun Jahre beobachteten sie den Himmel, um zu sehen, ob dieselben ihre Pflicht thäten, und waren die Himmelszeichen für einen König ungünstig, so mußte er sich der Regierung enthalten, bis er durch ein Orakel freigesprochen wurde. Für jeden Beschluß des Rathes der Alten mußten die Könige erst die Bestätigung des Demos (Volkes), d. h. in Sparta des gesammten Adels (der Spartiaten) einholen. In diesen Volksversammlungen, die jeden Monat am Vollmond gehalten wurden, durfte jeder Spartiat, sobald er dreißig Jahre alt war, erscheinen und mitstimmen. Den Vorsitz und die Leitung hatten die Könige; nur sie und die Geronten durften in der Versammlung reden; diese selbst hatte nur das Recht, die von der Gerusia gemachten Vorschläge über Krieg und Frieden oder innere Angelegenheiten des Staates anzunehmen oder zu verwerfen.

Die ganze Bevölkerung des Landes bestand aus drei Hauptmassen: 1) den Nachkommen der dorischen Eroberer, den Spartiaten, 2) den Lakedämoniern, den Nachkommen der früheren Bewohner des Landes, die sich freiwillig unterworfen hatten, und endlich 3) den mit Gewalt Unterworfenen, die nun in Knechtschaft versanken und Heloten (Heiloten) genannt wurden.

Die Spartiaten bildeten den Adel des Landes. Sie waren streng von allen Uebrigen abgesondert und im vollen Besitze aller bürgerlichen Rechte. Ihnen gehörte der beste Acker, der, wie man sagt, in neuntausend ganz gleiche Theile getheilt war, so daß auf jeden der Spartiaten, deren Zahl in der Blüthezeit des Staates acht bis zehntausend war, ein solcher Theil kam. Es ist freilich eben so gut zu bezweifeln, daß die angegebene Zahl der Theile eine genaue sei, — zur Zeit Lykurgs wenigstens waren schwerlich so viele Spartiaten vorhanden, als daß alle wirklich einen ganz gleichen Umfang hatten; vielmehr sorgte Lykurg wohl nur dafür, daß Jeder einen ausreichenden Antheil erhielt, und daß der Ertrag der einzelnen Theile einander so viel wie möglich gleich kam. Niemand durfte übrigens sein Besitzthum theilen, verkaufen, verschenken, oder durch Testament darüber verfügen; vielmehr erbte der älteste Sohn das ganze Gut des Vaters, hatte aber dafür auch für die übrigen Familienglieder zu sorgen. Die Töchter erhielten bei ihrer Verheirathung nur eine geringe Aussteuer. Blieb nur eine Tochter zurück, so erbte sie das Gut; aber der nächste unverheirathete Verwandte hatte das Recht und die Pflicht, sie zu heirathen. Hatte sie keinen Verwandten, so sorgte der Staat dafür, daß ein besitzloser Mann mit ihrer Hand ihr Gut erhielt. Die letzte Entscheidung über die Verheirathung der Erbtöchter stand dem Könige zu. Auch das Besitzthum der Lakedämonier soll in gleiche Theile getheilt worden sein, und zwar nach ihrer Zahl in dreißigtausend; sie mußten aber Zins an den Staat entrichten und hatten kein Stimmrecht in der Volksversammlung. Die Heloten dagegen hatten gar keinen Besitz, sondern mußten den Spartiaten das Land bebauen; überhaupt war ihr Loos ein sehr hartes; ja, es wurde sogar zu gewissen Zeiten auf dem Taygetos von den spartanischen Jünglingen förmlich Jagd auf sie gemacht.

Wie es Lykurg als eine Hauptaufgabe betrachtete, seinem Volke sowohl körperliche Kraft und Gewandtheit, als jene sittliche Stärke zu verleihen, welche durch keine Art äußerer Güter sich beherrschen läßt, und durch Freundschaft und Liebe die Einzelnen immer inniger mit einander zu verbinden, so mußte er vor Allem darauf bedacht sein, das Leben des Einzelnen, wie des ganzen Volkes, nach bestimmten Gesetzen zu ordnen. Schwächliche Kinder wurden gleich nach der Geburt ausgesetzt. Die neugebornen Knaben wurden auf einem Schilde Greisen vorgezeigt, und nur wenn diese keine Gebrechen an ihnen fanden, durften sie leben bleiben. Bis zu ihrem siebenten Jahre blieben sie dann im elterlichen Hause; darauf wurden sie in Schaaren geordnet und gemeinschaftlich von Staatswegen erzogen. Nicht bloß ihren unmittelbar Vorgesetzten waren sie während dieser Zeit untergeordnet, sondern jeder großjährige Bürger durfte und mußte sogar sich um sie kümmern, durfte jeden ihm Begegnenden fragen und strafen; ja, er wurde selbst als schuldig angesehen, wenn er die zu bestrafen unterließ, die in seiner Gegenwart gefehlt hatten. — Alles war darauf berechnet, schon die Kinder an Entbehrung und Abhärtung zu gewöhnen. Sie schliefen auf Schilf, das sie sich selbst vom Ufer des Eurotas holen mußten, und badeten täglich in jenem Flusse. Ihre Kleidung bestand in einem Rock, der ohne Unterschied im Sommer und Winter getragen wurde, und vom zwölften Jahre an trugen sie einen kurzen Mantel, der ein Jahr lang aushalten mußte. Kopf und Füße waren unbedeckt. Ihre Speise

war so kärglich, daß sie nicht ausreichte, um ihren Hunger zu stillen, und oft mußten sie daher zum Stehlen ihre Zuflucht nehmen. Um sie gegen Schmerzen abzuhärten, wurden sie zu gewissen Zeiten am Altar der Artemis öffentlich gegeißelt. Hauptsächlich wurden sie zu Leibesübungen angehalten, und besonders übten sie sich im Tanzen, Laufen, Ringen, Diskos- und Speerwerfen, die Erwachsenen dagegen im Ballspiel. Ganz ähnlich war die Erziehung der Mädchen, die ebenfalls im Laufen, Tanzen und Ringen geübt wurden.

Dabei wurden aber die Kinder zur Bescheidenheit und zum Anstand in Worten und äußerer Haltung, zur Ehrfurcht gegen das Alter und gegen die Götter und zu jeglicher bürgerlichen Tugend angehalten. — Man erzählt: als einige Männer fern vom Gedränge saßen, habe Einer, der es sah, geäußert, da möchte er nicht sitzen, wo er keine Gelegenheit hätte, einem Aelteren seinen Platz abzutreten. — Einst kamen zwei spartanische Gesandte zu Athen in das Theater. Schon waren alle Plätze besetzt, als noch ein Greis eintrat, der keinen Sitz mehr fand. Sogleich erhoben sich die beiden Spartaner ehrerbietig, um ihm ihren Platz abzutreten. Die Athener riefen ihnen Beifall zu; die Spartaner aber sprachen: Die Athener wissen wohl, was gut ist, aber sie thun es nicht. Diese Antwort mag zugleich als ein Beispiel der Redeweise der Spartaner dienen, welche kurz und bündig und voll treffenden Witzes war. Man nannte deshalb solche Reden, weil sie in Sparta üblich waren, lakonische.

Solche Reden würzten auch ihre einfachen gemeinsamen Mahlzeiten, an denen alle spartanischen Männer Theil nehmen mußten. Immer funfzehn, die sich durch freie Wahl an einander angeschlossen hatten, speisten an einem Tisch, und wie sie beim Mahle vereinigt waren, so kämpften sie auch in der Schlacht neben einander. Die Mahlzeit selbst war sehr einfach. Jeder hatte monatlich etwa elf Metzen Gerstenmehl, neunzehn Maß Wein, fünf Pfund Käse und halb so viel Feigen und etwas Geld zur Anschaffung dessen, was sonst noch nöthig war, zu liefern. Die Zubereitung der Speisen war das erbliche Geschäft gewisser Familien; ja, auch die Zubereitung einzelner Speisen, wie das Kochen des Fleisches, stand einzelnen Familien erblich zu. — Täglich aß man Schweinefleisch und die sogenannte schwarze Suppe, deren Hauptbestandtheile Schweinefleischbrühe, Blut, Essig und Salz waren. Ein fremder König ließ sich einst diese berühmte Suppe von einem spartanischen Koche zubereiten, konnte ihr aber keinen Geschmack abgewinnen. „Kein Wunder," sagte der Koch, „diese Suppe schmeckt nur denen, die sich im Eurotas gebadet haben." Auf die Theilnahme an diesen gemeinsamen Mahlzeiten hielt man lange Zeit mit der größten Strenge; ja, einem Könige, der bei seiner Rückkehr von einem glücklichen Feldzuge gegen die Athener gern mit seiner Gemahlin allein speisen und seinen Antheil an der Mahlzeit sich holen lassen wollte, wurde nicht nur derselbe nicht geschickt, sondern es wurde ihm noch obendrein eine Strafe auferlegt.

Eben so einfach wie die Speise war auch die Kleidung. — Die Männer trugen nur einen kurzen Mantel und gingen gewöhnlich barfuß; die Kleidung der Frauen bestand in einem knapp anschließenden, bis an das Knie reichenden Rock. Im Kriege aber legten die Männer ein blutrothes Gewand an, damit man die Wunden nicht sähe. Zu einer Schlacht schmückten sie sich wie zu

einem Feste; sie kämmten ihre langen Haare, bekränzten sich, und unter dem Schalle von Flöten und Anstimmung des Schlachtgesanges zogen sie in den Kampf. Für die größte Ehre galt es, Wunden auf der Brust zu haben; dagegen wurde der, welcher auf dem Rücken verwundet war, als ein feiger Flüchtling betrachtet. Den im Kampfe Gefallenen wurde auf Kosten des Staates ehrenvolle Bestattung zu Theil.

Um den einfachen Sinn in seinem Volke zu bewahren, erschwerte Lykurg den Verkehr mit Fremden auf jede Weise. Keiner durfte ohne besondere Erlaubniß nach einem fremden Lande reisen; eben so wenig durfte sich ein Fremder anders als wegen dringender Geschäfte in Sparta aufhalten, und auch dann nur so lange, als es die Beendigung derselben erforderte. Der Handel mit dem Auslande war so gut wie unmöglich gemacht, da kein Spartaner Gold oder Silber besitzen durfte, und da es in Sparta nur ganz werthloses, eisernes Geld gab, das höchstens zum Verkehr im Lande selbst tauglich war.

Durch solche Gesetze mußte das Volk zwar zum lebendigsten Gemeinsinn und zu todesmuthiger Tapferkeit herangebildet werden; aber zugleich lernte es mit Stolz auf die eigene Tugend, mit Verachtung und Mißgunst auf andere Völker sehen, und wie streng es sich auch von ihnen absonderte, so suchte es doch in ungemessener Herrschsucht dieselben seiner Botmäßigkeit zu unterwerfen.

Die Ersten, welche die Eroberungslust der Spartaner empfinden mußten, waren die ihnen stammverwandten Messenier. Unter nichtigen Vorwänden und ohne alle Kriegserklärung überfielen die Spartaner im J. 743*) die messenische Grenzstadt Amphēa und tödteten die nichts ahnenden Einwohner theils in ihren Betten, theils in den Tempeln und an den Altären, wohin sie sich geflüchtet hatten. Die Messenier aber rüsteten sich nun zu entschlossener Gegenwehr, und der Krieg wurde mit abwechselndem Glücke fortgeführt. Endlich zogen sich die Messenier in die starke Bergfestung Ithōme zurück. Da erklärte ein Orakel, sie würden siegen, wenn eine Jungfrau aus königlichem Geschlechte den Göttern geopfert würde. Aristodēmos, ein Mann aus dem königlichen Stamme, bot selbst seine Tochter dar und tödtete sie mit eigener Hand. Er wurde später König, und siegreich führte er die Schaaren der Messenier gegen den Feind. Noch mehr ermuthigt wurden die Messenier durch einen neuen Orakelspruch, der dem Volke die Herrschaft verhieß, welches zuerst hundert Dreifüße um den Altar des Zeus zu Ithōme stellen würde. Sie glaubten sich nun ganz sicher; während sie aber noch mit der Anfertigung hölzerner Dreifüße beschäftigt waren, ließen die Spartaner, welche den Götterspruch erfahren hatten, eilig hundert thönerne Dreifüße machen, die heimlich in den Tempel gebracht wurden. Dies versetzte die Belagerten in große Bestürzung, und Aristodemos, durch unheilverkündende Vorzeichen geschreckt, tödtete sich in Verzweiflung auf dem Grabe seiner vergeblich geopferten Tochter. Nun sank auch den übrigen Messeniern der Muth. Sie wagten keinen ferneren Widerstand, unterwarfen sich den Spartanern und schworen, nie von Sparta abzufallen oder sich zu empören, die Hälfte vom Ertrage ihrer Felder an die Spartaner abzuliefern und bei den Begräbnissen spartanischer Könige

*) Nach neueren Annahmen erst im Jahre 730. Der Krieg würde dann bis 710 und nicht, wie man gewöhnlich annimmt, bis 724 gedauert haben.

und obrigkeitlicher Personen in Trauerkleidern zu erscheinen. Ein Theil von ihnen aber flüchtete nach Arkadien und Argos, andere wanderten nach Italien aus, wo sie die Stadt **Rhegium** gründeten.

Gebeugt und entmuthigt durch den langen, vergeblichen Kampf, ertrugen sie in dumpfer Erstarrung das spartanische Joch; nachdem aber das Geschlecht, welches alle jene Drangsale noch mit erlebt hatte, ausgestorben und ein neues, kräftiges herangewachsen war, etwa vierzig Jahre nach Beendigung des Krieges, 685 v. Chr., nach Anderen erst 656 oder 645, erhoben sie sich von Neuem, um sich von ihrer drückenden Abhängigkeit zu befreien. An ihrer Spitze stand **Aristomĕnes**, ein muthiger Jüngling aus königlichem Geschlecht, dessen Thaten durch die spätere verherrlichende Sage vielfach ausgeschmückt sind. Verkleidet schlich er sich in den Tempel der Pallas Athene zu Sparta und hängte daselbst seinen Schild auf mit der Inschrift: „Aristomenes weiht ihn nach dem Siege über die Spartaner.“ Die Spartaner fragten, erschreckt durch solche Kühnheit, das Orakel um Rath, und dasselbe erwiederte ihnen, sie sollten sich einen Feldherrn von den Athenern erbitten. Nach der Sage schickten ihnen diese den Dichter Tyrtaios, der durch seine feurigen Kriegslieder den gesunkenen Muth der spartanischen Krieger hob und auch nach neuen Niederlagen sie immer wieder mit begeisterter Kampfeslust zu erfüllen wußte. Dennoch konnten die Spartaner gegen die Messenier nichts ausrichten, bis es ihnen gelang, die mit jenen verbündeten Arkäder für sich zu gewinnen, so daß dieselben während einer Schlacht plötzlich die Flucht ergriffen. Aristomenes sah sich nun genöthigt, sich in die Bergfestung **Eira** zurück zu ziehen, von wo aus er das Land bis nach Lakonien hinein verheerte. Einst hatte er sich aber zu weit vorgewagt, fiel in einen Hinterhalt und wurde mit funfzig seiner Begleiter gefangen genommen. Er wurde mit denselben in eine tiefe Felskluft bei Sparta hinabgestürzt, und alle seine Gefährten fanden den Tod; er aber wurde dadurch gerettet, daß er in voller Waffenrüstung hinabgestürzt und beim Fallen durch seinen Schild geschützt war. Drei Tage brachte er in dem schauervollen Aufenthalte zu ohne Aussicht auf Rettung. Da bemerkte er einen Fuchs, der an den Leichen nagte. Er ergriff denselben beim Schwanze, sich mit seinem Mantel gegen die Bisse schützend, folgte dem fliehenden Thiere und kam so glücklich an eine Oeffnung, durch die er mit Mühe ins Freie gelangte. Er eilte nun nach Eira, und bald erhielten die Spartaner durch neue Niederlagen die Gewißheit, daß er noch lebe. — Endlich fiel Eira durch Verrath. Aristomenes war durch eine Wunde von der Theilnahme am Kampfe zurückgehalten, und die Wachen wurden vernachlässigt. Durch einen Spartaner, den eine Messenierin in ihrer Wohnung versteckt gehalten hatte, erfuhren dies die Feinde, und sie erstiegen unbemerkt die Mauern. Kaum aber bemerkten die Messenier den Ueberfall, als sie sich sogleich sammelten, und drei Tage lang währte der Kampf, in welchem auch Weiber und Kinder mit gleicher Tapferkeit, wie die Männer, fochten. Endlich erkannte Aristomenes, daß längerer Widerstand unmöglich sei. Er sammelte die Uebriggebliebenen um sich, und die Spartaner, den Heldenmuth der Ueberwundenen ehrend, öffneten ihnen selbst ihre Reihen und gestatteten ihnen den Durchzug (668; nach Andern 639 oder 630). Ein Theil von ihnen zog darauf nach Sicilien, wo sie die Stadt Zankle eroberten, die unter dem neuen Namen **Messana** ihr

Wohnsitz wurde. Aristomenes ging nach Rhodos und fand daselbst Aufnahme bei dem Könige Damagetos, der sich mit der Tochter des Helden vermählt hatte, weil ihm vom Orakel gesagt war, er solle die Tochter des trefflichsten Mannes in Griechenland heirathen. Dort starb Aristomenes. Messenien aber war nun von Sparta gänzlich unterjocht; die Ländereien wurden unter die Spartaner vertheilt und die übrig gebliebenen Bewohner des Landes zu Heloten gemacht.

Die Spartaner beherrschten jetzt den ganzen Süden des Peloponnesos; aber das genügte ihnen nicht. Sie trachteten danach, ihre Macht über die ganze Halbinsel auszudehnen, und dies Streben führte zunächst einen Kampf mit Argos und Arkadien herbei. Argos hatte ursprünglich unter den dorischen Staaten im Peloponnes den ersten Rang eingenommen. Sparta und Messenien erkannten dies an; die Fürsten von Sikyon, Phlius, Epidamnos und Troezene standen unter der Oberhoheit der Beherrscher von Argos; diese geboten über die ganze Ostküste des Peloponnes; sie nahmen die Vorherrschaft in ganz Hellas in Anspruch. Pheidon, der um 770 König von Argos wurde, befestigte nicht nur das wankend gewordene Ansehen seines Reiches, sondern dehnte seine Macht auch über Korinth aus, dessen König ihm Truppen stellen mußte. Er erhob Argos zur höchsten Stufe des Ansehens, die es je erreicht hat; sein Einfluß erstreckte sich von Aegina und Troezene im Osten, bis zur Mündung des Alpheios im Westen. Er behauptete, die Leitung des Opfers, welches seit dem Vertrage, den Lykurgos mit dem Könige Iphitos von Elis (S. 201) geschlossen hatte, die Eleer und Spartaner alle vier Jahre dem Zeus zu Olympia darbrachten, gebühre den Königen von Argos. Er schlug die Eleer und brachte im J. 748 das Opfer. Auch darin giebt sich die große Macht zu erkennen, welche Pheidon in Griechenland besaß, daß die von ihm eingeführten Münzen, die ersten, die in Griechenland geschlagen wurden, Maße und Gewichte in den meisten Theilen Griechenlands angenommen wurden und dauernd in Geltung blieben.*) Nach Pheidons Tode — er soll um 745 zu Korinth durch Meuchelmord gefallen sein — vermochten die Argiver sich nicht mehr in dem alten Ansehen zu behaupten. Der immer drohender sich erhebenden Macht Spartas gegenüber unterstützten sie wiederholt die Messenier, dafür aber verloren sie in der Zeit nach dem ersten messenischen Kriege den größten Theil der Ostküste von Lakonika an Sparta. Auch die Grenzlandschaft Kynuria, deren Besitz sie in hartnäckigen Kämpfen behaupteten, ging, nachdem auch Sikyon durch Kleisthenes sich unabhängig gemacht hatte, 575 an

---

*) Münze und Gewicht waren die phönicischen (babylonischen), welche die dorischen Colonisten in Kreta und Rhodos kennen gelernt hatten. Zum Grunde lag das babylonische Talent (über 92 Pfund), das in 60 Minen getheilt wurde, jede etwas über 1½ Pfund, im Werth von 42 Thalern. Die Mine (Mna) hatte 100 Drachmen (bei den Phöniciern 50 Sekel). Pheidon ließ die ersten Gold- und Silbermünzen prägen, die nun an die Stelle der früher üblichen kleinen, länglichen Metallstücke, der Obolen oder Obolisken (Spieße), traten, von welchen sechs eine Drachme ausmachten. — Das Maß für alles Feste und Flüssige bildete der Metretes, in 12 Choen und 144 Kotylen getheilt und an Gewicht anderthalb Talenten oder 90 Minen gleich. Die Einheit des Längenmaßes bildete das Maß der Laufbahn zu Olympia (S. 200), das Stadion, 600 griechische Fuß (= 570 nach unserm Maß) lang, der Fuß zwei Dritttheilen der griechischen Elle gleich.

Sparta verloren, und als sie 549 einen Versuch machten, wenigstens einen Theil jener Landschaft, das Thal von Thyrea, wieder zu erkämpfen, wurden sie von den Spartanern in einer blutigen Schlacht bei jener Stadt völlig geschlagen. Damit war ihre Macht gänzlich vernichtet; die Städte des argivischen Bundes, selbst Mykene und Tirhns, fielen von Argos ab und traten mit Sparta in Bündniß; nur wenige nahe bei Argos gelegene unbedeutende Orte blieben den Argivern treu. Damit nicht zufrieden, sann Sparta nun auf die völlige Vernichtung von Argos. Im J. 495 zog König Kleomenes von Sparta gegen die Argiver, landete bei Nauplia, überfiel bei Sepeia das argivische Heer und vernichtete es völlig; nur durch den Muth der von der Dichterin Telesilla geführten Weiber, welche Argos gegen die anstürmenden Feinde vertheidigten, wurde Kleomenes an der Eroberung der Stadt selbst gehindert.

Auch nach Arkadien hatte Sparta schon vor dem zweiten messenischen Kriege vorzudringen versucht, ohne daß es gelungen wäre. Da nun die Arkader den Messeniern beistanden, so erneuerten die Spartaner nach der Demüthigung von Argos und von Pisa, das sie um 570 zerstörten, den Angriff auf Arkadien. Die Grenzbezirke wurden zum Theil wirklich Sparta einverleibt; am weiteren Vordringen aber wurden die Spartaner durch den heldenmüthigen Widerstand der Bewohner von Tegea verhindert, welche ihnen 565 eine furchtbare Niederlage beibrachten, und sie auch später wiederholt besiegten, so daß sie froh sein mußten, den Krieg um 555 durch einen günstigen Vertrag beendigen zu können, worin beide Staaten sich zum Bündniß und zu gegenseitiger Freundschaft vereinigten. Die Mehrzahl der arkadischen Gaue folgte dem Vorgange der Tegeaten; bald schloß sich auch Korinth der Bundesgenossenschaft an; so dehnte sich Spartas Einfluß bis zur Nordküste des Peloponnes aus; eine Kriegsflotte wurde ihm zur Verfügung gestellt.

Sparta war jetzt der mächtigste unter allen Staaten im Peloponnes. Es befand sich im Besitze der Hegemonie oder der Oberleitung aller ihrer Angelegenheiten; es war die Bundeshauptstadt und hatte das Recht, die Mitglieder des Bundes zum Kriege aufzubieten; es bestimmte, der wievielste Theil des Bundesheeres ausrücken sollte, das auf 40,000 Schwerbewaffnete gebracht werden konnte; es ernannte den Bundesfeldherrn. Auf der Bundesversammlung, zu der sich die Abgeordneten aller verbündeten Staaten in Sparta einfanden, hatten die Spartaner das entschiedene Uebergewicht. Auch außerhalb des Peloponnes, selbst im fernen Auslande, stand Sparta im höchsten Ansehen; Athen und Megara forderten im Streit um die Insel Salamis 570 den Schiedsspruch der Spartaner. Kroesus und Amasis sandten ihnen Geschenke; der Erstere schloß mit ihnen beim Beginn des Krieges gegen Cyrus ein förmliches Bündniß. So konnte Sparta wohl darauf denken, seine Hegemonie über alle Hellenen auszudehnen; bei diesem Streben aber bekam es eine mächtige Nebenbuhlerin an Athen.

§. 22. Athen. — Solon.

Noch lange nachdem die Spartaner durch Lykurg eine feste Gesetzgebung und Staatsverfassung erhalten hatten, wurde Athen durch innere Unruhen zerrüttet, die auch dort eine immer größere Sehnsucht nach festen Gesetzen herbeiführten. Der Archon Drakōn sollte diesem Bedürfnisse abhelfen; aber die Gesetze, welche er 624 gab, waren dazu am wenigsten geeignet. Es waren fast nur Strafgesetze, so hart, daß man sagte, sie seien mit Blut geschrieben. Das größte und das geringste Vergehen wurde gleich hart bestraft, und Drakon selbst sagte, für geringe Vergehen sei die Todesstrafe nicht zu hart, und für schwere Verbrechen wisse er keine andere. Man erzählt, sogar auf Gemüsediebstahl sei nach seinen Bestimmungen Todesstrafe gesetzt gewesen. — Natürlich konnten solche Gesetze in vielen Fällen gar nicht beobachtet werden; obgleich daher nach denselben jeder Antrag auf Aenderung eines Gesetzes mit Ehrlosigkeit bestraft werden sollte, so machte sich doch bald das Bedürfniß nach einer zweckmäßigeren Gesetzgebung allgemein fühlbar.

Die Partei der reichen Bewohner der Ebene, welche eine Oligarchie, die der armen, aber kühnen Bergbewohner, welche eine Demokratie verlangten, und die gemäßigtere der Küstenbewohner standen einander schroff gegenüber. — Inmitten dieser Verwirrung konnte es Kylōn wagen, sich mit Hülfe der Truppen seines Schwiegervaters Theagĕnes, des Beherrschers von Megara, (S. 184), im Jahre 612 der Burg von Athen zu bemächtigen und nach der Alleinherrschaft zu trachten. Wohl wurde er wieder gestürzt, indem die Bauern dem Adel gegen ihn zu Hülfe kamen; aber sein Sturz wurde durch ein schweres Verbrechen erkauft. Seine Anhänger, welche sich in den Tempel der Athene geflüchtet hatten, wurden durch heuchlerische Vorspiegelungen von der Gegenpartei aus demselben hinweggelockt; der Archon Megakles versprach ihnen freien Abzug; kaum aber hatten sie die Burg verlassen, so fiel er mit den Bewaffneten, die sie bis dahin eingeschlossen hatten, über sie her und ließ sie sämmtlich niederhauen, selbst die, welche die Altäre der Eumeniden auf dem Hügel des Ares erreicht hatten. Kylon und sein Bruder, welche sich gleich zu Anfang durch die Flucht gerettet hatten, wurden verbannt.

Die einzige Hoffnung der Athener, aus diesen Wirren gerettet zu werden, beruhte auf einem Manne, der durch seine Billigkeit und Mäßigung sich das allgemeine Vertrauen erworben hatte. Dieser Mann war Solon. Er gehörte einem der edelsten Geschlechter Athens an und konnte väterlicherseits seine Abkunft bis auf Kodros selbst zurückführen. Schon bei einer früheren Gelegenheit hatte er sich großen Ruhm und ein bedeutendes Verdienst um Athen erworben. Theagenes hatte nämlich, um für das Mißlingen der Unternehmung Kylons und die Ermordung seiner Krieger Rache zu nehmen, gegen Athen Krieg begonnen. Seine Flotte nahm die benachbarte Insel Salamis, und vergeblich waren die Anstrengungen der Athener, dieselbe wieder zu gewinnen. Nach langem, an Verlusten reichem Kampfe beschloß der Adel, von der Wiedereroberung der Insel ganz abzustehen, und es ward ein Gesetz gegeben, durch welches Jeder, der auf dieselbe antrüge, zum Tode verurtheilt

wurde. Solon, dem dies thöricht erschien, stellte sich wahnsinnig, um der Strafe zu entgehen, und erfüllte dann durch eine Elegie, die er auf dem Marktplatze vortrug, die Athener mit neuer Kampfeslust. Fünfhundert Männer aus dem Volke erboten sich freiwillig, unter seiner Leitung die Insel anzugreifen. Mit ihnen landete er auf derselben, nahm die Stadt Salamis, schlug die Megarer, und Athen gelangte wieder zur Herrschaft über die Insel.

Im Jahre 594 wurde Solon zum Archon gewählt; ja, Viele forderten ihn auf, die Alleinherrschaft zu übernehmen. Er lehnte dieselbe jedoch ab, indem er meinte, sie gleiche einer schönen Gegend, die aber keinen Ausgang habe. Vielmehr suchte er die Leitung der Staatsangelegenheiten hauptsächlich in die Hände derer zu legen, welche durch Bildung und Reichthum vor den Uebrigen hervorragten, doch so, daß auch die große Masse des Volkes einen angemessenen Antheil an der Verwaltung des Staates erhielt. Er wollte gerecht sein, ohne billige Forderungen zurückzuweisen; er wollte die Geringen schützen, ohne die Reichen und Vornehmen der rohen Volksgewalt Preis zu geben, wie überhaupt sein Wahlspruch war: „Nichts zu viel!" Er selbst sagt darüber in einem Gedichte:

So viel gab ich dem Volke Gewalt, als eben genug ist,
Nichts ihm nehmend und nichts Uebriges bietend an Macht.
Auch für Jene, die hoch und geehrt in der Schätze Besitzthum,
Sorgt' ich, und jegliche Schmach wehrte von ihnen ich ab.
Also stand ich mit kräftigem Schild und schützte sie Beide;
Keinem erlaubt' ich den Sieg gegen das heilige Recht.

Als seine erste Aufgabe betrachtete er die Erleichterung der ungeheueren Schuldenlast, von der die ärmeren Volksklassen bedrückt waren. Er erniedrigte deshalb den Zinsfuß und erhöhte den Werth des Geldes, indem er die Münzen umschmelzen und aus dreiundsiebzig immer hundert prägen ließ, von denen aber jede eben so viel gelten sollte wie eine der früheren. So wurde den Armen die Abtragung ihrer Schulden sehr erleichtert, und damit sie von den Gläubigern nicht auf andere Weise bedrängt werden könnten, wurde zugleich festgesetzt, daß Niemand Schulden halber das Bürgerrecht verlieren oder gar in Sklaverei kommen könne. Alle Schulden, für die der Schuldner mit seiner Person haftete, wurden für verfallen erklärt; alle Schuldsklaven mußten freigelassen werden, und die, welche wegen Schulden außer Landes verkauft waren, wurden zurückgekauft. Dies war die sogenannte *Seisachtheia*, d. h. die Aufhebung der Lasten.

Alle Bürger wurden sodann nach ihrem Grundbesitz in vier *Klassen* getheilt, und nach dem Verhältnisse ihrer Einkünfte hatten sie auch die Lasten der Staatsverwaltung zu tragen. Die Mitglieder der ersten Klasse hatten die höchsten Staatsämter zu verwalten, mit denen keine Besoldung verbunden war, und manche andere kostspielige Mühwaltung zu übernehmen, z. B. die Ausrüstung und Bemannung der Flotte. Die zweite und die dritte Klasse waren vorzugsweise zum Kriegsdienst verpflichtet, und zwar jene zu dem kostspieligeren Reiterdienst, weshalb sie Ritter hießen, während die zur dritten Klasse Gehörigen als Schwerbewaffnete dienten; die vierte Klasse dagegen versah nur den Dienst der Leichtbewaffneten. — Jeder konnte sich selbst abschätzen, und

wer glaubte, daß ihm im Vergleich mit einem Reicheren zu große Lasten aufgelegt seien, konnte denselben zu einem Umtausche des Vermögens auffordern, womit dann aber auch die Uebernahme der darauf ruhenden Lasten verbunden war.

Dem Grade der Verpflichtung des einzelnen Bürgers gegen den Staat entsprach auch das Maß seiner Rechte. So wurde die vierte Klasse, weil sie zu keinen Leistungen von ihrem Besitzthume verpflichtet war, auch von der Bekleidung von Aemtern und Würden ausgeschlossen. Alle Bürger aber hatten von zwanzig Jahren an das Recht, in einer Volksversammlung öffentlich zu reden, nachdem sie schon im achtzehnten Jahre in einer solchen Schild und Speer erhalten, den Bürgereid geleistet und zwei Jahre in einer Grenzfestung Kriegsdienste gethan hatten. Wer ohne Grund von der Volksversammlung zurückblieb, verfiel sogar in Strafe. Die Volksversammlung hatte über Krieg und Frieden, Ertheilung des Bürgerrechts, Erlassung von Gesetzen, Wahl der Beamten, kurz, über alle wichtigeren Staatsangelegenheiten zu beschließen; aber kein Beschluß derselben über Einführung neuer Gesetze und Wahl der Beamten hatte Gültigkeit, bevor er nicht von der Heliäa geprüft und bestätigt war. Diese war ein aus mehreren Gerichtshöfen bestehendes Geschwornengericht, für welches jährlich sechstausend Mitglieder aus der Zahl aller über dreißig Jahre alten Bürger gewählt und durch einen besonderen Eid verpflichtet wurden. Schon ehe ein Gegenstand vor die Volksversammlung kam, wurde er vom Rathe der Vierhundert (später Fünfhundert) geprüft und dann erst als Vorlage vor die Volksversammlung gebracht, wo nun Jeder dafür oder dagegen sprechen und abweichende Anträge stellen konnte, so daß der Antrag oft erst in ganz veränderter Gestalt zur Abstimmung kam, die in den meisten Fällen durch Aufhebung der Hand erfolgte. — Die Mitglieder des Rathes der Vierhundert mußten über dreißig Jahre alt sein und den drei ersten Klassen des Volkes angehören. Sie bekleideten ihr Amt ein Jahr lang. Wer sich um dasselbe bewarb, mußte sich einer Prüfung seiner Würdigkeit unterwerfen, und unter denen, die für würdig erklärt wurden, entschied das Loos. Am Schlusse des Jahres mußten sie Rechenschaft über ihre Verwaltung ablegen, und wenn sie ihr Amt rühmlich verwaltet hatten, erhielten sie einen Ehrenkranz als Belohnung.

Die Würde der Archonten blieb die höchste und ehrenvollste. Jeder Archon mußte der ersten Klasse angehören und vor dem Antritt seines Amtes einem Hofe des Geschwornengerichts nachweisen, daß er ein ächter Bürger sei, das nöthige Vermögen besitze, die Steuern bezahlt und den Kriegsdienst geleistet habe, und seine Pflichten gegen die Götter und gegen seine Eltern erfülle. Nach Ablauf seiner Amtszeit mußte er Rechenschaft ablegen, und auch während derselben wurde die Volksversammlung zu bestimmten Zeiten befragt, ob die Beamten ihre Pflicht zu thun schienen. Der erste Archon, der Archon Eponymos, nach dem das Jahr genannt wurde, war der eigentliche Präsident der Republik; alle Gesetze und Verordnungen wurden in seinem Namen erlassen. Dem zweiten Archon lagen die religiösen Angelegenheiten ob wie den früheren Königen, und deshalb hieß er der Archon König und war zugleich Oberpriester. Der dritte, der Polemarchos, hatte die Verwaltung des Kriegswesens und die Führung des Heeres, zugleich auch die Gerichtsbarkeit über die ansässigen

Fremden, die Metoeken. Die sechs Thesmotheten hatten die Gerichtsbarkeit in allen Civilsachen und in allen Criminalfällen mit Ausschluß des dem Archon König zustehenden Blutrechts. Wenn ein Archon sein Amt rühmlich verwaltet hatte, so trat er nach Niederlegung desselben in den Rath des Areopagos ein. Dieser hatte seinen Namen von einem Hügel in Athen, wo er sich versammelte. Die Bedeutung des Namens ist „Mordhügel", und wirklich war der Areopagos vor Solon nur ein Blutgericht, das über die Anklagen wegen Mord zu urtheilen hatte. Auch nach Solons Verfassung behielt er diese Wirksamkeit, wie Solon auch Drakons Gesetze über den Mord unverändert ließ. Die Sitzungen wurden unter freiem Himmel gehalten. Der zweite Archon (der Archon König) brachte die Klage vor. Beide Parteien mußten unter feierlichen Gebräuchen schwören und für den Fall des Meineides die furchtbarsten Verwünschungen über sich und ihr ganzes Geschlecht aussprechen. Auf einem Steine stand der Angeklagte, auf einem andern der Kläger. Dieser mußte schwören, daß er nichts sagen werde, was nicht zur Sache gehöre, und dann wurden auch die Zeugen vereidigt. Die Gesetze, nach denen das Urtheil gesprochen wurde, waren auf eine Säule eingegraben, die sich im Gerichtshofe befand. Abgestimmt wurde gewöhnlich mit Steinchen, die in Stimmgefäße geworfen wurden, und zwar sprachen die weißen frei, die schwarzen erklärten für schuldig. War die Zahl der ersteren größer als die der letzteren, oder wenigstens derselben gleich, so wurde der Angeklagte freigesprochen. — Solon verlieh aber dem Areopagos noch höheres Ansehen. Er sollte eine Vereinigung Derjenigen bilden, welche in sittlicher und politischer Beziehung die Ausgezeichnetsten waren, und auf die Veredlung des ganzen Staatslebens hinwirken. Daher wurde ihm außer dem Rechtsspruche über den Mord auch der über falsches Zeugniß, Bestechung, Gottlosigkeit und Gotteslästerung übertragen, und die Erziehung der Kinder, der sittliche Anstand, der Fleiß und die Betriebsamkeit der Bürger, die Erhaltung des Dienstes der vaterländischen Götter wurde unter seine Aufsicht gestellt.

So hatte Solon einem Jeden nach seinem Vermögen das ihm gebührende Maß von Rechten und Pflichten im Staate weise zugetheilt und zugleich dafür gesorgt, daß nicht durch übereilte Beschlüsse der leicht für diese oder jene Partei zu gewinnenden Masse des Volkes das Wohl des Staates in Gefahr gebracht werden konnte. — Selbst auf die Sklaven erstreckte sich seine Fürsorge; denn obgleich sie von aller geistigen Bildung ausgeschlossen und der Willkür ihrer Herren Preis gegeben blieben, obgleich den Richtern sogar gestattet war, durch die Folter Geständnisse von ihnen zu erpressen, so durften sie doch wegen übermüthiger Mißhandlungen Klage führen, und besondere Zufluchtsstätten gewährten ihnen wenigstens für den Augenblick Schutz gegen die Mißhandlungen ihrer Herren.

Der Weisheit Solons entging es übrigens nicht, daß andere Zeiten auch andere Gesetze nöthig machen könnten. Er wollte daher keineswegs, daß seine Gesetze ewig gelten sollten; vielmehr verpflichtete er Diejenigen, welche in der Volksversammlung den Vorsitz führten, jährlich in der ersten Versammlung eine Revision derselben vorzunehmen, und ließ die Athener nur schwören, daß sie eine Reihe von Jahren (nach Herodot zehn, nach Andern hundert) seinen Gesetzen treu bleiben wollten, und verließ dann Athen.

Bald entstanden jedoch von Neuem Unruhen. Weder die Vornehmen, noch die Armen waren mit Solons Anordnungen zufrieden. So gelang es dem Peisisträtos, einem nahen Verwandten Solons, durch List die Alleinherrschaft zu erhalten (560) und, obgleich er einige Male vertrieben wurde, sich doch nachher dauernd in derselben zu behaupten, indem er Solons Gesetze wenigstens der Form nach fortbestehen ließ. Er befestigte sich durch Leutseligkeit und Menschenfreundlichkeit immer mehr in der Gunst des Volkes; er beförderte Kunst und Wissenschaft, ließ die zerstreuten homerischen Gesänge sammeln (S. 206), legte eine Bibliothek an, baute Tempel und brachte es so dahin, daß er nicht nur selbst bis an seinen Tod (527) im Besitze der Macht blieb, sondern sie auch auf seinen Sohn Hippias vererben konnte. Dieser regierte anfangs gemeinschaftlich mit seinen Brüdern Hipparchos und Thessälos, und wie ihr Vater, beschützten sie Kunst und Wissenschaft; als sie aber zum Nachtheile der ärmeren Volksklassen die Grundsteuer herabsetzten, entstand eine Verschwörung gegen sie, und bei einem Festzuge sollten sie ermordet werden. Zwei Männer, Harmodios und Aristogeitōn, stellten sich an die Spitze der Verschwornen, weil ihre Schwestern von der Theilnahme an einem großen Feste waren ausgeschlossen worden. Hipparchos wurde wirklich ermordet, Hippias aber vertrieben (510). Harmodios und Aristogeiton wurden dadurch geehrt, daß man ihnen eherne Bildsäulen setzte.

Kleisthĕnēs, der Sohn des Megakles, aus dem Geschlechte der Alkmäoniden, die durch Peisistratos aus Athen verdrängt waren, und Urenkel jenes Megakles, der die Kyloniden hatte ermorden lassen (S. 193), stellte sich nun an die Spitze des niederen Volkes. Er gewann bald den bedeutendsten Einfluß in Athen, und durch ihn wurde die von Solon begonnene demokratische Verfassung des Staates erst vollendet.

Die Zahl der Mitglieder des Raths wurde auf fünfhundert, die der jährlichen Volksversammlungen auf vierzig erhöht. Die Archonten wurden nicht mehr durch Wahl, sondern durch das Loos zu ihrem Amte berufen. An die Stelle der vier Stammvereine (Phylen), in welche das Volk seit dem höchsten Alterthume eingetheilt war (S. 179), setzte er zehn, damit sich nicht an die alte Eintheilung die Wiedereinführung der alten Vorrechte des Adels anschließen könnte.

Das Staatsleben Athens gewann jetzt einen neuen Aufschwung, und es fehlte dem Volke nicht an hoch über die Menge hervorragenden Männern, durch die es auf der Bahn zum höchsten Gipfel des Glanzes und der Macht unaufhaltsam weiter geführt wurde. Je größer und unbedingter aber das Vertrauen war, mit welchem das Volk der Leitung solcher Führer sich hingab, um so leichter wurde es auch gegen sie mit Mißtrauen erfüllt, daß sie die Freiheit in Gefahr bringen könnten, und undankbar stürzte es dann dieselben Männer, die es noch eben so hoch erhoben hatte. Dazu gab ihm vornehmlich Gelegenheit der durch Kleisthenes eingeführte Ostrakismos (Ostracismus) oder das Scherbengericht. Dasselbe war aus der Bestimmung Solons hervorgegangen, daß durch Abstimmung von sechstausend Bürgern über einen einzelnen ein Beschluß gefaßt werden könne. Jährlich wurde nun das Volk aufgefordert, darüber abzustimmen, ob der Ostracismus vorzunehmen sei. Wurde dies für nothwendig erklärt, so ward an einem bestimmten Tage der

Marktplatz in zehn Abtheilungen getheilt mit besonderen Eingängen, und nun unter Leitung der Archonten und des Rathes der Fünfhundert von dem Volke durch Scherben abgestimmt, auf welche Jeder den Namen dessen schrieb, den er verurtheilt haben wollte. Wer die meisten Stimmen, mindestens aber über sechstausend hatte, wurde auf zehn (später nur auf fünf) Jahre aus Athen verbannt und mußte in zehn Tagen die Stadt verlassen. Sein Bürgerrecht und sein Vermögen blieben jedoch unangetastet. Nach Ablauf der zehn Jahre trat er ohne Weiteres wieder in alle seine Rechte ein, und durch einen Volksbeschluß konnte seine Verbannung auch schon früher aufgehoben werden. Durch dies Gericht konnten die edelsten und durch Tüchtigkeit ausgezeichnetsten Männer ein Opfer des Neides und des Mißtrauens werden, womit das Volk sie um so leichter verfolgte, je mehr es immer besorgt war, ein ausgezeichneter Mann könnte zu großen Einfluß erlangen und sich zu hoch über das ganze Volk erheben, sodaß er die Sicherheit und Freiheit des Staates in Gefahr brächte. Jedenfalls aber hat Kleisthenes den Zweck, die Republik vor der Tyrannei zu sichern, durch den Ostracismus vollständig erreicht und es ist seitdem kein Versuch mehr gemacht worden, die Volksherrschaft in Athen gewaltsam zu stürzen.

Vergebens suchten die Spartaner, erschreckt durch diese Umgestaltung der Verfassung und aller Staatsverhältnisse in Athen, den Kleisthenes zu stürzen, und sogar den Hippias, zu dessen Vertreibung sie selbst mitgewirkt hatten, wieder zurückzuführen. Es gelang ihnen nicht, und Hippias suchte nun Hülfe bei dem Perserkönige Darius, den er beständig zum Kriege gegen Athen zu reizen bemüht war.

---

§. 23. Orakel und öffentliche Spiele.

Seit dem Einfalle der Dorer in den Peloponnes war die Verbindung der Genossen eines und desselben Stammes unter einander immer lockerer geworden. Auch der kleinste Verein wollte nicht von einem andern sich abhängig machen, sondern trachtete danach, so selbständig als möglich zu sein, und so kam es dahin, daß jede Stadt einen Staat für sich bildete; ja, es wurden schon früh sogar Eroberungskriege von Stammesgenossen unter einander geführt, wie wir bei der Unterwerfung der Messenier durch die stammverwandten Spartaner gesehen haben (S. 189). — Auch das Band, welches die Colonien an die Mutterstadt knüpfte, löste sich immer mehr, und das war in um so höherem Grade der Fall, je mehr die Colonie selbst zu Reichthum und Macht gelangte, so daß sie die Hülfe der Mutterstadt nicht mehr brauchte und selbst neue Colonien gründen konnte.

So würde Griechenland in eine Menge kleiner vereinzelter Städte und Staaten zersplittert sein, wäre nicht das Streben nach freundschaftlichem Verkehr und das Bedürfniß, Anderen sich anzuschließen, so tief in der menschlichen Natur begründet, daß es die Getrennten immer von Neuem wieder zusammenführen mußte. Und in der That konnte es den Hellenen nicht an Vereini-

gungsmitteln fehlen, durch welche die getrennten Glieder des Volkes wieder zu einem schönen Ganzen verbunden wurden. Redeten sie doch Alle eine und die nämliche Sprache, so verschiedenartig auch die Mundarten derselben waren; verehrten doch Alle die nämlichen Götter, und hatten doch Alle Theil an den mit dem Dienste dieser Götter verbundenen Orakeln und feierlichen Spielen.

Das Orakel zu Dodona (S. 112) stand auch in späterer Zeit noch in hohem Ansehen; ja, auch nachdem das Heiligthum im Jahre 220 v. Chr. verwüstet und die heilige Eiche von einem illyrischen Räuber umgehauen war, gab es noch Prophetinnen dieses Orakels. Der Glanz desselben wurde aber verdunkelt durch den Ruhm des Orakels zu Delphi, am Fuße des Berges Parnassos, das sowohl durch seine Lage in der Mitte von Griechenland als durch den großen Einfluß Spartas zum höchsten Ansehen bei den Griechen gelangte und schon zu Homers Zeit große Reichthümer besaß. Dasselbe war dem Apollon geweiht; vor ihm aber sollte es der Sage nach schon dem Kronos, dem Poseidon und der Themis angehört haben. Der Tempel des Apollon war an der Stelle eines uralten, durch Feuer zerstörten Heiligthums zur Zeit des Peisistratos von einer durch ihn aus Athen verjagten Adelsfamilie gegründet worden. Aus den fernsten Gegenden Griechenlands flossen die Gaben zur Vollendung desselben in großer Fülle herbei, und selbst der König Amasis von Aegypten gab dazu eine reiche Beisteuer. Das Heiligthum war von einer Mauer umgeben, innerhalb deren sich außer mehreren kleinen Tempeln die Schatzhäuser befanden, welche die Weihgeschenke der einzelnen Staaten enthielten; denn Jeder, der das Orakel befragte, mußte Opfer darbringen, denen auch häufig reiche Geschenke von Gold und Silber hinzugefügt wurden; Andere brachten dem Gotte solche Geschenke aus Dankbarkeit für einen günstigen Ausspruch dar. Im Innersten des Heiligthums stand die goldene Bildsäule des Apollon, und im Hintergrunde war ein Schlund, aus welchem Schwefeldämpfe aufstiegen. Ueber diesem stand ein mit Lorber umwundener goldener Dreifuß, von welchem aus die Orakel ertheilt wurden. Diese wurden gegeben durch die Priesterin Apollons, die Pythia, eine funfzig Jahre alte Jungfrau aus Delphi, die den Tempel nie verließ. Nachdem sich dieselbe durch dreitägiges Fasten, ein Bad in der nahen kastalischen Quelle und Opfer von Lorberblättern und Gerstenmehl vorbereitet hatte, betrat sie in einfacher Kleidung das Heiligthum, trank aus einer in demselben befindlichen Quelle und wurde nun vom Oberpriester auf den Dreifuß geführt. Kaum hatte sie denselben bestiegen, so gerieth sie in krampfhafte Verzückung, die zuweilen so heftig gewesen sein soll, daß sie den Tod zur Folge hatte. In diesem Zustande stieß sie unzusammenhängende Worte aus, welche dann von den umhersitzenden Priestern aufgezeichnet und in die Form gebracht wurden, in welcher man sie dem Fragenden als Antwort des Gottes übergab. Gewöhnlich waren diese Antworten in Versen abgefaßt, zu deren Anfertigung sich die Priester wohl auch besonders dazu angestellter Versmacher bedienten. Sie waren immer kurz und gewöhnlich so zweideutig, daß man auch im ungünstigsten Falle noch behaupten konnte, die Weissagung des Gottes sei eingetroffen, wie wir schon bei der Geschichte des Krösus gesehen haben. — Auch noch an mehreren anderen Orten in Griechenland gab es Orakelstätten; keine aber ist so berühmt und so wichtig geworden wie Delphi.

Diese Orakel nun waren vom größten Einflusse auf das Volk. Kaum gab es irgend eine wichtige Angelegenheit, bei der man nicht den Gott befragt hätte Man holte seinen Rath bei der Gründung von Kolonien, bei der Einführung neuer Gottesdienste, beim Anfang von Kriegen, und oft haben die Orakel dazu beigetragen, die Eintracht unter den Staaten zu erhalten, und wo sie gestört war, sie wieder zu befestigen; oft haben sie blutige Kriege, die unvermeidlich schienen, verhindert; denn unbedingt und ohne Widerspruch gehorchte man stets dem Befehle des Gottes. Freilich läßt sich aber auch nicht leugnen, daß sich bald Bestechlichkeit und Priesterbetrug einmischten, daß sie oft mit gewinnsüchtiger Schlauheit nur dem Ehrgeize und dem Eigennutze der Fragenden dienten, und daß sie, statt die Eintracht der Hellenen unter einander zu fördern, dieselbe öfter sogar untergraben halfen, indem sie in Kriegen der Hellenen unter einander parteiische Aussprüche thaten. Sie scheuten sich sogar nicht, Siegesdenkmäler aus solchen Kriegen als Geschenke anzunehmen.

Unter den öffentlichen, mit den Festen der Götter verbundenen Spielen, an welchen alle Griechen theilnehmen konnten, auf denen keine Blutschuld lastete, waren die berühmtesten die olympischen, welche in dem heiligen Haine des Zeus zu Olympia in Elis alle vier Jahre im Juli fünf Tage lang gefeiert wurden. Sie bestanden ursprünglich nur im Wettlauf. Anfangs wurde 600 Fuß weit bis zu einer am Ende der Rennbahn befindlichen Säule gelaufen; später lief man hin und zurück, oder es wurde gar vierundzwanzigmal hin und zurück gelaufen. Dazu kam sodann das Wagenrennen, woran aber nur immer Mächtige und Reiche Theil nahmen (am glänzendsten war das Rennen mit einem Viergespann), ferner das Ringen und Diskoswerfen, und endlich der Faustkampf, welcher aber am wenigsten geachtet war, weil er den Schönheitssinn der Griechen beleidigte. — Die Spiele begannen mit Sonnenaufgang, nachdem die Nacht vorher unter Opfern und Gesängen zum Preise der Gottheit zugebracht war. Zehn Monate lang mußten sich die Kämpfer sorgfältig zum Wettkampf vorbereiten, die letzten dreißig Tage im Gymnasium zu Elis selbst. Außer den Verbrechern waren auch die Weiber von der Theilnahme an diesen Spielen ausgeschlossen; ja, sie durften, mit Ausnahme der Priesterin der Demeter, nicht einmal als Zuschauerinnen bei denselben zugegen sein, und diejenige, welche es wagen würde, dies Verbot zu übertreten, sollte von einem Felsen hinabgestürzt werden.

Die Ebene von Olympia bildet eine etwa eine Viertelstunde breite und eine halbe Stunde lange Fläche, welche von dem Flusse Alpheios durchströmt wird und sich bis an die mit Laubholz und Fichten bewachsenen Felshöhen des sogenannten Kronosberges erstreckt. Am Westende derselben lag am Alpheios der heilige Hain mit seinen Tempeln und Hallen und seinen unzähligen Bildsäulen; an ihn schloß sich östlich die Bahn für den Wettlauf und das Wagenrennen. Die Meisterwerke der größten hellenischen Künstler fanden sich hier vereinigt, und alle wichtigen Verträge der griechischen Staaten unter einander wurden hier, in Stein und Erz gegraben, aufbewahrt. Aber alle jene Herrlichkeit ist jetzt fast spurlos verschwunden. Die Tempel wurden zu Ende des vierten Jahrhunderts nach Chr. von den Gothenschaaren Alarichs gänzlich zerstört, und die häufig austretenden Flüsse haben die Trümmer mit einer oft drei Mann hohen Erdschicht überschwemmt. Schon öfter hat der Fluß eherne

Helme losgespült; in neuester Zeit haben die Franzosen auch einige Ausgrabungen angestellt, und obgleich sie sich damit begnügt haben, durch die Trümmer des Zeustempels, deren Lage durch die Gestalt des Bodens leicht zu erkennen war, einige Gräben zu ziehen, so haben sie doch schon eine reiche Ausbeute gewonnen. Sie fanden unter Anderm in der Vorhalle einen aus farbigen Flußkieseln bestehenden Mosaikfußboden, der aber leider seit seiner Aufdeckung fast ganz zerstört ist, weil die kleinen, runden, nur oben platt geschliffenen Kiesel nicht so fest zusammenhielten wie die viereckigen Steinchen, aus denen sonst die Mosaikböden zusammengesetzt sind. An einer anderen Stelle fanden sie eine noch ganz aufrecht stehend erhaltene Halle mit Säulen; aber die herrlichsten Kunstwerke und die wichtigsten Denkmäler der hellenischen Geschichte liegen hier noch im Schoße der Erde begraben.

Die Stiftung der olympischen Spiele reicht in die ältesten Zeiten hinauf; neu gestaltet wurden sie von **Lykurg** und dem gleichzeitigen Könige **Iphĭtos** von Elis. Ueberhaupt waren die peloponnesischen Dorer wohl die ersten Theilnehmer an denselben, weshalb die Sage auch ihre Einsetzung auf den dorischen Stammheros Herakles zurückführt. Durch die Macht Spartas aber wuchs ihr Ansehen so sehr, daß bald alle Griechen daran theilnahmen; dagegen waren alle Barbaren (Nichtgriechen) ausgeschlossen. Dem Sieger, der am letzten Tage des Festes mit einem Kranze von Olivenblättern geschmückt ward, wurde die höchste Ehre zu Theil. Dichter verherrlichten seinen Ruhm; seine Vaterstadt selbst fühlte sich durch ihn geehrt; er wurde bei der Rückkehr in dieselbe im Triumph eingeholt; es wurden ihm Bildsäulen gesetzt; er hatte den Vorsitz in öffentlichen Versammlungen; in Athen wurde er bis an seinen Tod im Prytaneion (dem Rathhause) auf Kosten des Staates gespeist. — Die einzelnen Staaten schickten Festgesandtschaften zu den Spielen nach Olympia; die ganze Landschaft Elis wurde als heiliges Land betrachtet und mußte von jedem Kriege verschont bleiben (s. jedoch §. 29); im ganzen Peloponnes ruhte während der Feier der Spiele jeder Krieg, und seit die Namen derjenigen aufgezeichnet wurden, welche im Wettlauf gesiegt hatten, rechneten die Griechen ihre Zeit nach dem Zwischenraume von einer Festfeier zur andern. Man nannte eine solche vierjährige Zeit eine Olympiade, und die erste Olympiade beginnt im Juli 776 v. Chr.

Außer diesen Spielen zu Olympia wurden in Delphi alle vier Jahre, und zwar immer im dritten Jahre einer Olympiade, die **pythischen Spiele** gefeiert, welche ursprünglich zu Ehren des Gottes veranstaltete Wettkämpfe in der Musik und Dichtkunst waren, denen jedoch seit 586 auch die bei den olympischen Spielen üblichen Kämpfe hinzugefügt wurden. — Auf dem Isthmos von Korinth feierte man alle zwei Jahre, und zwar im ersten und dritten der Olympiaden, zu Ehren des Poseidon die **isthmischen** und zu Nemĕa in Argolis zu Ehren des Zeus, ebenfalls alle zwei Jahre, im zweiten und vierten der Olympiaden, die angeblich von Herakles gestifteten **nemeischen** Spiele.

Auch nach den isthmischen und nemeischen Spielen rechnete man die Zeit (Isthmiaden, Nemeaden).

Daß diese Festspiele nicht ohne den bedeutendsten Einfluß auf das griechische Volksleben bleiben konnten, ist natürlich. Man meinte, die Sieger hätten das höchste Erdenglück errungen, so daß einst ein Spartaner einem

Greise, der selbst in den olympischen Spielen gesiegt hatte und in seinem Alter es noch erlebte, daß nicht nur seine Söhne, sondern auch seine Enkel in Olympia den Siegerkranz erhielten, zurief: „Nun stirb nur, du wirst doch nicht in den Olymp steigen!" Nach solcher Ehre zu ringen, mußte daher den hellenischen Jünglingen als das Herrlichste erscheinen; sie wurden dadurch zum edelsten Wetteifer angeregt, und früh schon wurde das Streben nach Ruhm in den jugendlichen Gemüthern entflammt. Das gemeinsame Ringen nach dem nämlichen schönen Ziele führte aber zugleich auch die Herzen näher zusammen, und so wurden bei jenen Festspielen die reinsten Freundschaften geschlossen, die bis an den Tod dauerten. — Besonders wichtig wurden mehrere solcher Festversammlungen für die Vereinigung der verschiedenen Stämme zu einem Ganzen dadurch, daß an sie Bündnisse derjenigen Völkerschaften, die an ihnen theilnahmen, zu gemeinsamer Festfeier und zum Schutze des gemeinsamen Heiligthums sich anschlossen. Das bedeutendste dieser Bündnisse war der Amphiktyonenbund. Der Name Amphiktyonen bezeichnet die „Umwohnenden", und zu dem vorzugsweise so genannten Bunde, der nach der späteren Sage von Amphiktyon, einem Sohne des Deukalion und der Pyrrha, gestiftet sein soll, gehörten zwölf Staaten, die sich ursprünglich zum Schutze des delphischen Tempels und der pythischen Spiele verbunden hatten. Der Bundesrath, in welchem jeder dieser Staaten zwei Stimmen hatte und durch Gesandte vertreten war, versammelte sich alljährlich zweimal, im Frühling zu Delphi, im Herbste in dem Flecken Anthela bei Thermopylä, und obgleich er weder eine Nationalversammlung war, noch als gemeinschaftlicher Gerichtshof angesehen werden kann, indem ja nicht alle hellenische Staaten in ihm vertreten waren, sondern immer vielmehr eine religiöse als eine politische Bestimmung hatte, so schlichtete er doch die Streitigkeiten jener zwölf Staaten unter einander und bestrafte, so weit es in seiner Macht stand, Frevel gegen die Religion und Verletzung des Völkerrechts, so daß er wenigstens für die Völkerschaften, die zum Bunde gehörten, ein einigendes Band bildete.

---

§. 24. Bildungsstand der Griechen in der älteren Zeit.

Schon im hohen Alterthume stand das Volk der Hellenen auf einer höheren Stufe geistiger Bildung als die meisten übrigen Völker. Wie wir Griechenland als das Land der Schönheit bezeichnen konnten, so waren auch seine Bewohner mit dem lebhaftesten Sinn für alles Schöne begabt. Was eine herrliche Natur in überreicher Fülle dem Hellenen darbot, das faßte er mit dem empfänglichsten Gemüthe auf, und es fand den tiefsten Anklang in seiner eigenen Brust. Was er aber in seinem Innern fühlte, das konnte er nicht in sich verschließen; sein leicht beweglicher Geist trieb ihn, es auch äußerlich in schöner, veredelter Gestalt darzustellen, und so war es natürlich, daß in Griechenland alle Künste zur herrlichsten Blüthe gelangten. Dazu kam, daß, wenn schon überall die erste Entwickelung künstlerischer Thätigkeit von der Religion ausging, doch keine andere Religion die schaffende Thätigkeit des Künstlers so anzuregen vermochte wie die hellenische. Den Hellenen erschienen ja

ihre Götter als verherrlichte Menschen und somit gleich diesen als Freunde der Schönheit. Gesang, Tanz, festliche Spiele und feierliche Aufzüge, überhaupt Darstellungen des Schönen wurden deshalb zur Verherrlichung der Götterfeste angewandt, und der Künstler fühlte sich gehoben und begeistert durch den Gedanken, daß er nicht bloß den Beifall des Volkes, daß er die Gunst der Götter selbst als Lohn des wohlgelungenen Werkes zu erwarten habe. Ja, so göttlich erschien den Hellenen die Kunst, daß, wie jede höhere Idee bei ihnen verkörpert erscheint, sie sich die Kunst in jenen ewig blühenden göttlichen Jungfrauen, den Musen (S. 129), verkörpert dachten. Und ebenso wirkte die Kunst auch auf die Belebung des religiösen Sinnes zurück, indem sie die Gemüther des Volkes mit heiliger Begeisterung für die Götter erfüllte, deren himmlische Schönheit und Herrlichkeit es in den Werken der bildenden Kunst wie in denen der Dichter bewunderte.

Aber nicht alle Künste gelangten in Griechenland gleichzeitig zur Blüthe. Diejenigen, in welchen der Mensch, ohne eines äußeren Stoffes zu bedürfen, durch seine eigene Handlung die künstlerische Idee darstellt, die Poesie, die Musik, die Orchestik (Tanzkunst), entwickelten sich zuerst. Weit später gelangten die Künste zur Vollendung, welche nur mit Hülfe eines äußerlich gegebenen Materials das Schöne darzustellen vermögen, die bildenden Künste und die Baukunst.

Musik und Dichtkunst stehen mit einander in der innigsten Verbindung. Die Musik ist gewiß eben so alt wie die Sprache. Das Bedürfniß, seine Gefühle mitzutheilen, erzeugte den Gesang, und sobald die Sprache sich auszubilden begann, verknüpften sich mit den Tönen des Gesanges auch in Worten ausgedrückte Gedanken und Empfindungen, und so entstand die Poesie. Dazu aber war die wohllautende griechische Sprache geeigneter, als irgend eine andere, und vergeblich würde es sein, nachzuforschen, ob bei den Hellenen Gesang oder Poesie früher gewesen sei. Vielmehr waren beide so innig mit einander verbunden, daß der Gesang nur da war für das Gedicht und das Gedicht nur für den Gesang. Ein bloß geschriebenes Gedicht, das nicht gesungen wurde, erschien dem Hellenen so mangelhaft, daß der griechische Philosoph Platon die Dichtkunst ohne Gesang mit einem Antlitz vergleicht, das mit dem Verluste der Jugendblüthe seine Reize einbüßt. Der Dichter wird deshalb bei Homer geradezu „Sänger" genannt. Zur Begleitung des Gesanges, der nur aus einer einfachen Melodie bestand, erfand man später auch musikalische Instrumente. Ein solches war die Kithara. Sie bestand aus einem hohlen Boden, der in zwei Seitenstücke auslief, welche nach oben wie Ochsenhörner gekrümmt und durch ein Querholz verbunden waren, woran man die Saiten befestigte. Aehnlich war die Lyra, welche man zwischen den Knieen hielt. In früheren Zeiten bediente man sich auch eines vielsaitigen Instrumentes, welches Barbiton hieß. Die Lyra hatte anfangs nur vier Saiten; Terpandros aber (um 650), der auch die Noten erfand und auf Lesbos eine Musikschule gründete, erhöhte ihre Zahl auf sieben, und später wurde sie sogar bis auf elf vermehrt. Terpandros ordnete auch zuerst die verschiedenen Tonarten, deren die Griechen fünf kannten. Die einfachste war die dorische, ernst und streng wie der Charakter des dorischen Volksstammes, und mit kraftvoller Majestät und würdevoller Ruhe in langsamem Rhythmus sich

feierlich bewegend. Ihr entgegen stand die leidenschaftliche phrygische Tonart, welche besonders bei den Dionysien angewandt wurde. Auch die äolische hatte einen heftigen und ungestümen Rhythmus, während die lydische sich durch Höhe und Weichheit unterschied. Später kam dann noch die weichliche, tändelnde, aufheiternde ionische Tonart dazu, welche eben wegen dieses weichlichen, üppigen Charakters zuerst viel Widerspruch erregte. Der ionische Musiker Timothĕos wurde in dem Theater zu Athen anfangs ausgezischt, und in Sparta ließen ihm die Ephoren vier Saiten von seiner Lyra reißen, weil er durch seine Neuerungen in der Musik die Würde derselben verletze und die Jugend verführe. — Auch die Flöte, welche Olympios um 650 einführte, verwarfen strengere Männer, weil sie durch ihre Volltönigkeit die Musik üppig mache. Uebrigens dürfen wir uns die griechische Flöte der unsrigen keineswegs gleich denken. Jedes Instrument mit Mundstück, Schaft und Luftlöchern hieß so, und nicht ein zarter, lieblicher, sondern vielmehr ein mächtig ergreifender, starker Ton war ihr eigenthümlich. — Anfangs diente die Instrumentalmusik nur zur Begleitung des Gesanges; die pythischen Spiele gaben indessen später Veranlassung, sie auch für sich allein auszubilden, und bereits im sechsten Jahrhundert v. Chr. errangen in denselben Solospieler auf der Kithara und der Flöte den Sieg.

Mit Musik und Poesie war auch die Orchestik eng verbunden. Wo Homer den Gesang erwähnt, da fehlt auch selten der Tanz, und wie er sagt, die Götter hätten dem Mahle die Harfe zur Freundin gegeben, so nennt er an einer andern Stelle Reigentanz und Gesang die Zierden des Mahles, und im Hause des Odysseus nahm nach der Ermordung der Freier „der göttliche Sänger die gewölbte Harfe und reizte in lieblichen Weisen Alle zu süßem Gesang und schön nachahmendem Tanze". Die höchste Bedeutung aber erhielten alle drei eng verbundenen Künste dadurch, daß sie zur Verherrlichung des Dienstes der Götter angewandt wurden. Was übrigens alle hellenischen Stämme, den ernsten Spartaner wie den üppigen Ionier, mit der nämlichen Liebe zum Tanze erfüllte, das war das Wohlgefallen an schönen Darstellungen; denn wir dürfen uns die griechischen Tänze nicht so denken wie die unschönen Balltänze der jetzigen Zeit, oder gar wie unsern Ballettanz. Nicht auf Sprünge, Gliederverrenkungen und schwindelnde Bewegungen kam es bei den Griechen an, eben so wenig auf Hüpfen und Rennen, oder Beschreiben von mathematischen Linien und Figuren; nicht einmal war die Bewegung der Füße die Hauptsache, sondern eben so viel achtete man auf die Bewegung der Hände; ja, der ganze Körper mußte in Haltung und Bewegung das schönste Ebenmaß zeigen. Theils waren die hellenischen Tänze Waffentänze, und diese waren besonders in Sparta, aber keineswegs dort allein, beliebt; theils waren es gottesdienstliche Tänze, die zuweilen so eng mit dem Dienste einer bestimmten Gottheit zusammengehörten, daß sie nur bei den Festen derselben aufgeführt wurden. Aus diesen entstanden dann später die dramatischen Tänze, welche der Chor zur Begleitung seines Gesanges aufführte.

Das Vaterland der hellenischen Musik und Poesie war das pierische Thracien. Von dort aus verbreitete sich der Dienst der Musen durch Griechenland, und auch die ältesten Sänger, die noch ganz der Mythe angehören, werden Thracier genannt. Außer Orpheus (§. 18) erwähnt die Sage noch

den Musaios (d. h. den von den Musen Begeisterten) und den Eumolpos (d. h. Schönsingenden). Der Letztere soll von Thracien aus den Eleusiniern in einem Kriege gegen Athen zu Hülfe gekommen sein und bei ihnen den Dienst der Demeter eingeführt haben. Das Adelsgeschlecht der Eumolpiden, das von ihm abzustammen behauptete, hatte später das Hauptgeschäft bei den eleusinischen Mysterien. Vielleicht liegt in dieser Ableitung jenes Priestergeschlechts von dem thracischen Sänger eine Andeutung, daß die Kunst des Gesanges durch ein thracisches Priestergeschlecht nach Athen gekommen sei. Auch Musaios wird zu dem Geschlechte der Eumolpiden gerechnet.

Außerdem nennt uns die Sage als thracischen Sänger den Linos, den spätere Dichter zu einem Sohne des Apollon und der Muse Urania machen. Eigentlich aber war Linos (Ailĭnos) ein sanftes, schmerzliches Klagelied auf den Tod eines Knaben, der unter Blumen aufgewachsen und von wüthenden Hunden zerrissen war. Wahrscheinlich sollte das schnelle Hinwelken des frischen blühenden, jugendlichen Lebens der Natur in der Glut des Sommers darin beklagt werden. Das Lied hatte gerade einen entgegengesetzten Charakter wie die jubelnden Päane (Paiane), welche eigentlich zu dem Dienste des Apollon und der Artemis gehörten, und in welchen die Götter mit froher Hoffnung um Rettung angerufen oder für dieselbe mit freudigem Danke gepriesen wurden.

Merkwürdig ist es, daß bei einem so heiteren, lebensfrohen Volke wie die Hellenen, bei denen der Gesang bald den Charakter heiterer Anmuth annehmen mußte, doch eine Erscheinung sich findet, die bei allen Völkern sich wiederholt und nicht ohne tiefe sittliche Bedeutung ist. Ursprünglich finden wir nämlich bei allen Völkern nur ernste, düstere Gesänge. Auch noch bis auf unsere Tage haben die ächten Volkslieder alle einen schwermüthigen Charakter; die russischen z. B., welche zu den schönsten gehören, bewegen sich fast nur in Molltönen, und es ist, als ob eine ewig unbefriedigte Sehnsucht mit klagendem Hauche uns aus ihnen entgegentrete. So fanden auch die Hellenen an dem schwermüthig klagenden Linos so großes Wohlgefallen, daß sie ihn häufig bei der Arbeit sangen, ja selbst bei freudigen Veranlassungen ihn gern anstimmten.

Ueberall in Griechenland wurden schon in den ältesten Zeiten die Sänger hoch geehrt. Man betrachtete sie als Lieblinge und Vertraute der Götter, und umgekehrt meinte man, nur ein Feind der Götter könne keinen Sinn für die Kunst des Gesanges haben, wie der Dichter Pindar sagt: „Wen Zeus nicht liebt, der bebt vor dem Gesange der Pieriden zurück.“ Die Fürsten und Heroen, zu deren Preise der Gesang der Dichter erklang, förderten die Dichtkunst und übten sie auch selbst wohl aus. Die Dichter wurden ihre Lieblinge, ihre Freunde und Begleiter, theils immer an ihrem Hofe weilend, theils an den Fürstenhöfen umherwandernd, überall aber hoch geachtet und geliebt. Die Erschütterungen, welche Griechenland in der Zeit der Wanderungen nach dem trojanischen Kriege erlitt, steigerten nur die geistige Kraft des Volkes. Als in jenen stürmischen Zeiten der Glanz der alten Heldenzeit erblich, als Kriege und gewaltige Umwälzungen die Pracht und den Reichthum der alten Fürstenhöfe zerstörten, da wanderten auch die Dichter mit den Führern der Kolonien, den Nachkommen jener alten Heroen, hinüber nach den Küsten Kleinasiens, und unter dem ewig heiteren Himmel dieses schönen Landes, auf dem Schau-

platze der größten Thaten der Heroenzeit, gehoben durch das schnell und reich aufblühende Leben der neugegründeten Staaten, entfaltete sich nun auch das griechische Epos schnell zur herrlichsten Blüthe. Von der reichen Fülle epischer Dichtungen, welche in jener Zeit zur Verherrlichung der hellenischen Heroen entstanden, sind uns nur die homerischen Gedichte erhalten; aber gerade in ihnen hatte auch das hellenische Epos seine höchste Vollendung erreicht. Schon im Alterthume betrachtete man sie deshalb als den größten geistigen Schatz, das herrlichste Gemeingut des Volkes, und sie übten den größten Einfluß auf alle Verhältnisse des Lebens. An ihnen empfing das Kind den ersten Unterricht; selbst lesen lernte es aus ihnen, und Mancher wußte sie ganz auswendig. Gesetzgebern und Philosophen waren sie eine Quelle der Weisheit; die größten Künstler wurden durch sie zur Hervorbringung ihrer herrlichsten Meisterwerke begeistert; an ihnen bildeten sich die gefeiertsten Dichter des Alterthums.

Ueber das Vaterland und die Zeit, in der Homer lebte, ist viel gestritten worden; ja, man hat sogar gezweifelt, ob es je einen Homer gegeben habe. Man hat in den beiden großen Heldengedichten, die seinen Namen tragen, der Ilias, welche den Zorn und die Versöhnung des Achilleus, und der Odyssee, welche die Rückkehr des Odysseus besingt, mit großem Scharfsinn Verschiedenheiten, Einschaltungen, Mangel an innerem Zusammenhang nachzuweisen gesucht und daraus geschlossen, daß sie das Werk einer Menge verschiedener Dichter seien. Gewiß ist aber nur, daß wir jene beiden großen Gedichte nicht mehr ganz in ihrer ursprünglichen Gestalt besitzen, und daß auch schon vor Homer die großen Thaten der griechischen Heroenzeit von Dichtern besungen waren. Die Angaben über die Zeit, in welcher Homer gelebt haben soll, gehen um fast 400 Jahre aus einander. Nach der einen hätte er 100 Jahre nach dem trojanischen Kriege gelebt, nach einer andern wäre er ein Zeitgenosse des Dichters Archilochos (um 700) gewesen. Herodot sagt, er habe 400 Jahre vor seiner Zeit gelebt, das wäre gegen die Mitte des neunten Jahrhunderts, nicht viel über 100 Jahre nach der dorischen Wanderung. Daß er der ionischen Kolonie angehört, ist unzweifelhaft, und unter den mehr als sieben Städten, die sich um die Ehre stritten, seine Vaterstadt zu sein, hat wahrscheinlich Smyrna den meisten Anspruch darauf. Er schrieb seine Gedichte nicht auf, sondern sie erhielten sich durch mündliche Ueberlieferung in den Sängerschulen der Homeriden, welche nachher in Chios ihren Sitz hatten. Durch sie mannigfach erweitert, pflanzten sie sich von Mund zu Mund fort. Sie galten als ein Gesammtschatz der griechischen Nation und wurden von den späteren Sängern, die man Rhapsoden nannte, einzeln und unverbunden vorgetragen. Lykurg sammelte die einzelnen Gesänge und brachte sie mit nach Griechenland. Durch die von Peisistratos und Hipparch damit beauftragten Dichter endlich wurden sie geordnet und erhielten die Gestalt, in der wir sie noch jetzt besitzen.

Die Ungewißheit über das Vaterland, ja selbst über die Existenz Homers ist zum Theil durch eine Eigenthümlichkeit hervorgerufen, welche die homerischen Gedichte mit denen des hellenischen Alterthums überhaupt theilen, und wodurch sich die hellenischen epischen Dichter von den neueren wesentlich unterscheiden, daß nämlich der Dichter durchaus ganz hinter seinem Gedichte zurücktritt.

Homer schweigt gänzlich über sich selbst. Er nennt weder seinen Namen, noch findet sich in seinen Gedichten auch nur die leiseste Andeutung, welche uns sein Vaterland ahnen ließe; es ist, als ob seine Gedichte nicht das Erzeugniß eines einzelnen Dichtergeistes seien, sondern als ob das in ihnen dargestellte Heldenleben durch sie nur seine eigenthümliche dichterische Form gefunden habe. Eben so wenig tritt der Dichter mit seinen Gefühlen über das, was er darstellt, hervor. Er führt die lieblichsten, edelsten Frauengestalten, die erhabensten Heroen an unserm Blick vorüber; der Hauch der zartesten Gefühle weht uns an aus dem Bilde, das er vor uns aufrollt; er selbst aber hat für sie keinen Ausdruck der Theilnahme und Bewunderung. Mit kindlich empfänglichem Gemüthe nimmt er all das Große und Herrliche, was Sage und Geschichte ihm bieten, in sich auf, und wie er selbst mit unbefangener Freudigkeit ganz in jener schönen Welt lebt, so will er nichts, als das, was er in sich aufgenommen hat, in seinen Gesängen wieder erklingen lassen.

Gleichzeitig mit der ionischen Sängerschule blühte in Hellas selbst die böotische. Dieselbe schloß sich, als an ihren alten Meister, an Hesiŏdos aus Askra in Böotien, im Gebiete von Thespiä, am Fuße des Helikon, „einem elenden Dorfe, wo der Winter schlecht und der Sommer schlimm ist", wie er selbst sagt. Sein Vater war aus Kyme, dem Hauptorte der äolischen Städte in Kleinasien, dahin gekommen. Wahrscheinlich lebte er etwa hundert Jahre später als Homer. Die Gedichte, welche uns unter seinem Namen erhalten sind, stehen den homerischen weit nach und sind sicher nicht Werke eines und desselben Verfassers. Die beiden bedeutendsten sind die „Werke und Tage", ein Lehrgedicht über Landbau, Schifffahrt, Handel und bürgerliches Leben, worin gezeigt wird, wie die Götter das ganze Jahr gerecht und weise so geordnet haben, daß jedes Werk seine rechte Zeit darin finde, und die Theogonie oder „Abstammung der Götter", eine geordnete Zusammenstellung der Mythen über die Abstammung und Thaten der Götter, deren man um so mehr bedurfte, je größer die Zahl der Götter geworden war, indem die epischen Dichter aus alten unverständlich gewordenen Beinamen neue Gottheiten bildeten oder einzelne Seiten in dem Wesen der alten Götter zu selbständigen Gestalten entwickelten, wozu dann noch die große Menge zum Theil uralter lokaler Sagen und Götterdienste kam. Diesem Gedichte schloß sich noch ein anderes episches Gedicht an, das sich aber nicht erhalten hat, die großen Eoeen, ein Katalog der Weiber, von welchen die Heroen geboren waren, und die Geschichte der Letzteren schloß sich in jenem Gedichte an den Namen der Mutter an. Beide Dichtungen können erst nach der Mitte des siebenten Jahrhunderts verfaßt sein.

Die epische Dichtkunst konnte im eigentlichen Griechenland nicht denselben Charakter tragen wie in den kleinasiatischen Kolonien. Während in diesen ein neues Leben in jugendlicher Frische und Herrlichkeit erblühte, war dort das alte Heroenleben in der völligsten Auflösung begriffen. Die alten Heldengeschlechter waren im Mutterlande von ihrer hohen Bedeutsamkeit herabgesunken; die Könige waren theils verjagt, theils erschien das Königthum, wo es noch bestand, in Willkürherrschaft ausartend, in gehässigem Lichte. So konnte die jüngere Heldenzeit dort durch die epische Poesie nicht verherrlicht werden, und voll Mißmuth über die unruhigen, gährungsvollen Verhältnisse der Gegenwart,

zog sich das dichterische Gemüth zurück in die fernste Vergangenheit und in eine höhere Welt, die der Götter. Auf solche Weise erhielt die epische Dichtkunst im griechischen Mutterlande einen durchaus religiösen Charakter, sich anschließend an die uralte thracische Priesterpoesie (S. 205), von der sich in den heiligen Hainen und in den stillen, friedlichen Thälern am Parnaß und Helikon unter den Priestern und den einfachen Landleuten noch Erinnerungen und Ueberreste mochten erhalten haben, wie daraus hervorzugehen scheint, daß die Sage das Geschlecht des Hesiodos auf Orpheus zurückführt. Auch das alte Heldenleben ist zwar dem Dichter Gegenstand des Preises; aber auch hier geht er in die graue Vorzeit zurück, wo er die Heroenwelt mit der Religion in Verbindung setzen kann. Er preist die Stammväter der späteren Heldengeschlechter als Nachkommen und Sprößlinge der Götter und stellt das Heldenleben jener uralten Zeit der entarteten Gegenwart als Muster auf; denn diese — und das bildet einen Hauptunterschied der hesiodischen Poesie von der homerischen — erscheint im trübsten Lichte im Vergleiche zu der entschwundenen herrlichen Zeit, während Homer heiteren Blickes sich in eine glückliche Vergangenheit versetzt und sie als gegenwärtig genießt. Tiefer Trübsinn und herbe Klage über die Mühseligkeiten des Lebens und die Schlechtigkeit der Menschen ziehen sich durch alle hesiodischen Gedichte hindurch, verbunden mit ernster Mahnung zur Frömmigkeit und zu stillem, makellosem Wandel.

Mit den Zeiten des Homer, des Hesiodos und ihrer Schulen hatte die epische Dichtkunst ihre höchste Blüthe erreicht; aber bald darauf trat auch ihr Verfall ein. Sie hatte sich überlebt wie die Zustände, welche sie verherrlichte; aber mit dem sich selbständiger gestaltenden Volksleben und der sich bestimmter entwickelnden Eigenthümlichkeit der Einzelnen erblühte nun eine neue Dichtungsgattung; das geistige Leben der Einzelnen spiegelte sich in den Erzeugnissen der lyrischen Dichtkunst ab. Leider ist von dem unermeßlichen Reichthum lyrischer Dichtungen der Hellenen das Meiste verloren gegangen; nur zerstreute Bruchstücke sind gerettet worden, die um so schmerzlicher den Verlust des Untergegangenen empfinden lassen.

Auch dieser Zweig der Dichtkunst gelangte zu besonders herrlicher Blüthe in der reich gesegneten ionischen Kolonie. Dort schloß sich an das Heldengedicht der Zeit nach zunächst die Ausbildung der Elegie. Die althellenische Elegie war keineswegs ein empfindsames Klagegedicht; vielmehr hatte dieselbe anfangs einen feurigen, kriegerischen Charakter. Erst später wurde sie auf die Betrachtung des Lebens, noch später auf die Klage über die Todten angewandt und den mannigfachen Gefühlen der Liebe geweiht. Musikalisch begleitet wurde sie durch ein Vor- und Zwischenspiel der Flöte. Im Versmaße unterscheidet sie sich von den epischen Dichtungen dadurch, daß sie aus Distichen besteht, indem der Hexameter immer mit einem Pentameter abwechselt.

Für den Erfinder dieses Versmaßes gilt Kallinos aus Ephesos im achten Jahrhundert v. Chr., der älteste elegische Dichter der Griechen. Durch ihn erhielt die lyrische Poesie, die sich bis dahin von den epischen Elementen und vom Dienste der Götter noch nicht hatte frei machen können, mit der bestimmten, künstlerisch ausgebildeten Form auch zugleich erst die rechte Selbständigkeit. Seine Elegien athmen noch alle einen feurigen kriegerischen Geist. Alles, was die Brust des Mannes bewegen kann, Liebe zur angestammten

Heimath, Liebe zu Weib und Kind, Liebe zur Freiheit, Aussicht auf Ruhm und Ehre, Alles bietet er auf, um zu jenem Heldenmuthe zu begeistern, der mit kühner Todesverachtung das doch vergängliche Leben freudig wagt, um selbst sterbend noch zu siegen. So singt er:

— — | — ◡ ◡ | — — | — — | — ◡ ◡ | — ◡
Rühmlich traun für den Mann und glanzvoll ist's, zu verfechten
— — — ◡◡ — | — ◡ ◡ — ◡ ◡ —
Sein heimathliches Land, Kinder und junges Gemahl
Gegen den Feind. Einst nahet ja doch der Tod, wenn die Moiren
Spinnen das schwarze Geschick. Auf denn! gerad' in den Kampf!
Hoch erhoben den Speer, und ein muthiges Herz an die Tartsche
Festangedrängt, wenn der Schlacht blutig Gewirr sich erhebt.
Denn zu entfliehen dem Todesgeschick, ward unter den Männern
Keinem bestimmt, wenn schon Göttern entsproßte sein Stamm.
Oftmals blutigen Schlachten entflohn und dem Lanzengesause,
Kehrt er zurück, und daheim trifft ihn des Todes Geschick.
Aber fürwahr, nicht liebt ihn das Volk, nicht sehnt es zurück ihn.
Doch fällt Jener, so klagt Hoher und Niedrer um ihn.
Sehnsucht regt sich im Volk nach so starkherzigem Manne,
Sinkt er, und lebend erscheint göttlicher Ehren er werth.
Gleich dem Thurme zu schaun, so steht er ihnen vor Augen;
Denn was Vielen genügt, hatte der Eine gethan.

Von Kleinasien aus scheint sich die elegische Dichtkunst der Ionier bald auch nach dem eigentlichen Hellas verbreitet zu haben, und zwar zunächst nach Athen. Im zweiten messenischen Kriege entflammte der Athener Tyrtaios (Tyrtäus) durch seine Elegien die spartanische Jugend zur Tapferkeit und feuerte sie immer wieder zur Erneuerung des Angriffes an. Auch bürgerliche Unruhen, die durch die Drangsale des Krieges entstanden waren, wußte er zu beschwichtigen, und eben so übte er auf die Sitten und die Erziehung der Jugend großen Einfluß. Seine Dichtungen waren theils begeisterte Kriegslieder, welche zur Tapferkeit anfeuerten, theils suchten sie die Jugend in der Achtung vor dem Gesetze und in edler Sitte zu befestigen. Auch von seinen Dichtungen, die von Sparta aus viel verbreitet wurden, sind uns nur wenige Bruchstücke erhalten. Eins derselben beginnt:

Ruhmvoll wahrlich erlag, wer, ein Tapfrer, unter der Streiter
Vordersten fiel, im Kampf schirmend das heimische Land;
Doch entflohn aus befreundeter Stadt und gesegneten Auen,
Bettelnd zu ziehen, das ist schmählich vor jeglicher Schmach,
Wenn mit dem greisen Vater er schweift und der theueren Mutter,
Blühenden Kindern zusammt und mit dem jungen Gemahl
Denn ein Gräuel erscheint er Jeglichem, welchen er antritt,
Durch schwerlastender Noth harte Bedrängniß verführt;
Solcher beschimpft sein Geschlecht, spricht Hohn der edelen Bildung;
Ihm folgt jegliche Schmach, jegliches Elend ihm nach.
Wenn dem wüst umschweifenden Mann so jegliche Achtung
Schwindet, und nicht hinfort Ruhm bei den Menschen ihm blüht;
Streiten wir dann hochherzig um's Vaterland, und für die Kinder
Sinken wir hin, niemals feig um das Leben besorgt.
Kämpft, o Jünglinge, denn, ausharrend ihr neben einander;
Nicht denk' Einer zuerst schändlicher Flucht, noch der Furcht;
Sondern erregt hochsinnig den kräftigen Muth in der Brust euch;
Liebt das Leben auch nicht, streitend im Männergefecht! —

Während diese Kriegsgesänge sich in ihrer ganzen Weise an die kriegerische Elegie des Kallinos anschließen, suchte Tyrtaios in anderen Elegien mehr auf das innere Staatsleben, auf die Bildung der Sitten und der Denkungsart der Bürger einzuwirken und bildet so den Uebergang zu der politischen und sittlichen Elegie Solons.

Auch Solon nämlich erhielt der Elegie noch theilweise eine kriegerische Haltung, obgleich er sie schon oft auf die Betrachtung des Lebens anwandte. Seine Dichtungen genossen so großen Ruhm, daß die athenischen Knaben sie auswendig lernten und sangen; ja, man meinte, wäre er nicht durch die Lage des Vaterlandes zu anderen Bestrebungen getrieben, so würde er jeden anderen Dichter, selbst den Homer, an Ruhm erreicht haben. Wir haben bereits die Elegie über seine Staatsverfassung (S. 194) kennen gelernt; auch seine Elegie auf Salamis ist schon erwähnt worden. Hier mögen noch ein paar andere Proben seiner Dichtungen folgen:

Wenn ihr Ungemach duldet und Noth durch eigne Verzagtheit,
O so messet die Schuld nicht den Unsterblichen bei!
Gabt doch selbst ihr die Macht, gabt selbst den Tyrannen die Schutzwehr;
Schimpfliche Knechtschaft ward euch zum Lohne dafür.
Jeder von euch folgt sorglos der Spur des listigen Fuchses;
Wahrlich, alle gesammt tragt ihr entkräfteten Sinn.
Immer sehet ihr nur auf die freundlichen Reden des Mannes;
Aber was er beginnt, dessen wird Keiner gewahr.

Allgemein sittlich belehrenden Inhalts ist Folgendes:

Ueber jegliches Thun schwebt Mühe und schweben Gefahren;
Niemand, was er beginnt, siehet das Ende voraus.
Doch wer nach Ansehn und Ruhm zu unvorsichtig hinaus strebt,
Der begiebt sich in Noth, ach, und in große Gefahr.
Dem, der Recht thut und denkt, dem schenket in Allem die Gottheit
Seliges Glück, und frei ist er von Kummer und Pein.

Der letzteren Dichtung wandte sich besonders der etwas später (um 550) lebende Theognis aus Megära zu. Wir haben von ihm noch Ermahnungen und Lehren, die er mit väterlichem Sinne seinem Lieblinge Kyrnos gewidmet hat. Er sagt unter Anderem:

Kyrnos, scheue die Götter und fürchte sie; dieses nur wehret,
So in der That wie im Wort, frevelnd Beginnen dem Mann.

Handle mit Rath! Nie suche durch schändliche Thaten und Unrecht
Ehren und Tugend und Ruhm oder auch Schätze zu fahn. —
Lieber begnüge dich fromm und mit wenigen Gütern zu leben,
Eh du in Reichthum schwelgst, den du dir sträflich erwarbst.
Bei der Gerechtigkeit wohnet zugleich auch jegliche Tugend;
Gut ist Jeder, o Sohn, welcher Gerechtigkeit übt. —
Güter vermag das Geschick dem verächtlichsten Manne zu geben;
Aber die Tugend, o Sohn, folget nur Wenigen nach. —

Schöpfer der zärtlichen Elegie wurde Mimnermos aus Smyrna, der Kolophonier genannt, weil er seine Abkunft von den Kolophoniern herleitete, welche Smyrna bald nach der Gründung ihrer Stadt eingenommen und neu bevölkert hatten. Er war ein Zeitgenosse Solons, der ihn wahrscheinlich auf

seinen Reisen kennen lernte und in vertrauterem Verhältnisse zu ihm gestanden zu haben scheint. Von seinen Gesängen, die im Alterthum hoch geschätzt wurden, sind leider nur geringe Bruchstücke auf uns gekommen. Was wir noch von ihm besitzen, ist voll schmerzlicher Klage über die kurze Blüthe des menschlichen Lebens und seiner Lust, über die Flüchtigkeit der Jugend und die Hinfälligkeit des Alters, und man hat daraus geschlossen, daß er auch im hohen Alter noch den Genuß geliebt habe. So klagt er:

Gleich wie die Blätter ersprießen zur Zeit des blumengeschmückten
 Lenzes, sobald sich der Glanz Helios kräftig erneut,
Also bieten uns auch die lieblichen Blüthen der Jugend
 Kurzen Genuß; und noch haben die Götter uns nicht
Schlimmes gesandt noch Gutes, da nahen die finsteren Keren:
 Lastenden Alters Geschick führet die ein' uns heran,
Aber die andre des Todes, und kurz nur dauert der Jugend
 Frucht, wie über die Flur Strahlen der Sonne sich streun.
Aber sobald dies Ziel des Alters im Wechsel dahin floh,
 Besser als leben sodann wär' es, du stürbest sogleich.

Als der größte elegische Dichter ist endlich **Simonides aus Keos**, einer der kykladischen Inseln, zu nennen (557—468). Zuerst hielt er sich in Mitylene am Hofe des Tyrannen Pittăkos, dann bei den Peisistratiden in Athen, nach deren Vertreibung in Sparta und Thessalien, endlich am Hofe des Königs Hieron zu Syrakus in Sicilien auf, wo er in dem hohen Alter von 90 Jahren starb. Durch Feinheit der Sitten, Gewandtheit und vielseitige Bildung noch mehr als durch seine hochgepriesenen Dichtungen, erwarb er sich die Achtung und Freundschaft der Mächtigsten seiner Zeit; ja, am Hofe des Hieron genoß er so unbedingtes Vertrauen, daß er dadurch sogar Einfluß auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten gewann. Leider wurden aber seine edlen Eigenschaften auch durch manche Schwäche verdunkelt. Nicht mit Unrecht warf man ihm zu große Liebe zum Reichthum vor und beschuldigte ihn, daß er die Gaben seiner Muse für Geld verkaufe. Wahrscheinlich war es hauptsächlich die Begierde sich zu bereichern, die ihn noch im hohen Alter an den Hof des Hieron führte, und als dort der Ruhm des jüngern Dichters Pindar, der früher sein Schüler gewesen sein soll, aufzublühen begann, verleitete ihn der Künstlerneid zu den kläglichsten Ränken und Verleumdungen gegen denselben. Desto größer steht er aber als Dichter da. Eben so vielseitig und gewandt in der Kunst wie im Leben, erfaßte sein großer Geist mit gleicher Meisterschaft alle Gebiete der lyrischen Dichtkunst. Sechsundfunfzigmal siegte er im Gesangwettstreit; zu seinen glänzendsten Siegen aber gehört der, den er durch eine Elegie auf die in der Schlacht bei Marathon (§. 25) Gefallenen über den großen Tragödiendichter Aischylos davon trug. Ihm wurde auch der ehrenvolle Auftrag zu Theil, die Inschrift auf dem Denkmale für die Helden von Thermopylä (§. 26) anzufertigen. Dabei vereinigte er, was so selten sich zusammen findet, mit dem erhabensten dichterischen Schwunge und dem großartigsten Tiefsinne innerer Anschauung die außerordentlichste Kraft des Gedächtnisses. Als Elegiker war er es, der das elegische Versmaß zuerst zu Trauergedichten anwandte, und seitdem hat der Name „Elegie" die Bedeutung eines sanft klagenden Gedichtes behalten. Er umfaßte aber in seinen Elegien nicht nur die Weise des Solon und Mimnermos, sondern auch den Kriegs-

und Ruhmgesang des Kallinos und Tyrtaios. So besang er in Elegien die Schlachten bei Marathon, Salamis, Platää u. s. w. So klagt er aber auch über die Vergänglichkeit der Lebensfreuden in folgender Weise:

Unabänderlich stets bleibt nichts hier unter den Menschen.
Drum voll göttlichen Sinns sagte der chiische Mann:
„Gleich wie der Blätter Geschlecht, so sind die Geschlechter der Menschen."
Wenige Sterbliche nur, die mit dem Ohr es gehört,
Nahmen sich dies zu Herzen; denn jeglichen gängelt die Hoffnung,
Die in der Männer Gemüth gleich wie der Jünglinge wohnt.
Freuet ein Sterblicher noch sich der lieblichen Blüthe der Jugend,
Strebet er leichten Gemüths viel Unerreichbarem nach.
Denn nie hat er Gedanken, zu altern oder zu sterben;
Krankheit kümmert ihn nicht, wenn ihn Gesundheit umblüht.
Thoren, die also täuschen den Sinn! Nicht wissen sie Alle,
Wie uns Menschen so schnell Jugend und Leben entflieht.
Doch du merke die Lehre und gönne getrost deinem Herzen,
Bis du zum Ziele gelangt, fröhlicher Tage Genuß!

Fast gleichzeitig mit Kallinos lebte **Archilŏchos** von Paros (um 700 v. Chr.), einer der berühmtesten und einflußreichsten lyrischen Dichter Griechenlands. Er gehörte von väterlicher Seite einem Geschlechte von Priestern der Demeter an; seine Mutter aber war nach seiner eigenen Aussage eine Sklavin. Von seiner Vaterstadt hoch geehrt, hatte er doch mit Mühseligkeiten und Elend zu kämpfen und gerieth in drückende Armuth. Unzufrieden mit seiner Umgebung, verließ er deshalb mit seinem Vater Telesikles sein Vaterland und wanderte mit mehreren Pariern nach der Insel Thasos aus. Das dortige rauhe Klima und die Bewohner sagten ihm aber so wenig zu, daß er die Insel nach kurzer Zeit wieder verließ und sich nun bald hier, bald dort aufhielt, bis er in einer Schlacht der Parier gegen die Naxier seinen Tod fand; die Parier aber widmeten ihm von Staatswegen göttliche Verehrung. Er war der Erfinder des **jambischen** Versmaßes, das er zu beißenden Satiren anwandte. Er dichtete Lieder für den Dienst der Demeter, und derselbe gab ihm Freiheit, schonungslos und ungezügelt seiner Bitterkeit freien Lauf zu lassen. Noch spät pflegte man deshalb beißende Schmähreden „archilochische" zu nennen, und man machte ihm seine Schmähsucht zum bittersten Vorwurfe. Auch in Betreff seines sittlichen Charakters traf ihn harter Tadel. Man beschuldigte ihn eines verworfenen Wandels. Man warf ihm Feigheit vor, weil er in einer Schlacht auf der Flucht seinen Schild weggeworfen hatte, und er selbst bemerkt mit beißendem Spott in seinen Gedichten über diesen Vorfall: ob es denn besser sei, einen Schild zu retten oder ein Menschenleben. Er wurde wegen dieser Feigheit, als er einmal nach Sparta kam, aus der Stadt gewiesen. Dennoch genoß er als Dichter die allgemeinste Bewunderung in ganz Griechenland, und seine Gesänge wurden wie die homerischen durch Rhapsoden verbreitet. Leider sind seine Dichtungen bis auf wenige Bruchstücke verloren gegangen; aber auch diese dürftigen Ueberreste schon bestätigen das preisende Urtheil der Alten über ihn und überraschen durch Fülle und Tiefe der Gedanken, scharfen, treffenden Witz und Originalität des Ausdrucks. Uebrigens war Archilochos nicht bloß auf **einem** Gebiete der lyrischen Dichtkunst Meister; er beherrschte alle Zweige derselben und ebenso das ganze Gebiet der Musik auf gleiche Weise; überall schuf sein reicher Geist mit erfinderischer

Kraft neue Formen oder entwickelte die vorhandenen zur schönsten Blüthe. Auch Elegien dichtete er, die größtentheils einen frischen, heiteren, kräftigen Charakter gehabt zu haben scheinen. So singt er mit keckem Uebermuthe:

Hängt mir am Spieße geknetetes Brot, am Spieß' Ismarischer
Lieblicher Wein, — trink' ich, lehnend mich dann auf den Spieß.

Und in dem größten der uns erhaltenen Bruchstücke, in welchem er seine Landsleute über den Tod edler Männer zu trösten scheint, die auf dem Meere verunglückt waren, sagt er:

...... Andere dulden ein andermal; aber anjetzo
Wir, und beseufzen des Schlags blutende Wunde so tief.
Andere auch wird es betreffen hinwiederum, aber wohlauf nun,
Duldet, und werfet hinweg weibisches Trauergestöhn!

Neben Archilochos zeichnete sich als Jambendichter sein Zeit- und Stammesgenosse **Simonides von Samos** aus, auch Simonides von Amorgos genannt (einer kleinen Insel bei Paros, wo er als Anführer einer Kolonie von Samiern Städte gründete), der ihm an satirischer Schärfe und beißender Bitterkeit nichts nachgegeben zu haben scheint. Wir besitzen von den jambischen Dichtungen desselben namentlich noch ein größeres Bruchstück, in welchem er mit großer Bitterkeit und schonungsloser, mürrischer Strenge, wenn auch nicht ohne Uebertreibung, doch auch nicht ohne Wahrheit, die Schwächen und Laster des weiblichen Geschlechtes geißelt. — Auch **Solon** war Jambendichter. In einem jambischen Gedichte führt er die Spöttereien über seine Staatsverfassung an und vertheidigt sich dagegen, indem er seine Verdienste und die Verfassung selbst mit gerechtem Lobe würdigt.

Nachdem in den ersten Jahrhunderten nach dem trojanischen Kriege die phrygisch-lydische Flötenmusik unter den Hellenen und namentlich in den kleinasiatischen Kolonien Eingang gefunden und vorzüglich zur Entwickelung der elegischen Dichtung der Ionier beigetragen hatte, konnte auch das ursprünglich hellenische Spiel der Kithara und Lyra nicht auf seiner früheren Bildungsstufe stehen bleiben. Namentlich gewann dasselbe einen neuen Aufschwung auf der durch Handel und Reichthum blühenden äolischen Insel **Lesbos**, nach welcher, wie schon die Sage vom Haupte und der Leier des Orpheus andeutet, bereits im hohen Alterthume Gesang und Spiel der Kithara von Böotien hinübergekommen war. Schon S. 203 haben wir gesehen, welche großen Verdienste sich um 680 der lesbische Sänger und Musiker **Terpandros** um die Weiterbildung des Spiels der Kithara erwarb. Sein Ruhm wurde so groß, daß er auf Befehl des delphischen Orakels von den Spartanern, als die Stadt durch innere Unruhen zerrüttet wurde, nach dem Peloponnes gerufen ward, und er wußte durch seine Lieder die Spartaner so zu bewegen, daß sie, alles Haders vergessend, in Thränen ausbrachen und sich gegenseitig umarmten. Noch später konnte ein Sänger in Sparta kein höheres Lob erringen, als wenn er der Zweite nach dem lesbischen Sänger genannt wurde. Die Verbesserung der Lyra benutzte er namentlich zur Ausbildung der Melodie, und dies Alles konnte natürlich nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die Bildung der lyrischen Kunst überhaupt bleiben, so daß wir Terpandros als Begründer einer Neugestaltung der **äolischen Lyrik** betrachten können.

Der berühmteste unter allen lesbischen Sängern aber war **Alkaios** (Alcaeus) aus Mitylene auf Lesbos, um 600 v. Chr. Muthig bekämpfte er mit Wort und That die Tyrannen, welche seine Vaterstadt beherrschten. Um dem Hasse seiner Feinde zu entgehen, war er gezwungen, die Heimath zu verlassen. Ein Versuch seiner Partei, die Rückkehr zu erzwingen, mißlang, und flüchtig lebte er in fremdem Lande, bis Pittakos, nachdem er zum Herrscher von Mitylene gewählt war (S. 184), wie allen verbannten Adligen, so auch ihren Führern, dem Alkaios und dessen Bruder Antimenidas, die Rückkehr gestattete. — Seinen Ruhm verdankte Alkaios vorzüglich seinen Hymnen auf die Götter, seinen Kriegsliedern und politischen Gesängen, welche die feurigste Liebe zur Freiheit und den glühendsten Tyrannenhaß athmen. Besonders rühmte man die Anmuth und Lieblichkeit seiner Sprache. Auch auf die äußere Form verwandte er große Sorgfalt; der Strophenbau erscheint bei ihm schon in großer Schönheit, und das kunstreiche, nach ihm genannte alcäische Versmaß hat er, wenn auch nicht erfunden, doch zur größten Vollkommenheit ausgebildet.

Eine Zeit- und Stammesgenossin des Alkaios war die Sängerin **Sappho**, ebenfalls aus Mitylene in Lesbos. Sie gehörte einer begüterten Adelsfamilie an und war einem sehr reichen Manne, dem Kerkylas, vermählt. Von ihren Schicksalen ist nichts bekannt, als daß sie bei der Vertreibung des Adels um 595 (S. 184) von Lesbos floh und nach Sicilien schiffte. Um 580 kehrte sie mit dem verbannten Adel nach Mitylene zurück, und lebte daselbst bis gegen 560. Ungewiß ist es, ob sie im fremden Lande oder in der Heimath ihr Grab gefunden habe; jedenfalls ist es eine spätere Erdichtung, daß sie in Verzweiflung sich von dem leukadischen Felsen (einem Vorgebirge auf der ionischen Insel S. Maura) herabgestürzt habe, um in den Fluthen des Meeres die Glut ihrer Sehnsucht für immer zu kühlen. Ueberhaupt haben in späterer Zeit namentlich die attischen Komiker den Charakter und die Geschichte der Sappho auf alle Weise entstellt. Sie haben ihr alle möglichen Laster angedichtet und ihren Namen mit Schmähungen und Verunglimpfungen überhäuft, denen jedoch schon von den edelsten Männern des Alterthums mit Recht entschieden widersprochen wurde.

Ihre Gedichte athmen die glühendsten Gefühle. Aber nicht bloß äußere Schönheit pries sie mit Begeisterung in glühender, bilderreicher Sprache, sondern ebenso erschienen ihr geistige Schönheit, Tugend und sittliche Hoheit als das unschätzbarste Kleinod der Menschen. Der Schöne, sagt sie, sei auch gut, der Gute auch schön; Reichthum ohne Tugend sei kein guter Hausgenosse. Ihre Dichtung weht uns schmeichelnd an mit süßem, schmelzendem Hauch, und schwerlich ist Sappho an Innigkeit und sehnsüchtiger Glut von irgend einem Dichter des Alterthums übertroffen worden. Seltener erhob sie sich zur Erhabenheit des Gedankens und Ausdrucks, aber auch dann mit wahrhaft weiblichem Zartgefühl alles Uebertriebene und Unnatürliche meidend.

Bald verbreitete sich ihr Dichterruhm durch ganz Griechenland. Man nannte sie vorzugsweise „die Dichterin", eine Schwester der Musen, würdig der Gesellschaft der Göttinnen, von denen jede ihr eine der Blüthen zum Kranze verliehen habe. Wie Homer alle Dichter übertreffe, so überstrahle sie alle Dichterinnen. Als Solon einst seinen Neffen ein Lied von ihr vortragen

hörte, rief er begeistert aus: „Ich möchte nicht sterben, ohne das Lied auswendig gelernt zu haben." — Ihre Vaterstadt ehrte sie dadurch, daß sie ihr Bild auf Münzen prägen und ihr eherne und marmorne Statuen errichten ließ; ja, durch ganz Hellas wurde sie in Bildsäulen und Gemälden verherrlicht.

Sappho sammelte um sich einen Kreis von Jungfrauen, die, von ihrem Geiste gefesselt, zugleich ihre Freundinnen und ihre Schülerinnen wurden. Die berühmteste derselben war Erinna. Dieselbe starb schon in der Blüthe ihrer Jugend, kaum neunzehn Jahre alt, und bis dahin von einer harten Mutter zum Spinnen gezwungen. Dennoch war sie nach dem Urtheile der Alten unsterblich durch ihre Dichtungen, und ein alter Schriftsteller vergleicht ihre wenigen Verse mit dem kurzen melodischen Gesange des Schwanes, der doch weit besser sei als das unaufhörliche Rabengekrächze vieler neueren Dichter. Außer ihren lyrischen Gedichten war vorzüglich von ihr berühmt ein kleines, aus dreihundert Zeilen bestehendes episches Gedicht, der „Spinnrocken" genannt, vielleicht weil sie es während des Spinnens dichtete, vielleicht weil sie darin das harte Loos beklagte, beständig an die Spindel gefesselt zu sein. Leider ist von diesem Gedichte, welches von den Alten nach seinem dichterischen Werthe den homerischen Gesängen zur Seite gestellt wurde, nichts als der Name übrig geblieben.

Auch über den engeren Freundeskreis hinaus wirkte das Vorbild der Sappho bis in ferne Zeiten und in ferne Länder fort, und es scheint, daß fast alle griechischen Dichterinnen der besseren Zeit sich nach der großen lesbischen Meisterin gebildet haben. So folgte ihrem Vorbilde die böotische Sängerin Myrtis, welche die Lehrerin Pindars (S. 218) gewesen sein soll. Von den Gedichten dieser Sängerin ist nichts erhalten geblieben; auch von ihrem Leben wissen wir sehr wenig. Ebenso sind die Dichtungen ihrer Schülerin Korinna aus Tanägra in Böotien leider bis auf wenige Bruchstücke verloren gegangen. Korinna war eben so sehr durch Schönheit berühmt wie durch die Zartheit ihrer lieblichen Gesänge. Selbst über Pindar soll die geistreiche Sängerin im Gesangwettstreite fünfmal den Sieg davon getragen haben, und ihre Vaterstadt ehrte sie durch Aufstellung ihrer mit der Stirnbinde der Sieger geschmückten Bildsäule.

Auch Dichterinnen anderer hellenischer Volksstämme folgten dem leuchtenden Vorbilde der Sappho. So die aus edlem Geschlechte stammende dorische Dichterin Telesilla aus Argos. Als sie einst wegen ihrer Gesundheit das Orakel befragte, wurde ihr befohlen, den Musen zu dienen. Sie folgte dem Befehl, und nicht nur erlangte sie ihre Gesundheit wieder, sondern sie wurde auch als Sängerin bald hoch gefeiert. Nicht minder berühmt aber ist ihr Name durch ihren ächt dorischen Heldenmuth geworden. Im Kampfe gegen Sparta hatte die ganze männliche Jugend von Argos theils in der Schlacht, theils durch List und Trug den Tod gefunden; da sammelte sie die Frauen und Jungfrauen um sich, rief sie durch ihre feurigen Gesänge zu den Waffen und begeisterte sie zu männlicher Tapferkeit. Als die Spartaner dies erfuhren, gaben sie die Belagerung von Argos auf, bedenkend, daß Sieg wie Niederlage gegen Weiber ihnen gleiche Schmach bringen müsse, und so war die heldenmüthige Sängerin die Retterin ihres Vaterlandes geworden. (Vgl. S. 192.)

Ferner ist hierher zu rechnen Praxilla aus Sikyōn, deren Dichtungen leider in Beziehung auf die Sittlichkeit nicht tadelfrei waren. Ueberhaupt

muß es gewiß schon als eine große sittliche Verirrung betrachtet werden, wenn ein Weib, wie es Praxilla that, Trink- und Tischlieder und unzarte Gesänge aller Art dichtete.

Der Weise der äolischen Sänger schloß sich auch der ionische Dichter Anakrĕōn aus Teos in Kleinasien an, der zu den Tönen des Barbiton mit heiterer, unbefangener Einfachheit, Natürlichkeit und gefälliger Leichtigkeit die Freuden frohen Lebensgenusses sang. Nach der Eroberung seiner Vaterstadt durch Cyrus hatte er mit allen seinen Landsleuten die Heimath verlassen. Sie waren nach Thracien hinüber gegangen und hatten dort die Stadt Abdera gegründet. Schon als Jüngling kam er an den Hof des kunstliebenden Polykrates von Samos, wo er hoch geehrt wurde. Weniger die Freigebigkeit des Polykrates als das genußreiche, fröhliche Leben am Hofe desselben fesselte ihn an Samos; denn nach Schätzen trachtete der sorglose Dichter so wenig, daß er einst dem Polykrates fünf Talente, welche ihm derselbe mit der Bedingung gegeben hatte, sie nur zwei Nächte aufzubewahren, zurückgab und ihm erklärte, er halte sie seiner Beachtung nicht für werth. Nach dem Sturze des Polykrates lud Hipparch den Dichter 522 nach Athen ein und sandte ein Schiff ab, um ihn ehrenvoll einzuholen. Als auch Hipparch ermordet war, ging Anakreon nach Thessalien, wo die Adelsfamilie der Aleuaden im Besitze der Herrschaft war, und zwar nach Pharsālos, an den Hof der jüngeren Linie dieses Herrscherhauses. Später begab er sich nach seiner Vaterstadt zurück, wo er bis zu dem Aufstande der Jonier (§. 25) blieb. Dann ging er nach Abdēra, wo er noch die herrlichen Siege der Hellenen über die Perser erlebte und in dem hohen Alter von 85 Jahren starb, indem er der Sage nach an einer Weinbeere erstickte. — Sein Ruhm war so groß, daß seine Vaterstadt sein Bild auf ihre Münzen prägen ließ, und in Athen wurde auf der Burg seine Bildsäule aufgestellt. Das Versmaß seiner Gedichte nähert sich dem der anmuthigen sapphischen Strophe, aber übertrifft sie noch an sanfter, leichter und gefälliger Einfachheit. Als Beispiel seiner Dichtungen möge Folgendes dienen:

Jüngst wollt' einen Kranz ich flechten,
Und fand Eros unter Rosen.
Bei den Flügeln schnell ihn haschend,
Taucht' ich unter ihn im Weine,
Den ich nahm und schnell hinab trank.
Und nun sitzt er mir im Herzen,
Kitzel regend mit den Flügeln.

Wie sehr er noch im hohen Alter dem Erdengenusse anhing, darüber spricht er sich klagend aus in folgenden Versen:

Schon ergraut sind meine Schläfe,
Weiß die Haare meiner Scheitel;
Nicht mehr lächelt Hebe freundlich
Mir, es altern schon die Zähne;
Wenig nur ist mir noch übrig,
Wenig, ach! des süßen Lebens.
Oft gedenk ich deß und seufze,
Vor dem Tartaros erbangend.
Furchtbar ist des Hades Tiefe
Grauenvoll dahin die Reise;
Wer hinab zu ihm gestiegen,
Nimmermehr kehrt er zurücke.

Ein sehr anmuthiges Gedicht Anakreons „an die Cicade" hat Goethe übertragen, und es findet sich in seinen Werken (Stuttgart 1850.) Bd. 2, S. 428.

Fast gleichzeitig mit der äolischen entfaltete sich die dorische Lyrik, vornehmlich bei den Dorern im Peloponnes und auf Sicilien. Ihre Dichtungen waren nicht bestimmt, wie die der äolischen Sänger, von Einzelnen zum Spiele der Lyra vorgetragen zu werden, sondern, beim Chortanze vom ganzen Volke gesungen, zur Verherrlichung öffentlicher Festfeier zu dienen. Schon der alte kretische Meister Thales oder Thaletas hatte den Chorgesang in Sparta zu freierer künstlerischer Gestaltung entwickelt, und was er vorbereitet hatte, das wurde durch Alkman (Alkmaeon) um 670 v. Chr. vollendet. Derselbe war der Sohn eines Lyders. Von Geburt ein spartanischer Sklave, erhielt er wegen seiner herrlichen Dichtungen die Freiheit. In der That ist er als Vater der griechischen Lyrik im engeren Sinne des Wortes zu betrachten. Er gab zuerst dem Chorgesange die kunstvolle strophische Form, und es wird uns berichtet, er habe Gesänge von vierzehn Strophen gedichtet, von denen die sieben ersten in anderem Versmaße verfaßt waren als die übrigen. Vorzüglich dichtete er Parthenien, d. h. Lieder für Chöre von Jungfrauen. Er verband in seinen Dichtungen die männliche Kraft und Tiefe des dorischen Geistes mit der Weichheit und Zartheit der äolischen Lyrik und steht in so fern eben so sehr den äolischen Dichtern nahe wie in Betreff der äußeren Form seiner Dichtungen.

Nach Alkman wurde die dorische Lyrik vorzüglich weiter gebildet in den Kolonien in Sicilien und Unteritalien. In Sicilien blühte zwischen 630 und 560 in der Stadt Himera der Dichter Stesichŏros. Würdevolle Erhabenheit und ruhige Größe, verbunden mit sittlicher Tiefe, waren der Hauptcharakter seiner Dichtungen. Um die Lieblichkeit seines Gesanges zu bezeichnen, sagten die Alten von ihm, bei seiner Geburt habe sich eine singende Nachtigall ihm auf die Lippen gesetzt, und als er erblindet im hohen Greisenalter starb, habe er als grauer Schwan des Apollon in süßen Tönen sein Leben ausgehaucht. Er vervollkommnete namentlich den Chorgesang. Während Alkman denselben in zwei Theile getheilt hatte, die in verschiedenem Rhythmus und Versmaße als Strophe und Gegenstrophe mit einander wechselten, je nachdem der Chor vor- oder rückwärts um den Altar schritt, gab Stesichoros der Strophe und Gegenstrophe gleichen Rhythmus und gleiches Versmaß und fügte nach der letzteren noch in einem von jenem verschiedenen Versmaße die Epode oder den Schlußgesang hinzu, welche er den Chor stehend singen ließ. Auch wandte er den Chorgesang besonders zur Behandlung epischer Gegenstände an den Festen der Heroen an. Eben deshalb soll er den Namen Stesichoros („Choraufsteller") erhalten haben, während er eigentlich Tisias hieß.

An Stesichoros schließt sich in mancher Beziehung Ibўkos aus Rhegium in Unteritalien, um 550 v. Chr. Er hielt sich eine Zeit lang am Hofe des Polykrates auf; später kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wo er gestorben zu sein scheint. Nach einer im Alterthume weit verbreiteten Sage, die den Stoff zu Schillers Ballade „die Kraniche des Ibycus" geliefert hat, wurde er jedoch auf einer Reise von Räubern ermordet.

Die Gedichte des Ibykos athmen eine bis zur Ueppigkeit leidenschaftliche Glut, und seine Sitten und sein Leben scheinen denselben Charakter getragen

zu haben. Deshalb stand er selbst in üblem Rufe, wie allgemein auch seine Gesänge wegen ihres hohen dichterischen Werthes gepriesen wurden.

Als Schüler Alkmans wird von Einigen Arion aus Methymna auf Lesbos (um 620) bezeichnet, der aber vielmehr der Terpandrischen Schule angehörte. Er hielt sich lange am Hofe des kunstliebenden Periander, des Tyrannen von Korinth, (S. 183) auf. Einst, so erzählt eine schöne Sage, zog er nach Italien und gewann daselbst im musikalischen Wettstreite den Preis. Mit reichen Schätzen kehrte er zu seinem Freunde Periander zurück; aber die Schiffer beschlossen, ihn zu tödten und sich seiner Schätze zu bemächtigen. Vergebens bot er ihnen freiwillig Alles dar, nur um sein Leben bittend. Sie ließen ihm nur die Wahl, sich mit eigener Hand zu tödten, oder sich ins Meer zu stürzen. Er wählte das Letztere. In vollem Sängerschmuck, die Cither in der Hand, trat er auf das Verdeck. Noch einmal ließ er seine Stimme erklingen, und die Götter anrufend, stürzte er sich in die Wogen. Durch seinen süßen Gesang herbeigelockt, hatten sich Delphine um das Schiff gesammelt, und einer derselben nahm ihn auf den Rücken und trug ihn nach dem griechischen Gestade. Wohlbehalten kam er zu Periander zurück, der zweifelnd die Erzählung von seiner wunderbaren Rettung vernahm. Als aber bald darauf auch die Schiffer kamen und erzählten, sie hätten den Sänger in Tarent zurückgelassen, trat plötzlich der Gerettete hervor. Sein Anblick verwirrte sie so, daß sie nicht mehr zu leugnen vermochten, und Periander ließ sie ans Kreuz schlagen. — Ein Denkmal von Bronze bei dem Tempel des Poseidon am Vorgebirge Tänaron (Kap Matapan), wo Arion gelandet war, ihn auf dem Rücken eines Delphins darstellend, wie er auch auf den Münzen seiner Vaterstadt Methymna abgebildet wurde, erhielt das Andenken seiner Rettung. A. W. Schlegel hat dieselbe in der schönen Ballade „Arion" besungen.

Das Hauptverdienst, welches sich Arion um die lyrische Kunst der Hellenen erwarb, bestand darin, daß er den Dionysischen Festgesang, den Dithyrambos, vervollkommnete und künstlerisch gestaltete. Der Dithyrambos war ein rauschender, schwärmerischer Gesang, in welchem die Gefahren und Leiden des Dionysos, begleitet von der Kithara, besungen wurden. Er bestand aus einem Wechsel von Strophen, Gegenstrophen, mit gleichmäßig wiederkehrendem Rhythmus, und auf die Gegenstrophe folgender Epode mit eigenem Sylbenmaß. Arion erfand für den Vortrag desselben auch die Kreischöre, d. h. Chöre von Männern oder auch Knaben, die den Opferaltar umkreisten.

Zum erhabensten Schwunge erhob sich die lyrische Dichtkunst bei Pindaros aus Theben. Er war 521 geboren, gerade in der Zeit, wo die pythischen Spiele gefeiert wurden. Eine sinnige Sage erzählt, als er einst noch als Knabe auf der Reise ermüdet eingeschlafen war, hätten Bienen ihren Honig auf seine Lippen gelegt. Von seinen Lebensumständen ist wenig bekannt; wohl aber wissen wir, daß er schon früh von dem Dichter Simonides von Keos und dessen Nebenbuhler Lasos in der Dichtkunst unterrichtet wurde. Auch mit Myrtis und Korinna stand er als Jüngling in vertrautem Umgange, und gewiß haben sie durch Wort und Beispiel ebenfalls auf die Ausbildung seines dichterischen Talents eingewirkt. Sein Ruhm wurde so groß, daß er nicht nur bei kunstliebenden Herrschern, wie Hieron von Syrakus, in hoher Achtung stand, sondern daß auch das Volk von Athen ihn durch Ertheilung des Staats-

gastrechts ehrte, eine Vergünstigung, die fast der Ertheilung des Bürgerrechts gleich stand. Ja, die Pythia befahl, ihn jedesmal zu dem mit den Theoxenien (einem Feste des Kastor und Pollux) in Delphi verbundenen Göttermahle feierlich einzuladen und ihm eben so viel zu geben wie dem Apollon. Diese Ehre ging sogar auf seine Nachkommen über, und bei der wiederholten Zerstörung Thebens durch die Spartaner und Alexander den Großen wurde das Haus, wo er gewohnt hatte, verschont, um ihn zu ehren. Erhalten sind von seinen Gedichten namentlich noch 45 Hymnen auf Sieger in den öffentlichen Spielen zu Olympia, Delphi, Nemea und auf dem Isthmos.

Zu solchen Hymnen gaben die öffentlichen Spiele vielfach Veranlassung. Die Sieger wurden in ihrer Heimath festlich empfangen, und auch der Jahrestag ihres Sieges, so wie andere öffentliche Feste, gaben zu ihrer Verherrlichung immer wieder neuen Anlaß. Der Festzug bei der Rückkehr des Siegers in die Heimath ging unmittelbar zum Tempel eines Gottes, um das Dankopfer darzubringen, unstreitig unter dem Gesange religiöser Lieder. Darauf folgte ein festlicher Schmaus, der dem Sieger öffentlich innerhalb des Tempelgebietes, im Rathhause, oder in einem andern Staatsgebäude veranstaltet wurde. Die größeren Gesänge Pindars wurden wohl meist unmittelbar nach dem Opfer im Tempel ausgeführt; nur wenige dienten zur Verherrlichung des Schmauses; andere wurden bei der Wiederholung der Festfeier gesungen. Sie wurden durch einen Chor von Männern oder Jünglingen ausgeführt, welche das ganze feiernde Volk repräsentirten, und waren mit Tanz verbunden, indem der Chor bei der Strophe aus einander trat und sich durch die Gegenstrophe wieder zum Ruhepunkt in der Epode zusammenzog. Zur musikalischen Begleitung wurde meist die Lyra, oft aber auch Flöten angewendet. Der Chorführer eröffnete den Gesang mit einem Gebete, einem Wunsche oder einer allgemeinen Andeutung des Hauptinhaltes der Dichtung, worauf der Chor einfiel und ununterbrochen bis zum Schlusse sang, der wieder den Hauptgedanken der ganzen Dichtung meist in Form einer Ermahnung oder eines Lobes zusammenfaßte und von dem Chorführer allein vorgetragen wurde. So singt Pindar im ersten pythischen Siegeshymnus (auf Hieron, der im Wagenrennen gesiegt hatte):

Lasse das Edle nicht! Halt gerechtes
 Steuer, zu lenken die Völker;
Schmiede die Zung' auf dem trugreinsten Amboß.
Sprüht davon auch Kleines falsch ab,
 Eilet es groß in die Welt,
 Als von dir. Vor bist du gesetzt
Vielem. Viel' auch schauen der Zeugen genau beides.
 Stets treu deinem blüthenreichen Muth,
Wofern zu vernehmen du liebst durch alle Zeit
Süßen Ruf, laß mühen die Gabe dich nicht
 Freies Muths drum, Steuermann, dein Segel gieb
  Schwellenden Winden dahin. Täusche niemals,
  Lieber, der Trug des Gewinns dich. — —

und schließt dann mit den Worten:

Günstiges Glück ist erster Kampfpreis,
Edler Ruhm das zweite Loos dann;
Beides zugleich so ein Mensch
Es ersah und selber gewann,
Hat er den höchsten Kranz errungen.

Er preist aber in seinen Siegeshymnen nicht bloß seinen Helden, er blickt auch aus der Gegenwart in die große Vergangenheit zurück; er vergleicht seine Helden mit den Heroen der mythischen Vorzeit ihres Stammes und ihres Volkes. Diese stellt er ihnen als Muster zur Nachahmung auf, und durch das Bild derselben sucht er sie zur Veredlung ihres eigenen Charakters zu begeistern. Vor Allem verherrlichte er auch die Gottheit, unter deren Schutz der Sieger den Preis gewonnen hatte, und das Vaterland desselben, das seinen Tugenden und Vorzügen einen solchen Bürger verdankte, durch den es gleichen Antheil am Siegesruhm hatte. Dieses aber erscheint ihm wieder nur als ein Glied der ganzen hellenischen Nation, über der schützend und Alles belebend die Gottheit waltet, so daß seine Gesänge zu wahrhaften Denkmälern für die ganze Nation wurden. Der nämliche fromme Sinn waltet auch vor in seinen Trauergesängen zum Preise geliebter und geehrter Verstorbener. Die schmerzvolle Klage erscheint in ihnen überwunden durch den unerschütterlichen Glauben an Unsterblichkeit, die dem Frommen den Lohn für seine Tugenden geben werde. So singt er:

Selig Loos erwartet Alle,
Wann sie von Noth das End' erlöset.
Zwar folgt der Leib Jedwedes der zwingenden Macht
Des Todes; doch lebendig bleibt zurück
Des Lebens Ebenbild; denn dieses allein entstammet von Gott. — —

Ueberhaupt war Pindar der größte Meister auf allen Gebieten der lyrischen Dichtkunst. Horaz, der größte lyrische Dichter Roms, vergleicht ihn mit einem Schwan, der seinen Flug hoch zu den Wolken erhebt. Ihm nachzuahmen, bezeichnet er als ein tollkühnes, vergebliches Beginnen. — Einem Freunde, der dem Pindar versicherte, daß er ihn überall rühme, gab der Dichter die schöne Antwort: „Dafür nimm zum Danke, daß ich dein Lob zur Wahrheit mache."

Er starb in seinem achtzigsten Jahre. Einer thebanischen Gesandtschaft, die das Orakel befragen sollte, hatte er den Auftrag gegeben, den Gott zu fragen, was das höchste Gut für die Menschen sei. Der Gott antwortete: er werde es bald selbst deutlich an sich erfahren. Da bereitete er sich zum Tode, und noch in demselben Jahre, als er im Theater, wahrscheinlich zu Argos, war, entschlief er sanft und schmerzlos, auf den Schooß seines Lieblings Theoxenos gelehnt. Seine Gattin und seine Töchter brachten seine Asche nach Theben, wo ihm im Gymnasium ein Denkmal errichtet wurde. Noch kurz vor seinem Tode scheint er einen Hymnus auf Persephone gedichtet zu haben, fromm und würdig sein Leben damit beschließend. Wenigstens war in Theben die Sage verbreitet, einige Tage vor seinem Tode sei ihm Persephone im Traume erschienen und habe gesagt: er habe sie allein von allen Göttern bisher noch nicht besungen; wenn er aber zu ihr hinabgekommen sei, solle er auch ihr einen Gesang dichten. Nach seinem Tode nun sei er einer greisen Verwandtin im Traume erschienen und habe ihr jenen Hymnus auf Persephone vorgesungen; sie aber habe denselben aufgeschrieben und der Nachwelt überliefert.

Mit Pindar hatte die lyrische Dichtung den Gipfel ihrer Vollendung er-

reicht. Später wurde sie immer mehr in den Hintergrund gedrängt durch die rasch aufblühende dramatische Dichtkunst, deren Anfänge schon in die Zeit Solons fallen (§. 31).

Die Sitte, Gastmähler und Trinkgelage durch Gesang zu verherrlichen, erzeugte bei den Hellenen eine besondere Dichtungsgattung, die Skolien. Schon bei Homer fehlte bei der Tafel der Fürsten und Edlen der Sänger nie, und das Lob der Götter und Heroen erhöhte die Freude des Mahles. Es wurden Hymnen auf die Götter gesungen, um dem sinnlichen Genuß dadurch eine höhere Weihe zu verleihen und zu verhüten, daß die heitere Freude in übermüthige Ausgelassenheit ausarte. Diesen uralten Gebrauch behielt man auch später bei; bald jedoch fanden, durch die Hymnen auf Dionysos selbst veranlaßt, im Gesange beim frohen Mahl auch Witz und Scherz Eingang, und so entstanden mancherlei Arten heiterer Gesänge, unter denen außer den eigentlichen Trinkliedern, die entweder von Einzelnen oder auch von Allen im Chor gesungen wurden, besonders die Skolien genannt werden. Bei dem Vortrage der letzteren reichten die geübtesten Sänger sich gegenseitig die Lyra oder einen Lorber- oder Myrtenzweig über die Tafel zu, oder derselbe ging auch der Reihe nach herum, und wer ihn annahm, mußte, sich an den vorigen Sänger anschließend, durch einen schönen Gesang die Tischgenossen erfreuen. Der Inhalt dieser aus dem Stegreif gesungenen Lieder war ein äußerst mannigfaltiger. Anfangs war derselbe ernst, einen Sittenspruch oder eine religiöse Beziehung enthaltend, und wenn diese Gesänge auch später mehr heiterer, scherzender Laune Raum gaben, so galt doch ein geistreiches Wort, eine sittliche Ermahnung immer für das beste Skolion. Götter und Helden, Freundschaft und Tugend, Freiheit und Vaterland wurden eben so besungen wie die harmlosen Freuden eines heiteren, sinnigen Lebensgenusses, und die größten lyrischen Dichter zeichneten sich auch in der Skolienpoesie aus. Vorzüglich waren es die äolischen Sänger, welche derselben künstlerischen Glanz verliehen; es werden uns aber nicht nur Skolien von Alcäus und Sappho, von Anakreon und Praxilla genannt, sondern eben so auch von Solon, Pindar und Andern.

Als eine beliebte Dichtungsgattung sind noch die Fabeln zu erwähnen. Der älteste hellenische Dichter, bei dem sich ein Beispiel derselben findet, ist Hesiod; aber ohne Zweifel hat es auch bei den Hellenen schon weit früher Fabeln gegeben. Zu allen Zeiten wurden dem Volke Lehren in solcher Einkleidung mit dem größten Erfolge vorgetragen. So erzählte Stesichöros den Bewohnern seiner Vaterstadt Himĕra in Sicilien, als sie dem Tyrannen Phalăris von Agrigent, den sie zu Hülfe gerufen und zum Oberfeldherrn gewählt hatten, auch eine Leibwache geben wollten, eine Fabel von einem Pferde und einem Hirsche, die sich um einen gemeinsamen Weideplatz stritten. Das Pferd rief gegen seinen stärkeren Gegner den Menschen zu Hülfe, der ihm Zügel anlegte. Zwar wurde der Hirsch besiegt; aber vergebens suchte das Pferd wieder von Reiter und Zügel befreit zu werden. Sie möchten sich vorsehen, daß ihnen nicht Gleiches begegne. Den Zügel hätten sie schon, da sie den Phalaris zum Feldherrn gewählt; wenn sie ihm nun auch noch eine Leibwache gäben, würden sie seine Knechte sein. — Seine Warnung hatte, wie es scheint, Erfolg, und seine Vaterstadt blieb vor der Herrschaft des Phalaris bewahrt.

Der berühmteste griechische Fabeldichter war Aesop (Aisōpos), um 620

geboren. Von seinen Lebensumständen wissen wir nur wenig. Gewiß ist es, daß er ein Sklave war, und wahrscheinlich stammte er aus Phrygien. Er diente mehreren Herren. Von dem letzten derselben, einem Samier Namens Jadmon, freigelassen, soll er an den Hof des Krösus gekommen sein, der ihm so großes Vertrauen schenkte, daß er ihn zu mehreren Gesandtschaften benutzte. Auf einer derselben nach Delphi wurde er von den dortigen Priestern, die sich durch ihn beleidigt glaubten, um 560 ermordet. Die Götter aber, sagt man, liebten ihn so, daß sie ihm das Leben wiederschenkten. Die im Alterthume weit verbreitete Meinung, daß er klein und bucklig gewesen sei, entstand wohl nur daher, daß in seinen Fabeln zum Theil, wie in denen früherer Dichter, das Lächerliche vorwaltete, während er in andern freilich nur ermunternde oder abschreckende Beispiele aufstellt, wie die späteren Fabeldichter. Das Lächerliche seiner Dichtungen übertrug man nun auf seine äußere Erscheinung. Uebrigens hat er seine Fabeln schwerlich selbst aufgeschrieben; sie lebten aber lange fort im Munde des Volkes und wurden nachher durch vielfache Sammlungen erhalten, in denen ihm jedoch vieles Fremde untergeschoben ist. Welch hoher Werth ihnen zu allen Zeiten beigelegt wurde, geht unter Anderem daraus hervor, daß der weise Sokrates sich im Kerker damit beschäftigte, die äsopischen Fabeln, die er im Gedächtniß hatte, in Verse zu bringen, und daß ebenso Luther sechzehn derselben ins Deutsche übersetzt hat.

Die Fabel gehört in gewisser Beziehung mit zu dem Lehrgedichte, welches aus der dichterischen Verbindung von Denksprüchen (Gnomen) entstanden ist, in welchen weise Männer ihre Betrachtungen über Welt und Menschen aussprachen. Solche Gnomen finden wir bei den Hellenen in großer Zahl. Sie enthalten kluge Lebensregeln, ermahnen, daß man in Allem Maß halten und die Leidenschaften überwinden solle, warnen vor falschen Freunden, klagen über die Mangelhaftigkeit und Unsicherheit menschlicher Rathschläge u. s. w., und sind zum Theil von hohem sittlichen Gehalt, obgleich sie den Denksprüchen der Israeliten, wie wir sie z. B. in den Sprüchen Salomos gesammelt finden, an Reichthum und Tiefe weit nachstehen. Durch solche Denksprüche zeichneten sich auch die sogenannten sieben Weisen aus, die sich zum Theil zugleich als Staatsmänner und Gesetzgeber um ihr Vaterland große Verdienste erwarben. Ihre Namen, wie sie gewöhnlich angegeben werden, sind in folgenden Versen enthalten:

„Maß zu halten, ist gut", das lehrt Kleobūlos von Lindos*);
„Jegliches vorbedacht", heißt Ephȳra's**) Sohn Periander;
„Wohl erwäge die Zeit", sagt Pittăkos von Mitylene;
„Mehrere machen es schlimm", wie Bias meint von Priene***);
„Bürgschaft bringet dir Leid" so warnt der Milesier Thales;
„Kenne dich selbst!" so gebeut der Lacedämonier Chilōn;
Endlich: „Nimmer zu sehr!" besiehlt der Kekropier Solon.

Uebrigens wurden nur Thales, Solon, Pittakos und Bias von Allen unbestritten zu der Zahl der sieben Weisen gerechnet. Statt des Periander

*) einer Stadt auf Rhodos. **) Der alte Name von Korinth. ***) Die Stadt lag in der Nähe von Milet.

nennt Platon den Myson, einen Malier von Chen auf dem Oeta; Andere nennen für Kleobulos und Cheilon den Pythagoras von Samos und den Pherekydes von Syros, noch Andere den Aristodemos von Sparta und den Akusilaos von Argos, oder den Peisistratos von Athen und den Skythen Anacharsis.

Weit über diese Weisen, wie über alle andern jener Zeit, erhob sich am Anfange des sechsten Jahrhunderts Pythagŏras, der sich zuerst nicht einen Weisen, sondern einen Philosophen, d. h. „einen Freund der Weisheit" nannte. Er war der Sohn eines reichen Kaufmanns, um 580 zu Samos geboren. Auf weiten Reisen lernte er die gebildetsten Völker seiner Zeit und ihre religiöse Weisheit kennen. So wurde er in Kreta in die griechischen Mysterien eingeweiht; in Aegypten, wohin er mit Empfehlungen des Polykrates an Amasis ging, erhielt er Zutritt zu den Geheimnissen der Priesterkaste, und wenn es auch ungewiß bleibt, ob er in die Weisheit der persischen Magier und der indischen Brahmanen eingeweiht war, so finden sich doch auch daraus Anklänge in seinen Lehren. Nach Beendigung seiner Reisen kehrte er in seine Vaterstadt zurück; aber unzufrieden mit den dortigen Verhältnissen, verließ er sie bald wieder und begab sich nach Unteritalien, wo er durch Beredtsamkeit und würdevolle äußere Erscheinung bald das größte Aufsehen erregte. Das Würdevolle seines Vortrages ließ seine Aussprüche fast als göttliche Orakel und ihn selbst als einen Vertrauten der Götter erscheinen. Er ließ sich im J. 532 in der Stadt Kroton in Unteritalien nieder, und bald sammelte sich um ihn eine Schaar von Männern, die, für seine Lehre begeistert, den Stamm eines Bundes bildeten, welcher zur sittlichen Veredlung der Menschheit bestimmt war. Sechshundert Männer, welche bisher der Schwelgerei ergeben gewesen waren, wurden durch sein Beispiel zur Mäßigkeit bekehrt, und auch Frauen legten aus Ehrfurcht vor ihm ihre Prunksucht ab. Er faßte den großartigen Gedanken, das sittliche Leben und den Staat zu reformiren; er erkannte es aber wohl, daß ihm dies nur gelingen könne, wenn er seine Idee zuerst in einem kleinen Kreise auserwählter Männer verwirklichte, die er durch das Band des Geheimnisses noch enger mit einander zu verbinden suchte. Erst wenn die Tugend so gegen die Verderbniß des Lebens gesichert und befestigt wäre, sollte sie sich von den Geweihten des Bundes aus auch in den größten Kreisen weiter verbreiten. So wurde er der Stifter eines geheimen Bundes. Nicht Alle aber wurden gleich in die Geheimnisse eingeweiht. Der Unterricht für die, welchen das Geheimniß noch verschlossen war, bestand in Vorträgen, durch welche die Tugend für die verschiedenen Verhältnisse des Lebens, namentlich die Enthaltsamkeit von niedrigen Genüssen, empfohlen wurde. Sie mußten dem Worte des Meisters unbedingt Glauben schenken. „Er hat es gesagt", war für sie stets der untrügliche Beweis der Wahrheit. Das erste Gebot für sie war Verschwiegenheit, und nach Umständen mußten sie ein jahrelanges Schweigen beobachten. Erst nach strengen Prüfungen wurden sie in den engeren Bund aufgenommen und allmählich für die höchsten Stufen der Erkenntniß vorbereitet. — Die Pythagoräer wohnten in Kroton mit Weib und Kind in einem großen Hause zusammen. Alle ihre Beschäftigungen waren genau bestimmt. Unter dem Gesange von Hymnen gingen sie der aufgehenden Sonne entgegen, um sich in feierliche Stimmung zu versetzen,

die zur Erfüllung der Pflicht nöthige Kraft zu sammeln und sich zu ernstem Nachdenken über die höchsten Gegenstände des Lebens zu kräftigen. An einen gemeinsamen Spaziergang schlossen sich dann lehrreiche Unterredungen; darauf wurden Leibesübungen angestellt, und durch diese bereitete man sich zu einem gemeinsamen Mahle vor, das in Brot, Honig und Wasser bestand. — Als ein Hauptbildungsmittel betrachtete Pythagoras die Musik, durch welche der Geist die Herrschaft über die Leidenschaft gewinnen, und befreit von irdischem Mangel, zur Ahnung des Ewigen erhoben werden sollte. Diese allmähliche Vervollkommnung setzt sich nach der Meinung des Pythagoras auch noch nach dem Tode fort, indem die Seelen, die nichts als ein Ausfluß der einen Gottheit sind, welche das ganze Weltall belebt und regiert, durch eine Seelenwanderung zur Unsterblichkeit gelangen. Nach der Mahlzeit besprach man die öffentlichen Angelegenheiten. Gegen Abend wurde das, was man am Tage gethan und worüber man nachgedacht hatte, wiederholt, und ein Bad und eine darauf folgende gemeinsame Mahlzeit machte den Schluß. — Den Mitgliedern des engeren Bundes wurden die Lehren unverhüllt vorgetragen. Sie, die meistens den edelsten Familien angehörten, sollten dadurch zu Herrschern und Staatsmännern herangebildet werden. Bald sammelte sich um Pythagoras eine Schaar auserwählter Jünglinge, verbunden durch das Band einer Freundschaft, die um so reiner und uneigennütziger war, je mehr jeder Einzelne danach trachtete, „daß seine Seele einer harmonisch gestimmten Lyra gliche". Durch ihre Verdienste gelangten die Mitglieder des Bundes zu den höchsten Staatsämtern, und es bildete sich so eine wahre Aristokratie, d. h. eine Herrschaft der Edelsten und Besten, aus. Auch aus Taras (Tarent) und anderen benachbarten Staaten traten Zöglinge in diese „Schule von Staatsmännern" ein, und Kroton, wie die anderen Städte, in deren Lenkern der Geist des Pythagoras waltete, soll damals eine Zeit der Tugend und des Glückes genossen haben wie weder später noch zuvor. Doch auch gegen diesen schönen Bund erwachte endlich die Feindschaft und der Neid. Kylōn, ein herrschsüchtiger Mann, dem die Aufnahme in den Bund war verweigert worden, stellte sich an die Spitze des niederen Volkes in Kroton, welches nach Vertheilung der Aecker begierig war. Das Versammlungshaus, in welchem sich die Häupter des Bundes befanden, wurde im J. 504 gestürmt und in Brand gesteckt. Alle dort befindlichen Mitglieder bis auf zwei wurden getödtet, und auch in anderen Städten, in welche der Bund Eingang gefunden hatte, wurde derselbe auf gleiche Weise verfolgt. Pythagoras selbst, der schon vor der Sprengung des Bundes Kroton verlassen hatte, starb bald darauf in Metapontum am Meerbusen von Tarent in seinem achtzigsten Jahre.

Mit der Auflösung des Bundes verschwand auch der große Einfluß desselben auf das öffentliche Leben der Hellenen. Sein Wirken war über die Staaten dahin gegangen wie ein kurzer, schöner Frühling, in welchem sich alle Vollkommenheit, deren die Hellenen als Menschen und Bürger fähig waren, mit jugendlicher Frische entfaltet hatte. Aber die Lehre des Pythagoras war nicht mit dem Bunde zugleich vernichtet. Die zerstreuten Mitglieder desselben verbreiteten sich über Unteritalien, Griechenland und Kleinasien, und überall hin brachten sie die Lehren ihres Meisters, die von ihnen weiter entwickelt

wurden, und denen sie durch ihre Tugenden Eingang verschafften. Namentlich wirkten sie auch als Aerzte und trugen in solcher Weise viel dazu bei, daß die Heilkunst, welche bisher nur als Geheimniß im Besitze der priesterlichen Geschlechter gewesen war, vervollkommnet und zur Wissenschaft erhoben wurde.

Zweites Kapitel. Vom Anfange der Perserkriege bis auf Alexander den Großen; c. 500 bis 300 v. Chr.

(Die Zeit der höchsten Blüthe Griechenlands bis zum Untergange der griechischen Freiheit.)

---

§. 25. Miltiades.

Bis zur Vertreibung des Hippias aus Athen (S. 197) war Sparta bei weitem der mächtigste und einflußreichste Staat in ganz Griechenland gewesen. Die griechischen Staaten, welche seit den dorischen Wanderungen vereinzelt waren und durch gemeinsame Versammlungen (§. 23) nur lose mit einander verbunden wurden, waren in lebhafteren Verkehr mit einander getreten und hatten sich fast ohne Ausnahme an das mächtige Sparta als ihren einigenden Mittelpunkt angeschlossen. Mit dem Sturze der Tyrannen in Athen aber erwachte überall von Neuem das Streben des Volkes nach Freiheit und Selbständigkeit, und es bedurfte nur eines äußeren Anstoßes, um alle Staaten zu engem Anschließen an den in frischer Jugendkraft auftretenden athenischen Freistaat zu bewegen und diesen so auf den Gipfel der Macht zu erheben. Diesen Anstoß gaben die bald nach der Vertreibung des Hippias ausbrechenden Kämpfe mit Persien, durch deren glorreichen Ausgang das hellenische Volk erst zum vollen Bewußtsein seiner Kraft sowohl, wie des hohen Werthes der Freiheit und der Schmach einer Knechtschaft unter Barbaren gelangte.

Die Veranlassung zu diesen Kämpfen ging von Ionien aus. Darius hatte dem Histiäos, dem Statthalter von Milet, zur Belohnung dafür, daß er die Abbrechung der Donaubrücke verhindert hatte (S. 104), einen Landstrich in Thracien geschenkt. Dort baute nun Histiäos eine Stadt und begann sie zu befestigen. Dies erregte den Verdacht des persischen Statthalters, und Darius berief deshalb den Histiäos nach Susa, unter dem Vorwande, er wolle sich seines weisen Rathes bei seinen ferneren Unternehmungen bedienen. Aristagŏras, ein Neffe des Histiäos, wurde sein Nachfolger als Herrscher von Milet. Diesem schien sich eine günstige Gelegenheit zur Vergrößerung seiner Herrschaft darzubieten. Die Bewohner der Insel Naxos nämlich hatten ihre Tyrannen gestürzt und die Vornehmen vertrieben. Diese wandten sich an Aristagoras, und derselbe bewog die Perser, ihm eine Flotte zur Eroberung der Insel anzuvertrauen. Durch Verrath mißlang das Unternehmen, und

Aristagoras fürchtete nun, er werde mit seinem Vermögen, wohl gar mit seinem Leben dafür aufkommen müssen. Er sann deshalb darauf, wie er der Gefahr entgehen könne, und so faßte er den Gedanken, die kleinasiatischen Griechen zur Empörung aufzufordern und sich an ihre Spitze zu stellen. Noch war er zu keinem festen Entschlusse gekommen, als ihn Histiäos, der es wohl fühlte, daß er sich in Susa nur in ehrenvoller Gefangenschaft befand, durch einen treuen Sklaven zur Empörung auffordern ließ. Dies entschied. Aristagoras ließ zuerst in Milet die Volksherrschaft ausrufen; der Aufstand verbreitete sich bald durch alle griechischen Städte in Kleinasien, die begierig waren, von dem doppelten Joche der Perser und der unter der Oberherrschaft derselben regierenden einheimischen Tyrannen frei zu werden; die Tyrannen wurden vertrieben, und Aristagoras ging nun selbst nach Griechenland, um die europäischen Hellenen zur Hülfe aufzufordern. Schon war die Verbindung der Kolonien mit ihren Mutterstädten so locker geworden, daß er sich nicht zuerst nach Athen, der Mutterstadt von Milet, sondern nach dem mächtigen Sparta wandte. Der dortige König Kleomĕnes wollte aber auf seine Anträge nicht hören, und als ihm Aristagoras große Geldsummen bot, sagt Gorgo, die kleine Tochter des Königs, welche zugegen war: „Vater, geh fort, sonst besticht dich der Fremde!" — So mußte er Sparta unverrichteter Sache verlassen. Besseren Erfolg hatten seine Bemühungen in Athen; denn die Athener, aufgebracht darüber, daß der persische Statthalter sie unter Drohungen aufgefordert hatte, den Hippias wieder aufzunehmen, sandten den Joniern zwanzig Schiffe zu Hülfe. Mit diesen gemeinschaftlich eroberten und verbrannten die Jonier Sardes; nur die Burg der Stadt vermochten sie den Persern nicht zu entreißen. Jedoch zogen sie sich vor den heranrückenden Persern nach Ephesos zurück und wurden hier geschlagen; die Athener aber segelten wieder nach Hause. Histiäos hatte es dahin zu bringen gewußt, daß Darius, der gegen ihn nicht den geringsten Argwohn hatte, ihn nun mit einem Heere gegen die Jonier sandte; als er aber merkte, daß der Statthalter von Kleinasien seine Absicht, sich eine unabhängige Herrschaft zu gründen, besser durchschaute, entfloh er. Nachdem er noch einige Zeit Widerstand geleistet hatte, wurde er gefangen genommen und ans Kreuz geschlagen. Sein Haupt sandte der Statthalter dem Könige nach Susa; der edle König aber war sehr unzufrieden darüber, daß man ihn nicht lebend gesandt habe, und befahl, das Haupt ehrenvoll zu bestatten, weil sich Histiäos um ihn und die Perser einst hoch verdient gemacht habe. Schon früher hatte Aristogoras, an einem glücklichen Ausgange seines Unternehmens verzweifelnd, mit einer Kolonie Milet verlassen und war von den Thraciern erschlagen worden. — Jetzt wandte sich die ganze persische Heeresmacht gegen Milet. Die Jonier wurden besiegt, Milet zerstört, die Männer getödtet, Weiber und Kinder in die Sklaverei geschleppt; die Jonier mußten ihre Tyrannen wieder aufnehmen und geriethen in noch drückendere Knechtschaft als vorher. Nur wenige Edle hatten den Muth, durch Auswanderung einer schimpflichen Sklaverei zuvorzukommen.

So hatte die Erhebung der Jonier ein klägliches Ende genommen, und sie konnte es nicht anders, denn weder im Volke noch in den Führern hatte sie eine feste sittliche Grundlage gehabt. Die Jonier wie die übrigen Griechen in Kleinasien waren durch Schwelgerei und Genußsucht schon zu sehr entartet,

als daß sie nicht hätten ein üppiges Leben in Knechtschaft dem Besitz einer Freiheit vorziehen sollen, die ohne Aufopferungen und Entbehrungen weder zu erlangen noch zu behaupten war. Histiäos und Aristagoras hatten keineswegs die Absicht gehabt, die Freiheit und Selbständigkeit des Volkes zu fördern; vielmehr hatte ihnen der Aufstand nur als Mittel dienen sollen, sich zu schützen und schnöden Gewinn zu erlangen. Ganz anders in Griechenland selbst!

Darius war so entrüstet über den Beistand, welchen die Athener den Ioniern geleistet hatten, daß er sich täglich bei der Mahlzeit von einem Sklaven dreimal zurufen ließ: „Herr, gedenke der Athener!" und der vertriebene Hippias nährte diesen Groll des Königs gegen Athen noch mehr. Darius rüstete deshalb ein Landheer und eine Flotte aus, die unter dem Oberbefehle des **Mardonius** nach Europa aufbrachen. Mardonius war ein noch junger Mann, aber dem Könige nahe verwandt. Sein Vater Gobryas war einer der persischen Stadtfürsten; mit der Tochter desselben hatte sich Darius schon vor seiner Thronbesteigung vermählt. Mardonius war also der Schwager des Königs, und überdies hatte ihm dieser seine Tochter Artazostra zur Gemahlin gegeben. Ehe Mardonius nach Europa hinüberging, stellte er in allen Städten Kleinasiens die Volksherrschaft wieder her, weil es den Persern am bequemsten schien, daß Alle dem Könige gegenüber gleich wären; dann eroberte er die Insel Thasos und unterwarf Macedonien. Durch einen Sturm verlor er jedoch bei dem Vorgebirge Athos 350 Schiffe mit zwanzigtausend Mann, und dadurch ermuthigt, griffen die Thracier auch das Landheer an. Zwar wurden sie mit Mühe besiegt, aber doch hatten sie dem persischen Heere so große Verluste beigebracht, daß Mardonius sich gezwungen sah, mit dem Reste desselben nach Asien zurückzukehren.

Darius gab indessen seinen Plan zur Unterjochung Griechenlands darum noch nicht auf. Er schickte nach allen Städten Griechenlands Gesandte, um Wasser und Erde als Zeichen der Unterwerfung zu fordern. Die meisten Städte und besonders die Inseln gaben das Verlangte; die Athener und Spartaner aber widerstanden. Nur befleckten beide ihren Ruhm durch schmähliche Verletzung des Völkerrechts, indem jene die Gesandten in einen Abgrund stürzten, diese sie in einen Brunnen warfen, ihnen spöttisch nachrufend, da sollten sie sich selbst Erde und Wasser holen. Darius beschloß wegen dieses Frevels blutige Rache zu nehmen. Er sandte ein gewaltiges Heer unter Anführung zweier Feldherren, des **Datis** und **Artaphernes**, nach Griechenland. Dieselben eroberten Naxos und die übrigen kykladischen Inseln, unterwarfen Euböa und setzten von da nach dem Festlande hinüber. Sie landeten an der Küste von Attika in der Nähe von **Marathon**, wo sie sich dem athenischen Heere gegenüber aufstellten. Die Athener hatten selbst nach Bewaffnung der Sklaven nicht mehr als neuntausend Mann zusammen bringen können; die Spartaner, die sie zur Hülfe aufgefordert hatten, wurden durch religiöse Bedenklichkeiten verhindert, vor dem Vollmond in den Krieg zu ziehen; nur tausend Platäer halfen, und dieser kleinen Schaar stand ein wohl zwölfmal größeres persisches Heer gegenüber. Ungünstig war es außerdem für die Athener, daß sie zehn Feldherren hatten, unter denen der Oberbefehl wechselte. Anfangs konnten sich dieselben durchaus nicht darüber einigen, was zu thun

sei; endlich aber übertrugen sie den Oberbefehl Einem aus ihrer Mitte, jenem Miltiădes, den wir bereits bei dem Zuge des Darius gegen die Skythen kennen gelernt haben (S. 104), und der kurz nach der Rückkehr des Darius aus Furcht vor den Persern, denen er einen für sie so nachtheiligen Rath gegeben hatte, mit seiner Gemahlin Elpinike und seinem Sohne Kimon aus Thracien geflohen und nach Athen gekommen war. Er stellte sein Heer in Schlachtordnung, es so weit als möglich ausdehnend, und griff dann die über solche Kühnheit nicht wenig erstaunten Perser an. Leicht durchbrachen dieselben die schwache Mitte des athenischen Heeres; dagegen wurden sie auf beiden Flügeln geschlagen; die Athener schwenkten schnell nach der Mitte ein, siegten auch hier, und bestürzt suchten die Perser auf der Flotte Zuflucht und kehrten, ohne etwas ausgerichtet zu haben, nach Asien zurück. Die spartanischen Hülfsschaaren kamen erst nach Beendigung der Schlacht, und konnten jetzt nur die großen Leichenhaufen der Feinde und die heldenmüthige Tapferkeit der Athener bewundern. Der Jubel des Heeres der Athener war um so größer, je weniger sie einen so glänzenden Sieg zu hoffen gewagt hatten. Während die Uebrigen den fliehenden Feind verfolgten, eilte Einer von ihnen Namens Pheidippĭdĕs in schnellem Laufe nach dem nur wenige Meilen entfernten Athen. „Athener, wir haben gesiegt", rief er, auf den Marktplatz stürzend, aus und sank entseelt zu Boden. Der Sieg bei Marăthon war am 29. September 490 v. Chr. erfochten worden. Nicht nur dem Miltiades brachte derselbe großen Ruhm; die Athener hatten ihn als Vorkämpfer für ganz Griechenland erfochten. Daß sie durch eigene Kraft den Angriff des übermächtigen und übermüthigen Feindes zurückgeschlagen hatten, erfüllte sie mit einem Selbstvertrauen, das ihnen Muth gab, allen Gefahren, mit welchen die Zukunft sie bedrohen konnte, kühn entgegen zu treten. Feindschaft und Kampfeslust gegen die Barbaren erfüllte von nun alle Hellenen, die sich jetzt zum ersten Male ganz als ein Volk fühlten, und kein Opfer schien ihnen zu groß für die Erhaltung ihrer Unabhängigkeit.

Leider aber waren die Athener nur zu leicht zum Mißtrauen geneigt und wurden durch dasselbe zur Undankbarkeit gegen ihre größten Wohlthäter verleitet. Dies mußte schon Miltiades erfahren. Viele gönnten ihm den wohlverdienten Ruhm nicht, der ihm nach dem Siege bei Marathon zu Theil wurde, und das Vertrauen und die große Gunst, welche er bei dem Volke genoß, erfüllte sie mit Neid und Haß gegen ihn. Er selbst gab ihnen das Mittel zu seinem Sturze in die Hand. Theils um sich zu bereichern, theils um persönliche Rache gegen einen Parier, zu befriedigen, der ihn bei den Persern verleumdet hatte, bewog er nämlich die Athener, ihm siebzig Schiffe anzuvertrauen, indem er, ohne zu sagen, wohin er sie führen wollte, nur versprach, große Schätze zurückzubringen. Er zog darauf gegen die Insel Paros unter dem Vorwande, er wolle sie züchtigen, weil sie den Persern Hülfe geleistet hatte. Aber der Zug mißlang gänzlich, und Miltiades mußte, durch einen unglücklichen Fall am Fuße verwundet, nachdem er das Land verwüstet hatte, unverrichteter Sache mit der Flotte nach Athen zurückkehren. Hier wurde er von Xanthippos, dem Vater des später so berühmt gewordenen Perikles, als Betrüger des Volkes auf den Tod angeklagt. Er konnte sich nicht einmal persönlich vor Gericht vertheidigen, weil seine Wunde sich verschlimmert hatte,

und nur mit Mühe gelang es seinen Freunden, durch die Erinnerung an den Sieg bei Marathon zu bewirken, daß ihm die Todesstrafe erlassen wurde. Dafür aber wurde er zur Zahlung von funfzig Talenten (75,000 Thalern), als Ersatz für die Kosten des verunglückten Zuges, verurtheilt und bis zu erfolgter Zahlung ins Gefängniß geworfen. Er starb daselbst bald darauf an seiner Wunde, die sich aus Mangel an Pflege entzündet hatte, und sein Sohn Kimōn bezahlte später für ihn die Strafsumme. Das große, von Miltiades begonnene Werk der Erhebung Athens aber wurde von Themistŏkles fortgesetzt.

---

§. 26. Themistokles und Aristides.

Themistokles, zwischen 530 und 525 v. Chr. geboren, hatte sich keiner hohen Abkunft zu rühmen. Sein Vater war ein unbedeutender athenischer Bürger; seine Mutter war gar keine geborene Athenerin, sondern entweder aus Thracien oder Karien, so daß er von mütterlicher Seite nicht einmal ein ächter athenischer Bürger war. Schon als Kind aber zeigte er die glänzendsten Anlagen, und einer seiner Lehrer sagte deshalb zu ihm: „Aus Dir wird einmal etwas Ungewöhnliches, etwas sehr Gutes oder etwas sehr Schlechtes.“ Seine geistige Ueberlegenheit verschaffte ihm bald großen Einfluß auf seine Altersgenossen. Seiner unedlen Abkunft wegen durfte er kein anderes Gymnasium besuchen als das vor der Stadt gelegene Kynosarges. Da wußte er einige Jünglinge von edler Geburt zu bewegen, daß sie ihn dorthin begleiteten, und so schien er den Unterschied zwischen ächten und unächten Bürgern aufzuheben. — Die gewöhnlichen Kinderspiele sagten dem feurigen, hochstrebenden Knaben nicht zu; eben so wenig hatte er Sinn für Kunst. Nur was sich auf Staat und Krieg bezog, vermochte ihn zu befriedigen. Sein lebhafter, durch Erziehung und Unterricht wenig gebildeter Geist verleitete ihn in seiner Jugend zu manchen muthwilligen und leichtsinnigen Streichen. Er selbst gestand dies später und pflegte zu sagen, die wildesten Füllen würden noch die besten Pferde, wenn sie gehörig gebändigt und abgerichtet würden. Dabei besaß er die ungemessenste Begierde nach Ehre und Ruhm. Am liebsten beschäftigte er sich damit, sich in gerichtlichen Reden zu üben, die ihm Gelegenheit verschafften, Einsicht in die Verwaltung des Staates zu gewinnen, und gewaltig und mit überzeugender Kraft riß er Alles mit sich fort, wenn er in der Volksversammlung öffentlich sprach. Schon am Kampfe bei Marathon nahm er Theil, und lange nachher noch sah man ihn tiefsinnig umhergehen, und schlaflos brachte er die Nächte zu. „Die Siegeszeichen des Miltiades lassen mich nicht schlafen“, erwiederte er seinen Freunden, die ihn nach der Ursache seiner Schwermuth fragten.

Nach dem Tode des Miltiades erhielt er den weitesten Spielraum für seine Thätigkeit. Die Meisten betrachteten den Sieg bei Marathon als das Ende des Krieges; ihm erschien derselbe nur als der Anfang größerer Kämpfe. Mit scharfem Blicke erkannte er, daß die Größe und Macht Athens, besonders dem zu Lande so mächtigen Sparta gegenüber, nur auf die Herrschaft zur

See gegründet werden könne. Er setzte es deshalb zunächst durch, daß die Einkünfte aus den Silberbergwerken nicht wie bisher unter die Bürger vertheilt, sondern zum Bau einer Flotte von hundert Schiffen verwendet wurden, und daß der Bau des Hafens Peiraieus (Piräus), der zu einem Kriegshafen bestimmt war, begonnen wurde, und legte so den Grund zu der späteren Seemacht Athens. Dadurch aber gerieth er in Kampf mit dem größten seiner Zeitgenossen, dem Aristeidēs (Aristides).

Groß durch Eigenschaften des Geistes, größer noch durch seine unerschütterliche Redlichkeit und Uneigennützigkeit, die ihm schon bei Zeitgenossen den Beinamen des Gerechten erwarben, gehört dieser edle Mann zu den Wenigen, die schön und rein dastehen vor dem Richterstuhle streng prüfender Geschichte, und auf deren makellosem Leben unser Blick stets mit Wohlgefallen zu weilen vermag. Nach dem Tode seines Freundes Kleisthenes, der die Verfassung Solons vollendet hatte, war er der angesehenste Mann in Athen. Auch er hatte, wie der etwa funfzehn Jahre jüngere Themistokles, an der Schlacht bei Marathon theilgenommen; aber er war einer der zehn Feldherren gewesen und hatte als solcher zuerst seinen Oberbefehl dem Miltiades abgetreten. Mit Themistokles mußte ihn sein gerader, redlicher Sinn bald in Kampf bringen. Der Plan desselben schien ihm äußerst bedenklich. Die alte Tugend der Athener, fürchtete er, würde leiden, wenn sie von dem einfachen Landleben ihrer Väter abgelenkt würden, um auf dem treulosen Meere nach unsicherem Gewinne zu trachten, der nicht immer durch redliche Mittel zu erlangen war. Ebenso aber war es auch natürlich, daß Themistokles als der heftigste Gegner des Aristeides auftrat, nicht etwa aus kleinlichem, persönlichem Neide, sondern weil ihm derselbe bei der Erreichung jener Pläne im Wege war, deren Durchführung ihm für das Wohl Athens um so nothwendiger schien, je fester bei ihm die Ueberzeugung stand, daß ein neuer Krieg mit Persien nicht zu vermeiden sei, und je größer die Eifersucht der übrigen griechischen Staaten gegen Athen war. Themistokles wußte es endlich dahin zu bringen, daß Aristeides als gefährlich für die Freiheit, durch das Scherbengericht auf zehn Jahre aus Athen verbannt wurde. Wie groß das Mißtrauen des Volkes gegen die war, welche vor den Uebrigen sich auszeichneten, sehen wir aus einem an sich ganz unbedeutenden Vorfalle bei dieser Gelegenheit. Dem Aristeides begegnete ein Bauer und bat ihn, den er nicht kannte, den Namen Aristeides auf eine Scherbe zu schreiben. Aristeides that es und fragte ihn dann, wodurch denn der Mann sich seine Feindschaft zugezogen habe. „Ich kenne ihn gar nicht," war die Antwort; „ich ärgere mich nur, daß man ihn immer den Gerechten nennt." Ohne Groll gegen seine Mitbürger verließ Aristeides seine Vaterstadt; ja, er flehte scheidend zu den Göttern, sie möchten nie eine Zeit kommen lassen, wo die Athener seine Verstoßung zu bereuen hätten. Aber diese Zeit kam bald!

Darius hatte nämlich auch nach dem unglücklichen Ausgange des zweiten Zuges gegen Griechenland den Plan zur Unterwerfung der Griechen keineswegs aufgegeben; ja, er veranstaltete jetzt nur um so größere Rüstungen, damit ihm das neue Unternehmen nicht abermals mißlänge. Er ließ Flotten bauen und sammelte Heere in seinem ganzen Reiche; aber als die Vorbereitungen zu dem neuen Zuge eben beendigt waren, empörten sich die Aegypter, und ehe ihm

die Unterwerfung derselben gelang, ereilte ihn 485 der Tod. Kurz vorher hatte er den Xerxes, den ältesten Sohn seiner zweiten Gemahlin Atossa, einer Tochter des Cyrus und früheren Gemahlin des Kambyses, mit Uebergehung seiner Söhne von der Tochter des Gobryas zu seinem Nachfolger ernannt, den schönsten und stattlichsten Mann unter allen Persern. Nachdem derselbe Aegypten wieder unterworfen hatte bestürmten ihn der auf Antrieb seines Mitkönigs Kleomenes unter dem vom bestochenen Orakel zu Delphi unterstützten Vorwande unächter Geburt aus Sparta vertriebene König Demarātos, so wie andere Fremde, die sich bei ihm aufhielten, vor Allen aber sein Schwager Mardonius, der nach dem Mißlingen seines ersten Zuges jetzt nur um so begieriger war, Statthalter von Griechenland zu werden, mit Aufforderungen zu einem großen Unternehmen gegen die Hellenen, und er beschloß, selbst gegen sie ins Feld zu ziehen. Alsbald wurden nun die gewaltigsten Rüstungen begonnen, die je zu einem Kriege gemacht sind, und wenn es auch sicher übertrieben ist, daß das persische Heer drittehalb Millionen gezählt habe, so war dasselbe dennoch ungeheuer. Dies große, unbehülfliche, aus dem wunderbarsten Gewirr der verschiedensten Nationen in den verschiedensten Trachten und Waffen bestehende Heer wälzte sich nun, begleitet von einem zahllosen Troß von Weibern, Handwerkern und Sklaven, den König und seine ganze Familie an der Spitze, durch Asien dem ägäischen Meere zu; die Halbinsel des Athos aber war bereits vorher in einer Zeit von drei Jahren durchstochen worden, um die gefährlichen Stürme bei dem Vorgebirge zu vermeiden. — Schon zuvor hatten zwei spartanische Männer, Sperthias und Bulis, freiwillig Weib und Kind verlassen und sich, um das Vaterland von der Schuld des Gesandtenmordes zu befreien, als Todtenopfer zum Xerxes nach Susa begeben. Sei es aber, daß dieser überrascht war durch eine so heldenmüthige Aufopferung, oder daß er Sparta nicht von der Blutschuld befreien wollte, er schickte die beiden Gesandten unverletzt nach Sparta zurück. Er überwinterte dann mit seinem Heere in Sardes und sandte von dort aus nochmals an alle griechischen Staaten außer Athen und Sparta Boten, um Erde und Wasser zu fordern. Zugleich ließ er über den Hellespont eine Schiffbrücke schlagen, um über dieselbe nach Europa hinüberzuziehen. Die Brücke wurde jedoch vom Sturme zerstört, und Xerxes soll darüber so in Wuth gerathen sein, daß er den Baumeister tödten, das ungehorsame Meer aber mit dreihundert Peitschenhieben strafen und Ketten hineinwerfen ließ. Es wurde sodann eine neue Brücke gebaut und auf dieser nach feierlichen Opfern von Abydos in Kleinasien aus im Frühling 480 der Uebergang in sieben Tagen und sieben Nächten bewerkstelligt. Vorher hielt Xerxes in Abydos Heerschau. Von einer hohen, aus Steinen errichteten Tribüne herab übersah er das ganze unermeßliche Heer und die gewaltige Flotte zu gleicher Zeit; er aber war groß und herrlich anzuschauen vor Allen. Anfangs freute er sich des prächtigen Anblicks; dann aber traten ihm Thränen in die Augen, indem er sich daran erinnerte, daß von diesen Millionen vielleicht Keiner das hundertste Jahr erreichen würde. Nach dem Uebergange wurde das Heer in Thracien gezählt oder vielmehr gemessen, indem ein Raum, der gerade zehntausend Mann fassen konnte, mit einer Mauer umgeben und dann so oft angefüllt wurde, bis das ganze Heer gezählt war. Fast alle Griechen, außer Athen und Sparta, sandten jetzt dem furchtbaren Feinde die geforderten Zeichen

der Unterwerfung oder weigerten sich wenigstens, an dem Kampfe gegen ihn Theil zu nehmen, und unaufhaltsam drang er durch Thracien, Macedonien und Thessalien bis an den Engpaß von Thermopylä vor. Hier fand er den ersten unerwarteten Widerstand. Mit dreihundert Spartanern und einer kleinen Schaar von Bundesgenossen, zusammen etwa 7200 Mann, stellte sich ihm daselbst der König Leonĭdas von Sparta, ein Stiefbruder des Kleomenes und mit dessen Tochter Gorgo vermählt*), heldenmüthig entgegen. Vergebens versuchte Xerxes den Durchgang zu erzwingen; selbst die Blüthe seines Heeres, die Schaar der von Hydarnes geführten zehntausend sogenannten Unsterblichen, fand ihren Untergang. Da zeigte ihm endlich ein Verräther, der Malier Ephialtes, einen Weg über das Gebirge und führte die persischen Schaaren den heldenmüthigen Vertheidigern seines Vaterlandes in den Rücken. Sobald Leonidas dies bemerkte, entließ er die Bundesgenossen; nur die unter ihnen befindlichen 700 Thespier weigerten sich, ihn zu verlassen; und mit ihnen und seinen 300 Spartanern weihete er sich dem Heldentode. Alle fanden ihn, aber Tausende von Leichen der Feinde bedeckten das Schlachtfeld. Die Stelle, wo Leonidas und seine Schaar den Opfertod für das Vaterland gefunden hatten, bezeichnete später ein einfaches Denkmal mit der Inschrift:

Wanderer, kommst du nach Sparta, verkünde den Bürgern, du habest
Uns hier liegen gesehen, ihren Gesetzen getreu.

Während Xerxes bei Thermopylä gegen die spartanischen Helden stritt, kämpfte die persische Flotte, obgleich sie durch einen Sturm 400 Schiffe verloren hatte, bei dem nahen Artemision drei Tage lang gegen die aus 271 Schiffen bestehende Flotte der Griechen, über welche der spartanische Feldherr Eurybiades den Oberbefehl führte, obgleich die Athener die meisten Schiffe gestellt hatten, nämlich 127 und dazu noch 20, die mit Chalkidiern bemannt waren. Der Ausgang des Kampfes blieb unentschieden, und die persische Flotte segelte weiter um Euboea herum, während sich die griechische durch die Meerenge zwischen Euboea und Boeotien (den Eurīpus) zurückzog, nach Salamis hin, indessen auch das Landheer gegen Athen vordrang. Von den Thessaliern und dem Könige Alexander von Macedonien geführt, zog dasselbe durch das Land der Dorer am Oeta, die bereits Erde und Wasser als Zeichen der Unterwerfung gesandt hatten, nach Phokis. Die Bewohner suchten bis auf wenige, die sich mit ihren Heerden auf den höchsten Gipfel des Parnassos geflüchtet hatten, theils in Lokris, theils jenseit des korinthischen Meerbusens bei den Achäern Zuflucht; ihr Land aber wurde mit Feuer und Schwert furchtbar verwüstet. Der Hauptheil des persischen Heeres wandte sich darauf nach Boeotien, das dem Xerxes freundlich gesinnt war; Plataeae und Thes-

*) Es war an den Tag gekommen, daß Kleomenes das delphische Orakel bestochen hatte, und um sich der Strafe für diesen Frevel zu entziehen, war er zu den Arkadiern geflohen, die er nun gegen Sparta aufreizte. Die Spartaner bewogen ihn indessen, zurückzukehren und den Thron wieder einzunehmen. Kurz darauf fand man ihn todt; man sagte, er habe sich im Wahnsinn selbst getödtet, und seine Würde ging nun auf den Leonidas über.

piae wurden zerstört, ihre Bewohner waren nach dem Peloponnes geflohen. Eine zweite Abtheilung des persischen Heeres ward gleichzeitig gegen Delphi gesandt, um den Tempel zu plündern; aber in der Nähe der Stadt wurden sie von den Phokiern, welche von den Bergen Felsblöcke auf sie herabwälzten, unerwartet angegriffen, und zugleich durch ein furchtbares Gewitter erschreckt, wandten sie sich zur Flucht. Von den Bergen herab eilten ihnen die Phokier nach, und viele der Fliehenden fanden noch auf dem Wege nach Boeotien ihren Tod; das Heiligthum des Apoll aber war gerettet. — Ungehindert drang Xerxes von Boeotien in Attika ein. Noch nie hatte Athen in so großer Gefahr geschwebt; aber die besonnene Klugheit des Themistokles brachte Rettung.

Die Pythia hatte den Athenern gerathen, sich hinter „hölzernen Mauern" zu vertheidigen; Themistokles erklärte, damit könne nur die Flotte gemeint sein, und seine Meinung drang durch. Kimon ergriff im Tempel der Athene einen Schild der Göttin und eilte damit zuerst dem Meere zu, um die Einschiffung zu beschleunigen. Fast Alle verließen nun die Stadt, Habe und Gut Preis gebend, um nur die Freiheit zu retten. Weiber, Kinder und Greise wurden auf den benachbarten Inseln in Sicherheit gebracht; die waffenfähige Mannschaft bestieg die Schiffe; nur Wenige blieben in der Burg von Athen zurück. — Die Flammen, welche die Athener aus ihrer Vaterstadt aufsteigen sahen, überzeugten sie bald, daß Xerxes dieselbe eingenommen und zerstört habe; aber das erfüllte sie nur mit um so größerer Begierde zum Kampfe. Die ganze vereinigte, noch immer von Eurybiades geführte griechische Flotte hatte sich bei Salamis aufgestellt; es waren 375 Schiffe mit 70,000 Mann; die Perser aber stellten ihnen die doppelte Anzahl von Schiffen mit 150,000 Mann entgegen. Fast wären überdies die Peloponnesier mit ihren Schiffen fortgesegelt, um ihre Heimath zu schützen, gegen welche das persische Landheer über den Isthmos vordrang, hätte nicht Themistokles durch List sie zum Bleiben gezwungen. Durch einen treuen Diener benachrichtigte er nämlich den Xerxes, daß die Griechen zu fliehen beabsichtigten; er solle ihnen daher zuvorkommen; denn wenn er sie angriffe, würden sie, uneinig wie sie wären, selbst gegen einander kämpfen. Xerxes versperrte ihnen nun, dem Rathe des Themistokles folgend, durch seine Schiffe den Ausweg, und so kam es am 20. September 480 zur Schlacht bei Salamis. — Aristeides kam, alles ihm geschehene Unrecht vergessend, noch als Verbannter in der Nacht zu Themistokles und brachte ihm die Nachricht, daß die Griechen von den Feinden eingeschlossen seien. Auch Themistokles vergaß alle Feindschaft gegen Aristeides; er nahm ihn freundlich auf, theilte ihm mit, was er gethan hatte, und bat ihn dann, selbst den Griechen die Nachricht von der erfolgten Einschließung mitzutheilen. Jetzt dachte Jeder nur an den Kampf, und die Schlacht begann. Von beiden Seiten wurde mit der größten Tapferkeit gekämpft; auf der Seite der Perser zeichnete sich besonders die Königin Artemisia von Karien aus, die sich freiwillig mit einigen Schiffen der Flotte des Xerxes angeschlossen hatte. Sie kämpfte so tapfer, daß Xerxes mit Beziehung auf sie sagte, die Weiber wären wie Männer und die Männer wie Weiber geworden. Aber die ungeheure persische Flotte konnte in der schmalen Meerenge ihre Kraft nicht entfalten, und die Griechen erfochten einen glänzenden Sieg.

Xerxes dachte nach dieser furchtbaren Niederlage nur auf Flucht. Themistokles wollte deshalb, man solle die Brücke über den Hellespont abbrechen; Aristeides aber meinte, man solle lieber noch eine dazu erbauen. Auch Eurybiades stimmte dieser Meinung bei, und so ließ man den Xerxes ungehindert zurückziehen. Themistokles aber wollte nun wenigstens die Sache für sich und die Athener benutzen, und er schrieb deshalb an Xerxes: „er habe die Hellenen von ihrem Vorsatze, die Brücke zu zerstören, abgebracht, um dem Könige einen Dienst zu erweisen; der König möge daher eilig nach Asien zurückkehren, er wolle indessen die Griechen von seiner Verfolgung abzuhalten suchen." Xerxes war über diese Nachricht äußerst bestürzt. Er ließ den Mardonius mit mehr als dreihunderttausend Mann in Griechenland zurück; mit dem ganzen übrigen Heere eilte er nach dem Hellespont. Ein großer Theil desselben wurde noch auf dem Wege durch Seuchen und Mangel an Lebensmitteln aufgerieben; mit den Uebrigen gelangte Xerxes glücklich nach dem Hellespont, und da er dort die von den Griechen verschonte Brücke durch den Sturm zerstört fand, setzte er mit ihnen auf Schiffen nach Asien hinüber.

Der Ruhm des Themistokles war jetzt außerordentlich. Ueber den ersten Preis konnte man sich nach der Schlacht bei Salamis nicht einigen; den zweiten aber erkannten Alle einstimmig dem Themistokles zu. In Sparta überreichte man ihm einen Olivenkranz, und hundert edle Spartaner gaben ihm das Ehrengeleit. Als er bei der nächsten Feier der olympischen Spiele in der Rennbahn erschien, wandten sich Aller Augen nur auf ihn, und mit lautem Jubel begrüßten die Zuschauer den Mann, durch welchen dem Volke die Freiheit gerettet war. „Jetzt ernte ich die Früchte meiner Arbeiten für Griechenland", rief er mit freudigem Entzücken aus; aber nahe war auch ihm der Tag des Verderbens.

Mardonius suchte nun die Athener für sich zu gewinnen. Er sandte den König Alexander von Macedonien nach Athen und ließ ihnen durch denselben im Namen des Perserkönigs dessen Freundschaft und Ersatz für die Verwüstung des Landes anbieten. Auch die Spartaner, deren Besorgniß dadurch angeregt wurde, schickten deshalb eine Gesandtschaft nach Athen. Aristeides, der gleich nach der Schlacht bei Salamis ehrenvoll nach Athen zurückgerufen war und jetzt das Amt eines Archon bekleidete, verwies ihnen nachdrücklich und mit Würde ihr Mißtrauen; dem Mardonius aber ließen die Athener sagen, nie würden sie mit Xerxes einen Vertrag schließen, und wer je mit den Persern in Unterhandlung trete, der solle von den Priestern verflucht werden. Die Spartaner versprachen, schleunig ihre Truppen zu senden, damit man so bald als möglich gemeinsam dem Feinde in Boeotien entgegen ziehen könne. Statt aber ihr Versprechen zu halten, führte Kleombrotos, der Bruder des Leonidas, der für dessen unmündigen Sohn Pleistarchos die Regentschaft führte und das spartanische Heer befehligte, dasselbe nach Sparta zurück, nachdem es quer über den Isthmos von Korinth eine Mauer zum Schutze gegen die Perser aufgeführt hatte. Es wäre den Spartanern ganz lieb gewesen, wenn Athen im Kampfe zu Grunde ging; dann hatte Sparta unbestritten das höchste Ansehen in Griechenland. Als Mardonius sah, daß seine Bemühungen vergeblich waren, zog er selbst durch Boeotien, das sich auch jetzt wieder den Persern freundlich gesinnt zeigte, gegen Athen, dessen Bewohner

abermals bei Salamis Zuflucht suchten, und zerstörte die Stadt vollends; auf die Nachricht aber, daß die Spartaner — die endlich, dem Drängen der Athener folgend, aufgebrochen waren — mit ihrer ganzen Macht gegen den Isthmos rückten, zog er sich wieder nach Boeotien. Jetzt endlich vereinigten sich die Spartaner mit den Athenern, und so kam es am 26. September 479 zur Schlacht bei **Plataeae**, in welcher Mardonius von den verbündeten Heeren unter Anführung des **Aristeides** und des spartanischen Regenten **Pausanias**, eines Sohnes des kurz nach seiner Rückkehr nach Sparta gestorbenen Kleombrotos, gänzlich besiegt wurde. Mardonius selbst fiel in der Schlacht; nur vierzigtausend Perser entkamen und flohen über den Hellespont nach Asien; den Siegern aber wurde eine unermeßliche Beute zu Theil. An demselben Tage wurde die persische Seemacht bei dem Berge **Mykäle** in Kleinasien, der Insel Samos gegenüber, vernichtet. Erschreckt durch das Erscheinen der griechischen Flotte unter dem spartanischen König Leotychidas an der Südküste der Insel hatten nämlich die Perser ihre Flotte auf das Land gezogen; aber nun landete auch Leotychidas im Angesicht des persischen Heeres, besiegte dasselbe, besonders durch die Tapferkeit der Athener unter Xanthippos, und verbrannte dann die persische Flotte. — Nun gab **Xerxes** alle Eroberungspläne völlig auf; er eilte nach Susa zurück und brachte daselbst die übrige Zeit seines Lebens in weichlicher Schwelgerei zu.

Durch den Sieg bei Mykäle hatten auch die Bewohner der Inseln ihre Freiheit wieder erlangt, und sie wurden nun sogleich in den Bund der Griechen aufgenommen. Schwierig aber schien es, die Griechen auf dem Festlande Kleinasiens zu schützen. Die Peloponnesier machten daher den Vorschlag, man solle die Ionier nach Europa übersiedeln. Dem widersetzten sich jedoch die Athener mit der größten Entschiedenheit. Sie erkannten, daß das Aufgeben der kleinasiatischen Kolonien ihren Handel vernichten müsse, daß dagegen die Erhaltung derselben allein im Stande sei, sie in der Herrschaft zur See zu befestigen und ihnen im Gegensatz gegen das zu Lande übermächtige Sparta Macht zu verschaffen. Ueberdies war ihrem kampfeslustigen Sinne die Aussicht auf Fortsetzung des Krieges gegen Persien gerade erwünscht. Sie erklärten daher, die Peloponnesier hätten über athenische Kolonien gar nichts zu bestimmen, und so mußten dieselben ihren Vorschlag fallen lassen. Zugleich eroberten die Athener **Sestos** am Hellespont, das die Perser noch besetzt hielten, und kehrten darauf in ihre Heimath zurück. Sie brachten nun Frauen und Kinder und ihre übrige Habe wieder nach Athen und begannen Stadt und Mauern wieder aufzubauen. Die Spartaner aber, neidisch auf das wachsende Ansehen ihrer Nebenbuhlerin, schickten Gesandte nach Athen, welche den **Bau der Mauern** hintertreiben sollten. Auch die übrigen Städte, welche Mauern hätten, meinten sie, sollten dieselben einreißen, damit die Barbaren sich nirgends festsetzen könnten, wenn sie wieder kämen. Zum Schutze für die Hellenen aber brauche man keine Mauern, da der Peloponnes allen hinlängliche Zuflucht darbiete. Die Athener erklärten auf den Rath des Themistokles, sie würden deshalb Gesandte nach Sparta schicken. Darauf ließ sich Themistokles selbst zuerst nach Sparta senden; die anderen Gesandten aber sollten erst nachkommen, wenn die Mauern, an denen nun Alt und Jung, Weib und Kind mitarbeiteten, zu solcher Höhe vollendet wären, daß man sich

von ihnen herab vertheidigen könne. Er suchte die Spartaner mit der Erklärung hinzuhalten, daß er erst seine Mitgesandten erwarten müsse, und als das Gerücht von der Fortsetzung des Baues sich in Sparta verbreitete, forderte er die Spartaner auf, sich durch Gesandte, die sie nach Athen schickten, zu überzeugen, ob es wahr sei oder nicht. Inzwischen trafen die athenischen Gesandten in Sparta ein, und Themistokles erklärte nun unumwunden, die Athener wüßten am besten, was zu ihrem und des Vaterlandes Heil diene; sie hielten eine Mauer für nöthig, und die Spartaner hätten nichts darein zu reden. Die Spartaner wagten nichts dagegen zu sagen, wie sehr sie im Herzen den Athenern grollten, und die Gesandten kehrten nach Athen zurück. — Themistokles bewog die Athener nun, um ihnen die Verbindung mit dem Meere zu sichern, auch den schon früher (s. S. 230) begonnenen Bau des Peiraieus zu vollenden und ihn mit einer Mauer zu umgeben, die vierzig Ellen hoch und so dick aufgeführt ward, daß sich zwei Lastwagen auf ihr ausweichen konnten.

Die Spartaner betrachteten von nun an den Themistokles als ihren gefährlichsten Feind und suchten ihn zu stürzen. Die Gelegenheit dazu fand sich nur zu bald. Pausanias hatte nach der Schlacht bei Plataeae den Oberbefehl über die verbündete griechische Flotte erhalten und mit derselben den Kampf gegen die Perser fortgesetzt, sie aus einem großen Theile von Cypern verdrängt und im J. 477 nach hartnäckigem Widerstande das wichtige Byzanz erobert. Statt aber den Sieg nachdrücklich zu verfolgen, sandte er dem Xerxes die Gefangenen, unter ihnen Verwandte des Königs, zurück und schrieb ihm, er wolle seine Tochter heirathen und ihm ganz Hellas unterwerfen. Xerxes knüpfte sogleich durch den Satrapen Artabazos Unterhandlungen mit Pausanias an. Dieser benahm sich schon ganz als persischer Satrap und machte sich bei den Griechen durch maßlosen Stolz und asiatische Sitten verhaßt und verdächtig. Die peloponnesischen Bundesgenossen segelten nach Hause, die aus Jonien und von den Inseln stellten sich unter den Schutz Athens und trugen dem Aristeides den Oberbefehl an. Die Spartaner riefen den Pausanias zurück, um sich vor den Ephoren zu verantworten, doch er wußte es durch seinen Einfluß und sein Geld zu erreichen, daß er von der Hauptanklage freigesprochen wurde. Sogleich eilte er nach Byzanz zurück und setzte die Unterhandlungen mit den Persern fort. Er wurde abermals nach Sparta gerufen; doch wagte man noch nichts gegen ihn zu unternehmen, weil man noch keinen sicheren Beweis seiner Schuld hatte. Endlich aber fiel den Ephoren ein Brief in die Hände, den er an den König geschrieben hatte. Noch andere unwiderlegliche Beweise seiner Schuld wurden ihnen zu Theil, und seine Verhaftung wurde beschlossen. Die Gefahr, in welcher er schwebte, wurde ihm jedoch verrathen, und er gewann noch Zeit, in den Tempel der Athene zu flüchten. Dort durfte man ihn nicht weiter verfolgen; aber man vermauerte den Eingang des Tempelgebäudes, wo er Zuflucht gefunden hatte, und überlieferte ihn so dem Hungertode. Als man bemerkte, daß er dem Tode nahe sei, wurde er hinaus gebracht, um durch seinen Tod nicht den Tempel zu entweihen, und gleich darauf starb er (468). Man scharrte ihn in der Nähe ein und machte ihm später ein Grab an der Stelle, wo er gestorben war.

In seinen Sturz wurde auch Themistokles verwickelt. Schon früher

hatten die Spartaner die Partei des Kimon aus Haß gegen Themistokles begünstigt, und es konnte nicht schwer werden, das leicht zum Argwohn geneigte Volk mit dem Verdachte zu erfüllen, der so hoch über Allen stehende Mann, der sich ohnedies durch Stolz, anmaßende Willkür und Habsucht bereits vielfach mißliebig gemacht hatte, sei der Freiheit gefährlich. Er wurde 471 durch das Scherbengericht auf zehn Jahre aus Athen verbannt und ging nach Argos. Aber auch hier ließen ihm die Spartaner keine Ruhe. Sie beschuldigten ihn der Theilnahme am Verrath des Pausanias und drangen auf seine Bestrafung. Gemeinschaftlich mit den Athenern sandten sie Männer aus, die ihn greifen sollten, wo sie ihn fänden. Unstät und flüchtig, selbst bei Feinden Zuflucht suchend, durchirrte er Griechenland und kam endlich unter steter Gefahr nach Kleinasien. Mit einem angesehenen Perser reiste er nach dem Innern des Landes; zugleich aber schrieb er an den König Artaxerxes, der seinem Vater Xerxes vor Kurzem in der Regierung gefolgt war. Er erinnerte denselben daran, was ihm die Perser für sein Verhalten vor und nach der Schlacht bei Salamis für Dank schuldig seien. Jetzt komme er zu dem Könige, von den Hellenen verfolgt, weil er ihm befreundet sei, und er vermöge ihm jetzt viel Gutes zu erweisen, wie er den Persern, so lange er gegen sie hätte kämpfen müssen, unter allen Hellenen das meiste Leid zugefügt habe. In einem Jahre lernte er, was für einen Griechen gewiß sehr schwer war, die persische Sprache, ging an den Hof des Königs und gelangte durch seine weisen Rathschläge bei demselben bald zum größten Ansehen. Der König gab ihm zu seinem Unterhalte die Herrschaft über drei Städte: Magnesia am Maeander, das ihm jährlich funfzig Talente einbrachte, zum Brote, das weinreiche Lampsakos zum Wein und Myus zur Zukost. — Themistokles starb in hohem Alter, wahrscheinlich eines natürlichen Todes; Einige aber erzählen, er habe Gift genommen, um nicht ein Heer gegen sein eigenes Vaterland führen zu müssen. Wie sehr er sein Vaterland liebte, erhellt daraus, daß auf seinen Wunsch seine Gebeine von seinen Verwandten nach der Heimath zurückgeführt und daselbst heimlich begraben sein sollen. Die Bewunderung des Königs und die Dankbarkeit gegen die Familie des großen Mannes (sein Freund Epikrates hatte ihm Frau und Kinder nachgeführt, wofür er, von Kimon verfolgt, getödtet wurde) hörte mit seinem Tode nicht auf. Noch nach Jahrhunderten genossen seine Nachkommen in Magnesia große Vorrechte. Ihm selbst wurde sowohl dort wie im Peiraieus ein Denkmal errichtet.

---

§. 27. Aristeides. — Kimon. — Perikles.

Nach dem Sturze des Themistokles war Aristeides der Einflußreichste in Athen. Der edle Mann hatte an der Verbannung seines Gegners keinen Antheil gehabt und so sehr er früher aus Ueberzeugung die Pläne des Themistokles bekämpft hatte, so eifrig setzte er das Werk desselben jetzt fort, wo er von der Nothwendigkeit überzeugt war. Seine Gerechtigkeit und die Milde Kimons bewogen die zur Vertheidigung der Inseln verbündeten Griechen, den Spartanern, deren Leitung ihnen durch Pausanias verhaßt geworden war, wie

schon oben bemerkt wurde, den Oberbefehl zu nehmen und ihn den Athenern zu übertragen. Auf diese Weise ging die Führerschaft der gesammten Griechen (die Hegemonie) von den Spartanern auf die Athener über. Mit der größten Uneigennützigkeit und Billigkeit ordnete Aristeides nun die Höhe der Beiträge, welche die einzelnen Staaten zur Kriegskasse zu geben hatten, im Ganzen jährlich 400 Talente oder etwa 600,000 Thaler. Das uralte Heiligthum Delos wurde zum Aufbewahrungsorte des Bundesschatzes bestimmt, und die Verwaltung und der Schutz desselben den Athenern übertragen. Die Anführung der Bundesflotte übernahm Kimon. Derselbe erfocht 469 einen glänzenden Doppelsieg am Flusse Eurymĕdōn (an der Südseite Kleinasiens, in Pamphylien) über die Land- und Seemacht der Perser, und eroberte und vernichtete dabei an 200 feindliche Schiffe. Seitdem wagten es die Perser nie wieder, die Hellenen anzugreifen.

Kurze Zeit darauf, wahrscheinlich 468, schon vor dem Tode seines Gegners Themistokles, starb Aristeides. — Er war nicht darauf bedacht gewesen, sich selbst zu bereichern, wie Themistokles, dessen Vermögen von drei Talenten auf achtzig, nach anderen Angaben gar auf hundert gewachsen war. Jeglicher Bestechung unzugänglich und Feind jedes unredlichen Gewinnes, war er nach der Verwaltung von Staatsämtern, die ihm Gelegenheit, sich zu bereichern, in Fülle darboten, bei seinem Tode noch ärmer als zuvor. Schon während seines Lebens wurde er deshalb vom ganzen Volke hoch geachtet. Als am Feste des Dionysos im J. 470 im Theater die Verse des Aeschylos auf den Amphiaraos in den „Sieben vor Theben" gesprochen wurden: „Gerecht nicht will er scheinen, sondern sein; er erntet aus der tiefen Furche seiner Brust, aus welcher die bewährte Weisheit seines Rathes sprießt", da wandten sich die Augen aller Zuschauer auf den Aristeides. Auch nach seinem Tode noch wurde er vom Volke geehrt. Seine beiden Töchter wurden auf Kosten des Staates ausgestattet; sein Sohn Lysimachos erhielt eine Geldsumme und Aecker, und da selbst zu den Kosten des Leichenbegängnisses die Habe des redlichen Mannes nicht ausreichte, wurden sie vom Staate bestritten.

Jetzt war Kimon der Erste in Athen. — In seiner Jugend hatte er keine bedeutenden Anlagen gezeigt, und man warf ihm damals vor, daß er leichtfertig und dem Weine zu sehr ergeben sei; später aber entwickelte er die glänzendsten Talente als Staatsmann und Feldherr. — Die Schuld seines Vaters (S. 229) wurde durch den reichen Kallias, dem Kimon seine Halbschwester Elpinīke vermählte, bezahlt; er selbst aber gewann bald darauf großen Reichthum im Kriege gegen die Perser, und als nach der Schlacht am Eurymedon die thracische Halbinsel wieder erobert wurde, erhielt er auch einen Theil der dort gelegenen väterlichen Besitzungen zurück. Von seinem Reichthume machte er nun den schönsten Gebrauch, und man sagte von ihm, er habe seine Schätze nur erworben, um sie zu gebrauchen, und gebrauche sie nur, um dadurch Ruhm zu erwerben. Gegen Arme war er fast bis zur Verschwendung freigebig. Er ließ die Umzäunungen von seinen Gärten wegreißen, damit Jeder die Früchte der Bäume genießen könne. Beständig begleitete ihn ein Sklave mit Geld, um es sogleich an Nothleidende vertheilen zu können, und oft ließ er Arme auf seine Kosten begraben. Seine Begleiter mußten häufig auf der Straße ihren Mantel einem Armen geben, der keinen hatte,

und für die Bürger seines Stammes war in seinem Hause täglich ein Mahl bereitet. Dabei verschönerte er vielfach Athen. Den Marktplatz ließ er mit schattigen Bäumen bepflanzen, einen dürren Platz in einen Garten, die Akademie, umwandeln, an der Südseite der Burg eine Mauer aufführen, und endlich legte er auch den Grund zu den beiden „langen Mauern", die in einer Länge von einer Meile von Athen aus nach dem Peiraieus und einem andern Hafen, dem Phalēros, führten und so Athen erst vollständig mit dem Meere verbanden. Dabei dachte er nicht daran, dem Volke zu schmeicheln. Offen hielt er seinen Mitbürgern die Einfachheit der Spartaner zum Muster vor und scheute sich nicht, seine Vorliebe für dieselbe unumwunden zu erkennen zu geben.

Den Krieg gegen die Perser hatte er von Anfang mit dem größten Eifer fortgeführt, und deshalb drang er auch mit Strenge darauf, daß die Bundesgenossen ihre Pflichten erfüllten. Diesen aber wurden die Beschwerden des Krieges bald lästig, und gern gingen sie auf Kimons Vorschlag ein, statt der Mannschaft leere Schiffe und Geld zu geben. Die, welche Beides verweigerten, wie Naxos, zwang er zur Erfüllung ihrer Pflicht und machte sie den Athenern dienstbar. Dadurch wuchs Athens Macht außerordentlich. Die Athener erhielten eine bedeutende Flotte und gewannen allmählich immer mehr eine förmliche Oberherrschaft über die vom Kriege entwöhnten Bundesgenossen, und diese Oberherrschaft wurde noch dadurch befestigt, daß 460 auf den Antrag der Samier die Bundeskasse von Delos nach Athen verlegt wurde.

Schon seit 469 erhob sich neben Kimon ein anderer Mann in Athen, der ihn bald weit überragte. Das war P e r ĭ k l e s, der Sohn des Xanthippos, des Siegers bei Mykale, und der Agariste, einer Brudertochter des Kleisthenes. Perikles war ein Mann von schöner, kräftiger Gestalt; selbst sein Gang hatte etwas Würdevolles; nur sein Kopf war lang und unförmlich, was den komischen Dichtern vielfach Gelegenheit zu witzigen Anspielungen gab (sie nannten ihn z. B. den Meerzwiebelköpfigen). Aeltere Leute behaupteten, daß er in Gestalt und Haltung, vorzüglich aber in der Sprache, dem Peisistratos sehr ähnlich sei. Seiner Mutter hatte wenige Tage vor seiner Geburt geträumt, sie habe einen Löwen geboren, und man betrachtete dies als eine Vorbedeutung seiner künftigen Größe. In der That trachtete er von Anfang nach den höchsten Dingen. Er wollte ein vollendeter Staatsmann werden; er fühlte aber, daß ihm dazu auch philosophische Bildung nöthig sei, und deshalb wurde er ein eifriger Schüler des berühmten Philosophen Anaxagŏras von Klazomĕnae, den man seiner Weisheit wegen „die Vernunft" zu nennen pflegte. Ebenso war er ein Freund der Künste und hatte mit großen Künstlern vertrauten Umgang; aber auch dabei behielt er immer seinen Hauptzweck im Auge. In der Stadt sah man ihn nur auf e i n e m Wege, dem Wege zum Marktplatze und zum Rathhause. Einladungen zu Gastmählern und schwelgerischen Festlichkeiten schlug er allemal aus; nur einmal war er bei der Hochzeit seines Neffen Euryptolĕmos zugegen, doch verließ er die Gesellschaft bald nach dem Anfange des Mahles.

Anfangs fürchtete er sowohl wegen seines Reichthums als wegen seiner vornehmen Abkunft und seiner angesehenen Freunde das Scherbengericht. Er hielt sich daher ganz fern von den öffentlichen Geschäften, und nur an den Schlachten nahm er tapfer kämpfend Theil. Als aber Themistokles verbannt,

Aristeides todt und Kimon durch den Krieg von Athen entfernt war, da meinte er, es sei Zeit, offen hervorzutreten, und während Kimon ein Freund der Aristokraten war, nahm er sich nun mit dem größten Eifer des ärmeren Volkes an. Durch Speisungen der Armen, Freundlichkeit und Leutseligkeit gegen Jedermann wußte er bald die Menge für sich zu gewinnen. Nicht häufig nahm er an Verhandlungen öffentlicher Angelegenheiten Theil, sondern nur dann trat er vor dem Volke auf, um öffentlich zu reden, wenn er es für durchaus nöthig hielt. Wenn es aber geschah, so konnte ihm Niemand widerstehen. „Wenn ich ihn zu Boden werfe," sagte einer seiner Gegner, „so leugnet er, daß er gefallen sei; er behält Recht und überredet sogar die, welche es gesehen haben." Man sagte von ihm: „er donnere und blitze, wenn er rede; er trage die Waffen des Zeus im Munde." Man nannte ihn deshalb „den Olympier". Er kannte die Gewalt seiner Rede; gleichwohl sprach er nie unvorbereitet, und jedesmal rief er zuvor die Götter an, damit ihm ja nicht unwillkürlich ein Wort entfallen möchte, das der vorliegenden Sache nicht angemessen wäre. Um nicht dem freigebigen Kimon den Vorrang zu lassen, mußte auch er darauf denken, dem Volke äußere Vortheile zu verschaffen, und er wurde dadurch zu manchen Maßregeln getrieben, die er sonst wohl selbst gemißbilligt haben würde, weil es seinem Scharfblicke nicht entgehen konnte, wie gefährlich es sei, der großen Masse des Volkes zu viel Gewalt in die Hand zu geben.

Schon auf Antrieb des Aristeides war die Beschränkung der solonischen Verfassung, daß nicht Alle zu Staatsämtern gelangen konnten, aufgehoben worden. Durch Perikles wurden die Befugnisse der Geschwornengerichte bedeutend erweitert und den Beisitzern ein Tagegeld von einem Obŏlos (etwa 11 Pfennige) zuerkannt. Dadurch wurde eine Menge armer Leute herbeigelockt, die nun förmlich vom Rechtsprechen lebten. Menschen, die sonst thätig waren, wurden dadurch von ihren bürgerlichen Geschäften abgezogen. Es schmeichelte ihrer Eitelkeit, daß auch die Vornehmsten ihrem Urtheilssprüche sich unterwerfen mußten, und natürlich konnten da auf der einen Seite Bestechungen aller Art nicht ausbleiben, während auf der andern die Prozeßsucht der Athener außerordentlich wuchs. — Perikles setzte es ferner durch, daß aus dem Gelde, welches zu Austheilungen für die Feier von Festen, Spielen, öffentlichen Mahlzeiten und Opfern bestimmt war, dem ärmeren Volke das Eintrittsgeld zum Theater ersetzt wurde, was zu so arger Verschwendung führte, daß oft im Kriege das nöthige Geld fehlte. — Wie gefährlich dies Alles aber auch war, so nährte doch nicht nur Perikles dadurch, wie durch die Aufführung einer Menge von Prachtbauten, welche die Bewunderung der ganzen Welt auf sich zogen, das Volk, sondern sicherte sich auch einen bedeutenden Anhang, und die Gefahren konnten unter seiner weisen Leitung wenigstens noch nicht hervortreten. Erhaben über die Menge, hielt er sich stets fern von vertraulichem Verkehr mit ihr. Nie nahm er, um ihre Gunst buhlend, zu niedrigen Künsten seine Zuflucht, und wenn er auch in den meisten Fällen das Volk durch Ueberredung zu leiten suchte, so scheute er sich doch auch nicht, ihm heftig zu widersprechen, wo er es für nöthig hielt. Er verstand die große Kunst, die Leidenschaften der Menge stets geschickt zu behandeln; er wußte die Athener durch seine Reden in Furcht zu setzen, wenn sie in trotzigem Uebermuth etwas zur Unzeit unternehmen wollten, und ebenso ihren Muth

aufzurichten, wenn sie ohne Grund zagten. Dabei ließ er sich nie vom Zorne hinreißen, noch bewies er sich gegen Jemand als unversöhnlichen Feind. Ebenso war er fern von Eigennutz. Obgleich er einen Staatsschatz von fast achttausend Talenten und jährliche Einkünfte von neun Millionen Thalern zu verwalten hatte, vermehrte er doch um nichts das ererbte väterliche Vermögen, und seinen Haushalt ließ er durch einen treuen Diener so sparsam verwalten, daß seine Frau und seine Söhne damit gar nicht zufrieden waren.

Gegen Kimon trat Perikles sehr behutsam auf; ja, als derselbe, nachdem er durch Eroberung der Insel Thasos im ägäischen Meere (463) den Athenern die dortigen reichen Goldbergwerke verschafft hatte, angeklagt wurde, er habe Macedonien nur deshalb nicht auch angegriffen, weil er von dem macedonischen Könige bestochen sei, da verdankte er es besonders der Mäßigung des Perikles, daß er nur mit einer Geldbuße bestraft wurde, die freilich bedeutend genug war. Den Sturz bereitete sich Kimon selbst durch seine Freundschaft für Sparta. Diese Stadt war nämlich im J. 465 durch ein Erdbeben so furchtbar zerstört worden, daß, wie man sagt, nur fünf Häuser stehen blieben und zwanzigtausend Menschen ihren Tod fanden. Diese günstige Gelegenheit benutzten die Heloten und Messenier zu einer Empörung und setzten sich in Ithome fest. Die Spartaner suchten Hülfe gegen sie bei den Bundesgenossen, besonders den Athenern. Auf Kimons Antrieb wurde ein athenisches Hülfsheer gegen Ithome geschickt; da sich aber die Belagerung in die Länge zog, wurden die Spartaner mißtrauisch und entließen die Athener unter dem Vorwande, daß sie ihrer Hülfe nicht mehr bedürften (461). Die Athener fühlten sich dadurch schwer beleidigt. Ihr Unwille wandte sich namentlich gegen Kimon, der sie zu dem Zuge beredet hatte, und er wurde durch das Scherbengericht auf zehn Jahre aus Athen verbannt (458). Erst nach zehnjähriger Belagerung ergab sich Ithome (455); die Spartaner aber mußten den Messeniern freien Abzug bewilligen, und die Athener wiesen ihnen mit Weib und Kind aus Haß gegen Sparta die vor Kurzem erst eroberte Stadt Naupaktos, das jetzige Lepanto, am korinthischen Meerbusen zum Wohnsitze an.

Nach Kimons Entfernung von Athen rüstete sich daselbst die mächtige aristokratische Partei nochmals zum Kampfe um die Herrschaft. Um den Sturz der Demokratie herbeizuführen und den Weiterbau der langen Mauern zu verhindern, ließ sie sich sogar mit einem in Boeotien stehenden spartanischen Heere, das daselbst den Thebanern die Obermacht über die übrigen boeotischen Städte, zum Gegengewicht gegen die athenische Hegemonie verschaffen sollte, in Unterhandlungen ein. Da zogen aber alle waffenfähigen Athener jenem Heere nach Tanăgra in Boeotien, dicht an der Nordgrenze von Attika, entgegen. Dort kam es im November 457 zu einer Schlacht. Auch Kimon wollte mitkämpfen; man traute ihm jedoch nicht. So konnte er nur seine Freunde ermahnen, tapfer zu streiten, und hundert von ihnen fanden im Kampfe den Heldentod für das Vaterland. Auch Perikles hatte sich durch Tapferkeit ausgezeichnet. Dennoch verloren die Athener durch den Verrath der Thessaler die Schlacht. Schon zwei Monate später aber stand wieder ein athenisches Heer unter Myronides in Boeotien; es siegte in der Nähe von Tanagra bei den Oinophyten oder Weinbergen über die Spartaner, und die demokratische Partei wurde durch die Athener nach Theben

zurückgeführt. Auch anderwärts kämpften dieselben mit Glück. Tolmides eroberte die den Korinthern gehörige Stadt Chalkis in Aetolien, führte Ansiedler nach Euboea und Naxos und verbrannte die spartanischen Schiffswerfte bei Gytheion; Perikles verwüstete die Küsten von Sikyon und Akarnanien. Jetzt trug Perikles selbst darauf an, daß Kimon zurückgerufen würde. Die Aristokraten jubelten laut, denn sie erwarteten, ihre Macht würde wieder hergestellt werden; aber dies geschah nicht. Die beiden großen Männer vergaßen hier, wo es das Wohl des Vaterlandes galt, alle Zwietracht und vereinigten sich dahin, daß Perikles die Leitung der inneren Angelegenheiten behielt, Kimon aber die Fortsetzung des Krieges gegen die Perser übernahm. Mit Sparta wurde im J. 450 ein fünfjähriger Waffenstillstand geschlossen, und Kimon segelte nun mit dreihundert Schiffen nach Asien. Er zog 449 gegen die wieder von den Persern besetzte Insel Cypern, und nach siegreichen Kämpfen fand er daselbst bei der Belagerung der Stadt Kition entweder durch Krankheit oder an einer Wunde seinen Tod; aber noch die mit seiner Leiche zurückkehrende Flotte erfocht an der Küste der Insel einen glänzenden Sieg über die Perser.

Nach Kimons Tode stellte die aristokratische Partei einen Verwandten desselben, Namens Thukydides, an ihre Spitze; derselbe wurde jedoch schon nach wenigen Jahren (444) aus Athen verdrängt. Nun stand Perikles bis an seinen Tod funfzehn Jahre lang ohne einen irgendwie bedeutenden Nebenbuhler da und blieb im unbeschränkten Besitze der Gewalt, obgleich er besonders von den Komikern vielfach angefeindet wurde.

Er ließ nach Kimons Tode ein Volksfest auf das andere folgen; Schauspiele, feierliche Aufzüge, große Schmausereien wechselten mit einander ab. Durch Aussendung vieler Colonien entfernte er den müßigen Pöbel aus Athen, der sich gern mit Geschrei in Alles mischte; zugleich aber rettete er dadurch manchen redlichen, wackeren Bürger aus der drückendsten Noth und befestigte die Herrschaft Athens über die Bundesgenossen.

Das Verhältniß der Letzteren zu Athen war überhaupt ein ganz anderes geworden als früher. Sie waren fast gänzlich zu Unterthanen der mächtigen Stadt herabgesunken, und Athen herrschte über sie als gebietender Staat; ja, manche durften sogar in wichtigen Fällen nicht selbst Recht sprechen, sondern mußten sich deshalb an Athen wenden. Um sie in der Unterwürfigkeit gegen Athen zu erhalten, wurden jährlich sechzig Kriegsschiffe ausgesandt, deren Mannschaft aus athenischen Bürgern bestand, welche dadurch acht Monate lang Sold erhielten, und besondere athenische Beamte, die man Aufseher oder Heimliche nannte, dienten zur Beaufsichtigung der Bundesgenossen.

Die Bundeskasse, zu welcher die jährlichen Beiträge auf 600 Talente erhöht waren, verschaffte dem Perikles auch die Mittel, eine Menge prächtiger Bauten und Bildwerke in Athen ausführen zu lassen. Man machte ihm Vorwürfe darüber, weil das Geld für andere Zwecke bestimmt sei; er erklärte aber, er sehe nicht ein, warum Athen nicht den Ueberschuß zu dem verwenden sollte, was der Stadt ewigen Ruhm und Tausenden von Armen Brot verschaffe, und der Zweck des Bundes werde ja doch erreicht, da Athen für jeden Kampf gegen äußere Feinde gerüstet sei. Bei dem Bau eines jener Prachtbauten, der Propyläen, stürzte einer der geschicktesten Arbeiter zerschmettert auf

die Straße hinab. Die Aerzte gaben ihn auf. Da träumte dem Perikles, Athene erscheine ihm und gebe ihm ein Mittel an, wodurch der Verunglückte geheilt werden könne, und derselbe wurde gesund. So schien es, als nähmen die Götter selbst an den Unternehmungen des Perikles Antheil, und sein Ansehn wuchs dadurch noch mehr. Thukydides klagte ihn einst wegen der großen Ausgaben an und forderte seine Verbannung. Perikles fragte, ob denn wirklich so viel ausgegeben sei. Ja! schrie ihm die aufgeregte Menge zu. Da erklärte er laut, er wolle selbst die Kosten tragen und auf die Gebäude seinen Namen setzen lassen. Solche Aufopferung hatte das Volk nicht erwartet. Jubelnd rief es ihm zu, er solle die öffentlichen Gelder benutzen, wie er wolle; Thukydides wurde vom Markt gejagt und später, wie bereits bemerkt ist, aus Athen verbannt.

So gelangte Athen unter der Leitung des Perikles auf den Gipfel der Macht und des Glanzes, obgleich sein großer Plan, alle Hellenen zu einem großen Bundesstaate zu vereinigen, dessen Haupt Athen sein sollte, an der Eifersucht der Spartaner scheiterte. Aber unter ihm führte auch der lange unterdrückte Haß Spartas im Jahre 431 zum Ausbruch des **peloponnesischen Krieges**, in welchem Sparta und fast der ganze Peloponnes 27 Jahre lang gegen Athen kämpften, und welcher mit dem Sturze Athens endigte.

Schon bald nach Kimons Tode hatte die wachsende Eifersucht Spartas auf die Macht Athens wiederholt zum Kampfe geführt. Im Jahre 448 unterstützten die Spartaner die Delphier, welche mit den Phokiern über den Besitz des Heiligthums zu Delphi in Streit gerathen waren. Der Krieg heißt daher der **heilige Krieg**. Kaum hatten sich die Spartaner entfernt, so setzten die Athener unter der Anführung des Perikles die Phokier wieder in den Besitz des Tempels. — Dagegen mißglückte ein Unternehmen der Athener zur Befestigung ihres Einflusses in **Boeotien**, das Perikles von Anfang an widerrathen hatte. Vertriebene boeotische Aristokraten hatten sich nämlich in den Besitz von Orchomenos, Chaeronea und anderen Städten gesetzt; **Tolmides** zog mit einem athenischen Heere gegen sie, um sie zu vertreiben, wurde aber am Ufer des Kopaissees bei **Koroneia** oder Haliartos im J. 447 geschlagen. Er selbst fiel in dem Treffen und mit ihm viele angesehene Athener. Boeotien war damit auf immer für die Athener verloren; die aristokratische Partei hatte daselbst den Sieg davon getragen, und Theben stand wieder an der Spitze des Landes; auch in Phokis und Lokris war der athenische Einfluß vernichtet. — Gleich darauf (445) fiel **Euboea** ab; **Megara** empörte sich, von den Spartanern unterstützt, und diese zogen, da der fünfjährige Waffenstillstand (S. 242) abgelaufen war, unter dem jungen Könige Pleistoanax gegen Athen. Perikles bewog denselben jedoch zur Rückkehr, indem er dessen Rathgeber Kleandridas bestach; er zwang Euboea, zum Gehorsam zurückzukehren, vertrieb die Vornehmen und Reichen aus Chalkis und führte daselbst eine demokratische Regierung ein.

Ungeachtet aller dieser Zwistigkeiten wünschte indessen doch eigentlich keine Partei einen allgemeinen Krieg, und so kam noch 445 ein Waffenstillstand auf dreißig Jahre zu Stande. Die Athener nahmen für sie in der That sehr ungünstige Bedingungen an; sie gaben die noch von ihnen besetzten Städte Nisaea, Pagae und Troezene zurück und erkannten die Unabhängigkeit von

Boeotien und Megara an. — Eine Gefahr, von welcher wenige Jahre später die Seeherrschaft der Athener bedroht ward, wurde durch Perikles abgewandt. In einem Kriege der mächtigen Insel Samos gegen Milet (440) unterstützte nämlich Athen die Milesier; Perikles erschien mit einer Flotte und zwang die Samier, ihre oligarchische Regierung abzuschaffen. Doch kaum hatte er sich entfernt, so vertrieben die Vornehmen mit Hülfe des persischen Statthalters Pissuthnes die Volkspartei aus Samos; auch Byzanz fiel ab, und Pissuthnes versprach, eine persisch-phönicische Flotte zur Hülfe herbeizuziehen. Perikles kehrte zurück, besiegte die Samier von Neuem und zog dann der phönicischen Flotte entgegen, ohne sie jedoch zu finden. Während dessen hatten die Samier die wenigen Schiffe, die er zur Belagerung zurückgelassen hatte, geschlagen und sich wieder frei gemacht. Sobald er zurückgekehrt war, begann er sofort wieder mit aller Macht die Belagerung. Länger als acht Monate widerstanden die Samier, aber endlich mußten sie sich doch ergeben. Der Statthalter von Sardes bot ihm tausend Goldstücke für die Schonung der Stadt an, aber Perikles wies ihn zurück. Die Samier mußten ihre Mauern zerstören, die Kriegsschiffe ausliefern, zweihundert Talente als Kriegskosten bezahlen, Geiseln stellen, und die Volksherrschaft wurde von Neuem eingeführt. Auch Byzanz mußte sich wieder unterwerfen; Perikles aber kehrte ruhmgekrönt nach Athen zurück.

Bald fand sich wieder eine Gelegenheit zur Erneuerung des Kampfes. Kerkyra, das jetzige Corfu, eine Kolonie von Korinth, hatte mit dieser Stadt gemeinsam die Stadt Epidamnos an der Küste von Illyrien gegründet. Die Bewohner von Epidamnos vertrieben die Vornehmen; diese aber bedrängten die Stadt mit Hülfe der Barbaren so, daß dieselbe bei Kerkyra und, von dort abgewiesen, bei Korinth Beistand suchte. Die Korinther, längst eifersüchtig auf Kerkyra, leisteten Beistand, und nun suchten und fanden die Vertriebenen bei den Kerkyräern Hülfe. So kam es zu einem Kriege zwischen Kerkyra und Korinth. Beide bewarben sich um die Freundschaft der Athener; diese, schon längst argwöhnisch gegen Korinth, schlossen ein Vertheidigungsbündniß mit Kerkyra, und die Flotte der Korinther wurde geschlagen. Um sich zu rächen, bewogen diese nun ihre Kolonie Potidaea auf der thracischen Halbinsel Chalkidike, welche den Athenern zinspflichtig war, zum Abfall; doch die Athener begannen sogleich die Belagerung der Stadt, welche deshalb die Spartaner und die übrigen Peloponnesier zu Hülfe rief. Die Meisten in Sparta wünschten den Krieg; um aber einen Vorwand zu demselben zu haben, verlangten die Spartaner durch Gesandte von den Athenern, sie sollten namentlich die Nachkommen der Alkmaeoniden vertreiben, welche sich durch die Ermordung des Adelsgeschlechtes der Kyloniden an geweihter Stätte (S. 193) der Schändung des Heiligthums schuldig gemacht hätten, und sie sollten allen Griechen erlauben, selbständig nach ihren eigenen Gesetzen zu leben. Mit der ersten dieser Forderungen war es besonders auf Perikles abgesehen, der von mütterlicher Seite aus dem Geschlechte der Alkmaeoniden stammte.

Perikles machte die Athener in einer feurigen Rede darauf aufmerksam, wenn sie diesmal der Forderung der Spartaner nachgäben, so würden dieselben meinen, das sei aus Furcht geschehen, und bald mit größeren Forderungen

auftreten. Ueberdies seien alle Verhältnisse der Art, daß für die Athener eher ein glücklicher als ein unglücklicher Ausgang des Krieges zu erwarten sei. So erklärten denn die Athener: auf Befehl würden sie nichts thun; sie seien aber bereit, sich einer rechtlichen Entscheidung unter für beide Parteien gleich günstigen Bedingungen zu unterwerfen. So billig auch dieser Antrag war, so erfolgte doch keine Antwort; vielmehr wurde ohne Weiteres der Krieg eröffnet.

Ein sechzigtausend Mann starkes peloponnesisches Heer drang, Alles verwüstend, bis auf drei Stunden von Athen vor; die Landbewohner jedoch hatten schon zuvor auf den Vorschlag des Perikles mit aller ihrer beweglichen Habe in Athen selbst Schutz gesucht. Mit weiser Besonnenheit hielt Perikles die ungeduldigen Athener von einer Schlacht zurück, da ein unglücklicher Ausgang derselben die gefährlichsten Folgen für Athen hätte haben müssen; dagegen ließ er durch eine athenische Flotte die Küsten des Peloponnes verwüsten. Im folgenden Jahre erschien abermals ein peloponnesisches Heer, Alles verheerend, in Attika; zu gleicher Zeit aber traf die Stadt ein noch weit größeres Unglück. Ein heißer Sommer, der auf einen nassen Winter und Frühling folgte, erzeugte in der mit Menschen überfüllten Stadt Krankheiten aller Art, die bald den Charakter der furchtbarsten Pest annahmen. Zuerst erschien sie im Peiraieus, und die Leute meinten, die Feinde hätten Gift in die Brunnen geworfen; bald aber trat sie noch furchtbarer in Athen selbst auf. Bei voller Gesundheit wurden die Menschen von Hitze im Kopf und Entzündung der Augen befallen; Schlund und Zunge wurden blutig. Bald darauf stellte sich Heiserkeit und heftiger Husten ein. Erbrechen und Krämpfe folgten. Die Haut erschien bleifarbig und roth unterlaufen, und eine so brennende Hitze befiel die Kranken, daß Viele sich in die Wasserbehälter stürzten. Unter heftigen Qualen gaben sie gewöhnlich am siebenten oder neunten Tage den Geist auf; nur Wenige genasen. Das Entsetzlichste bei dem Uebel war die grenzenlose Muthlosigkeit, die Jeden befiel, sobald er erkrankte; denn es gab kein Heilmittel, von dem sich Hülfe erwarten ließ; was dem Einen dienlich war, schadete dem Andern. Selbst die Tempel waren mit den Leichen derer angefüllt, die daselbst gestorben waren. Jeder bestattete seine Todten, so gut er konnte. Einige legten, weil es ihnen an allem Nöthigen fehlte, ihre Leichen auf fremde Scheiterhaufen, denen zuvorkommend, die sie aufgeschichtet hatten, und zündeten sie an. Manche warfen, während ein Anderer verbrannt wurde, die Leichen mit darauf und gingen davon. So wurde alle Sitte hintenangesetzt, und was die schlimmste Folge der Pest war, die Menschen, welche bei dem überhand nehmenden Uebel nicht wußten, was aus ihnen werden sollte, wurden gleichgültig gegen Alles, was ihnen sonst heilig und ehrwürdig gewesen war, und weder Gottesfurcht noch menschliches Gesetz waren mehr eine Schranke. Dazu kam, daß dadurch, daß Alle, die in die Stadt geflohen waren, dem Landleben entfremdet wurden, das Sittenverderben befördert und die Masse des Pöbels vermehrt ward; außer den Mauern Athens aber wüthete der Krieg fort und fort.

Nur der Muth des Perikles blieb bei alle dem namenlosen Unglück ungebrochen. Das Volk stürmte auf ihn ein und gab ihm den Krieg und alles Unheil Schuld; er aber strafte die tobende Menge mit kräftigen Worten wegen ihrer Thorheit, und obgleich ihm eine Geldstrafe auferlegt wurde, so

bereute das Volk diesen Schritt doch bald; er wurde wieder zum Feldherrn gewählt, und ihm, als dem Würdigsten, ward die Leitung des Ganzen übertragen.

Auch von häuslichen Leiden wurde er, auf dessen Seele schon das gemeinsame Unglück so drückend lastete, schwer heimgesucht. — Sein ältester ungerathener Sohn Xanthippos, ein arger Verschwender, der ihn wegen seiner Kargheit öffentlich lächerlich zu machen gesucht und ihn sogar der Unsittlichkeit angeklagt hatte, fiel als Opfer der Pest. Seine Schwester und die meisten seiner Verwandten und treuen Freunde sah Perikles der furchtbaren Krankheit erliegen und ins Grab sinken; aber auch in solchem Unglücke bewahrte er seine Seelengröße; man sah ihn am Grabe keines seiner Angehörigen weinen. Doch als er durch die schreckliche Seuche auch den letzten und liebsten seiner Söhne, den Parälos, verlor, da brach ihm das Herz. Wohl suchte er als Held auch dies schwere Leid zu tragen; doch alle menschliche Kraft hat ihre Grenze. Als er dem Todten den Kranz auf die bleiche Stirn setzte, übermannte ihn der gewaltige Schmerz. Er schluchzte laut auf, und heiße Thränen strömten über seine Wangen.

Auch ihn selbst ergriff endlich die Pest. Als er dem Tode nahe war und man glaubte, die Besinnung sei ihm schon entschwunden, sprachen die angesehensten Männer der Stadt und die ihm von seinen Freunden noch übrig gebliebenen, die sich trauernd um sein Schmerzenslager versammelt hatten, von der Größe seiner Verdienste und seines Einflusses und von der Menge seiner Thaten und Siege. Er hatte noch Alles gehört, und sie unterbrechend sagte er: „Mich wundert, daß ihr nur solcher Dinge lobend von mir gedenkt, an denen das Glück so viel Antheil hat, und deren auch andere Feldherren sich rühmen können, das Schönste aber und was die Hauptsache ist, vergesset. Kein athenischer Bürger hat um meinetwillen je ein Trauerkleid angelegt."

§. 28. Alkibiades.

Ein wahrhaft großer Mann war mit Perikles in das Grab gesunken, und sein Verlust war für Athen unersetzlich. Nur durch einen Mann wie er konnte der Staat auf der Höhe erhalten werden, zu der er ihn erhoben hatte. Er hatte das Volk an Nichtachtung von Mühe und Beschwerden, wo es die Erreichung großer Zwecke galt, aber auch an überreichen Genuß gewöhnt, und manches Bollwerk gegen verderbliche Volksleidenschaften, das durch ihn niedergerissen war, konnte nur dadurch ersetzt werden, daß er mit seiner großen Persönlichkeit die neuen Einrichtungen beherrschte. Er wußte die Menge mit Freimüthigkeit zu zügeln, und bestand auch dem Namen nach in Athen eine Volksherrschaft, so war doch in der That alle Gewalt in seinen Händen. Nach ihm aber warfen sich zu Volksführern eigennützige Menschen auf, die nicht für das Wohl des Staates, sondern nur für ihre Macht und ihr Ansehen zu wirken suchten, und deshalb den Leidenschaften der Menge schmeichelten und ihr die Leitung der Staatsangelegenheiten nach Willkür überließen. Die unheilvollsten Mißgriffe waren davon die unausbleibliche Folge.

„Perikles hatte den Athenern Sieg verheißen, wenn sie sich ruhig verhielten, das Seewesen betrieben und während des Krieges weder ihr Gebiet erweiterten noch die Stadt einer Gefahr aussetzten. Sie aber thaten von dem Allen das Gegentheil und verfuhren auch in anderen Dingen, die auf den Krieg keinen Bezug zu haben schienen, dem eigenen Ehrgeiz und dem eigenen Vortheil gemäß, zu ihrem und der Bundesgenossen Nachtheil; denn wenn die Unternehmungen gelangen, brachten sie mehr dem Einzelnen Nutzen, mißglückten sie aber, so brachten sie dem Staate hinsichtlich des Krieges Verderben." Dies ist das trübe Bild, welches der griechische Geschichtschreiber Thukydides von dem Zustande Athens nach dem Tode seines großen Führers entwirft. Die unbesonnene Neuerungssucht der Menge, die überall ihren Willen durchsetzen wollte, kannte jetzt, wo der gewaltige Geist des Perikles sie nicht mehr in Schranken hielt, keine Grenze mehr, und mit ihr verband sich die schmählichste Ränkesucht, die unverschämteste Frechheit, der unersättlichste Blutdurst und eine durch nichts zu befriedigende Habgier. Die, welche die Leitung dieser Menge an sich rissen, waren um nichts besser als jene selbst. Sie buhlten um die Gunst derselben dadurch, daß sie die Habgier des Pöbels und zugleich ihre eigene zu befriedigen suchten, oder durch elende Schmeicheleien, bei denen sie sich auch nicht scheuten, Bessere auf die nichtswürdigste Weise zu verleumden. Das argwöhnische Volk aber schenkte auch den handgreiflichsten Lügen um so lieber Glauben, weil es selbst schon zu tief gesunken war, um an Andern noch das Gute ertragen zu können, und vergebens geißelten die Komödiendichter mit beißendem Witz und bitterem Ernst auf die freimüthigste Weise die Verderbtheit und Verkehrtheit des Volkes und seiner Führer.

Der Gerber **Kleōn**, der schon in den letzten Jahren des Perikles den Pöbel gegen ihn aufwühlen geholfen hatte, trat nach dem Tode desselben mit blut- und habgieriger Wuth den Gemäßigten als Aufwiegler entgegen. Er tobte und prahlte auf der Rednerbühne umher; kein Besserer war vor dem Gift seiner Verleumdung sicher, und vor einem solchen Menschen mußten die wenigen Verständigen verstummen; denn er beherrschte die Menge, die er durch den Antrag, das Tagegeld für die Geschwornen auf drei Obolen zu erhöhen, für sich gewonnen hatte.

Und doch wurde dieser Mensch noch übertroffen von dem Lampenmacher **Hyperbŏlos**, dessen Mutter ein gemeines Weib gewesen war, und dessen Vater gebrandmarkt in den Bergwerken als öffentlicher Sklave hatte arbeiten müssen, ein Mensch, der ein ausgemachter Taugenichts war und in seinem Geschäfte die Leute dadurch betrog, daß er Blei unter das Lampenerz mischte. Er wurde endlich, nachdem er nur zu lange das Volk gegängelt hatte, durch das Scherbengericht aus Athen verbannt; aber nun fiel es den Athenern schwer auf die Seele, daß durch eine solche Strafe, die sonst die Edelsten getroffen hatte, ein so nichtswürdiger Mensch noch geehrt sei. Das Scherbengericht selbst schien ihnen dadurch beschimpft zu sein, und es wurde daher von jener Zeit an gänzlich abgeschafft.

Der Krieg wurde inzwischen mit immer größerer Erbitterung von beiden Seiten fortgeführt. Die Insel **Lesbos** fiel von den Athenern ab; diese aber eroberten die auf jener Insel gelegene Stadt **Mitylene** (427), und Kleon setzte den Beschluß durch, daß alle Männer in derselben getödtet, alle Weiber

und Kinder dagegen in die Sklaverei verkauft werden sollten. Zwar empfanden die Athener bald Reue darüber und sandten Gegenbefehl; durch die äußerste Anstrengung der Mannschaft erreichte ein zweites Schiff Mitylene glücklich vor dem ersten, und die Stadt war gerettet; aber doch wurden die bereits nach Athen geschickten Schuldigen, tausend an der Zahl, hingerichtet, ihre Besitzungen eingezogen und unter die Athener vertheilt. Die Mitylenäer mußten ihre Mauern niederreißen und ihre Schiffe ausliefern; allen Lesbiern außer den Bürgern der Stadt Methymna, die nicht mit abgefallen war, wurden ihre Ländereien genommen und an athenische Bürger vertheilt, denen die Lesbier, welche den Acker bebauten, Zins zahlen mußten.

Auf der anderen Seite belagerten schon seit 429 die Spartaner Athens treueste Bundesgenossin, die Stadt Plataeae. Bereits vor dem Ausbruche des Krieges war sie von den Thebanern überfallen worden und hatte sich ihnen im ersten Schrecken unterworfen; bald aber hatten die Plataeer den erzwungenen Unterwerfungsvertrag gebrochen und den größten Theil der eingedrungenen Thebaner niedergehauen. Dafür wollte Sparta nun mit seinen Verbündeten Rache nehmen. Aber Plataeae leistete entschlossenen Widerstand. Die Greise, Kinder und Weiber waren von dort nach Athen geschickt worden, und nur 400 Plataeer und 80 Athener vertheidigten die Stadt mit dem größten Heldenmuthe. Als endlich eine Hungersnoth in derselben ausbrach, schlugen sich 220 der tapferen Vertheidiger mit fast unglaublicher Kühnheit in einer stürmischen Nacht durch; die Uebrigen ergaben sich den Spartanern unter der Bedingung, daß nur die Schuldigen nach gerichtlicher Untersuchung bestraft werden sollten. Man legte ihnen aber nur die eine Frage vor, ob sie während des Krieges den Spartanern oder ihren Bundesgenossen irgend wie nützlich gewesen wären, und da sie dies natürlich verneinen mußten, wurden Alle getödtet. Die wenigen Weiber, welche zur Besorgung des Hauswesens in der Stadt geblieben waren, wurden als Sklavinnen verkauft, die Stadt aber ihren Todfeinden, den Thebanern, übergeben, welche sie mit Ausnahme der Tempel gänzlich zerstörten (427).

Die ärgsten Gräuel wurden in Kerkyra verübt. Dort kam es zu einem furchtbaren Bürgerkriege. Die Volkspartei errang mit Hülfe der Athener über die von den Spartanern unterstützten Aristokraten einen blutigen Sieg, der die völlige Vernichtung der letzteren herbeiführte. Sieben Tage lang dauerte das gräßlichste Morden. Fünfhundert von den Gegnern der Demokraten retteten sich auf einen Berg, wo sie sich befestigten, und eröffneten von dort aus einen wahren Raubkrieg gegen die Stadt. Endlich sahen sie sich indessen doch genöthigt, sich dem Eurymedon, dem Befehlshaber einer bei der Insel vorüber nach Sicilien segelnden athenischen Flotte, zu ergeben; dieser aber überließ sie ihren Gegnern zur Bestrafung. Man sperrte sie in ein großes Gebäude, vor dessen Eingang Bewaffnete eine Gasse bildeten. Immer zwanzig der Unglücklichen wurden herausgelassen und sofort niedergestoßen. Als die Eingeschlossenen dies merkten, weigerten sie sich, das Gebäude zu verlassen; aber nun warf man vom Dache herab mit Steinen und Wurfspießen nach ihnen, bis die hereinbrechende Nacht dem Morden ein Ende machte. Viele waren getödtet; die Ueberlebenden tödteten sich während der Nacht selbst, indem sie theils sich erwürgten, theils sich mit den hinabgeschleuderten Wurfspießen durchbohrten. Dies geschah im Sommer 425.

Die Athener wurden indessen fast fortwährend vom Kriegsglücke begünstigt. Ihr Feldherr Demosthenes landete an der Küste des Peloponnes und besetzte Pylos. Die Spartaner wurden dadurch so erschreckt, daß sie sogleich aus Attika, wo sie einen neuen Einfall gemacht hatten, zum Entsatz herbeieilten; aber nicht nur mißlang die Eroberung der Stadt, sondern es wurden auch auf der kleinen, vor derselben liegenden Insel Sphakteria über vierhundert Spartaner eingeschlossen, und ihre Rettung schien nach der Niederlage der spartanischen Flotte unmöglich zu sein. Die Spartaner schickten deshalb Gesandte nach Athen und boten einen ehrenvollen Frieden an. An der Spitze der friedliebenden Partei daselbst stand Nikias, einer der reichsten Athener und seit dem Tode des Perikles das Haupt der Aristokraten. Derselbe war ein redlicher, besonnener Mann. Als Feldherr war er fast immer glücklich, da er jedes zu gewagte Unternehmen vermied; seine Reichthümer wandte er zur Aufführung prächtiger Schauspiele und zu freigebigen Geschenken an, und so gewann er bald die Gunst des Volkes. Gleichwohl konnte er jetzt gegen Kleon nicht durchdringen, der es dahin brachte, daß die Friedensunterhandlungen abgebrochen wurden. Indessen verzögerte sich die Einnahme von Sphakteria länger, als man gedacht hatte, und das Volk begann dem Kleon Vorwürfe zu machen. Dieser schob die Schuld auf die Feigheit der Feldherren, und Nikias erklärte sich deshalb bereit, ihm den Oberbefehl abzutreten. Das Volk zwang ihn, denselben anzunehmen, so sehr er sich dagegen sträubte; er vereinigte sich mit Demosthenes, der bereits alle Anstalten zu einem entscheidenden Angriff getroffen hatte, und wider Aller Erwarten gelang ihm in wenigen Tagen die Eroberung der Insel (425). Alle von der Besatzung, die nicht den Tod gefunden hatten, 292 an der Zahl, darunter 120 Spartaner aus den vornehmsten Geschlechtern, führte er gefangen nach Athen. Auch die wichtige, den Spartanern verbündete Insel Kythēra fiel in die Gewalt der Athener, deren Uebermuth durch das Erringen solcher Vortheile um so höher stieg, je muthloser die Spartaner wurden. Die letzteren hatten jedoch einen tüchtigen und tapferen Feldherrn, den Brasidas. Derselbe wußte sie zu überzeugen, daß man die Macht der Athener nur durch den Verlust ihrer Pflanzstädte vernichten könne. Er führte ein Söldnerheer nach Thracien und Macedonien, nahm mehrere Städte, namentlich Amphipolis, und wußte andere durch Vertrauen erweckende Milde von den Athenern abwendig zu machen. Auch ein Einfall in Boeotien, den die Athener unternahmen, um die boeotischen Städte in den athenischen Bund hinüberzuziehen, mißlang; sie wurden im J. 424 bei Delion von dem thebanisch-boeotischen Bundesheere entschieden geschlagen. Solche wechselseitige Unfälle bewogen Sparta und Athen, am 24. März 423 einen Waffenstillstand, zunächst auf ein Jahr, abzuschließen. Kaum war jedoch derselbe beendigt, so begannen die Athener mit aller Macht von Neuem den Kampf. Die Verhältnisse hatten sich inzwischen für sie weit günstiger gestaltet. Der wankelmüthige König Perdikkas von Macedonien, der es bald mit dieser, bald mit jener der beiden kriegführenden Parteien hielt, hatte sich mit Brasidas, auf dessen Seite er zuletzt gestanden, entzweit und sich wieder den Athenern zugewandt; Brasidas wartete vergebens auf Verstärkungen aus Sparta; man fing dort an, auf ihn neidisch und eifersüchtig zu werden. Kleon wurde deshalb im März 422 mit einem

bedeutenden Heere nach Thracien gesandt, um die Spartaner zu vertreiben und die abgefallenen Städte zu züchtigen. Es gelang ihm einige Städte zu erobern; als er aber im Herbst gegen Amphipolis zog, kam es daselbst zu einer Schlacht gegen Brasidas. Die Athener wurden gänzlich geschlagen, und Kleon fiel auf der Flucht; aber auch Brasidas hatte im Kampfe den Heldentod gefunden.

Jetzt hatte sowohl in Athen, als in Sparta, wo namentlich der König Pleistoanax die Beendigung des Krieges wünschte, die Friedenspartei die Oberhand, und so kam im Jahre 421, besonders durch Vermittelung des Nikias, ein funfzigjähriger Friede zwischen Sparta und Athen zu Stande, dem sich auch die übrigen Staaten, außer Boeotien, Korinth, Megara, Elis und Argos, anschlossen. Die Eroberungen und Gefangenen wurden gegenseitig herausgegeben, und Athen und Sparta schlossen sogar ein Bündniß mit einander, um den Frieden gegen die, welche demselben nicht beigetreten waren, zu schützen.

Leider war der Friede nicht von langer Dauer. Athen verweigerte mißtrauisch die Herausgabe von Pylos; die thracischen Städte wollten nicht in das Bundesverhältniß zu Athen zurückkehren; die Bundesgenossen beider Parteien waren mißvergnügt; sie fürchteten, Athen und Sparta hätten nur Frieden geschlossen und einen Bund mit einander gemacht, um ihre Verbündeten gegenseitig desto besser unterjochen zu können. Korinth und Argos schlossen deshalb einen Gegenbund, dem auch Elis, Mantinēa in Arkadien und die thracischen Städte beitraten. Argos hoffte wohl, dadurch an die Spitze eines peloponnesischen Bundes zu kommen; bald löste sich jedoch das Bündniß wieder auf, da die Boeotier aus Mißtrauen gegen das demokratische Argos demselben nicht beitreten wollten. Die Spannung zwischen Athen und Sparta dauerte fort, und dieselbe wußte in Athen besonders ein Mann zu benutzen, der nur in der Fortsetzung des Krieges glaubte Befriedigung für seine maßlose Ruhmbegierde finden zu können. Dies war Alkibiadēs (Alcibiades), ein Mann, in welchem seine ganze Zeit sich auf's treueste abspiegelt.

Alkibiades war 451 geboren. Sein Vater Kleinias sowohl wie seine Mutter Deinomache stammten aus dem altberühmten Geschlechte des Megakles, den wir schon als Gegner des Peisistratos kennen gelernt haben. Er besaß große Reichthümer, glänzende Geistesanlagen, und was in den Augen der Hellenen besondern Werth hatte, er war als Kind, als Jüngling und als Mann unter Allen der Schönste. Schon 447 verlor er seinen Vater, der bei Koroneia fiel, und nun wurde er in dem Hause seines Verwandten Perikles erzogen, der sein Vormund war. Später trat er in ein vertrautes Freundschaftsverhältniß zu dem weisen Sokrātes, der ihn oft mit Ernst auf seine Fehler aufmerksam machte und seine Eitelkeit und seinen Stolz bekämpfte. Alkibiades bewunderte die Tugend desselben, hörte ihn gern und wurde oft durch seine freundlichen Ermahnungen zu Thränen gerührt. Er speiste täglich mit ihm; er theilte mit ihm bei Feldzügen sein Zelt. Sokrates rettete ihm in einer Schlacht mit eigener Gefahr das Leben, wofür Alkibiades in der Schlacht bei Delion wieder sein Retter wurde. Aber weder Sokrates noch Perikles vermochten die unbesonnene Kühnheit des Alkibiades, seinen Hang zur Ueppigkeit und seinen Leichtsinn zu überwältigen. Er war bald der verzogene Liebling des Volkes. „Bald haßt, bald liebt es ihn,“ sagt der Komödiendich-

ter Aristophănes, „und kann ihn nicht entbehren.“ In Allem, was er verübte, sah man nur jugendliche Streiche und Menschlichkeiten, und so war denn bald Keiner vor Kränkungen von ihm sicher; aber doch wagte nur selten ein Beleidigter, ihn zu verklagen, aus Furcht vor noch größeren Kränkungen. Einem Schulmeister gab er eine Ohrfeige, weil derselbe keinen Homer besaß. Auch dem Hipponikos, einem sehr reichen und angesehenen Manne, gab er öffentlich eine Ohrfeige, bloß um eine Wette nicht zu verlieren, die er im Uebermuthe mit seinen Freunden gemacht hatte. Da aber die ganze Stadt darüber unwillig war, ging er am andern Morgen in das Haus des Hipponikos, legte seinen Mantel ab und erklärte sich bereit, sich von ihm auspeitschen zu lassen. Hipponikos jedoch verzieh ihm und gab ihm bald darauf seine Tochter Hipparetē zur Gemahlin. Diese war eine sehr tugendhafte Frau und hatte ihn sehr lieb. Endlich konnte sie jedoch sein leichtfertiges Leben nicht mehr ertragen, suchte bei ihrem Bruder Zuflucht und ging vor den Archon, um auf Scheidung zu klagen. Alkibiades sah dies, eilte auf sie zu, ergriff sie bei der Hand und trug sie vor den Augen Aller nach Hause. Sie blieb nun bei ihm, starb aber bald darauf, wahrscheinlich aus Gram. — Schon als Knabe wollte er Keinem weichen. Als er einmal mit einem andern Knaben rang und befürchtete, von ihm niedergeworfen zu werden, biß er ihn. Der Andere ließ ihn los und sagte: „Pfui, Alkibiades! Du beißest wie die Weiber.“ „Nein,“ sagte er, „wie die Löwen.“ — Seine Eitelkeit war ohne Maß und verleitete ihn zu grenzenloser Verschwendung. Er ging beständig in prächtigen Schleppgewändern einher. Er hielt sich eine große Menge von Pferden und kostbaren Wagen. Zu den olympischen Spielen schickte er deren allein sieben, was weder ein Privatmann, noch ein König vor ihm je gethan hatte, und es wurde ihm dafür freilich auch der seltene Ruhm zu Theil, nicht nur den ersten, sondern auch den zweiten und vierten Siegespreis zu erhalten. Einmal hatte er einen Hund gekauft, der ihm etwa fünfhundert Thaler kostete, und der allgemein bewundert wurde. Diesem Hunde schnitt er den schönen Schwanz ab. Seine Freunde machten ihm Vorwürfe darüber, indem sie sagten, alle Welt halte sich darüber auf; er aber entgegnete lachend: „Ich will ja eben, daß die Athener davon sprechen sollen, damit sie nichts Schlimmeres von mir sagen.“

Uebrigens wollte Alkibiades sein Ansehen mehr der Macht seiner Beredtsamkeit als seinen übrigen Vorzügen zu verdanken haben In der That sagt der große Redner Demosthĕnes, er sei für den beredtesten Menschen gehalten worden; indessen war ihm sein Streben, überall sich auszuzeichnen, bei seinen Reden öfters hinderlich; denn da er immer nur in den gewähltesten Ausdrücken reden wollte, so begegnete es ihm nicht selten, daß er eine lange Weile mitten im Reden still schweigen mußte, weil er sich nicht gleich wieder auf einen Ausdruck besinnen konnte, den er vergessen hatte.

Nehmen wir zu seinen glänzenden Eigenschaften noch die reichen Geldspenden, die er gab, die prächtigen Schauspiele, die er veranstaltete, so können wir uns nicht wundern, daß er ungeachtet seiner großen Fehler der Abgott des Volkes war, und daß es seinen Feinden sehr schwer werden mußte, ihn zu stürzen.

Er hatte sich mit Nikias zum Sturze des Hyperbolos verbunden; bald aber wurde auch jener von ihm in den Hintergrund gedrängt. Den Spar-

tanern zürnend, weil sie bei den Friedensunterhandlungen nicht ihn, sondern den Nikias zum Vermittler gewählt hatten, bewog er die Athener 420 zum Abschlusse eines Bündnisses mit Argos (S. 250), das die Spartaner vergebens zu verhindern suchten, und dem auch Elis und Mantinea beitraten. Zwar begannen nun die Spartaner einen Krieg gegen Argos und erfochten 418 einen Sieg bei Mantinea. In Folge desselben schloß sich Argos wieder an Sparta an, und so war die Absicht des Alkibiades, den Athenern durch das Bündniß mit den Argivern Einfluß im Peloponnes zu verschaffen, vereitelt. — Dagegen besiegten die Athener 416 die Insel Melos, die sich geweigert hatte, dem athenischen Bunde beizutreten, und auf den Rath des Alkibiades wurden alle männlichen Bewohner derselben getödtet, das Land aber athenischen Kolonisten gegeben.

Um diese Zeit erschienen Gesandte der sicilischen Stadt Egesta in Athen und baten um Hülfe gegen Selinūs, das mit dem mächtigen Syrakus verbündet war. Die Athener, von den Egestanern über die Größe ihrer Hülfsmittel getäuscht, ließen sich durch Alkibiades leicht zu einem Zuge nach Sicilien bewegen, von dem sie sich nicht nur die Eroberung dieser Insel versprachen, sondern durch den sie auch ihre Macht über Karthago und Libyen auszudehnen hofften. Vergebens widersprach der besonnene Nikias. Das Unternehmen wurde 415 beschlossen und dem Alkibiades der Oberbefehl übertragen. Nikias und der tapfere Lamăchos wurden ihm als Feldherren beigesellt und eine Flotte von 134 dreirudrigen Schiffen und 40 Transportschiffen ausgerüstet, bemannt mit mehr als 5000 Schwerbewaffneten und über 3000 Schleuderern und Leichtbewaffneten, die größte Flotte, welche Athen jemals ausgesandt hatte. Der glückliche Ausgang des Unternehmens hätte die Macht und den Einfluß des Alkibiades noch bedeutend vergrößern müssen. Da bot sich seinen zahlreichen Gegnern, an derer Spitze Kimons Sohn Thessălos stand, eine willkommene Gelegenheit dar, ihn zu stürzen.

Schon war Alles zur Abfahrt der Flotte bereit, als man eines Morgens sämmtliche Hermen, die in den Straßen von Athen standen, verstümmelt fand. Dem abergläubischen Volke erschien dies als eine schlimme Vorbedeutung. Man setzte Preise auf die Ermittelung der Thäter, und auch den Alkibiades brachten seine Feinde in den Verdacht, daß er den Frevel verübt habe. Außerdem klagten sie ihn des Hochverraths und der Entweihung der Eleusinischen Mysterien an. — Schwerlich wird es je auszumachen sein, ob er wirklich an der Sache schuldig war, oder nicht. Er leugnete, erbot sich jedoch, sich zu einer ordentlichen Untersuchung zu stellen. Aber in dem Heere begann sich eine bedenkliche Stimmung zu zeigen; es wollte ohne seinen Führer den Hafen nicht verlassen, und man ließ ihn deshalb mit der Flotte absegeln. In seiner Abwesenheit hatte jedoch der einmal eröffnete Prozeß ungestörten Fortgang; Viele wurden in denselben verwickelt, und es ließen sich Menschen bereit finden, zu bestätigen, daß Alkibiades wirklich die Verbrechen begangen habe, deren man ihn beschuldigte. Die Zeugen bekundeten zum Theil durch die widersinnigsten Aussagen, daß sie die Unwahrheit sprachen. So wurde Einem die Frage vorgelegt, wie er die Leute erkannt hätte, welche die Bildsäulen verstümmelten, und er gab zur Antwort: „Beim Mondscheine", obgleich das Verbrechen zur Zeit des Neumondes verübt war. Doch das aufgeregte Volk wollte

einmal alle solche Verleumdungen für wahr halten. Jeder, den Einer angab, wurde ins Gefängniß geworfen, und man sandte ein Schiff ab, um den Alkibiades, der inzwischen die Stadt Catana in Sicilien besetzt hatte und nun auch Messana und andere griechische Städte daselbst zu gewinnen suchte, als Hochverräther und Religionsverächter nach Athen zu holen. Er entzog sich jedoch durch die Flucht der Untersuchung, deren Ausgang ihm, selbst wenn er sich ganz unschuldig fühlte, vor solchen Richtern nicht zweifelhaft sein konnte, und wurde nun abwesend zum Tode verurtheilt, seiner Güter verlustig erklärt und mit dem Staatsfluche belegt. Nur eine Priesterin weigerte sich, den Fluch auszusprechen, „weil sie zum Segnen, nicht zum Fluchen Priesterin geworden sei."

Racheglühend floh er nach Sparta und ertheilte den Spartanern Rathschläge, die Athen Verderben bringen sollten. Um die Achtung und Bewunderung des Volkes zu gewinnen, wurde der schwelgerische, vergnügungssüchtige Mann jetzt plötzlich ein ernster Spartaner; ja, er übertraf die Uebrigen noch an Einfachheit der Lebensweise. Dennoch trauten ihm die Spartaner von Anfang nicht, und als er sich durch seinen Uebermuth verleiten ließ, ihrem Könige Agis einen schmählichen Schimpf anzuthun, indem er mit dessen Gemahlin Timaea in ein vertrauliches Verhältniß trat, brachte er sie vollends so gegen sich auf, daß er aus Sparta fliehen mußte. Er begab sich nun nach Milet zu Tissaphernes, dem persischen Statthalter von Jonien und Karien, und ertheilte auch ihm Rathschläge, die den Athenern zum Verderben gereichen mußten. Gleichwohl sehnte er sich nach Athen zurück, und er hatte bei allen jenen Rathschlägen nur die Absicht, die Athener fühlen zu lassen, daß sie ohne ihn ihren Feinden nicht zu widerstehen vermöchten. In der That vermißte man ihn in Athen bald schmerzlich, und immer größer wurde das Verlangen, daß er zurückkehren möchte.

Das Unternehmen auf Sicilien war vollständig mißglückt. Nach der Entfernung des Alkibiades hatten Nikias und Lamachos den Krieg fortgesetzt; aber die Unentschlossenheit des Ersteren ließ es zu keinem bedeutenden Erfolge kommen. Erst nach einem Jahre wurde Syrakus von der Land- und Seeseite eingeschlossen. Lamachos fiel in einem Gefechte; Nikias bedrängte indessen die Stadt so sehr, daß die Syrakusaner schon Unterhandlungen wegen der Uebergabe anknüpften. Inzwischen aber hatten sie sich auch an die Spartaner um Hülfe gewandt, und diese sandten ihnen einen erfahrenen Feldherrn, den Gylippos, der mit etlichen Schiffen landete und seine geringe Mannschaft aus den benachbarten Städten verstärkte. Mit neuem Muthe und glücklichem Erfolge setzten die Syrakusaner, von ihm geleitet, den Kampf fort. Zwar sandten die Athener dem kranken Nikias 73 Schiffe mit 5000 Schwerbewaffneten und einer bedeutenden Zahl leichter Truppen unter Demosthenes und Eurymedon zu Hülfe; aber Demosthenes erlitt im Jahre 413 eine furchtbare Niederlage und drang nun, zumal da das athenische Heer durch Krankheiten geschwächt war, auf die Rückkehr nach Athen. Thörichter Weise zögerte Nikias, darauf einzugehen; die Syrakusaner erfochten einen vollständigen Sieg zur See, und als sich Nikias endlich doch mit Zurücklassung der Todten, Kranken und Verwundeten zum Abzuge entschließen mußte, fand er die Wege versperrt. In fortwährenden Gefechten ging ein großer Theil seines Heeres zu Grunde;

von 40,000 blieben nur 7000 übrig, die als Gefangene nach Syrakus geschleppt wurden. Nikias und Demosthenes wurden ungeachtet der Verwendung des Gylippos hingerichtet; von den Uebrigen fanden die Meisten in den Steinbrüchen, wohin man sie zu harter Arbeit brachte, ihren Tod.

Die Kunde von diesem unermeßlichen Verluste erfüllte ganz Athen mit Bestürzung. Der Kern der athenischen Seemacht war vernichtet; über 50,000 Menschen und an zehn Millionen Thaler hatte das verunglückte Unternehmen gekostet; dazu kam, daß die Spartaner mehrere Bundesgenossen, namentlich die Insel Chios und die wichtige Stadt Milet, zum Abfall von Athen verleiteten und durch Vermittelung des Alkibiades mit den persischen Statthaltern Pharnabazos und Tissaphernes in Kleinasien Unterhandlungen anknüpften. Aber die Athener verzweifelten nicht. Ein Schatz von tausend Talenten, der für den Fall der höchsten Noth zurückgelegt war, wurde angegriffen, die Flotte ergänzt, und so gelang es, Samos und Lesbos am Abfall zu hindern.

Inzwischen war Alkibiades zum Tissaphernes geflohen. Er rieth demselben, weder die Spartaner noch die Athener entscheidend zu unterstützen, sondern die gegenseitige Schwächung Beider durch Verlängerung des Krieges zu befördern. Zugleich trat er in Verbindung mit den aristokratisch gesinnten Führern der athenischen Flotte, und sicherte ihnen die Unterstützung des Tissaphernes zu, unter der Bedingung, daß eine oligarchische Regierungsform in Athen eingeführt würde. Phrynichos, einer der athenischen Befehlshaber, war der Einzige, der den Alkibiades durchschaute und erkannte, daß derselbe es nur auf Erregung von Unruhen und den eigenen Vortheil abgesehen habe. Peisandros, ein Hauptgegner der Volksherrschaft, wurde vom Heere nach Athen gesandt, und derselbe erreichte wirklich, daß die Athener zehn Männer zum Tissaphernes schickten, um Unterhandlungen anzuknüpfen. Dieser stellte aber so große Forderungen, daß man nicht darauf eingehen konnte, und schloß einen neuen Vertrag mit den Spartanern. Dennoch wurde in Athen die Volksherrschaft beseitigt, weil man den Demagogen die Schuld alles bisherigen Unglücks beimaß. An die Stelle des bisherigen Rathes trat ein Rath von vierhundert Bürgern, und die Volksversammlung wurde auf fünftausend Bürger beschränkt, deren Wahl von den Vierhundert abhing. Diese verfuhren aber alsbald mit der größten Willkür. Die Volksversammlung beriefen sie gar nicht; die Verbannten wurden nicht zurückgerufen; dagegen wurden nach Sparta des Friedens wegen Gesandte geschickt. Dies erregte große Unzufriedenheit bei dem Heere; dasselbe beschloß Wiederherstellung der alten Verfassung; die Befehlshaber wurden abgesetzt, und an ihre Stellen traten Thrasybulos und Thrasyllos, die Führer der Unzufriedenen. Alkibiades trat mit ihnen in Verbindung, um durch sie seine Zurückberufung nach Athen zu bewirken, und die athenische Flotte wählte ihn endlich zum Anführer.

Das wachsende Ansehen des Alkibiades erfüllte die Oligarchen in Athen mit Besorgniß. Unter ihnen selbst entstand Uneinigkeit; die Gemäßigten begannen sich wieder mehr der Volkspartei zuzuwenden. Die Spartaner benutzten diese Zerwürfnisse und sandten eine Flotte unter Agesandridas nach Euboea. Derselbe schlug eine ihm eilig nachgesandte athenische Flotte und brachte die Insel zum Abfall von Athen. Dies war für die Athener ein um so empfindlicherer Verlust, da sie von Euboea, wohin sie wegen des Krieges

ihre Heerden in Sicherheit gebracht hatten, ihre meisten Bedürfnisse bezogen. Der Schrecken über diesen Verlust war eben so groß wie der Unwille gegen die Regierung. Dieselbe wurde gestürzt. Zwar wurde die Zahl der Mitglieder der Volksversammlung nicht, wie Manche wollten, auf neuntausend erhöht, aber Jeder, der eine volle Rüstung besaß, sollte zur Aufnahme in die Zahl der Fünftausend berechtigt sein; an die Stelle der Vierhundert trat wieder der alte Rath. Auch die Verbannung des Alkibiades wurde jetzt (im Juli 411) aufgehoben. Dieser führte nun die Flotte von einem Siege zum andern. Im J. 410 schlug er die Spartaner bei Kyzikos, einer Stadt auf einer Insel der Propontis, zu Wasser und zu Lande so gänzlich, daß sie den Athenern Friedensanerbietungen machten, die jedoch zurückgewiesen wurden. Nachdem er noch Chalkedon und Byzanz erobert und seiner Vaterstadt die Herrschaft auf dem Meere wieder verschafft hatte, kehrte er endlich nach Athen zurück, und er wurde mit solcher Freude empfangen, daß man ihm nicht nur sein eingezogenes Vermögen zurückgab und sein Verdammungsurtheil ins Meer warf, sondern ihn auch zum obersten Feldherrn ernannte. Bald mußte er jedoch erfahren, wie wankelmüthig die Gunst der Volksmenge sei. Gegen seinen ausdrücklichen Befehl ließ sich in seiner Abwesenheit sein Mitfeldherr Antiochos von dem spartanischen Feldherrn Lysander zu einer Schlacht bei dem Vorgebirge Notion in der Nähe von Ephesos (407) verleiten und wurde geschlagen. Alkibiades hätte nun gern durch eine zweite Schlacht den Verlust wieder gut gemacht; aber Lysander war klug genug, ihm auszuweichen. Dies benutzten die Feinde des Alkibiades zu einer Anklage, und er, dessen Rückkehr vor Kurzem mit so lautem Jubel begrüßt war, wurde abgesetzt und sah sich genöthigt, durch freiwillige Verbannung einer gezwungenen zuvorzukommen. Er begab sich nach Phrygien zum persischen Statthalter Pharnabazos, um von da nach Susa an den Hof des persischen Königs zu gehen. Die Spartaner fürchteten ihn aber auch jetzt noch so sehr, daß sie den Pharnabazos bewogen, ihn aus dem Wege räumen zu lassen. Er befand sich mit seiner Freundin Timandra und seinem Sohne in einem Hause. Dies steckten die ausgesandten Mörder bei Nacht in Brand, weil sie zu feige waren, an den gefürchteten Mann selbst Hand zu legen. Er wurde durch den eindringenden Rauch aus dem Schlafe geweckt und eilte, das Schwert in der Hand, hinaus, um sich zu vertheidigen. Da tödteten ihn die Mörder aus der Ferne mit Pfeilen. Dies geschah im Jahre 404. Timandra bestattete seinen Leichnam, so gut sie es vermochte; später aber setzten ihm die Griechen Denkmäler und Bildsäulen.

Auch Athen war in demselben Jahre erlegen, in welchem Alkibiades ermordet wurde. Seit seiner Entfernung war auch das Kriegsglück von den Athenern gänzlich gewichen. Statt seiner ernannten sie zehn Feldherren, und dieselben erfochten 406 bei den arginusischen Inseln, unweit Lesbos, einen Seesieg über die Spartaner unter Kallikratidas, der selbst in der Schlacht fiel; aber die Athener waren verblendet genug, die Sieger bei der Rückkehr anzuklagen, weil sie nicht für Sammlung der Schiffstrümmer und Bestattung der Todten gesorgt hätten, und ließen sechs von ihnen deshalb hinrichten, obgleich dieselben nachwiesen, daß nur der Sturm sie an Erfüllung jener Pflicht gehindert hatte. Lysander, der jetzt wieder an die Spitze der spartanischen

Seemacht trat, führte dieselbe nach dem Hellespont und eroberte die reiche Stadt Lampsăkos. Die athenische Flotte, welche ihm nachgeeilt war, stellte sich jener Stadt gegenüber an der europäischen Küste bei Aegos Potămi (Aigos Potamoi) auf. Der Warnungen des Alkibiades ungeachtet, der sich damals gerade in der Nähe in Thracien aufhielt, ließen sich die Athener dort im J. 405 zu einer Schlacht verleiten, die das Schicksal Athens entschied. Fast die ganze athenische Flotte fiel in jener verhängnißvollen Schlacht in die Hände der Spartaner. Dreitausend Gefangene brachten die Sieger nach Lampsakos, und ließen sie dort sämmtlich hinrichten. Lysander gewann alle mit Athen verbündeten Inseln außer Samos und alle kleinasiatischen Städte für Sparta, hob daselbst überall die demokratische Verfassung auf und führte eine oligarchische ein, indem er in jeder Stadt die Verwaltung einem spartanischen Befehlshaber oder Harmosten und zehn Räthen übertrug, und zog dann gegen Athen. Er schloß die Stadt von der Seeseite ein, während die spartanischen Könige Agis und Pausanias sie bereits auf der Landseite belagerten. Zwar leisteten die Athener heldenmüthigen Widerstand, aber der Hunger zwang sie doch endlich, sich zu ergeben. Sie mußten die langen Mauern und die Befestigungen des Peiraieus einreißen, alle Schiffe bis auf zwölf ausliefern, die Vertriebenen zurückrufen und sich verpflichten, im Kriege den Spartanern zu folgen.

Die Spartaner setzten nun in Athen eine oligarchische Verfassung ein. Dreißig Männer, gewöhnlich Tyrannen genannt, wurden an die Spitze des Staates gestellt, und zu ihrem Schutze eine spartanische Besatzung in die Burg gelegt. Jetzt folgte eine wahre Schreckenszeit für Athen. Nur Dreitausend, welche Anhänger der Tyrannen waren, erhielten die Erlaubniß, Waffen zu tragen. Alle Uebrigen wurden entwaffnet und mußten die Stadt verlassen. Jeder der Dreißig wählte sich einen reichen Mann aus und ließ ihn hinrichten, um sein Vermögen zu bekommen; überhaupt wurde besonders gegen die Reichen mit Schwert und Gift gewüthet, so daß ein Zeitgenosse sagte: „Menschen werden für nichts, das Erwerben von Schätzen für viel geachtet.“ — Vierzehnhundert Menschen sollen in jener Schreckenszeit hingerichtet, fünftausend dem nämlichen Schicksal nur durch die Flucht entgangen sein; ja, man ging in der Unmenschlichkeit so weit, daß man den Verwandten der Hingerichteten verbot, der Leiche derselben zu folgen.

Endlich wurden die Tyrannen selbst unter sich uneinig. Einer von ihnen, Theramĕnes, wurde vom Altar fortgerissen und mußte den Giftbecher trinken. Die Zahl der Flüchtlinge vergrößerte sich indessen immer mehr. Sie sammelten sich in dem festen Bergschlosse Phyle an der Grenze von Attika und Boeotien, und die Kühnsten unter ihnen beschlossen, unter Anführung des Thrasybūlos mit den Waffen in der Hand die Rückkehr in die Heimath zu erzwingen. Sie setzten sich in Munychia, einer der Hafenstädte Athens, und in dem Peiraeeus fest. Die Tyrannen griffen sie mit Heeresmacht an; aber die Schaaren derselben wurden besiegt, und mehrere der Tyrannen fanden ihren Tod. Jetzt erhob sich auch das Volk in Athen gegen die Tyrannen, und dieselben mußten nach Eleusis fliehen, in Athen aber wurden zehn Männer als Regenten eingesetzt. Diese sowohl, wie die Dreißig, wandten sich Hülfe suchend nach Sparta, aber Pausanias brachte einen Frieden mit Athen zu Stande.

Thrasybul setzte es nun durch, daß eine allgemeine Amnestie ertheilt wurde, von der nur die Tyrannen selbst ausgeschlossen blieben; auch den Kindern der Letzteren wurde erlaubt, sich in Athen aufzuhalten; sie selbst aber wurden, als sie sich zu neuen gewaltthätigen Schritten anschickten, gefangen genommen und hingerichtet. Alle Flüchtlinge und Vertriebene durften jetzt ungehindert nach Athen zurückkehren; die Verfassung Solons wurde 403 v. Chr. mit allen späteren Zusätzen wieder hergestellt, und die Aufsicht über die Gesetze wieder dem Areopagos übertragen, dessen Macht freilich schon Perikles so viel als möglich geschwächt hatte, weil seine Zusammensetzung aus den abgegangenen Archonten eine Hinneigung zur Aristokratie herbeiführen mußte, die mit den Plänen des Perikles sich nicht vereinigen ließ. Aber nur die Form der solonischen Verfassung vermochte Thrasybul wieder herzustellen; der Geist derselben lebte nicht mehr in dem Volke. Schon zu tief war dasselbe sittlich gesunken, als daß die wenigen Edlen, die sich dem schmählichen Verfall entgegenzustellen versuchten, im Stande gewesen wären, denselben aufzuhalten und ein frisches, kräftiges Volksleben wieder herbeizuführen.

---

§. 29. Epaminondas und Pelopidas.

Nachdem durch den unglücklichen Ausgang des peloponnesischen Krieges die Macht Athens vernichtet war, suchte **Sparta** sich immer mehr in der Hegemonie über Griechenland zu befestigen. Die Messenier wurden aus Naupaktos (S. 241) vertrieben und genöthigt, nach Sicilien und Afrika auszuwandern. Elis (S. 250) wurde gezwungen, allen abhängigen Städten die Freiheit zu geben und wieder in den Bund mit Sparta einzutreten. Durch die Bitten der griechischen Städte in Kleinasien wurden die Spartaner genöthigt, den Kampf gegen Persien zu erneuern und ihnen ein hellenisches Bundesheer unter Thimbron zu Hülfe zu senden. Der spartanische Feldherr Derkyllidas zwang die Perser zu einem Waffenstillstande. **Agesilaos**, der im J. 397 seinem Bruder Agis als König von Sparta gefolgt war, führte ein neues spartanisches Heer nach Asien und erfocht bei Sardes einen glänzenden Sieg über Tissaphernes. Da bewog aber Tithraustes, der Nachfolger des Letzteren, mehrere griechische Staaten, die längst mit der spartanischen Gewaltherrschaft unzufrieden waren, namentlich Korinth, Theben und Argos, zum Abfalle von Sparta, und es kam zu einem Bunde, dem auch Athen beitrat, und der den sogenannten **korinthischen Krieg** (394) zur Folge hatte. Derselbe begann mit einem Angriffe der von Theben unterstützten Lokrer gegen die mit Sparta verbündeten Phokier. Ein diesen zu Hülfe gesandtes spartanisches Heer unter Lysander wurde bei **Haliartos** in Boeotien 394 geschlagen, und Lysander selbst fiel in der Schlacht. Der Athener **Konon** vernichtete mit 90 persischen Schiffen in demselben Jahre die spartanische Flotte bei **Knidos**, und auch der Sieg, welchen Agesilaos, den die bedrängten Spartaner aus Asien zurückgerufen hatten, im August 394 bei **Koroneia** in Boeotien erfocht, vermochte das Uebergewicht Sparta's nicht wiederherzustellen. Ja, Konon landete

im folgenden Jahre in Attika und verschaffte Athen durch persisches Geld die Mittel, die langen Mauern wieder aufzubauen. Um wenigstens die Hegemonie zu Lande zu retten, wünschten die Spartaner deshalb unter allen Bedingungen einen Frieden mit Persien zu Stande zu bringen, und durch Vermittelung des schlauen **Antalkidas**, der mit ausgedehnten Vollmachten zu dem persischen Oberfeldherrn Tiribazos nach Sardes ging, erfolgte im J. 387 wirklich der Abschluß desselben. Durch diesen schmachvollen Frieden wurden alle griechischen Städte in Kleinasien den Persern preisgegeben, und zugleich wurden alle größeren Städtebündnisse in Griechenland durch die in eben jenem Frieden enthaltene Bestimmung vernichtet, daß alle griechischen Städte und Inseln in Europa mit wenigen Ausnahmen frei sein sollten. Dann aber verlangten die Spartaner im Widerspruch mit jenen Friedensbedingungen von den Bewohnern von **Mantinea** in Arkadien, daß sie ihre Mauern einreißen sollten. Da sie dies verweigerten, wurde die Stadt von den Spartanern belagert, und die Mantineer wurden gezwungen, dieselbe zu verlassen und vertheilt in vier Flecken zu wohnen (386).

Bald fanden die Spartaner auch Gelegenheit, ihre Macht über die Grenze des Peloponnes hinaus auszudehnen. Von zwei Städten auf der thracischen Halbinsel Chalkidĭke wurden sie gegen die mächtige Stadt Olynthos in Thracien zu Hülfe gerufen, und sie sandten zehntausend Mann, von denen ein Theil sogleich aufbrach, die andern unter dem spartanischen Feldherrn Phoebidas (Phoibidas) durch Boeotien nachfolgten. Hier bot sich ihnen eine neue Gelegenheit dar, ihre Macht zur Geltung zu bringen. — In **Theben** standen sich nämlich, wie überall in Griechenland, eine aristokratische und eine demokratische Partei feindlich gegenüber, jene von Leontiădes, diese von Ismenias geleitet. Der Erstere forderte, um seiner Partei die Oberhand zu verschaffen, den Phoebidas auf, Theben zu besetzen. Als die Weiber das Fest der Demeter feierten und die Männer im Rath versammelt waren, führte er die Spartaner in die Burg von Theben (382); die Häupter der Volkspartei wurden gefangen genommen oder flohen, und alle Gewalt war nun in den Händen der Aristokraten, an deren Spitze Archias, Philippos und Leontiades unter dem Schutze der spartanischen Besatzung die Regierung führten. — Die Geflüchteten gingen nach Athen, wo sie gastfrei aufgenommen wurden und bessere Zeiten abwarteten. Der bedeutendste unter ihnen war **Pelopĭdas**. Derselbe war der Sohn eines reichen und angesehenen Thebaners; aber obgleich er im Ueberfluß aufgewachsen war, ließ er sich doch nicht durch Liebe zum Reichthum beherrschen. Er zog vielmehr für seine Person einfache Kleidung und Nahrung vor; seine großen Reichthümer aber wurden ihm ein Mittel, um denen, die ohne Schuld in Armuth und Elend versunken waren, in ihrer Noth zu helfen. — Sein vertrautester Freund war **Epaminondas** (Epameinōndas). In einer Schlacht hatten sie, von allen Uebrigen verlassen, neben einander gekämpft, und als Pelopidas schwer getroffen zu Boden sank, focht Epaminondas, obgleich selbst aus mehreren Wunden blutend, weiter, bis ihm Hülfe kam. Seitdem umschlang die beiden Männer das innigste Freundschaftsband. — Auch des Epaminondas Vater Polymnis war ein angesehener Mann; seine Familie leitete ihre Abstammung von den Sparten her, welche den ältesten Adel in Theben bildeten; aber er lebte in beschränkten Ver-

mögensverhältnissen. Nichts lag jedoch dem Polymnis so sehr am Herzen als die Erziehung seines Sohnes. Er nahm den aus Italien geflohenen Pythagoräer Lysis in sein Haus auf, und bald fand derselbe an dem jungen Epaminondas einen lernbegierigen Schüler. Der Jüngling zog den Umgang mit dem weisen Manne dem mit allen seinen Jugendfreunden vor und ließ sich von ihm in die Geheimnisse des pythagoraeischen Bundes einweihen. Dadurch erhielt sein ganzes Leben und seine ganze Denkungsart eine ernste Richtung. Er verachtete Schwelgerei und Ueppigkeit. Einst sah man ihn, während in Theben ein Fest gefeiert wurde, ernst und in unansehnlicher Kleidung bei den Wachen an der Stadtmauer umhergehen. Einer seiner Freunde äußerte ihm seine Verwunderung darüber; er aber erklärte ihm: „Ich gehe deshalb so trauernd und nüchtern einher, damit ihr trinken und lustig sein könnt.“ Ebenso verschmähte er jede Pracht in der Kleidung. Er hatte nur einen Mantel, und wenn derselbe in der Walkmühle gereinigt wurde, mußte er zu Hause bleiben. — Seiner Enthaltsamkeit glich seine Bescheidenheit. Nirgends wollte er prunken. Er besaß glänzende Beredtsamkeit; dennoch schwieg er, wo er es nicht für durchaus nöthig hielt zu reden, und auch wenn er reden mußte, sprach er gern mit lakonischer Kürze; nur wo es darauf ankam, durch gewandte und klare Auseinandersetzung seine Zuhörer zu überzeugen, entwickelte er die ganze Gewalt seiner Redegabe. Mit diesen herrlichen Eigenschaften vereinigte er die unter den Hellenen so seltene Tugend der Uneigennützigkeit. Vergebens bat ihn Pelopidas wiederholt, seine Reichthümer mit ihm zu theilen; er blieb arm bis an seinen Tod. Einen persischen Gesandten, der ihm große Geldsummen anbot, wies er zurück, indem er sagte: „Will der König etwas, was Theben Vortheil bringt, so braucht er kein Gold; will er etwas Schädliches, so hat er nicht Gold genug.“ Jason, der Tyrann von Pherae in Thessalien, kam einst nach Theben und schickte ihm zweitausend Goldstücke. Epaminondas schlug sie aus und ließ ihm sagen: „Ich habe dir keine Veranlassung gegeben, mich zu beleidigen“; und doch mußte er sich gleich darauf von Pelopidas die geringe Summe von funfzig Drachmen borgen, um sich eine Rüstung zu kaufen. Wohl aber verschmähte er es nicht, reiche Freunde anzusprechen, wenn es darauf ankam, Nothleidenden zu helfen. Dabei verabscheute er jede Unredlichkeit, und man behauptete von ihm, er habe nie auch nur im Scherz eine Lüge gesprochen. Während Pelopidas sich am liebsten mit Leibesübungen oder mit der Jagd beschäftigte, zog Epaminondas die Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft vor, und er soll sich im Spiel der Lyra und der Flöte sowie im Gesang und Tanz ausgezeichnet haben. Obgleich aber verschieden in ihren Lieblingsneigungen, waren sich doch beide Männer gleich in der Liebe zum Vaterlande. Der Tod für dasselbe erschien ihnen stets als das beneidenswertheste Loos, und der Grund ihrer bis zum Tode unerschütterlichen, nie durch Neid und Eifersucht getrübten Freundschaft war vornehmlich der, daß sie sich eins wußten in dem Streben, durch ihre gemeinsame Thätigkeit ohne Rücksicht auf eigene Ehre und eigenen Vortheil das Vaterland zu retten und zur glänzendsten Macht und Größe zu erheben.

Während sich Pelopidas als Flüchtling in Athen aufhielt und daselbst Alles zur Wiedererhebung seines Vaterlandes vorbereitete, war Epaminondas ruhig in Theben zurückgeblieben. Die Tyrannen hatten es nicht für nöthig

gehalten, ihn zu verbannen, obgleich er zur demokratischen Partei gehörte. Sie glaubten ihn als einen armen, unbedeutenden Mann, der an nichts, als das Studium der Philosophie denke, nicht fürchten zu dürfen. Und doch war er keinesweges unthätig. Er besuchte fleißig die Gymnasien und trieb die thebanischen Jünglinge an, daselbst mit den Spartanern zu ringen. Gelang es ihnen nun, dieselben zu überwältigen, und waren sie dann stolz auf ihre Ueberlegenheit und ihren Sieg, so warf er ihnen vor, sie hätten weit mehr Ursache, sich zu schämen, daß sie aus Feigheit solchen Leuten dienten, denen sie an Stärke so überlegen wären. Ein anderer Mann, der um die Pläne des Pelopidas wußte, war Phyllidas, der sich die Stelle eines Geheimschreibers bei Archias und Philippos zu verschaffen gewußt hatte. Als Alles zum Sturze der Tyrannen vorbereitet war, brachen an vierhundert geflüchtete Thebaner aus Athen auf. Es war im J. 378. Pelopidas ging mit einigen der Muthigsten voran und bei Anbruch der Nacht schlichen sie, durch Sturm und Schneegestöber begünstigt, unter allerlei Verkleidungen in die Stadt. Sie fanden Aufnahme in dem Hause des Charon, eines angesehenen Mannes in Theben, der ebenfalls in den Plan eingeweiht war.

Phyllidas hatte den Archias und Philippos zu einem Festgelage eingeladen; er beabsichtigte, sie trunken den Verschwornen zu überliefern. Plötzlich aber verbreitete sich bei Tafel das Gerücht, die Verbannten seien zurückgekehrt und hielten sich in der Stadt versteckt. Sogleich schickte Archias einen Diener ab und ließ den Charon rufen. Die Verschwornen geriethen in nicht geringe Bestürzung. Schon glaubten sie, Alles sei verrathen; dennoch aber wurde beschlossen, daß Charon dem Befehle gehorchen solle. Charon fürchtete, daß ihn der Verdacht einer Verrätherei treffen könne. Ehe er daher fortging, holte er aus dem Frauengemache seinen funfzehnjährigen Sohn und übergab ihn dem Pelopidas zur Bürgschaft für seine Treue. Alle waren gerührt bei dem Anblick des Knaben; Vielen traten die Thränen in die Augen; Keiner aber konnte den Gedanken ertragen, daß Einer von ihnen den Charon des Verrathes fähig halten könne. Sie baten ihn, den Knaben fortzubringen, damit er nicht in Gefahr käme, sondern einst ein Rächer seines Vaterlandes und seiner Freunde werden möchte. Charon aber ließ sich von seinem Entschlusse nicht abbringen. Er wisse für den Knaben kein Leben und keine Rettung zu finden, sagte er, die schöner und rühmlicher für ihn wäre, als der Tod in Gemeinschaft des Vaters und solcher Freunde. Dann empfahl er sich dem Schutz der Götter, nahm von Allen herzlichen Abschied und eilte mit todesmuthiger Entschlossenheit nach dem Hause des Phyllidas. An der Thür desselben kamen ihm Archias und Philippos schon entgegen. Archias sagte, er habe gehört, daß einige von den Verbannten in der Stadt versteckt wären. Charon fragte, sich schnell sammelnd, wer sie denn wären, und wer sie versteckt hielte. Da er nun aus der Antwort des Archias merkte, daß derselbe noch nichts Bestimmtes wußte, so forderte er ihn auf, sich doch nicht durch unbestimmte Gerüchte ängstigen zu lassen, und versprach, selbst Erkundigungen einzuziehen. Phyllidas, der auch aus dem Hause gekommen war, sagte, das solle er nur thun, und führte den Archias zur Tafel zurück.

So war diese Gefahr für die Verschwornen glücklich vorübergegangen; aber dennoch wäre beinahe noch Alles verrathen worden. Während des Zech-

gelages kam nämlich zu dem Archias ein Eilbote mit einem Briefe von dem Hierophanten Archias aus Athen, und forderte ihn auf, denselben gleich zu lesen, weil er wichtige Dinge enthalte. Doch Archias, schon ganz trunken, meinte, mit wichtigen Dingen sei es Zeit bis morgen, steckte den Brief unter das Polster, auf dem er saß, und wandte sich dann wieder an Phyllidas, mit dem er gerade in einem Gespräche begriffen war. Phyllidas hatte den Gästen versprochen, daß thracische Tänzerinnen die Freude des Mahles erhöhen sollten. Jetzt verlangten die Gäste ungestüm nach denselben, und als die vermeintlichen Tänzerinnen in den Saal kamen, aus dem die Zechenden, um ungestört zu sein, ihre Diener entfernt hatten, wurden sie mit lautem Jubel begrüßt. Es waren aber Charon und ein Theil der Mitverschwornen, welche Weiberkleider über ihre Panzer gezogen und das Gesicht durch Oliven- und Fichtenkränze unkenntlich gemacht hatten. Sie setzten sich neben die Zechenden, zogen aber auch alsbald die verborgen gehaltenen Schwerter, und Archias, Philippos, so wie Jeder, der sich widersetzte, wurde getödtet. — Pelopidas war inzwischen mit einem andern Theile der Verschwornen in das Haus des Leontiades gedrungen. Dieser wurde durch den Lärm aus dem Schlafe geweckt und griff zu dem Schwerte; aber auch ihn tödtete Pelopidas nach hartnäckigem Widerstand. Ebenso wurde noch ein vierter Gewalthaber, Hypätes, ermordet.

Herolde durchzogen nun die Stadt und verkündigten den Tod der Tyrannen. Zwar waren die Thebaner anfangs mißtrauisch und blieben still in ihren Häusern. Am anderen Morgen aber versammelte Epaminondas, der nichts mit dem Morde der Tyrannen hatte zu thun haben wollen, weil er es für Unrecht hielt, einen Menschen ohne richterliches Urtheil zu tödten, die Thebaner bewaffnet am Tempel der Athene. Die ganze Stadt gerieth in die freudigste Bewegung, und als nun Epaminondas den Pelopidas und die übrigen Retter des Vaterlandes in die Versammlung führte, da erhoben sich Alle zu freudigem, ehrendem Empfange und begrüßten sie mit Händeklatschen und lautem Jubel. Die spartanische Besatzung in der Burg wurde bald darauf durch Hunger zum Abzuge gezwungen; aber Sparta rüstete sich nun zu einem Rachekriege gegen Theben. Der König Agesilāos von Sparta, der mit einem fast zwanzigtausend Mann starken Heere in Boeotien eindrang, erkrankte indessen und mußte nach Sparta zurückgebracht werden, und Epaminondas und Pelopidas boten jetzt Alles auf, um den Thebanern ein Heer zu bilden, das im Stande wäre, den sieggewohnten Schaaren der Spartaner Widerstand zu leisten. Namentlich bildeten sie mit Gorgĭdas die aus dreihundert durch Liebe und Freundschaft vereinigten und für das Vaterland begeisterten Jünglingen bestehende „heilige Schaar", welche nun den Kern des thebanischen Heeres ausmachte. Auch die Städte in Boeotien, welche es bisher noch mit Sparta gehalten hatten, wurden jetzt unterworfen; leider aber besaßen die Thebaner nicht die Mäßigung und Besonnenheit ihrer großen Führer. Die Stadt Plataeae, welche Widerstand leistete, wurde zerstört, und die Einwohner mußten nach Athen fliehen. Gleiches Schicksal hatte Thespiae, dessen Bewohner gezwungen wurden, im Heere der Thebaner Kriegsdienste zu leisten. Durch diese Grausamkeiten machten sich die Thebaner überall verhaßt, und noch dazu drang jetzt der spartanische König Kleombrōtos mit einem dem thebanischen vierfach überlegenen Heere nach Boeotien vor. Vielen entsank jetzt der Muth; aber Epa-

minondas drang darauf, den Feinden eine entscheidende Schlacht zu liefern, und Pelopidas, damals der Führer der heiligen Schaar, stimmte ihm bei. Am 8. Juli 371 kam es bei Leuktra in Boeotien zur entscheidenden Schlacht. Kleombrotos selbst fiel, und mit ihm fanden die edelsten der Spartaner den Heldentod; die Thebaner aber blieben Sieger. In Sparta wurde gerade ein Fest gefeiert, als die Trauerbotschaft daselbst eintraf. Die Ephoren ließen zuerst die Feier ungestört beendigen; dann machten sie die Liste der Gefallenen bekannt und verboten alles Wehklagen der Weiber. Und in der That verleugneten die Spartanerinnen so sehr alles mütterliche Gefühl, daß sich die Mütter der in der Schlacht Gefallenen am folgenden Tage in festlichem Aufzuge und mit heiterer Miene einander Glück wünschend in die Tempel begaben, während man diejenigen, deren Söhne nicht in der Schlacht geblieben waren, schweigend und in Thränen zerfließend umhergehen sah.

Die Furcht vor der Macht Spartas verlor sich nach der Niederlage bei Leuktra unter seinen bedrängten Bundesgenossen immer mehr. Die Mantineer (S. 258) zogen wieder in ihre Stadt und bauten die Mauern derselben wieder auf, und neunundbreißig kleinere Ortschaften in Arkadien vereinigten sich auf den Rath des Epaminondas zum Bau der gemeinsamen Bundesstadt Megalopŏlis, um so vereint den Kampf mit Sparta besser bestehen zu können. Eine neue Gefahr bedrohte die Spartaner, als Epaminondas und Pelopidas an der Spitze eines Heeres in den Peloponnes einfielen und bis in das spartanische Gebiet vordrangen. Nur die besonnene Klugheit des Agesilaos rettete die Hauptstadt Sparta, und Epaminondas begnügte sich nun, nur das spartanische Gebiet zu verwüsten; zugleich aber bewog er die nach Sicilien und Afrika vertriebenen Messenier, in ihr Vaterland zurückzukehren, und die am Abhange von Ithōme neu erbaute Stadt Messēne wurde Hauptstadt des Landes. Die Thebaner kehrten nun nach Boeotien zurück, damit ihnen nicht die Athener, welche aus Neid auf die wachsende Größe Thebens jetzt den Spartanern Hülfe leisteten, den Rückzug abschnitten. Dort aber bereitete den beiden großen Männern, deren Ruhm durch ganz Griechenland erscholl, der Neid ihrer Mitbürger die unwürdigste Aufnahme. Sie hätten nämlich nach den Gesetzen mit dem ersten Monate des Jahres ihr Amt niederlegen müssen; damals aber hatten sie eben den Zug gegen Sparta begonnen, und sie behielten ihr Amt bis zum Ende des Krieges, weil sie erkannten, daß die Niederlegung desselben dem Vaterlande Nachtheil und Gefahr bringen müßte. Als sie nun ruhmgekrönt nach Theben zurückkehrten, wurden die Feldherren wegen willkürlicher Verlängerung ihrer Amtsführung auf den Tod angeklagt. — Epaminondas nahm alle Schuld auf sich und erklärte: „er verstehe zwar besser zu handeln als zu reden; wenn er aber durchaus vor seinen Richtern reden müsse, so verlange er für den Fall, daß er zum Tode verurtheilt werde, man solle ihm die Grabschrift setzen: „Epaminondas ist von den Thebanern hingerichtet worden, weil er sie gegen ihren Willen gezwungen hat, das spartanische Gebiet zu verheeren, das 500 Jahre lang keinen Feind sah, Messene 230 Jahre nach seiner Zerstörung wieder herzustellen, die Arkader zur Gründung eines unabhängigen Staates zu vereinigen und den Hellenen ihre Freiheit wieder zu erkämpfen.“ Die Richter selbst klatschten ihm Beifall, und er wurde freigesprochen; doch übertrug man ihm nicht von Neuem den Oberbefehl für das nächste Jahr. Bald

finden wir ihn indessen wieder an der Spitze eines thebanischen Hülfsheeres im Peloponnes; er erreichte jedoch keinen bedeutenden Erfolg, und bei seiner Rückkehr entsetzten ihn die Thebaner seines Amtes, weil er sich dadurch, daß er den siegreichen Ausgang einer Schlacht gegen die Spartaner nicht gehörig benutzt hätte, in den Verdacht des Verrathes gebracht habe. Stolz verließ er die Versammlung des Volkes, ohne auf eine solche Anklage eine Vertheidigung seiner würdig zu halten.

Pelopidas war inzwischen im Norden von Hellas beschäftigt gewesen. In Thessalien hatte sich der Tyrann Alexander von Pherae, ein grausamer Wütherich, der Menschen lebendig begraben oder, in Eber- und Bärenhäute genäht, von seinen Jagdhunden zu Tode hetzen ließ, der Herrschaft bemächtigt. Die Thessaler hatten gegen ihn den König Alexander von Macedonien zu Hülfe gerufen. Derselbe war ihrem Rufe gefolgt, hatte sich aber dann selbst der Herrschaft bemächtigt, und nun wandten sie sich Hülfe suchend an Theben. Pelopidas erschien an der Spitze eines Heeres und setzte den Alexander von Pherae wieder in seine Herrschaft ein, verjagte ihn jedoch selbst bald darauf wieder wegen neuer Grausamkeiten. Darauf vermittelte er einen Thronstreit zwischen Alexander von Macedonien und dessen Halbbruder Ptolemaeos, und zur Bestätigung des Vertrages wurden dreißig edle macedonische Jünglinge, unter ihnen des Königs jüngerer Bruder Philippos, als Geisseln nach Theben geschickt. Da Alexander von Pherae kurz darauf abermals nach der Herrschaft strebte, ging Pelopidas im folgenden Jahre ohne Heer nach Thessalien, gerieth aber in die Gefangenschaft des Tyrannen, der ihn nach Pherae brachte. — Alexanders Gemahlin, Thebe, eine Tochter Jasons, des früheren Beherrschers von Pherae, dessen Bruder Alexander vergiftet hatte, um selbst zur Herrschaft zu gelangen, war begierig, den Helden, den sie schon früher gesehen hatte, im Kerker zu besuchen. Anfangs erkannte sie ihn nicht wieder, denn sein Haar war verwildert, sein Gewand zerrissen und er selbst abgefallen in Folge der schlechten Kost und Pflege. Als sie ihn erkannte, fing sie an zu weinen und sagte: „Mich jammert dein Weib." — „Und du mich", erwiederte Pelopidas, „daß du, ohne in Ketten zu sein, es mit Alexander aushalten kannst." Die Thebaner schickten nun ein Heer gegen Alexander, das jedoch nichts ausrichten konnte. Auf dem Rückzuge aber machten die Soldaten den Epaminondas, der sie als gemeiner Krieger begleitet hatte, zum Feldherrn, und derselbe rettete nicht nur das Heer vom Untergange, sondern Alexander bat auch um einen Waffenstillstand. Epaminondas bewilligte denselben unter der Bedingung, daß Pelopidas ausgeliefert würde, und kehrte dann in seine Heimath zurück. Kaum waren jedoch die Thebaner fort, als es dem Alexander abermals gelang, sich in der Macht zu befestigen. Die Thessaler wandten sich um Hülfe nach Theben, und eben wollte Pelopidas mit einem Heere von 7000 Mann aufbrechen, als Alle durch eine Sonnenfinsterniß in die größte Bestürzung versetzt wurden. Pelopidas aber war erhaben über solchen Aberglauben. Mit 300 Reitern, die sich ihm freiwillig anschlossen, und einigen Söldnern brach er auf, vereinigte sich mit den Thessalern und griff bei Pharsalos den Tyrannen an (364). Er war so kampfesmuthig, daß er Einem, der ihm sagte: der Tyrann rücke mit einer großen Armee heran, erwiederte: „Um so besser, desto mehr werden wir besiegen." Die Feinde begannen zu

weichen; aber in der Hitze der Verfolgung drang Pelopidas zu rasch vor. Er forderte den Tyrannen zum Zweikampfe heraus und hieb die Söldner nieder, hinter welchen sich derselbe feige verbarg; aber von ihren langen Speeren durchbohrt, sank er nieder, und die zu Hülfe eilenden Thessaler fanden nur noch seine Leiche. Voll Wuth über den Verlust des Helden stürmten sie nun in den Feind; dreitausend feindliche Krieger bedeckten als Leichen das Schlachtfeld, und das feindliche Heer erlitt eine gänzliche Niederlage. Dennoch konnten die Thebaner nicht zur Freude über den so theuer erkauften Sieg gelangen. Keiner verband seine Wunden; Keiner legte die schwere Rüstung ab; Jeder war in die tiefste Trauer versunken. Man schor sich das Hauptthaar; man schor die Mähnen der Rosse; man häufte die erbeuteten Waffen um den Leichnam zusammen. Viele begaben sich in ihre Zelte, ohne Feuer anzuzünden oder Speise zu sich zu nehmen; lautlose Stille und tiefe Niedergeschlagenheit herrschte im ganzen Lager. Als die Nachricht vom Tode des großen Mannes sich verbreitete, erschienen in feierlichem Zuge die Magistrate der Städte, begleitet von Jünglingen, Knaben und Priestern, Siegeszeichen, Kränze und goldene Rüstungen auf die Bahre legend, um ihn noch im Tode zu ehren. Auf ihre Bitte wurde ihnen von den Thebanern die Bestattung des Leichnams überlassen.

Acht Jahre später fand auch Alexander den Lohn seiner Schandthaten. Er wurde durch seine eigene Gemahlin Thebe, deren Herz die Worte des Pelopidas bei jener Zusammenkunft im Kerker getroffen und mit tiefer Verachtung gegen den Tyrannen erfüllt hatten, und durch ihre Brüder im Schlafe überfallen und ermordet. Sein Leichnam wurde auf die Straße geworfen und von den Bewohnern von Pherae mit Füßen getreten.

Epaminondas sollte seinen Freund nicht lange überleben. Die Verhältnisse im Peloponnes hatten eine sehr traurige Wendung genommen. Blutige Fehden und innere Spaltungen zerrütteten Arkadien und Elis. Es brach ein Krieg zwischen beiden Staaten aus; selbst das Heiligthum des Zeus zu Olympia wurde von einem arkadischen Heere geplündert. In Folge dieser Zerrüttungen fielen mehrere Bundesgenossen von Theben ab; selbst unter den Arkadern erhob sich eine den Thebanern feindliche Partei, entrüstet über jenen Tempelraub, den die Thebaner in Schutz nahmen, und schloß sich an Sparta und Athen an. Epaminondas drang deshalb zum dritten Male in den Peloponnes ein und überfiel Sparta; doch auch diesmal vereitelte die Vorsicht des Agesilaos, der, obgleich fast achtzig Jahre alt, doch selbst am Kampfe Theil nahm, das Unternehmen. Noch in demselben Jahre (362 v. Chr.) kam es zu einer Schlacht bei Mantinea. Von beiden Seiten wurde mit der größten Hartnäckigkeit gekämpft, und lange blieb die Schlacht unentschieden. Da sammelte Epaminondas schnell die Muthigsten um sich, stürzte sich an ihrer Spitze mitten unter die Feinde und warf Alles vor sich nieder. Bald waren die feindlichen Reihen durchbrochen, und nur in der Flucht meinten die Spartaner noch Heil zu finden. Epaminondas stürmte unaufhaltsam vor; die Seinigen konnten ihm nicht so schnell folgen. Da wandten sich alle Feinde gegen ihn; einige Geschosse, die ihn trafen, zog er selbst aus der Wunde und vertheidigte sich mit denselben. Endlich wurde er von einem Speer tödtlich in die Brust getroffen. Das Eisen brach ab und blieb in der Wunde stecken. Ein wüthen-

der Kampf entspann sich um den fallenden Helden. Beide Heere errichteten endlich ein Siegeszeichen auf dem Schlachtfelde, aber die Spartaner forderten zuerst einen Stillstand zur Bestattung ihrer Todten und erklärten sich damit für überwunden.

Noch lebend wurde der sterbende Held in das Lager gebracht, aber die Aerzte erklärten, sobald das Eisen aus der Brust gezogen wäre, würde sogleich der Tod erfolgen. Die Hand auf die Wunde haltend, schaute er unverwandt in das Schlachtgetümmel. Er fragte, ob sein Schild gerettet sei, und als man ihm denselben brachte, fragte er weiter, wer gesiegt habe. Man sagte ihm: „Die Thebaner." — „Nun, so ist es Zeit zu sterben", fuhr er fort, und befahl seinem Waffenträger, das Eisen aus der Wunde zu ziehen. „Du stirbst," rief einer der Freunde, die weinend um ihn her standen. „Wenn du nur wenigstens Söhne hinterließest, auf welche dein Ruhm forterben könnte!" — „Ich hinterlasse ja zwei unsterbliche Töchter", erwiederte er, „die Schlachten bei Leuktra und Mantinea." — Ein Blutstrom machte seinem Leben bald ein Ende, und ohne allen Kampf gab er den Geist auf. Man bestattete ihn an der Stelle, wo er gefallen war, und auf seinem Grabe wurde eine Denksäule errichtet. Nach fast 500 Jahren noch ehrte ihn der römische Kaiser Hadrianus, indem er an der Stelle jener Säule eine neue mit einer von ihm selbst gedichteten Inschrift errichten ließ. In Theben stand seine Bildsäule noch nach Jahrhunderten, und fort und fort blieb sein Andenken bei seinem Volke hoch geehrt.

Mit seinem Tode erreichte auch die kurze Blüthe Thebens ihr Ende, denn Keiner vermochte das Werk des großen Mannes fortzusetzen. Er selbst hatte dies geahnt. Sterbend hatte er deshalb nach Jollidas und Daiphantos, zwei thebanischen Feldherren, gefragt, und als er hörte, daß auch diese gefallen seien, rief er aus: „O dann rathet den Thebanern, Frieden zu schließen!"

Die gänzliche Erschöpfung, in der sich die hellenischen Staaten nach der Schlacht bei Mantinea befanden, führte nach dem Wunsche Aller zum Frieden. Nur Sparta trat auf Antrieb des Agesilaos demselben nicht bei, weil es Messenien nicht frei geben wollte, und im Frieden die Freiheit und Selbständigkeit aller Staaten Griechenlands als Bedingung festgesetzt war. Doch setzte auch Sparta den Krieg nicht fort; der alte A g e s i l a o s aber führte dem Könige Tachos von Aegypten eine Söldnerschaar von tausend Spartanern zu. Als nachher Nektanĕbos, ein Vetter des Tachos, sich in Aegypten zum Könige ausrufen ließ, verließ Agesilaos den Letzteren, der ihn durch Spott beleidigt hatte, und ging zu Nektanebos über. Er half demselben seine Nebenbuhler besiegen, und wurde deshalb von ihm hoch in Ehren gehalten. Mit 230 Talenten beschenkt, verließ er Aegypten, um mit seinem Gelde und seinen Kriegern dem in Krieg verwickelten Vaterlande beizustehen. Er erreichte dasselbe jedoch nicht. Stürme und Krankheit nöthigten ihn, in einen Hafen an der libyschen Küste einzulaufen, wo er, fern von der Heimath, im 84. Jahre seines Lebens starb. Sein Leichnam wurde nach Sparta gebracht und daselbst ehrenvoll bestattet.

§. 30. König Philippos von Macedonien.

Die inneren Verhältnisse Griechenlands waren jetzt wahrhaft trostlos geworden. Nach der Hegemonie über das ganze Land strebte nun weder Sparta, noch Theben, noch Athen; dagegen suchten alle drei im engeren Kreise ihre Macht zu befestigen. Sparta bemühte sich, die Hegemonie im Peloponnes wieder zu erlangen; Theben suchte seine östlichen, westlichen und nördlichen Nachbarstaaten von sich abhängig zu machen, und Athen, das schon früher einen neuen Bund der Seestaaten begründet hatte, bedrückte seine Bundesgenossen auf alle Weise. Dadurch machte es sich aber so verhaßt, daß ein „Bundesgenossenkrieg" (358—355) entstand, der die Seeherrschaft Athens abermals vernichtete. So war keine Eintracht und Treue unter den Staaten Griechenlands mehr zu finden. Die ohnehin machtlosen kleinen Staaten aber, die durch den Frieden unabhängig geworden waren, rieben ihre Kraft vollends durch gegenseitige feindliche Angriffe auf, indem immer einer dem andern zu schaden suchte.

Dem traurigen Zustande, in welchem sich die Verhältnisse der griechischen Staaten unter einander befanden, entsprach der gänzliche Sittenverfall in denselben. — Obgleich die Hellenen noch den alten Kriegsmuth bewahrt hatten, so gab ihnen derselbe doch nur noch Mittel zu schnödem Gewinn. Die glühende Begeisterung, mit der in früherer Zeit Hellenen der verschiedensten Stämme sich aufzuopfern bereit waren für das gemeinsame Vaterland, die Hingebung, mit der sie auch später noch gekämpft hatten für den eigenen Herd, war ihnen fremd geworden. Als Söldner traten sie in fremde Kriegsdienste, wie wir bereits von Agesilaos gesehen haben; Söldnerheere kämpften nun auch in Griechenland gegen einander, und der Staat mußte große Geldsummen für ihre Erhaltung aufwenden.

Dies Söldnerleben hatte die traurigsten Folgen. Zunächst verringerte es unermeßlich die Schaar der Bürger. Für Sparta war der Verlust an Menschen so groß, daß um 350 nur noch etwa 1000 Bürger vorhanden waren, und zwei Fünftel der Grundstücke sich im Besitze der Weiber befanden; um 250 war die Zahl der Bürger schon auf 700 zusammengeschmolzen. Und doch war dies noch nicht der größte Nachtheil. Die Söldner, welche nicht für den heimischen Herd stritten, suchten die Gegenwart um so mehr zu genießen, je unsicherer für sie die Zukunft war. Sie überließen sich einem üppigen, schwelgerischen Leben, und ihr Beispiel wirkte auch auf das Volk, das sich um so ungestörter der Schwelgerei ergab, je mehr ihm der Waffendienst fremd wurde. Selbst in Sparta verschwand gänzlich die alte Sittenstrenge. Die, welche als Söldner ausgezogen waren, kamen als Wüstlinge zurück, und sogar Könige überließen sich der zügellosesten Schwelgerei. Ebenso war Athen gänzlich entartet. Schauspiele, Feste, Schmausereien verschlangen die Einkünfte des Staates, und hier, wie überall, war eine nothwendige Folge des schwelgerischen Lebens allgemeine Verarmung. In Sparta besaßen von jenen 700 Bürgern nur hundert noch Grundeigenthum; die übrigen waren besitzlos, und viele Bürger mußten ihren Acker selbst bestellen, weil sie keine Sklaven mehr hat-

ten. Um sich nun wieder Mittel zu neuem Genuß zu verschaffen, trachtete Jeder nach Reichthum und Gewinn, und jedes Mittel dazu war ihm recht. Man kaufte nicht selten Staatsämter, um durch sie zu Reichthum zu gelangen. Feile Bestechlichkeit fand immer mehr Eingang, nicht bloß unter den Richtern, sondern man scheute sich selbst nicht, das Vaterland für schnödes Gold an seine Feinde zu verrathen. Der schmähliche Verfall Griechenlands offenbarte sich schon in der Zeit kurz nach dem Tode des Epaminondas besonders in dem sogenannten „heiligen Kriege" gegen Phokis (355–346).

Schon seit langer Zeit hatten die Phokier einen Theil des Ackers bebaut, der zum delphischen Tempel gehörte. Sie waren deshalb von den Amphiktyonen zu einer unerschwinglichen Geldbuße verurtheilt worden; man hatte dieselbe indessen nie eingefordert. Da sie aber in dem letzten Kriege Thebens gegen Sparta sich weigerten, den Thebanern Hülfe zu leisten, setzten diese es durch, daß die Amphiktyonen beschlossen, die Bestrafung der Phokier solle mit Gewalt vollzogen werden. Nun rüsteten sich die Phokier zu verzweifeltem Widerstande und überfielen Delphi, auf das sie schon einen alten Haß hatten; ja, sie würden alle Bewohner der Stadt getödtet haben, wenn die Spartaner sie nicht daran verhindert hätten; den Tempelschatz griffen sie jedoch anfänglich nicht an. Aus Haß gegen Theben verbanden sich Athen und Sparta mit ihnen; gegen sie aber trat Theben mit einem großen Theile der Staaten von Nordgriechenland auf. Um sich gegen so viele Feinde zu behaupten, mußten die Phokier nun doch endlich den Tempelschatz angreifen. Dadurch erlangten sie die Mittel, Söldner zu werben und den Krieg noch längere Zeit kräftig fortzusetzen. Durch solche innere Kämpfe schwächten die Hellenen den letzten Rest ihrer Kraft, und so wurden sie eine willkommene Beute des Königs Philippos von Macedonien, dem jener Krieg eine erwünschte Gelegenheit darbot, sich in die inneren Streitigkeiten Griechenlands einzumischen.

Es ist bereits (S. 263) erwähnt worden, daß der junge Philippos als Geissel nach Theben gesandt war. Dort war er unter den Augen des Epaminondas aufgewachsen. Er hatte daselbst griechische Bildung und griechische Kriegskunst, zugleich aber auch die innere Zerfallenheit der griechischen Staaten kennen gelernt. Zwei Jahre nach dem Tode des Epaminondas entkam er aus Theben und eilte in sein Vaterland zurück, das von äußeren Feinden bedrängt und durch innere Kämpfe zerrüttet war. Ohne alle Hülfsmittel, überall von Nachstellungen umgeben, so daß er selbst seiner eigenen Mutter Eurydike nicht trauen durfte, gelang es ihm doch in kurzer Zeit, den väterlichen Thron zu erobern (360), die äußeren Feinde zu besiegen und durch Unterwerfung benachbarter Länder sein Reich zu erweitern. Um den macedonischen Thron stritten zwei Kronbewerber; der eine, Pausanias, den eine Partei dem Ptolemaeos, dem Mörder Alexanders, entgegen gestellt hatte, wurde von einem thracischen Könige unterstützt, dem zweiten, dem Argaios, einem Enkel des im J. 399 gestorbenen Königs Archelaos, hatten die Athener dreitausend Mann zu Hülfe gesandt. Durch Geschenke bewog aber Philipp die Thracier, den Pausanias aufzugeben; die Athener bewog er, dem Argaios ihre Hülfe zu entziehen, indem er die macedonische Besatzung aus der Stadt Amphipolis am Strymon zurückrief und so den Athenern die Aussicht eröffnete, diese, besonders wegen des Schiffsbauholzes für sie höchst wichtige Co-

lonie wieder zu erlangen. Bei Methōne schlug er den Argaios, den in der Schlacht gefangenen Athenern aber schenkte er die Freiheit und lud Athen zur Erneuerung der früheren Bundesgenossenschaft mit Macedonien ein. Dann griff er auch die thracischen Paeonier an, die von Norden, und die Illyrier, die von Westen in Macedonien eingefallen waren und sich eines großen Theiles des Landes bemächtigt hatten. Die Ersteren unterwarf er, die Letzteren trieb er durch eine mörderische Schlacht wieder aus dem Lande; ja er dehnte die Grenzen seines Reiches sogar bis an den illyrischen See Lychnitis aus.

Sein Streben war von nun an unablässig dahin gerichtet, sein Volk zu erheben, die Hellenen durch List und Gewalt unter seine Herrschaft zu bringen und mit ihnen gemeinsam das persische Reich zu stürzen. Deshalb verwandte er von Anfang vor Allem die größte Sorgfalt auf bessere Gestaltung des Heerwesens. Er erfand eine neue Art das Heer aufzustellen, die macedonische Phalanx. Sechzehn Reihen Schwerbewaffneter standen nur wenige Fuß von einander entfernt hinter einander, so daß die Speere der ersten fünf Glieder über die Front hinausragten, während die übrigen Reihen ihre Speere aufrecht auf die Schilde ihrer Vordermänner legten. Schild an Schild und die vorgehaltenen Speere gekreuzt, drang dann die Masse unaufhaltsam in den Feind, der selten dem furchtbaren Stoße zu widerstehen vermochte. Philipps Phalanx bestand aus achttausend Mann; später wurde die Zahl derselben verdoppelt, ja verdreifacht.

Die Erreichung seiner Zwecke wurde dem schlauen, Alles besonnen berechnenden, aber auch kein Mittel scheuenden Philippos besonders durch die gänzliche sittliche Entartung der Hellenen erleichtert. Einflußreiche Männer wußte er durch Schmeicheleien und Bestechungen zu gewinnen. Jede Festung sei zu erobern, sagte er, die ein mit Gold beladener Esel ersteigen könne, und die reichen Goldbergwerke in Thracien, in deren Besitz er sich gesetzt hatte, und die ihm jährlich fast anderthalb Millionen Thaler lieferten, boten ihm die reichsten Mittel zu Bestechungen dar. — So gewann er für sich einen der einflußreichsten Männer in Athen, den Redner Aischĭnēs (Aeschines), der seinen großen Ruhm dadurch verdunkelt hat, daß er durch seine Rathschläge im Dienste Philipps den Untergang der Freiheit seines Vaterlands mit beförderte.

Aeschines war überhaupt ein Mann, der Lug und Trug zur Erreichung seiner Zwecke nicht scheute. Obgleich Sohn eines Sklaven, hatte er sich das athenische Bürgerrecht erschlichen, und nachdem er sich längere Zeit als Schreiber beschäftigt hatte, nachher als Schauspieler aufgetreten, aber ausgepfiffen war, finden wir ihn später als einen der einflußreichsten Männer in Athen. Durch die Fülle und Kraft seiner glänzenden Beredtsamkeit, die er weniger dem Unterricht berühmter Redner und Philosophen als seinen eigenen glänzenden Anlagen und seinem vielbewegten Leben verdankte, wußte er alle Gemüther mit sich fortzureißen, und er hat sich auch um die Fortbildung der Beredtsamkeit durch Gründung einer berühmten Schule für dieselbe auf der Insel Rhodos großes Verdienst erworben.

Während die Athener durch den Bundesgenossenkrieg in Anspruch genommen waren, suchte sich Philippos zunächst in den Besitz von Amphipolis

zu setzen, das ihm als Stützpunkt für seine Unternehmungen gegen die Halbinsel Chalkidike dienen sollte. Er täuschte die Athener durch das Versprechen, er wolle die Stadt für sie erobern, wenn sie ihm dafür die von ihnen besetzte macedonische Küstenstadt Pydna überließen. Als er aber im J. 358 Amphipolis erobert und sich in den Besitz von Pydna gesetzt hatte, behielt er Beides. Sein Vordringen erregte die Besorgniß der Stadt Olynth, der mächtigsten auf der thracischen Halbinsel; für jetzt wußte er indessen die Olynthier dadurch zu beschwichtigen, daß er ihnen den Besitz der von den Athenern besetzten Stadt Potidaea versprach, wonach sie längst getrachtet hatten. Wirklich überließ er ihnen die Stadt, nachdem er sie erobert hatte, zugleich mit Pydna. Dafür hinderten sie ihn nicht, die ihm als Schlüssel zu den thracischen Bergwerken wichtige Stadt Krenidas zu besetzen, die er nach seinem Namen Philippi nannte.

Den nächsten Anlaß, sich in die griechischen Angelegenheiten zu mischen, erhielt Philippos durch die Verhältnisse in Thessalien, wo nach der Ermordung des Tyrannen Alexander die Brüder der Thebe von Pherae aus die drückendste Herrschaft ausübten. Von den Thessalern zu Hülfe gerufen (357), befreite er sie von den Tyrannen, die sich mit den Phokiern verbunden hatten, und machte Thessalien gänzlich von sich abhängig. Darauf eroberte er die griechischen Städte an der thracischen Küste. — Selbst das mächtige Olynth fiel 348 durch Verrath in seine Hände; es wurde zerstört, und seine Bewohner wurden als Sklaven verkauft. Vergebens hatte der atheniſche Redner Demosthĕnes (§. 31), der die Pläne Philipps durchschaute, die ganze Kraft seiner Beredtsamkeit aufgeboten, um seine Landsleute zu warnen; die übrigen Redner, welche durch Philipps Gold bestochen waren, vereitelten alle seine Bemühungen, und als endlich seine donnernden Reden gegen Philipp die genußsüchtigen Athener aus ihrer unbegreiflichen Sicherheit aufrüttelten, und den Olynthiern auf ihre Bitte Hülfe gesandt wurde, ward noch die Absendung derselben so verzögert, daß sie erst nach dem Untergange der Stadt ankam. Noch viele andere Städte auf der Halbinsel Chalkidike und an der benachbarten thracischen Küste hatten dasselbe Schicksal wie Olynth, und immer noch blieben die Athener unthätig und ließen sich von Philippos durch Friedensunterhandlungen hinhalten. Dieser drang darauf, von Theben gegen die Phokier zu Hülfe gerufen, in Phokis ein, zerstörte daselbst fast alle Städte und zerstreute theils die Bewohner derselben in Flecken, theils schleppte er sie nach Macedonien; die Amphiktyonen aber nahmen ihn an der Stelle der Phokier, die als Tempelräuber ausgestoßen waren, in den Bund auf (346). — Jetzt erkannten die Athener endlich, wie sehr sie Unrecht gethan hatten, den Warnungen des Demosthenes nicht besser Gehör zu schenken; um so erfolgreicher aber konnte derselbe nun dem macedonischen Könige entgegenwirken. Zwar rieth er als besonnener Staatsmann zunächst in einer uns noch erhaltenen Rede den Athenern, dem Frieden mit Philipp beizustimmen; aber bald mußte es klar werden, daß der König nur Zeit gewinnen und eine günstigere Gelegenheit abwarten wolle, um Griechenland völlig von sich abhängig zu machen. Da trat nun Demosthenes um so entschiedener gegen ihn auf. Durch feurige Reden bewog er die Athener, sich den weiteren Uebergriffen Philipps mit aller Macht zu widersetzen, und namentlich verhinderten sie ihn an der Eroberung

der wichtigen Städte Perinthos am Marmormeere und Byzanz am Bosporus. Um so eifriger suchte Philipp nun eine Gelegenheit, wieder mit bewaffneter Macht in Griechenland einzurücken, und eine solche verschaffte ihm Aeschines.

Die Bewohner der etwa drei Meilen von Delphi entfernten Stadt Amphissa hatten, wie früher die Phokier, einen zum delphischen Tempel gehörigen Acker bebaut. Aeschines klagte sie deshalb bei dem Amphiktyonengericht an; dasselbe erklärte sie für schuldig und übertrug dem Philippos die Vollziehung der Strafe. Mit großer Heeresmacht zog derselbe nun in das Land (339), bestrafte Amphissa, drang aber dann immer weiter vor und bemächtigte sich eines festen Platzes in Phokis, dessen Besitz ihm den Weg nach Theben und Athen eröffnete. Die Athener geriethen in Bestürzung; Demosthenes aber drohte, Jeden bei den Haaren ins Gefängniß zu schleppen, der von Frieden spräche, und seine feurige Begeisterung entflammte auch den gesunkenen Muth des Volkes wieder. Mehrere griechische Staaten verbündeten sich auf seinen Antrieb mit Athen, und selbst Theben schloß sich dem Bunde an. Es kam zu einer Schlacht bei Chaeronēa (Chaironeia) in Boeotien, 338 v. Chr., welche für immer den Untergang der griechischen Freiheit entschied. Beide Heere stritten mit der größten Tapferkeit; aber die Griechen waren nicht nur an Zahl die Schwächeren, sondern vor Allem fehlte ihnen ein Feldherr, wie Philippos war, und so mußten sie ungeachtet aller Tapferkeit unterliegen. Viel trug zu diesem Ausgange der Schlacht Philipps damals erst achtzehnjähriger Sohn Alexander bei, der die Thebaner zur Flucht zwang, obgleich ihre noch nie besiegte heilige Schaar Widerstand leistete, bis auch der letzte Mann den Heldentod gefunden hatte. Zu spät sahen nun die Athener, wie wahr die Befürchtungen des Demosthenes gewesen waren, und sie übertrugen es ihm, die Leichenrede für die in der Schlacht Gefallenen zu halten. Die bestürzten Thebaner unterwarfen sich und wurden für ihren Abfall von Philipp dadurch bestraft, daß er in die Burg von Theben eine macedonische Besatzung legte und der macedonisch gesinnten Partei in der Stadt die Regierung übergab; den Athenern dagegen, die sich zu fernerem Widerstande rüsteten, bewilligte er einen günstigen Frieden und suchte sie durch Milde und Schonung für sich zu gewinnen. Sodann lud er im Frühling des folgenden Jahres alle griechischen Staaten zu einer Versammlung in Korinth ein. Alle, außer Sparta und Arkadien, schickten ihre Gesandten zu derselben, und sie ernannten Philippos, der sie zu einem gemeinsamen Zuge gegen den alten Erbfeind des hellenischen Volkes, die Perser, aufforderte, zu ihrem Oberfeldherrn mit unumschränkter Gewalt.

Jetzt stand Philippos auf dem Gipfel seiner Wünsche. Schon begann er die Rüstungen zu dem großen Kriege gegen Persien. Aber die Pythia hatte geweissagt: „Siehe, der Stier ist bekränzt, das Ende da, nahe der Opf'rer!" Und dieser Orakelspruch, den Philippos auf den Untergang Persiens deutete, sollte eine für ihn selbst verhängnißvolle Deutung erhalten. Ehe er selbst Europa verließ, vermählte er noch seine Tochter Kleopātra mit dem Könige Alexander von Epirus, dem Bruder seiner Gemahlin Olympias. Die Vermählung wurde zu Aegae in Macedonien mit verschwenderischer Pracht gefeiert. Gesandte aus allen Gegenden Griechenlands kamen auf die Einladung des Königs zu dem Feste; Wettkämpfe, Spiele und Festgelage wechselten mit ein-

ander ab. Bei einem festlichen Zuge wurden die prächtigen Bilder der zwölf olympischen Götter einhergetragen; das Bild Philipps, gleichsam des dreizehnten Gottes, wurde hinzugefügt. Um Allen seine Furchtlosigkeit vor Nachstellungen zu zeigen, ging Philippos ohne alle Begleitung in das Theater. Da stürzte plötzlich Pausanias, einer aus seiner Leibwache, der vergeblich vom Könige Genugthuung für einen ihm angethanen schweren Schimpf gefordert hatte, auf ihn zu und durchbohrte ihn (336 v. Chr.). Der Mörder wollte die Flucht ergreifen, wurde aber von der Leibwache getödtet. So war Griechenland von der Herrschaft Philipps befreit; aber auch durch den Tod desselben erlangte es seine Selbständigkeit nicht wieder.

---

§. 31. Bildungszustand und Sitten der Griechen in der Zeit bis Philipp von Macedonien.

Das Zeitalter des Perikles war in jeder Hinsicht die Blüthezeit Athens. Durch die glücklichen Kriege, welche die Stadt seit dem Anfange des fünften Jahrhunderts geführt hatte, durch die Seemacht, die es besaß, war eine reiche Fülle von Schätzen daselbst zusammengeflossen. Handel und Gewerbe gediehen unter der weisen Leitung des Perikles; vielfache Wege des Erwerbes wurden eröffnet; das Vollgefühl der Kraft war durch die Perserkriege in den Athenern lebendig geworden. Dies Alles wirkte zusammen, daß auch die geistige Bildung einen überraschenden Aufschwung nahm. Zu diesen äußeren Förderungsmitteln kam der in den Athenern vorzugsweise rege Schönheitssinn und der im attischen Geiste begründete Hang zur Redseligkeit, dem sich der freigeborne Athener, genügsam, wie er war, im Besitze mäßiger Güter und genährt durch Sklaven, in Gymnasien und Bädern, in öffentlichen, der Unterhaltung gewidmeten Hallen, im häuslichen Gemach und in Werkstätten, bei Volksversammlungen und Festspielen, im Verkehr mit seinen Mitbürgern gern überließ. Das vielfach gegliederte Volksleben, die Freiheit und Oeffentlichkeit, welche gleichmäßig über alle Zweige desselben verbreitet waren, reizten zu allseitiger Beobachtung. Charaktere wie einzelne Persönlichkeiten wurden mit scharfem Witz und muthwilliger Laune unter einander verglichen, und so entwickelte sich gerade in Athen der Dialog zu jener Höhe der Vollendung, in welcher Schönheit der Form und Bedeutsamkeit des Inhalts auf das innigste mit einander vereinigt waren. Daher konnte es nicht fehlen, daß die Dichtkunst in ihrer höchsten Gattung, der dramatischen Poesie, sowohl der Tragödie als der Komödie, sich in der größten Vollkommenheit entwickelte, und unmittelbar darauf die Prosa in den drei Gattungen, der Geschichtschreibung, der Beredtsamkeit und der Philosophie, sich in herrlichster Weise entfaltete.

Die dramatische Dichtkunst der Hellenen entwickelte sich aus den Choraufzügen, welche bei den Festen des Dionysos stattzufinden pflegten. Die Gesänge des Chors (Dithyramben), verbunden mit Musik und Gebärdenspiel,

bezogen sich auf die Geschichte des Gottes, und schon früh kam es vor, daß der Chorführer (Koryphäe) abwechselnd mit dem Chore und zu demselben sprach. Zur Zeit Solons nun trat Thespis in Athen als Begründer der Tragödie auf. Man erzählt, er sei in Begleitung geschminkter Genossen mit einem Karren herumgezogen, von welchem herab er seine Vorstellungen gegeben habe. Das ist aber ein Irrthum, der wahrscheinlich aus Verwechselung der Komödie und Tragödie entstanden ist. Thespis stellte nicht nur immer einen aus dem Chore auf, um demselben zu antworten, sondern er gab diesem Chorführer auch die Rolle des Schauspielers, indem er ihn eine bestimmte Handlung (Drama) aus dem Sagenkreise des Gottes darstellen ließ, ihn auf einen erhöhten Platz stellte und ihm eine seiner Rolle angemessene Maske gab. Man nannte diese ernsteren Schauspiele Tragödie, d. i. „Bocksgesang", von dem Bocke, der bei den Festen des Dionysos, welchem dies Thier geweiht war, geopfert wurde. Später band man sich bei der Wahl des Stoffes nicht bloß an die Geschichte des Gottes; jedoch gehörten die Tragödien immer der fernen mythischen Heroenzeit an, damit auch der Anblick des Leidens die Zuschauer ergötzen könne, und als Phrynichos, ein Schüler des Thespis, welcher die Tragödie zuerst zu einem Kunstwerke erhob, die Einnahme von Milet durch die Perser darstellte, verurtheilten ihn die Athener zu einer Geldstrafe, weil er durch Darstellung des Unglücks einer befreundeten Stadt, dessen Anschauung die Zuschauer aufs tiefste ergriffen hatte, das Fest entweiht habe.

Auch bei ihm hatte der Chor noch die Hauptrolle. Mehr in den Hintergrund trat derselbe erst, als Aeschylus statt eines Schauspielers zwei aufstellte. Dadurch wurde ein geregelter Dialog und eine fortlaufende Darstellung der Begebenheit herbeigeführt, und das Gespräch erhielt ein entschiedenes Uebergewicht über den Chorgesang, der jetzt in enge Beziehung zu der dargestellten Handlung trat. Aeschylus führte es auch ein, daß, während früher der ganze Chor zusammen oder der Chorführer allein gesprochen hatte, jetzt jede Person des Chors einzeln sprach.

Aischylos (Aeschylus) war 525 v. Chr. zu Eleusis oder Dekeleia in Attika aus angesehenem Geschlechte geboren. Mit begeisterter Tapferkeit hatte er an den siegreichen Kämpfen der Athener gegen die Perser Theil genommen. Bei Marathon hatte er viele rühmliche Wunden erhalten; auch bei Salamis und Plataeae hatte er mitgekämpft, und wie er selbst erglüht war für die Freiheit, die er mit erringen geholfen, so wollte er nun durch seine Tragödien seine Mitbürger zu der nämlichen hochherzigen Gesinnung entflammen. In der That übte er den gewaltigsten Einfluß auf seine Zeit. Er hat siebzig Tragödien geschrieben, von denen uns aber nur sieben erhalten sind, die wir auch in deutschen Uebersetzungen von Friedr. Leop. Graf zu Stolberg, Heinr. Voß, Humboldt, Droysen u. A. besitzen. Den Stoff lieferte ihm vorzüglich der Sagenkreis des trojanischen Krieges mit den sich daran schließenden Schicksalen der Königshäuser des Laïos und der Atriden; er selbst sagt, „er habe sich am Schmause Homers genährt." Die Handlung in denselben ist außerordentlich einfach. Nur erhabene Charakter führt er uns vor, größer, als der Mensch sein kann. Götter und Titanen treten auf, in kühner, gewaltiger Sprache redend; selbst der Rhythmus in seinen Versen ist ein so gewaltiger, daß einer der größten Kenner des Alterthums mit Recht von ihm

sagt: „Der eiserne Tritt des Gewaltigen klingt nicht wie anderes Gepolter.“ Die kühnste unter den uns erhaltenen Tragödien des Dichters ist „der gefesselte Prometheus“, welche die Bestrafung dieses Titanen für den Raub des himmlischen Feuers zum Gegenstand hat, und in welcher nur Götter auftreten. — Wie außerordentlich der Eindruck gewesen sein muß, den seine Tragödien auf die Zuschauer hervorbrachten, erhellt daraus, daß erzählt wird, einige Knaben, welche der Aufführung seiner „Eumeniden“ beiwohnten, wo die Schreckensgestalten von funfzig Eumeniden, welche den Chor bilden, schlafend am Boden liegen und dann, eine nach der andern erwachend, sich gegenseitig zur Verfolgung ihres Opfers reizen, seien vor Furcht und Entsetzen gestorben. Man sagt, er sei deshalb angeklagt, er habe neue Götter eingeführt, indem die Athener glaubten, es gebe nur drei Eumeniden, und von seinen wankelmüthigen Mitbürgern, die ihm noch so eben den Siegespreis zuerkannt hatten, aus Athen verbannt worden. Wenn dies auch nicht gewiß ist, so gerieth er doch in Verdacht, daß er die Geheimnisse der Mysterien verriethe. Es erhob sich ein Tumult im Theater gegen ihn, und nur mit Mühe retteten die Mitglieder des Areopagos ihn aus der Lebensgefahr, indem sie ihn vor ihr Gericht zogen und dann frei sprachen. Während ihm dies den Aufenthalt in Athen verleidete, mußte er auch den Schmerz erleben, daß er in einem dramatischen Wettkampfe von Sophokles (s. unten) besiegt wurde. Er ging deshalb nach Sicilien an den Hof des Königs Hiero von Syrakus, wo er schon früher, einer Einladung des prachtliebenden Herrschers folgend, gewesen war, und wo er auch jetzt die ehrenvollste Aufnahme fand. Er starb in einem Alter von siebzig Jahren bei der Stadt Gela in Sicilien. Die Bewohner der Stadt errichteten ihm ein prächtiges Grabmal, die Athener aber ehrten sein Andenken nach seinem Tode durch Errichtung einer Bildsäule, und so oft eins seiner Stücke aufgeführt wurde, weihten sie ihm wie einem Lebenden den Siegeskranz.

Zur höchsten Vollendung wurde die Tragödie durch **Sophokles** erhoben. Derselbe wurde 496 v. Chr. in dem Flecken Kolōnos bei Athen geboren. Seine Familie war angesehen und begütert, und er genoß eine höchst sorgfältige Erziehung. Gleich sein erstes Auftreten als Tragödiendichter in seinem achtundzwanzigsten Jahre verschaffte ihm einen glänzenden Triumph. Kimon brachte damals die Gebeine des Theseus von der Insel Skyros nach Athen zurück (S. 150), und bei dieser Gelegenheit sollte eine neue Tragödie aufgeführt werden. Sophokles stritt mit dem dreißig Jahre älteren Aeschylos um den Preis. Die Zuschauer schwankten. Da übertrug der Archon den mit Kimon heimgekehrten zehn Feldherren die Entscheidung, und sie erkannten dem jungen Sophokles den Sieg zu. Er schrieb 106 dramatische Stücke, von denen uns aber nur sieben erhalten sind. Zwanzigmal gewann er den Preis; den schönsten Sieg aber verschaffte ihm seine Tragödie Antigŏne, worin er in der heldenmüthigen Tochter des Oedipus das schönste Ideal reiner Weiblichkeit aufstellte. Die Athener erwählten ihn wegen der Herrlichkeit dieser Dichtung für das nächste Jahr zum Feldherrn. Hochgeschätzt von seinen Mitbürgern, gepriesen selbst im fernen Auslande (man nannte ihn wegen der Lieblichkeit seiner Dichtungen die attische Biene), unberührt von Mißgunst, erreichte der heitere, lebensfrohe Mann ein seltenes Alter. Erst im neunzigsten Jahre

seines Lebens (406) fand er einen schönen Tod, wie man sagt, vor Freude. Sein Andenken aber blieb fort und fort in Ehren; die Athener weihten ihm einen Heroendienst, und seine Werke wurden durch das Talent der vorzüglichsten Schauspieler verherrlicht.

In der That aber ist auch Sophokles der vollendetste Meister der antiken Tragödie. Er führte zuerst drei Schauspieler ein; er kürzte die Chorgesänge ab. Die Handlung ist bei ihm kunstvoller angeordnet und entwickelt. Er stellt Charaktere dar, welche durch sittlichen Adel sich über das Schicksal erheben. Er läßt sie in Gegensätze und Widersprüche gegen einander gerathen, die sich erst dann lösen, wenn sie, durch harte Schläge geläutert, erkennen, daß der Einzelne sich dem allgemeinen Gesetze der freien sittlichen Nothwendigkeit unterordnen müsse. So geben seine Tragödien, ausgezeichnet auch durch die einfache Würde der Sprache, ein bewegtes seelenvolles Gemälde von dem Kampfe des Menschen gegen das Schicksal, von der Nichtigkeit der Menschen, von der dem Frevel auf dem Fuße folgenden Strafe, und im fernen Hintergrunde steht die Gottheit, die Entschlüsse der Klugen und Gewaltigen mit unwiderstehlicher Macht leitend, und die durch den menschlichen Eigenwillen gestörte Harmonie bewahrend. Die uns erhaltenen Tragödien des Dichters sind nicht nur durch Uebersetzungen (deutsch von Chr. Graf Stolberg, Donner u. A.) auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht, sondern die Antigone ist auch (zuerst im J. 1841) in deutscher Uebersetzung in Berlin und dann auf mehreren andern deutschen Theatern mit großem Beifall aufgeführt worden

Neben Sophokles war der Lieblingsdichter der Athener Euripĭdes, geboren zu Salamis an dem nämlichen Tage, an welchem die Griechen unter Themistokles daselbst den glänzenden Seesieg über die Perser erfochten. Schon früh beschäftigte er sich eifrig mit dem Studium der Philosophie und der Beredtsamkeit, und er wurde ein vertrauter Freund des weisen Sokrates. In seinem fünfundzwanzigsten Jahre trat er als dramatischer Dichter auf; aber sich auf den Verkehr mit wenigen Gleichgesinnten beschränkend und dem öffentlichen Leben durchaus fern bleibend, gelang es ihm erst später, allgemeinere Aufmerksamkeit und Anerkennung zu finden; ja er erregte sogar wiederholt bei dem Publicum im Theater Anstoß, und die Komödiendichter rügten seine Fehler mit scharfem Witze. Dazu kam, daß er auch im häuslichen Kreise nicht glücklich war. Seine erste Frau mußte er wegen Treulosigkeit verstoßen, und eine zweite Ehe, die er schloß, brachte ihm kein größeres Glück. Dies Alles verleidete ihm den Aufenthalt in Athen, und er verließ daher noch in hohem Alter die Stadt und begab sich, einer Einladung des macedonischen Königs Archelaos folgend, an den Hof desselben. Er fand dort die ehrenvollste Aufnahme; aber auch jetzt sollte sein Glück nicht von Dauer sein. Auf Veranstaltung einheimischer Feinde, die ihm seinen Ruhm mißgönnten, fand er durch den Biß von Jagdhunden in einem Alter von vierundsiebzig Jahren seinen Tod. Die Athener, dadurch zur herzlichsten Theilnahme angeregt, erbaten sich seine Gebeine; doch der König lieferte sie nicht aus und errichtete ihm ein prächtiges Denkmal mit der Inschrift: „Nie, Euripides, wird dein Andenken erlöschen.“ Aber auch die Athener erbauten ihm ein Denkmal auf dem Wege nach dem Piräus mit der Inschrift: „Ganz Griechenland ist das Denkmal des Euripides; Macedoniens Erde deckt nur seine Gebeine.“ Später wurde seine

Bildsäule im Theater zu Athen aufgestellt. Auch der greise Sophokles ehrte ihn und noch mehr sich selbst dadurch, daß er bei der Nachricht von seinem Tode Trauerkleider anlegte und seine Schauspieler unbekränzt auftreten ließ.

Euripides steht entschieden auf dem Wendepunkte der antiken dramatischen Kunst Er lebte in einer Zeit, wo leidenschaftliche Kühnheit an die Stelle des alten ruhigen Heldenmuthes, Weichlichkeit und Empfindelei an die Stelle einfacher, strenger Sitte zu treten begannen; die Stürme der Pöbelherrschaft brachen über Athen herein; Willkür und Leidenschaft herrschten in allen Verhältnissen des Lebens. Euripides verstand seine Zeit, und indem er sich ihr hingab und den Neigungen seiner Zeitgenossen sich anschloß, ihrer politischen Streitsucht, ihrem Hange zu Grübeleien und ihrer Vorliebe für die Beredtsamkeit huldigte, wurde er der Leiter derselben. Daher gewann die Tragödie bei ihm eine ganz andere Gestalt als bei seinen Vorgängern. Zwar behandelte er die nämlichen Mythenkreise, aber ihm war der Glaube an die Mythen verloren gegangen; es fehlte ihm die religiöse Hingebung an das Alterthum und seine Götter- und Heroenwelt. Er übertrug daher die heroischen Namen und Sagen auf Gestalten der Gegenwart, welche an die Stelle der großartigen erhabenen Charaktere einer gewaltigen Vorzeit traten. Sophokles sagte: „er selbst stelle die Menschen dar, wie sie sein sollten, Euripides, wie sie sind.“ Während daher seine Vorgänger mächtig ergreifen und erheben, sucht er besonders Mitleiden und sinnliche Rührung zu erregen. Er rollt vor dem Zuschauer ein Gemälde des inneren Seelenlebens und der menschlichen Leidenschaften auf; durch die lebendigste Handlung weiß er die Aufmerksamkeit desselben zu fesseln, durch künstliche Schürzung des Knotens der Handlung und geschickte Herbeiführung der Katastrophe seine Theilnahme aufs höchste zu spannen. Oft freilich weiß er aber die beruhigende Lösung nicht zu finden, so daß am Schlusse, wo der Kampf der Leidenschaften den höchsten Gipfel erreicht hat, ein Gott erscheinen muß, um durch Verkündigung des Schicksals oder der Zukunft den Knoten gewaltsam zu zerhauen. Mit diesen Eigenthümlichkeiten ist ein größeres Hervortreten weiblicher Charaktere, deren Darstellung ihm in besonderer Vollendung gelang, und die Einführung der Liebe in die Tragödie verbunden. Um den Zuschauer auf den rechten Standpunkt für die Betrachtung des Stückes zu versetzen, was bei der verwickelten Handlung desselben besonders nöthig war, führte er den Prolog ein; der Chor dagegen steht bei ihm oft mit der Handlung selbst in gar keinem rechten Zusammenhang und dient meistens nur dazu, die religiösen und philosophischen Gedanken des Dichters zu erläutern und die leeren Stellen auszufüllen.

Aus dem Bemerkten erhellt, daß Euripides den neueren Dichtern weit näher steht als seine Vorgänger, und er hat auf sie den unverkennbarsten Einfluß geübt. Aber auch für seine Zeit zunächst war er auch außerordentlich einflußreich, und trotz des herben Spottes der Komödiendichter wurde er bald der Liebling des großen Publicums; selbst über Sophokles errang er einige Male den Sieg. Seine Tragödien wurden eben so fleißig gelesen als aufgeführt, und die meisten späteren Tragiker bildeten sich nach ihm. Ebenso wurde er durch die Wahrheit seiner philosophischen und sittlichen Betrachtungen, die freilich oft am unrechten Orte angebracht, ja häufig den Frauen in den Mund gelegt sind, der Liebling der Philosophen; die Redner suchten sich durch das

Studium seiner Tragödien in ihrer Kunst zu vervollkommnen, und auch die bildende Kunst, vorzüglich die Malerei, fand in denselben reichen Stoff zu ihren Darstellungen.

Er hat im Ganzen fünfundsiebzig Tragödien geschrieben, von denen uns siebzehn erhalten sind. Die berühmteste und schon im Alterthume am höchsten bewunderte derselben ist die Medea, in welcher alle Vorzüge des Dichters vereinigt erscheinen, ein meisterhaftes Gemälde menschlicher Leidenschaft, ausgezeichnet durch den wahrsten Ausdruck des bis zur furchtbarsten That der Rache sich steigernden Schmerzes gekränkter Liebe. Auch dies Meisterstück des Euripides ist in der neuesten Zeit in deutscher Uebersetzung (von Donner, Heidelberg 1841) in Berlin zur Aufführung gekommen.

Als man anfing, in der Tragödie auch solche Stoffe zu behandeln, die sich nicht auf den Dionysos bezogen, kam zugleich eine neue Art des Drama, das **Satyrdrama**, auf, eine scherzende Tragödie, bei welcher der Chor der Satyrn wieder eingeführt wurde. Seit der Zeit des Arion nämlich trat ein Theil des Chors in der Maske von Satyrn auf. Dieser Theil des Chors pflegte, nachdem der Bock geopfert und der Dithyrambos gesungen war, einige heitere Strophen zu singen. **Pratinas** aus Phlius, ein Zeitgenosse des Aeschylos, gab diesem Satyrchor nach dem Muster des tragischen Chors einen Sprecher und bildete so aus dem Chor das Satyrspiel. Als Meister in dieser Dichtungsgattung aber ist **Aeschylos** selbst zu betrachten, durch welchen der derbe Schwank erst zum Kunstwerk umgestaltet wurde.

Der Inhalt dieser Satyrspiele bezog sich auf die Festfeier des Dionysos. Der Stoff wurde aus dem Landleben gewählt, und das Stück pflegte auch in ländlicher Einsamkeit, unter freiem Himmel zu spielen. Das Komische lag in der Zusammenstellung tragischer Helden mit Satyrn, die sich durch plumpen Witz und Zechlust hervorthaten. So bildeten die Satyrdramen ein heiteres, den Ernst der Tragödie milderndes Nachspiel, das durch diese gewaltig aufgeregte Gefühl beruhigend.

Drei Feste des Dionysos, die großen oder städtischen Dionysien, die Lenäen und die ländlichen Dionysien (S. 140), waren zur Aufführung von Tragödien bestimmt. An den ersteren wurden nur neuere Stücke aufgeführt; bei den Lenäen stellte man auch ältere dar, und bei den ländlichen wurden nur ältere Stücke aufgeführt. An jedem Tage kamen mehrere Stücke eines Dichters hinter einander zur Aufführung, und zwar zur Zeit des Aeschylos vier, nämlich drei Tragödien, welche man eine Trilogie nannte, und ein Satyrdrama. Diese vier Stücke zusammen bildeten eine Tetralogie, und solcher Tetralogien wurden an einem Feste mehrere aufgeführt. Der Staat selbst trug für eine würdige Darstellung eifrig Sorge. Wegen der Aufführung mußte der Dichter sich zunächst an den Archon wenden. Erkannte derselbe die Stücke der Darstellung für würdig, so wies er dem Dichter drei Schauspieler zu, welche vom Staate ihre Bezahlung erhielten, und einen Chor, dessen Besorgung einzelnen Bürgern als Ehrensache übertragen wurde. Diese hatten für den Unterricht des Chors, für Speise, Trank, Kleidung, Schmuck, Kränze, Masken, Gold, kurz für die ganze Ausrüstung desselben zu sorgen. Eigene Lehrer begannen darauf den Unterricht des Chors, der Dichter selbst den der Schauspieler. Bei der Vorstellung waren besondere Richter zugegen, um zu entscheiden, wel-

chem Dichter der Preis gebühre. Dieser bestand in einer Geldsumme; ein viel größerer Preis aber war die Ehre, in welcher der siegreiche Dichter bei dem Volke stand. Mit Epheu bekränzt, der einen lang herabwallenden Wollenstreifen umschlang, wurde er nach der Vorstellung als geweihter Priester des Gottes den Zuschauern vorgeführt, und eine Inschrift an dem Postamente eines mit herrlichen Kunstdarstellungen geschmückten Dreifußes, welcher als Weihgeschenk in einem Tempel aufgestellt wurde, verkündete den Namen des sieggekrönten Dichters noch den kommenden Geschlechtern.

In Athen fanden die Vorstellungen in dem Lenaion, einem dem Dionysos geweihten Platze, Statt. Das Theater war ursprünglich nur ein ebener, an der Seite offener Tanzplatz (die Orchestra), dem noch ein Gerüst mit einer Rückwand als Bühne hinzugefügt wurde. Auch die Sitze für die Zuschauer bestanden längere Zeit aus einem Brettergerüste. Erst als dasselbe um 500 bei einem Wettstreite zwischen Choerilos aus Samos (einem Freunde des Herodot), Pratinas und Aeschylos eingestürzt war, erhielt Athen ein steinernes Theater, welches dreißigtausend Menschen faßte.

Man baute in Griechenland die **Theater** gern an den Abhang eines Berges hinan, wo möglich mit der Aussicht auf das Meer. Sie hatten die Form eines Halbkreises, an dessen geradliniger Seite sich die Bühne befand. Die Hinterwand derselben stellte gewöhnlich einen Palast oder etwas Aehnliches dar, mit drei Thüren, von denen die mittlere für die Könige, die rechte für Personen zweiten Ranges und die linke für niedere Personen bestimmt war. Neben den beiden Seitenthüren befanden sich zuweilen auch noch zwei andere, welche nach der Stadt oder dem Meere zu führen schienen. Häufig diente als Hintergrund die natürliche Landschaft, was sehr gut möglich war, da man bei Tage spielte und die Theater unbedeckt waren. Vor der Hinterwand und mit ihr parallel befanden sich rechts und links schmale Wände, auf welchen Landschaften abgebildet waren. Sie bestanden, wie die Hinterwand, entweder aus Brettern oder aus Tapeten. Um nöthigenfalls, was jedoch selten geschah, die Scene ändern zu können, war eine Vorrichtung angebracht, mittelst welcher die Hinterwand ganz oder theilweise nach beiden Seiten auseinander geschoben werden konnte, so daß man in der Mitte entweder ein inneres Gemach oder einen neuen Hintergrund sah. Zur Nachahmung des Donners, zum Unsichtbarmachen von Personen, zur Herbeiführung derselben durch die Luft, wie zu anderen Veränderungen auf der Bühne, waren Maschinerien angebracht, die um so vollkommener sein mußten, da die Vorstellungen bei Tage Statt fanden. Einen Vorhang hatte die Bühne nicht; ebenso war auch das Drama nicht in verschiedene Akte getheilt. Beim Anfang und Schluß aber und während der Zwischenpausen, die der Gesang des Chors ausfüllte, war die Bühne leer. Schon wegen dieser Einfachheit der Bühne und wegen der beständigen Anwesenheit des Chors war Einheit des Ortes, der Zeit und der Handlung ein Haupterforderniß der antiken Tragödie. Die Handlung, die sich fast ganz auf der Bühne abwickelte, dehnte sich nicht über die Dauer eines Tages aus und hielt sich fast immer auf dem nämlichen Schauplatze; nur die ältere Tragödie, besonders bei Aeschylos, überschritt häufig diese Schranken. Unmittelbar vor der Bühne befand sich das vorzüglich für die Handlung bestimmte Proscenium und vor diesem, etwas niedriger, die Orchestra, eine geräumige Kreisfläche

zwischen dem Proscenium und den Sitzreihen. In ihrer Mitte stand die Thymĕle, ein Altar des Dionysos, bei dem sich die Flötenspieler befanden, welche Gesang und Tanz des Chores begleiteten. Zwischen diesem Altar und dem Proscenium befand sich der Chor, der sich singend und tanzend um die Thymele bewegte. Der Halbkreis des Theaters selbst enthielt die Sitze für die Zuschauer, in terrassenförmig aufsteigenden Reihen, welche durch Treppen und bis zur Theaterwand durchgehende Gänge mit einander verbunden waren, auf dem Felsboden angelegt. Im Theater zu Athen betrug die Zahl dieser Sitzreihen sechsunddreißig. Vorn saßen die Richter über das Schauspiel, Priester, Feldherren, obrigkeitliche Personen; auch im Uebrigen fand eine Verschiedenheit der Sitze Statt. Säulengänge, welche das Ganze umgaben, dienten zum Aufenthalt für die Zuschauer in den Zwischenpausen.

Die Schauspieler trugen eine ihrer Rolle angemessene Maske und ebenso zu derselben passende Gewänder. Ein langer, faltenreicher Rock, zusammengehalten durch einen reich gestickten, hochsitzenden Gurt, reichte bis auf die Füße nieder; darüber wurde ein kostbares, mit Purpur und Goldsaum geschmücktes Schleppgewand geworfen. Ein orientalisch wallender Haaraufsatz schmückte das Haupt. In der Tragödie, wo es darauf ankam, Heroengestalten darzustellen, trugen die Schauspieler hohe Schuhe mit dicken Sohlen und Stelzen, welche man Kothurne nannte; Brust und Glieder waren stark wattirt, die Arme durch Handschuhe verlängert, um der ganzen Erscheinung etwas Uebermenschliches zu geben.

Die Vorstellungen begannen am frühen Morgen, und man aß und trank während derselben. Aber nicht Alle wohnten der ganzen Vorstellung bei. Manche verließen das Theater vor dem Schlusse derselben; Andere kamen später, zuweilen auch wohl erst dann, wenn die Kasse bereits geschlossen war und sie kein Eintrittsgeld mehr zu zahlen brauchten.

Anfangs nämlich war der Eintritt jedem Bürger umsonst gestattet gewesen; dies führte aber einen so ungeheueren Andrang herbei, daß es selbst zu Schlägereien kam und das Brettergerüst (S. 277) zusammenstürzte. Deshalb wurde ein Eintrittsgeld von zwei Obolen für jede Person festgesetzt. Anfangs mußte Jeder diese selbst bezahlen; Perikles aber führte es ein, daß den ärmeren Bürgern das Geld aus Staatskassen erstattet wurde, und zur Zeit des Demosthenes genoß mindestens die Hälfte der Bürger diese Vergünstigung. Dafür wurde das Publicum während der Vorstellung mit Wein, Backwerk und dergleichen bewirthet. Auch Fremde hatten Zutritt, mußten aber das Eintrittsgeld selbst bezahlen.

Zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung waren Stabträger angestellt. Dennoch ging es während der Vorstellungen nicht besonders ruhig zu. Das Publicum gab unter lautem Lärmen durch Zurufen und Händeklatschen seinen Beifall, durch Pfeifen und Pochen sein Mißfallen zu erkennen; auch einzelne Zuschauer, die sich irgendwie mißfällig gemacht hatten, wurden mit Pfeifen und Schnalzen der Zunge empfangen. Ja, dem Dichter und den Schauspielern gab das Publicum sein Mißfallen zuweilen so handgreiflich zu erkennen, daß es dieselben mit Steinwürfen aus dem Theater jagte. Besonders unruhig ging es in den Komödien (s. unten) zu, in denen die Dichter und Schauspieler selbst die Zuschauer durch Späße aller Art, z. B. durch Aus-

werfen von Nüssen und Feigen unter das Publicum, zu schallendem Gelächter und lautem Lärm veranlaßten. In der That aber hat es auch nie ein Publikum gegeben, welches ein so lebhaftes Interesse für das Schauspiel gehabt und die Leistungen der Dichter und Schauspieler so trefflich zu beurtheilen gewußt hätte, wie das athenische. „Es ist nur Ein Athen gewesen," sagt Lessing, „es wird nur Ein Athen bleiben, wo auch bei dem Pöbel das sittliche Gefühl so fein, so zärtlich war, daß einer unlauteren Moral wegen Schauspieler und Dichter Gefahr liefen, von der Bühne herabgestürmt zu werden."

Wie sich die Tragödie aus den feierlichen Chorgesängen bei den Dionysosfesten entwickelte, so entstand die Komödie aus den bei denselben stattfindenden Umzügen der mit Schilf und Epheu bekränzten und mit Weinhefen und Ruß geschminkten Landleute und Winzer, bei denen man der übermüthigsten Laune und derbem Spott den freiesten Spielraum ließ, und bei welchen die sich Begegnenden sich mit dem muthwilligsten Witze unter einander neckten. So führten sie in lustigem Aufzuge (Komos) den zum Opfer bestimmten Bock zum Altar des Gottes, und es folgten auf die ernsten Gesänge des tragischen Chors und die Lieder der Satyrn nun auch die des Komos, des komischen Chors. Chionides soll der Erste gewesen sein, der auch diesem, nach dem Muster des tragischen Chors, einen Sprecher gab; seine erste Komödie wurde im Jahre 498 gesungen, und seine Stücke sollen die ersten dieser Art gewesen sein, welche aufgeschrieben wurden. Wir kennen nur zwei derselben, „die Helden" und die „Bettler", noch dem Titel nach. So bereitete er die Entstehung der Komödie aus jenen rohen, aus dem Stegreif entstandenen Scherzen vor. Epicharmos aber, der um 476 am Hofe des Tyrannen Hieron von Syrakus lebte, wurde der eigentliche Schöpfer des komischen Dramas, indem er einen Mythos einlegte und so dem Ganzen eine kunstmäßige Gestalt gab.

Nach den Perserkriegen fand die Komödie auch in Athen Eingang. Das Volk fand Wohlgefallen an ihr. Wettkämpfe von Dichtern wurden für sie veranstaltet. Zwar gehörten die komischen Chöre nicht zum Dienst des Gottes und waren deshalb nicht Staatssache wie die tragischen; niemand hatte die Verpflichtung, sie zu stellen, sie auszustatten oder daran Theil zu nehmen; aber einzelne reiche Männer übernahmen die freiwillige Besorgung eines Chors, und endlich nahm sich auch der Staat der Komödie an. Zu höherer Vollendung gelangte sie durch Kratinos um 450, welcher als Vater der älteren attischen Komödie zu betrachten ist. Erst als Greis trat er mit Komödien auf, und noch kurz vor seinem, im Alter von siebenundneunzig Jahren erfolgten Tode lieferte er durch eine derselben den Beweis, daß er jugendliche Heiterkeit und Geistesfrische bis an sein Lebensende sich zu bewahren gewußt hatte. Er führte nicht nur zuerst in der Komödie den Gebrauch von drei Schauspielern ein, sondern gab ihr auch selbst eine höhere Richtung. Während nämlich früher einzelne Festgenossen Gegenstand des Spottes gewesen waren, richtete sich derselbe nun auf das ganze Staatswesen und einzelne bedeutende Staatsmänner (wie schon Perikles), deren Fehler und Mißgriffe mit dem schärfsten Witze gegeißelt und mit unbeschränkter Freimüthigkeit angegriffen wurden. Besonders in den stürmischen Zeiten der Pöbelherrschaft nach dem Tode des Perikles schwangen die Komödiendichter schonungslos die Geißel gegen jegliches Laster und jegliche Verderbniß der guten alten Sitte; sie entfalteten

mit beredtsamen Worten ein Gemälde der trostlosen Gegenwart, und mitten durch den zügellosen Scherz blickt der tiefste sittliche Ernst hindurch.

Zur höchsten Blüthe gelangte die alte Komödie durch Aristophănēs aus Athen, einen Zeitgenossen des Perikles und des Sokrates. Er ist nicht nur der geistreichste und witzigste aller alten Komödiendichter gewesen, sondern zugleich der einzige, durch den wir das Wesen der älteren attischen Komödie kennen zu lernen vermögen, da die Werke der übrigen Komödiendichter jener Zeit bis auf einige sehr geringe Bruchstücke sämmtlich verloren gegangen sind.

Ueber die Lebensumstände dieses Mannes haben wir nur sehr spärliche Nachrichten; nicht einmal sein Geburts- und Todesjahr kennen wir; dagegen sind uns elf seiner Komödien erhalten geblieben (übersetzt von Droysen, Berlin 1835—38). Für das vortrefflichste seiner Stücke hielt Aristophanes selbst „die Wolken“, worin er den Sokrates auf die Bühne brachte, womit er aber bei der Aufführung gänzlich durchfiel. Das letzte Drama, in welchem sein Geist sich in vollem Glanze entfaltete, waren „die Frösche“, in welchen er mit scharfem Witz die Tragödie des Euripides zu Gunsten des Aeschylos und der älteren Dichter kritisirt. Er gewann damit den ersten Preis und erhielt nicht nur wegen seiner patriotischen Rathschläge den Olivenkranz, sondern die Aufführung des Stückes mußte auch, was eine besondere Auszeichnung war, wiederholt werden.

Aristophanes wollte nicht bloß belustigen und unterhalten, er wollte ein Lehrer der Erwachsenen sein und ihr sittliches und bürgerliches Wohl fördern. Die Komödie sollte die Menschen besser machen. Mit furchtloser Rücksichtslosigkeit trat er deshalb gegen die Mächtigen im Staate wie gegen die verkehrten und verderblichen Neigungen seiner Mitbürger auf, und seine Komödien geben das treuste Gemälde des öffentlichen Lebens und der Sitten des damaligen Athens. Dabei sprudeln sie von einer unerschöpflichen Fülle des treffendsten Witzes, der freilich mitunter in eine schonungslose Derbheit ausartet, die nach unsern Begriffen von Anstand anstößig erscheint, aber dem damaligen Zeitgeiste in Athen vollkommen angemessen und ein wohlberechneter Stachel war, um abzuschrecken und zu läutern. — Der Ruhm des Aristophanes war im Alterthume allgemein. Man nannte ihn vorzugsweise den Komiker, und selbst der weise Platon las seine Komödien fleißig und empfahl sie als einen Spiegel des attischen Staates.

In der Komödie kam es dem Dichter gar nicht darauf an, die Zuschauer die wirklichen Zustände, in denen sie sich befanden, vergessen zu lassen und sie ganz in das dichterische Leben auf der Bühne zu versetzen; vielmehr wurden dieselben überall an die Wirklichkeit erinnert, theils dadurch, daß lebende Personen unter ihrem eigenen Namen und mit einer ihre Gesichtszüge nachahmenden Maske vorgeführt und Anspielungen auf das wirkliche Leben in das Gespräch verflochten wurden, besonders aber durch die Parabăsis, d. h. die Anrede des Chors an die Zuschauer, welche vor oder nach der Mitte des Schauspiels eintrat, ohne alle Rücksicht auf das Stück sich auf ganz beliebige Gegenstände aus dem Staatsleben bezog und oft bitteren Tadel über dasselbe aussprach.

Unter der Herrschaft der dreißig Tyrannen mußte es natürlich dem Dichter leicht Gefahr bringen, bedeutende Männer persönlich zu verspotten, und

wenn es auch vielleicht nicht geradezu verboten wurde, sie namentlich aufzuführen, so blieb es doch immerhin mißlich, und zu gleicher Zeit verlor die Komödie den bedeutendsten Theil ihrer Kraft dadurch, daß nach dem peloponnesischen Kriege aus Geldmangel der Chor fortgelassen wurde und somit die Parabasis wegfiel. So entstand die mittlere Komödie, in der zwar noch immer Anspielungen auf die Staatsangelegenheiten, spottende Beziehungen auf namentlich angeführte Personen, auch wohl Nachahmung derselben durch Masken vorkamen, jedoch nicht mehr so, daß, wie in der alten Komödie, eine Person zum Gegenstande des Spottes für das ganze Stück gemacht wurde.

In der macedonischen Zeit unterblieb die Nachahmung lebender Personen durch Masken gänzlich. Der Dichter hätte sich durch eine solche wie durch freimüthige Aeußerungen über die Gebrechen des Staatslebens zu großen Gefahren ausgesetzt. An die Stelle der persönlichen Masken traten daher jetzt Caricaturen, und nur die Gebrechen des Privatlebens waren von nun an Gegenstand des Spottes. So entstand die neuere Komödie, die nur Familienscenen darstellt, und in welcher nur feststehende Masken gewisser Gattungen von Leuten, z. B. Familienväter, Söhne, Sklaven, Soldaten, Schmarotzer, vorkommen, und welche nur durch allgemeine Charakterschilderungen zu ergötzen und zu belehren sucht. Die Dichter lieferten auf sorgfältige Beobachtung und reiche Erfahrung gegründete Sittengemälde, treue Bilder des menschlichen Lebens, wie es sich überall ohne Rücksicht auf Zeit und Volkssitte gestaltet, und so wurden sie Begründer des Lustspiels, das sich durch die Römer auch in die neuere Zeit verpflanzt hat. In der Anordnung des Plans folgten sie ganz dem Euripides. Durch vielfach verschlungene Handlung und sinnreiche Verwicklungen, die besonders durch die Liebe herbeigeführt wurden, wußten sie die Theilnahme der Zuschauer immer höher zu spannen und durch überraschende Katastrophen abzuschließen. Der ausgezeichnetste unter den Dichtern der neueren Komödie war der Athener Menandros, welcher durch seine Komödien, deren er über hundert schrieb, der beliebteste Sittenlehrer seiner Zeit wurde. Er genoß die vertraute Freundschaft angesehener Männer, und der König Ptolemaeos I. von Aegypten bewunderte ihn so, daß er ihn einlud, an seinen Hof zu kommen. Er starb 290 v. Chr. in einem Alter von zweiundfunfzig Jahren. Neben ihm ist sein älterer Zeitgenosse Philemon aus Cilicien zu nennen. Derselbe gewann sogar wiederholt den Sieg über Menander, welcher sich nach einer Sage aus Verdruß darüber ersäuft haben soll. Er selbst starb in einem Alter von fast hundert Jahren in ungeschwächter Geisteskraft und mitten in seinem dichterischen Beruf. — Leider sind die Werke der Dichter, welche der neueren Komödie angehören, bis auf wenige Bruchstücke verloren gegangen; wir können jedoch den Werth der Komödien Menanders wenigstens zum Theil noch aus den uns erhaltenen Nachbildungen derselben durch die Römer beurtheilen.

Auch die Tragödie gerieth allmählich in Verfall. Schon zur Zeit des Euripides fing man an, Chöre aus anderen Tragödien zu entlehnen, und später wurden zwischen den einzelnen Theilen des Dramas sogar Musikstücke ausgeführt, welche zu der Tragödie selbst in gar keiner Beziehung standen. Indessen wurden doch auch noch nach dem Untergange der griechischen Freiheit Tragödien aufgeführt, und es werden uns noch in späterer Zeit ausgezeichnete

tragische Schauspieler genannt. Endlich wurde jedoch durch einen Volksbeschluß festgesetzt, daß die Tragödien des Aeschylos, Sophokles und Euripides nicht mehr aufgeführt, sondern nur jährlich einmal vom Staatsschreiber vorgelesen werden sollten, wodurch man das Andenken jener größten aller tragischen Dichter Griechenlands besonders ehren wollte.

Was die Theilnahme des weiblichen Geschlechtes an den dramatischen Vorstellungen betrifft, so ist es gewiß, daß Frauen bei den Griechen nie auf der Bühne auftreten durften; vielmehr wurden die Frauenrollen immer durch Männer dargestellt. Aber auch als Zuschauerinnen hatten, wenigstens in der früheren Zeit, Frauen nur zu Tragödien Zutritt. In den Komödien, so geistreich und witzig und ein so treues Bild der öffentlichen Zustände sie auch waren, hielten es die Dichter keineswegs für nöthig, überall in ihren Ausdrücken zarte Sitte und Anstand zu beobachten, und es fehlte nicht an Aeußerungen, die das Zartgefühl sittsamer Frauen hätten verletzen müssen. Jungfrauen wurden so eingezogen gehalten, daß sie wahrscheinlich auch nicht einmal zu Tragödien Zutritt hatten. Auffallend ist es dagegen, daß man Knaben, obwohl bei ihrer Erziehung mit der größten Strenge auf Bewahrung des Anstandes gehalten wurde, doch zum Anschauen von Komödien zuließ, wenngleich Väter, die auf die Erziehung ihrer Söhne größere Sorgfalt verwandten, ihnen wohl schwerlich den Besuch des Theaters gestatteten. Daß es aber wenigstens erlaubt war, Knaben mit hineinzunehmen, erklärt sich daraus, daß an den Festen des Dionysos sich das ganze Volk der ausgelassensten Fröhlichkeit überließ, und bei solchen Gelegenheiten mochte man dann auch Kindern Manches gestatten, was man sonst sicher nicht zugelassen hätte.

In der letzten Hälfte des fünften Jahrhunderts gelangte auch die Geschichtschreibung zu der höchsten Vollendung, die sie in Griechenland je erreicht hat.

Schon in den epischen Gedichten war eine geschichtliche Grundlage vorhanden. Seit dem sechsten Jahrhundert machte man zur bequemeren Uebersicht Auszüge aus denselben in prosaischer Form; besonders wurden auf diese Weise die Sagen (Logoi) über die Gründung von Städten und dergl. von den sogenannten Logographen gesammelt; den würdigsten und reichhaltigsten Stoff aber erhielt die neu entstehende Geschichtschreibung durch die Perserkriege und den Ruhm, den dieselben über ganz Griechenland verbreiteten.

Um 450 v. Chr. verfaßte Herodotos aus Halikarnassos in Kleinasien (484—408) das erste geschichtliche Werk in griechischer Sprache, welches in neun Büchern die Geschichte der Perserkriege bis zur Schlacht bei Mykäle zum Hauptgegenstande hat. Unterstützt durch ein bedeutendes Vermögen, machte er Reisen nach allen Gegenden der Erde, überall die Länder mit der größten Sorgfalt erforschend; so hielt er sich namentlich längere Zeit in Aegypten auf, und noch 444 v. Chr., in einem Alter von vierzig Jahren, ging er mit einer griechischen Colonie nach Thurii in Unteritalien, um auch die Geschichte dieses Landes kennen zu lernen. Die Früchte seiner reichen Beobachtungen und Forschungen legte er in seinem Geschichtswerke nieder, in welchem er uns wie in einem anmuthigen Gemälde die ihm bekannt gewordenen Völker der Erde in ihrer Geschichte wie in ihren Sitten und Gewohnheiten vorführt. Bald geleitet er uns zu den unbekannten Nationen des fernen Ostens und

Südens; bald erzählt er uns von den großen Thaten seines eigenen Volkes, und überall weiß er durch einfache Natürlichkeit und bezaubernde Kunstlosigkeit der Darstellung wie durch treuherzige Gemüthlichkeit zu fesseln. Ungeheuchelte Frömmigkeit und glühende Vaterlandsliebe leuchten überall aus dem Werke hervor. Die Anschaulichkeit und Genauigkeit der Schilderung trägt noch ganz den Charakter der epischen Gedichte; auch darin schließt sich Herodot an die Weise derselben an, daß er überall die Leitung der Gottheit durchblicken läßt, während die Menschen nur als Werkzeuge in der Hand einer höheren Macht erscheinen.

Zur höchsten künstlerischen Vollendung wurde die Geschichtschreibung durch Thukydides erhoben. Thukydides war ungefähr zehn Jahre später als Herodot, 474 v. Chr., zu Athen geboren und gehörte durch seinen Vater Oloros der Familie Kimons an. Im peloponnesischen Kriege bekleidete er eine Feldherrnstelle; er wurde aber von den Athenern abgesetzt und auf zwanzig Jahre verbannt, weil er zum Entsatze einer von den Spartanern bedrängten Stadt um eine Nacht zu spät gekommen war. Er ging nach Thracien, wo er Landgüter besaß, und auch als er später nach Athen zurückgerufen wurde, kehrte er wieder nach Thracien zurück, wo er in hohem Alter 391 v. Chr. starb. Während seiner Verbannung sammelte er mit großer Sorgfalt und bedeutenden Kosten die Materialien zu seinem Meisterwerke, der Geschichte des peloponnesischen Krieges, von dem er leider nur die acht Bücher vollenden konnte, welche die Geschichte der ersten zwanzig Jahre des Krieges umfassen.

Er stellt nicht Alles mehr allein als ein Werk höherer göttlicher Leitung dar, so daß die eigene Thätigkeit der Menschen ganz in den Hintergrund träte; vielmehr hebt er gerade die letztere besonders hervor. Er läßt den Glauben vorwalten, „daß der Mensch sein Schicksal in der Hand halte, und die Götter mit ihm oder gegen ihn sind nach seinem Thun.“ Und indem er nun nicht bloß die äußeren Ereignisse darstellt, sondern überall auf die Ursachen derselben zurückgeht und die Beweggründe der handelnden Personen aufsucht, enthüllt er den Entwicklungsgang der Ereignisse mit bewunderungswürdiger Klarheit und zeichnet zugleich den Charakter der handelnden Personen mit der größten Feinheit und Schärfe. Dabei ist er, was für den Geschichtschreiber eins der größten Verdienste ist, unparteiisch gegen Jeden, selbst gegen seine persönlichen Gegner.

Das Werk des Thukydides suchte Xenŏphōn in seiner „hellenischen Geschichte“, die bis zur Schlacht bei Mantinea reicht, fortzusetzen; derselbe hat jedoch seinen großen Vorgänger weder in der Meisterhaftigkeit der Darstellung noch in der Unparteilichkeit zu erreichen vermocht. Manches hat er von seinem einseitigen Standpunkte aus falsch beurtheilt, und oft hat er sich nicht gescheut, um die Ereignisse im Interesse seiner Partei darstellen zu können, die Wahrheit zu verschweigen und selbst den Gesichtspunkt für die Beurtheilung derselben absichtlich zu verrücken.

Xenophon war um 450 zu Athen geboren. Frühzeitig wurde er ein eifriger Schüler des Sokrates, der ihn sehr lieb hatte und ihm auch in einer Schlacht das Leben rettete. Später nahm er an einem Zuge gegen den Perserkönig Artaxerxes Theil, gegen welchen die Griechen dessen Bruder Cyrus unterstützten. Nachdem Cyrus in der Schlacht bei Kunaxa, dreißig Stunden

von Babylon 401 v. Chr. gefallen war, gerieth das etwa noch zehntausend Mann starke griechische Hülfsheer in die größte Bedrängniß. Da war es Xenophon, der sich an die Spitze desselben stellte und es unter Gefahren aller Art mitten durch feindliche und zum Theil verödete Länder auf einem fast fünfhundert Meilen langen Wege glücklich zurückführte. Die Geschichte dieses meisterhaften „Rückzuges der Griechen" ist sein vorzüglichstes Werk. Obgleich er freilich auch hierin den Thukydides nicht erreicht, so ist es doch ausgezeichnet durch Einfachheit und Anmuth der Darstellung, der doch dabei die größte Schärfe und Bestimmtheit nicht fehlt. Die Griechen haben ihn deshalb mit Recht bald die „attische Biene", bald die „attische Muse" genannt. Wegen seiner Vorliebe für Sparta (er war namentlich ein vertrauter Freund des Agesilaos) wurde er später aus Athen verbannt, und er lebte nun an verschiedenen Orten, meistens auf einem Landgute in der Nähe von Olympia, ganz zurückgezogen von allen Staatsgeschäften, nur der Beschäftigung mit der Wissenschaft. Zuletzt ging er nach Korinth, wo er um 360 starb.

Außer seinen schon genannten Geschichtswerken sind noch seine „Denkwürdigkeiten" aus dem Leben des Sokrates zu erwähnen, in welchen er seinem Lehrer, dessen Leben und Lehre er treu und mit ansprechender Einfachheit darstellt, ein schönes Denkmal der Liebe gesetzt hat.

Fast in die nämliche Zeit mit der Blüthe der Geschichtschreibung fällt die der Beredtsamkeit. Schon Solon hatte die athenischen Bürger auf öffentliche Rede in den Volksversammlungen angewiesen; zu voller Bedeutsamkeit aber gelangte die Redekunst erst da, als sich zur Zeit des Perikles die Demokratie vollständig ausgebildet hatte. Perikles, selbst ausgezeichnet durch die Kraft seiner Rede, erkannte sehr wohl die hohe Bedeutung der Beredtsamkeit und ihre Wichtigkeit für die Verwaltung des Staates. Im Laufe des peloponnesischen Krieges nun steigerte sich die Bedeutsamkeit der öffentlichen Rede zur außerordentlichsten Höhe. Der Einfluß der Redner überwog oft selbst die Macht der Feldherren, und es kam dabei weniger auf ruhige Entwickelung als auf Ueberredung einer leichtgläubigen Menge an, die nur dadurch zu erreichen war, daß man sich der augenblicklich herrschenden Gefühle und der günstigen Thatsachen geschickt zu bemächtigen wußte. So wurde nun die Beredtsamkeit als Kunst ausgebildet, und als einer der ersten und größten Redner jener Zeit ist Lysias zu nennen. Sein Vater, ein reicher Bürger von Syrakus, war auf Zureden seines Gastfreundes Perikles nach Athen gezogen, wo er bis an seinen Tod als Schutzverwandter lebte. Hier wurde Lysias 458 v. Chr. geboren. Er erhielt die sorgfältigste Erziehung; nach dem Tode des Vaters aber begab er sich, noch nicht sechzehn Jahre alt, 444 v. Chr. nach Thurii, wohin eben eine Kolonie abging. Er blieb dort über dreißig Jahre, gelangte zu großem Ansehen und Reichthum und bildete sich namentlich auch in der Beredtsamkeit aus. Wegen seiner demokratischen Gesinnung zur Flucht genöthigt, ging er 411 nach Athen zurück, wo er eine große Schildfabrik gründete. Durch die dreißig Tyrannen seines Vermögens beraubt, floh er, und nun war er besonders thätig für deren Sturz. Nachdem dieser erfolgt war, kehrte er nach Athen zurück und erwarb nun bis an seinen im J. 378 erfolgten Tod seinen Unterhalt damit, daß er für Andere Prozeßreden schrieb. Dieselben zeichnen sich sowohl durch Einfachheit und Anmuth des Vortrags,

als besonders auch dadurch aus, daß Lysias es meisterhaft verstand, sich in den Charakter dessen zu versetzen, für den er die Rede schrieb, so daß wir in den uns noch erhaltenen Reden die treffendsten Gemälde der damaligen Verhältnisse aus allen Sphären des Lebens besitzen.

Von Aeschines ist schon oben (S. 268) gesprochen worden, ebenso von seinem großen Gegner Demosthenes. Auf den Letzteren hatten besonders die Schriften des Isokrätes Einfluß, obgleich er nicht eigentlich dessen Schüler war. Isokrates wurde 436 v. Chr. zu Athen geboren. Sein Vater besaß daselbst eine Flötenfabrik und lebte in ziemlichem Wohlstande, so daß er dem Knaben eine vortreffliche Erziehung geben lassen konnte. Namentlich genoß dieser auch den Umgang des Sokrates, der bereits Ungewöhnliches von ihm erwartete; jedoch betrat er nie eine öffentliche Laufbahn, weil ihm dazu, wie er selbst sagt, sowohl eine kräftige Stimme als der Muth fehlte. Im peloponnesischen Kriege verlor sein Vater sein Vermögen, und nach dem Sturze der dreißig Tyrannen sah sich deshalb Isokrates genöthigt, seinen Unterhalt damit zu verdienen, daß er gerichtliche Reden für Andere schrieb. Er ging darauf als Lehrer der Beredtsamkeit nach Chios, kehrte jedoch in der Folge wieder nach Athen zurück und wirkte nun daselbst auf Schüler und Freunde theils durch Umgang und Unterricht, theils aber durch geschriebene Reden, die bald eine weite Verbreitung fanden. Er gelangte dadurch zu großem Ansehen, und das Honorar, welches er von seinen Schülern empfing, verschaffte ihm zugleich eine durchaus sorgenfreie Lage. Vor Allem suchte er bei seinem Unterricht auf die sittliche Bildung seiner Schüler einzuwirken; denn wer Reden verfertigen wolle, sagte er, die des Lobes würdig seien, müsse sich mit großen und würdigen Gedanken befassen und sich an ihre Betrachtung gewöhnen. Bis in sein vierundneunzigstes Lebensjahr genoß er einer ungetrübten Gesundheit, und eine Krankheit, an welcher er seitdem litt, hinderte ihn wenigstens nicht an der Fortsetzung seiner Thätigkeit. Aber er liebte sein Vaterland über Alles. Ein Krieg gegen Persien unter Philipps Leitung, hoffte er, würde die Feindschaft der Hellenen unter einander tilgen. Er wurde furchtbar enttäuscht. Die Nachricht von der Schlacht bei Chaeronea brach dem achtundneunzigjährigen Greise das Herz; er enthielt sich aller Nahrung und starb nach wenigen Tagen.

Einer seiner Schüler war Isaios (Isäus), aus Chalkis in Euboea, nach Andern aus Athen, wohin er wenigstens schon früh gekommen war, der Lehrer des Demosthenes. Demosthenes war 384 v. Chr. zu Athen geboren. Er hatte das Unglück, schon im siebenten Jahre seinen Vater zu verlieren, der ein wohlhabender Degenschmied war. Seine Vormünder brachten ihn um sein ganzes väterliches Vermögen, und so konnte ihm nur eine dürftige Erziehung zu Theil werden. Dazu kam, daß er von Anfang ein schwächlicher und kränklicher Knabe war. Einst hörte er seinen Erzieher mit einigen Freunden viel von dem damals hochberühmten Redner Kallisträtos reden, und er bat nun jenen so dringend, ihn einmal mitzunehmen, wenn Kallistratos öffentlich redete, daß derselbe den Wunsch des damals funfzehnjährigen Knaben erfüllte. Dieser sah nun, wie Kallistratos durch das Feuer seiner Beredtsamkeit Alles mit sich fortriß, wie die Menge ihn bewunderte, wie man ihn unter lautem Jubel nach Hause begleitete. Das erweckte seine Ruhmbegierde, und

er war seit jenem Tage fest entschlossen, auch ein Redner zu werden. Sei es, daß er dem Isokrates das festgesetzte Honorar von zehn Minen (über zweihundert Thaler) nicht bezahlen konnte, oder daß ihm die Eigenthümlichkeit des Isäos mehr zusagte, er wählte sich den Letzteren zum Lehrer in der Beredtsamkeit; dabei aber studirte er auch die Schriften des Isokrates mit großem Fleiß. Sobald er mündig geworden war, klagte er seine Vormünder wegen des Verlustes seines väterlichen Vermögens an. Er hatte dabei vielfach Gelegenheit, seine Gewandtheit im Reden zu zeigen, und gewann den Prozeß. Nun wagte er auch öffentlich vor dem Volke als Redner aufzutreten; aber bald erhob sich ein gewaltiger Lärm. Das Volk brach in lautes Gelächter aus, und er mußte die Rednerbühne verlassen. Voll Verdruß darüber, zog er sich nun ganz von den öffentlichen Volksversammlungen zurück. So traf ihn eines Tages ein bejahrter Freund im Piräus tiefsinnig umhergehen. Derselbe machte ihm Vorwürfe, daß er aus Feigheit und Weichlichkeit seinen Vortrag, der dem des Perikles ganz ähnlich sei, vernachlässige und dem Pöbel nicht muthig trotze. Da wagte Demosthenes wirklich einen zweiten Versuch; derselbe mißlang jedoch völlig eben so wie der erste. Als er nun unmuthig, in seinen Mantel gehüllt, nach Hause ging, folgte ihm ein Freund, der damals sehr berühmte Schauspieler Satyros. Diesem klagte er, daß er sich bei der Ausarbeitung seiner Rede alle erdenkliche Mühe gebe, und daß doch das Volk auf Trunkenbolde, Matrosen und andere unwissende Leute leicht höre, um ihn aber sich gar nicht kümmere. Satyros forderte ihn auf, ihm eine Scene aus dem Euripides oder Sophokles herzusagen. Nachdem Demosthenes dies gethan hatte, wiederholte Satyros dieselbe Stelle und trug sie mit der nöthigen Gestikulation und dem passenden Ausdruck vor, so daß sie dem Demosthenes eine ganz andere zu sein schien. Dieser erkannte jetzt, daß das bloße Studiren ihm nichts helfe, daß es vielmehr besonders auch auf die Art des Vortrags ankomme. Dazu bemerkte er, daß er mit der Zunge anstoße und eine schwache Stimme habe. Die Alten erzählen, um diesen Fehlern abzuhelfen, habe er sich zu seinen Uebungen ein Zimmer unter der Erde machen lassen, und damit er es ja nicht verließe, habe er sich oft zwei, drei Monate hinter einander den Kopf nur zur Hälfte lassen abscheeren. Er habe zu Hause einen großen Spiegel gehabt, vor den er hintrat, um sich in der Gestikulation zu üben. Seine Stimme habe er dadurch gestärkt, daß er herumlief, oder Berge erstieg und sich dabei mit einem Andern unterhielt, oder Verse und Reden in einem Athem declamirte. Um die Undeutlichkeit seiner Sprache und das Anstoßen mit der Zunge zu beseitigen, habe er kleine Steine in den Mund genommen und dann lange Stellen aus Dichtern hergesagt. Er habe die üble Gewohnheit gehabt, beim Reden häufig mit der Schulter zu zucken, und um sich dies abzugewöhnen, habe er ein Schwert an der Decke aufgehängt, so daß die Spitze unmittelbar seine Schulter berührte und ihn empfindlich verwundete, sobald er dieselbe bewegte. Mag auch Manches hiervon erfunden sein, jedenfalls brachte es Demosthenes durch seine Beharrlichkeit zu solcher Vollendung in der Redekunst, daß er als Redner den größten Einfluß auf die Volksmenge ausübte. König Philippos von Macedonien betrachtete ihn als seinen gefährlichsten Gegner; ja, sein Ruhm drang sogar bis an den Hof des Perserkönigs, der seinen Satrapen in den am Meere belegenen Provinzen eine Summe Geld

schickte, mit dem Befehle, sie dem Demosthenes zu übergeben und ihn unter allen Griechen am meisten zu achten, als einen Mann, der im Stande wäre, den König Philippos durch die Unruhen in Griechenland zu beschäftigen und die feindlichen Absichten desselben gegen Persien zu vereiteln. Die späteren Schicksale dieses großen Mannes werden wir weiter unten kennen lernen.

Auch die bildende Kunst und die Baukunst gelangten bei den Hellenen zur Zeit des Perikles zur höchsten Vollkommenheit.

Lange währte es, ehe diese Künste, die eines äußeren Stoffes zu ihren Darstellungen bedürfen, in Griechenland ausgebildet wurden, während diejenigen, bei welchen der Mensch selbst durch Stimme oder Bewegung handelnd auftritt, schon längst zu hoher Vollkommenheit entwickelt waren. Dies war in der eigenthümlichen religiösen Anschauungsweise der Hellenen tief begründet. Ueberall steht ja die Kunst in der engsten Verbindung mit dem religiösen Leben des Volkes, mit seinen Vorstellungen von der Gottheit. Sie will die höhere geistige Welt, welche die Religion dem Menschen aufschließt, äußerlich darstellen, und die hellenische Religion mußte der Kunst mehr als jede andere förderlich sein, weil ihre Vorstellungen am meisten äußerlich dargestellt werden konnten. Die Götter aber erschienen dem Hellenen in menschlicher Weise, obgleich über das Menschliche weit erhaben. Vor Allem betrachtete er deshalb die lebendige Menschengestalt als würdig zur Darstellung des Göttlichen und Schönen. War jedoch einmal erst der Versuch gemacht, die menschliche Schönheit auch in einem äußeren Stoffe darzustellen, so mußte nun auch gerade wieder durch die Religion die griechische bildende Kunst über die aller anderen Völker erhoben werden. Sie diente weder den flüchtigen Erscheinungen des gewöhnlichen Lebens oder der Verherrlichung mächtiger Despoten, noch konnte sie dem verworrenen Spiele einer zügellosen Phantasie preisgegeben sein. Nicht mißgestaltete Symbole sollten die hellenischen Götterstatuen sein wie die indischen und ägyptischen, mit vielen Armen und Köpfen oder wunderlichen Thierhäuptern, sondern Darstellungen jener erhabenen Ideale, mit denen die reichste, blühendste dichterische Phantasie den Gipfel des Olympos bevölkert hatte. Nur durch den Ausdruck geistiger Erhabenheit sollten sie von den Menschen, durch die Verschiedenheit dieses Ausdruckes von einander sich unterscheiden. Es kam also selbst darauf nicht an, ein bloßes Abbild der schönen Menschengestalt zu geben, sondern ihre Aufgabe war es, in dieser ein Ideal, eine mehr als menschliche Schönheit, eine Gottheit in erhabener Herrlichkeit darzustellen.

Die Anfänge der bildenden Kunst reichen bis in das Heroenzeitalter hinauf. Schon damals wurden Geräthe aller Art, wie Sessel, Bettstellen, Laden, Becher, Kessel, Schalen, Dreifüße, Waffen, mit großer Zierlichkeit gearbeitet. Bei den Holzgeräthen wurde in vertiefte, eingebohrte Stellen allerlei Schmuck aus Gold, Silber, Elfenbein und Bernstein eingelegt, und später traten an die Stelle bloßer Verzierungen figurenreiche bildliche Darstellungen. So waren an einer aus Cedernholz gearbeiteten Lade, welche im siebenten Jahrhundert von den Kypseliden (S. 183), als Weihegeschenk nach Olympia geschickt wurde, in fünf über einander liegenden Streifen Scenen aus den Sagen der Heroenzeit dargestellt, und die Figuren daran waren theils aus dem Holz selbst herausgearbeitet, theils aus Gold und Elfenbein eingelegt. — Auch die metallenen Geräthe hatten vielfach bildnerischen Schmuck. So sollen

an den Henkeln von Nestors Becher goldene Tauben gewesen sein, und wenn auch die Beschreibung des von Hephaistos selbst gearbeiteten, mit figurenreichen Darstellungen geschmückten Schildes des Achill bei Homer (S. 163) ein reines Erzeugniß dichterischer Phantasie ist, so mußte es doch in der Wirklichkeit Aehnliches geben, woran sich die Phantasie des Dichters anschließen konnte. Sehr vervollkommnet wurde seit dem siebenten Jahrhundert die Kunst, in Erz zu arbeiten, durch die in Samos gemachte Erfindung des Metallgusses und die des Löthens, welche ein Erzgießer in Chios machte. — Selbst die Töpfer gaben ihren Gefäßen nicht bloß durch Mischung des Thons mit Röthelerde ein schöneres Ansehen, sondern zeigten auch nicht unbedeutende Kunstfertigkeit in der zierlichen Form der Gefäße, besonders der Henkel und Griffe. Der Thon zu denselben wurde entweder an der Sonne getrocknet oder im Ofen gebrannt (terra cotta). Selbst an die Verfertigung von Götterbildern wagten sich die Töpfer in späterer Zeit, und man hat noch mehrere solche in den Gräbern zu Athen gefunden.

Eigentliche Bildsäulen gab es in jener Zeit außer den Götterbildern nicht. Aber auch diese sollten keineswegs eigentliche Bilder der Götter sein; dazu waren die Vorstellungen von den Göttern noch viel zu unbestimmt; vielmehr sollten sie nur zu Symbolen dienen, an denen das fromme Gefühl sich zur Verehrung der Gottheit erheben könnte. Daher hatten sie sogar nicht einmal immer menschliche Gestalt. Oft bestanden sie nur aus einem rohen, unbehauenen Steine, aus mit Oel gesalbten Steinen an den Kreuzwegen, aus Steinhaufen, durch deren Anhäufung man zugleich den Boden reinigte, aus steinernen Pfeilern; der Dreizack stellte den Poseidon vor, der Heroldsstab den Hermes; ebenso verehrte man Lanzen als Götterbilder, desgleichen Säulen, Bretter, glatte, unbehauene Balken. So war die Hera zu Argos eine Säule, zu Samos ein Brett, die Athene zu Lindos auf der Insel Rhodos ein glatter Balken. Zu solchen Symbolen fügte man später Köpfe hinzu und Arme, welche Attribute halten. Besonders häufig waren die Hermen, viereckige, in einen Menschenkopf auslaufende Klötze oder Säulen, die statt der Arme höchstens Vorsprünge zum Aufhängen von Kränzen hatten und namentlich an Straßen und Kreuzwegen aufgestellt waren, wo sie zuweilen auch als Wegweiser dienten. Später gliederte man die Gestalt bis zu den Hüften, wie man es besonders bei Holzbildern von Landgöttern findet. Ganze Bildsäulen wurden zuerst aus Holz verfertigt; freilich aber war an denselben noch wenig von künstlerischer Schönheit zu finden. Sie waren mit Attributen beladen, die Augen geschlossen und nur durch einen Strich bezeichnet, Arme und Hände dicht an dem Körper liegend, die Füße an einander geschlossen. Erst später bildete man sie in schreitender Stellung und mit etwas geöffneten Augen. Sie waren eigentlich nichts weiter als Puppen, und wurden als solche gewaschen, angestrichen, abgeputzt, mit Gewändern bekleidet und frisirt. Solcher Art waren die Werke der ältesten Künstler, die ihre Kunstfertigkeit in Familien und Geschlechtern forterbten, und es sind uns mehrere Namen von solchen aufbewahrt worden, die indessen rein der Sage angehören. Dahin ist Daedalos (der Name bedeutet einen Künstler) in Kreta zu rechnen, den die Sage als Begründer der bildenden Kunst in Kreta und Athen bezeichnet, und von dem das Künstlergeschlecht der Daedaliden abgeleitet wurde. Ebenso my=

thisch ist der Name des Smilis (Schnitzer) in Aegina, und ähnlich werden uns in Rhodos die Telchinen genannt, eine alte Innung von Erzarbeitern, welche die Sage als große Künstler, aber zugleich als bösartige, neidische Zauberer bezeichnet.

Einen herrlichen Aufschwung nahm die bildende Kunst in Griechenland seit dem sechsten Jahrhundert. Das Land war in lebendigeren Verkehr mit Asien und Aegypten getreten; ein lebhafter Handel verschaffte größeren Reichthum, und kunst- und prachtliebende Tyrannen, wie Peisistratos, Polykrates, förderten die Kunst auf alle Weise, wäre es auch nur gewesen, um das Volk zu beschäftigen und von anderen Bestrebungen abzuhalten. Dazu kam die immer entschiedener hervortretende Liebe zur Gymnastik und Orchestik; denn je mehr sich in diesen der menschliche Körper in seiner ganzen bedeutungsvollen Schönheit darstellen konnte, um so mehr mußten sie auch dazu beitragen, den Sinn für die Schönheit der menschlichen Gestalt im Volke zu beleben, und zugleich erzeugten sie das Verlangen, das Andenken derer, die sich in den gymnastischen Uebungen besonders ausgezeichnet hatten, durch Bildsäulen zu erhalten. Auch andere besonders hervorragende Männer wurden nun bald auf die nämliche Weise geehrt. So wurden nach 600 dem Kleobis und Biton in Delphi, dann dem Harmodios und Aristogeiton, den Befreiern Athens, Bildsäulen errichtet.

Jetzt pflanzte sich die Kunst nicht mehr als erbliches Besitzthum in einzelnen Familien fort. Ueberall traten talentvolle Meister in großer Menge auf; durch ihr Talent zur Kunst getriebene Schüler schlossen sich ihnen an, und in Aegina, Samos, Argos und Sikyōn entstanden förmliche Künstlerschulen.

Von vorzüglichem Einfluß auf die Entwicklung der bildenden Kunst war nun aber die Ausführung von Bildsäulen der Sieger in den Festspielen. Man deutete bei denselben oft die Stellung und Bewegung des Kämpfenden an, um das Andenken an seine Ausbildung in einer besondern Art des Kampfes zu erhalten, und so wurde man zu einem sorgfältigeren Studium der Natur veranlaßt. In den Götterbildsäulen schloß man sich dagegen mit heiliger Scheu so genau als möglich an die althergebrachten Formen an; in den Colonien bildete man die Götterstatuen ganz in der nämlichen Weise wie in der Mutterstadt; ja, man copirte Götterbilder aus früherer Zeit mit der größten Sorgfalt. Ebenso hatte man längst begonnen, andere Bildsäulen aus Marmor zu meißeln, oder, was besonders in den oben genannten Kunstschulen geschah, sie aus Erz zu gießen, während man von den Göttern noch immer bekleidete oder vergoldete Holzbildsäulen hatte, nur daß man anfing, Köpfe, Arme, Beine von Stein anzusetzen, sie auch ganz mit Gold oder Elfenbein zu überziehen; doch wandte man auch schon häufiger bei ihnen die Kunst des Erzgusses an. Bei den Gestalten der Götter kam es dem Künstler nicht auf Darstellung sinnlichen Liebreizes, sondern göttlicher Erhabenheit und Majestät an. Daher erscheinen sie meist auf einem Throne sitzend, mit ernster, strenger und unbewegter Miene.

Früher hatte man Kessel und Dreifüße als Weihegeschenke in den Tempeln aufgestellt; jetzt weihte man statt ihrer Figuren oder Gruppen aus der Götter- und Heroengeschichte, meist aus Erz gegossen, oder man brachte Figuren wenigstens als Fußgestell an den Dreifüßen an.

Endlich wurde die Bildhauerkunst auch zum Schmuck der Tempelwände angewandt, indem man die Giebelfelder und andere besonders in die Augen fallende Theile des Gebäudes mit Bildsäulen — oft in ganzen Gruppen — und mit Reliefs verschönerte, welche mythologische Darstellungen enthielten. Noch jetzt werden in Palermo Metopentafeln (s. unten) aufbewahrt, die man 1823 auf der Burg von Selīnūs in Sicilien entdeckt hat, und die der ältesten Zeit angehören. Das bedeutendste Denkmal der bildenden Kunst aber, welches sich aus jenen Zeiten erhalten hat, sind die berühmten aeginetischen Bildwerke, welche 1811 von mehreren Deutschen, Engländern und Dänen gefunden, von dem großen Bildhauer Thorwaldsen wieder hergestellt sind und sich gegenwärtig in der Glyptothek zu München befinden. Es sind zwei Gruppen freistehender Bildsäulen, welche die Giebelfelder des Tempels der Athene in Aegina schmückten, der eins der ältesten Bauwerke ist, die sich in Griechenland erhalten haben, und jedenfalls spätestens aus dem siebenten Jahrhundert v. Chr. herrührt, vielleicht aber einer noch weit früheren Zeit angehört. Sie stellen Kämpfe aeginetischer Helden dar (die westliche den Kampf um die Leiche des Patroklos oder Achill, die östliche den Streit um einen im Kampfe gegen den trojanischen König Laomĕdon von den Troern getödteten Freund des Herakles), und in der Mitte jeder Gruppe erscheint Athene als Vorkämpferin der Griechen. Die Bildsäulen sind aus Marmor gearbeitet, der vielfach mit vergoldeter Bronce geschmückt war; ebenso sind die Locken aus Draht angesetzt. An den Waffen, Kleidern, Augäpfeln und Lippen finden sich Spuren von Farbe, nicht aber am Fleische.

An den dieser Zeit angehörenden Kunstwerken ist ein eigenthümlicher Stil bemerkbar, den man den altgriechischen Stil nennt. Zwar finden wir in denselben nicht mehr die rohe Formlosigkeit, wie an den Werken aus der ältesten Zeit; aber doch hatte sich die griechische Kunst noch nicht von den strengeren Formen und der Steifheit frei machen können, welche wir in der ägyptischen, babylonischen, phönicischen Kunst bemerken, mit der die hellenische Kunst jener Zeit gewiß auch äußerlich in Zusammenhang stand. Dies erhellt deutlich aus einer Vergleichung der in den Ruinen von Ninive gefundenen Bildwerke und der ägyptischen Sculpturen aus der Zeit der neunzehnten Dynastie mit den Metopen von Selinus und den aeginetischen Bildsäulen. Besonders hervortretend ist in den Bildsäulen des alten Stils ein Uebermaß der Kraft. Muskeln, Sehnen, Gelenke treten in harten und scharfen Umrissen mächtig heraus; so sind z. B. bei den aeginetischen Bildsäulen die Kniee sehr spitz und stark gebogen. Die Gestalten sind bald gedrungen, bald übermäßig lang gedehnt; die Köpfe haben eine zurückliegende Stirn, eine spitze Nase, einen eingezogenen Mund, lang gezogene Augen, flache Wangen, ein starkes, eckiges Kinn und hochsitzende Ohren. Die Bewegungen sind schroff und eckig. Damit verbindet sich auf der anderen Seite eine übergroße Zierlichkeit. Die Haare sind sorgfältig geflochten und in drahtförmige Locken geordnet, die Gewänder in die regelmäßigsten Falten gelegt. Dabei kehrt, wie sich in den Köpfen stets dieselben Grundformen finden, so auch in der ganzen Haltung unter gleichen Verhältnissen immer die nämliche Form wieder; so die Haltung der Finger beim Opfern, beim Anfassen von Stäben, Sceptern u. dgl., beim Aufnehmen der Gewänder; so überall der nämliche schwebende Gang auf den Fußspitzen.

Ein neuer Abschnitt für die Entwickelung der hellenischen Kunst begann mit der Zeit der Perserkriege. Wie durch diese Kriege das hellenische Volk zum vollen Bewußtsein seiner Kraft gelangte, so nahm auch die Kunst nun einen raschen, freudigen Aufschwung. Athen trat, gehoben durch das Zusammentreffen mannigfacher günstiger Verhältnisse, an die Spitze Griechenlands, und wie es Führerin der ganzen Nation im Staatsleben wurde, so auch in der Kunst; vorzüglich aber gelangte in dem Zeitalter des Perikles, in welchem ja überhaupt Athen den Gipfel der Macht und des Glanzes erreichte, auch die bildende Kunst daselbst zur höchsten Stufe der Vollendung. Große Künstler schufen die herrlichsten Meisterwerke, und nicht nur die Tempel und Plätze Athens schmückten sie mit denselben, sondern von Athen aus verbreitete sich durch sie auch die nämliche edle und hohe Richtung der Kunst über ganz Griechenland. Nicht allein wurden die Tempel mit herrlichen Götterbildern geschmückt, sondern, wie man schon früher das Andenken an die Sieger in den Festspielen durch Bildsäulen zu erhalten suchte, so wurde es jetzt immer mehr Sitte, verdienten Bürgern Bildsäulen zu errichten. Auch bei diesen kam es aber nicht so sehr darauf an, Gestalt und Gesichtszüge genau nachzuahmen, als ein wirkliches Kunstwerk zu schaffen, und die wirkliche Gestalt wurde so zu einer schönen veredelt. In Theben war dies den Künstlern sogar durch ein Gesetz ausdrücklich vorgeschrieben. Das Volk förderte die Bestrebungen der Künstler auf alle Weise. Nicht nur lohnte es denselben durch begeisterte Anerkennung und erwies ihnen die höchste Ehre, sondern es verschaffte ihnen auch die äußerlichen Mittel zur Vollendung ihrer Meisterwerke. Es glaubte keinen besseren Gebrauch von seinen Reichthümern machen zu können, als wenn es dieselben zu diesem Zwecke anwendete, und ein Theil der Kriegsbeute war in der Regel zur Aufstellung von Kunstwerken als Weihegeschenke für die Tempel der Vaterstadt bestimmt.

Vor allen Meistern der bildenden Kunst in jener Zeit ragte hoch hervor der Athener Pheidias (Phidias), Sohn des Charmides, um 488 v. Chr. geboren, ein Freund des Perikles und hochgesinnt wie dieser. Sein Ruhm war so groß, daß die ganze zahllose Menge von Künstlern zu Athen unter seiner Leitung stand. Zimmerleute, Bildhauer, Kupferschmiede, Steinmetze, Färber, Gold- und Elfenbeinarbeiter, Maler, Sticker, Bildschnitzer arbeiteten unter seiner Aufsicht und nach seinen Ideen. Er selbst schmückte Athen mit der im Jahre 438 vollendeten sechsundzwanzig griechische Ellen (37 bis 38 Fuß) hohen Bildsäule der jungfräulichen Pallas, die in dem Parthenon auf der Burg von Athen stand. Gerüstet mit der Aegis (Aigis), mit Helm, Lanze und Schild, mit feurig leuchtenden Augen, die aus einem edlen blauen Steine bestanden, in der Hand eine vier Ellen (sechs Fuß) hohe Siegesgöttin haltend, war die göttliche Jungfrau in edler Einfachheit und stiller Majestät dargestellt, alles Nebenwerk dagegen war reich geschmückt. Der Helm war mit einer geflügelten Sphinx und mit Greifen geziert. An der inneren Seite des Schildes war der Gigantenkampf, an der äußeren eine Amazonenschlacht dargestellt. Selbst der vier Zoll hohe Rand der Sandalen war mit einer Darstellung des Kampfes der Centauren geschmückt. Das Fußgestell zeigte die Geburt der Pandōra. Die Fleischtheile der Figur waren sämmtlich von Elfenbein, ebenso auch das Untergewand; das Obergewand dagegen war aus Gold gearbeitet. Man konnte

es abnehmen, und obgleich es nicht viel über eine Linie dick war, wog es doch vierundvierzig Goldtalente, was ungefähr einem Werthe von 786,500 Thalern entspricht. Auf der Brust trug die Göttin ein Gorgonenhaupt, das ursprünglich ebenfalls aus Gold gearbeitet war, später aber gestohlen und dann aus Elfenbein ersetzt wurde. — Eine andere Bildsäule der Athene von Erz, welche zwischen dem Parthenon und den Propyläen (s. unten) stand, war von Pheidias angefangen, wurde aber erst nach seinem Tode vollendet. Die Göttin war als Beschützerin Athens dargestellt, den Schild erhebend und die Lanze fassend. Unter allen Bildsäulen der Athene war diese die kolossalste. Ihre Höhe betrug zwischen funfzig und sechszig Fuß ohne das Fußgestell. Schon aus weiter Ferne konnten die Schiffer dieselbe erblicken; ja, man soll die Spitze ihrer Lanze und ihren Helmbusch schon von der Südspitze Attikas haben sehen können.

Das gepriesenste unter den Meisterwerken des Pheidias, mit welchem der große Künstler im Jahre 436 seine ruhmvolle Laufbahn schloß, war die Bildsäule des Zeus im Tempel zu Olympia. Obgleich der Gott sitzend dargestellt war, hatte sie doch eine Höhe von vierzig Fuß. Sie war ganz aus Elfenbein*) und Gold gearbeitet, und in wie reichem Maße das letztere dabei angewendet war, erhellt daraus, daß einzelne Locken sechs Minen wogen, was einem Werthe von 300 Friedrichsd'or gleichkommt. In der rechten Hand trug der Gott eine Siegesgöttin, in der linken das aus verschiedenen Metallen zusammengesetzte Scepter mit dem Adler. Sein Thron war aus Cedernholz, mit Verzierungen und Reliefs aus Gold, Elfenbein, Ebenholz und Steinen und mit Gemälden geschmückt. Ebenso war der Fußschemel reich geziert, und auch an dem zwölf Fuß hohen Untergestell befanden sich Bildwerke. Die Verhältnisse der einzelnen Theile der kolossalen Bildsäule waren mit so großer Kunst geordnet, daß sie noch höher zu sein schien, als sie wirklich war; was aber die Griechen vor Allem an ihr bewunderten, war die hohe Würde, die göttliche Allmacht und das unendliche Erbarmen, das sich in der einfach erhabenen Gestalt aussprach. Begeistert durch die Schilderung Homers**), hatte der Künstler in ihr ein Wunderwerk der Welt geschaffen. Man glaubte in ihr den Gott selbst zu schauen und meinte, daß durch sie die Ehrfurcht gegen denselben erhöht sei. Ihr Anblick, sagte man, ließe allen Erdenschmerz vergessen, und sie vor dem Tode nicht gesehen zu haben, hielt man fast für ein so großes Unglück, als wenn man nicht in die Mysterien wäre eingeweiht worden.

Noch viele andere herrliche Werke schuf der große Künstler; auch als Maler wird er genannt, und namentlich soll er den Tempel des olympischen

---

*) Die Alten verstanden die Elephantenzähne, welche sie in bedeutender Größe aus Indien und Afrika erhielten, zu spalten und zu biegen, und so aus ihnen Platten von 12 — 20 Zoll Breite zu machen. Aus diesen Platten bildete man durch Sägen, Schaben und Feilen die einzelnen Theile der Bildsäule, und fügte sie dann über einem Kern von Holz und Metallstäben mit Hülfe von Hausenblase genau zusammen. Gewand und Haare machte man aus getriebenem Golde, das in dünnen Platten aufgesetzt wurde, und häufig wurden Augen aus edlen Steinen eingesetzt.

**) Im ersten Buche der Ilias:

Also sprach, und winkte mit schwärzlichen Brauen Kronion,
Und die ambrosischen Locken des Königs wallten ihm vorwärts
Von dem unsterblichen Haupt; es erbebten die Höh'n des Olympos,

Zeus in Athen mit Gemälden geschmückt haben. Aber je mehr er alle übrigen Künstler überragte, um so weniger vermochte er dem Neide zu entgehen, und besonders zog ihm die Freundschaft des Perikles viele Feinde zu. Zugleich um diesen zu kränken, klagte man den Pheidias an, er habe einen Theil des Goldes unterschlagen, das ihm zur Bildsäule der Pallas gegeben war. Er hatte aber auf den Rath des Perikles das Gold so angebracht, daß es leicht abgenommen und gewogen werden konnte, wodurch dann der deutlichste Beweis seiner Unschuld geliefert wurde. Darauf machte man ihm ein Verbrechen daraus, daß er auf dem Schilde der Pallas in der Amazonenschlacht sein Bild als das eines kahlköpfigen Greises, der einen Stein aufhob, und das sehr ähnliche Bild des Perikles unter den Kämpfenden angebracht hatte. Man betrachtete dies als eine Verletzung der Ehrfurcht gegen die Gottheit, und der große Künstler wurde in das Gefängniß geworfen, in welchem er bald darauf (432) starb, entweder an einer Krankheit oder, wie Andere sagen, an Gift, das ihm seine und des Perikles Feinde beigebracht hatten.

Von den Götterstatuen des Pheidias besitzen wir keine mehr. Leider ist auch die des olympischen Zeus zu Grunde gegangen. Sie kam später nach Constantinopel, wo sie im J. 1204 ein Raub der Flammen wurde. Dagegen haben wir noch Denkmäler seiner Kunst an den herrlichen Hautreliefs, mit denen er und seine Schüler den Parthenōn schmückten, und die jetzt zum Theil im Britischen Museum zu London, im Louvre zu Paris und im Museum zu Athen sind.

Ein Zeitgenosse des Pheidias war Polykleitos (Polykletus) aus Sikyon oder Argos, ein Schüler des berühmten Ageladas von Argos, zugleich Bildhauer, Erzgießer und Baumeister. Zwar wurden seine Götterbilder, unter denen besonders die kolossale Statue der Hera im Tempel zu Argos, gleich dem Zeus zu Olympia aus Gold und Elfenbein gearbeitet, berühmt war, denen des Pheidias nicht gleich geachtet; dagegen bildete er mit der größten Vollendung gymnastische Kämpfer und weiche jugendliche Gestalten, bei denen es mehr auf Darstellung der reinsten Körperformen als auf höhere Würde und eigenthümlichen Charakter ankam. In einem Wettstreite mit mehreren Künstlern zu Ephesos gewann er mit der blühenden, kräftigen Gestalt seiner „Amazone" selbst über Pheidias den Preis, und eine seiner Bildsäulen, „der Lanzenträger", ein schöner, unbekleideter Knabe, galt als Muster für die Verhältnisse des menschlichen Körpers.

Der dritte unter den großen Meistern jener Zeit war Myron, aus der an der Grenze Attika's gegen Boeotien gelegenen Stadt Eleuthĕrae. Er bildete besonders gern Athleten, bei denen es mehr auf die Darstellung kräftiger Körperformen als auf geistigen Ausdruck ankam, in welchem er dem Polykleitos und Pheidias weit nachstand. So stellte er einen Wettläufer dar in dem Augenblick der höchsten und letzten Anstrengung, einen Diskoswerfer, der im Begriff ist, den Diskos fortzuschleudern. Eine besonders große Lebendigkeit und Naturwahrheit hatten seine Darstellungen aus der Thierwelt, unter denen seine aus Erz gegossene Kuh so berühmt war, daß sie durch eine Menge von Epigrammen gefeiert wurde.

Bis zum Schlusse des peloponnesischen Krieges wirkte unter den Künstlern noch der Geist des Polykleitos fort; aber nach demselben trat mit der

gänzlichen Umgestaltung des sittlichen Lebens auch eine eben so große Umwandlung des Kunstgeschmacks ein. Der alte Ernst und die züchtige Sitte waren unter den Stürmen des Krieges zu Grabe gegangen; die Leidenschaften waren entfesselt, und ein ungemessenes Streben nach Sinnengenuß herrschte überall. So konnten auch die Kunstwerke dieser Zeit nicht mehr wie die früheren das Gepräge ruhiger Würde und leidenschaftloser Stille der Seele an sich tragen; vielmehr kam es jetzt vornehmlich auf Darstellung der Leidenschaft und des sinnlichen Reizes an. Doch auch diese Umgestaltung des sittlichen Lebens vermochte der Kunst selbst nicht zu schaden; vielmehr erzeugte sie für dieselbe eine Zeit neuer schöner Blüthe, indem sich in den Werken der großen Künstler jener Zeit die Neigung zu weicheren und leidenschaftlicheren Empfindungen und das Hervortreten größeren Reizes in der körperlichen Erscheinung mit edler und großartiger Auffassung aufs schönste vereinigt.

Der erste bedeutende Künstler, der dieser neuen Kunstrichtung folgte, war Skopas aus Paros, thätig als Bildhauer und Baumeister von 390—350. Er arbeitete am liebsten in Marmor, weil derselbe eine weichere Behandlung zuließ als Gold und Elfenbein, und ebenso hatte der neue Kunstgeschmack auch auf die Wahl der Gegenstände seiner Darstellungen den entschiedensten Einfluß. Besonders wählte er dieselben aus dem Mythenkreise des Dionysos und der Aphrodite. Ebenso arbeitete er die Statue des pythischen Apoll mit der Leyer, von der sich eine sehr gelungene Nachbildung im vaticanischen Museum zu Rom befindet (der vaticanische Apoll). Eins seiner schönsten Werke war seine Gruppe von Meergöttern, welche, auf Delphinen und Seepferden sitzend und von allerlei wunderbaren Meerthieren umgeben, den Achill nach der Insel Leuke entführen. Ein großer Kenner des Alterthums nennt dies „einen Gegenstand, in dem göttliche Würde, weiche Anmuth, Heldengröße, trotzige Gewalt und üppige Fülle eines naturkräftigen Lebens zu so wunderbarer Harmonie vereinigt sind, daß auch schon der Versuch, die Gruppe im Geiste der alten Kunst uns vorzustellen und auszudenken, uns mit dem innigsten Wohlgefallen erfüllen muß."

In ihrer ganzen Eigenthümlichkeit entfaltete sich die neue Kunstrichtung durch den Athener Praxitĕles, um die Mitte des vierten Jahrhunderts v. Chr. Er war Erzgießer und Bildhauer; besonders jedoch arbeitete er in Marmor eine große Menge von Bildsäulen und Gruppen aus dem Mythenkreise des Dionysos und der Aphrodite. — Sein berühmtestes Werk war die Bildsäule der Aphrodite zu Knidos aus parischem Marmor. Sie war in einer besonders dazu eingerichteten Kapelle aufgestellt, in der von allen Seiten für die Zuschauer die Wände hinweggenommen werden konnten; denn Alles strömte nach Knidos, um das Meisterwerk zu bewundern. Praxiteles hatte die Göttin unbekleidet dargestellt, was vor ihm kein Künstler gewagt hatte. Die höchste Fülle weiblichen Liebreizes war über die ganze Gestalt ausgegossen; ein süßes Lächeln umspielte den wenig geöffneten Mund, und voll Zauber war das schmachtende und doch zugleich freudig glänzende Auge. Man hält entweder die berühmte mediceische Venus, oder die in dem vaticanischen Garten befindliche, die sich vor jener durch erhabeneren Charakter und rundere Formen des Gesichts auszeichnet, für eine Nachbildung der knidischen. Eine andere Nachbildung derselben befindet sich in der Glyptothek zu München. Nicht

minder berühmt war der „Eros“ des Praxiteles zu Thespiae. Derselbe war aus pentelischem Marmor gearbeitet, mit vergoldeten Flügeln, ein vollendet schöner und liebreizender Knabe in der Blüthe der Jugend.

Schon die Alten waren ungewiß, ob die berühmte Gruppe der Niobe, den Tod ihrer Kinder darstellend, die sich später im Tempel des Apollo zu Rom befand, von Skopas oder Praxiteles sei. Einen Theil derselben fand man 1583 bei dem Thore S. Giovanni in Rom und brachte ihn nach Florenz; es ist aber noch sehr zweifelhaft, ob diese Figuren die im Alterthume berühmten oder bloße Nachbildungen derselben sind; denn theils zeigt die Behandlung der Körper doch nicht überall die Vollendung und Frische, die man an den Meisterwerken der griechischen Bildhauerkunst findet; ja, es zeigt sich darin mitunter eine gewisse Befangenheit und in der Gewandung eine Kleinlichkeit, die schwerlich zu der Großartigkeit des Ganzen paßt; theils finden sich auch an anderen Orten weit vollendetere Figuren, die jener Gruppe angehören, namentlich die eines Knaben in München, welche zu dem Bedeutendsten gehört, was uns von den Bildwerken der Hellenen erhalten ist. „Auf jeden Fall,“ sagt derselbe Alterthumsforscher, dessen Urtheil über Skopas oben angeführt wurde, „zeugt die Gruppe für eine Kunst, die gern ergreifende und erschütternde Gegenstände darstellt, aber diese zugleich mit einer Mäßigung und edlen Zurückhaltung behandelt, wie sie der Sinn der Hellenen in den besten Zeiten forderte. Der Künstler bietet Alles auf, um unser Gemüth für die von den Göttern gestrafte, getroffene Familie zu gewinnen; die edlen und großartigen Formen der Gesichter, in denen die Familienverwandtschaft sich ausspricht, erscheinen nirgends durch körperlichen Schmerz und Furcht vor der drohenden Gefahr widrig verzogen; das Angesicht der Mutter, der Gipfel der ganzen Darstellung, drückt die Verzweiflung der Mutterliebe in der reinsten und höchsten Gestalt aus.“ Jedenfalls füllte die Gruppe das Giebelfeld eines Tempels aus. In der Mitte stand, hoch über die anderen erhaben, die Gestalt der trauernden Mutter; die übrigen Figuren waren unter sich wieder zu kleineren Gruppen vereinigt, die Einen bemüht, den Geschwistern beizustehen und sie vor dem furchtbaren Geschick zu schützen, die Anderen in der Flucht für sich selbst Heil suchend.

Gleichzeitig mit jenen beiden großen Künstlern erwarb sich hohen Ruhm Lysippos, Vorsteher der Kunstschule zu Sikyon, aus dessen Werkstätte nicht weniger als sechshundert und zehn in Erz gegossene Werke hervorgingen. Er steht in ähnlichem Verhältnisse zu Polykleitos wie Praxiteles zu Pheidias. Als Hauptaufgabe erschien ihm die Darstellung gewaltiger Kraft und schöner Körpergestalt. Zu seinen berühmtesten Werken gehörte der Koloß des nach vollbrachten Arbeiten ausruhenden Herakles in Tarent. Sorgenvoll gebeugt saß der Held auf einem mit einer Bärenhaut bedeckten Korbe, den linken Arm auf das gebogene Knie stützend, während der rechte auf dem herabhangenden rechten Beine lag. In den durch die unendliche Arbeit hervorgedrängten Muskeln, den breiten Schultern, der mächtigen Brust, den nervigen Armen und Schenkeln, in den ernsten Zügen des männlichen Antlitzes erschien das Ideal des Vollenders ungeheurer Kämpfe verwirklicht. Alexander der Große wollte sein Bild von keinem Andern als von Lysippos gießen lassen; denn in der That stellte seine Bildsäule den König am besten dar, und selbst der etwas

auf die linke Seite geneigten Haltung des Halses wußte er Ausdruck zu verleihen und die Weichheit des Auges mit der hohen Majestät der Gesichtszüge zu vereinigen.

Schon aus dem Vorhergehenden erhellt, daß derselbe Kunstsinn, wie in den einzelnen Statuen, sich auch in der Gruppirung offenbarte. Die Stellung und Haltung der einzelnen Bildsäule ist durch das Gesetz des Gleichgewichtes bedingt, und wie sie aus dem Pfeiler entstanden ist, so bleibt ihr auch der in der Baukunst vorherrschende Charakter der Ruhe und der Symmetrie. Bei der Gruppe aber konnte man, obgleich man denselben Gesetzen folgte, in der einen Figur eine heftigere und vielseitigere Bewegung hervortreten lassen, weil dieselbe durch die entgegengesetzte Bewegung der gegenüberstehenden Figur wieder aufgehoben und so die Symmetrie wieder hergestellt wurde. Von besonderem Einfluß auf die Anordnung der Gruppen war es, daß sie ursprünglich bestimmt waren, die Giebelfelder der Tempel zu schmücken. Man stellte deshalb die Hauptfigur in die Mitte und bildete sie so, daß sie auch durch ihre Größe die anderen überragte, eine Anordnung, die man später auch bei anderen Gruppen beibehielt, weil man dadurch die Bedeutsamkeit der Hauptfigur recht sichtbar hervorheben konnte. Ebenso mußten alle Figuren, um im Giebelfelde Platz zu finden, in der nämlichen senkrechten Ebene stehen, so daß keine die andere bedeckte, und endlich kam es darauf an, daß der Raum vollständig ausgefüllt war. Dieselben Grundsätze befolgte man bei der Anordnung der Reliefs, mit denen man die Friese und andere Flächen schmückte*). In der Malerei dagegen konnte man mehr die verschiedenen Entfernungen unterscheiden und die Gruppen mehr zusammenschieben, weil man die Figuren nicht sämmtlich neben einander darzustellen brauchte, obgleich man sich doch auch hier in der Anordnung noch mehr dem Relief näherte.

Die Kunst der **Malerei** entfaltete sich übrigens in Griechenland zu eben so hoher Vollendung wie die Bildhauerkunst; jedoch gelangte sie weit später daselbst zur Geltung als diese, und das war um so natürlicher, je weniger man ihrer zum Dienste der Götter bedurfte. Zu den Zeiten Homers war sie noch gänzlich unbekannt, und auch später noch beschränkte man sich lange darauf, Bilder und Reliefs aus Thon und Holz zu coloriren. Die ersten Anfänge der Malerei finden wir in Korinth, wo man die aus Thon gearbeiteten Vasen bemalte, und zwar erhielten die gelben Gefäße arabeskenartige Thierdarstellungen in rother, brauner und violetter, die rothen Vasen meist mythologische Darstellungen in schwarzer Farbe. Anfangs waren diese Figuren sehr roh und unförmlich; später hatten sie alle Eigenthümlichkeiten der Bildwerke des alten Stils, dieselbe steife Haltung und gewaltsame Bewegung der Figuren, dasselbe übermäßige und schroffe Hervortreten der Muskeln und Gelenke, dieselbe steife und regelmäßige Faltung der Gewänder. Erst zur Zeit des Perikles gelangte die Malerei gleichzeitig mit der Sculptur zu höherer Bedeutung. Kimons Freund **Polygnōtos** aus Thasos, der Gründer einer

*) Wie sich die Bildsäule aus der Herme gebildet hatte, so das Relief aus der Maske. Man befestigte nämlich an einer Mauerfläche, einem Schilde ꝛc. ein Gesicht, z. B. den Kopf des Dionysos, der Medusa; dann schmückte man den Schild auch wohl mit dem Brustbilde eines berühmten Mannes, und so entstand allmählich das Relief.

attischen Malerschule, schmückte die Stoa Poikile in Athen, die Propyläen und mehrere athenische Tempel, so wie den Tempel zu Delphi, mit Gemälden. Man rühmte an denselben genaue, ausdrucksvolle und zierliche Zeichnung, und großartige und scharfe Auffassung des Charakters in den Figuren. Seine Frauengestalten trugen das Gepräge hoher Anmuth. Er verbannte überhaupt die alte Steifheit und Starrheit in den Gestalten. Er öffnete ihnen den Mund, bildete die Augenbrauen in schönen Linien, verlieh den Wangen sanfte Röthe, und besonders den Frauengestalten gab er reichere, glänzende Kleidung, die in leichtem, malerischem Faltenwurf die Figur umfloß. — Ein bedeutender Fortschritt war es, daß der Athener Apollodōros um 420 in seinen Gemälden Licht und Schatten anbrachte. Indem er so die Beleuchtung einführte und die Färbung erst recht wirksam machte, begründete er eigentlich erst die selbständige Entwicklung der Malerkunst. Denn jetzt erst war eine eigentlich malerische Wirkung möglich; jetzt erst vermochte man den Gegenständen den Schein der Wirklichkeit zu geben und Natur und Leben täuschend nachzuahmen. Einzelne begannen auch schon die Malerei zur Ausschmückung ihrer Wohnungen zu benutzen, was auf eine größere Ausbildung der Perspective schließen läßt.

Eine neue Entwicklungsstufe der Malerei begann mit Zeuxis aus Heraklea in Unteritalien (um 400), welcher die Entdeckungen des Apollodoros weiter ausbildete. Mit ihm beginnt die ionische Schule, die dem ionischen Charakter gemäß mehr Neigung zum Ueppigen und Weichlichen hatte. Er scheint in der Darstellung zarter weiblicher Anmuth und erhabener Würde gleich ausgezeichnet gewesen zu sein, und man rühmte an seinen Gemälden blendend schöne Darstellung, vermißte aber in denselben den Ernst, die Tiefe und die sittliche Strenge der früheren Meister. Vor Allem bewunderte man seine Helena, zu deren Darstellung die Bewohner von Kroton ihm fünf der schönsten Jungfrauen aus der Stadt als Modelle gegeben hatten, damit er aus dem Vollendetsten in der Natur ein Ideal vollkommener Schönheit schaffen möge.

Zeuxis wurde noch übertroffen von seinem Zeitgenossen Parrhasios, dem Sohne des Euēnor, aus Ephesos. Man erzählt, Zeuxis habe einst Trauben von so täuschender Natürlichkeit gemalt, daß die Vögel kamen und daran pickten; nun aber malte Parrhasios eine leinene Decke, durch die er selbst den Zeuxis täuschte, indem dieser durchaus das hinter derselben verborgene Gemälde sehen wollte. — Parrhasios war der Erste, welcher die Verhältnisse in seinen Gemälden genauer beachtete, und man rühmte an denselben besonders die Anmuth, die ausdrucksvolle Lebendigkeit und das Sprechende in der Gesichtsbildung, die gefällige Anordnung und feine Ausführung des Haares, vor Allem aber die Feinheit und Rundung in den äußeren Umrissen. Es soll ihm gelungen sein, seine Gemälde so aus der Oberfläche herauszuarbeiten, daß man glaubte, man könne sie herausgreifen. Eins seiner gerühmtesten Gemälde waren zwei Athleten, ein Schwerbewaffneter, der nach dem Laufe zu schwitzen schien, und ein anderer, den man beim Ablegen der Waffen glaubte aufathmen zu hören. Spätere Künstler bedienten sich seiner Zeichnungen, von denen sich viele auf Holz und Pergament erhalten hatten, als Studien, und hielten seine Heroen- und Göttergestalten gleichsam als Ideale fest, so daß sein Name fast sprüchwörtlich wurde als der eines großen Künstlers,

und daß man ihn den Gesetzgeber in der Malerei nannte. Dennoch wurde er in einem Malerwettstreit, wie solche zugleich mit öffentlichen Ausstellungen schon seit den Zeiten des Polygnotos bei verschiedenen Gelegenheiten, z. B. bei den Pythien und Isthmien, stattfanden, von dem Maler Timanthes besiegt. Von diesem war besonders berühmt ein Gemälde, welches die Opferung der Iphigenia darstellte, und in welchem er bei den Umstehenden die verschiedenen Grade der Theilnahme, den tiefen Schmerz des Vaters aber durch gänzliche Verhüllung des Hauptes höchst gelungen ausgedrückt hatte.

Nicht aus schnöder Gewinnsucht schufen jene großen Künstler ihre Meisterwerke; mehr als einer derselben verlangte für seine Gemälde keinen Lohn, wie z. B. Polygnotos die Stoa Poikile umsonst mit seinen Gemälden schmückte; gleichwohl förderte der Staat die Bestrebungen der Künstler durch zahlreiche Bestellungen und Ankauf von Gemälden. Der höchste Lohn jedoch war für dieselben die Ehre, die ihnen im reichsten Maße zu Theil wurde. Nicht nur genossen sie die Anerkennung eines feingebildeten, kunstsinnigen Volkes, die so groß war, daß man nach fernen Orten hinreiste, bloß, weil daselbst berühmte Gemälde zu sehen waren; auch an öffentlicher Ehre fehlte es ihnen nicht. In Athen erhielten die Künstler, welche im Wettstreit den Sieg gewannen, öffentliche Speisung im Prytaneion; dem Polygnotos ertheilte Athen das Bürgerrecht, und die Amphiktyonen veranstalteten für ihn freie Bewirthung in allen zum Bunde gehörigen Gemeinden. — Je größer freilich der Ruhm und die Ehre war, die den Künstlern zu Theil wurde, um so leichter konnten sie sich auch zu ungemessenem Stolze verleiten lassen. Zeuxis verschenkte zuletzt seine Werke, weil sie unbezahlbar seien, und ließ seine Helena für Geld sehen. Parrhasios nannte sich selbst den Vollender der Kunst und setzte eitle Inschriften auf seine Gemälde. Er führte ein schwelgerisches Leben nach Art persischer Satrapen; er trug ein Purpurgewand, auf dem Haupte einen goldnen Kranz, in der Hand einen mit goldenen Ranken umschlungenen Stab, und an den Füßen mit goldenen Bändern befestigte Sandalen. Ja, er ging in seinem Hochmuth so weit, sich für einen Abkömmling des Apollon auszugeben, weil dieser den Beinamen Parrhasios führte, und dieselbe stolze Gesinnung veranlaßte ihn, einen Hermes nach seinem eigenen Bilde zu malen.

Ganz das Gegentheil von dem Allen war Apelles, der Sohn des Pythias, der größte aller hellenischen Maler. Derselbe war von Geburt ein Ionier und hatte seine erste künstlerische Bildung in Ephesos erhalten; die höhere Vollendung aber erlangte er in Sikyon. Auch dort bestand nämlich eine berühmte Malerschule, die sich besonders durch wissenschaftliche Ausbildung der Kunst und große Genauigkeit und Leichtigkeit in der Zeichnung auszeichnete. Große Künstler gingen aus dieser Schule hervor; so ist namentlich zu erwähnen Pausias aus Sikyon als Maler von Kinderfiguren, Thier- und Blumenstücken, und als der Erste, der mit zierlichen, aus einzelnen Kinderfiguren, Blumen und Arabesken bestehenden Bildern die Felder der Decken in den Zimmern schmückte. Alle diese Künstler wurden jedoch von Apelles weit übertroffen. Leider haben wir zwar von keinem seiner Werke eine Copie; selbst ausführliche Beschreibungen durch Solche, die sie noch gesehen haben, fehlen uns; aber das wissen wir, daß über seine vollendete Meisterschaft unter den Alten nur eine Stimme war. Mit der wissenschaftlichen Strenge der

sikyonischen Schule vereinigte er Anmuth, sinnlichen Reiz und blühendes Colorit. Am vollendetsten traten diese Vorzüge in dem berühmtesten unter seinen Gemälden, dem Bilde der Aphrodite, hervor, das er für seine Vaterstadt Kos malte. Es stellte die Göttin dar, wie sie aus dem Meere emporsteigt und das vom Meerwasser noch triefende Haar mit den Händen ausdrückt. Noch ein zweites Bild der Göttin begann er; bereits hatte er Haupt und Brust vollendet, als ihn der Tod überraschte, und kein anderer Meister wagte es, das Bild zu vollenden. Wie sich in diesen Bildern die ganze Fülle der Anmuth vereinigte, in welche er selbst den Vorzug seiner Gemälde setzte, so wußte er auch großartige Gegenstände mit großer Kunst darzustellen; namentlich war er bedeutend im ideal aufgefaßten Portrait. So malte er zahlreiche Bildnisse Alexanders des Gr., welche sich sämmtlich durch großartige Auffassung des Charakters auszeichneten. Besonders berühmt war ein Bild desselben, welches im Artemistempel zu Ephesos aufgehängt war und den König mit den Attributen des Zeus darstellte. Vorzüglich rühmte man an demselben den hervortretenden Arm, welcher den Donnerkeil hielt, wie überhaupt kräftig vertiefte Schatten und dadurch stark hervorgehobene Lichtpartien seine Gemälde auszeichneten. Er wagte sogar ein Gewitter zu malen, weshalb man von ihm sagte, er sei der Maler des nicht zu Malenden gewesen, denn er habe mit den Farben donnern und blitzen können. Dabei besaß er eine außerordentliche Feinheit in der Zeichnung. Man erzählt, er habe einst den Maler Protogĕnes aus Karien besucht, und da er ihn nicht zu Hause traf, zog er über eine große Tafel mit dem Pinsel eine Linie. Als Protogenes bei seiner Rückkehr die Linie sah, rief er aus: „Diese Linie kann nur Apelles gemacht haben.“ Er nahm den Pinsel, zog in der Linie eine noch viel feinere und ging wieder fort. Bald darauf kam Apelles zurück, und als er bemerkte, was Protogenes gethan hatte, zog er mit einer andern Farbe in der zweiten Linie noch eine dritte, so daß eine größere Feinheit nicht mehr möglich war. Jahrhunderte lang wurde die Tafel mit jenen drei Linien als ein Wunderwerk aufbewahrt bis sie im kaiserlichen Palaste zu Rom verbrannte.

Apelles war eben so groß als Mensch wie als Künstler. Dieselbe Gemüthlichkeit, die sich in seinen Gemälden aussprach, bildete auch den Grundton seines ganzen Lebens; von Stolz und kleinlicher Künstlereifersucht wußte seine große Seele nichts. Den deutlichsten Beweis davon gab er durch sein Benehmen gegen P r o t o g e n e s. — Dieser Mann hatte es ohne Lehrer durch eigenen Fleiß und genaues Studium der Natur zu großer Vollkommenheit in der Kunst gebracht. Sein größtes Meisterstück war das für Rhodos gemalte Bild des Stadtheros Jalysos. Dasselbe war so berühmt, daß Demetrios Poliorkētēs bei der Belagerung von Rhodos die schwächste Seite der Stadt nicht angriff, weil sich daselbst jenes Gemälde befand, das er keiner Gefahr aussetzen wollte. Anfangs aber schätzten die Rhodier die Arbeiten des Protogenes gar nicht nach Verdienst. Da kaufte Apelles, der ihn besonders seiner Gründlichkeit wegen sehr hoch hielt, eins seiner Gemälde für nicht weniger als funfzig Talente, und ließ aussprengen, er wolle es als sein eigenes verkaufen. Durch diesen Edelmuth bewirkte er, daß die Rhodier nun auf einmal den Werth des Protogenes erkannten und außerordentlich hohe Preise für seine Gemälde bezahlten. So erkannte Apelles überhaupt bei anderen Künstlern ihre Verdienste

gern und freudig an. Den Amphion stellte er über sich in Betreff der Anordnung, dem Asklepiodōros räumte er hinsichtlich der Genauigkeit in den Verhältnissen den Vorrang ein. Ebenso gab er auch viel auf das Urtheil des Publikums. Um dasselbe kennen zu lernen, pflegte er seine Gemälde öffentlich auszustellen, und er achtete dann darauf, was die Vorbeigehenden sagten. So hatte er einst ein Gemälde ausgestellt und sich in der Nähe verborgen. Ein Schuster, der vorüberging, tadelte etwas an dem Schuh der Figur, und der Künstler beeilte sich alsbald, den Fehler zu verbessern. Als aber der Schuster nun wiederkam und an der ganzen Figur mancherlei auszusetzen hatte, trat Apelles hervor und rief dem Menschen, der über Dinge urtheilen wollte, die er nicht verstand, unwillig zu: „Schuster, bleib bei deinem Leisten!“

Leider sind uns die Meisterwerke der hellenischen Maler sämmtlich verloren gegangen. Nur dunkle Nachrichten oder höchstens sehr späte Nachbildungen kennen wir davon. Auch über das Verfahren der Künstler bei Anfertigung ihrer Gemälde können wir nur nach solchen Berichten urtheilen. Sie gaben besonders viel auf zarte und feine Zeichnung der Umrisse, und ehe der Künstler sich an mehrfarbige Gemälde wagte, mußte er erst lange Zeit sich mit dem Griffel auf Wachstafeln üben, oder im Malen auf Buchsbaumtafeln mit einer Farbe, und zwar mit schwarzer auf weißen oder mit weißer auf schwarzen Tafeln. Ueberhaupt war man in der Anwendung verschiedener Farben sehr sparsam, und noch Apelles brauchte nur die vier Hauptfarben: weiß, roth, gelb und schwarz, natürlich mit ihren verschiedenen Schattirungen und Mischungen, da man sonst schwerlich von dem reizenden, blühenden und glänzenden Colorit seiner Gemälde hätte mit solcher Bewunderung sprechen können. Erst später wandte man auch andere theure und glänzende Farben an. — Die Farben wurden in Wasser aufgelöst und mit einem Zusatz von Leim oder Gummi aufgetragen. Gewöhnlich malte man auf Tafeln, am liebsten von Lärchenholz, aber auch auf Leinewand, und bei Wandmalereien wurde auch die Malerei auf frischen Kalk (al fresco) angewendet. Apelles verschaffte seinen Gemälden durch einen eigenthümlichen Firniß (eine dünn zerlassene Schwärze) nicht nur Schutz gegen Feuchtigkeit und Staub, sondern auch mehr Feinheit und Zartheit und größere Harmonie der Farbentöne.

Eine eigenthümliche Art der Malerei war die enkaustische oder eingebrannte Malerei, welche schon von Polygnotos geübt und von Pausias weiter ausgebildet und besonders bei Blumen- und Thierstücken angewandt wurde. Man brannte nämlich entweder die Umrisse mit dem Griffel auf Elfenbeintafeln, oder man trug mit glühenden Stiften farbiges Wachs auf Tafeln von Holz oder gebranntem Thon und schmolz dann die Farben, nachdem sie vertrieben waren, völlig ein. Diese Kunst ist gänzlich verloren gegangen, und man hat vergeblich versucht, sie wieder herzustellen.

Bemerkenswerth ist es, daß Landschaftsmalerei bei den Griechen spät und selten ist. Es fehlte ihnen der Sinn für die romantische Auffassung der Natur. Dieselbe Erscheinung tritt uns auch in ihren Dichtungen entgegen. Sie beschreiben uns mit der größten Genauigkeit und Umständlichkeit die liebliche, blühende Natur, welche sie umgab, aber ihre Schilderungen bleiben eintönig und kalt; man sieht, ihr Geist war dadurch nicht berührt. „Die Natur scheint,“

wie Schiller*) sagt, „mehr den Verstand des Griechen und seine Wißbegierde als sein moralisches Gefühl zu interessiren; er hängt nicht mit Innigkeit, mit Empfindsamkeit, mit süßer Wehmuth an derselben, wie wir Neueren.“ Diese auffallende Erscheinung erklärt sich, wie Schiller an der angeführten Stelle schön bemerkt, daraus, „daß die Natur bei uns aus der Menschheit verschwunden ist und wir sie nur außerhalb dieser in der unbeseelten Welt in ihrer Wahrheit wieder antreffen. Bei den alten Griechen dagegen artete die Cultur nicht so weit aus, daß die Natur darüber verlassen wurde. Da also der Grieche die Natur in der Menschheit nicht verloren hatte, so konnte er außerhalb dieser auch nicht von ihr überrascht werden und so kein dringendes Bedürfniß nach Gegenständen haben, in denen er sich wieder fand.“ Daher konnte der „ahnungsvolle Dämmerschein des Geistes, mit dem die Natur uns anspricht“, dem Hellenen einer künstlerischen Ausbildung nicht fähig erscheinen. Als natürlicher und einziger Ausdruck des Geistes erschien ihm nur die menschliche Gestalt, und wie er in ihr seine Götter bildete, wie sich in ihr auch die menschlichen Zustände und Eigenschaften verkörperten als göttliche Personen, so verkörperte die Kunst auch die Natur und erschuf eine zahllose Menge menschlicher Gestalten, um die Orte der Handlung durch sie darzustellen.

So war überall die Menschengestalt der höchste Gegenstand der hellenischen Kunst, aber nicht die wirkliche Menschengestalt, sondern die schöne, in sich vollendete, wie eben deshalb sich auch erst spät eigentliche Portraits bei den Hellenen finden. So entwickelten sich bei ihnen durch einen jener Richtung der Kunst folgenden lebhaften künstlerischen Sinn, vereint mit treuem, sorgfältigem Studium der Natur, zu welchem die gymnastischen Uebungen so reiche Gelegenheit boten, einfache und große ideale Formen für die künstlerische Darstellung des Lebens in seinen verschiedenen Richtungen. In dem Profil des Gesichtes zeigt sich deutlich das Streben, die Umrißlinien in möglichst einfachstem Schwunge fortzuführen. Gegen die in ununterbrochenem Zuge fortlaufende Stirn- und Nasenlinie tritt die Fläche, welche sich in sanfter Rundung vom Kinn über die Wangen fortzieht, stark zurück, ebenso auch die Augen, wogegen der feingeschwungene Bogen, welcher die Augenbrauen andeutet, scharf hervorgehoben ist, um eine Lichtwirkung hervorzubringen, welche das Leben des Auges ersetzen soll. Zu diesem Zweck tritt auch das obere Augenlied scharf hervor. Die Stirn erscheint von geringer Höhe, meist sanft gewölbt und ganz mit Haaren umkränzt. Die Nase ist gerade, mit einem scharf bezeichneten flachen Rücken. Das Ohr ist klein und schön, die Oberlippe kurz und fein gebildet, das Kinn rund und großartig geformt. Besonders verstanden es die alten Künstler, dem Blick durch große Oeffnung und Wölbung des Auges Erhabenheit, durch besondere Bildung der Augenlider einen schmachtenden, zärtlichen Ausdruck zu geben und durch sanfte Oeffnung des Mundes, die man auch in der Wirklichkeit für schön hielt, und den kräftigen, dadurch entstehenden Schatten dem Gesicht eigenthümliches Leben zu verleihen. Das Haar wurde, wenn auch mit Sorgfalt und Zierlichkeit, doch einfach und gefällig geordnet, und bei Statuen kam es besonders darauf an, durch scharfe Sonderung der Massen ähnliche Lichtwirkungen hervorzubringen wie bei dem wirklichen Haare. Gewöhnlich wallt dasselbe in üppiger Fülle gelockt vom Scheitel über die Schul-

*) „Ueber naive und sentimentale Dichtung.“

tern herab; männliche und kraftvolle Gestalten wurden aber mit dem kurzen Lockenhaar, welches Jünglinge und Athleten trugen, dargestellt, und dasselbe war um so krauser, je größere Kraft in der ganzen Figur liegen sollte. Ein von der Stirn emporgebogenes Haupthaar, das an den Seiten in mächtigen Bogen herabwallt, ist Zeichen von Majestät und hohem Selbstgefühl. So bei Zeus, so bei den von Lysippos gearbeiteten Statuen Alexanders des Großen, welche „strahlenförmig wallendes Haupthaar" hatten. — Mit derselben künstlerischen Sicherheit und Feinheit war auch der übrige Körper behandelt, und die hellenischen Künstler wußten eben so die zartesten, weich geschwellten Formen zu bilden wie die mächtig hervortretenden Muskeln und Sehnen in der markigen Gestalt eines Herakles. Ebenso unterschieden sie athletische Gestalten sehr bestimmt durch ein fast der Farbe eherner Bildsäulen ähnliches Colorit von zarten weiblichen oder Jünglingsgestalten mit weißer Hautfarbe und blondem Lockenhaar. Uebrigens malten sie im Schatten am liebsten schwarze, im Lichte heller glänzende blonde Haare; ja, häufig wurden diese sogar vergoldet.

Ein eben so großes Gewicht, wie auf den bleibenden Charakter, legten sie auf den in Gebärden sich darstellenden, augenblicklichen und vorübergehenden Ausdruck. Zusammengezogene Augenbrauen bezeichnen den Zorn, gesenkte die Traurigkeit, in die Höhe gezogene den Stolz. Die gerümpfte Nase drückt Muthwillen, die zusammengezogene Hohn und Wuth aus. Der über den Kopf geschlagene Arm ist ein Zeichen der Ruhe, während die sinnende Polyhymnia den Kopf auf die Hand stützt, die über die Flucht des Theseus trauernde Ariadne das Kinn in die Hand schmiegt, der Niedergeschlagene die Hände über dem Knie kreuzt, die schützende Athene die Hand umgekehrt ausstreckt, der in die Ferne Schauende sie über den Augen wölbt. Auch die Stellung der Füße ist von Bedeutung. Während der um Hülfe Flehende kniet oder sich niederwirft, bezeichnet das Uebereinanderschlagen der Füße bei Stehenden Ruhe und Festigkeit.

Ein nicht minder fein gebildeter Kunstsinn offenbart sich in der Behandlung der **Bekleidung**, denn obgleich die hellenischen Künstler den menschlichen Körper gern ohne alle Hülle darstellten, wie sie es bei den Athleten und bei kämpfenden oder zu Hülfe eilenden Göttergestalten in der Zeit der Blüthe der Kunst immer thaten, so beachteten sie doch überall die Sitte und die Einrichtungen des Lebens, und namentlich wurden weibliche Gestalten erst spät unbekleidet dargestellt. Stets aber war sowohl die Wahl des Gewandes als die Art, es zu tragen, bedeutungsvoll und stand mit dem Charakter und der Thätigkeit der dargestellten Person in der genauesten Beziehung. Ebenso war dasselbe durchaus dem Körper untergeordnet und diente nur dazu, die Formen und Bewegungen desselben zu zeigen; ja, die Künstler verstanden es, durch den Wurf und die Lage der Falten sowohl die der Handlung vorhergehenden Momente als das Vorhaben der Person anzudeuten. Dazu eigneten sich nun freilich die griechischen Gewänder ganz besonders, indem sie erst durch die Art des Umnehmens einen bestimmten Charakter erhielten und zugleich eine große Abwechselung glatter und faltiger Partien gestatteten.

Die Kleidung der Männer bestand aus dem **Chitōn**, einem wollenen Hemde, das ursprünglich keine Aermel hatte; statt dessen trug man aber in Athen bis auf die Zeit des Perikles den leinenen, langen und faltigen Chiton, der bei den Ioniern gebräuchlich war. Ueber diesem trug man das **Hima**-

tiōn, ein großes viereckiges Tuch, das von dem linken Arm aus über den Rücken, und dann über den rechten Arm hinweg, oder auch unter demselben hindurch wieder nach dem linken Arme herumgezogen und wieder über die linke Schulter oder den linken Arm geschlagen wurde; es reichte bis an das Knie, oft auch über dasselbe hinab. In Sparta dagegen trug man einen kurzen Mantel von grobem Zeuge, den Tribōn, den später auch in Athen Viele annahmen, welche die spartanische Sitte im Aeußeren nachahmten; so besonders die Cyniker und Stoiker. Der Chiton erhielt erst durch die Art, wie er gegürtet, und noch mehr das Himation durch die Art, wie es umgenommen wurde, einen bestimmten Charakter, und der Schönheitssinn der Hellenen fand reiche Gelegenheit, sich darin zu zeigen. Bei den Kriegern reichte übrigens der Chiton nur bis zur Mitte der Schenkel, und Handwerker und Sklaven trugen nur einen Chiton, der die rechte Schulter und den rechten Arm frei ließ und ihnen so bei der Arbeit nicht hinderlich war. Bauern und Hirten trugen auch Kleider aus Ziegenpelz oder Leder. Reiter und Jünglinge endlich nahmen noch einen Mantelkragen um, welcher Chlamys hieß. Derselbe wurde mit einer Schnalle oder einer Spange über der rechten Schulter befestigt und fiel mit zwei verlängerten Zipfeln an den Schenkeln hinab. Oft war derselbe reich mit Purpur und Gold geschmückt.

Die Bekleidung der Frauen bestand ebenfalls aus einem Chiton und einem Himation. In der älteren Zeit trugen sie gewöhnlich den dorischen Chiton, ein sehr einfaches wollenes Hemd, das aus zwei ziemlich kurzen Stücken Zeug bestand, die auf der einen Seite bis gegen die Brust hin zusammengenäht waren. Die Theile, welche Brust und Rücken bedeckten, wurden über den Achseln mit Spangen zusammengeheftet und bildeten so von selbst Armlöcher. Nach unten war es offen, und die Zipfel wurden entweder mit Nadeln zusammengesteckt oder schlugen auseinander. In diesem Chiton findet man z. B. die Artemis, die Hebe, die Nike, die Maenaden häufig dargestellt. Die Musen dagegen erscheinen oft in dem zu Athen gebräuchlichen ionischen Chiton, einem sehr langen, weiten, faltenreichen, ganz genähten leinenen Gewande mit Aermeln. Die Aermel hingen entweder als weite, faltige Säcke herab, oder sie waren auch von der Achsel an oberhalb aufgeschlitzt und durch Spangen zusammengeheftet, so daß man durch den Schlitz den Arm sehen konnte. Gewöhnlich war der ionische Chiton weit länger als der Körper, und wurde deshalb mit Hülfe des Gürtels, der ihn über den Hüften zusammenhielt, so weit heraufgezogen, daß er nur bis auf die Füße reichte. Dadurch wurde unter der Brust eine Art Schurz oder Ueberhang gebildet. Man schlug auch den oberen Theil des Zeuges, welches das Gewand bilden sollte, über, so daß es über Brust und Rücken hinabfiel und mit dem Saume bis an die Hüften hinabreichte; es bildete mit jenem ersteren Ueberhang eine parallele Linie. Auf der linken Seite reichte das Zeug weiter als auf der rechten, und dadurch entstand hier ein Ueberhang und ein Faltenschlag, der die Hauptzierde der griechischen Frauenkleidung war. — Das Himation der Frauen war dem der Männer ganz gleich, so daß es auch gemeinschaftlich getragen werden konnte. Früher trug man statt desselben ein eng anliegendes, regelmäßig gefaltetes Obergewand, den Peplos. Die Farbe des Himation war bei den Männern gewöhnlich weiß; doch trugen

Vornehmere, besonders in der ionischen Colonie, wo große Pracht herrschte, auch farbige Gewänder; namentlich aber trug man statt eines weißen häufig einen dunkelfarbigen Chiton. Noch mehr waren farbige Gewänder bei Frauen in Gebrauch, obgleich man ein weißes Gewand als das schicklichste für eine sittsame Frau betrachtete. Auch wurden die Gewänder durch eingewebte oder eingestickte Verzierungen geschmückt. Der Stoff der Kleidung war bei den Männern Wolle, seit Leinen aus der Mode gekommen war, bei den Frauen Wolle, Leinen, Byssus; seidene Gewänder scheinen erst spät in Gebrauch gekommen zu sein.

Das Himation wurde von Frauen häufig auch über den Kopf gezogen. Außerdem hatten dieselben auch haubenartige Haarsäcke, oder sie bedeckten den Kopf mit Schleiertüchern und Netzen; ebenso hatten sie verschiedene Arten von Kopfbinden; sie trugen z. B. oft ein feines, meist buntfarbiges, um den Kopf gewundenes Tuch, die Mitra. Sonst hatten sie gar keine Kopfbedeckung, auch Männer trugen beim Ausgehen eine solche nicht; wohl aber trug man auf Reisen und bei ländlichen Beschäftigungen Hüte aus Hunds- oder Ziegenfellen, später aus Filz, die in verschiedenen Gegenden verschiedene Form hatten. In Boeotien z. B. waren sie einem Tannenzapfen ähnlich, in Thessalien schirmförmig; in Arkadien hatten sie eine große Krämpe. Odysseus wird gewöhnlich mit einer halbeiförmigen Mütze dargestellt, wie sie Schiffer und Handwerker trugen.

Die Fußbekleidung sollte nur dazu dienen, den Fuß gegen Verletzungen und gegen Schmutz zu schützen; deshalb brauchte man sie zu Hause nicht, sondern nur wenn man ausging, und selbst im fremden Hause legte man sie ab, ehe man sich zu Tische lagerte. Sogar beim Ausgehen trug man sie nicht allgemein, und einfach lebende Männer legten sie nur bei besonderen Gelegenheiten an, wo es der Anstand erforderte; ja, in Sparta durften die Jünglinge keine tragen, um sich nicht zu verweichlichen. — Schon bei Homer kommen als Fußbekleidung Sohlen von Rindsleder vor; später machte man sie aus mehreren Lagen, so daß die mittlere Lage aus Kork bestand. Diese Sohlen wurden mit Riemen um den Fuß gebunden, so daß ein Riemen zwischen der zweiten und der großen Zehe hindurchging und durch ein Mittelstück in Gestalt eines Herzens oder eines Blattes mit einem anderen verbunden war, welcher der Länge nach über die Fußplatte fortlief und wieder mit dem hinteren Riemenzeug zusammenhing. Häufig war der durch die Zehen gezogene Riemen auch mit zwei, zu beiden Seiten der Sohle befestigten Riemen verbunden, und oft wurde auch noch der untere Theil des Beines mit eingeschnürt. Dies war die gewöhnliche Fußbekleidung; indessen trugen sowohl Männer als Frauen auch wirkliche Schuhe, besonders solche, die bis an die Knöchel gingen und über der Fußplatte aufgeschlitzt waren. Ja, es gab sogar viele Arten von Schuhen, die zum Theil nach den Personen genannt wurden, welche sie aufgebracht hatten, und überhaupt scheint gerade in diesem Kleidungsstücke die Mode veränderlicher gewesen zu sein als in der ganzen übrigen Tracht. — Als Schmuck finden wir bei den Frauen Halsbänder, Armbänder, Schenkelbänder, Knöchelringe und Ohrgehänge.

Im Kriege trug man entweder eine oft mit Blech überzogene Fellhaube, oder einen Helm. Der peloponnesische Helm hatte ein Visir mit Augenlöchern,

das heruntergelassen werden konnte, der in Athen gebräuchliche dagegen einen kurzen Stirnschild und Seitenklappen. Der Panzer bestand entweder aus Ringen, oder aus zwei Metallplatten, von denen die vordere oft reich mit getriebener Arbeit geschmückt war. Oben wurde er durch Schulterblätter zusammengehalten; unten befanden sich an ihm ein Schurz und mit Metall besetzte Lederstreifen. Die Beine waren durch Schienen aus elastischem Zinn geschützt, die unten durch einen Knöchelring zusammengehalten wurden und oft sehr zierlich gearbeitet waren. Der Schild war entweder kreisförmig, oder er hatte Einschnitte zum Durchstecken und Auflegen der Lanze. Uebrigens finden wir selten einen Krieger in solcher vollständigen Rüstung abgebildet, da man sich gerade in der Blüthezeit der Kunst darauf beschränkte, sie nur anzudeuten, um nichts von der Form des Körpers dadurch zu verdecken. So diente ein Helm oft dazu, die ganze Rüstung zu bezeichnen.

Wie in der bildenden Kunst, waren die Hellenen auch in der **Baukunst** von allen Völkern des Alterthums unübertroffen.

Von den Bauten der Pelasger ist bereits S. 111 die Rede gewesen. Die eigentlich hellenische Baukunst beginnt erst mit der Einwanderung der Dorer in den Peloponnes. Der würdevolle, feierliche Ernst, der in dem Charakter dieses Stammes lag, konnte auch auf seine Kunstschöpfungen nicht ohne Einfluß bleiben; überall zeigt sich der ausgebildetste Sinn für Gesetz und Ebenmaß. Leicht aber hätte die zugleich im dorischen Charakter liegende Starrheit zu schroffem, einseitigem Festhalten an dem Hergebrachten führen können, wäre nicht die dorische Härte und Strenge durch den heiteren, lebensfrohen Sinn der Ionier gemildert worden, der sich unbefangen den Einwirkungen orientalischen Lebens und orientalischer Kunst hingab und sich in heiteren, reichen Schöpfungen offenbarte. Wie das Zusammenwirken dieser beiden sich gegenseitig ergänzenden Charaktere das griechische Leben und die griechische Kunst überhaupt zur Blüthe entwickelte, so auch die griechische Baukunst. Freilich aber währte es längere Zeit, bis beide Richtungen sich harmonisch ergänzten und durchdrangen. Anfänglich war der dorische Einfluß durchaus herrschend. Obgleich daher seit dem sechsten Jahrhundert die künstlerischen Bestrebungen durch Handel, Reichthum und prachtliebende Tyrannen vielfach gefördert wurden, so finden wir doch in allen Bauwerken jener Zeit noch eine eigenthümliche, der dorischen Starrheit entsprechende Strenge in den Formen. Als aber mit den Perserkriegen Athen an die Spitze Griechenlands trat, da nahm, wie das Volksleben, so auch die Baukunst einen großartigen Aufschwung und erhob sich mit wundersamer Kraft. Zur edelsten Blüthe entfaltete auch sie sich zur Zeit des Perikles, und Athen wurde in jener Zeit mit Bauwerken geschmückt, in welchen sich göttlicher Ernst und Majestät mit Zartheit und Anmuth aufs lieblichste vereinigten.

Wie die Baukunst aller Völker, so bildete sich auch die hellenische vorzugsweise an dem Bau der **Göttertempel** aus, mit denen die Frömmigkeit des Volkes in reicher Zahl alle Gegenden des Landes schmückte. Meistentheils wurden dieselben an solchen Orten angelegt, wo schon die Natur selbst das Gemüth über das Erdenleben zur Anbetung der Gottheit erhob. Schattige Haine, deren geheimnißvolles Dunkel den Wanderer mit heiligen Schauern erfüllte, Bergeshöhen, von denen man auf reich gesegnete Fluren hinabschaut,

Vorgebirge, deren Fuß die Wogen des unermeßlichen Meeres umbrausten, liebliche Thäler, in denen die schöne Natur Griechenlands ihre ganze Herrlichkeit entfaltete, das üppige Ufer eines sanft dahin strömenden Flusses, ein klar aus dem Fels hervorsprudelnder Quell, das waren die Orte, die der Hellene zum Bau eines Heiligthums erkor, und wo Tempel in Städten erbaut wurden, da geschah es wenigstens auf einem höher und frei gelegenen Orte, am liebsten auf der Akropolis, damit das Heiligthum der Gottheit auch äußerlich über die Wohnungen der Menschen hervorrage. Durch Mauern wurde der ganze heilige Raum umschlossen, und strenge Gesetze verboten die Annäherung profaner Bauwerke an diese heilige Umgrenzung. Inmitten jenes heiligen Raumes erhob sich, geschieden von aller Berührung mit dem gewöhnlichen Leben, der Tempel, das Haus des Gottes (der Naos).

In der ursprünglichen Anlage sind die griechischen Tempel sehr einfach. Der griechische Tempel war eigentlich nur eine länglich viereckige Celle, in der das Bild der Gottheit stand. Vor derselben befand sich eine offene Halle (der Pronaos), die mit der Celle durch eine Thür verbunden war. Durch diese Thür erhielt zugleich die Celle Licht; öfter wurde sie auch durch Lampen erhellt. War die Celle aber zu groß, so ließ man sie ohne Dach, und um nun doch die Bildsäule der Gottheit und die im Tempel beschäftigten Priester gegen die Witterung zu schützen, wurde rings herum im Innern eine bedeckte Säulenhalle angelegt. Einen solchen Tempel nannte man einen Hypäthrus (Hypaithros). Manche Tempel hatten auch noch ein Hintergebäude (Opisthodomos), dessen Eingang sich an der Rückseite befand, und das man zur Aufbewahrung des Tempelschatzes und dergleichen benutzte. Im Vergleich mit unseren Gotteshäusern waren die griechischen Tempel sehr klein; denn sie waren eben nur die Wohnung des Gottes und dienten nicht zur Versammlung des Volkes; vielmehr befand sich dieses während der Opfer und anderer heiligen Handlungen außerhalb des Tempels in dem heiligen Raume, welcher denselben umgab. Die Vorderseite der Vorhalle wurde durch eine entweder ganz freistehende oder von den bis unter den Giebel vorspringenden Seitenwänden eingeschlossene Säulenreihe und Bildwerke geschmückt, und einen gleichen Schmuck hatte bei vielen Tempeln auch die Hinterwand; bei anderen stehen Säulen rings um den ganzen Tempel, und viele sind auch von einer doppelten Säulenreihe umgeben. Auf einem gemeinsamen Unterbau, der aus mehreren Stufen besteht, streben die Säulen empor, und über ihnen ruht ein steinerner Balken, der Architrav oder das Epistylion, sich wie ein mächtiges Gurtband über sie hinwegspannend, um sie mit einander zu verknüpfen, nach oben aber die Bedeckung schwebend über dem Raume zu erhalten. Er ist deshalb aus einzelnen, sich an einander schließenden Blöcken gebildet, die von einer Säulenaxe zur anderen reichend rings um den Bau geführt sind. Mit ihm beginnt also die Gliederung der Bedeckung. Ueber dem Architrav befindet sich ein mit Bildwerken geschmückter Raum, der Fries, und das auf diesem ruhende, stark hervortretende Kranzgesims (Geison) schließt den ganzen Bau ab. Ueber demselben erhebt sich aber an der Vorder- und Hinterseite noch der aus einem flachen Dreieck bestehende Giebel, der von dem Giebelgesims umschlossen ist und zu reichem bildnerischen Schmuck Raum bietet. Frei gebildete Zierrathen, die an den Ecken des Giebelgesimses emporstreben (Akroterien), bilden endlich

die äußersten Schlußpunkte des in schöner Harmonie vollendeten Heiligthums.

Diese allgemeine Gestalt der griechischen Tempel nimmt aber einen verschiedenen Charakter an, je nachdem sie im dorischen oder ionischen Stil gebaut sind. Entsprechend dem Ernst und der Strenge, die in dem Charakter der Dorer lagen, bildeten imposante Ruhe, gewaltige Kraft und Festigkeit, Würde und Einfachheit die Haupteigenthümlichkeiten der dorischen Tempel. Alle Verhältnisse sind massenhaft. Eng an einander stehen die stämmigen Säulen, nach oben so stark verjüngt, daß der obere Durchmesser um ein Drittel kleiner ist als der untere, während ihre Höhe nur etwa viermal so groß ist wie der untere Durchmesser. So streben sie mächtig dem auf ihnen lastenden Gebälk entgegen, das oft halb so hoch ist wie die ganze Säule, und über dem sich noch in ähnlicher Höhe der Giebel lagert. Nur aus zwei Theilen, dem Schaft und dem darüber befindlichen Kapitäl, bestehend, erheben sie sich ohne Fuß (Basis) auf der Grundfläche. Der Schaft ist gereift oder kannelirt durch flache, straff gespannte Kanäle, meistens zwanzig an jeder Säule, die in scharfen Kanten oder Stegen an einander stoßen, wodurch theils die Säule höher erscheint, theils ein lebendigerer Wechsel von Schatten und Licht hervorgebracht wird. Der obere Theil des Kapitäls besteht aus einer stark vorspringenden Platte, dem Abäcus (Abakos), unter dem sich ein bauchig geformtes Glied, der Echīnus, befindet, der unten durch mehrere Ringe zusammengehalten wird. Rings um den obersten Theil des Schaftes ziehen sich feine Einschnitte, jene Ringe gewissermaßen schon andeutend. Der Architrav, welcher über der Säulenreihe liegt, ist ein einfacher, rechtwinkliger Balken, der durch eine eben so einfache Platte vom Fries getrennt wird. Der letztere wird durch einfache viereckige Platten, die Triglyphen, gebildet, zwischen denen sich tiefere, mit meistens stark hervortretenden Reliefs geschmückte Flächen, die Metopen, befinden. Die Triglyphen haben an den freien Seitenflächen aufsteigende Furchen oder Kanälchen, die durch breite glatte Schenkel von einander getrennt sind und nach oben in einer starken, auswärtsgehenden Ueberneigung enden. Sie dienten theils dazu, die schwächsten, zwischen den Säulen schwebenden Theile des Epistylion von aller Belastung durch die Bedeckung zu befreien und dieselbe auf die Säulen, über denen sie sich befinden, zurückzuführen, theils — wenigstens ursprünglich — da, wo über der Wand eine solche Entlastung nicht nöthig ist, dem Tempel von der Seite des Baues her Licht zuzuführen. Dies geschah durch die Metopen, die ursprünglich offen waren (Ope heißt „Loch," „Fenster")*). Wo man entweder des Lichtes nicht bedurfte, oder das Innere des Tempels gegen das Wetter schützen wollte, wurden die Metopen durch senkrecht in die Triglyphen eingeschobene Tafeln verschlossen. Von einem Epistylion zum andern spannen sich die Balken, so daß da, wo sie auf das äußere Epistylion des Baues treffen, ihre Stirn jedesmal unmittelbar hinter einer Triglyphe liegt. Unter jeder Triglyphe ist ein kleines Band, an das sich zur Zierde eine Reihe sogenannter Tropfen hängt; ein solches ist auch

---

*) Euripides kann daher in der Iphigenia in Tauris (112) den Orestes durch Pylades auffordern lassen, er solle zwischen den Triglyphen, wo ein offener Raum sei, in das Innere des Tempels hinabsteigen, um das Bild der Göttin zu rauben.

über den Triglyphen und an den unter der Hängeplatte des Kranzgesimses hervorragenden kleinen Platten, den Köpfen der Deckplatten. Die Hängeplatte selbst ist mit einem feinen Blättergesims geschmückt und trägt die ganz frei am Giebel stehenden Bildsäulen. Das Giebelgesims ist eine ebenfalls stark vortretende Platte, in der sich die bunt bemalte Regenleiste befindet, die an den Seiten in Löwenköpfe ausgeht. Eine ähnliche Leiste ist oft auch an den Seiten des Gebäudes als Regenrinne herumgezogen, und auch hier befinden sich solche Löwenköpfe, die zum Abfluß des Regenwassers dienen. Gipfel und Ecken des Giebels sind oft mit freistehenden Bildsäulen, meistens aber mit Verzierungen in Blumenform geschmückt, und solche Blumen (Anthemien, Palmetten) befinden sich oft auch an den Seiten des Gebäudes über dem Kranzgesims. Im Innern ist die Säulenhalle mit Querbalken gedeckt, welche dem Architrav ähnlich, aber leichter sind, und über denselben liegen steinerne Platten, in denen Cassetten (Kalymmatien) ausgearbeitet sind. Leichte Säume umschließen jedes Kalymmatienfeld, und in der Mitte desselben breitet sich als Symbol der Himmelsdecke ein strahlender Stern aus. So spannt sich zwischen den wie ein Netz oder Geflecht darüber hinziehenden Säumen die Fläche der Kalymmata wie ein mit Sternen besäeter Teppich über den ganzen heiligen Raum, einen Zelthimmel (Uraniskos) über demselben bildend und so das Ganze abschließend. Auch einen reichen Farbenschmuck trugen die dorischen Tempel. Die Bildwerke an Giebel und Fries, selbst mannigfach mit Farben geschmückt; traten aus einem meist blau gefärbten Grunde hervor; auch die Triglyphen waren blau, und ebenso glänzten die kleineren zierenden Glieder des Baues, wie das Cassettenwerk an der Decke, in mannigfachen lebhaften Farben, die Sterne silber- oder goldglänzend auf ätherblauem Grunde, die Saumbänder wahrscheinlich meistentheils weiß oder roth.

Wie der Charakter der dorischen Bauwerke dem des dorischen Stammes überhaupt entspricht, so steht die Eigenthümlichkeit der ionischen Bauwerke in völliger Uebereinstimmung mit dem heiteren, beweglichen, weichen Charakter der Ionier. In heiterer Anmuth ist hier das Liebliche und Angenehme mit dem Nothwendigen und Zweckmäßigen vereint. Alle Formen und Verhältnisse sind freier, leichter, zierlicher gebildet, die Hauptglieder des Baues durch mannigfache weiche Zwischenglieder mit einander verbunden, und treffend hat man deshalb gesagt, die dorische Baukunst habe einen mehr männlichen, die ionische einen mehr weiblichen Charakter. Dieser Unterschied tritt besonders deutlich in der Gestaltung der ionischen Säule hervor. Sie hat eine besondere Basis. Ueber einer flachen Platte, dem Plinthus, erhebt sich nämlich eine straff gespannte Hohlkehle (Trochilus), über der sich ein Pfühl oder Wulst (Torus) befindet, auf welchem die Säule ruht. Später traten an die Stelle einer einzigen Hohlkehle zwei kleinere, die durch kleine Stäbchen von einander getrennt waren, und noch reicher ausgebildet ist die attische Basis, bei der sich über der Platte zwei Pfühle über einander befinden, von denen das untere weiter hervortritt, und die durch eine Hohlkehle nebst zwei Riemchen von einander getrennt sind. — Ueber der Basis erhebt sich der weich geschwellte Schaft, weit schlanker und weniger verjüngt als an der dorischen Säule. Auch die Kannelirungen desselben, vierundzwanzig an der Zahl, sind nicht so straff gespannt, sondern vielmehr in Form eines Halbkreises vertieft und oben und

unten durch einen Bogen geschlossen; die zwischen ihnen befindlichen Stege sind ein Drittel so breit wie die Kanäle selbst. Auch das ionische Kapitäl ist weit reicher gebildet als das dorische. Statt der Ringe findet sich hier ein feiner Perlenstab (Astragalos); der Echinus ist in einen sogenannten Eierstab (Kymation) mit Schlangenzungen zwischen den Eiern umgewandelt, eigentlich ein Blattkranz, in welchen die Säule ausgeht, und bei dem die Blattspitzen durch die darauf ruhende Last nach der Wurzel hin übergebogen sind, wodurch das übergeneigte Hauptblatt sich in Gestalt eines Eies darstellt, die dazwischen befindlichen spitzen Nebenblätter als Pfeile oder Zungen erscheinen. Im Grunde genommen hat schon der dorische Echinus eine ähnliche Bedeutung. Der schwerbelastete Blattkranz ist bei ihm bis zur Wurzel umgebogen; die Gliederung desselben in einzelne Blätter wurde aber nur durch Malerei angedeutet, während diese bei der ionischen Säule plastisch dargestellt sind. Aus dem Abacus ist ein geschwungenes Polster geworden, das sich in der Mitte auf den Echinus niedersenkt, an jeder Seite aber in eine sogenannte Schnecke oder Volute zusammengerollt ist, die sich in der Mitte, in dem sogenannten Auge der Schnecke, kräftig zusammenzieht.*) Ueber dem Polster liegt dann noch, dasselbe mit dem Architrav verbindend, eine reich mit Blätterwerk verzierte Deckplatte. Auch der Architrav besteht hier nicht aus einem massenhaften Balken, sondern aus zwei bis drei über einander hervortretenden Platten, wodurch die Schwere desselben lange nicht so in die Augen fällt, und der Fries ist in seiner ganzen Ausdehnung mit Bildwerken geschmückt. Die ganze Höhe des Gebälks beträgt noch nicht ein Viertel von der Höhe der Säulen, die etwa neun unteren Durchmessern gleich ist, und noch niedriger als das Gebälk ist der reich geschmückte Giebel. Auch die Kalymmatien an der Decke der Säulenhalle und die Gesimsglieder im Innern sind reicher gebildet als an den dorischen Tempeln.

Später wurde das ionische Kapitäl noch weit reicher geschmückt. Die Schneckenwindungen wurden mit Blumen und Beeren geziert. Man ließ die Voluten mächtiger hervortreten und gab ihnen statt einer Rinne, welche die Vorderseite bildet, zwei, so daß sie als zwei über einander gewickelte Polster erscheinen. Man zog ferner den obersten Theil des Schaftes mit zu dem Kapitäl, trennte ihn durch Ringe von den Kanälen und schmückte ihn reich mit Blumen. Endlich wandelte sich das Kapitäl völlig in einen Blätterkelch um, aus dem zierliche Ranken und Blumen hervorsprießen, und so entstand das prächtigste aller griechischen Kapitäle, das korinthische. Den unteren Theil desselben umgeben acht Blätter der Akanthuspflanze (des Bärenklau); zwischen ihnen ragen acht eben solche hervor, und den obersten Theil bilden abermals Akanthusblätter, aus welchen Blumenstengel hervorschießen, die sich in kleinen Voluten endigen, von welchen sich zwei auf jeder Seite bis unter die Ecken des Abacus emporwinden, zwei kleinere aber unter der mit einer Blume geschmückten Mitte desselben zusammenstoßen. Der Abacus selbst ist nicht viereckig, sondern auf allen Seiten nach innen gebogen und an den Ecken

---

*) Derselbe Schmuck kommt auch an Altären und Grabmonumenten vor, und wahrscheinlich sind die Voluten aus angehängten Widderhörnern entstanden, indem der Widder ein gewöhnliches Todtenopfer war.

gewöhnlich abgestumpft*). Nicht alle Säulen der korinthischen Ordnung haben jedoch diese Form des Kapitäls; namentlich fanden in der älteren Zeit viele Abweichungen von derselben Statt. Ueberhaupt wurde es in der Blüthezeit der Baukunst in Griechenland nur selten und bei einzelnen Säulen angewandt, die eine besonders bedeutsame Stellung hatten. Erst sehr spät benutzte man die korinthische Säule zu ganzen Säulenreihen, und vorherrschend wurde sie erst bei den Römern**).

Früher glaubte man allgemein, die griechischen Tempel seien ursprünglich aus Holz gebaut worden, und der spätere Steinbau sei durch Nachahmung des früheren Holzbaues entstanden. In der That aber kann man nur sagen, daß beide darum einander so verwandt sind, weil sie sich im Allgemeinen auf dasselbe Princip der Deckengliederung gründen, und mit Recht nimmt man jetzt immer allgemeiner an, daß die Gliederung des griechischen Tempelbaues selbständig aus der Natur des Steinbaues hervorgegangen ist. Dafür spricht unter Anderem die eigenthümliche, vom Holzbau ganz verschiedene Kalymmatienbildung. Ebenso würde man beim Holzbau in keinem Falle die vorspringenden Balkenköpfe abgeschnitten und Triglyphenstützen davor gestellt haben; vielmehr hätte man dabei sicher die Balken über das Auflager vorspringen lassen.

Die Tempel der ältesten Zeit sind meistentheils spurlos zu Grunde gegangen. Zu den ältesten noch erhaltenen Ueberresten gehören die Ruinen eines uralten dorischen Tempels zu Korinth, die noch Jahrtausenden scheinen trotzen zu können, wenn sie nicht durch frevelnde Hand zerstört werden. Die aus einem Stück bestehenden Säulen an demselben sind aus Kalkstein. Schon einer späteren Zeit gehören die großartigen Ruinen des im strengen dorischen Stil gebauten Poseidontempels in der troezenischen Colonie Paestum in Italien am Meerbusen von Salerno an. Die herrlichsten Denkmäler der hellenischen Baukunst aber sind uns aus der Blüthezeit derselben übrig geblieben, und vor Allem ist Athen reich daran. Zuerst sind hier die von Mnesikles um 437—432 gebauten Propyläen zu nennen, deren Erbauung mit allen dazu gehörigen Gebäuden nach unserem Gelde 2¼ Millionen Thaler kostete.

---

*) Nach der Sage kam man ganz zufällig auf die Idee, das Kapitäl der Säulen mit Blättern zu schmücken. Man hatte in einem Garten an einer abgelegenen Stelle einen Korb stehen lassen, der mit einem Ziegelstein zugedeckt war. Man vergaß ihn, und als man ihn wiederfand, war er ganz von den Blättern des Akanthus umwachsen, die sich unter dem überragenden Mauersteine umgebogen hatten. Der berühmte Bildhauer und Baumeister Kallimachos soll ihn zuerst bemerkt und nach seinem Modell das erste korinthische Kapitäl gebildet haben.

**) Die Römer der späteren Zeit liebten überhaupt große Pracht in ihren Bauwerken; deshalb war ihnen oft selbst das korinthische Kapitäl noch nicht geschmückt genug, und sie bildeten aus demselben das noch reichere römische Kapitäl, bei dem an die Stelle der sich zierlich aus dem Blätterkelche emporwindenden Voluten die massenhafteren ionischen Schnecken getreten sind, die bis auf die Blätter der zweiten Reihe hinabhängen, und zwischen denen sich, wie bei der ionischen Säule, ein Eierstab befindet. In der ältesten Zeit dagegen hatte man in Italien die der dorischen sehr ähnliche toscanische Säule. Die Höhe derselben betrug sieben untere Durchmesser. Sie hatte eine Basis, die aus einem runden Plinthus und darüber liegendem Pfühle bestand. Der Schaft war kannelirt. Das Kapitäl, wie die Basis einen halben unteren Durchmesser hoch, hatte das Eigenthümliche, daß der über dem glatten Echinus liegende Abacus rund war.

Sie bildeten den Zugang zu der westlichen Seite der Burg (der Akropolis), der alten Kekropia, auf einem mitten in der Stadt gelegenen, 150 Fuß hohen, 1150 Fuß in der Richtung von Westen nach Osten langen und höchstens 500 Fuß breiten Felsen, und standen mit einer von dem Marktplatze ausgehenden Auffahrt in Verbindung. Sie bestanden aus einer Freitreppe und einem Prachtthore. Die Treppe war so eingerichtet, daß sie nur zu beiden Seiten Stufen hatte, in der Mitte aber einen leeren Raum, auf dem die Procession am Feste der Panathenäen zum Tempel der Athene hinaufzog. Neben dem Hauptthore in der Mitte befanden sich auf jeder Seite zwei kleinere Pforten. Nach außen und innen war vor denselben eine sechssäulige dorische Vorhalle, jene von einer größeren Tiefe als diese. Die Decke der ersteren wurde durch je drei ionische Säulen getragen. An der Seite der äußeren Säulenhalle befinden sich kleinere Flügelgebäude, deren Fronten, mit je drei dorischen Säulen geschmückt, gegen einander gerichtet sind. Das nördliche war eine Gemäldehalle, und der Seite des südlichen gegenüber stand der Tempel der Nike apteros (der ungeflügelten Siegesgöttin), der erst 1835 durch den deutschen Gelehrten Roß wieder vom Schutt befreit ist. Zu beiden Seiten des Einganges der Propyläen standen nach außen große Postamente mit Reiterstatuen. Schon im Alterthume wurde dieser im edelsten Stile ausgeführte Bau, in welchem dorische und ionische Bauweise auf das schönste vereinigt sind, hoch gepriesen.

Durch dies Prachtthor gelangte man zum Tempel der Athene Parthĕnos (der jungfräulichen Athene), welcher der P a r t h e n ō n oder das Haus der Jungfrau hieß, ungefähr in der Mitte der Akropolis. Derselbe wurde an der Stelle eines älteren, den die Perser zerstört hatten, in sechzehn Jahren von den großen Baumeistern I k t ī n o s und K a l l i k r ă t e s aus pentelischem Marmor erbaut und etwa sieben Jahre vor dem Anfange des peloponnesischen Krieges vollendet. Er ruhte auf einer hohen Plattform und hatte eine Länge von 227 Fuß, eine Breite von 101 Fuß, und 65 Fuß Höhe. Wie die meisten attischen Tempel, war er mit der Vorderseite nach Osten gerichtet. Rings um ihn lief eine einfache Säulenhalle. Acht dorische Säulen standen an der Front, jede vierunddreißig Fuß hoch und sechs Fuß im Durchmesser; sechzehn Säulen standen um das Hypäthron. Die herrlichsten Bildwerke schmückten den Tempel (S. 291). An den Metopen waren auf zweiundneunzig Platten dargestellt: an der Ostseite Pallas als Bekämpferin der Giganten und andere Götterkämpfe, an der Westseite Kämpfe von Helden zu Fuß und zu Roß, an der Nordseite der Amazonenkampf, an der Südseite nach der Mitte zu Scenen aus der alten attischen Götterlehre, nach den Ecken hin der Kampf mit den Centauren. Ein Theil dieser Platten ist noch erhalten; das Uebrige kennen wir durch Zeichnungen, die vor der Zerstörung des Tempels (S. 312) aufgenommen sind. Der 528 Fuß lange Fries der Cella, der noch meistens erhalten ist und sich zum Theil im britischen Museum befindet, enthielt nach der gewöhnlichen Auslegung eine Darstellung des Festzuges bei der Feier der Panathenäen. Die Statuengruppen an dem 94 Fuß breiten und 11½ Fuß hohen Giebel stellten an der Westseite den Kampf der Athene mit Poseidon um den Besitz des Landes, im Osten die erste Erscheinung der Athene unter den Göttern dar. Die Cella enthielt einen mit Gittern umgebenen Platz, den

eigentlichen Parthenon, in welchem die Bildsäule der Göttin von Gold und Elfenbein stand. Von da aus gelangte man in das hintere Tempelgebäude, wo die Tempelkleinodien und der Staatsschatz aufbewahrt wurden. Zwischen dem Parthenon und den Propyläen, auf der höchsten Stelle der Burg, stand die aus Metall gegossene, 50 Fuß hohe Bildsäule der Athene Promăchos (der vorkämpfenden Athene).

Bis 1687 n. Chr. war der Parthenon gut erhalten; damals aber wurde Athen von den Venetianern bombardirt, und eine Bombe, die in den Tempel fiel, wo die Türken ein Pulvermagazin angelegt hatten, zerstörte einen großen Theil desselben. Später wurde er durch den Lord Elgin seiner Bildwerke beraubt. Leider ging ein Theil derselben bei der Ueberfahrt nach England unter; die übrigen kamen theils an das britische, theils an das Pariser Museum. Noch stehen die Mauern und ein großer Theil der Säulen; die übrigen liegen im Schutt; aber trotz Zerstörung und Plünderung erregt das herrliche Gebäude noch jetzt in seinen Trümmern die höchste Bewunderung. Seit einiger Zeit hat man für die Erhaltung und Wiederherstellung derselben die größte Sorge getragen. Im J. 1834 kam der bairische Baumeister Klenze nach Griechenland. Die Akropolis wurde von der militärischen Besatzung geräumt. Man begann den zehn bis zwanzig Fuß hohen Schutt an der Nordseite des Parthenon fortzuschaffen und zugleich die in den Trümmern der Propyläen von den Türken angelegten Kasematten abzureißen. Am 7. September konnte man die Wiederherstellung selbst beginnen. Seitdem hat man die Aufräumung und Ausgrabung mit dem glücklichsten Erfolge fortgesetzt, und namentlich fand man auf diese Weise den bereits erwähnten Tempel der Siegesgöttin unter dem Schutt einer türkischen Bastion.

Aus der Zeit unmittelbar nach Perikles haben wir auf der Akropolis Athens noch bedeutende Ueberreste eines Tempels, in welchem der ionische Baustil sich in seiner höchsten Pracht und Lieblichkeit zeigt. Es ist dies das an der Nordseite liegende, im J. 407 vollendete Erechtheum (Erechtheion), ein Tempel der Athene und der Nymphe Pandrosos, einer Tochter des Kekrops, in welchem zugleich Poseidon und der alte attische Heros Erechtheus verehrt wurden. Dies war das eigentliche Heiligthum der Athene, wo das uralte hölzerne Cultusbild (Xoănon) der Göttin bewahrt wurde, das die Athener bei dem Vordringen des Xerxes nach Salamis flüchteten. Hier wurde die Erechtheus-Schlange unterhalten. Hier waren die Gräber des Kekrops und des Erechtheus, hier in der Cella des Poseidon der Brunnen, den dieser Gott beim Wettstreit mit der Athene durch seinen Dreizack aus dem Felsen schlug, und im Hofe, dem Pandroseion, der alte Oelbaum, den Athene hervorsprießen ließ. An der vorderen (östlichen) Seite war es mit einer ionischen Säulenhalle geschmückt, welcher an der Westseite eine Reihe von Halbsäulen entsprach. Auf der Nordseite war ebenfalls eine Halle, die durch ionische Säulen getragen wurde, und an der Südseite befand sich ein Vorbau, dessen Dach auf sechs weiblichen Statuen ruht.*) Alle Verzierungen an dem schönen

*) Man nennt diese Bildsäulen Karyatiden, und zwar, wie Einige meinen, nach den spartanischen Jungfrauen, die im Tempel der Artemis Karyătis feierliche Tänze aufführten; vielmehr aber stellen sie attische Jungfrauen im vollen panathenäischen Schmucke dar, und als Vorbild für dieselben dienten den Künstlern die reizenden Stellungen der Kanephoren

Gebäude sind mit der größten Zierlichkeit ausgemeißelt; die schlanken Säulen, das Kapitäl mit doppelrinnigen Schnecken, den Hals mit Blumen geschmückt, zeigen die leichtesten Verhältnisse; in der größten Anmuth und Herrlichkeit aber entfaltet sich der ionische Baustil in jenem von weiblichen Figuren getragenen Vorbau, wo dem Gebälk auch der Fries fehlt, damit es nicht mit zu großer Schwere auf den Bildsäulen zu lasten scheine.

Unter den anderen Gebäuden in Athen aus der Zeit des Perikles ist noch das Odēum (Odeion) zu bemerken, ein Theater, das für musikalische Wettkämpfe bestimmt war, wie sie besonders am Feste der Panathenäen stattfanden. Es war kleiner als andere Theater, faßte aber doch gegen dreitausend Menschen zu Fuß und zu Pferde. Um den Schall besser zusammen zu halten, war es nicht oben offen, wie die anderen Theater, sondern schirmförmig bedeckt. Dadurch bekam es das Ansehen eines Zeltes, und daraus entstand die Sage, es sei dem Zelte des Xerxes nachgebildet, und das Dach aus Mastbäumen persischer Schiffe gemacht. Allerdings fand man später in den Waldungen von Attika keine so hohen Baumstämme, früher aber war dies wohl der Fall. — Im letzten Jahrhundert v. Chr., im Jahre 86, wurde das Odeum im Kriege der Römer gegen den König Mithradātes von Pontus in Kleinasien zerstört, indem die Soldaten des Letzteren es in Brand steckten, weil sie den Römern das viele Schiffsbauholz nicht gönnten, das sie daraus hätten gewinnen können; später wurde es jedoch von einem Könige von Kappadocien wieder aufgebaut.

Etwas früher baute der Eleer Libōn den Tempel des Zeus zu Olympia, von dessen Ruinen schon S. 200 die Rede gewesen ist, aus parischem Marmor. Derselbe war 230 Fuß lang, 95 Fuß breit und 68 Fuß hoch. Gitterthüren zwischen Säulen schlossen den Vordertempel und ebenso das demselben entsprechende Hintergebäude, und in der ziemlich engen Cella befanden sich obere Gallerien.

So großartig die öffentlichen Bauten in Griechenland waren, in denen der Staat seinen höchsten Glanz und Reichthum zur Schau stellte, so einfach, ja unansehnlich waren, wenigstens in der guten Zeit, die Privatgebäude.

Nicht auf behagliches Leben im stillen, traulichen Familienkreise, sondern auf öffentliche Thätigkeit war ja jeder Hellene angewiesen, nicht für sich, sondern für das ganze Volk, für den Staat sollte er leben; für ihn schien daher das Haus „nur eine Herberge", eine Wohnung nur für die Frau zu sein. Auch die reichsten und angesehensten Männer wohnten nicht in Palästen. So waren noch die Wohnungen des Aristeides, Themistokles und Miltiades, wie Demosthenes sagt, um nichts besser als die der übrigen Athener; ja, es fiel sogar den Fremden auf, wie schlecht Athen gebaut war, so einfach waren die Häuser, und so unregelmäßig standen sie in den engen, krummen Straßen neben einander. Wo es besser war, das betrachtete man als eine Verirrung. So machte man den Bewohnern von Agrigent (Akrāgās) in Sicilien wegen ihrer prächtigen, mit allen Bequemlichkeiten versehenen Wohnhäuser den Vor-

oder Korbträgerinnen, meist den angesehensten Familien angehöriger Jungfrauen, welche bei der Feier der Panathenäen, den Festen der Demeter und anderen feierlichen Aufzügen die zu den Opfern gehörigen heiligen Geräthe in prachtvoll geflochtenen Körben auf dem Haupte trugen.

wurf, sie bauten, als dächten sie ewig zu leben. Erst als das Interesse für das Gemeinwohl des Staates geschwunden war, und Einer den Andern an Eigennutz, Weichlichkeit, Genußsucht und Schlechtigkeit der Gesinnung überbot, begann man auch auf den Bau der Privatwohnungen größeren Luxus zu verwenden, und schon Demosthenes klagte bitter über die Aermlichkeit der öffentlichen und die Pracht der Privatgebäude in seiner Zeit.

Besonders einfach waren in der guten Zeit die städtischen Wohnungen. Die Landhäuser waren in Attika, wenn auch nicht prächtiger, doch wenigstens bequemer und behaglicher eingerichtet; denn dort brachten die begüterten Bürger Athens gern einen großen Theil des Jahres frei von Geschäften in Ruhe zu, ausschließlich mit der Verwaltung ihrer Güter und der Theilnahme an ländlichen Festen, wie der Ernte, der Weinlese, beschäftigt.

Meistens hatten die Wohnhäuser nur ein Stockwerk, zuweilen aber auch ein Obergeschoß für die Frau und die Vorräthe. Eine breite, meist zweiflügelige Thür, an der sich der Thürhüter befand, führte von der Straße in einen mit Säulengängen und Hallen umgebenen Hof, an dessen innerer Seite das Wohnhaus war. Auch längs der Straße befand sich ein Theil der den Hof umgebenden Gebäude. In den Seitengebäuden wurde das Vieh und das Fuhrwerk untergebracht. Den vorderen und größeren Theil des Hauses nahm die Männerwohnung ein, in welcher sich in größeren Häusern ein Speisesaal, Besuchzimmer, später auch Zimmer für die Bibliothek und für Gemäldesammlungen befanden. Durch eine Thür und oft noch durch einen besonderen Hof von der Männerwohnung getrennt, folgte dann die Frauenwohnung mit dem Familienspeisezimmer, dem Wohnzimmer, dem Schlafgemach und den Zimmern für die Sklavinnen. Dort befanden sich auch unter der Aufsicht und Verwaltung der Frau Geschirre, Vorräthe und überhaupt das ganze bewegliche Vermögen des Hauses außer dem baaren Gelde. Ihr Licht erhielten die Zimmer theils durch die Thür, theils durch offene Luken, durch die auch der Rauch vom Kaminfeuer abzog. Die Hauptfront des Hauses war dem Mittage zugewandt, um im Winter so viel Sonne als möglich zu haben. Im Sommer schützte man sich gegen ihre Strahlen durch eine vorgebaute Halle, die höher war als die übrigen, welche den Hof umgaben. Die Dächer waren gewöhnlich platt, so daß man darauf gehen konnte; doch kommen auch hohe Dächer vor; die Giebel derselben aber waren nur bei den Tempeln der Straße zugewandt. Von außen wie im Innern machten die Gebäude fast den Eindruck der Dürftigkeit. Kein Marmor bekleidete die Wände, wie später bei den Römern, sondern sie waren aus gewöhnlichen Steinen, Ziegeln oder Holz gebaut und hatten nur einen Anwurf von Kalk, Gyps oder Lehm. Die Wände der Zimmer waren bis zum peloponnesischen Kriege nur geweißt, und Alkibiades war, so viel wir wissen, der Erste, der sich die Zimmer malen ließ, wozu er den Maler Agatharchos zwang, indem er ihn einsperrte; später dagegen waren die Wände häufig mit Gemälden geschmückt und die Decke mit Stuccaturarbeit geziert. Der Fußboden war ein Estrich von Gyps, der zuweilen einen farbigen Anstrich erhielt; erst später bestand er aus Steingetäfel.

Noch einfacher als die Wohnungen der übrigen Griechen waren die der Spartaner. Durch Lykurgs Gesetze war bestimmt, daß die Decke nur mit der Axt und die Thüren nur mit der Säge gearbeitet sein sollten. Agesilaos

wohnte noch in demselben Hause, welches sein Ahnherr Aristodemos gebaut hatte; sogar die Thüren darin waren noch die des ursprünglichen Baues, und man erzählt, der spartanische König Leotychides habe einst bei einem reichen Manne in Korinth gespeist, und da er die Decke des Speisesaals prächtig getäfelt und verziert fand, habe er seinen Wirth gefragt, ob denn in Korinth das Holz viereckig wüchse. Wahrscheinlich bestanden also die Wände der spartanischen Häuser nicht einmal aus behauenen Balken, sondern es waren Blockhäuser aus über einander gelegten Baumstämmen, deren Zwischenräume nothdürftig ausgefüllt wurden.

Den Athener hielt für die Aermlichkeit seiner Wohnung in gewisser Beziehung die Pracht des Hausgeräthes schadlos, das durch seine einfachen, zweckmäßigen und schönen Formen den Kunstsinn der Hellenen bekundete.

Tische, Stühle, Sessel, wie überhaupt das Zimmergeräth, waren zwar gewöhnlich von einfachem Stoffe und ohne kunstreichen Schmuck; dagegen fehlte wohl selten ein Spiegel aus Bronce, Silber, Gold oder gemischtem Metall. Spiegel aus Glas finden sich erst in späterer Zeit; denn obgleich dasselbe schon so früh durch die Phönicier erfunden war, kam es in Griechenland doch erst seit Alexanders des Großen Zeit allgemeiner in Gebrauch. Herodot scheint noch gar nicht einmal den Namen zu kennen; denn er spricht von Ohrgehängen „aus gegossenen Steinen", wo er von gläsernen reden will. — Ebenso hatte man äußerst zierlich und kunstvoll gestaltete Becher aus Thon, Krystall, selbst aus Silber und Gold; sogar die Oellampen, deren man sich schon früh statt der ursprünglichen Kienfackel bediente, zum Theil aus Bronce, zum Theil aus gebrannter Erde, hatten die gefälligste Form und waren mit den sinnigsten Verzierungen und Reliefs geschmückt, nicht minder die Kandelaber, die man in späterer Zeit auch wohl aus Metall oder Marmor machte; Alles gewann unter den Händen des kunstsinnigen Hellenen eine schöne Gestalt.

Nur die Spartaner entbehrten auch diese Art des Luxus; denn wie ihnen überhaupt verboten war, edle Metalle zu besitzen, so durften sie natürlich auch kein aus denselben gefertigtes Hausgeräth haben. Diese gänzliche Verschiedenheit zwischen Spartanern und Athenern, die in der Verschiedenheit des Volkscharakters begründet war, offenbarte sich überhaupt in ihrer ganzen Lebensweise.

Von der Einfachheit der ernsten Spartaner in Kleidung und Speise ist bereits S. 187 die Rede gewesen; die leicht beweglichen Athener dagegen liebten nicht nur, wie wir oben (S. 302) gesehen haben, prächtige Kleidung, sondern vor Allem auch die Freuden des Mahles. Auch zu besonders festlichen Mahlzeiten nahmen sie gern Veranlassung. Bald waren es Geburtstage, nicht nur der Familienglieder, sondern auch anderer hochgestellter Personen, ja selbst Verstorbener, bald Todtenfeiern, bald die Abreise oder Ankunft eines Freundes, bald irgend ein wichtiges Ereigniß, z. B. ein errungener Sieg, was Gelegenheit zu einem Festmahle gab. Ein Mahl ohne Gesellschaft aber galt dem Hellenen gar nicht für ein Mahl, und man lud deshalb entweder mehrere Freunde ein, oder Mehrere veranstalteten zusammen ein Mahl aus gemeinschaftlichen Beiträgen. Uebrigens waren die Athener beim Mahle sehr mäßig, und dafür wurde auch durch die Gesetze gesorgt. Es war nur erlaubt, mit Wasser vermischten Wein zu trinken. Es galt für unanständig, in einer

Weinschenke zu essen und zu trinken; ein Mitglied des Areopagos wurde, weil es dies dennoch gethan hatte, aus demselben ausgestoßen, und wenn sich ein Archon betrunken finden ließ, wurde er mit dem Tode bestraft. Dagegen waren die Boeoter und Thessaler wegen ihrer Gefräßigkeit berüchtigt. Besonders üppige Mahlzeiten liebte man in der ionischen Colonie in Kleinasien, ebenso in Korinth, und vor Allen waren die Bewohner der von Achäern in Unteritalien gegründeten Stadt Sybäris wegen ihrer Schwelgerei so übel berüchtigt, daß der Name Sybarit zur Bezeichnung eines Schwelgers und Lüstlings sprüchwörtlich geworden ist. Man sagte ihnen sogar nach, was freilich gewiß übertrieben war, sie lüden zu großen Mahlzeiten ein Jahr vorher ein, damit Wirth wie Gäste sich gehörig dazu einrichten könnten.

Am Morgen genoß man in Athen in Wein getauchtes Brot; gegen Mittag aß man das Frühstück, und erst gegen Abend, nachdem die Tagesgeschäfte beendigt waren, fand die Hauptmahlzeit statt, bei welcher Brei, Weizen- oder Gerstenbrot, Lauch, Fleisch, besonders Schweinefleisch, auch wohl Hasenbraten und Krammetsvögel, Blutwurst, Fische, besonders Sardellen, Aale, gesalzene Fische vom schwarzen Meere die Hauptgerichte bildeten. Zum Nachtisch genoß man Obst, Käse, Kuchen und mit Gewürz vermischtes Salz. Im Heroenzeitalter saß man bei Tisch; in der späteren Zeit aber lagerte man sich auf Polstern, so daß immer Zwei ein Polster einnahmen. Man stützte dabei den linken Arm auf das im Rücken liegende Kissen, während man den rechten frei behielt. Den Gästen wurden gewöhnlich ihre Plätze angewiesen, und der zur Seite des Wirthes war der Ehrenplatz. Bevor man bei dem Gastmahle sich lagerte, ließ man sich von Sklaven die Sandalen abnehmen und die Füße waschen, wozu man in späterer Zeit sogar oft Wein oder wohlriechendes Wasser brauchte. Ehe die Speisen aufgetragen wurden, reichten sodann Sklaven Wasser zum Händewaschen herum. Tischtücher und Servietten hatte man nicht, eben so wenig Messer und Gabeln, sondern man aß mit Hülfe der Finger; ja, selbst statt des Löffels bediente man sich häufig nur eines ausgehöhlten Stückes Brot. Bei gewöhnlichen Mahlzeiten bereitete die Hausfrau die Speise; für Gastmähler aber miethete man sich auf dem Markte einen Koch; besonders waren die Köche aus Sicilien berühmt, und schon Platon (s. unten) erzählt, daß ein solcher ein förmliches Kochbuch verfaßt habe. — Am Schlusse der Mahlzeit brachte man dem „guten Geiste" ein Trankopfer dar, nachdem zuvor die Tische weggenommen, der Fußboden gereinigt und den Gästen Wasser zum Händewaschen gegeben und Myrtenkränze, mit Rosen oder Veilchen durchflochten, gereicht waren.

Während des Essens trank man keinen Wein, sondern dies geschah erst bei dem nun folgenden Zechgelage, bei dem man einen Vorsteher wählte, dem Jeder gehorchen mußte, und das durch geistreiche Gespräche, Musik, Tanz, heitere Spiele, Aufgeben von Räthseln und Scherze aller Art gewürzt war. Auch Flötenspielerinnen und Tänzerinnen waren oft anwesend, um zur Aufheiterung der Gäste beizutragen.

Außer zur Verschönerung der Zechgelage wurden auch zur Verherrlichung von Götterfesten und Schauspielen Tänze aufgeführt (S. 203); für das Privatleben bildete sich jedoch ein gewisses Vorurtheil gegen die Selbstübung der Tanzkunst, und während bei Homer noch die Söhne des Alkinoos durch ihre

Geschicklichkeit im Tanzen sich Ruhm erwarben, hielt man es später für nicht recht mit der Würde eines Mannes vereinbar, zu tanzen, und betrachtete es als ein Zeichen von Leichtfertigkeit.

Die Zechgelage bildeten für den heiteren, lebensfrohen Athener, dem es nie an treffendem Witz und glücklicher Laune gebrach (der attische Witz ist sprüchwörtlich geworden), den Hauptgenuß; in Sparta dagegen waren sie verboten. Ueberhaupt waren die Spartaner schon durch die ganze Art und Weise ihrer **Erziehung**, die nur auf Ausbildung des Körpers berechnet war, geistigen Genüssen fast ganz entfremdet. In **Athen** dagegen wurde bei der Erziehung besonders auf Ausbildung des Geistes gesehen. Die Erziehung war hier nicht, wie in Sparta, dem Staate überlassen. Bis zum sechsten Jahre blieben die Kinder unter der Aufsicht der Wärterinnen; dann wurden Knaben und Mädchen von einander getrennt, und der Unterricht begann. Die Erziehung der Mädchen überließ man ganz den Müttern, weil sie ja nur für das eng begrenzte Leben im häuslichen Kreise und für die Beschäftigung mit Spindel und Webstuhl bestimmt waren. Die Knaben dagegen wurden einem Sklaven, dem Pädagogus (Paidagōgos), übergeben, der sie überall hin begleitete, namentlich auch in die Schule und die Gymnasien, und ihnen Bücher und andere Schulbedürfnisse oder die Kithara nachtrug. Unter seiner Aufsicht blieben sie bis zum Jünglingsalter. Kein Erwachsener, außer den nächsten Verwandten, durfte bei Todesstrafe während des Unterrichts die Schule betreten; später nahm man es indessen wohl nicht so strenge damit. Der Unterricht, welcher am frühen Morgen begann, umfaßte Grammatik, Musik und Gymnastik. Zu dem ersteren, der den Anfang machte, rechnete man Lesen, Schreiben und Rechnen. Sobald der Knabe einigermaßen zu lesen im Stande war, wurden Dichter, besonders Homer, gelesen und auswendig gelernt, um dadurch auf gleiche Weise Verstand und Herz zu bilden und die jugendlichen Gemüther zur Nacheiferung großer Thaten anzufeuern. Vom dreizehnten Jahre an verband man mit diesem Unterricht den in der Musik. Der Knabe lernte die Lyra oder Kithara spielen und sein Spiel mit kunstlosem Gesange begleiten, nicht bloß zum Vergnügen, sondern um die Mußestunden würdig ausfüllen zu können. Die Flöte, welche eine Zeit lang in Athen beliebt war, kam daselbst bald außer Gebrauch, weil man, sie spielend, nicht zugleich singen konnte. Uebrigens verstand man unter Musik keineswegs bloß Gesang und Fertigkeit auf einem musikalischen Instrumente, sondern die ganze poetisch musikalische Bildung des Gemüthes überhaupt, und diese wurde selbst in Sparta hochgeschätzt, wo im Uebrigen die Bildung so vernachlässigt war, daß die Wenigsten lesen und schreiben konnten. In Athen dagegen war im Vergleich mit anderen Städten so vortrefflich für den Unterricht der Jugend gesorgt, daß Eltern, denen die geistige Bildung ihrer Kinder am Herzen lag, selbst aus fernen Gegenden Griechenlands ihre Söhne nach Athen schickten. So wissen wir, daß dies von Boeotien geschah, wo man freilich dem Herodot nicht gestattete, eine Schule für junge Leute zu eröffnen, und dessen Bewohner Diogĕnes (s. unten) die ungebildetsten unter allen Menschen nannte, so daß er meinte, die Sphinx sei nichts anders als der Mangel an Bildung. So viel übrigens die Athener auch auf die Bildung ihrer Kinder hielten, so war doch die Stellung der Elementarlehrer nichts weniger als glänzend. Sie wurden

weder vom Staate angestellt, noch that derselbe etwas für sie, und überhaupt wurden sie nicht besonders geehrt.

Ueber die geistige Bildung wurde die leibliche in Athen keineswegs vernachlässigt. „Eine schöne Seele in einem schönen Körper", das war die Aufgabe, welche sich die Athener für die Erziehung gestellt hatten. Auch die gymnastischen Uebungen wurden daher auf jede Weise begünstigt. Das Schwimmen z. B. galt für so nothwendig zur Bildung, daß man, um einen Menschen als höchst ungebildet zu bezeichnen, zu sagen pflegte: „Er kann weder schwimmen noch die Buchstaben." Solon gebot sogar, denen, welche in einem großen Kampfspiele gesiegt hatten, eine Belohnung von Staatswegen zu geben, und erst mit dem allgemeinen Sittenverfall zur Zeit des peloponnesischen Krieges trat auch Verweichlichung und Abneigung gegen die gymnastischen Uebungen ein.

Es gab in Athen für die Leibesübungen mehrere Gymnasien, die unter der besonderen Aufsicht des Areopagos standen. Dicht bei der Stadt lag die Akademie, die ihren Namen von ihrem früheren Besitzer Akademos hatte, seit der Zeit der Peisistratiden aber dem Staate gehörte und durch Kimon verschönert wurde; sodann das Lykeion (Lyceum), durch Peisistratos oder Perikles erbaut, und für die nicht vollbürtige Jugend der dem Herakles geweihte Kynosarges. Zu diesem kam später noch das Stadion. Diese Gymnasien waren zugleich auch die Plätze, wo die Lehrer der Weisheit und Beredtsamkeit ihre Schüler theils lehrend um sich versammelten, theils in dem Kreise, der sich aus den zufällig Anwesenden um sie bildete, belehrende Unterhaltungen anknüpften. So saß Sokrates oft auf den Bänken der die Gymnasien umgebenden Hallen, mit seinen Schülern oder Anderen in Gespräch begriffen, während eine Menge von Zuhörern sie umringte.

Es versteht sich, daß das bisher Bemerkte nur von der Erziehung der Knaben gilt. Für Mädchen gab es weder Schulen, noch konnte es solche nach den Begriffen jener Zeit geben. Es wäre als gänzlicher Mangel an Sittsamkeit erschienen, wenn die Tochter eines Bürgers außer dem elterlichen Hause Unterrichtsanstalten besucht hätte. Dies geschah nur von Mädchen, die als Sklavinnen einem Anderen angehörten, und die zu Tänzerinnen oder Citherspielerinnen ausgebildet werden sollten. Andere wurden nur in den nöthigsten Kenntnissen, vorzüglich im Spinnen und Weben, von ihren Müttern und Wärterinnen unterrichtet, und diese hielten auch besonders bei ihnen auf Beobachtung der äußeren Sitte und des Anstandes, wie bei den Knaben die Pädagogen; denn man erkannte es sehr wohl, wie wichtig es für die Bewahrung der Sittsamkeit im höheren Sinne sei, auch in äußeren, scheinbar kleinen Gewohnheiten die hergebrachte Sitte nicht zu verletzen. — Beim Ausgehen mußten die Kinder den Blick bescheiden zur Erde senken; überhaupt mußten sie gegen Aeltere stets ehrerbietig und bescheiden sein; insbesondere hatten sie in Gegenwart derselben zu schweigen, auf Fragen aber, die an sie gerichtet wurden, mit Bescheidenheit zu antworten.

Merkwürdig und auffallend ist die große Veränderung, die in der Stellung des Weibes seit dem Zeitalter der Heroen eingetreten war. Während wir in Homers Gedichten die Frau eine durchaus würdige Stellung im Hause einnehmen sehen (S. 176 flg.), galten in der späteren Zeit die Frauen

in Griechenland für ein dem Manne in jeder Beziehung untergeordnetes Geschlecht, zu allem Bösen geneigt und zum öffentlichen Leben ganz untauglich. Eine höhere Würde auch des Weibes kannte man nicht, und die höchste Tugend, deren man dasselbe für fähig hielt, war die der treuen Sklavin. Selbst die freisinnigsten Philosophen betrachteten das Weib als dem Manne durchaus untergeordnet, und Platon sagt, man müsse die Weiber um so mehr zügeln, je verstockter und verschlagener sie seien. Keiner günstigeren Ansicht über das weibliche Geschlecht begegnen wir bei den Dichtern jener Zeit. Die erhabenen Schilderungen edler weiblicher Charaktere, die wir in den Tragödien des Sophokles finden, können nicht dagegen angeführt werden. Er führt uns in ihnen Gestalten vor, die eben so einer längst entschwundenen Zeit angehören wie die Heroengestalten seiner Tragödien; Euripides dagegen, der seine Charaktere mehr der Zeit anpaßte, in der er lebte, war ein entschiedener Weiberhasser. Läßt er doch die Iphigenia sagen, „ein einziger Mann sei besser als zehntausend Weiber", und vollends die Komödiendichter bezeichneten das Weib geradezu als ein „nothwendiges Uebel".

Dieser geringschätzigen Ansicht von den Frauen entsprach denn auch vollständig die Lage derselben. Der Abstand des Weibes vom Manne mußte natürlich stärker bei den feingebildeten Athenern hervortreten, von deren Bildung ihnen so gut wie nichts zu Theil wurde, als bei den Spartanern, wo sie durch freien, ungehinderten Umgang mit den Männern wenigstens an demjenigen Theil erhielten, was diese von Bildung besaßen. In Athen wurde deshalb die Frau auch ihr Leben lang als unmündig und unselbständig betrachtet, und der Vater, oder nach dessen Tode der nächste Verwandte, verfügte völlig nach Willkür über sie. Sie durfte kein bedeutendes Geschäft, etwa einen Kauf oder dergleichen, selbständig abschließen; ja, selbst was ein Mann auf Rath oder Bitte eines Weibes gethan hatte, war gesetzlich ungültig. Die Töchter der Griechen hatten keinen Theil an der Erbschaft, und nur wenn keine Söhne vorhanden waren, erbte die Tochter das väterliche Vermögen. In Athen mußte sie in diesem Falle den nächsten Verwandten heirathen, und wenn sie schon mit einem Andern verheirathet war, sich von diesem scheiden lassen, um jenen heirathen zu können; in Sparta aber verfügte der König über ihre Hand. Der Mann konnte im Testament die Hand der Wittwe vergeben; that er es nicht, so that es der nächste männliche Verwandte, oder gar ihr eigener Sohn, wenn er mündig war. Wenigstens aber wurden die Mädchen bei den Hellenen nicht, wie bei anderen alten Völkern, verkauft, sondern sie brachten dem Manne eine Mitgift als Zeichen der Freiheit zu, und es war für beide Theile schimpflich, ein Mädchen ohne Mitgift zu heirathen. Die Bürgerin hatte selbst noch besondere, mit ihrem Stande verbundene Ehrenrechte. Bei öffentlichen Processionen mußten die Töchter und Weiber der Schutzverwandten ihr den Stuhl nachtragen; sie allein durfte an der Feier der Thesmophorien und wahrscheinlich auch anderer Feste Theil nehmen, aber doch blieb sie stets unter männlicher Herrschaft und war auch nach ihrer Verheirathung ganz auf ihre Gemächer im Hause beschränkt, die sie eben nur bei ganz besonderen Gelegenheiten, wie zur Feier von Festaufzügen oder zum Anschauen derselben, verließ, wenn wir sie uns auch nicht in ihre Gemächer wie in einen orientalischen Harem eingesperrt denken dürfen. Thukydides sagt:

„die Frau sei die beste, von der zum Lobe wie zum Tadel am wenigsten die Rede sei, denn der Name einer rechtschaffenen Frau dürfe so wenig wie sie selbst aus ihrem Hause hervortreten.“ Dort war sie entweder mit weiblichen Arbeiten oder mit der Besorgung des Haushaltes, in dessen treuer Verwaltung ihr einziges Verdienst bestand, oder zur Zerstreuung mit Gesang und Tanz beschäftigt. Außerdem lag ihr die Erziehung der Knaben bis zum Beginn des Unterrichts und die der Mädchen bis zu ihrer Verheirathung, so wie die Pflege der Kranken, selbst der Sklaven, ob. Ausgeschlossen von jeder Theilnahme am öffentlichen Leben, sofern es nicht mit der Religion zusammenhing, theilte sie weder die Arbeit des Mannes, noch die Lust und das Vergnügen desselben. Ging sie aus, so mußte sie eine Sklavin zur Begleitung haben, und bei Nacht durfte sie nur in einem Fuhrwerke und mit Fackeln das Haus verlassen. Aber auch nicht mehr als zwei Sklavinnen durfte sie zur Begleitung mitnehmen; ebenso durfte sie beim Ausgehen nicht mehr als drei Kleider tragen, nicht mehr als für einen Obŏlos Speise und Trank bei sich führen und keinen Korb, der größer war als eine Elle. Auch in Theben erschien es als etwas ganz Ungewöhnliches, daß bei der Befreiung der Stadt durch Pelopidas sich die erschreckten Frauen in der Hausthür sehen ließen. Der Mann durfte seine Frau sogar einschließen, und es galt für eine grobe Verletzung des Anstandes, während der Abwesenheit des Mannes in ein Haus zu treten, in welchem sich Frauen befanden, wie auch die Frau selbst am einfachen häuslichen Mahle nicht theilnehmen durfte, wenn der Mann zufällig einen Freund zu demselben mitbrachte. Gesetze über Zurückgezogenheit und Kleiderluxus, wie die obigen, gab es nur für die Frauen, und besondere Richter wachten über die Zucht und den Anstand derselben. Damit stimmt es vollkommen überein, daß in den meisten griechischen Staaten weder Frauen noch Jungfrauen bei den öffentlichen Kampfspielen als Zuschauerinnen zugegen sein durften, und daß Frauen, die das Verbot übertraten, sogar mit dem Tode bestraft wurden. Für Jungfrauen war das Gesetz nicht so streng; aber doch ließ es sich schwerlich je eine athenische Jungfrau einfallen, sich so öffentlich zu zeigen. Anders war dies in Sparta, wo überhaupt die Stellung des weiblichen Geschlechtes eine ganz andere war. Beschäftigten sich doch die spartanischen Jungfrauen mit dem nämlichen Eifer wie die Jünglinge öffentlich mit allen Arten gymnastischer Uebungen, an denen sie oft sogar mit den Jünglingen gemeinschaftlich Theil nahmen, und ebenso erschienen sie öffentlich mit unverhülltem Antlitz; nur die Frauen waren auf der Straße verschleiert. Uebrigens konnte das eingezogene Leben der Athenerinnen, wie wir es oben geschildert haben, und wie es auch in den meisten anderen Staaten Griechenlands war, nicht ohne bedeutenden Einfluß auf ihre ganze Entwickelung bleiben. Besonders bei den Mädchen mußte daraus eine große Schüchternheit und sittsame Verschämtheit hervorgehen, zugleich aber auch eine große Unerfahrenheit, die bei der mangelhaften Gelegenheit zur Erlangung geistiger Bildung gewiß oft in Einfalt ausartete.

Während so die Stellung des weiblichen Geschlechtes auf der einen Seite eine durchaus untergeordnete war, wurde auf der anderen Seite ehrbaren Bürgerinnen die höchste Achtung erwiesen. In ihrer Gegenwart auch nur ein unanständiges oder zweideutiges Wort zu sprechen, galt für höchst strafbar.

Freilich aber geschah dies weniger um der Frau willen als vielmehr deshalb, weil es der Mann für seine Pflicht hielt, mit der größten Sorgfalt Alles zu vermeiden, wodurch er das Ansehen und die hohe Würde verletzen könnte, auf die er der Frau gegenüber Anspruch machte, und was ihn in den Augen derselben herabzusetzen vermöchte. Ein trauliches, inniges Verhältniß konnte dabei natürlich nicht leicht entstehen. Der Mann blieb der Frau gegenüber immer in einer gewissen fremden Erhabenheit, obgleich in vielen Fällen sich je nach dem Charakter des Mannes die Lage der Frau günstiger gestalten mochte. Ebenso geschah es mehr um des Mannes willen, daß den Frauen mit der größten Achtung begegnet wurde, wenn sie öffentlich erschienen, was, wie schon bemerkt ist, außer bei Aermeren, die selbst auf den Markt gehen oder sich selbst Wasser holen mußten, nur bei festlichen Gelegenheiten, bei Opfern, Schauspielen, mit Ausschluß der Komödien, geschah. In höherem Glanze erschien die weibliche Würde nur bei den Priesterinnen; denn sie waren diejenigen, welche den Zusammenhang zwischen den Göttern und Menschen vermittelten, und aus ihnen wählten sich die Orakel gebenden Götter die, durch deren Mund sie den Menschen ihre Aussprüche ertheilten.

Berühmte Frauen, von denen die Geschichte zu erzählen hätte, konnte es demnach unter den Griechinnen jener Zeit, mit Ausnahme **einer** Klasse, von der sogleich die Rede sein wird, nicht geben. Auch von wissenschaftlicher Bildung des weiblichen Geschlechtes, von gelehrten Frauen, konnte nicht die Rede sein; denn obgleich manchen das, was ihnen an Bildung fehlte, durch den Umgang mit dem Gatten, der ihnen „Führer und Lehrer zu Allem, was schön und göttlich ist," wurde, theilweise ersetzt werden mochte, so war doch das immer nur eine seltene Ausnahme, und einen vollständigen Ersatz für das Fehlende gewährte auch dann das so Erworbene schwerlich. Wohl aber werden uns Namen von Dichterinnen genannt, „die, mit Hymnen auf den Höhen des Helikon genährt, Lieder unsterblichen Ruhmes mehrten"; so die schon genannten Sappho, Erinna, Korinna, so die lyrische Dichterin Praxilla aus Sikyōn, so Telesilla, der ein Orakel befahl, den Musen zu dienen, so die gefeierte arkadische Dichterin Anytē (um das Jahr 300), der eine Bildsäule errichtet wurde, und von der wir noch zweiundzwanzig durch Zartheit und Einfachheit ausgezeichnete Epigramme besitzen.

Mochte aber auch eine ehrbare Frau noch so hohe Bildung besitzen, auf keinen Fall durfte sie damit öffentlich glänzen wollen, und diejenigen, welche es wagten, aus dem stillen häuslichen Kreise herauszutreten und mit leichtfertigen Jünglingen und Männern an Zechgelagen Theil zu nehmen, wurden verachtet, obgleich man ihnen den schönen Namen von **Hetaeren** (Hetairen) oder Freundinnen gab. Dies waren jedoch keine freigeborne Griechinnen, sondern freigelassene Sklavinnen. Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Hetaeren einen gewissen Grad von Bildung besaßen, daß sie durch Gesang, Spiel der Kithara, Tanz und treffenden Witz sich auszeichneten, und sie wußten die berühmtesten Männer dadurch zu fesseln; keine aber gelangte zu so hohem Ansehen wie **Aspasia** aus Milet, eine Frau, die mit großer Schönheit die seltensten Geistesgaben verband. Man weiß nicht, wie sie nach Athen gekommen ist; dort aber gewann sie bald den größten Einfluß auf Perikles. Derselbe ließ sich von seiner rechtmäßigen Gemahlin scheiden und nahm sie in sein Haus,

und wie er wegen seiner Beredtsamkeit und seines ungewöhnlichen Ansehens bei den Athenern der Olympier genannt wurde, so hieß sie die Hera dieses Zeus. Nicht bloß durch ihre Einsicht in die Staatsangelegenheiten, sondern auch durch ihre Beredtsamkeit wurde ihm die geistreiche Frau nützlich, und selbst der weise Sokrates nahm keinen Anstand, sich in der Beredtsamkeit für ihren Schüler zu erklären. Wie groß ihr Ansehen in Athen war, erhellt daraus, daß selbst Frauen ihren Unterricht suchten und manche derselben von ihren Verwandten deshalb zu ihr geschickt wurde. Auf Perikles übte sie einen so großen Einfluß, daß man fabelte, sie hätte ihn zur Herbeiführung des peloponnesischen Krieges bewogen, weil einzelne trunkene Jünglinge aus Megära einige ihrer Schülerinnen geraubt hätten. Einst wurde sie der Religionsverletzung angeklagt. Da trat Perikles selbst als ihr Vertheidiger auf. Er soll bei der Vertheidigungsrede mehr Thränen vergossen haben, als wenn sein eigenes Leben in Gefahr geschwebt hätte, und wirklich erlangte er ihre Freisprechung.

Freilich aber steht Aspasia und die Achtung, welche sie genoß, als eine seltene Ausnahme da gegenüber der Verachtung, welche die übrigen Hetaeren traf. Dennoch suchte man den Umgang derselben, und namentlich fand selten ein Zechgelage statt, bei welchem nicht Hetaeren gegenwärtig gewesen wären. Je seltener seit der Zeit des peloponnesischen Krieges die alte Tugend wurde, und je mehr die Einfachheit der Sitten verschwand, um so weniger genügte den genußsüchtigen Athenern der einförmige Umgang mit der schlichten Hausfrau, um so mehr fanden sie Wohlgefallen an dem Verkehr mit jenen geistvollen Frauen, der ihnen geistige Genüsse bot, die sie bei dieser vergebens gesucht hätten.

---

§. 32. Sokrates und seine Schüler.

Je mehr alle Sittlichkeit in Athen untergraben wurde, je seltener man noch Spuren der alten Sittenreinheit bei dem entarteten Geschlechte fand, um so mehr that es Noth, daß ein Mann auftrat, der Muth und Kraft besaß, sich dem immer größer werdenden Sittenverfall unerschrocken entgegen zu stellen. Dieser Mann war der weise Sokrätes, der edelste aller Charaktere, welche die griechische Geschichte aufzuweisen hat.

Sokrates, im J. 469 zu Athen geboren, war der Sohn des Bildhauers Sophroniskos. Anfangs widmete er sich der Kunst seines Vaters; aber die Unterstützung eines reichen Mannes, des Kriton, so wie seine große Genügsamkeit, machten es ihm möglich, die Beschäftigung mit der Bildhauerkunst ganz aufzugeben und sich nur dem Studium der Weisheit zu weihen. Er machte sich mit den Schriften älterer berühmter Denker vertraut; er genoß selbst den persönlichen Umgang des Philosophen Anaxagŏras aus Klazomĕnae in Jonien, welcher der Lehrer des Perikles und des Euripides gewesen war. Ebenso erfreute er sich des Umgangs des Perikles selbst und der geistreichen Aspasia. Ueberall suchte er im Umgang mit Anderen Nahrung für seinen Geist; noch mehr aber vertiefte er sich in eigenes Nachdenken, und oft soll er Stunden lang auf einer und derselben Stelle gestanden haben. Von Anfang

an kam er in heftigen Kampf mit der Scheinweisheit der **Sophisten**. Diese traten zu jener Zeit in Athen, wohin sie meistens aus Kleinasien oder Großgriechenland gekommen waren, als Lehrer der Staatskunst, der Naturwissenschaften, der Geometrie, Arithmetik, Astronomie, Dichtkunst, Grammatik und Beredtsamkeit auf. Der alte Glaube an die Götter war in den Gemüthern des Volkes erschüttert, die alten Staatsformen waren wankend geworden; im Besitz vielseitiger Kenntnisse und großer Gewandtheit im Denken und Sprechen hoffte man Ersatz für das Verlorne zu finden, und bei der großen Beredtsamkeit, mit welcher die Sophisten ihre Kenntnisse vortrugen, bei der von Alters her zu Athen herrschenden Neigung zu spitzfindigen Erörterungen, der sie reichliche Nahrung verschafften, konnte ihnen die größte Bewunderung und der allgemeinste Beifall nicht entgehen. Dazu kam, daß einzelne von ihnen zugleich als Staatsmänner und Gesandte auftraten, was ihnen schon ohnehin Ansehen verschaffte. In großen Schaaren strömte ihnen die athenische Jugend zu und bezahlte ihnen für ihren Unterricht große Geldsummen. Der Sophist **Gorgias** aus Leontini in Sicilien, der Begründer der Redekunst in Athen, dem die Griechen eine goldene Bildsäule setzten, forderte für einen Lehrcursus 100 Minen (etwa 2290 Thlr.); ebenso der Sophist **Protagŏras** aus Abdēra in Thracien, der zuletzt wegen Leugnung der Götter aus Athen verbannt wurde und, von athenischen Schiffern verfolgt, ertrunken sein soll. Man sagte von ihm, er habe durch seinen Unterricht mehr Geld erworben, als Pheidias für seine Arbeiten erhalten hatte. Aber die wahre Weisheit lehrten die Sophisten nicht. Sie blendeten durch ihre Gewandtheit im Reden; prahlerisch behaupteten sie, im alleinigen Besitze aller Weisheit zu sein, und dabei gingen Einzelne so weit, das Dasein der Götter ganz zu leugnen und Alles von einem blinden Zufall abzuleiten. Sie erklärten Güte und Gerechtigkeit für Thorheit und behaupteten, die wahre Glückseligkeit des Menschen bestehe darin, daß er alle seine Begierden beständig befriedige. Sie rühmten sich, auch aus der schlechtesten Sache eine gute machen zu können, und ihre größte Kunst bestand darin, durch trügerische Vermischung des Wahren mit dem Falschen zu täuschen und durch Trugschlüsse und verfängliche Fragen den Gegner zu verwirren. So bewies z. B. Gorgias in einer Schrift: daß nichts wirklich sei, daß, wenn auch etwas wirklich wäre, es doch nicht erkannt werden könnte, und wenn auch etwas erkannt werden könnte, so vermöchte man es doch nicht in Worten mitzutheilen. — Was noch von Sittlichkeit im Volke vorhanden war, das mußte durch solches Blendwerk der Sophisten vollends untergraben werden; aber sie fanden an Sokrates einen Gegner, der ihnen in der Redekunst vollkommen gewachsen, an Tiefe des Wissens und Adel des Charakters aber bei weitem überlegen war. Auf den Straßen, an den öffentlichen Versammlungsplätzen, in den Gymnasien, in den Werkstätten der Künstler und Handwerker wanderte er umher; überall knüpfte er an das, was gerade vorkam, seine Gespräche an, um aus seinen Zuhörern durch ihr eigenes Denken seine Lehren herauszulocken. Dabei verschmähte er den glänzenden Redeprunk der Sophisten; wohl aber brauchte er oft Bilder und Gleichnisse, um seine Lehre klar zu machen; auch verstand er es, eitle Menschen durch verfängliche Fragen zum Selbstgeständniß ihrer Unwissenheit zu bringen. Fragen, wie die, was recht und unrecht, was gut und böse, was die Tugend, die Tapfer-

keit sei, überhaupt die höchsten Gegenstände des menschlichen Denkens waren es, um die seine Unterhaltung sich drehte. Der Ausspruch des weisen Chilon: „Erkenne dich selbst", war ihm vor Allem wichtig. Er verlangte deshalb, daß Jemand erst denken und sich von seinem Wissen Rechenschaft geben lerne, ehe er danach trachte, mit dem Scheine der Weisheit Staatsgeschäfte zu betreiben. Inmitten seiner verderbten Zeit wagte er es, zu behaupten, daß die Menschen erst weise und gut werden müßten, ehe sie glücklich werden könnten; die Grundlage aller menschlichen Tugend aber sei Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Tapferkeit. Daß er reinere Begriffe von der Gottheit hatte als seine Zeitgenossen, läßt sich erwarten. Er erkannte in derselben ein unendlich weises, mächtiges, gütiges, allwissendes und gerechtes Wesen an, von dessen Weisheit und Güte die menschliche Vernunft nur ein Ausfluß sei, und daher sei die Seele des Menschen selbst göttlichen Wesens theilhaftig und unsterblich wie die Gottheit selbst. Ueber das Wesen der Gottheit aber und ihr Verhältniß zur Welt ein klares Wissen zu haben, maßte er sich nicht an; das liege über die menschliche Fassungskraft hinaus, und als das Orakel zu Delphi einst gesagt hatte: „Weise ist Sophokles, weiser ist Euripides, aber der weiseste der Menschen ist Sokrates", und man ihm diesen Ausspruch mittheilte, sagte er daher: ja, das sei wahr, aber seine Weisheit bestehe nur darin, daß er wisse, er wisse nichts.

Seinen Tugendlehren entsprach die Reinheit und Unbescholtenheit seines Lebens. Bestechlichkeit und Eigennutz kannte der edle Mann nicht. Er nahm nicht einmal Geld für seinen Unterricht, und trotz der glänzendsten Anerbietungen blieb er arm. Ebenso verschmähte er jeden Putz, obgleich er an feierlichen Tagen sich festlicher kleidete. Auch sinnlichen Genüssen, woran seine genußsüchtige Zeit so reich war, blieb er gänzlich fremd; aber Tanz und gymnastische Uebungen verschmähte er nicht, weil sie dazu dienten, den Körper zu stärken und abzuhärten. Er bekleidete nie ein Staatsamt; dabei entzog er sich aber nirgends seiner Bürgerpflicht. Drei Feldzüge machte er mit, selbst im Winter unbeschuht. In einem derselben rettete er dem Alkibiades, wie schon erwähnt ist, das Leben; aber den Ehrenpreis, der ihm dafür zukam, übergab er dem Geretteten selbst. In einem späteren Feldzuge trug er seinen Schüler Xenŏphōn, der mit dem Pferde gestürzt war, auf den Schultern aus dem Schlachtgetümmel. — Es mag wahr sein, was ihm vorgeworfen wird, daß er über höheren Bestrebungen die Sorge für sein Hauswesen vernachlässigte, und dies gab seiner Frau Xanthippe manchen Anlaß zum Hader mit ihm, so daß ihr Name sogar zur Bezeichnung eines zänkischen Weibes sprüchwörtlich geworden ist. Das vermochte aber die Heiterkeit und den Frieden seines Gemüthes nicht zu trüben, und er setzte ihrer Heftigkeit stets die größte Sanftmuth entgegen. Man erzählt, er habe einst, um ihrem Schelten zu entgehen, das Haus verlassen; da goß sie, von ungestümer Hitze fortgerissen, ihm aus dem Fenster ein Becken voll Wasser über den Kopf; er aber sagte ganz gelassen: „Dachte ich's doch, daß auf das Ungewitter noch ein Regen folgen würde." Dieselbe Sanftmuth bewies er auch im Verkehr mit seinen Schülern, und so konnte es nicht fehlen, daß sich bald Jünglinge und Männer jedes Standes und Charakters um ihn sammelten, die ihm mit der ungetheiltesten Liebe anhingen. Den Alkibiades haben wir schon als seinen Schüler

kennen gelernt. Ein anderer, Namens Antisthenes, kam täglich, um ihn zu hören, vom Piraeus nach Athen; ja, Eukleides aus Megara trotzte deshalb selbst der Todesgefahr; denn als die Athener während des Krieges Jeden, der aus Megara nach Athen käme, mit dem Tode bedrohten, kam er jede Nacht in Weiberkleidern nach Athen zu Sokrates und kehrte am frühen Morgen nach Megara zurück. Es konnte nicht fehlen, daß Sokrates durch seine Wirksamkeit sowohl den Sophisten als den Leitern des Volkes verhaßt wurde. Auch Aristophanes (S. 280) war sein Gegner, weil er von seinem Unterricht Gefahr für die Religion befürchtete. Er verspottete ihn deshalb in seiner Komödie „die Wolken", und das Auffallende in der äußeren Erscheinung des Sokrates mußte ihm dazu besonders willkommen sein. Der ärmlich gekleidete Mann, mit eingebogener aufgestülpter Nase, hervortretenden Augen, kahler Platte, in auffallender Körperhaltung öfter stehen bleibend und die Augen umherwerfend, war eine Persönlichkeit, die ganz für die attische Komödie geschaffen zu sein schien. Sokrates ließ sich aber durch den Haß und die Verspottung, womit seine Gegner ihn überhäuften, nicht irre machen. Bei der Aufführung der „Wolken" befand er sich unter den Zuschauern, und Niemand lachte herzlicher über die beißenden Witze als er. Noch zweiundzwanzig Jahre lang konnte er seine segensreiche Wirksamkeit fortsetzen. Erst in seinem neunundsechzigsten Lebensjahre, nach dem Sturze der dreißig Tyrannen, erhob der junge Tragödiendichter Melitos, der Redner Lykon und der Gerber Anytos, der gern die Rolle eines Volksführers spielen wollte, eine öffentliche Anklage, die für ihn verhängnißvoll wurde. Die Anklage war die nämliche, die schon den Aristophanes bei der Darstellung der Person des Sokrates geleitet hatte, und die man gegen die Sophisten hätte mit Recht erheben können, daß er nämlich die Götter des Volkes verachte und neue Götter einführe, und daß er die Jugend verderbe. Die letztere Anklage stützte sich darauf, daß Männer wie Alkibiades und einer der dreißig Tyrannen seine Schüler gewesen seien; die erstere darauf, daß er oft von einem ihn begleitenden Dämon oder Genius gesprochen hatte, durch den er göttliche Offenbarungen empfange, womit er aber wohl auf die Stimme des Gewissens, jene göttliche Stimme, die in jeder Menschenbrust warnend und rathend erklingt, hatte hinweisen wollen. Beide Anklagen waren offenbar durchaus unbegründet. Männer wie Alkibiades würden unter der Leitung keines anderen Lehrers besser geworden sein, und obgleich Sokrates reinere Begriffe von der Gottheit hatte als das Volk, so meinte er doch, dasselbe vermöge sie nicht zu fassen, und um dem Volke keinen Anstoß zu geben und ihm nichts zu nehmen, wofür er ihm nichts Besseres hätte geben können, machte er alle religiösen Volksgebräuche mit, indem er ihnen seinen Sinn unterlegte.

Er vertheidigte sich selbst vor dem Gerichte der Heliaea (S. 195), bei dem der Proceß anhängig gemacht war. Einfach und würdevoll war seine Vertheidigung. Er verschmähte es, durch Bitten oder Wehklagen, wie man sonst wohl pflegte, das Mitleid seiner Richter anzuflehen. Er setzte klar und offen den Zweck seiner Thätigkeit auseinander und schonte dabei selbst seine Richter nicht, so daß er, obgleich nur mit der geringen Mehrheit von drei Stimmen, für schuldig erklärt wurde. Er konnte sich nun nach den Gesetzen selbst eine Strafe zuerkennen und hatte zwischen Geldbuße, Verbannung und

Tod zu wählen. Er erklärte aber, wenn er sich eine Strafe zuerkennen müsse, so sei es die, daß er auf Kosten des Staates im Prytaneion erhalten werde. Dies war ein Lohn, der nur den ausgezeichnetsten Männern zu Theil wurde, und seine Richter, welche dies für offenbaren Hohn und Spott hielten, fühlten sich dadurch so beleidigt, daß bei einer zweiten Abstimmung achtzig, die vorher für ihn gestimmt hatten, jetzt mit den übrigen das Todesurtheil über ihn aussprachen. Er hätte nun nach dem Gesetze gleich den folgenden Tag getödtet werden müssen, wenn nicht gerade das sogenannte heilige Schiff abgesegelt wäre, das alljährlich nach Delos geschickt wurde zur Erinnerung an die Befreiung Athens von dem Tribut an Kreta durch Theseus. Vor der Rückkehr desselben, die immer erst nach dreißig Tagen erfolgte, durfte kein Verbrecher hingerichtet werden, und so verzögerte sich auch bei Sokrates die Vollziehung des Todesurtheils um dreißig Tage. Er benutzte diese Zeit im Gefängnisse zu ernsten Unterhaltungen mit seinen Schülern, um sie in den Lehren der Weisheit und Tugend noch mehr zu befestigen. Am vorletzten Morgen legte ihm sein Schüler Kriton einen Plan zur Flucht vor. Derselbe hatte mit seinen Freunden eine Summe Geldes zusammengebracht, um den Gefangenwärter zu bestechen, und in der nächsten Nacht sollte nun Sokrates nach Thessalien fliehen, wo er bei den Gastfreunden Kritons eine ehrenvolle Aufnahme finden würde. Doch Sokrates wies den Vorschlag mit Entschiedenheit zurück. Wozu ihm die Flucht nützen sollte, erklärte er, da es ja doch kein Land gäbe, wo er dem Tode entgehen könnte. Er bewies dem Kriton, wenn er auch ungerecht verurtheilt sei, so berechtige ihn dies doch nicht zum Ungehorsam gegen die Gesetze des Vaterlandes.

So brach der Morgen des verhängnißvollen Tages an. Seine Schüler, die ihn, so lange er im Kerker war, täglich besuchten, um noch so viel wie möglich mit dem geliebten Lehrer zusammen zu sein, hatten sich heute früher als gewöhnlich bei ihm versammelt. Sie fanden ihn ohne die Fesseln, die er bisher im Kerker getragen hatte. Auch Xanthippe war da, um Abschied von ihm zu nehmen. Sie trug ihr jüngstes Kind auf dem Arme und weinte und klagte laut.

Er konnte den Anblick ihres Jammers nicht ertragen und ließ sie hinwegführen. Die wenigen Stunden, die ihm nun noch blieben, benutzte er, um mit seinen Schülern sich über die Unsterblichkeit der Seele zu unterreden. Den Inhalt dieser herrlichen Unterredung hat uns sein großer Schüler Platon in einem seiner Gespräche, welches die Ueberschrift „Phaedon" (Phaidōn) führt, aufbewahrt. Einer seiner Schüler fragte ihn, wie er begraben sein wolle. „Wie es euch beliebt", war die Antwort, „wenn ihr mich nämlich dann haben werdet und ich euch nicht entgehe. Ich kann euch doch nicht überzeugen, daß nur der der eigentliche Sokrates ist, welcher jetzt mit euch spricht, und nicht der todte Leib, den ihr bald sehen werdet; den mögt ihr begraben, wie ihr wollt."

Gegen Sonnenuntergang kam der Gefangenwärter und kündigte ihm an, daß es nun Zeit sei. „Du wirst mir wohl nicht fluchen wie die Anderen", sagte derselbe, „denn ich thue ja nur, was mir befohlen wird. Ich habe dich als den besten Mann kennen gelernt von Allen, die je hierher gekommen sind. Lebe wohl und versuche, das Nothwendige so leicht als möglich zu ertragen!"

— Weinend verließ er den Kerker. — „Wie gut der Mensch ist!" sagte Sokrates. „So hat er sich immer gegen mich bewiesen, so lange ich hier bin. Aber geht doch, um den Trank zu holen, wenn er schon eingerieben ist!" Seine Schüler baten ihn, noch zu warten; er aber verwies ihnen die Thorheit, daß er jetzt noch mit dem Leben geizen solle. Als ihm der Trank gebracht wurde, fragte er den Ueberbringer, wie er es machen müsse. Dieser sagte ihm, er müsse nach dem Trinken auf und ab gehen, bis ihm die Füße schwer würden, und sich dann niederlegen. Mit heiterer Miene nahm er nun den Becher, wie sonst wohl beim frohen Mahle, und fragte, ob es wohl erlaubt sei, den Göttern von dem Tranke zu spenden. Es wurde ihm erwiedert, es sei nur gerade so viel, als zum Trinken nöthig sei. „Nun gut", sagte er, „so laßt uns wenigstens beten, daß der Uebergang dorthin leicht sei. Ihr Götter, verleiht mir eine glückliche Reise!" Mit diesen Worten leerte er den Becher in einem Zuge; seine Schüler aber brachen nun in Thränen und laute Klagen aus, die sie bis dahin kaum zurückzuhalten vermocht hatten. Sokrates sagte ihnen, sie sollten ruhig sein und sich ermannen, denn darum habe er ja die Weiber fortgeschickt. Er ging nun, wie ihm gerathen war, auf und ab, und als er fühlte, daß ihm die Füße schwer wurden, legte er sich auf das Lager und verhüllte sein Gesicht. Allmählich wurden ihm die Glieder von den Füßen aufwärts unempfindlich, kalt und starr. Als der Tod ihm schon fast an die Brust kam, schlug er noch einmal das Gewand zurück und sagte zu Kriton: „Wir sind dem Asklepios einen Hahn schuldig. Versäumt es ja nicht, ihn zu opfern!" — Asklepios (Aesculap) war der Gott der Aerzte, dem man zum Danke für eine schnell und glücklich überstandene Krankheit einen Hahn zu opfern pflegte. — Dann verhüllte er sich wieder, und als Kriton ihn fragte, ob er sonst noch etwas zu sagen habe, antwortete er nicht mehr. Er war bereits erstarrt; weinend drückte ihm Kriton die Augen zu.

Bald bereuten die Athener ihr ungerechtes Urtheil gegen Sokrates. Die Gymnasien wurden zum Zeichen der öffentlichen Trauer geschlossen. Melitos wurde zum Tode verurtheilt, die übrigen Ankläger des Sokrates durch Verbannung gestraft, und auch in die Ferne hin folgte ihnen die allgemeine Verachtung; so wollten die Bewohner der Stadt Heraklea den Anytos nicht in ihrer Mitte dulden. Dem Sokrates aber ließen die Athener später durch den größten Künstler seiner Zeit, den Lysippos, eine Bildsäule errichten.

Den Kampf gegen die Schlechtigkeit der Sophisten wie gegen die allgemeine sittliche Versunkenheit setzten nach dem Tode des Sokrates seine Schüler fort, unter denen keiner die Lehren seines Meisters so tief aufgefaßt hat wie **Platon**, den schon seine bewundernden Zeitgenossen „den Göttlichen" nannten.

Im Jahre 429, dem nämlichen, in welchem Athen durch den Tod des Perikles seinen größten Staatsmann verlor, wurde am 21. Mai sein tiefsinnigster und erhabenster Denker geboren. Aristokles, von der Breite seiner Stirn oder seiner Brust Platon, d. h. „der Breite", genannt, stammte aus einem der edelsten athenischen Geschlechter, das seinen Ursprung bis auf Kodros zurückführte. Er genoß eine sehr sorgfältige Erziehung. Schon früh entwickelten sich herrliche Talente in seinem Geiste, und bereits als Jüngling versuchte er sich vielfach als Dichter. In seinem zwanzigsten Jahre wurde er

mit Sokrates bekannt, und zehn Jahre lang, bis zum Tode seines Meisters, genoß er den vertrauten Umgang desselben. Der Tod des Sokrates erschütterte ihn tief und machte ihn der Demokratie, deren Sieg in Athen den Tod seines Meisters herbeigeführt hatte, vollends abgeneigt. Er sagt, daß bei einer demokratischen Staatsverfassung zwar die größte Freiheit des Redens und Handelns unter den Bürgern bestehe, daß aber die Freiheit zur Willkür, zur Unverschämtheit, zu zügelloser Herrschaft aller Begierden bei dem Ganzen wie bei dem Einzelnen führe. In der Zeit unmittelbar nach dem Tode des Sokrates war er deshalb eben so wenig sicher in Athen wie die übrigen Schüler desselben. Er verließ daher die Stadt und fand Zuflucht im Hause des Eukleides (S. 325) in Megara. Von dort aus unternahm er weite Reisen, zuerst nach Kyrene in Afrika und nach Aegypten, dann nach Italien, wo er Gelegenheit fand, die bedeutendsten Pythagoraeer kennen zu lernen, durch deren Umgang er immer weiter in seinen Forschungen gefördert wurde. Von dort begab er sich nach Sicilien an den Hof Dionysios des Aelteren, des Tyrannen von Syrakus, vielleicht durch dessen Schwager Dion veranlaßt. Bald aber wurde der Tyrann mit Haß erfüllt gegen den freimüthigen Mann, dessen Ideal von einem Herrscher im grellsten Widerspruche mit dem Charakter des Dionysios stand; er lieferte ihn dem spartanischen Gesandten aus, der ihn als Sklaven nach Aegina verkaufte. Durch einen reichen Mann aus Kyrene wurde er jedoch losgekauft, und er konnte nun nach Athen zurückkehren, wo er in der Akademie öffentlich seine Lehre zu verkünden begann. Nach dem Tode des älteren Dionysios veranlaßte ihn Dion abermals, nach Syrakus zu kommen, um auf seinen Neffen, den jüngeren Dionysios, einzuwirken. Verzweifelnd an Athen, wo er nur die Mängel einer ausgearteten Demokratie vor Augen sah, folgte er der Aufforderung Dions um so freudiger, weil er hoffte, es würde ihm gelingen, durch die Bildung des jungen Fürsten nach dem Muster der Pythagoraeer seinen Lehren der Staatsweisheit in Syrakus Eingang zu verschaffen. Er wurde bitter enttäuscht. Der mißtrauische Tyrann verbannte Dion, weil er befürchtete, derselbe wolle ihn vom Throne stoßen, und bald darauf entließ er auch Platon. Zwar lud er nach einiger Zeit ihn nochmals ein, und Platon, der sich noch immer nicht entschließen konnte, die Hoffnungen, die er in den jämmerlichen Menschen gesetzt hatte, aufzugeben, kam auf das Versprechen, daß Dionysios den Dion zurückrufen wollte. Aber der Tyrann hielt nicht Wort und wurde bald auch wieder mit Mißtrauen gegen Platon erfüllt. Mit dem schmerzlichen Bewußtsein, daß es ihm nicht gelungen war, auf das Gemüth des jungen Fürsten einzuwirken, kehrte Platon nun nach Athen zurück, und er blieb von jetzt an daselbst beständig bis an seinen Tod, der den rüstigen Greis, welcher seinem Geiste noch immer Jugendfrische bewahrt hatte, an seinem zweiundachtzigsten Geburtstage beim Hochzeitsmahle eines Freundes schmerzlos überraschte (348 v. Chr.).

Platons philosophische Untersuchungen, die er zum Theil schon zu Lebzeiten des Sokrates in der Form von Unterredungen schriftlich niederlegte, umfassen das ganze weite Gebiet menschlichen Denkens. Seine Philosophie ist eine der schönsten Blüthen hellenischen Geistes; ja, in ihm scheint überhaupt der menschliche Geist die größte Höhe erreicht zu haben, zu welcher er, sofern er sich allein überlassen ist, sich empor zu schwingen vermag. Ueberall sucht

er von den äußeren, dem Wechsel unterworfenen Dingen den Geist zu dem Unvergänglichen und Göttlichen zu erheben, und mit Recht sagte ein alter Dichter von ihm:

Während das Aug' du zu Gott und dem Himmel erhebest, o Platon,
Göttlicher schaust du zugleich Sitten und Leben der Welt.

Die Philosophie ist ihm die Wissenschaft, welche nach einer wahren und gewissen Erkenntniß des Wesens der Dinge strebt. Er war aber fern von der Meinung, daß der Mensch eine ganz vollkommene Erkenntniß aller irdischen und überirdischen Dinge erreichen könne; vielmehr gelangen wir nach ihm nur stufenweise zu derselben; denn dem Sein, lehrte er, steht das Nichtsein, das den Wechsel der Gedanken und Gestalten hervorbringende und bedingende Werden gegenüber. Es giebt aber kein Werden ohne alles Sein und kein Sein ohne alles Werden, nichts Veränderliches und Zufälliges ohne Unveränderliches und Nothwendiges. Die Sinne geben uns bloß Veränderliches, nichts wahrhaft Seiendes, also keine wahre Erkenntniß. Zu einer solchen gelangen wir nur durch die höhere Seelenkraft, die Vernunft, welche das Unveränderliche, wahrhaft Seiende, zum Gegenstand der Forschung macht. Es giebt nämlich gewisse der Vernunft eigenthümliche, angeborene Begriffe, die allem Denken zum Grunde liegen und das Handeln bestimmen. Zum Gegenstande haben dieselben die Ideen, die Ur- und Musterbilder aller Dinge, die Einheiten, auf welche das unendlich Viele der sinnlichen Wahrnehmung als auf seine Principien zurückzuführen ist. Sie, zu denen die Erscheinungen sich wie der Schein zum Wesen verhalten, sind nicht äußerlich im Raume; aber die Seele erinnert sich ihrer bei der Wahrnehmung der ihnen entsprechenden Abbilder in der Sinnenwelt wie aus einem früheren Zustande, wo sie noch ohne Körper lebte. Die lebendige, höhere Einheit alles Seins und Werdens ist Gott, das Maß aller Dinge, die allein aus sich und durch sich selbst bestehende, also wollende und zugleich wissende Ursache von allem Sein und Werden. Die Ideen sind seine Gedanken, in welchen er sich selbst schaut, und wo Denken und Sein eins sind. Er ist der Urheber der Ideen und ihres Eintrittes in die Welt der Erscheinungen. Nach den Ideen gestaltete er, in das an sich Formlose und Unbestimmte Ordnung und Harmonie bringend, die Körperwelt, welche kugelartig ist, sich kreisförmig bewegt, und wie ein einziges, vernünftiges, vollkommenes Thier von der Weltseele, der werdenden (sich entwickelnden) Vernunft, belebt und beherrscht wird. An diesem sich ewig gleich bleibenden Weltganzen stellt Gott seine Vollkommenheit dar. Er ist der Urquell aller Wahrheit und Sittlichkeit, der einige, allmächtige, allwissende Schöpfer und Regierer der Welt. Die Erkenntniß Gottes, als der Fülle des Wahren und Guten, betrachtete Platon als die höchste Aufgabe der menschlichen Vernunft, obgleich Gott in seiner reinsten Unmittelbarkeit vom Denken nicht erfaßt werden könne. Gehorsam gegen ihn ist Tugend, und ohne Tugend giebt es keine Glückseligkeit, so wie der, welcher unrecht und böse ist, auch stets unglückselig sein muß. Die Tugend erscheint als Weisheit, Tapferkeit, Mäßigkeit und Gerechtigkeit. In dem Menschen aber steht zweierlei einander gegenüber: die Begierde nach dem Angenehmen und das Streben nach dem Besten; eine vernunftlose Seele ist mit der aus Gott entsprossenen vernünftigen Seele, die in den Körper eingekerkert ist, verbunden. Wo diese über jene vorherrscht, da

ist Glückseligkeit; aber vom Scheine getäuscht und von der Begierde danach fortgerissen, wird der Mensch unselig. Von dieser Begierde befreit ihn die Philosophie, die ihn zur Erkenntniß seiner selbst und dadurch zur Erkenntniß Gottes führt und die Macht des Wahnes und des Irrthums vernichtet. — So erhob sich Platon zu Ideen, welche dem Christenthum nicht fern stehen, selbst zur Idee der Feindesliebe, indem er lehrte, man dürfe keinem Menschen etwas Uebles zufügen, was man auch von ihm erleiden möge. Indem er jedoch in der Sünde nur einen Irrthum, nicht eine Schuld anerkannte, die Erlösung aber von der wahren Wissenschaft erwartete, in welcher Thun und Wissen eins sind, ein Ziel, von dem er sich selbst gestand, daß menschliche Weisheit es nur erstreben, nicht erreichen könne, so ahnte er wohl die göttliche Wahrheit, nach der sein hoher Geist sich sehnte, aber das Heil, dessen die Menschheit bedurfte, vermochte doch auch seine Lehre nicht zu bringen.

Der größte unter Platons Schülern war Aristotelēs aus Stageira in Macedonien. Er war 384 v. Chr. geboren. Sein Vater, der Leibarzt des Königs, gehörte einem der edelsten Geschlechter des Landes an und hatte auch ihn für die ärztliche Laufbahn bestimmt. Nach dem Tode seiner Eltern ging er jedoch nach Kleinasien und bald darauf nach Athen, wo er sich von seinem siebzehnten Lebensjahre an zwanzig Jahre lang aufhielt. Hier wurde er nun ein eifriger Schüler Platons. Nach dem Tode seines Lehrers bewog ihn ein Krieg, der zwischen Athen und Philipp von Macedonien ausbrach, die Stadt zu verlassen, und er hielt sich nun längere Zeit in Kleinasien auf. Um das Jahr 343 rief ihn Philipp an seinen Hof und übertrug ihm die Erziehung des damals dreizehnjährigen Alexander. Wie groß die Achtung war, in der er bei dem Könige stand, darüber sind uns manche Nachrichten aufbewahrt. Philipp meldete ihm die Geburt Alexanders, indem er ihm schrieb: „Wisse, daß mir ein Sohn geboren ist! Nicht daß er geboren ist, macht mich froh, sondern daß er in deinen Tagen geboren ist. Von dir erzogen und gebildet, wird er Unser würdig und der großen Bestimmung, die einst sein Erbe ist, gewachsen sein." Philipp hatte die Stadt Stageira zerstört; er ließ sie aber wieder aufbauen, weil sie die Vaterstadt des Aristoteles war, und die entflohenen oder in Sklaverei gerathenen Bürger setzte er wieder in ihre Besitzthümer ein. Auch zu seinem großen Zöglinge stand Aristoteles im vertrautesten Verhältnisse, und auch noch wenigstens während der ersten Jahre der Herrschaft desselben blieb er in seiner Nähe; wahrscheinlich begleitete er ihn auch im Anfange auf seinen Zügen. Alexander ehrte ihn noch als König wie einen Vater; denn seinem Vater, sagte er, verdanke er, daß er lebe, dem Aristoteles aber, daß er würdig lebe. Noch aus Asien schickte er ihm achthundert Talente (über eine Million Thaler) zur Belohnung. Im J. 331 kehrte Aristoteles nach Athen zurück, und nun lehrte er daselbst täglich zweimal öffentlich im Lyceum (Lykeion), indem er des Morgens streng wissenschaftliche Vorträge für seine eigentlichen Schüler hielt, des Abends allgemein verständliche für Jeden, der zuhören wollte. Von den Spaziergängen in den schattigen Alleen des Lyceums nannte man seine Schüler Peripatetiker oder Herumwandelnde. Nach Alexanders Tode drohte dem Aristoteles das Schicksal des Sokrates; er entzog sich aber der Anklage wegen Leugnung der Götter durch die Flucht

und fand mit den meisten seiner Schüler in Chalkis auf der Insel Euboea bei mütterlichen Verwandten Aufnahme. Er starb daselbst im Jahre 322 v. Chr. im dreiundsechzigsten Jahre seines Lebens.

Seine Forschungen umfaßten nicht nur alle Gebiete der Philosophie, sondern auch Geschichte und Naturwissenschaften. Seine Naturgeschichte ist das Hauptwerk des Alterthums über die Thiere. Leider aber ist ein sehr großer Theil seiner Schriften verloren gegangen, namentlich seine Geschichte von hundert und achtundfunfzig alten Staatsverfassungen. Seine Philosophie ist auch auf spätere Jahrhunderte, namentlich auf die Gestaltung der christlichen Philosophie und selbst der Theologie im Mittelalter, vom größten Einfluß gewesen, und wenn wir hier auch nicht auf eine genauere Betrachtung derselben eingehen können, so müssen wir doch noch einige Augenblicke bei ihr verweilen.

Von seinem großen Lehrer unterschied sich Aristoteles von Anfang dadurch, daß bei ihm nicht Idee und Anschauung, sondern Gedanke und Begriff das vorherrschende Element bilden, und daß er nicht vom Allgemeinen zum Besonderen, sondern vom Besonderen zum Allgemeinen fortging. Das Sein ist auch ihm der Grund alles Wissens; aber die Wissenschaft ist ihm eins mit der Kunst, richtig zu denken. Da aber der Gegenstand des Erkennens nicht bis ins Unendliche, Unbegrenzte gehe, so sei, sagt er, auch die Wissenschaft etwas Begrenztes; über die höchsten Begriffe hinaus und unter die niedrigsten Begriffe hinab könne man nicht kommen. Die höchsten und die niedrigsten Begriffe aber würden von dem Verstande unmittelbar aufgefaßt; Gegenstand des Erkennens seien nur die mittleren Begriffe; nur für sie gebe es einen Beweis, d. h. eine Erkenntniß aus Ursachen und Gründen, und eine Schlußfolgerung; einen sicheren Halt für die Forschung gebe daher nur die Erscheinungswelt und das, was die Natur und Erfahrung darbieten. Alle Erkenntniß komme dem Menschen nur von außen her durch den Sinn; die Sinnlichkeit verhalte sich zur Vernunft wie der Körper zur Seele, und der Vollständigkeit der Erfahrung entspreche die Vollständigkeit der Wissenschaft. Die Ideen sind nach ihm keine für sich bestehenden Gründe des Werdens; sie liegen nicht über die wirkliche Welt hinaus, sondern mit jedem Dinge ist ein Wesentliches, Beharrliches verbunden.

Die Welt, lehrte Aristoteles, ist nicht durch Zufall oder blinde Naturkraft entstanden. Alles in der Natur ist im Werden begriffen, und die ganze Natur wird ohne Anfang und Ende durch eine innerlich schaffende Kraft bewegt. Der Grund dieser anfangs- und endlosen Bewegung ist Gott. Derselbe ist ein einiges, lebendiges, rein geistiges Wesen; er ist weder durch Raum noch Zeit beschränkt, unbegrenzt, unveränderlich, keinem Leiden unterworfen, der Inbegriff aller Vollkommenheit, die Fülle aller Vernunft, der Schöpfer des Weltalls und der Urquell alles Lebens. Er ist zugleich vollkommen selig, weil sein Leben die vollkommenste Thätigkeit in sich schließt, und als das Beste und Schönste ist er zugleich das höchste Ziel alles Begehrens und Erkennens.

Der Mensch kann frei wählen zwischen Gutem und Bösem und wird für seine Thaten bestraft oder belohnt. Er soll dahin gelangen, daß seine sinnlichen Neigungen von der Vernunft beherrscht werden; darin besteht die Tugend. Sie wird um so vollkommener sein, je vollkommener das Erkennen des Menschen ist; aber doch reicht das Erkennen allein nicht aus, sondern es

muß auch der Wille hinzukommen; denn man kann auch gegen seine bessere Ueberzeugung schlecht handeln. In Uebung der Tugend, in einer Thätigkeit, die der menschlichen Vollkommenheit angemessen ist, besteht die menschliche Glückseligkeit, und der Tugendhafte kann auch unter den größten Widerwärtigkeiten des Lebens nie ganz elend sein. Es giebt kein ächtes Glück ohne Tugend und keine Tugend ohne ächtes Glück; die äußeren Güter des Lebens können die Glückseligkeit des Menschen wohl erhöhen, aber nie für sich allein begründen. So soll der Mensch schon auf Erden thun, was ihn der Gottheit verwandt macht und ihn befähigt, in ein neues, höheres Leben hinüberzugehen.

Wer fühlte es nicht bei der Betrachtung dieser reinen Tugendlehren, daß Gott auch an den Hellenen sich nicht habe unbezeugt gelassen! Wie groß erscheint doch aber auch hier der Abstand vom Christenthum! Das Ideal des Menschenlebens vermochte Aristoteles wohl aufzustellen, aber die Kraft zur Uebung der Tugend konnte doch auch seine Lehre nicht verleihen.

Die Schüler des Aristoteles vermochten sich nicht auf der Höhe der Wissenschaft zu erhalten, die sein hoher Geist erreicht hatte; es fehlte ihnen die Kraft, das Ganze seiner Lehre zu umfassen, und indem sie einseitig einzelne Richtungen derselben bis zur Uebertreibung hervorhoben, verfielen sie in vielfache Verirrungen. So war es auch bei den Schülern des Sokrates außer Platon. — Antisthĕnes (S. 325) erkannte es zwar auch, daß Tugend die höchste Bestimmung des Menschen sei, und daß in ihrer Uebung seine wahre Glückseligkeit bestehe; er behauptete aber, man gelange zu derselben nur durch gänzliche Verachtung des Reichthums und des Vergnügens; am glücklichsten sei der, welcher am wenigsten bedürfe. Er besaß daher nur einen Mantel, einen hölzernen Becher, einen Stock und einen Bettelsack, ließ sich Haar und Bart wachsen, schlief auf bloßer Erde und vernachlässigte jede Beobachtung des Anstandes. Schon Sokrates sagte zu ihm: „Antisthenes, aus den Löchern deines Mantels sieht deine Eitelkeit hervor." Von seinem Aufenthalt im Kynosarges nannte man ihn und seine Anhänger Kyniker (Cyniker). Bald verließen den mürrischen, finstern Mann seine Schüler; aber noch spät erhielt er einen neuen Schüler, der eifriger war als alle übrigen, an Diogĕnes aus Sinōpe in Kleinasien. Derselbe ließ sich nicht einmal durch Schläge von ihm abweisen und trieb das Uebermaß der Genügsamkeit und der Verletzung alles Anstandes noch weiter als Antisthenes selbst. Er verachtete und verspottete Reichthum und Ehre, Kunst und Wissenschaft auf gleiche Weise. Im Sommer wälzte er sich auf dem glühenden Sande; im Winter lief er barfuß durch den Schnee, und oft hatte er gar kein Obdach, woher die Sage entstand, er habe in einer Tonne gewohnt. Ebenso wie das Ungemach der Witterung ertrug er auch Hohn und Spott der Menge, die ihn mit Anspielung auf die Bedeutung des Namens Kyniker (hündische Menschen; Kynosarges heißt: Weißhund) den „Hund" nannte, und bekämpfte ohne Scheu die Fehler und Laster derselben. Man erzählt, er sei einst am Mittag mit einer Laterne auf den Straßen Athens umhergegangen, und als man ihn fragte, was er denn suche, antwortete er: „Menschen!" Die Athener schienen ihm dieses Namens nicht würdig zu sein. Am meisten noch schienen ihm die Spartaner denselben zu verdienen, und er sagte deshalb: „Menschen habe er

nirgends gesehen, aber in Sparta wenigstens Kinder." Uebrigens werden uns manche sinnreiche Aussprüche von ihm erzählt. So gab er auf die Frage, wie man sich wohl am empfindlichsten an seinem Feinde rächen könne, zur Antwort: „Wenn man tugendhafter würde." Bei einer Reise nach Aegina wurde er von Seeräubern gefangen genommen und als Sklave an einen reichen Korinther verkauft, der ihm aber die Freiheit schenkte und ihn zum Erzieher seiner Kinder machte. Seitdem hielt er sich abwechselnd in Athen und Korinth auf, und in der letzteren Stadt lernte ihn auch Alexander der Große kennen.

In einen andern Irrthum als die Kyniker verfiel des Sokrates Schüler Aristippos, der Sohn eines reichen Kaufmanns aus Kyrene an der Nordküste von Afrika. Dem feinen, witzigen, gewandten, in allen Lebensverhältnissen mit Leichtigkeit sich bewegenden Weltmanne, der später eine Zeit lang am Hofe Dionysios II., dann als Lehrer der Philosophie zu Athen und Aegina lebte, erschien als höchstes Gut das Vergnügen, und die Tugend hatte für ihn nur in sofern Werth, als sie ein Mittel ist, um zum Vergnügen zu gelangen, die Weisheit, sofern sie davor bewahrt, daß durch Mangel an Mäßigung und Selbstbeherrschung das Vergnügen in Unlust verwandelt werde. Er war der Stifter der kyrenaischen Schule. Zur Ausbreitung seiner Lehre trug viel seine Tochter Arete bei, eine der gelehrtesten Frauen des Alterthums, die fünfundzwanzig Jahre lang zu Athen lebte, und ihr Sohn und Schüler, der, wie sein Großvater, Aristippos hieß, soll diese Lehre noch weiter ausgebildet haben. Durch seine Behauptung, daß von Natur nichts gerecht, nichts unrecht und schändlich sei, ließen sich viele seiner Schüler zur Unsittlichkeit und zu dem Wahne verleiten, daß alle Religion nur Aberglaube sei.

Obgleich daher seine Philosophie, namentlich unter den Reichen und Vornehmen, unter reichen Kaufleuten wie an den Höfen genußsüchtiger Fürsten, deren Neigungen sie schmeichelte, leichten Eingang fand, so gerieth doch seine Schule bald in so üblen Ruf, daß man Anstand nahm, sich öffentlich zu ihr zu bekennen. Dies hinderte jedoch nicht, daß seine Lehre sich auch in die folgenden Jahrhunderte fortpflanzte und, wie wir im folgenden Kapitel sehen werden, obgleich in veränderter Gestalt, mit neuer Macht wieder hervortrat.

Drittes Kapitel. Alexander der Große und seine Monarchie.

---

§. 33. Alexander der Große.

Wir haben die politische Geschichte Griechenlands bei dem Tode Philipps von Macedonien (§. 30) abgebrochen. Jenes unerwartete Ereigniß schien den Griechen noch einmal Aussicht auf Wiedererlangung der verlornen Selbständigkeit zu geben; denn Alexander, der Erbe des macedonischen Thrones, war erst ein zwanzigjähriger Jüngling, und auf allen Seiten umdrohten ihn Ge-

fahren bei dem Antritte seiner Regierung; aber bald mußten die Hellenen erkennen, daß ihre Hoffnung eitel gewesen war.

Alexander war am 2. Juli 356 geboren, und mit der Nachricht von seiner Geburt erhielt sein Vater zugleich zwei andere frohe Botschaften, nämlich, daß sein Feldherr Parmenio (Parmenion) die Illyrier besiegt, und daß sein Rennpferd in Olympia den Preis erhalten habe; die Alten aber fanden eine böse Vorbedeutung darin, daß in der Nacht der Geburt Alexanders der herrliche Tempel der Artemis in Ephesos durch den Frevel eines Elenden, des Herostrătos, der sich dadurch berühmt machen wollte, ein Raub der Flammen wurde. Man verbot, den Namen des Schändlichen zu nennen; aber vielleicht trug eben dies Verbot mit dazu bei, daß derselbe zu einer traurigen Berühmtheit gelangt ist. Magier liefen damals durch die Straßen von Ephesos und schrien, dieser Tag habe ein großes Unheil für Asien zur Welt gebracht.

Philipp ließ es seine angelegentlichste Sorge sein, dem Knaben eine gute Erziehung zu Theil werden zu lassen. Sein erster Erzieher Leonidas war ein naher Verwandter seiner Mutter Olympias, einer Nichte des Königs von Epirus, die sich rühmen konnte, vom Achilles abzustammen; das größte Verdienst bei seiner Erziehung aber hatte, wie schon bemerkt wurde, der große Aristoteles, dessen Umgang und Unterricht der junge Alexander acht Jahr lang genoß. Mit Eifer suchte der wißbegierige Jüngling in die geheimsten Tiefen der Wissenschaften seines großen Meisters einzudringen; ja, er hätte mögen im alleinigen Besitz derselben sein, weil er, wie er dem Aristoteles schrieb, „sich lieber durch Kenntniß der erhabensten Wissenschaften als durch Macht vor Andern auszeichnen wollte", und es betrübte ihn, als er erfuhr, daß Aristoteles seine Lehre durch Schriften bekannt gemacht habe. So übertrug sich auch auf ihn die Lieblingsneigung seines Lehrers zu den Arzeneiwissenschaften; vor Allem aber flößte ihm derselbe begeisterte Liebe zur griechischen Kunst ein, und vorzüglich hoch schätzte er den Homer. Die Ilias betrachtete er als ein Lehrbuch der Kriegskunst. Er besaß davon ein Exemplar, welches Aristoteles selbst verbessert hatte; dasselbe begleitete ihn auf allen seinen Kriegszügen, und selbst Nachts lag es neben dem Dolche unter seinem Kopfkissen.

Heldenmuth und Sanftheit waren in dem Jünglinge wundersam gepaart, und schon in seinem Aeußern gab Beides sich auf gleiche Weise zu erkennen. Sein heftiger Gang, das zurückwallende Haupthaar, seine kräftige Stimme, sein funkelnder Blick verriethen den Helden, während die sanfte Röthe seiner Wangen, die Neigung des Hauptes nach der einen Seite hin, sein feuchtes, schmachtendes Auge den Eindruck ungemeiner Sanftheit und bezaubernder Milde hervorbrachten. Und was das Schönste war, er ließ sich von keiner jugendlichen Begierde beherrschen und bewahrte sich ein reines, keusches Gemüth inmitten eines verderbten Hofes und einer verderbten Zeit. Nur eine einzige Leidenschaft beherrschte ihn, — die Begierde nach Ruhm. „Ach, mein Vater wird mir auch gar nichts zu thun übrig lassen!" rief er oft aus, wenn immer neue Nachrichten von Siegen einliefen, die Philipp erfochten hatte. Doch nicht nach jedem Ruhm ohne Unterschied trachtete er. Als man ihn einmal fragte, ob er nicht an dem olympischen Wettlauf Theil nehmen wollte, antwortete er: „Ja, wenn ich Könige zu Gegnern haben könnte." Schon früh

gab er Proben seines Muthes und seiner Besonnenheit. Einst wurde Philipp ein sehr schönes Pferd, der Bukephălos, für den ungeheuern Preis von dreizehn Talenten zum Verkauf angeboten; schon wollte es aber der König wieder wegführen lassen, weil es sich gegen Jeden bäumte, der ihm zu nahe kam. Da bat sich Alexander die Erlaubniß aus, es zu bändigen. Er hatte bemerkt, daß das Pferd durch den Anblick seines Schattens scheu wurde. Deshalb führte er es gegen die Sonne, streichelte es, indem er ein wenig neben dem Pferde herlief, schwang sich dann hinauf und sprengte endlich mit verhängtem Zügel davon. Philipp und seine Begleiter waren anfangs in großer Angst; als aber Alexander umlenkte und voll stolzer Freude zurückkehrte, brachen Alle in lauten Jubel aus. Philipp umarmte ihn beim Absteigen unter Freudenthränen und sagte: „Mein Sohn, suche dir ein anderes Königreich; Macedonien ist zu klein für dich!"

Wie sehr Alexanders Geist nur mit großen Dingen beschäftigt war, zeigte er unter Anderem, als er einst in der Abwesenheit seines Vaters persische Gesandte empfing. Er wußte sie durch sein einnehmendes Wesen bald ganz für sich zu gewinnen, erkundigte sich sorgfältig nach der Länge des Weges, nach der Art, im oberen Asien zu reisen, fragte nach dem Verfahren des persischen Königs gegen die Feinde, nach der Größe seiner Macht, und die Gesandten bewunderten seine Kühnheit und seinen Thatendurst mehr als die Klugheit Philipps.

Als er noch nicht sechzehn Jahre alt war, konnte Philipp, der wegen eines Krieges Macedonien verlassen mußte, ihm schon die Regierung des ganzen Landes für die Dauer seiner Abwesenheit anvertrauen, und zwei Jahre später war er es, wie wir bereits oben (S. 270) gesehen haben, der zuerst die heilige Schaar der Thebaner angriff und dadurch vorzüglich den günstigen Ausgang der Schlacht entschied.

Durch häusliche Zwistigkeiten wurde später das schöne Verhältniß zwischen Vater und Sohn leider getrübt. Philipp verstieß die leidenschaftliche Olympias und vermählte sich mit der noch sehr jungen Kleopătra, einer Nichte seines Feldherrn Attălos. Bei einem Zechgelage gerieth Alexander mit Attalos in Streit. Philipp sprang zornig auf und wollte mit dem Schwerte auf seinen Sohn eindringen; aber vor Zorn und Trunkenheit stolperte er und fiel zu Boden. Da sagte Alexander spottend: „Seht doch, dieser Mann will gegen Asien ziehen, und er kann nicht einmal, ohne umzufallen, von einem Tische zum anderen gehen!" Nun glaubte er an Philipps Hofe nicht mehr sicher zu sein, sondern ging nach Illyrien, nachdem er seine Mutter in Epirus in Sicherheit gebracht hatte. Zwar söhnte er sich später durch Vermittelung eines angesehenen Mannes aus Korinth wieder mit dem Vater aus und kehrte an den Hof des Königs zurück; jedoch blieb das Verhältniß immer ein gespanntes, und als Philipp ermordet wurde, argwöhnte man nicht nur, daß Olympias den ohnedies schon gegen den König aufgebrachten Pausanias noch mehr gereizt habe, sondern auch Alexander hatte man im Verdacht der Theilnahme am Morde. Man that ihm freilich dadurch gewiß Unrecht; er ließ vielmehr Alle, die an der Ermordung seines Vaters Theil genommen hatten, auf dem Grabe desselben hinrichten und war sehr aufgebracht, als er hörte, daß Olympias die Kleopatra mit ihrem Kinde habe grausam ermorden lassen. Olympias ließ nämlich, um sich an Kleopatra zu rächen, das Kind

derselben im Arme der Mutter tödten, und Kleopatra selbst mußte entweder sich mit ihrem eigenen Gürtel erdrosseln, oder Olympias ließ sie auf einer glühenden Platte hin und her ziehen; Attalos aber wurde in Kleinasien durch Meuchelmörder getödtet.

Schwierig und mißlich in jeder Beziehung war die Stellung des jugendlichen Königs bei dem Antritte seiner Regierung, und in der That bedurfte er der größten Kühnheit und der schnellsten Entschlossenheit, um sich auf dem von allen Seiten von Gefahren umstürmten Throne zu behaupten. In Macedonien selbst erhoben die alten Adelsgeschlechter das Haupt und suchten selbst die Herrschaft an sich zu reißen; in der Nachbarschaft sannen die von Philipp kaum unterworfenen Barbarenvölker auf Befreiung vom macedonischen Joche, und in Athen erklärte Demosthenes öffentlich mit der ganzen Kraft seiner Beredtsamkeit: mit dem Tode Philipps sei auch jede Verpflichtung der Athener gegen denselben aufgehoben. Alexander bebte vor solchen Gefahren nicht zurück. Mit Hülfe des ihm treu ergebenen Heeres unterdrückte er den Widerstand des Adels und befestigte seine Herrschaft im Innern des Landes. Dann erließ er eine Aufforderung an die Hellenen, daß sie in der früheren Freundschaft verharren möchten, und da diese Aufforderung ohne Erfolg blieb, eilte er, weil die gewöhnlichen Pässe versperrt waren, auf unwegsamen Gebirgspfaden nach Thessalien und drang in Griechenland ein, ohne daß man gewagt hätte, ihm Widerstand entgegenzustellen. Theben unterwarf sich; Athen schickte Gesandte und bat um Verzeihung, die der König bereitwillig ertheilte, und nun begab sich Alexander nach Korinth, um sich von den Abgeordneten der Staaten Griechenlands, die er dorthin berufen hatte, zum Oberfeldherrn ernennen zu lassen. Alle Staaten schickten Gesandte; nur die Spartaner thaten es nicht, indem sie erklärten, „sie seien gewohnt, Andere zu führen, nicht, sich führen zu lassen."

Viele Staatsmänner und Philosophen beeilten sich, dem Könige Glück zu wünschen; nur Diogenes, der sich damals gerade in einem Cypressenhaine vor Korinth aufhielt, that es nicht. Alexander war begierig, den sonderbaren Mann kennen zu lernen. Er begab sich deshalb selbst zu ihm und fand ihn an der Erde liegen, wo er sich sonnte. Diogenes richtete sich, als er so viele Menschen auf sich zukommen sah, ein wenig auf und sah den König starr an. Dieser forderte ihn auf, sich eine Gunst von ihm zu erbitten, und Diogenes sagte: „Nun, so geh mir aus der Sonne!" Da rief Alexander voll Verwunderung über die Genügsamkeit dieses Mannes aus: „Wahrlich, wenn ich nicht Alexander wäre, so möchte ich Diogenes sein!"

Nachdem Alexander seine Absichten in Griechenland durchgesetzt hatte, eilte er nach dem Norden seines Reiches, um die empörten Barbarenvölker, die Illyrier und Triballer, zu unterwerfen. Er erzwang den Durchzug durch Thrazien und drang bis an die Donau vor. Ueberall bewies er die nämliche rasche Entschlossenheit, den nämlichen, jede Gefahr überwindenden Muth; überall war er siegreich. Inzwischen hatte sich in Griechenland das Gerücht verbreitet, er habe bei der Belagerung der illyrischen Stadt Pellion seinen Tod gefunden, und alsbald empörten sich die Griechen von Neuem. Aber kaum erfuhr dies Alexander, so eilte er nach Griechenland zurück und erschien vor Theben. Die Thebaner unterlagen trotz des heldenmüthigsten Widerstandes bald dem Angriffe

des Königs, der ein fürchterliches Blutbad in der unglücklichen Stadt anrichtete. Ganz Theben bis auf die Tempel und das Haus Pindars wurde in Trümmer verwandelt, und alle Einwohner, außer den Nachkommen dieses Dichters, den Priestern und den Gastfreunden der Macedonier, gegen 30,000 an der Zahl, wurden zu Sklaven gemacht. Das traurige Schicksal Thebens erregte in ganz Griechenland die lebhafteste Theilnahme; Alle wurden von Schrecken und Schmerz ergriffen. Die Athener stellten vor Betrübniß die Feier der eleusinischen Mysterien ein, die eben beginnen sollte, und gewährten den geflüchteten Thebanern gastfreundschaftliche Aufnahme; zugleich aber schickten sie Gesandte an Alexander, um für ihre Stadt Verzeihung zu erhalten. Der König gewährte ihnen dieselbe; er erließ ihnen sogar die anfänglich geforderte Auslieferung des Demosthenes und einiger anderen Redner und ermahnte sie, ein wachsames Auge zu haben, da ihre Stadt die Herrschaft über Griechenland führen müsse, wenn ihm etwas begegnen sollte. So suchte er die Hellenen durch Milde wieder für sich zu gewinnen, damit er für das große Unternehmen gegen Persien, an dessen Ausführung seinen Vater der Tod verhindert hatte, und zu welchem er sich nun mit dem größten Eifer rüstete, mit Sicherheit auf sie rechnen könnte.

Das persische Reich befand sich damals in dem Zustande völligen Verfalls. Schon gleich nach dem Tode des Artaxerxes Langhand (425) war die traurigste Zerrüttung entstanden. Sein einziger ächter Sohn Xerxes II. wurde nach 45 Tagen von seinem Halbbruder Sogdianus und dieser wieder nach sechs Monaten von einem anderen unächten Bruder, dem Ochus, ermordet, welcher unter dem Namen Darius II. Nothos (d. h. der Unächte) bekannt ist und von 424 bis 405 v. Chr. regierte. Darius war ein schwacher Mann; seine ränkevolle Gemahlin Parysätis regierte mit ihren Vertrauten, und ihre Willkür rief allenthalben Empörungen hervor, deren Unterdrückung nur durch Hinterlist gelang. Auch unter ihrem Sohne Artaxerxes Mnemon behauptete sie ihren Einfluß. Die von ihr selbst veranlaßte Empörung ihres Lieblingssohnes Cyrus gegen denselben endete im J. 400 mit dessen Tod in der Schlacht bei Kunaxa (S. 283). An den angeblichen oder wirklichen Mördern desselben nahm sie fürchterliche Rache; auch des Königs Gemahlin Statira ließ sie vergiften, weil dieselbe ihr im Wege war. Unter solchen Gräueln nahm die Verwirrung im Reiche immer mehr überhand; ganze Theile desselben wie Phönicien und Aegypten (S. 265) rissen sich auf längere oder kürzere Zeit los; in manchen Provinzen erlangten einheimische Fürsten die Erblichkeit. Artaxerxes III. Ochus, der bei dem Tode seines Vaters, des Artaxerxes Mnemon, im J. 361 zur Regierung kam, befestigte sich auf dem Throne durch Ermordung seiner Brüder und fast aller seiner Verwandten. Durch Verrath und die Hülfe griechischer Söldner gelang ihm die Unterwerfung Phöniciens und Aegyptens. Die Sidonier verbrannten, um einem noch entsetzlicheren Schicksale zu entgehen, ihre Stadt, ihre Schiffe, ihre Güter, ja sich selbst; an 40,000 Menschen kamen so ums Leben; König Nectanebus von Aegypten floh nach Aethiopien; die Mauern der ägyptischen Städte wurden niedergerissen, die Tempel geplündert. Der griechische Söldnerführer Mentor und der Verschnittene Bagoas, denen der König diese glücklichen Erfolge verdankte, rissen jetzt alle Gewalt im Reiche an sich, während Artaxerxes völlig

in Unthätigkeit versank. Endlich vergiftete Bagoas, weil er seinen Einfluß zu verlieren fürchtete, den schwachen König im J. 339 und ermordete alle Söhne desselben bis auf den jüngsten, den Arses, für den er die Regierung übernahm. Zwei Jahre darauf tödtete er auch diesen sammt seinen Kindern, weil er fürchtete, derselbe würde einst den Mord des Vaters und der Brüder an ihm rächen. Nun regierte er selbst mit Willkür, bis er 336 v. Chr. den Darius (III.) Kodomannos, einen Urenkel des Darius Nothos, auf den Thron erhob. Schon wollte er auch diesen wieder vergiften, aber Darius zwang ihn, den für ihn gemischten Trank selbst zu trinken, und übernahm nun selbständig die Regierung. Darius war ein Mann von stattlichem Aeußeren; durch Gerechtigkeit und Milde erwarb er sich die Liebe des Volkes; er hatte sich durch Tapferkeit im Kriege ausgezeichnet, aber dem Angriffe Alexanders auf sein Reich vermochte er doch nicht zu widerstehen.

Vor dem Beginn des Krieges gegen Persien wollte Alexander erst noch das delphische Orakel um Rath fragen; es waren aber gerade sogenannte unglückliche Tage, an welchen kein Orakel ertheilt werden durfte. Doch Alexander ließ sich nicht abweisen. Er ging selbst zur Pythia und schleppte sie mit Gewalt nach dem Tempel. Da rief sie aus: „O Sohn, du bist unwiderstehlich!“ Nun meinte Alexander, er brauche keine Weissagung weiter, denn er habe schon die erhalten, welche er wünsche.

Das Heer, mit welchem er den Vernichtungskampf gegen das ungeheure persische Reich wagte, war nur 35,000 Mann stark und noch dazu mit Lebensmitteln nur auf dreißig Tage versehen. Dennoch war er des Sieges so gewiß, daß er fast alle seine königlichen Güter an seine Freunde verschenkte und auf die Frage: „was er denn für sich übrig behielte,“ zur Antwort gab: „Die Hoffnung.“ Während Antipater als Reichsverweser Macedoniens und zur Ueberwachung der Griechen in Europa zurückblieb, wurde das Heer im Frühling 334 auf einhundert und sechzig Schiffen von Sestos nach Abydos über den Hellespont gesetzt; Alexander selbst aber segelte nach dem Theile der Küste, welcher der Stätte von Troja gegenüber lag. Zum Zeichen der Besitznahme schleuderte er seine Lanze nach der Küste und sprang zuerst an's Land. Auf der Stätte von Troja brachte er der Athene, dem Priamos und den vor Ilion gefallenen Helden feierliche Opfer; das Grab seines großen Vorfahren Achilleus bekränzte er und pries ihn glücklich, daß er im Leben einen Freund und im Tode einen Verkündiger seines Ruhmes gefunden habe. Auch Alexander hatte einen Freund gefunden an seinem Feldherrn Hephaestion wie jener am Patroklos; einen Homer, der seine Thaten besungen hätte, fand er nicht.

Von Abydos aus drang Alexander ungehindert nach Osten vor bis zu dem Flüßchen Granikos in Mysien, wo ein bedeutendes persisches Heer aufgestellt war. Der tapfere persische Feldherr Memnon aus Rhodos hatte vergeblich gerathen, eine Schlacht zu vermeiden und sich, das Land verwüstend, zurückzuziehen, damit das macedonische Heer durch Mangel zu Grunde ginge. Auch unter den Macedoniern gab es Viele, die gegen eine Schlacht sprachen. Parmenio namentlich machte darauf aufmerksam, wie gefährlich es sei, im Angesichte des feindlichen Heeres den Uebergang über den Granikos zu wagen, der wegen der steilen Ufer des Flusses allerdings schwierig war. Doch Alexan-

der sagte: „Da müßte sich ja der Hellespont schämen, wenn ein so kleines Flüßchen uns aufhielte," und an der Spitze einer Reiterschaar sprengte er zuerst über den Fluß. Alsbald entbrannte ein heftiger Kampf. Schon war dem Könige der Helm gespalten; der Hieb hatte ihm die Stirnhaut geritzt, und eben wollte Spithridates, einer der persischen Feldherren, einen neuen Hieb gegen ihn führen, als der macedonische Feldherr Clitus (Kleitos) noch zur rechten Zeit herbeieilte und dem Perser den Arm abhieb. Trotz Memnons Anstrengungen wurde die feindliche Reiterei geworfen, und die nachrückende macedonische Phalanx vollendete nach heißem Kampfe gegen das Fußvolk, bei welchem dem Könige ein Pferd unter dem Leibe getödtet wurde, den Sieg. — Groß war der Verlust der Perser, unbedeutend der des macedonischen Heeres. Alexander bewilligte den Hinterbliebenen der in der Schlacht gefallenen Kämpfer Abgabenfreiheit, und fünfundzwanzig aus der Schaar der Hetaeren (der Kampfgenossen des Königs), die gleich im Anfange der Schlacht den Heldentod gefunden hatten, ließ er von Lysippos eherne Bildsäulen errichten. Die Trinkgeschirre, Purpurgewänder und andere Kostbarkeiten, die erbeutet waren, schickte er der Olympias; dreihundert persische Rüstungen aber sandte er nach Athen, wo er sie als Weihgeschenk im Parthenon aufstellen ließ, mit der Inschrift: „Alexander, des Philippos Sohn, und die Hellenen mit Ausnahme der Lacedaemonier von den in Asien wohnenden Barbaren."

Bevor Alexander weiter in das Innere des Landes vordrang, beschloß er, sich zunächst den Besitz der Küstenlandschaften zu sichern, damit er nicht befürchten müßte, durch die persische Flotte von Europa abgeschnitten zu werden. Er zog zunächst nach Sardes, welche Stadt ihm von ihrem Befehlshaber freiwillig übergeben wurde. Die Ephesier tödteten ihre Oligarchen, und Alexander stellte die demokratische Verfassung in Ephesos wieder her. Milet wurde, obgleich Memnon es tapfer vertheidigte, erobert und für frei erklärt. Größeren Widerstand fand Alexander vor Halikarnassos, wo Memnon den Oberbefehl führte; doch endlich mußte sich dieser entschließen, die Stadt selbst zu verbrennen, nachdem er sich mit der Besatzung auf eine Insel gerettet hatte. Alle kleinasiatischen Griechen erhielten nun ihre Freiheit und ihre alten Verfassungen wieder. Parmenio wurde nach Phrygien gesandt, und nachdem Alexander sich auch die Südküste unterworfen hatte, wandte er sich in das Innere des Landes hinein nach der Stadt Gordium (Gordion) in dem Theile von Phrygien, der später Galatien genannt wurde. Dort sah er auf der Burg den berühmten Wagen des Gordios mit einem künstlich verschürzten Knoten, von welchem eine merkwürdige Sage verbreitet war, die das Volk allgemein glaubte. In uralter Zeit sollte nämlich ein Bauer Namens Gordios eines Tages seinen Acker gepflügt haben, als sich ein Adler auf das Joch seiner Ochsen setzte. Verwundert darüber, machte er sich auf den Weg, um einen Wahrsager zu befragen. Er begegnete einem Mädchen, das Wasser holte, erzählte ihr die Geschichte, und sie befahl ihm, dem Zeus zu opfern; denn durch jenes Zeichen sei ihm die königliche Würde verheißen. Er heirathete jenes Mädchen, und sie bekamen einen Sohn, den sie Midas nannten. Als Midas schon herangewachsen war, brach in Phrygien ein Aufstand aus, und das Orakel verkündete den Phrygiern, ein Wagen werde ihnen einen König bringen, und dieser werde den Aufruhr dämpfen.

Nun kam gerade Midas mit seinen Eltern auf einem Wagen in die Stadt und wurde zum König ausgerufen. Aus Dankbarkeit weihte er auf der Burg dem Zeus den Wagen seines Vaters wegen der Sendung des Adlers und befestigte das Joch mit Riemen von Baumbast, die so künstlich verschlungen waren, daß man die Enden nicht finden konnte; unter dem Volke aber verbreitete sich die Sage, wer den Knoten löse, werde Beherrscher von Asien werden. Dem Alexander kam nun viel darauf an, daß man von ihm glaube, die Götter selbst hätten ihn zum Beherrscher von Asien bestimmt, und da er den Knoten nicht lösen konnte, hieb er ihn mit dem Schwerte durch. Nach einer anderen Erzählung löste er den Knoten dadurch auf, daß er einen Pflock aus der Deichsel zog, welcher den Riemen des Joches festhielt. Bald darauf erhielt er die Nachricht vom Tode **Memnons**, dem der Perserkönig nach der Schlacht am Granikos den unumschränkten Oberbefehl in Kleinasien anvertraut hatte. Memnon war sein tüchtigster Gegner gewesen, und Alexander würde in große Gefahr gerathen sein, wenn der Plan desselben, ihn durch Eroberung der Inseln von Europa abzuschneiden und in Europa selbst mit Hülfe der Griechen einen Krieg zu entzünden, gelungen wäre. Schon hatte Memnon mehrere der Inseln im aegaeischen Meere, namentlich Chios und Lesbos, erobert, als ihn im Sommer 333 der Tod ereilte. Um so ungehinderter konnte Alexander nun weiter vordringen. Die Paphlagonier zeigten ihm durch Gesandte ihre Unterwerfung an; bis über den Halys hin war ihm jetzt alles Land unterthan, und da die Perser in thörichter Feigheit den fast uneinnehmbaren Paß räumten, der über das Gebirge nach Cilicien, der südöstlichsten Provinz Kleinasiens, führte, so konnte Alexander bis nach **Tarsos** am Kydnos, der Hauptstadt dieser Provinz, vordringen. Hier erkrankte er plötzlich sehr gefährlich entweder in Folge seiner Anstrengungen oder eines unvorsichtig genommenen kalten Bades im Flusse. Aus Furcht vor den Vorwürfen der Soldaten im Falle, daß die Kur mißlänge, wagte kein Arzt, dieselbe zu übernehmen; endlich jedoch entschloß sich Philippos, ein griechischer Arzt, aus Liebe zum Könige, einen Versuch zu seiner Rettung zu machen. Während aber Philippos die Arzenei bereitete, erhielt Alexander aus dem Lager einen Brief von Parmenio, worin ihn dieser vor Philippos warnte, weil derselbe vom Perserkönige durch das Versprechen einer Vermählung mit seiner Tochter bestochen sei, ihn zu vergiften. Als Philippos den Trank hereinbrachte, übergab ihm der König den Brief und leerte dann vertrauensvoll den Becher. Philippos betheuerte seine Unschuld, und wirklich genas der König, obgleich die Arzenei anfangs sehr heftig wirkte, in kurzer Zeit so weit, daß er sich den Macedoniern zeigen konnte, um ihren während seiner Krankheit gesunkenen Muth neu zu beleben.

Nach seiner Wiederherstellung zog Alexander von Tarsos aus weiter an der Küste östlich entlang. Da erhielt er die Nachricht, der persische König **Darius** Kodomannos sei an der Spitze eines ungeheuren Heeres vom Euphrat nach Syrien aufgebrochen, um ihn zu bekämpfen. Alexander beschloß, ihm entgegen zu gehen, und schon war er durch die Gebirgspässe nach Syrien gezogen, als ihm plötzlich gemeldet wurde, das persische Heer habe seine vortheilhafte Stellung in den weiten Ebenen Syriens verlassen und stehe ihm im Rücken bei der cilicischen Stadt **Issos**. Sofort kehrte er um, und es kam

nun im November 333 zu einer Schlacht bei Issos in einer engen Ebene, wo den Persern die Größe ihres Heeres gar nichts nützte. Das persische Heer kämpfte mit großer Tapferkeit; als aber Darius selbst floh, suchten auch seine Soldaten in ungeordneter Flucht Rettung. Alexander verfolgte den Perserkönig; es gelang ihm jedoch nicht, denselben einzuholen; nur der Wagen, der Schild, der Bogen und der Mantel des Darius fielen in die Hände des Siegers. Das macedonische Heer hatte inzwischen das persische Lager in Besitz genommen; auch das prächtige Zelt des Perserkönigs mit vielen Kostbarkeiten, die Alexander nachher seinen Tapferen schenkte, wurde eine Beute des Siegers. Unter den Gefangenen befanden sich auch Sisygambis, die Mutter des Darius, seine Gemahlin Statira (Stateira), seine beiden Töchter und sein sechsjähriges Söhnlein. Als die Frauen den Wagen des geflohenen Königs erblickten, brachen sie in lautes Wehklagen aus, denn sie meinten, Darius sei gefallen. Kaum erfuhr dies Alexander, als er einen seiner Kampfgenossen an sie absandte, um sie über das Schicksal des Königs zu beruhigen. Ueberhaupt behandelte er sie mit der zartesten Schonung. Er erlaubte ihnen, so viele von den gefallenen Persern zu bestatten, als sie wollten, und den dazu nöthigen Schmuck nebst den Kleidungsstücken von der Beute zu nehmen. Ihnen selbst entzog er nicht das Geringste von ihrem Hofstaat und von den Ehrenbezeugungen, die sie bis dahin genossen hatten, und ebenso forderte er auch von seinen Kriegern mit der größten Strenge, daß sie den übrigen gefangenen Frauen kein Leid zufügen sollten. Nach der Erzählung Einiger begab er sich selbst am Tage nach der Schlacht mit seinem Freunde Hephaestion in das Zelt der gefangenen königlichen Frauen, um sie zu trösten. Sein Freund war ihm gleich gekleidet, und ungewiß, welcher der König sei, warf sich Sisygambis nach morgenländischer Sitte vor Hephaestion nieder, der größer an Gestalt war als Alexander. Hephaestion machte sie auf ihren Irrthum aufmerksam, und sie gerieth darüber in große Bestürzung; Alexander aber sagte freundlich zu ihr: „Jener ist auch ein Alexander." — Eben so theilnehmend bewies er sich gegen seine Krieger. Obgleich in der Schlacht selbst verwundet, besuchte er doch am Tage nach derselben die Verwundeten, und den Gefallenen veranstaltete er ein feierliches Leichenbegängniß.

Vergebens suchte Darius jetzt Friedensunterhandlungen mit dem siegreichen Alexander anzuknüpfen und bot ihm gegen Auslieferung seiner Familie große Geldsummen und die Abtretung alles Landes bis zum Halys an. Ohne darauf einzugehen, sandte Alexander eine Heeresabtheilung unter Parmenio gegen Damascus; die Stadt wurde erobert und mit derselben fiel auch der reiche Schatz des Königs, das ganze Gepäck desselben und viele andere Reichthümer so wie die Frauen und Kinder der vornehmen Perser, was Darius vor der Schlacht bei Issos Alles dort hin geschickt hatte, in die Hände der Sieger. Alexander selbst drang inzwischen nach Phönicien vor. Sidon und die übrigen phönicischen Seestädte öffneten ihm freiwillig die Thore; nur Tyrus wagte Widerstand zu leisten im Vertrauen auf seine feste Lage auf einer Felseninsel im Meere, die durch eine etwa tausend Schritt breite Meerenge vom Festlande getrennt war.

Zwar bewillkommneten die Tyrier den König durch eine Gesandtschaft; als aber Alexander mit seinem Heere Einlaß begehrte, um dem tyrischen He-

rakles zu opfern, erklärten sie auf das Bestimmteste, daß sie weder Macedonier noch Perser einlassen könnten. Alexander erkannte wohl, wie wichtig für ihn der Besitz der Stadt sei. Gelang es ihm nicht, sie zu besetzen, so mußte er befürchten, daß die Perser sich der ganzen Meeresküste mit Leichtigkeit wieder bemächtigten, ja wohl gar den Krieg nach Europa hinüberspielten. War er dagegen im Besitze der Stadt, so mußte ihm damit auch der ganze Seehandel zufallen; unter allen Umständen beschloß er daher, sie zu erobern. Eine Belagerung war ihm aber, da er keine Flotte in der Nähe hatte, nur von der Landseite möglich. Mit unsäglichen Anstrengungen wurde durch die Meerenge von der Küste bis zur Stadt ein Damm aufgeführt, dessen Bau die Tyrier auf alle Weise zu hindern suchten; ja, durch Brander zerstörten sie sogar das fast schon vollendete Werk. Dennoch gelang, nachdem auch die Inseln Rhodos und Cypern zu Alexander übergetreten waren und ihm von dort und von den phönicischen Städten eine Flotte von 300 Schiffen zu Hülfe kam, nach siebenmonatlicher Belagerung die Eroberung der Stadt. Achttausend Tyrier fanden im Kampfe ihren Tod; zweitausend Gefangene wurden an's Kreuz geschlagen; von den übrigen wurden alle, die sich nicht in den Tempel des Melkarth geflüchtet hatten, als Sklaven verkauft. Die unglückliche Stadt hatte ihren Widerstand furchtbar gebüßt, und Schrecken verbreitete sich vor dem Sieger her. Ungehindert drang er durch Palästina immer weiter nach Süden vor. Jerusalem öffnete ihm jetzt freiwillig die Thore, obgleich die Juden aus Dankbarkeit gegen die Perser, durch welche ihnen nach dem babylonischen Exil ihre Selbständigkeit wiedergegeben war, ihm früher ihre Unterstützung bei der Belagerung von Tyrus verweigert hatten. Er behandelte die Stadt mit großer Milde. Wie ein jüdischer Geschichtschreiber erzählt, brachte er sogar im Tempel zu Jerusalem Jehovah ein feierliches Opfer dar. Er erlaubte den Juden, auch ferner ihren Gesetzen gemäß zu leben, und bewilligte ihnen Steuerfreiheit für das Sabbathsjahr.

Den ersten Widerstand fand er wieder vor Gaza, der Hauptstadt der Philister, deren Besitz ihm gerade von besonderer Wichtigkeit sein mußte, weil ihm dadurch der Eingang in Aegypten eröffnet wurde. Er entschloß sich daher, die Stadt zu belagern, und nach zweimonatlicher Belagerung gelang es ihm, sie zu erobern. Zehntausend von den Einwohnern fielen im Kampfe; die übrigen wurden zu Sklaven gemacht.

Jetzt stand seinem Einzuge in Aegypten um so weniger noch etwas im Wege, da sich der persische Statthalter, ohne Widerstand zu wagen, unterwarf. Alexander machte es nicht wie Kambyses. Er brachte in Memphis den ägyptischen Göttern, besonders dem Apis, Opfer und erwies den Aegyptern die größte Hochachtung. Dadurch gewann er sich in demselben Grade die Liebe des Volkes, wie Kambyses sich durch seine Härte und seine Verachtung ägyptischer Religion und ägyptischen Wesens den allgemeinen Haß zugezogen hatte. Er beschloß, in Aegypten eine große volkreiche Stadt zu gründen und sie nach seinem Namen Alexandria zu nennen. Da kam es ihm während einer Nacht im Traume vor, als ob ein ehrwürdiger Greis an sein Bett träte und zu ihm mit den Worten Homers (Odyssee 4, 354) sagte:

> Und eine Insel auch liegt im weit aufwogenden Meere
> Vor der Aegyptier Land, und Pharos wird sie genennet.

Dies bewog ihn, die äußerst günstig gelegene Insel Pharos an der westlichen Mündung des Nils, die später durch einen Damm mit dem Festlande verbunden wurde, zu wählen und daselbst die neue Stadt zu gründen. Man bestreute den Grundriß mit Mehl, und als Vögel kamen und dasselbe aufpickten, fand man darin eine glückliche Vorbedeutung für die künftige Größe der Stadt, welche Menschen aus allen Völkern ernähren würde.

Von Aegypten aus unternahm Alexander noch einen sehr beschwerlichen Zug nach der Oase des ägyptischen Gottes Ammon*) in der libyschen Wüste, um das hochberühmte Orakel dieses Gottes zu befragen. Er zog westlich an der Seeküste entlang und dann, sich nach Süden wendend, quer durch die Wüste. Auch auf diesem Zuge wurde er vom Glücke eben so begünstigt wie bei allen seinen früheren Unternehmungen. Heftige, anhaltende Regengüsse erfrischten und reinigten die Luft, machten den Weg durch den tiefen Sand gangbarer und erquickten die Karawane. Ja, als dieselbe sich verirrt hatte, weil die Wegweiser selbst den Weg nicht genau kannten, fand sie denselben wieder, indem sie einer Schaar von Raben folgte, und kam glücklich nach der Oase. Was für ein Orakel dem Könige hier ertheilt wurde, darüber stimmen die Nachrichten nicht überein. Nach Einigen redete der Priester, welcher der griechischen Sprache nicht recht kundig war, ihn an: „Gegrüßet seist du, o Sohn des Zeus!" während er eigentlich sagen wollte: „Gegrüßet seist du, Sohn!" was allerdings im Griechischen fast ganz eben so lautet, und Alexander nahm diese Worte, wie er es früher mit denen der Pythia gemacht hatte, als Ausspruch des Gottes an. Andere fügen hinzu: er habe gefragt, ob ihm sein Vater die Herrschaft über den Erdkreis bestimmt habe, und der Priester habe es bejaht; er habe ferner gefragt: ob keiner von den Mördern seines Vaters ungestraft geblieben sei, und der Priester habe geantwortet: er möge sich behutsamer ausdrücken, denn er habe keinen Sterblichen zum Vater. Dagegen habe der Priester die Frage, ob alle Mörder Philipps bestraft seien, bejaht. Jedenfalls erhielt Alexander einen Ausspruch, wie er ihn wünschte; er brachte deshalb dem Gotte reiche Gaben dar und schenkte auch den Einwohnern eine bedeutende Geldsumme. So viel ihm übrigens auch daran gelegen war, daß ihn die Völker für einen Sohn des Gottes hielten, so war er doch selbst von solchem Wahne durchaus frei. So äußerte er einmal, als er durch einen Pfeil verwundet war, zu den umstehenden Freunden: „Nun seht ihr doch, daß Blut in meinen Adern fließt und nicht Ichör, wie es den Wunden der seligen Götter entströmt."

Auf dem kürzesten Wege kehrte Alexander nach Aegypten zurück. Dort erhielt er die Nachricht von der gänzlichen Besiegung der persischen Flotte und von der Unterwerfung aller Inseln des aegaeischen Meeres mit Ausnahme von Kreta. So konnte er, von dieser Seite gegen jeden Angriff gesichert, nun ungehindert weiter in das Innere Asiens vordringen Nachdem er daher das Nöthige für die Verwaltung Aegyptens angeordnet hatte, verließ er das Land und zog nach Tyrus, wo er den Göttern zur Ehre Opfer und glänzende Festspiele veranstaltete.

---

*) Die Griechen, welche gern ihre Götter bei anderen Völkern wiederfanden, erkannten in diesem Gotte ihren Zeus, weshalb er gewöhnlich Zeus (Jupiter) Ammon genannt wird.

Noch einmal bot ihm **Darius** schriftlich unter vortheilhaften Bedingungen den Frieden an. Er sollte für die Auslieferung der Gefangenen zehntausend Talente*) empfangen, alle Länder bis zum Euphrat behalten, sich mit einer Tochter des Darius vermählen und der Freund und Bundesgenosse desselben sein. Parmenio sagte: „Ich nähme es an, wenn ich Alexander wäre.“ „Ich auch“, erwiederte Alexander, „wenn ich Parmenio wäre.“ Dem Darius gab er zur Antwort: „er könne auf die freundlichste Aufnahme rechnen, wenn er zu ihm käme; thäte er das nicht, so würde er selbst gegen ihn ziehen.“ Bald darauf starb Statira, und wie Alexander sie im Leben ehrenvoll behandelt hatte, so ließ er sie nun auch mit wahrhaft königlicher Pracht bestatten. Als einer ihrer Diener, der zu Darius entfloh, diesem ihren Tod meldete und hinzufügte, daß sie während der Gefangenschaft von den früheren Gütern und Vorzügen nichts entbehrt habe und nach dem Tode selbst durch die Thränen der Feinde geehrt worden sei, — denn Alexander sei eben so edel als Sieger, wie furchtbar im Streite, — da ging Darius zu seinen Vertrauten hinaus und betete zu den Göttern, von tiefer Rührung und von Bewunderung des seltenen Mannes ergriffen, sie möchten ihm das Reich erhalten, um sich gegen Alexander dankbar bezeugen zu können, oder wenn sie seinen Untergang beschlossen hätten, möchten sie doch keinem Andern als Jenem die Herrschaft verleihen.

Da Alexander die Friedensanträge zurückgewiesen hatte, rüstete sich Darius nun nochmals zu einem entscheidenden Kampfe. Unermeßlich war das Heer, mit welchem er aus dem oberen Asien gegen den Tigris vorrückte; eine Million Mann zu Fuß, 40,000 Reiter, 200 Sichelwagen und 15 Elephanten. Nur 40,000 Mann und 7000 Pferde konnte Alexander diesem Heere gegenüber stellen. Ungehindert überschritt er den Euphrat; die an demselben aufgestellte persische Heeresabtheilung zog sich, Alles verwüstend, über den Tigris zurück. Dieser reißende Strom hatte seine Ufer überschwemmt, so daß man die Furthen nicht sehen konnte. Dennoch ließ sich Alexander nicht vom Uebergange zurückschrecken. Die Waffen über dem Kopf haltend, umgeben von der Reiterei, den König selbst an der Spitze, ging das Fußvolk durch den Fluß. Kaum vermochten sie in den reißenden Fluthen und auf den schlüpfrigen Steinen im Flußbett festen Fuß zu fassen. Einer stieß und drängte den Andern, und leicht hätte das ganze Heer vernichtet werden können, wenn es der Feind am jenseitigen Ufer erwartet hätte. Aber kein Feind war zu sehen, und so wurde der schwierige Uebergang nur mit dem Verluste einiges Gepäckes glücklich bewerkstelligt.

Auf der großen Ebene bei **Gaugamēla** in der Nähe des alten Ninive (des heutigen Mosul) stand endlich Alexander im October 331 dem ungeheuren Perserheere gegenüber. Die Macedonier, schon durch eine Mondfinsterniß erschreckt, geriethen in nicht geringe Bestürzung, als sie die ganze Ebene bei Nacht von feindlichen Feuern erleuchtet sahen und ein verworrenes Getöse, wie aus einem unabsehbaren Meere, zu ihnen herüber drang. Parmenio und

---

*) Nach unserem Gelde beinahe vierzehn Millionen Thaler.

die älteren Feldherren riethen deshalb dem Könige, die Perser bei Nacht anzugreifen; doch er entgegnete ihnen mit edlem Stolze: „Ich will den Sieg nicht stehlen.“ Er schlief während des übrigen Theiles der Nacht gegen seine Gewohnheit so fest, daß ihn Parmenio am Morgen erst wiederholt beim Namen rufen mußte, ehe er erwachte. Parmenio sprach seine Verwunderung darüber aus, daß er so fest schliefe, als ob er schon gesiegt hätte und nicht erst die entscheidende Schlacht liefern wollte. „Meinst du denn nicht, daß wir schon gesiegt haben,“ versetzte Alexander lächelnd, „da wir nun endlich nicht mehr nöthig haben, umher zu ziehen und den Darius, der jeder Schlacht ausweicht, in einem so großen und verheerten Lande aufzusuchen?“ Und seine Siegeszuversicht hatte ihn nicht getäuscht. Die Perser wurden gänzlich geschlagen, und Darius selbst konnte sich nur durch die eiligste Flucht retten, indem er Wagen und Waffen im Stich ließ.

Diese Schlacht bei Gaugamela, auch nach einem nahe gelegenen Orte Schlacht bei Arbēla genannt, hatte das Schicksal des persischen Reiches entschieden. Während Darius nach Ekbatana zu entkommen suchte, ließ sich Alexander zum König von Asien ausrufen, veranstaltete den Göttern zu Ehren prächtige Opferfeste und beschenkte seine Freunde mit Reichthümern, Häusern und Statthalterschaften. Ohne den Darius zu verfolgen, wandte er sich nach Babylon. Freiwillig unterwarf die Stadt sich dem Sieger, der, schon jetzt ihre große Wichtigkeit erkennend, sie zur Hauptstadt der großen Weltmonarchie zu machen beschloß, die Asien und Europa zu einem großen Ganzen vereinigen sollte, und deren Gründung die Aufgabe seines Lebens war. Auch der königliche Schatz in Babylon fiel in die Hände des Siegers. Dann brach er nach Susa, der gewöhnlichen Residenz der Perserkönige, auf. Auch diese ergab sich ihm, und abermals wurden ihm daselbst unermeßliche Schätze überliefert, außer einer überreichen Fülle von Kostbarkeiten aller Art allein funfzigtausend Talente an Gold und Silber. Größere Schwierigkeiten machte die Einnahme von Persepolis. Ein nicht unbedeutendes persisches Heer stellte sich ihm an den stark befestigten Engpässen entgegen, welche den einzig möglichen Zugang zu dem rauhen Berglande Persis bildeten; aber Alexander erzwang den Durchgang und eilte dann so unaufhaltsam nach Persepolis und Pasargadae, daß er früher daselbst eintraf als das Gerücht von der Niederlage des persischen Heeres, und so die Fortschaffung des reichen Königsschatzes verhinderte, der dort seit den Zeiten des Cyrus aufgehäuft war. Wie groß derselbe gewesen sei, ergiebt sich daraus, daß zu seiner Fortschaffung nicht weniger als 10,000 Paar Maulthiere und 5000 Kameele gebraucht wurden; er soll über 150 Millionen Thaler nach unserem Gelde betragen haben.

Mit Persepolis fiel nun die heiligste Stadt der Perser in seine Gewalt, die Stadt, welche sie als „die Wiege ihres Königsgeschlechts und als die Grabstätte desselben“ verehrten. Dort stand der herrliche Königspalast, jenes Wunderwerk der persischen Baukunst, das den Völkern Asiens als Unterpfand für die Dauer des Perserreiches galt. In ihren Augen war dasselbe noch nicht vernichtet, so lange jenes Heiligthum noch unversehrt blieb, und auch den Griechen konnte die an den Persern genommene Rache bis dahin noch nicht vollständig erscheinen. Wer will deshalb den siegreichen Alexander verdammen, daß er ungeachtet der Vorstellungen Parmenio's selbst die Fackel in den Palast

warf und seine Zerstörung befahl! Andere freilich berichten, das sei nur in trunkenem Uebermuth geschehen. Bei einem Zechgelage habe die Athenerin Thaïs, welche, aller weiblichen Würde Hohn sprechend, mit den Männern an demselben Theil nahm, im Taumel des Rausches gesagt: „keine größere Freude könne es für sie geben, als wenn es ihr vergönnt werde, den Palast jenes Xerxes, der Athen verbrannt habe, vor den Augen des Königs mit eigener Hand anzuzünden und in Asche zu legen." Da sei der König aufgesprungen und mit dem Kranze auf dem Haupte und einer Fackel in der Hand voraus gestürmt. Die Anderen seien unter lautem Freudengeschrei den Palast umringend gefolgt, und auch die übrigen Macedonier, welche davon hörten, seien voller Freude mit brennenden Fackeln herbeigeeilt, indem sie die Zerstörung des Palastes für ein sicheres Zeichen hielten, daß der König seine Residenz nicht unter den Barbaren aufschlagen, sondern nach der Heimath zurückkehren werde. Alle Berichte stimmen jedoch darin überein, daß Alexander das Geschehene bald bereut und befohlen habe, das Feuer zu löschen. Jedenfalls wurde, wie man aus den noch bis jetzt erhaltenen Ruinen sieht, nicht der ganze Palast von der Zerstörung betroffen; ein großer Theil desselben blieb unversehrt; Persepolis selbst aber ist erst im zehnten Jahrhundert n. Chr. gänzlich zerstört worden.

Die unermeßlichen Reichthümer, die in die Hände Alexanders gefallen waren, verschafften ihm die Möglichkeit, sich seiner natürlichen Neigung zur Freigebigkeit noch mehr als sonst hinzugeben. Er war unermüdlich, seine Freunde mit Wohlthaten zu überhäufen, und durch die liebreiche, freundliche Weise, mit der er dieselben erzeigte, wußte er ihnen noch höheren Werth zu verleihen. Einst trieb ein macedonischer Soldat ein mit königlichem Golde beladenes Maulthier, und da das Thier nicht mehr fort konnte, nahm er selbst die Last auf den Rücken; er konnte sie aber nur mit Mühe fort bringen. Da begegnete ihm der König. Derselbe erkundigte sich, was er da habe, und sagte zu ihm: „Werde nicht müde, mein Freund, sondern gehe noch eine kleine Strecke weiter und trage dir das in dein Zelt!" Einem seiner Feldherren schrieb er einmal: er würde ihn nicht mehr für seinen Freund erkennen, wenn er ferner die Erweisungen seiner Gnade ausschlüge. — Wie groß die Reichthümer waren, die er vertheilte, sieht man aus einem Briefe der Olympias, worin sie ihm schrieb: „Sonst erwiesest du deinen Freunden Wohlthaten und erwarbst dir dadurch Ruhm und Ehre, jetzt aber machst du sie Königen gleich und verschaffst ihnen die Möglichkeit, sich viele Freunde zu erwerben, während du dich selbst von Freunden entblößest." — Uebrigens sandte er auch seiner Mutter die reichsten Geschenke, er gestattete ihr aber nie, sich in Staatsangelegenheiten zu mischen. Darüber machte sie ihm oft die bittersten Vorwürfe; er aber ertrug dieselben mit der größten Sanftmuth und hielt ihre Briefe vor Jedem geheim. Einmal las er seinem vertrauten Freunde Hephaestion einen solchen vor, zog aber seinen Ring vom Finger und drückte ihm das Siegel auf den Mund, zum Zeichen, daß er verschwiegen sein solle, und als sein Feldherr Antipäter sich einst in einem Briefe über Olympias beklagte, rief er aus: „Antipater muß nicht wissen, daß eine einzige Thräne einer Mutter tausend solche Briefe auslöschen kann." Schmerzlich war es ihm aber, daß viele seiner Feldherren sich durch die Reichthümer, mit denen er sie überhäufte,

zur Prunksucht und zu weichlichem, schwelgerischem Leben verleiten ließen. Vergebens machte er sie darauf aufmerksam, daß nichts knechtischer sei als sich der Ueppigkeit hinzugeben, nichts königlicher als thätig und arbeitsam zu sein; wer des Sieges sicher sein wolle, dürfe nicht das thun, was die Ueberwundenen gethan haben. Vergebens gab er ihnen selbst das herrlichste Beispiel in Ertragung aller Mühseligkeiten und Gefahren, so daß einst ein lacedämonischer Gesandter, nachdem der König einen großen Löwen erlegt hatte, bewundernd ausrief: „Wahrlich, Alexander, du hast doch tapfer mit dem Löwen um die königliche Würde gekämpft!" Er vermochte sie durch das Alles nicht von ihren Verirrungen zurückzuhalten.

Während des Winters blieb Alexander in Persis, um seinem Heere Erholung zu gönnen; erst im nächsten Frühling (330) brach er auf, um Darius zu verfolgen, der sich nach Medien zurückgezogen hatte. Schon vor seiner Ankunft aber war derselbe weiter nach Norden geflohen; Alexander konnte daher ohne Mühe Ekbatana besetzen, wo er den Parmenio mit einem Theile des Heeres zurückließ, während er selbst mit den übrigen Truppen dem fliehenden Könige nacheilte. Dieser befand sich inzwischen in der traurigsten Lage. Die, welche ihm am nächsten standen, sannen auf Verrath; sein naher Verwandter Bessos, Satrap von Baktrien, trachtete nach der Königskrone und gewann das Heer für sich; nur die griechischen Hülfsvölker blieben dem unglücklichen Könige treu. Als der Anführer derselben ihn aufforderte, sich ihnen allein anzuvertrauen, bemächtigte sich Bessos, für sich und seine Anhänger Gefahr fürchtend, des Darius und schleppte ihn in Fesseln auf einem Wagen mit sich fort. Die Baktrer und viele Andere schlossen sich dem Verräther an; die Griechen aber flohen nach Norden in die Gebirge, als sie sahen, daß sie den Frevel nicht hindern konnten. Durch Flüchtlinge erhielt Alexander Nachricht von dem Vorgefallenen, und sogleich eilte er dem Verräther mit einem auserlesenen Theile seines Heeres nach. In elf Tagen legte die muthige Schaar mehr als zweiundachtzig Meilen zu Pferde zurück, mit Drangsalen aller Art kämpfend, und schon nach drei Tagen war sie so erschöpft, daß Alexander sich entschließen mußte, sein ermattetes Heer langsamer ziehen zu lassen. Mit nur fünfhundert der Muthigsten setzte er in rastloser Eile die Verfolgung auf dem kürzesten Wege fort, der durch eine wasserlose Wüste führte. Sie litten unendlich vom Durst; Alexander aber gab ihnen selbst das herrlichste Beispiel der Enthaltsamkeit. Einige Soldaten hatten etwas Wasser gefunden. Sie füllten einen Helm damit und brachten ihn dem Könige; als derselbe aber sah, wie die ihn Umgebenden traurig den Kopf senkten, goß er, obgleich selbst halb verschmachtet, das Wasser aus, indem er sagte: „Wenn ich allein trinken wollte, würden diese vollends den Muth verlieren." Solche Entsagung konnte ihre Wirkung nicht verfehlen. Alle riefen ihm begeistert zu: er solle sie führen, wohin er wolle; sie fühlten weder Hunger noch Durst; ja, sie hielten sich nicht einmal für sterblich, so lange sie einen solchen König hätten. — Dennoch erreichte Alexander nur mit sechzig Mann das persische Lager, und auch die Freude, seinen unglücklichen Gegner zu retten, wurde ihm nicht zu Theil. Als nämlich Bessos erfuhr, das Alexander ihm so nahe sei, meinte er, der gefangene Darius sei ihm nur hinderlich auf der ferneren Flucht und ließ ihn tödtlich verwundet auf einem Wagen liegen. Man erzählt,

ein vorangeeilter macedonischer Soldat habe ihn so sterbend gefunden. Mit schwacher Stimme habe der Unglückliche ihn um einen Trunk Wasser angefleht, und nachdem der Soldat ihm denselben gereicht hatte, habe er gesagt: „Es ist der höchste Gipfel meines Unglücks, daß ich deine Wohlthat nicht vergelten kann; aber dein König wird dich für mich belohnen, so wie ihn die Götter belohnen mögen für die Güte, die er den Meinigen bewiesen hat. Ich reiche ihm durch dich noch diese meine rechte Hand." Mit diesen Worten ergriff er den Soldaten bei der Hand und verschied.

Alexander wurde tief ergriffen bei dem Anblick seines gefallenen Feindes. Er bedeckte den Leichnam mit seinem eigenen Mantel und sandte ihn nach Persepolis, damit die noch lebende Sisygambis ihm in den Gräbern der persischen Könige die letzte Ruhestätte bereitete.

Nachdem Alexander nun die benachbarten Länder unterworfen hatte, zog er nach Baktra gegen Bessos, der inzwischen den Titel eines Königs von Asien angenommen hatte. Feige floh derselbe. Die Fürsten, die es bisher mit ihm gehalten hatten, wurden jetzt durch das unaufhaltsame Vordringen Alexanders erschreckt, bemächtigten sich des Verräthers und lieferten ihn dem Könige aus, der ihn nach Baktra führen ließ, wo er durch einen martervollen Tod den Lohn für seine Schändlichkeit empfing. Bis an die Grenze der Skythen, bis an den Jaxartes (Sir), drang Alexander nach Norden vor; auch sie besiegte er in einem Treffen, und zum Schutze gegen sie erbaute er hier an der äußersten Nordgrenze seines Reiches eine Festung, der er den Namen Alexandria gab.

Er befand sich jetzt auf dem Gipfel der Macht. Das große Perserreich gehorchte seinem Scepter, und der Plan, eine Monarchie zu gründen, in der europäisches und asiatisches Leben verschmolzen wären, schien seiner Verwirklichung nahe zu sein. Es entging ihm nicht, daß eine dauernde Befestigung seiner Macht in Asien ihm nur gelingen könne, wenn er die Besiegten nicht als Unterworfene behandele, sondern durch Liebe an sich zu fesseln suche. Er behandelte daher die Perser vollkommen gleich mit den Macedoniern. Aus demselben Grunde nahm er nach dem Tode des Darius eine aus der medischen und persischen zusammengesetzte Tracht an. Anfänglich jedoch zeigte er sich in derselben nur den Asiaten und bediente sich ihrer außerdem nur im vertrauten Umgange mit seinen Freunden; erst später ließ er sich öffentlich in derselben sehen. Schon dadurch beleidigte er zwar die Macedonier, indessen hielten sie doch ihrem großen Könige Manches zu Gute; mehr aber verletzte er sie dadurch, daß er dreißigtausend persische Knaben auswählte und sie nicht nur in den griechischen Wissenschaften, sondern auch in der macedonischen Kriegskunst unterrichten ließ, ja, daß er sogar eine Perserin, die Roxäne, die durch Schönheit ausgezeichnete Tochter des vornehmen Baktrers Oxhartes, heirathete. Auch von seinen Freunden folgten einige, namentlich sein vertrautester Freund Hephaestion, seinem Beispiel und nahmen morgenländische Sitten an. Wie sehr nun dies Verfahren Alexanders sich aus seinem Bestreben erklärt, Abendland und Morgenland zu vereinigen, so ist doch auch nicht zu leugnen, daß er seit jener Zeit immer stolzer und übermüthiger wurde. Er fand Wohlgefallen an den niedrigen Schmeicheleien erbärmlicher Menschen, die sich dadurch bei ihm in Gunst zu setzen suchten. Ihn, der früher, wenn seine Freunde über ihn

murrten und übel von ihm sprachen, äußerte: „es sei königlich, sich für seine Wohlthaten und Gnadenbezeugungen schmähen zu lassen", verletzte es jetzt, wenn Jemand gegen ihn offen und freimüthig auftrat. Gern sah er es, daß die persischen Großen ihm nach Landessitte durch Kniebeugung ihre Verehrung erwiesen, und forderte er auch nicht, daß es die Macedonier eben so machten, so war es ihm doch angenehm, wenn es ohne Aufforderung geschah. Dadurch wurde unter den Macedoniern eine immer mehr wachsende Unzufriedenheit erzeugt, die endlich zu förmlichen Verschwörungen gegen das Leben des Königs führte. Schon bald nach dem Tode des Darius war dem Philōtas, dem Sohne des Parmenio, die Nachricht von einer solchen mitgetheilt. Philotas war einer der angesehensten Feldherren Alexanders. Keiner war tapferer, keiner freigebiger als er. Dabei aber war er ein stolzer, hochfahrender Mann, und natürlich mißbilligte er daher die Veränderung, die mit dem Könige vorgegangen war, noch mehr als Andere. Er unterließ es, demselben etwas von der Verschwörung zu sagen, und als Alexander sie nun doch erfuhr, traf den Philotas der Verdacht, daß er selbst mit darum gewußt und sie begünstigt habe. Er wurde vor ein Kriegsgericht gestellt und hingerichtet. In sein Schicksal wurde auch sein alter Vater Parmenio verwickelt. Der König fürchtete, daß derselbe, wenn er das Schicksal seines Sohnes erführe, sein großes Ansehen bei dem Heere und die große Macht, die er in Medien besaß, zu einem feindlichen Unternehmen gegen ihn benutzen würde, und deshalb sandte er drei vertraute Männer zu ihm, die ihn, der schon dem Philipp die wichtigsten Dienste geleistet, der den Alexander besonders zum Zuge gegen Asien aufgefordert und bei demselben schon zwei seiner Söhne verloren hatte, meuchelmörderisch tödteten. Läßt sich schon die Ermordung des Parmenio kaum noch als eine durch die Klugheit gebotene Handlung entschuldigen, so noch viel weniger die Ermordung des Clitus, der durch des Königs eigene Hand fiel.

Bei einem Zechgelage erhoben Schmeichler die Thaten des Alexander über die aller Heroen, selbst des Herakles. Clitus, vom Weine erhitzt, widersprach heftig, und noch mehr wurde er aufgeregt, als man anfing, Philipps Thaten herabzusetzen. Er pries denselben laut und meinte, die Todten wären glücklich, weil sie nicht mit ansehen müßten, daß Macedonier mit persischen Ruthen gepeitscht würden und sich an Perser wenden müßten, um zu ihrem Könige Zutritt zu erhalten. Alexander fuhr zornig auf; Clitus aber rief ihm zu, er solle künftig keine freien Männer zur Tafel laden, die gewohnt wären, offen die Wahrheit zu sagen, sondern Barbaren und Sklaven, die sich willig vor dem Purpurgewande beugten. Alexander wollte im Zorn nach seinem Schwerte greifen; aber vorsichtig hatte man die Waffen bei Seite geschafft, und mit Mühe gelang es den Freunden, den Clitus aus dem Saale zu bringen; gleich darauf aber kam er zur anderen Thür wieder herein und setzte seine Schmähungen gegen Alexander fort. Da entriß der König wüthend vor Zorn Einem aus der Leibwache den Speer, stürzte auf den Clitus zu und durchbohrte ihn. Kaum sah er nun aber den blutenden Leichnam seines Freundes und Retters am Boden liegen, sah, wie alle seine Freunde sprachlos und starr vor Entsetzen da standen, so kehrte ihm die Besonnenheit zurück. In namenlosem Schmerze riß er den Speer aus dem Leichnam, um sich selbst zu durchbohren, und nur mit Gewalt konnte er daran gehindert und in sein Schlaf-

gemach gebracht werden. Die ganze Nacht brachte er daselbst laut weinend zu, indem er sich selbst des schwärzesten Undankes anklagte. Er verschmähte Speise und Trank, und erst nach drei Tagen gelang es den dringenden Vorstellungen seiner Freunde und seiner Feldherren, ihn einigermaßen wieder zu beruhigen.

Wie sehr uns diese bittere, ungeheuchelte Reue, dieser tiefe Schmerz über die begangene That mit dem großen Könige versöhnen muß, so giebt doch die Thatsache selbst einen traurigen Beweis davon, daß mit Alexander eine tief eingreifende, beklagenswerthe Veränderung vorgegangen war, und daß den großen Besieger Asiens die Größe seines Glückes zu überwältigen begonnen hatte.

Bald darauf entstand eine neue Verschwörung. Hermolāos, einer der Edelknaben Alexanders, war bei einer Jagd der Hofsitte zuwider dem Könige bei Erlegung eines wilden Schweines zuvorgekommen und dafür hart bestraft worden. Um sich zu rächen, beschloß er, mit fünf anderen Edelknaben in einer Nacht, wo sie bei dem Könige die Wache hatten, denselben zu ermorden. Durch einen glücklichen Zufall entging Alexander dem ihm zugedachten Schicksale; die Verschwörung wurde entdeckt, und die Verschwornen wurden hingerichtet. In das Schicksal derselben wurde aber auch der Philosoph Kallisthēnes, ein Schüler und Schwestersohn des Aristoteles, verwickelt, der den König begleitete, um seine Thaten zu beschreiben. Kallisthenes stand wegen seiner Beredtsamkeit bei den jüngeren Leuten in eben so hohem Ansehen wie bei den älteren wegen seiner einfachen, strengen Lebensweise. Er haßte und verachtete die Schmeicheleien, die in solchem Uebermaße am königlichen Hofe Eingang gefunden hatten. Oft schlug er deshalb die Einladung zur königlichen Tafel aus, und wenn er erschien, war er ernst und schweigend. Entschieden widersetzte er sich der orientalischen Sitte, den König durch Kniebeugung zu verehren. Bei einem Gastmahle reichte Alexander die Schale, aus der er getrunken hatte, der Reihe nach seinen Freunden. Jeder gab ihm dieselbe mit einer Kniebeugung zurück und wurde dafür vom Könige umarmt. Als zuletzt an Kallisthenes die Reihe kam, trank er bloß, reichte dann die Schale zurück, unterließ aber die Kniebeugung. Der König, der eben mit Hephaestion sprach, hatte es nicht bemerkt; als er aber darauf aufmerksam gemacht wurde, wich er der Umarmung aus. Kallisthenes sagte beim Weggehen laut: „Nun, so muß ich um einen Kuß ärmer weggehen." Durch solche nicht bloß freimüthige, sondern in der That unbesonnene Handlungsweise machte er sich bei dem Könige verhaßt, und als die Verschwörung des Hermolaos entdeckt wurde, fanden die Feinde des Kallisthenes, der bei den Jünglingen in großem Ansehen gestanden hatte, leicht mit der Verleumdung Eingang, derselbe habe den Hermolaos zu seiner That angeregt, indem er, wie er schon dem Philotas gesagt hatte, „Keiner werde mehr geehrt als der Mörder eines Tyrannen", so zu Hermolaos unter Anderem auf die Frage, wie Einer der berühmteste Mann werden könne, geäußert habe: „Wenn er den berühmtesten Mann umbringt." Obgleich die Jünglinge selbst unter den größten Martern nicht das Geringste gegen ihn aussagten, wurde er doch gefangen genommen. Sein endliches Schicksal ist ungewiß. Nach dem einen Bericht wurde er furchtbar verstümmelt und dann in einem Käfig dem Heere zum

Schrecken für die Uebrigen nachgeführt, bis er durch Gift seinen Leiden ein Ende machte; nach einem anderen soll er zuletzt einem Löwen vorgeworfen sein. Andere erzählen, Alexander habe ihn hängen oder kreuzigen lassen, und noch Andere berichten, er sei im Gefängnisse an einer Krankheit gestorben.

Alexander ließ sich durch solche Verschwörungen in der weiteren Verfolgung seiner Pläne nicht irre machen. Wie er die Nordgrenze seines Reiches bis an den Jaxartes ausgedehnt hatte, so sollte der Ganges die Ostgrenze desselben werden. Er beschloß daher im J. 327 v. Chr. einen Eroberungszug gegen Indien. Um nicht durch das viele Gepäck gehindert zu werden, verbrannte er selbst die Wagen mit seinem und seiner Freunde Gepäck, und so groß war der Eifer des ganzen Heeres, daß die übrigen Macedonier unter lautem Freudengeschrei selbst alle überflüssigen Sachen verbrannten, die ihnen gehörten. Mehrere indische Fürsten diesseit des Indus unterwarfen sich freiwillig; auch Taxiles, einer der mächtigsten im Osten jenes Flusses, schloß ein Bündniß mit Alexander, und so konnte dieser ungehindert über den Indus in das Pendschab vorrücken. Die Stadt Nysa, die nach der Sage vom Dionysos selbst erbaut sein sollte, schickte ihm eine Gesandtschaft entgegen. Akuphis, der an der Spitze derselben stand, fragte den König, was sie thun sollten, um seine Freunde zu werden. Alexander erwiederte: „Sie sollen dich zu ihrem Herrscher erwählen, uns aber hundert der besten Männer als Geißeln schicken." Da nun Akuphis meinte, er würde besser regieren, wenn er statt der besten die schlechtesten schicken dürfte, erließ ihm Alexander diese Forderung ganz.

Jenseit des Indus stellte sich ihm an einem Nebenflusse desselben, dem Hydaspes (Dschilum), der mächtige König Poros, dessen Reich sich bis zum Hydraotes (Rawi) erstreckte, mit einem großen Heere entgegen. Den Feind täuschend ging jedoch Alexander über den Fluß; das Heer des Poros wurde nach heldenmüthigem Widerstande besiegt, und Poros fiel in die Gewalt des Siegers. Alexander war überrascht von der edlen Erscheinung des Ueberwundenen und fragte ihn, wie er behandelt sein wolle. „Königlich!" antwortete Poros, und da Alexander ihm erwiederte: „das verstehe sich von selbst, ob er aber sonst nichts verlange", entgegnete Poros: „In dem Worte „königlich" ist Alles begriffen." Alexander wurde durch den hohen Sinn, der sich in diesem Benehmen des gefangenen Königs kund gab, so ergriffen, daß er ihn nicht nur wieder in sein Reich einsetzte, sondern ihm noch einen großen Strich Landes dazu gab.

Bald darauf starb Alexanders Lieblingsroß Bukephalos, entweder an den in der Schlacht gegen Poros empfangenen Wunden, oder vor Alter und Entkräftung. Alexander wurde durch den Verlust des edlen Thieres tief ergriffen und ließ zum Andenken desselben an der Stelle, wo er über den Hydaspes gegangen war, eine Stadt erbauen, die er Bukephäla nannte. An der Stelle, wo er den Sieg über Poros errungen hatte, gründete er eine zweite Stadt Nicaea (Siegesstadt). Ueberhaupt gründete er auf seinem Zuge durch Indien nicht weniger als siebzig Städte zur Befestigung seiner Herrschaft und zur Verbreitung europäischer Cultur in Asien.

Siegreich drang Alexander durch das ganze Pendschab vor, obgleich die Bewohner des Landes den tapfersten Widerstand leisteten. Nur die Grenzen

der Erde schienen dem Vordringen des Siegers ein Ziel setzen zu können; da fand er ein solches früher, als er gewünscht hatte. Seine Krieger sehnten sich nach Ruhe und Heimkehr. Der weitere Zug schien ihnen noch größere Gefahren zu bereiten als die bereits überwundenen, und sie sahen kein Ende derselben vor Augen. Dem Könige blieb die Unzufriedenheit in seinem Heere nicht verborgen. Als er an den östlichsten Nebenfluß des Indus, den Hyphasis (Setletsch), gekommen war, war sie aufs höchste gestiegen. Er berief deshalb das Heer zusammen und suchte es für das Weiterziehen zu gewinnen; aber es gelang ihm nicht. Unwillig entließ er die Versammlung, und am folgenden Tage erklärte er: die nicht weiter ziehen wollten, könnten umkehren und zu Hause verkündigen, sie hätten ihren König im feindlichen Lande verlassen. Drei Tage lang verschloß er sich in sein Zelt, eine Aenderung der ungünstigen Stimmung erwartend. Eine dumpfe Stille herrschte während dieser Zeit unter den Kriegern; sie waren traurig, aber sie beharrten bei ihrem Entschluß. Alexander ließ Opfer für die Fortsetzung des Zuges anstellen, und die Zeichen fielen ungünstig aus. Nun erklärte er, er wolle zurückkehren, und so schien er nur dem Willen der Götter, nicht dem des Heeres zu weichen; aber dennoch jubelten Alle laut, als sein Entschluß bekannt wurde.

Gewiß mußte es dem Könige schmerzlich sein, die Vollendung seines großartigen Planes aufgeben zu müssen, aber doch hätte eine weitere Fortsetzung des Zuges in der That für das Bestehen des Reiches die gefährlichsten Folgen haben können. Aus den bereits unterworfenen Landstrichen liefen Nachrichten von so bedeutenden Unordnungen ein, daß seine baldige Rückkehr in dieselben unbedingt nothwendig war, wenn nicht seine Herrschaft daselbst gänzlich erschüttert werden sollte, und es ist wenigstens nicht unmöglich, daß diese Nachrichten mit dazu beigetragen haben, ihn zur Nachgiebigkeit zu bestimmen.

Ehe er umkehrte, ließ er hier an der äußersten Ostgrenze seiner Eroberungszüge zwölf thurmhohe Altäre errichten, und nachdem auf denselben feierliche Opfer dargebracht waren, trat das Heer den Rückzug an. Doch nicht auf dem kürzesten Wege kehrte Alexander zurück, sondern er segelte auf etwa zweitausend Schiffen, die er im Hydaspes hatte erbauen lassen, mit einem Theile des Heeres den Hydaspes hinab und dann durch den Akesines (Dschinab) nach dem Indus, um durch diesen bis an das Meer zu schiffen, während zwei Landheere, das eine unter Kratĕros, das andere unter Hephaestion, an beiden Ufern des Flusses entlang zogen.

Am fünften Tage erreichte die Flotte die Stromschnellen bei der Mündung des Hydraotes in den Akesines. Die flachgehenden runden Schiffe kamen leicht hindurch; die langen dagegen wurden vielfach beschädigt; einige gingen sogar unter. Alexander landete deshalb, um die nöthigen Ausbesserungen vornehmen zu lassen; er selbst aber machte einen Streifzug nach Osten in das Gebiet der kriegerischen Maller (das heutige Multan), die er siegreich bekämpfte. Bei der Belagerung ihrer Hauptstadt gerieth er jedoch in die größte Lebensgefahr. Schon war nämlich die Stadt selbst erobert, aber die Burg wurde von den Indern auf das hartnäckigste vertheidigt. Alexander selbst ergriff eine Sturmleiter, legte sie an die Mauer und erstieg dieselbe. Drei seiner Krieger waren

ihm bereits gefolgt, als die Leiter brach, und er sah sich nun mit seinen wenigen Begleitern allein den Geschossen der Feinde ausgesetzt. Da sprang er von der Mauer herab mitten unter die Feinde. Seine Begleiter folgten ihm; aber alsbald wurden sie von allen Seiten angegriffen. Schon mehrfach verwundet, vertheidigte sich der König, indem er sich mit dem Rücken gegen die Mauer kehrte; da streckte ein Pfeilschuß in die Brust und ein Keulenschlag ihn besinnungslos zu Boden. Kaum vermochten seine Begleiter ihn noch zu decken, als noch zur rechten Zeit die übrigen Macedonier hereinstürmten, in rasender Wuth Alles niederhauend. Die Burg wurde erobert, den König aber trug man besinnungslos in sein Zelt. Mit Mühe wurde der Pfeil aus der Wunde gezogen; unter dem Heere aber verbreitete sich die allgemeinste Bestürzung. Man wollte es nicht glauben, daß der König noch am Leben sei; man war in Verzweiflung darüber, wer nun das Heer zurückführen sollte; man hielt Alles für verloren. Doch Alexander war nicht todt, obgleich er nur langsam genas. Sobald er einigermaßen hergestellt war, segelte er auf einem Schiffe, unter einem Zelte ruhend, zu der größeren Abtheilung seines Heeres, die weiter zurückgeblieben war. Als das Schiff den Aufenthaltsort derselben erreicht hatte, ließ er den Zeltvorhang wegnehmen und streckte die Hände nach seinen bekümmerten Kriegern aus. Da waren alle Zweifel an seinem Leben geschwunden, und als er nun landete und zu Pferde stieg, drängten sich Alle jauchzend um ihn her, und Freudenthränen flossen über die gebräunten Wangen der rauhen Krieger.

Nach seiner Genesung setzte er seinen Zug weiter fort. Die Maller und mehrere andere Völkerschaften unterwarfen sich jetzt; aber unerwartet empörte sich ein indischer Fürst, von den Brahmanen aufgereizt. Alexander glaubte die größte Strenge anwenden zu müssen. Nachdem er den Aufstand unterdrückt hatte, ließ er den untreuen Fürsten mit allen Brahmanen, die ihn zum Aufstande verlockt hatten, an's Kreuz schlagen. Andere Brahmanen, die zu der angesehensten Klasse derselben gehörten, welche als Büßende den größten Theil ihres Lebens unter freiem Himmel zubrachten und fast als Heilige verehrt wurden, ließ er zu sich kommen und unterredete sich mit ihnen. Ihre verständigen Antworten gefielen ihm so, daß er sich alle mögliche Mühe gab, um sie zu bewegen, daß sie ihn begleiteten; sie zogen es jedoch vor, in ihrer beschaulichen Ruhe zu bleiben. Nur einer Namens Sphinas, von den Griechen gewöhnlich Kalānos genannt, weil er beim Grüßen Jeden mit dem Worte Kalyana anredete, welches „mein Lieber!" bedeutet, ließ sich endlich überreden, mit dem Könige zu ziehen.

Alexander fuhr nun, nachdem er den dritten Theil seines Heeres unter Krateros zu Lande nach Persien geschickt hatte, wo Unruhen ausgebrochen waren, den Indus hinab bis zur Stadt Pattala am Eingange in das Delta jenes Flusses. Er ließ diese Stadt befestigen. Sie sollte einen Vereinigungspunkt für den Handel zwischen dem Osten und Westen seines Reiches bilden und die Verbindung desselben mit den Gangesländern stets offen erhalten. Darauf fuhr er durch den rechten Mündungsarm des Indus nach Ueberwindung unvorhergesehener, durch die den Macedoniern unbekannte Ebbe herbeigeführter Gefahren bis an das Meer und brachte daselbst den Meeresgöttern feierliche Opfer. Einen Theil seines Heeres sandte er dann auf der Flotte unter

Anführung des Phöniciers Nearchos aus, um durch den persischen Meerbusen nach Babylon zurückzukehren und die Küsten zu erforschen. Er selbst wollte zu Lande nach Babylon zurückeilen, weil die Unordnungen in Persien seine Anwesenheit dringend nöthig machten. Er wählte den Weg in der Nähe der Küste, theils um der Flotte nahe zu bleiben, theils weil er sonst eine weite Strecke den Indus hinauf hätte zurückfahren müssen. Aber auf diesem Wege standen dem Heere Drangsale bevor, die alles bisher Erduldete weit übertrafen. Derselbe führte durch die furchtbare Wüste von Gedrosien (dem heutigen Beludschistan), eine glühend heiße, sandige Einöde ohne Gras und Strauch. Am Tage war das Heer den sengenden Sonnenstrahlen und dem glühenden Staube, der die Augen entzündete, bei Nacht empfindlicher Kälte ausgesetzt. Tausende verschmachteten vor Wassermangel; wer ermattet hinter dem Heere zurück blieb, war verloren. Die Vorräthe an Lebensmitteln reichten nicht aus; die Lastthiere kamen theils um, theils wurden sie geschlachtet und verzehrt; die Kranken überließ man ihrem Schicksal, und das Elend schien den höchsten Grad erreicht zu haben, als auch die Führer den Weg im Sande verloren. — Alexander ging in Ertragung aller Drangsale Allen voran. Als man den Weg verloren hatte, befahl er, nach Süden zu ziehen; so fand man endlich wieder Quellen, und nachdem das ermattete Heer hier geruht hatte, wurde der Zug weiter fortgesetzt. Nach sechzig schrecklichen Tagen war das Ende der Wüste erreicht; aber fast drei Viertel des Heeres waren zu Grunde gegangen. Groß war die Freude nach überstandener Noth, und Alexander veranstaltete glänzende Feste, um seine Krieger für die erlittenen Beschwerden schadlos zu halten. Dann eilte er nach Susa, wo seine Anwesenheit dringend nothwendig war. Entsetzliche Frevel hatten die Statthalter in seiner Abwesenheit verübt; aber er hielt über sie ein unerbittliches Gericht, und eine nicht geringe Zahl von ihnen wurde mit dem Tode bestraft. So wurde die Ordnung wieder hergestellt und die königliche Macht befestigt.

Um diese Zeit erkrankte der achtzigjährige Kalanos zum ersten Male in seinem Leben und beschloß, durch einen freiwilligen Tod seiner Krankheit ein Ende zu machen. Er ließ sich durch nichts davon zurückbringen, und Alexander wollte nun wenigstens, daß das Schauspiel seines Todes, dem er selbst beizuwohnen sich nicht entschließen konnte, so feierlich als möglich sei. Das ganze Heer umgab den prächtig geschmückten Scheiterhaufen. Kalanos bestieg denselben nach einem feierlichen Opfer und nahm von den Macedoniern Abschied; den König, erklärte er, werde er in Babylon bald wieder sehen. Dann verhüllte er sich, legte sich nieder, und ohne daß er sich regte, schlugen unter dem Trompetengeschmetter und Kriegsgeschrei des Heeres und dem Brüllen der Elephanten die Flammen über ihm zusammen. Seinem Wunsche gemäß beschloß ein Zechgelage, welches der König veranstaltete, den Tag, und bei demselben wurde so übermäßig getrunken, daß viele der Theilnehmer den Tod davon hatten.

In Susa feierte Alexander ein großes Fest, um die Verschmelzung Europas und Asiens noch mehr zu befestigen. Er vermählte sich nämlich mit der ältesten Tochter des Darius, welche Statira hieß, von Anderen aber auch Barsīnē genannt wird, und zugleich heirathete Hephaestion ihre jüngere Schwester Drypĕtis; überhaupt heiratheten achtzig seiner Feldherren und an

neuntausend andere Macedonier Perserinnen. Das Hochzeitsfest Aller wurde zugleich gefeiert mit der größten Pracht, und die Neuvermählten wurden reich ausgestattet. Außerdem befahl der König seinen Soldaten, ihre Schulden anzugeben. Anfangs wagten nur wenige, sich zu melden, weil sie glaubten, er wolle die größten Verschwender unter ihnen kennen lernen; endlich aber faßten sie Vertrauen, und nun bezahlte der König die Schulden Aller, mehr als zwanzigtausend Talente, nach unserem Gelde mehr als fünfundzwanzig Millionen Thaler.

Schon früher hatte er dreißigtausend vornehme persische Knaben zu Susa in der macedonischen Kriegskunst unterrichten lassen; jetzt reihte er sie in sein Heer ein, und mehrere vornehme Perser nahm er in die sogenannte Schaar seiner Verwandten auf. Dadurch aber fühlten seine Macedonier sich tief gekränkt, und als er nun die Gebrechlichen und Kranken nach Europa schicken wollte, brach die lange unterdrückte Unzufriedenheit in offenen Tumult aus. Er solle sie nur sämmtlich fortschicken, erklärten sie, und sich den Barbaren ganz überlassen. Alexander wollte von der Rednerbühne zu ihnen sprechen; aber der Tumult legte sich nicht. Nur die größte Entschlossenheit konnte hier helfen. Voll Zorn sprang er von der Rednerbühne herab, überlieferte selbst dreizehn der ärgsten Schreier seinen Leibwächtern und ließ sie zum Tode führen. Alle verstummten vor Schreck; Alexander aber warf ihnen in heftigen Worten ihre Undankbarkeit vor und entließ das ganze macedonische Heer. Dann entfernte er sich schnell und schloß sich zwei Tage lang in sein Zelt ein. Am dritten Tage berief er die vornehmsten Perser zu sich und bildete sich eine ganz persische Leibwache. Da bereueten die Macedonier, was sie gethan hatten, und jammernd und klagend umringten sie das Zelt des Königs. Endlich trat derselbe hervor, und als einer der macedonischen Anführer ihm sagte: „die Macedonier seien darüber betrübt, daß der König den Persern den Rang seiner Verwandten einräume, den Macedoniern aber nicht", rief er, über den Anblick der um ihn her Knieenden zu Thränen gerührt, aus: „Ihr seid ja alle meine Verwandten", und umarmte und küßte Jenen und die zunächst Stehenden. Da verwandelte die allgemeine Trauer sich in stürmischen Jubel, und ein großes Fest, an welchem neuntausend Perser und Macedonier Theil nahmen, und bei welchem Alexander mit Allen aus *einem* Becher trank, besiegelte die Versöhnung und die gänzliche Verschmelzung der Macedonier mit den Persern. Zehntausend alte Krieger entließ der König sodann reich beschenkt in ihre Heimath; neu geworbene Schaaren aus Europa sollten ihre Stelle ersetzen. Die Abgehenden führte *Krateros*, der an Antipaters Stelle Reichsverweser von Macedonien werden sollte; dieser, dessen Entfernung durch seine beständigen Streitigkeiten mit der Olympias nöthig gemacht wurde, sollte die frischen Truppen nach Asien führen.

Jenes große Verbrüderungsfest war die letzte Freude, die dem Könige zu Theil werden sollte. Kurz darauf erlitt er einen Verlust, der ihn auf's tiefste erschütterte. Sein Freund *Hephaestion* wurde von einem Fieber ergriffen, das seinen Tod herbeiführte. Der Schmerz Alexanders war grenzenlos. Drei Tage lang wollte er weder Speise noch Trank zu sich nehmen, und Alles bot er auf, um das Andenken des dahin geschiedenen Freundes zu ehren. Das Orakel des Ammon erklärte denselben für einen Heros; prächtige

Todtenspiele wurden veranstaltet, und der Scheiterhaufen, auf welchem die Leiche verbrannt wurde, kostete nicht weniger als zehntausend Talente, d. i. über zwölf Millionen Thaler.

Neue große Unternehmungen ließen dem Könige nicht lange Zeit, seinem Schmerze nachzuhängen. Er mußte mit einem räuberischen Bergvolke Krieg führen und besiegte es. In Babylon, wohin er sich trotz der Warnungen der Unglück weissagenden Magier begab, traf Nearchos mit der Flotte ein und erstattete Bericht über sein Unternehmen. Der König sandte Schiffe aus, um Arabien zu umschiffen, das er zu unterwerfen, und dessen Küste er zur Erleichterung der Handelsverbindungen zu colonisiren beabsichtigte. Auch die Nordküste von Afrika bis zur Straße von Gibraltar sollte colonisirt und das kaspische Meer in gleicher Weise untersucht werden, wie es mit dem indischen Ocean geschehen war;. aber inmitten dieser Unternehmungen erfüllten Alexanders Seele Todesahnungen, die noch durch mancherlei Vorfälle, denen die Wahrsager eine schlimme Deutung gaben, verstärkt wurden. Dem Nearchos zu Ehren, der mit der Flotte gegen Arabien segeln sollte, veranstaltete er vor der Abreise desselben ein Fest, und nach demselben nahm er noch eine Einladung zu einem Zechgelage bei einem Freunde an. Gleich darauf ergriff ihn ein Fieber, das von Tag zu Tag heftiger wurde. Am achten Tage nach seiner Erkrankung war er bereits sprachlos, und das Gerücht von seinem Tode verbreitete sich. Da ließen sich die Macedonier, die in banger Erwartung seinen Palast umringten, nicht mehr zurückhalten. Noch einmal wollten sie ihren König sehen, und man mußte ihnen den Zutritt gestatten. Schweigend gingen sie vor seinem Lager vorüber; matt drückte der Sterbende noch Manchem die Hand, und am Abend des folgenden Tages war er nicht mehr. Im dreiunddreißigsten Jahre schon hatte sein thatenreiches Leben sein Ende erreicht; aber Großes hatte er während desselben gewirkt, ob es ihm schon nicht vergönnt war, seine großartigen Pläne zur Vollendung zu führen. Er starb am 11. Juni 323 v. Chr.

---

§. 34. Auflösung der Monarchie Alexanders.

Alexander hatte ein Reich geschaffen, welches den größten Theil des damals bekannten Erdkreises umfaßte. Sein großer Geist allein hatte die innerlich vielfach von einander geschiedenen Bestandtheile desselben zu einem Ganzen zu vereinigen vermocht, und nach seinem Tode war Keiner, der im Stande gewesen wäre, sein Reich zusammenzuhalten und seine Entwürfe auszuführen. Er war ohne Erben seines Reiches wie seines Geistes gestorben. „Den Würdigsten" hatte er, wie man sagt, auf dem Sterbebette zu seinem Nachfolger bestimmt; aber es war natürlich, daß nun Viele auftraten, von denen sich Jeder für den Würdigsten hielt, und so ging nur zu bald seine Ahnung in Erfüllung, daß nach seinem Tode große Kampfspiele würden aufgeführt werden. Dem Perdikkas, dem ältesten seiner Leibwächter, die etwa die Würde unserer Reichsmarschälle bekleideten, hatte er sterbend seinen Siegelring gegeben. Dadurch schienen diesem die meisten Ansprüche ertheilt zu sein,

denn Alexander hinterließ nur einen unmündigen Sohn von einer Tochter Memnons, Namens Herakles, außerdem einen Halbbruder, den Philippos Arrhidaios, der durch Gift, welches ihm Olympias hatte beibringen lassen, blödsinnig geworden war. Gleich am Tage nach dem Tode des Königs wurde eine Versammlung der Feldherren gehalten, in welcher Perdikkas den Siegelring auf den Thron niederlegte und zur Wahl eines Reichsverwesers aufforderte, der die Regierung vorläufig übernehmen sollte; das Reich aber müsse bei der Familie Alexanders bleiben, und man solle abwarten, ob Roxane noch einen Sohn bekommen würde. Dies fand allgemeinen Beifall, aber über die Wahl des Reichsverwesers kam es sofort zu blutigem Zwist, und selbst das Sterbegemach, in welchem der Leichnam noch lag, wurde durch Kampf und Blutvergießen entweiht. Dem Perdikkas schien Alexander selbst durch Uebergabe des Siegelringes das Amt des Reichsverwesers übertragen zu haben; dem widersprach jedoch der Phalangenführer Meleager. Er verließ die Versammlung, stellte den Philippos Arrhidaios als König auf, und für diesen erklärte sich das ganze Fußvolk, während der Adel und die Reiterei sich desto enger an Perdikkas anschlossen, der mit Leonnatos zum Vormund für den zu erwartenden Sohn der Roxane ernannt wurde. Es kam zu Feindseligkeiten zwischen beiden Theilen, und die Reiterei wurde aus der Stadt gedrängt, schnitt aber nun derselben die Zufuhr ab. Dies führte zu einer Versöhnung. Arrhidaios wurde als König anerkannt, aber auch der Sohn der Roxane sollte einen Antheil am Reiche erhalten. Die Verwaltung des Reiches sollten in Europa Antipater und Krateros, in Asien, als Reichsverweser und Vormünder der Könige, Perdikkas und Meleager übernehmen. Argwohn und Feindschaft dauerten indessen fort, und bald nachher ließ Perdikkas bei einer Heerschau vor der Stadt das Fußvolk von der Reiterei und den Elephanten einschließen und dreihundert von den Anhängern Meleagers unerwartet festnehmen und vor den Augen des Heeres von den Elephanten zerstampfen, den Meleager selbst aber, der in einen Tempel flüchtete, am Altar tödten.

Die übrigen Feldherren suchte er dadurch zu beruhigen und zugleich der Gefahr einer Vereinigung derselben gegen seine Macht dadurch vorzubeugen, daß er die wichtigsten Provinzen des Reichs als Statthalterschaften unter sie vertheilte. Krateros und Antipater erhielten Macedonien und Griechenland, Ptolemaeos Aegypten, Antigŏnos Großphrygien, Lycien und Pamphylien, Lysimăchos Thracien, Leonnatos Kleinphrygien am Hellespont, des Königs Geheimschreiber Eumĕnes, ein geborner Thracier, Kappadocien und Paphlagonien. Aber bald mußte Perdikkas erfahren, daß er sich in seinen Hoffnungen getäuscht habe. Fort und fort wüthete der Kampf um die Herrschaft, in welchem alle Leidenschaften entfesselt wurden und auch die ganze königliche Familie ihren Untergang fand. Gleich zu Anfang lockte Roxane, welche drei Monate nach dem Tode des Königs einen Sohn gebar, den man Alexander nannte, mit Wissen des Perdikkas Alexanders des Großen zweite Gemahlin Statira und ihre Schwester Drypetis durch erheuchelte Freundschaft zu sich, ließ sie tödten und die Leichname in einen Brunnen werfen, der sodann verschüttet wurde.

Griechenland jauchzte auf bei der Nachricht vom Tode Alexanders. Die bisher nur mühsam unterdrückte Sehnsucht nach Freiheit und Selb-

ständigkeit regte sich gewaltig in allen Gemüthern. Die Athener schickten Gesandte nach den verschiedenen Städten Griechenlands, um sie zum gemeinsamen Abfall von Macedonien zu bewegen; auch Demosthenes schloß sich der Gesandtschaft an. Die Athener hatten ihn ein Jahr zuvor aus Furcht vor Alexander zu einer Geldstrafe verurtheilt und, weil er sie nicht bezahlen konnte, in's Gefängniß geworfen; er war jedoch aus demselben entflohen und lebte nun in der Verbannung. Noch als Verbannter schloß er sich den athenischen Gesandten an; die Athener aber, die ihn nur aus Furcht vor dem Könige so lange in der Verbannung gelassen hatten, riefen ihn jetzt ehrenvoll zurück. Ein Ruderschiff wurde nach Aegina gesandt, um ihn abzuholen. Der Tag seiner Rückkehr war ein Freudenfest für die ganze Stadt. Alle obrigkeitlichen Personen, alle Priester, ja das ganze Volk zog ihm nach dem Piräus entgegen, um ihn zu empfangen; er aber, überwältigt von Freude, erhob seine Hände und pries sich glücklich, daß er diesen Tag erlebt habe, weil er auf ehrenvollere Art zurück käme als einst Alkibiades, denn die Bürger nähmen ihn willig auf und nicht gezwungen, wie Jenen.

Doch die Wiederherstellung der griechischen Freiheit erlebte er nicht. Die meisten Staaten außer Sparta und Boeotien hatten sich den Athenern angeschlossen. Sie brachten ein Heer von 30,000 Mann unter der Führung des Leosthenes zusammen, und Antipater, der ihnen nur 13,000 Mann entgegenstellen konnte, da Krateros noch nicht aus Asien herübergekommen war, wurde bei den Thermopylen von ihnen geschlagen. Er warf sich in die feste Stadt Lamia, das jetzige Zeitun, wo ihn Leosthenes einschloß. Schon begann er zu unterhandeln, als Leosthenes durch einen Steinwurf getödtet wurde. Der Athener Antiphilos, welcher die Belagerung fortsetzte, vermochte die Einheit unter den Griechen nicht zu erhalten; viele der Verbündeten, namentlich Aetoler, verließen das Heer, und zugleich erschien Leonnatos, der nach Europa gekommen war, um durch die ihm heimlich angetragene Vermählung mit Alexanders Schwester Kleopatra, der Wittwe des Königs von Epirus, sich ein Anrecht auf den macedonischen Königsthron zu verschaffen, mit 20,000 Mann zu Fuß und 2500 Reitern den Belagerten zur Hülfe. Zwar fiel er im Kampfe gegen Antiphilos (zu Anfang des J. 322); aber Antipater vereinigte sich mit dem Hülfsheere. Nun erschien auch Krateros, und nachdem durch die Vereinigung mit ihm das macedonische Heer auf 48,000 Mann gewachsen war, kam es in der Nähe von Larissa bei Kranon am 7. August 322 zu einer entscheidenden Schlacht. Die Griechen wurden nach tapferer Gegenwehr besiegt und mußten um Frieden bitten. Antipater erklärte jedoch, nur mit den einzelnen Staaten unterhandeln zu wollen. Die meisten erhielten leidliche Bedingungen; desto härter verfuhr er gegen Athen. Die Stadt mußte schwere Kriegssteuern bezahlen; wenigen macedonisch Gesinnten wurde die Herrschaft übertragen; Munychia erhielt eine macedonische Besatzung; die Redner sollten ausgeliefert werden.

Demosthenes hatte sich der Auslieferung durch die Flucht entzogen, und das Volk verurtheilte ihn aus Furcht vor den Macedoniern zum Tode. Im Tempel des Poseidon auf der kleinen Insel Kalauria an der peloponnesischen Küste unweit Aegina, der Stadt Troezene gegenüber, hatte er eine Zufluchtsstätte gesucht. Dort fanden ihn die von den Macedoniern ausgesandten

Verfolger. Archias, der Führer derselben, suchte ihn durch allerlei Vorspiegelungen zu bewegen, daß er den Tempel verließe und mit ihm zu dem macedonischen Feldherrn ginge; doch Demosthenes durchschaute die List und beschloß, durch einen freiwilligen Tod der Schmach zuvorzukommen. Als Archias anfing zu drohen, sagte er ihm, er solle nur ein wenig warten; er habe noch an die Seinigen zu schreiben. Dann ging er in das Innere des Tempels, nahm ein Blatt vor sich, als wolle er schreiben, hielt das Schreibrohr an den Mund und kaute daran, wie er zu thun pflegte, wenn er beim Schreiben über etwas nachdachte. Dabei aber schlürfte er unbemerkt ein im Rohre verborgenes, schnell wirkendes Gift ein. Dann verhüllte er sich und neigte den Kopf auf die Seite. Die an der Thür stehenden Macedonier lachten, weil sie glaubten, er thue es aus Furcht; plötzlich aber, da er die Wirkung des Giftes fühlte, enthüllte er sein Antlitz und sagte, den Archias anblickend: „Jetzt kannst du Kreons Rolle in der Tragödie spielen und diesen Körper unbeerdigt liegen lassen."*) Er bat, daß man ihn halten möchte, verließ den Tempel, um ihn nicht durch seinen Tod zu entweihen, und sank mit einem Seufzer entseelt nieder.

So endete 322 v. Chr. ein Mann, der dem Kampfe für die Freiheit seines Vaterlandes sein ganzes Leben geweiht hatte. Die Athener ehrten später sein Andenken, indem sie bestimmten, daß immer der Aelteste aus seiner Familie die Ehre der freien Speisung im Prytaneion haben sollte, ihm selbst aber eine eherne Bildsäule setzten, an deren Fußgestell eine Inschrift bezeugte, „daß die Macedonier niemals die Griechen beherrscht haben würden, wenn die Kraft des Demosthenes seinem Willen gleichgekommen wäre."

Griechenland war jetzt vollständig unter das macedonische Joch gebeugt. Nur die Aetoler setzten den Kampf noch fort; aber auch ihr Unterliegen war unzweifelhaft, und gewiß hätte ihrer das härteste Loos gewartet, wäre nicht Antipater dadurch, daß des Perdikkas Streben nach der Oberherrschaft immer entschiedener hervortrat, bewogen worden, ihnen milde Bedingungen zu bewilligen. Perdikkas dachte darauf, sich durch Vermählung mit Kleopatra ein Anrecht auf den Thron zu verschaffen. Zwar erzwang das Heer dagegen die Vermählung des Philippos Arrhidaios mit Philipps I. Schwestertochter Eurydike; aber Perdikkas klagte nun, von Eumenes unterstützt, den Antigonos bei den Macedoniern an. Doch dieser floh mit seinem Sohne Demetrios zu Antipater und beschloß mit ihm und Krateros gemeinschaftlich einen Angriff auf den Reichsverweser. Sie traten für diesen Kampf in Verbindung mit Ptolemaeos, der in Aegypten zu großer Macht und Ansehen gelangt war. Gegen ihn zog Perdikkas selbst (321), während er den Kampf in Asien dem Eumenes überließ. Zwar konnte dieser den Uebergang des Antipater und Krateros nach Asien nicht hindern, der Letztere aber, der nach Kappadocien vordrang, wurde von ihm besiegt und fiel in der Schlacht. Durch diesen Sieg kam ganz Kleinasien in die Gewalt des Eumenes, und Antipater, der sich nach Cilicien gewandt hatte, war von Macedonien abgeschnitten. Inzwischen war Perdikkas nach Aegypten gezogen; aber nach einem erfolglosen Versuche, bei Pelusium über den Nil zu gehen, kündigten ihm die Macedonier den

*) Anspielung auf die „Antigone" des Sophokles.

Gehorsam auf, und in der Nacht wurde er in seinem Zelte von seinen eigenen Leuten ermordet (321).

Die Regentschaft, welche Ptolemaeos ausschlug, erhielt jetzt Antipater, und zu Trisparadeisos in Syrien, wo auch dieser und Antigonos sich eingefunden hatten, wurde eine neue Vertheilung der Provinzen vorgenommen, bei welcher Seleukos, der Anführer der adeligen Reiterei, Babylonien und Python, der an der Spitze des Aufruhrs gegen Perdikkas gestanden hatte, Medien erhielt. Die Fortsetzung des Kampfes gegen Eumenes wurde dem Antigonos überlassen, und jener mußte sich nach einem verlorenen Treffen in die phrygische Bergveste Nora zurückziehen (320).

Noch größere Verwirrung entstand, als der fast achtzigjährige Antipater im Anfang des J. 319 starb. Zu seinem Nachfolger hatte er nach dem allgemeinen Wunsche mit Uebergehung seines harten, leidenschaftlichen Sohnes Kassander den greisen Polysperchon bestimmt. Aber Kassander bot nun Alles auf, diesem die Macht zu entreißen. Er schloß ein Bündniß mit Ptolemaeos und eilte dann nach Asien, wo er sich mit Antigonos verband. Indessen war auch Polysperchon nicht unthätig. Er rief die Olympias aus Epirus zurück, forderte die Griechen im Namen der Könige auf, die von Antipater eingesetzten Gewalthaber und Besatzungen zu vertreiben, und übertrug den Krieg gegen Antigonos dem Eumenes, der sich, Jenen täuschend, der Belagerung in Nora zu entziehen gewußt hatte. Die Athener folgten sofort der Aufforderung des Polysperchon; die Besatzung aus Munychia wurde vertrieben; der edle Phokion, das Haupt der Oligarchen, mußte den Giftbecher trinken (318); aber alsbald eilte Kassander mit einem Heere aus Asien herbei, nahm den Piraeus und die Stadt ein, und die Athener mußten sich eine Beschränkung der Volksherrschaft gefallen lassen und einen Freund Phokions, den Demetrios Phalereus, als Staatsoberhaupt annehmen.

Eurydike hatte sich an der Spitze eines Heeres der Rückkehr der Olympias widersetzen wollen; aber als es zum Kampfe kommen sollte, gingen ihre Macedonier zu dieser über, und sie selbst gerieth mit ihrem Gemahl in die Gefangenschaft. Philippos wurde im Gefängniß durch Pfeilschüsse getödtet; Eurydike mußte sich erhängen (317). Kurz darauf ereilte aber auch die Olympias ihr Schicksal. In der Festung Pydna, wohin sie mit Roxane, dem Sohne derselben und Alexanders Schwester Thessalonike vor dem aus Griechenland heranrückenden Kassander geflüchtet war, von diesem belagert, wurde sie durch eine furchtbare Hungersnoth gezwungen, sich zu ergeben. Sie wurde als Königsmörderin zum Tode verurtheilt und von den Verwandten der durch sie Ermordeten gesteinigt. In vollem königlichen Schmuck ging sie den in ihr Zimmer Eindringenden entgegen. Muthig bot sie den Steinwürfen ihre Brust dar, und noch sterbend sich mit ihrem Gewande deckend, sank die stolze Frau ohne einen Laut der Klage nieder (316). Von dem ganzen königlichen Hause waren jetzt nur noch Roxane mit ihrem Sohne Alexander und Philipps I. jüngste Tochter Thessalonike übrig. Die beiden Ersteren hielt Kassander in Amphipolis in strengem Gewahrsam; mit der Letzteren vermählte er sich, um durch ihre Hand ein Anrecht auf den macedonischen Thron zu erhalten; Theben stellte er wieder her; die Bewohner der zerstörten Städte Potidaea und Olynth versetzte er nach der von ihm gegründeten Stadt Kassandria.

Während dessen hatte **Eumenes** große Werbungen angestellt und, nachdem er dem Ptolemaeos das phönicische Küstenland entrissen hatte, sich nach dem Osten gewandt. Bald stand er jenseit des Tigris, und da Seleukos und der zu diesem vor den Statthaltern der oberen Länder geflüchtete Python sich weigerten, mit ihm gemeinsam die Sache des Königshauses zu vertheidigen, vereinigte er sich mit jenen Statthaltern (317). Inzwischen hatten Seleukos und Python den Antigonos aus Vorderasien herbeigerufen, und derselbe vereinigte sich mit ihnen gegen Eumenes. Doch dieser schlug den Antigonos, der mit großem Verluste nach Medien entweichen mußte. Er würde völlig überwältigt worden sein, hätten sich die Verbündeten des Eumenes nicht geweigert, jetzt gleich mit ihm nach Vorderasien zu ziehen, um den Antigonos abzuschneiden. So konnte dieser sein Heer wieder verstärken, und es kam zu zwei großen Schlachten. Die erste blieb unentschieden; die letzte ging für Eumenes durch die Eifersucht und den Verrath seiner Verbündeten verloren, und er selbst wurde dem Antigonos ausgeliefert, der ihn im Gefängniß tödten ließ (316). So endete der größte Feldherr, der gewandteste Staatsmann seiner Zeit. Mit seinem Tode war der Untergang des königlichen Hauses, dem er allezeit unerschütterliche Treue bewahrt hatte, entschieden.

Antigonos konnte sich erst jetzt als Herrn von Asien betrachten. Nachdem er auch Python hatte in Ekbatana hinrichten lassen, zog er über Susa mit den reichen Königsschätzen nach Babylon, von wo Seleukos vor ihm nach Aegypten zu Ptolemaeos entfloh. Er setzte in Babylon einen anderen Statthalter ein, kehrte dann nach Vorderasien zurück und überwinterte in Cilicien. Entschieden war er jetzt im Besitze der größten Macht. Obgleich schon hochbetagt und einäugig, war er doch noch in voller Manneskraft, von außerordentlicher Körpergröße, an Muth von Keinem übertroffen, ein rauher Kriegsmann, streng auf Zucht im Heere haltend, Sparsamkeit mit Klugheit und Vorsicht vereinigend, ein Feind üppigen Lebens, jeder Schmeichelei unzugänglich, aber doch ein Freund heiteren Scherzes und deshalb von seinen Kriegern eben so geliebt wie geehrt. Ueberall leitete er Alles selbst; Niemand durfte ihn nach seinen Plänen fragen; selbst seinem Sohne Demetrios antwortete er einmal auf eine solche Frage: „Wirst du nicht auch die Trompete zum Angriff hören?“ Und doch war dieser der Einzige, dem er sonst wohl eine Einsicht in seine Pläne gestattete, und er stand zu demselben im freundschaftlichsten Verhältnisse, während Feindschaft und Mord in den Familien der übrigen Machthaber herrschte. **Demetrios** aber war ihm, obgleich ganz entgegengesetzten Charakters, alle Zeit treu ergeben. Eine ganz eigenthümliche Natur, die merkwürdigsten Gegensätze in sich vereinigend, ein schöner Mann, feurig und leidenschaftlich, im Frieden sich dem Trunke und schrankenloser Lust hingebend, im Kriege thatkräftig und besonnen. Man hat ihn nicht mit Unrecht mit Alkibiades verglichen. Die Verbindung mit ihm gewährte dem Antigonos wesentlichen Vortheil vor seinen Gegnern.

Als Kassander, Ptolemaeos und Lysimachos von ihm Theilung der Schätze, Anerkennung in ihren Provinzen und Wiedereinsetzung des Seleukos forderten und auf seine Weigerung ihm den Krieg ankündigten, ließ er durch das Heer die Griechen für frei, den Kassander für einen Reichsfeind erklären und schloß ein Bündniß mit Polysperchon; er selbst zog (315) gegen Ptolemaeos, der

Syrien und Phönicien räumte. Nach funfzehnmonatlicher Belagerung eroberte er Tyrus (314); während er sich aber nun nach Kleinasien wandte, wurde Demetrios von Ptolemaeos und Seleukos im J. 312 bei Gaza völlig geschlagen. Dadurch ging Syrien und Phönicien für Antigonos verloren; Seleukos aber eilte nach Babylon, setzte sich wieder in den Besitz seiner Statthalterschaft und eroberte Susiana, Medien und Persien. Bald zwar gewann Antigonos, der nach einem kurz darauf von Demetrios über Ptolemaeos erfochtenen Siege aus Kleinasien herbeieilte, Syrien und Phönicien wieder; nicht so glücklich aber war er gegen Seleukos, der sich im Besitze seines Landes behauptete. Alle wünschten den Frieden, und so kam im J. 311 ein solcher zu Stande; jedoch blieb Seleukos davon ausgeschlossen. Kassander sollte nach demselben die Herrschaft in Europa bis zur Volljährigkeit des jungen Alexander verwalten; doch das genügte ihm nicht, und er ließ deshalb den Knaben sammt der Roxane heimlich ermorden. Zwei Jahre später (309) ließ Polysperchon den Herakles, welchen er mit Hülfe der Aetoler hatte auf den Thron erheben wollen, durch Kassander verleitet, nach einem Gastmahle erdrosseln. Alexanders des Großen Schwester Kleopatra ließ Antigonos im J. 308 in Sardes ermorden, als sein Neffe Ptolemaeos sich um ihre Hand bewarb.

So war von dem gesammten Königshause nur noch Kassanders Gemahlin Thessalonike übrig, und Kassander, Antigonos, Ptolemaeos, Lysimachos und Seleukos theilten sich jetzt in Alexanders des Großen Reich. In dem Vertrage wurde auch die Wiederherstellung der Freiheit Griechenlands festgesetzt. Jeder sollte aus den Städten, die er inne hatte, seine Besatzung zurückziehen. Da dies aber doch nicht geschah, sandte Antigonos den Demetrios nach Griechenland, zum Schein, um den Griechen die Freiheit zu geben, in der That, um sich zum Herrn des Landes zu machen. Demetrios erschien im J. 307 mit einer mächtigen Flotte vor Athen. Freudig nahm man ihn im Piraeus auf; er vertrieb die Besatzung aus Munychia; Demetrios Phalereus entging kaum der Volkswuth und floh nach Aegypten zu Ptolemaeos. Jubelnd wurde der Sohn des Antigonos bei seinem Einzuge in Athen, wo er die demokratische Verfassung wieder herstellte, als Befreier begrüßt; man gab ihm und seinem Vater den Königstitel, benannte nach ihnen zwei Stämme und zwei Monate, errichtete ihm einen Altar, nannte ihn einen Bruder der Athene und Demeter und räumte ihm im hinteren Theile des Tempels eine Wohnung ein. Er befreite auch Megara und war eben im Begriff, die Besatzungen des Ptolemaeos aus Sikyon und Korinth zu vertreiben, als ihn sein Vater abrief, um den Ptolemaeos aus Cypern zu verdrängen. Ungesäumt eilte er dorthin, schlug des Ptolemaeos Bruder Menelaos vor Salamis, der Hauptstadt der Insel, und belagerte dann die Stadt selbst. Dabei zeigte er ein solches Talent in der Erfindung mächtig wirkender Belagerungswerkzeuge und vervollkommnete dadurch die Belagerungskunst so wesentlich, daß man ihm den Beinamen Poliorkētēs (Städteeroberer) gab. Den Ptolemaeos, der mit einer mächtigen Flotte zum Entsatze der Stadt herbeieilte, schlug er so vollständig, daß derselbe nur mit acht Schiffen nach Aegypten entkam (306), und nun unterwarf sich Salamis sammt allen übrigen Städten der Insel. Antigonos nahm jetzt für sich und seinen Sohn den Königstitel an, und dasselbe

thaten auch Ptolemaeos und Lysimachos. — Antigonos zog nun selbst mit einem mächtigen Heere gegen Ptolemaeos nach Aegypten, konnte jedoch nichts gegen ihn ausrichten; ebenso wenig gelang es dem Demetrios, die Insel Rhodos für den Vater zu gewinnen. Vergeblich belagerte er die Stadt Rhodos ein ganzes Jahr lang zu Wasser und zu Lande, und er mußte endlich den Rhodiern selbständige Verwaltung, Befreiung von einer Besatzung und die Erlaubniß, in dem Kriege gegen Ptolemaeos neutral zu bleiben, zusichern (304). Nun aber eilte er nach Griechenland, wo Kassander sich wieder Alles außer Sparta, Aetolien und Athen unterworfen hatte; er drängte denselben nach Thessalien zurück, blieb während des Winters in Athen, ganz dem Genusse lebend, verdrängte dann im Frühjahr 303 die Besatzungen Kassanders auch aus dem Peloponnes und ließ sich in Korinth zum Oberfeldherrn über die Griechen ernennen.

Kassander wäre jetzt zum Frieden bereit gewesen; da aber Antigonos unbedingte Unterwerfung forderte, verband er sich mit Lysimachos, Ptolemaeos und Seleukos gegen die Alle in gleicher Weise bedrohende Uebermacht desselben (302). Gegen Kassander drang Demetrios siegreich durch Thessalien vor; da aber Lysimachos nach Asien hinüberging und Sardes einnahm, welches er freilich nicht zu behaupten vermochte, da zugleich Seleukos von Osten heranrückte und auch Ptolemaeos den Antigonos bedrohte, rief dieser seinen Sohn nach Asien. Derselbe schloß mit Kassander einen Vertrag, überließ ihm Griechenland und beeilte sich, dem väterlichen Befehl zu folgen. Bei Ipsos in Phrygien kam es im Frühling 301 zu einer Schlacht gegen Seleukos und Lysimachos. Der dreiundachtzigjährige Antigonos war von trüber Vorahnung ergriffen und äußerst niedergeschlagen. Er hatte die alte Heiterkeit und den alten Muth verloren. Dem Heere stellte er seinen Sohn für den Fall seines Todes als Nachfolger im Reiche vor. Er bat die Götter um Sieg oder schnellen Tod. Demetrios schlug mit der Reiterei des Seleukos Sohn Antiochos in die Flucht; während er ihn aber zu ungestüm verfolgte, wurde Antigonos mit dem Fußvolk durch die Elephanten von ihm getrennt und geschlagen. Antigonos selbst fiel, von Pfeilen überdeckt; ein Theil des Heeres ging zu Seleukos über, und Demetrios mußte die Flucht ergreifen.

Während nun die vier verbündeten Könige das Reich unter sich theilten, wobei Seleukos zu seinen bisherigen Besitzungen namentlich noch Syrien und Mesopotamien erhielt, wollte Demetrios von Ephesos nach Athen eilen, doch auf dem Wege wurde ihm durch ein athenisches Staatsschiff der Beschluß der Athener überbracht, daß sie keinen der Könige bei sich aufnehmen würden. Auch die Städte im Peloponnes fielen von ihm ab; wie ein Seeräuber irrte er auf dem Meere umher, griff mit seiner Flotte die Länder des Lysimachos an und plünderte die Küsten. Inzwischen aber waren die Verbündeten selbst uneinig geworden. Lysimachos verband sich mit Ptolemaeos, dessen Tochter Arsinoë er später heirathete, gegen die Uebermacht des Seleukos; dieser dagegen wandte sich dem Demetrios zu, vermählte sich mit dessen Tochter Stratonike und überließ ihm Cilicien. Dadurch sah sich auch Ptolemaeos bewogen, sich mit Demetrios zu versöhnen und ihm Cypern und Phönicien zu überlassen. Doch nicht lange währte die Eintracht, und Demetrios wandte sich wieder nach Griechenland. Athen, zu Lande und zu Wasser von ihm

eingeschlossen (296), mußte ihm die Thore öffnen; dann eroberte er auch den größten Theil des Peloponnes und schlug den König Archidamos von Sparta. Zwar verlor er die ihm noch in Asien gebliebenen Städte an Lysimachos und Cypern an Ptolemaeos; desto mehr gewann er aber in Europa. Kassander war an der Wassersucht gestorben (297). Sein älterer Sohn Antipater ermordete die Mutter (die Thessalonike), weil sie den jüngeren Sohn Alexander begünstigte. Deshalb von Allen verabscheut, wurde er von Alexander vertrieben und floh zu seinem Schwiegervater Lysimachos, um durch dessen Hülfe wieder zur Herrschaft zu gelangen; Alexander aber wandte sich an Demetrios und an den König Pyrrhos von Epirus. Der Letztere erschien zuerst und vermittelte zwischen beiden Brüdern einen Frieden, und es war dem Alexander sehr unerwünscht, daß nun auch Demetrios kam. Er zog demselben an die Grenze entgegen, und hatte die Absicht, ihn heimlich tödten zu lassen. Doch Demetrios erfuhr die ihm drohende Gefahr und ließ den Alexander sammt seinem Gefolge nach einem Festschmause zu Larissa niederhauen; die Macedonier aber riefen nun ihn selbst zum König aus (294).

Zu so großer Macht gelangt, im Besitze Macedoniens und Griechenlands außer Aetolien, rüstete er sich im J. 288, auch das väterliche Reich in Asien wieder zu gewinnen; aber jetzt vereinigten sich Seleukos, Lysimachos, Ptolemaeos und Pyrrhos gegen ihn, und der Letztere gewann durch Herablassung und Einfachheit um so mehr an Ansehn, je verhaßter sich Demetrios durch Schwelgerei und tyrannischen Uebermuth selbst bei seinem Heere machte. Schaarenweise gingen seine Krieger zu Pyrrhos über, und dieser theilte sich mit Lysimachos in Macedonien (287), während Demetrios zu seinem Sohne Antigonos Gonatas floh, welcher Statthalter im Peloponnes war. Mit einem neuen Heere ging er über den Hellespont nach Asien, nahm dem Lysimachos Karien und Lydien, und wollte durch Phrygien und Armenien nach Medien vordringen; doch von seinem Heere verlassen, blieb ihm nichts übrig, als sich dem Seleukos gefangen zu geben (286). Dieser verwies ihn nach Apamēa am Orontes in Syrien. Im Spiel und Trunk suchte er den Kummer über sein durch maßlose Ruhmgier und Tyrannei verschuldetes Unglück zu vergessen. So starb er im dritten Jahre seiner Gefangenschaft (284). Sein Sohn Antigonos Gonatas behauptete sich noch in Griechenland; im Besitze des ganzen übrigen Reiches aber waren jetzt Seleukos, Lysimachos, der nach Verdrängung des Pyrrhos auch Macedonien mit seinen Besitzungen vereinigt hatte, und Ptolemaeos, und sie dachten dieselben auf ihre Söhne zu vererben; bald aber kam es zu neuem Kampf. Lysimachos ließ auf Anstiften seiner Gemahlin Arsinoë, der Tochter des Ptolemaeos, seinen ältesten Sohn aus erster Ehe, den Agathokles, den sie haßte, tödten. Die Wittwe des Ermordeten floh mit ihren Kindern und seinen Anhängern zu Seleukos und veranlaßte ihn zum Angriff auf das asiatische Reich des Lysimachos. Schon hatte er dasselbe in Besitz genommen, als Lysimachos aus Europa herbei eilte. Bei Kurupedion in „Phrygien am Hellespont" (nördlich von Mysien) kam es im J. 281 zu einer Schlacht, in welcher der achtzigjährige Lysimachos fiel. Jetzt zog Seleukos über den Hellespont, um auch Thracien und Macedonien mit seinem Reiche zu vereinigen, aber in der Nähe von Lysimachia auf dem thracischen Chersonnes wurde er von einem Sohne des alten Ptolemaeos, dem

Ptolemaeos Keraunos, der gleichfalls vor Lysimachos zu ihm geflohen war, ermordet, und der Mörder bemächtigte sich nun selbst des macedonischen Thrones (280).

Mit Seleukos hatte der letzte der Kampfgenossen Alexanders des Großen seinen Tod gefunden (König Ptolemaeos von Aegypten war schon im J. 283 gestorben); noch längere Zeit aber erhielten sich die von ihnen gegründeten Reiche, in welche Alexanders große Monarchie zerfallen war, bis sie endlich sämmtlich dem immer mächtiger auf dem Schauplatze der Weltgeschichte hervortretenden Volke der Römer unterlagen. Ueberblicken wir jetzt noch die weiteren Schicksale derselben.

Das von Seleukos (Nikator) gegründete syrische Reich umfaßte nach seinem Siege über Lysimachos das ganze Land vom Hellespont bis zum Indus, also fast das ganze ehemalige Perserreich; ja, er war bis zum Ganges vorgedrungen. Ueberall in seinem weiten Reiche war er wegen seiner Milde geliebt worden; überall hin hatte er griechische Bildung zu verpflanzen gesucht, und schnell gelangte das Reich unter seiner Regierung zu einer schönen Blüthe. Er gründete eine Menge von Städten, die bald große Bedeutsamkeit erhielten, so am Orontes (dem jetzigen Aasi) die Stadt Antiochīa, die er zu seiner Residenz erhob, und die ihre Wichtigkeit erst nach der Zeit der Kreuzzüge verlor. Am Tigris erbaute er die Stadt Seleucīa, deren Einwohnerzahl sich zur Zeit ihrer Blüthe auf 600,000 belief, und durch deren rasch aufblühenden Glanz Babylon bald ganz in Verfall gerieth. Erst durch die Khalifen (Bd. II. §. 9) wurde sie zerstört.

Schon unter den nächsten Nachfolgern des Seleukos (den Seleuciden) aber gerieth das Reich, dem von Anfang die rechte innere Einheit gefehlt hatte, in Verfall. Bald begannen Ueppigkeit und Schwelgerei am Königshofe zu herrschen, und Verwandtenmord war an der Tagesordnung. Dadurch hervorgerufen, brachen Empörungen aus, und blühende Provinzen rissen sich vom Reiche los. Gleich nach dem Tode des Seleukos (280) machte sich Philetairos, der Statthalter von Pergamon in Kleinasien, der früher von Lysimachos mit dem Schatze daselbst zurückgelassen, dann aber von Lysimachos zum Seleukos abgefallen war, unabhängig und gründete ein selbständiges Reich. Auf ihn folgte sein Neffe Eumenes I. (263) und dann dessen Neffe Attălos I. (241—197), der nach einem Siege über die Gallier (238) den Königstitel annahm. Die Könige dieses Reiches wetteiferten in der Pflege, die sie der Kunst und Wissenschaft angedeihen ließen, mit den Ptolemaern in Aegypten.

Um das J. 250 rissen sich im fernen Asien Baktrien unter einem griechischen Statthalter, dem Diodot (Theodot), und Parthien unter einem einheimischen Fürsten, dem Arbakes, los, und im Jahre 189 wurden in Armenien zwei Reiche, Groß- und Kleinarmenien gegründet. — Pontos und Kappadocien, wo sich Zweige der altpersischen Königsfamilie gehalten hatten, so wie Bithynien, waren nie, nicht einmal zu Alexanders des Großen Zeit, eigentlich unterworfen worden und konnten nach dem Tode des Seleukos ihre Selbständigkeit noch mehr befestigen.

Einer der kräftigsten Fürsten unter den Seleuciden war noch Antiŏchos III. der Große, 222—187 v. Chr., der die Ordnung im Reiche, freilich nicht ohne

Grausamkeit, wieder herstellte und sich im J. 203 auch Phönicien und Palästina unterwarf, die bis dahin zu Aegypten gehört hatten. Aber bald darauf wurde er in einen Krieg mit den Römern verwickelt, der ihm einen bedeutenden Theil seines Königreiches kostete (vgl. §. 50).

Nach seiner Ermordung (187) verfiel das Reich immer mehr. Im Jahre 176 kam sein zweiter Sohn Antiochos IV. Epiphănes, ein elender Wüstling, auf den Thron. Antiochos III. hatte die Juden auf mancherlei Weise begünstigt, um sie für sich zu gewinnen und dauernd an Syrien zu fesseln. Namentlich hatte er den Tempel ausbessern lassen und der Stadt Jerusalem auf drei Jahre alle Abgaben geschenkt. Auch sein Sohn erkannte es, wie wichtig für ihn der Besitz von Palästina sei; er meinte aber, sich denselben am besten sichern zu können, wenn die Juden durch keine Verschiedenheit der Religion von den Bewohnern der übrigen Theile seines Reiches getrennt wären, und er beschloß deshalb, sie zur Annahme der griechischen Religion zu zwingen. Er erklärte darum die jüdische Religion für abgeschafft, besetzte Jerusalem (170 v. Chr.), beraubte den Tempel seiner heiligen Gefäße, errichtete auf dem Brandopferaltar eine Bildsäule des Zeus, ließ die heiligen Bücher der Juden zerreißen und verbrennen, und wer noch dem Gotte seiner Väter treu anhing, war dem martervollsten Tode verfallen. Da fiel eine große Zahl des Volkes vom Glauben seiner Väter ab; es fehlte aber auch nicht an Solchen, die mit Freudigkeit für denselben in den qualvollsten Tod gingen. Der alte Priester Mattathias, der mit seinen fünf Söhnen auf das Gebirge geflüchtet war (167 v. Chr.), sammelte die Unzufriedenen um sich, die in ihrem Eifer viele Gottlose und Abtrünnige erschlugen. Er zog mit ihnen im Lande umher; sie rissen die heidnischen Altäre nieder, „und es gelang ihnen, daß sie das Gesetz erhielten wider alle Macht der Heiden und Könige.“ Noch erfolgreicher wurde nach seinem Tode (166) der Krieg von seinem Sohne Judas, mit dem Beinamen Makkabäus (der Hammer), fortgesetzt, der sich mit seinem Bruder Simon an die Spitze der glaubenstreuen Juden gestellt hatte. Judas war ein Kriegsheld „freudig und kühn wie ein junger brüllender Löwe, so er etwas jagt“, Simon war weise im Rath und deswegen schon von seinem Vater empfohlen. Es gelang dem Judas, Jerusalem zu befreien und den Dienst Jehovahs wieder herzustellen. Nachdem er in einer Schlacht den Heldentod gefunden hatte (161), wurde sein Bruder Jonathan an seine Stelle gewählt. Derselbe setzte mit seinen Brüdern den Kampf fort; zugleich trat er, wie schon Judas gethan hatte, in Verbindung mit den Römern, und er erlangte so großes Ansehen, daß bei den damaligen Thronstreitigkeiten im syrischen Reiche die streitenden Könige sich um seine Unterstützung bewarben. Er wurde von den syrischen Herrschern zum Statthalter ernannt und erhielt auch die Hohepriesterwürde, so daß er nun das anerkannte Haupt der Nation war. Sein Bruder Simon (143—137) regierte endlich als Hoherpriester und Fürst (Ethnarch) über Judaea als unabhängigen Staat. Simons Sohn Johannes Hyrkanos mußte zwar mit dem syrischen Könige Antiochos VII. Sidētes einen schimpflichen Frieden schließen und wurde ihm zinspflichtig (131); als aber Antiochos in einer Schlacht gegen die Parther gefallen war, machte er sich wieder unabhängig und vergrößerte sein Reich noch durch Unterwerfung der Samariter, deren Hauptstadt Samaria er sammt dem Tempel auf dem

Garizim zerstörte, so wie durch die Eroberung von Idumaea. Sein Sohn **Aristobulos** I. endlich nahm den Königstitel an (107). Allein das Glück und die Unabhängigkeit des Landes war nicht von langer Dauer. Unseliger Bruderzwist brach nach dem Tode des Johannes Hyrkanos um den Besitz der Herrschaft in der Familie der Makkabäer selbst aus. Die eine Partei rief die Römer zu Hülfe. Ein römisches Heer unter Pompejus zog 64 v. Chr. in Jerusalem ein; Pompejus eroberte den Tempel ungeachtet des verzweifeltsten Widerstandes der Gegenpartei; er drang selbst in das Allerheiligste ein, und seit jener Zeit waren die Juden den Römern tributpflichtig. Mit römischer Hülfe überwand endlich der Idumäer **Herodes** der Große den letzten König des makkabäischen Stammes, vermählte sich mit der Makkabäerin Mariamne und wurde von den Römern zum Beherrscher Judaea's mit dem Königstitel ernannt (40). Nur gezwungen aber gehorchte ihm das Volk, und namentlich war ihm die einflußreiche und mächtige Secte der Pharisäer entgegen. Deshalb glaubte er sich nur durch gänzliche Vertilgung des Geschlechtes der Makkabäer in der Herrschaft behaupten zu können. Den Bruder der Mariamne ließ er beim Baden heimlich ertränken; ihren Großvater ließ er hinrichten; ja, Mariamne selbst und kurz darauf ihre Mutter fielen als Opfer seines Argwohns, und sogar die beiden Söhne, die ihm Mariamne geboren hatte, ließ er erdrosseln. Was half es aber dem Despoten, daß er ganz Palästina und Idumaea beherrschte! Er wurde ihres Besitzes nicht froh. Eine furchtbare Krankheit machte seinem Leben und damit seiner Schreckensherrschaft ein Ende, nachdem er noch fünf Tage vor seinem Tode einen dritten Sohn, der ihn vergiften wollte, hatte hinrichten lassen (4 v. Chr.).

Schon lange zuvor hatte das Reich der Seleuciden sein Ende erreicht. Ueppigkeit und Sittenverderbniß nahmen am Hofe und im Heere immer mehr überhand und zerrütteten gänzlich die Kräfte des Reiches. Königsmorde, Familienzwistigkeiten und innere Kriege wechselten mit einander ab, und so wurde das Reich eine leichte Beute der Römer, die es im Jahre 64 v. Chr. zur römischen Provinz machten.

Aegypten, das zweite größere Reich, das aus den Trümmern der großen Weltmonarchie Alexanders hervorging, befand sich unter der weisen und friedfertigen Regierung des **Ptolemaeos** I. (Soter oder Lagi) in der glücklichsten Lage. Während Kriegsstürme alle Nachbarländer zerrütteten, blühte sein Wohlstand im Frieden herrlich auf und hob sich besonders in Alexandria, der Residenz des Königs, die nicht nur eine der größten Städte jener Zeit und der Mittelpunkt des Welthandels war, sondern auch Sitz der Gelehrsamkeit wurde. Auf Veranlassung des Aristoteles legte der König im schönsten Theile der Stadt in der Nähe seines Palastes zur Förderung der Wissenschaften eine Bibliothek an, die von seinen Nachfolgern noch ansehnlich vermehrt wurde und über 400,000 Schriften enthalten haben soll. Zu gleichem Zwecke gründete er in Alexandria ein Gebäude, das Museum, in welchem die ausgezeichnetsten Gelehrten, für deren Unterhalt er mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit gesorgt hatte, nur der Beschäftigung mit den Wissenschaften leben sollten. Zur Förderung des Handels ließ er für achthundert Talente an der Ostspitze der Stadt den berühmten Leuchtthurm erbauen, der zu den Wundern der alten Welt gerechnet wurde.

Ebenso blühten Handel und Wissenschaften in Aegypten unter der langen, friedlichen Regierung seines Sohnes Ptolemaeos II. Philadelphos (283—247). Derselbe gründete noch eine zweite Bibliothek im Tempel des Gottes Serāpis, die 70,000 Schriften enthielt. Aegyptische Handelsflotten beschifften das Mittelmeer und den arabischen Meerbusen; ägyptische Karawanen zogen nach Asien und Aethiopien, und mehr als 250 Millionen Thaler nach unserem Gelde befanden sich bei dem Tode des Königs im Schatze. Doch schon mit seinem Sohne, dem kriegerischen Ptolemaeos III. Euergetes (bis 221), der den größten Theil von Syrien unterwarf, selbst über den Euphrat und Tigris vordrang, die Küste Kleinasiens bis zum Hellespont eroberte und im Süden die Grenzen seines Reiches bis jenseit der Quellen des Nils ausdehnte, erreichte die Blüthe des Ptolemäerreiches ihr Ende.

Eine fast ununterbrochene Reihe unfähiger, in Ueppigkeit versunkener Tyrannen folgte auf ihn. Verwandtenmord und blutige Thronstreitigkeiten waren hier, wie in Syrien, an der Tagesordnung; elende Günstlinge führten oft die Zügel der Regierung, und so wurde es den Römern leicht, sich immer größeren Einfluß im Reiche zu verschaffen, bis endlich 30 v. Chr. auch Aegypten römische Provinz wurde.

Für Macedonien folgten nach dem Tode des Lysimachos stürmische Zeiten. Wie Ptolemaeos Keraunos durch Frevel auf den Thron gelangt war, so suchte er sich auch durch die abscheulichsten Frevel in der Herrschaft zu behaupten. Um auch Thracien behalten zu können, heirathete er seine Halbschwester Arsinoë, die Wittwe des Lysimachos, unter dem Versprechen, ihre beiden Söhne als die eigenen anzusehen. Dann ließ er jedoch Beide in den Armen der Mutter tödten; diese aber rettete sich in das Heiligthum zu Samothrake, von wo sie nach Aegypten zu ihrem Bruder Ptolemaeos Philadelphos floh, mit dem sie sich dann vermählte. Kurz darauf wurde Griechenland von einer Pest verheert, und kaum war dieselbe vorüber, als Macedonien und Griechenland durch Plünderungszüge barbarischer Horden heimgesucht wurden.

Der große Volksstamm der Kelten oder Gallier nämlich hatte sich schon lange zuvor von seinen ursprünglichen Sitzen im heutigen Frankreich aus nach allen Gegenden Europa's weiter verbreitet. Er hatte sich im Norden auf den britischen Inseln, im Süden in Spanien festgesetzt, und war nach Osten hin, die Donauländer in Besitz nehmend, bis nach Illyrien vorgedrungen. Von den Römern aus Italien verdrängt, wohin sie einen Einfall gemacht hatten, kamen nun 280 v. Chr. neue Schaaren nach Illyrien, durchzogen Thracien und drangen in Macedonien ein. Der macedonische König Ptolemaeos wurde in einer Schlacht gefangen genommen und getödtet, und mit Beute beladen, verließen die räuberischen Horden das Land. Schon im folgenden Jahre aber kamen noch größere Schaaren, Alles plündernd und verheerend, nach Macedonien und drangen durch Thessalien gegen Hellas vor. Da ermannten sich die Hellenen noch einmal zu gemeinschaftlichem thatkräftigen Widerstande, und unter athenischer Leitung stellte sich im Herbst 279 ein Heer von 30,000 Mann am Engpaß von Thermopylae den Barbaren entgegen. Zwar wurde denselben, wie einst den Persern, ein Fußweg über das Gebirge verrathen; sie umgingen den Engpaß und drangen gegen Delphi vor, nach

dessen Tempelschätzen sie lüstern waren; doch die Phokier, von den Nachbarstaaten kräftig unterstützt, schirmten ihr Heiligthum. Die Gallier wurden gänzlich geschlagen; ihr Anführer fiel im Kampfe, und sie mußten eilig das Land verlassen, um nach Illyrien und Thracien zurückzukehren. Von Thracien aus setzte ein Theil von ihnen, herbeigerufen vom Könige Nikomedes I. von Bithynien, dem sein Bruder einen Theil seines Reiches entrissen hatte, im J. 278 nach Kleinasien über. Mit ihrer Hülfe nahm Nikomedes jenes Gebiet wieder in Besitz; dafür aber mußte er nun den Galliern einen Theil von Bithynien und Nordphrygien zum Wohnsitz einräumen. Beutegierig durchzogen seitdem die rohen Horden viele Jahre lang ganz Kleinasien; die Städte und Länder der Halbinsel, ja oft selbst die syrischen Könige mußten ihnen Tribut entrichten, um sich Schonung zu erkaufen, und erst 238 gelang es dem Könige Attalos I. von Pergamon nach einem glänzenden Siege, sie auf den Theil von Großphrygien einzuschränken, welcher zwischen dem Halys und den Quellen des Sangarios liegt und nach ihnen den Namen „Galatien" erhielt.

In Macedonien hatte nach dem Falle des Ptolemaeos Keraunos ein edler Macedonier, Sosthenes, die Trümmer des geschlagenen Heeres gesammelt (279). Derselbe siegte über die Gallier und schirmte, den Königstitel verschmähend, gegen sie das Land bis an seinen Tod (Ende 279). — Jetzt benutzte Antigonos Gonatas die allgemeine Verwirrung, um sich Macedoniens zu bemächtigen (278). Zwar wurde ihm dasselbe im J. 274 vom Könige Pyrrhos von Epirus wieder entrissen; als jedoch dieser im J. 272 bei der Belagerung von Argos seinen Tod gefunden hatte, gelangte er zum ungestörten Besitze des Landes, und sein Geschlecht behauptete sich nun ununterbrochen auf dem Throne; fortwährend aber waren die Könige mit den Griechen in Kämpfe verwickelt. Durch Einmischung in dieselben gewannen die Römer immer größeren Einfluß im Lande, und nach mehreren unglücklichen Kriegen wurde Macedonien 148 v. Chr. eine römische Provinz (§. 51).

Bald darauf unterlag auch Griechenland. — Schon vor dem Einfalle der Gallier hatte der größte Theil der Griechen sich in zwei größere Bundesvereine eng an einander geschlossen, in denen die letzte schöne Nachblüthe des alten hellenischen Sinnes erschien. Die Bewohner des Nordens vereinigten sich im Jahre 184 zum aetolischen Bunde, und weit bedeutender noch als dieser wurde der achaeische.

Schon in älterer Zeit bestand unter den Achäern an der Nordküste des Peloponnes ein Bund von zwölf Städten, der jedoch nach der Zeit Alexanders ganz in Verfall gerathen und überhaupt nie von großer Bedeutung gewesen war. Im J. 280 v Chr. wurde derselbe erneuert; Bedeutung aber gewann er erst dreißig Jahre später durch Arātos aus Sikyon. Dieser befreite seine Vaterstadt, aus welcher er als Kind vor der Verfolgung eines Tyrannen geflohen war, von der Tyrannenherrschaft und vereinigte die mächtige Stadt mit dem achäischen Bunde. Ihm selbst wurde die Leitung desselben übertragen, und bald waren die meisten Städte des Peloponnes, nachdem die macedonische Besatzung und die unter ihrem Schutze herrschenden Gewalthaber vertrieben waren, mit dem Bunde vereinigt. Leider gerieth aber der achäische Bund bald in Zwist mit dem aetolischen, der sich zur Unterdrückung desselben sogar mit den Macedoniern verband und einen Einfall in das Gebiet der Achäer machte,

Aratos schlug zwar die Aetoler, und Macedonien mußte mit dem achäischen Bunde Frieden machen; aber doch war er nicht der Mann, der Griechenland hätte retten können. Weniger aus Vaterlandsliebe als aus Sucht nach Macht und Ruhm war er für den Bund thätig, und als der junge, heldenmüthige König Kleoménes von Sparta, der durch Wiederherstellung der längst vergessenen lykurgischen Einrichtungen seinem Vaterlande die alte Macht wieder zu verschaffen suchte (226), sich im Kampf gegen die Achäer den größten Theil des Peloponnes unterwarf und als Preis für den Frieden nur die Hegemonie für Sparta, für sich aber die Stelle des Bundesoberhauptes forderte, da war es Aratos selbst, der sich aus Eifersucht gegen Kleomenes mit dem macedonischen Könige verbündete. Kleomenes wurde im J. 222 bei Sellasia (nordöstlich von Sparta) geschlagen und floh nach Aegypten, wo er seinen Tod fand; der achäische Bund aber gerieth nun in die schmachvollste Abhängigkeit von Macedonien. Zu spät erkannte Aratos, wie unrecht er gehandelt hatte. Mit dem Könige Philipp III. von Macedonien zerfiel er gänzlich. Derselbe schaffte ihn dafür durch ein langsam wirkendes Gift aus dem Wege (213) und ließ auch seinem Sohne Gift beibringen, durch welches derselbe seines Verstandes beraubt wurde. Aber dennoch hatte Philipp seinen Zweck nicht erreicht. An die Stelle des Aratos trat ein in jeder Beziehung weit größerer Mann, der edle Philopoemēn (Philopoimen).

Gleich groß als Staatsmann und als Feldherr, so unbestechlich, daß Niemand es auch nur wagte, ihm Geschenke anzubieten, einfach in Kleidung und Sitte wie Epaminondas, war Philopoemen zugleich wie jener von der glühendsten Vaterlandsliebe beseelt. Gleich in den ersten Schlachten war er siegreich, und die Macht wie der Muth der Achäer erreichten unter seiner Leitung den höchsten Gipfel. Selbst Sparta führte er dem Bunde zu, nachdem er es von der Herrschaft eines schändlichen Tyrannen befreit hatte (191); aber doch konnte er den Abfall Messeniens nicht verhindern. Schon ein siebzigjähriger Greis, und obgleich er zu Argos eben am Fieber krank danieder lag, drang er an der Spitze weniger Reiter in Messenien ein; er mußte jedoch der Uebermacht weichen. Auf dem Rückzuge, bei dem er der Letzte war, gerieth er in messenische Gefangenschaft. Er wurde in einen finsteren, dumpfen Kerker geworfen und mußte den Giftbecher trinken. Mit dem Muthe eines Helden starb er 183 v. Chr. — Wohl wurde sein Tod blutig gerächt und Messenien wieder mit dem Bunde vereinigt; aber die Kraft Griechenlands war und blieb gebrochen, und was noch davon vorhanden war, wurde durch Zwist und Verrath vollends vernichtet. Desto mehr wuchs nun die Macht und der Einfluß der Römer. Sie erlaubten sich Gewaltthätigkeiten aller Art in Griechenland, und nach Besiegung des macedonischen Königs Perseus (168) wurden tausend angesehene Achäer, feindseliger Gesinnung gegen sie angeklagt, zur Untersuchung nach Rom gefordert. Ohne Verhör hielt man sie dort zurück, und erst nach siebzehn Jahren durften dreihundert, die von ihnen nur noch übrig waren, in ihr Vaterland zurückkehren. Endlich gab ein Streit zwischen Sparta und dem achäischen Bunde den Römern Gelegenheit zur gänzlichen Unterdrückung Griechenlands. Sie mischten sich als Schiedsrichter in den Streit und forderten, daß Sparta und die Staaten, die unter macedonischer Oberhoheit gestanden hatten, wie Korinth, vom Bunde getrennt

würden. Die Achäer rüsteten sich zum Widerstande, aber es fehlte die rechte Begeisterung; das Bundesheer wurde gänzlich besiegt, und 146 v. Chr. fiel Korinth in die Gewalt des römischen Feldherrn Mummius.

Furchtbar war das Loos der blühenden Stadt. Der größte Theil der Männer wurde getödtet; Weiber und Kinder wurden als Sklaven verkauft, die bedeutendsten Kunstschätze fortgeschleppt und dann die Stadt eingeäschert. Der rohe Sieger hatte keine Ahnung von dem Werth der Kunstwerke, die in seine Hände gefallen waren. Erst als ein Gemälde bei der öffentlichen Versteigerung eines Theils der Beute mit mehr als 30,000 Thalern bezahlt ward, wurde er aufmerksam. Er befahl, es zurück zu behalten, weil er meinte, es müsse eine geheime Zauberkraft besitzen, da man so viel Geld dafür gebe, und denen, welche die Bildsäulen und Gemälde nach Rom zu schaffen hatten, drohte er, wenn etwas daran beschädigt würde oder verloren ginge, müßten sie neue machen lassen. Auch Theben wurde zerstört; andere Städte traf die härteste Plünderung, und sie wurden ihrer Mauern beraubt; ganz Griechenland aber wurde unter dem Namen Achaja römische Provinz.

So war Griechenlands Selbständigkeit untergegangen, und immer mehr gerieth es in jeder Beziehung in den traurigsten Verfall. Viele einst mächtige Städte lagen in Trümmern; reiche, blühende Gegenden verödeten, und das Land wurde immer mehr entvölkert. Aber auch nach seinem Falle noch übte es den größten Einfluß aus, selbst auf seine Sieger; namentlich blieb Athen der Sitz der Kunst und Wissenschaft nach wie vor, und jeder junge Römer, der für gebildet gelten wollte, mußte einige Zeit zu seiner Ausbildung daselbst zugebracht haben.

---

§. 35. Hellenische Kunst und Wissenschaft seit der Zeit Alexanders des Großen.

Nach kurzem Glanze war Alexanders des Großen Reich in Trümmer gesunken, dennoch aber blieben seine Eroberungszüge nicht ohne die wichtigsten Folgen für alle Zeit. Hellenische Bildung, hellenische Kunst und Wissenschaft waren durch ihn nach den fernen Ländern Asiens verbreitet; sie fanden in den von ihm gegründeten Kolonien eine heimische Stätte, und noch Jahrhunderte hindurch, nachdem Griechenlands Kraft längst gebrochen war, blühten sie fort unter den Kunst und Wissenschaft liebenden Ptolemäern in Alexandria und in den aus Alexanders Monarchie hervorgegangenen Reichen Westasiens.

Die Dichtkunst freilich fristete nur ein kümmerliches Dasein. Mit dem Untergange der griechischen Freiheit hatte sie den Boden verloren, auf dem sie allein wahrhaft gedeihen konnte. Man war vor Allem bemüht, die Schätze der Vorzeit zu bewahren und in das Verständniß derselben durch gelehrte Forschung einzudringen, und was spätere Dichter, besonders in Alexandria, Eigenes schufen, ist das Erzeugniß solcher mühsamen Untersuchungen, Nachahmung großer Dichterwerke der Vorzeit ohne eigene dichterische Schöpferkraft und Originalität, und dabei erscheint es meistens in einer äußerst gekünstelten Form, welche den fehlenden lebendigen dichterischen Geist ersetzen

soll. Ganz dem gelehrten Geist jener Zeit entspricht es, daß die Dichter die Grundzüge der Wissenschaften, der Astronomie, der Botanik, der Heilkunde in poetischem Gewande darstellten und so die Erfinder des Lehrgedichtes wurden. Außerdem machte man Gelegenheitsgedichte, Epigramme zum Andenken an Personen und an Ereignisse aus ihrem Leben, oder man ließ seine Gefühle der Freundschaft und Liebe in Elegien ausströmen; man verflocht auf geschickte Weise seine mythologischen Kenntnisse in idyllische Schilderungen. Zur Zeit Alexanders und Ptolemaeos I. war als Elegiendichter berühmt Philĕtas, dessen Elegien sich durch zarte, tiefe Empfindung und ungekünstelte Einfachheit auszeichneten, ebenso sein Freund Hermesianax aus Kolŏphōn. An Ruhm aber wurden beide übertroffen durch Kallimăchos um 250 v. Chr., der sich auch auf anderen Gebieten der Dichtkunst, so wie in Prosa als Alterthums- und Naturforscher ausgezeichnet hat.

Je tiefer die poetischen Schöpfungen jener Zeit im Vergleich mit früheren stehen, um so bewundernswerther sind die Meisterwerke, die auch damals noch auf dem Gebiete der bildenden Kunst geschaffen wurden. Diese sowohl wie die Baukunst fand reiche Nahrung durch den Bau zahlreicher Städte in den Ländern der Barbaren und durch die Ausschmückung der daselbst den hellenischen Göttern gegründeten Heiligthümer; so in Alexandria, Antiochia und anderwärts. Gleichwohl macht sich eine auffallende Verschiedenheit bemerklich zwischen den Kunstwerken aus dieser Zeit und denen, welche der Blüthezeit der griechischen Kunst angehören. Die bildende Kunst hatte bereits das Höchste erreicht, was sie auf dem Gebiete hellenischen Lebens zu erreichen vermochte, und wie in der Redekunst und Schauspielkunst schon seit dem peloponnesischen Kriege Sinnlichkeit und Leidenschaftlichkeit immer mehr hervortraten, so in der bildenden Kunst ein Streben nach überraschender Wirkung, nach verlockendem Sinnenreiz und glänzendem Effect. Diese Richtung der bildenden Kunst wurde noch durch die äußeren Verhältnisse gefördert. Früher hatte der Künstler für den Ruhm seiner Heimath und seines Volkes gearbeitet; jetzt trat die Kunst in den Dienst der Fürsten, die sich in Alexanders Monarchie theilten. Sie hatte die Aufgabe, diesen durch Glanz und Prunk übersättigten Herrschern zu schmeicheln, ihre launenhafte Verschönerungsluft zu befriedigen und in größter Eile zur Verherrlichung ihrer Hoffeste möglichst Glänzendes zu schaffen. Wenn aber auch durch dies Alles die Kunst von der Höhe der Vollendung wieder herabgezogen werden mußte, zu der sie sich erhoben hatte, so hatte sie doch noch immer eine solche Fülle innerer Kraft, daß gerade dieser Zeit die herrlichsten unter den Werken der bildenden Kunst angehören, die bis auf unsere Zeiten erhalten sind.

Zur Zeit Alexanders blühte besonders die Schule des Lysippos zu Sikyon, und von ihr ging eine andere Schule aus in dem reichen und blühenden Handelsstaate Rhodos. Dort goß Chares, ein Schüler des Lysippos, aus Metall den zu den sieben Wunderwerken der alten Welt gerechneten, siebzig Ellen hohen Menschenkoloß, welcher am Hafen der Stadt sich befand und als Leuchtthurm diente. Nur etwa funfzig Jahre stand die ungeheuere Bildsäule, denn ein Erdbeben um 227 v. Chr. stürzte sie um, und durch ihren Fall wurden die Mauern und ein großer Theil der Stadt zertrümmert. Achthundert und siebzig Jahre lang lagen die Trümmer im Hafen, bis die

Araber die Insel eroberten und das Erz an einen Juden verkauften, der es auf neunhundert Kameelen fortschaffte.

Ebenso waren es rhodische Künstler (Agesandros, sein Sohn Athenodōros und Polydōros), welche die berühmte Gruppe des Laokoon schufen, von der schon Kunstkenner des Alterthums sagten, daß sie an Kühnheit alle Werke der Malerei und der Bildhauerkunst übertreffe.

Es ist eine pyramidale Gruppe. Der Vater in der Mitte, auch äußerlich durch die Größe vor seinen Söhnen hervorragend, ist ein Mann von der höchsten männlichen Stärke. Von der Schlange verwundet, stemmt er sich mit aller Kraft gegen die Ungeheuer. Der Schmerz durchzuckt alle Muskeln des Gesichtes, alle Glieder des Körpers; er ist das vollendete Bild der Verzweiflung. Der Sohn zur Rechten liegt, von einer anderen Schlange gebissen, im Verscheiden, während der zur Linken, welcher noch unverwundet ist und nur den von der Schlange umwundenen Fuß zu befreien sucht, mit dem tiefsten Schmerz und Entsetzen nach den Wunden seines Vaters hinblickt. Die künstlerische Richtung jener Zeit erscheint in diesem Kunstwerke in der großartigsten Gestalt. Ueberall tritt das Streben hervor, das Gefühl des Beschauenden durch Darstellung der bewegtesten Leidenschaften gewaltig zu erschüttern, und in dem Vater erscheint die Leidenschaft so hoch gesteigert, wie es in der Bildhauerkunst nur irgendwie möglich ist. „Ein Wunder der Kunst", sagt ein tiefer Kenner des Alterthums, „in Betracht des feinen und edlen Geschmacks in der Lösung einer so schwierigen Aufgabe und der tiefen Wissenschaft in der Ausführung, aber deutlich auf glänzenden Effect und Darlegung der Meisterschaft berechnet und, verglichen mit den Werken früherer Zeiten, von einem gewissen theatralischen Charakter." — Im J. 1506 fand man die Gruppe, aus fünf Marmorblöcken bestehend, zu Rom bei den Bädern des Titus, und nachdem der rechte Arm des Vaters und zwei Arme der Söhne ergänzt waren, wurde sie aufgestellt. Später schleppten die Franzosen sie nach Paris, und jetzt befindet sie sich wieder in Rom. Vier große deutsche Schriftsteller, Winckelmann, Lessing, Herder und Goethe, haben ausführliche Schilderungen und Betrachtungen über dies Meisterwerk der alten Kunst geschrieben.

Ein anderes herrliches Kunstwerk jener Zeit ist die Marmorstatue des belvederischen Apollo in der vatikanischen Sammlung in Rom, wahrscheinlich Nachbildung einer Erzstatue, die aber auch nicht aus der Zeit vor Lysippos herrühren kann. Sie wurde 1500 n. Chr. im Hafen von Porto d'Anzo, dem alten Antium, drei Meilen südlich von Rom, gefunden, wohin sie der Kaiser Nero wahrscheinlich aus dem Tempel zu Delphi hatte bringen lassen. Der linke Arm fast bis zum Ellenbogen und die Finger der rechten Hand mußten ergänzt werden. Der Gott ist dargestellt, wie er eben von seinem besiegten Gegner hinwegschreitet; vielleicht soll die um einen Baumstamm gewundene Schlange andeuten, daß er eben den Drachen Python überwunden hat. In der ganzen Haltung der schönen Gestalt ist der edelste Siegerstolz ausgeprägt. Noch scheint eine leichte Wolke des Unmuths an der Stirn vorüberzuziehen; noch bemerkt man die letzten Spuren des Kampfzornes in den Zügen des Antlitzes, aber sie gehen in selige, göttliche Heiterkeit über. Winckelmann nennt diese Statue das höchste Ideal der Kunst unter allen Werken des Alterthums, welche der Zerstörung entgangen sind.

Zu gleicher Zeit mit dem Apoll von Belvedere und in derselben Gegend wurde ein anderes Werk hellenischer Kunst gefunden, das unter dem Namen des borghesischen Fechters bekannt ist und sich jetzt in der Villa Borghese zu Rom befindet. Es ist ein mit höchster Anstrengung kämpfender Mann, der vertheidigend vordringt, um mit Schild und Speer einen Reiter abzuwehren. Der linke Arm und Fuß sind dem Feinde zugewandt; der rechte Arm fehlt und wurde ersetzt. Am Fuße des Kunstwerkes ist der Name des Künstlers eingegraben. Es war Agasias aus Ephesos, wo wahrscheinlich gleichzeitig mit der zu Rhodos eine Kunstschule blühte.

Namentlich wurden auch die Siege über die Kelten (S. 368) durch Gruppen von Erzstatuen verherrlicht. Einer derselben gehört wahrscheinlich auch die jetzt in Rom befindliche Marmorstatue des „sterbenden Fechters“ an. Ein verwundeter Krieger, der durch Schnurrbart und Halskette als Kelte kenntlich ist, liegt auf einem ovalen Schilde, auf welchem man eine Art zerbrochenes Horn sieht. Der rechte Arm ist gegen den Boden gestemmt, während die linke Hand sich auf den rechten Schenkel stützt. Wahrscheinlich ist die Statue Nachbildung einer Erzbildsäule des Ktesiläos, der um die Zeit des Pheidias lebte.

Die größte aus dem Alterthum erhaltene Marmorgruppe ist die jetzt im Museum zu Neapel befindliche des sogenannten farnesischen Stiers, das Werk von zwei kleinasiatischen Künstlern.

Sie stellt den wilden Stier dar, an dessen Hörner Amphion und sein Bruder Zethos die Dirke, die Gemahlin ihres Großoheims Lykos, binden. Sie war zuletzt in Rom; 1546 n. Chr. wurde sie daselbst wieder aufgefunden, ergänzt und im Palast Farnese zu Rom aufgestellt, von wo sie nach dem Aussterben des Hauses Farnese 1786 mit den übrigen dort aufgesammelten Kunstschätzen nach Neapel kam.

Bald nach der Zeit, welcher diese herrlichen Meisterwerke angehören, schon seit den Zeiten Antiochos des Großen, ging die hellenische Kunst entschieden ihrem Verfalle entgegen; doch etwa funfzig Jahre später erschien noch eine schöne Nachblüthe derselben, indem besonders in Athen Meister im Erzguß und in der Sculptur auftraten, die sich treu und sinnig an die großen Vorbilder aus der Zeit der höchsten Blüthe anschlossen. So schuf der Athener Kleomenes nach der knidischen Aphrodite die mediceische Venus, eine Bildsäule von unnachahmlicher Schönheit, die vollendetste Darstellung weiblichen Liebreizes; „aber man vermißt hier bereits das Höchste, — die Unschuld der Erscheinung.“ — Sie ist aus elf Stücken zusammengesetzt. Die Ohren trugen Gehänge, und die zierlich geordneten Haare waren vergoldet. Als man die Bildsäule wiederfand, fehlten nur die Hände und ein Theil der Arme.

Das schönste Muster männlicher Kraft erscheint in der später von dem Athener Glykon nach einem Werke des Lysippos aus parischem Marmor gebildeten, dreimal lebensgroßen Bildsäule des farnesischen Herkules, welche den Heros darstellt, wie er von großer Arbeit auf einen Augenblick ausruht. Er hat soeben die goldenen Aepfel aus den Gärten der Hesperiden erbeutet und stützt sich nun siegesstolz auf seine Keule. Man fand diese Bildsäule im J. 1540 in den Bädern des Kaisers Caracalla, unter dessen Regierung sie wahrscheinlich nach Rom gekommen war, und stellte sie im Palast Farnese

auf. Die Hand mit den Aepfeln und die Beine, welche fehlten, wurden neu hinzugefügt, so meisterhaft, daß man später, als die antiken Beine noch gefunden wurden, es nicht für nöthig hielt, sie anzusetzen, sondern sie nur neben die Bildsäule legte. Gegenwärtig befindet sich dieselbe im Museum zu Neapel. — In jene Zeit gehört auch der berühmte Torso von Belvedere (S. 147), ein Werk des athenischen Künstlers Apollonios. „Herakles ruhte hier auf dem rechten Arme, in welchem er wahrscheinlich einen Becher hielt, und hatte den linken über das Haupt geschlagen; ein seliges Behagen hat sich über die Muskeln des erhabenen Körpers ergossen, ohne das Gepräge der höchsten Kraftfülle zu verwischen."

Ein außerordentlicher Luxus wurde seit Alexanders Zeit mit geschnittenen Edelsteinen (Gemmen) getrieben. Die Steinschneidekunst war schon sehr früh durch das Bedürfniß in's Leben gerufen, besonders kostbare Gegenstände mit einem Siegel zu verschließen. Bereits 2. Mos. 28 werden geschnittene Steine erwähnt, und nach Herodot besaß jeder Babylonier ein Petschaft von geschnittenem Stein. Anfangs benutzte man nun solche geschnittene Steine eben nur zu Siegelringen, und die Figuren in denselben waren ziemlich kunstlos, oft nur an einander gereihte Punkte und Höhlungen, statt deren man erst später ganze Figuren eingrub. In Griechenland wird als erster Meister in dieser Kunst Theodōros aus Samos um 740 v. Chr. genannt, welcher den Stein geschnitten haben soll, den später Polykrates in seinem Ringe trug. Seit den Zeiten des Pheidias und Praxiteles gelangte auch die Steinschneidekunst zu größerer Vollendung, und die Künstler bildeten namentlich berühmte Bildwerke ihrer Zeit im Kleinen auf Gemmen nach. So ist uns manches ausgezeichnete Kunstwerk in trefflichen Nachbildungen erhalten worden, das sonst ganz verloren gegangen sein würde.

Der berühmteste Steinschneider zur Zeit Alexanders war Pyrgotĕles, der Einzige, der das Bildniß des Königs in Gemmen eingraben durfte. Schon damals dienten sie auch zum Schmuck, und noch mehr war dies später der Fall; namentlich herrschte am Hofe der prachtliebenden Seleuciden die orientalische Sitte, Becher, Leuchter und andere Sachen aus edlem Metall mit Gemmen zu schmücken*); ja, man hatte ganz aus edlem Stein geschnittene Becher und Schalen.

Die zu Siegelringen bestimmten Steine wurden tief geschnitten (intaglio). Am liebsten nahm man dazu einfarbige und durchsichtige, doch auch wolkige und fleckige Steine, besonders Amethyst, Topas, Carneol, Chalcēdon und Achat. Zu Schmucksachen dagegen wurden die Figuren erhaben geschnitten (cameo), und man nahm dazu am liebsten mehrfarbige Steine, besonders solche, die, wie der Onyx und Sardonyx, aus milchweißen und dunklen Lagen bestanden, so daß die Figuren eine andere Farbe bekamen als der Grund. So soll der König Pyrrhos von Epirus um 300 v. Chr. einen Achat besessen haben, auf dem Apoll und die Musen mit ihren Attributen durch natürliche Flecke im Stein fast von selbst dargestellt waren.

---

*) Diese Sitte hat sich bis in's Mittelalter erhalten, und noch jetzt findet man an alten Kirchengefäßen werthvolle antike Gemmen, die dadurch vom Untergange gerettet sind.

Schon früh wurden Gemmensammlungen (Daktyliotheken) angelegt; so hatten eine solche bereits im letzten Jahrhundert v. Chr. Sulla, Pompejus und Cäsar in Rom. Jetzt sind die bedeutendsten in Wien und Berlin, jene besonders in den Kameen, diese mehr in den intaglio's ausgezeichnet. Die schönste der noch erhaltenen Gemmen ist ein Onyx im Wiener Museum, der in erhabener Arbeit die Erhebung des römischen Kaisers Augustus zu den Göttern darstellt. Der russische Kaiser besitzt eine fast einen halben Fuß lange Kamee mit den Köpfen des Ptolemaeos I. und seiner Gemahlin Eurydike, die im edelsten Stil und mit großer Vollendung gearbeitet sind. Auch von den ganz aus edlem Steine gearbeiteten Gefäßen ist manches bewundernswerthe Stück erhalten, z. B. die sogenannte Vase des Mithradates in Paris, die in sehr erhabenem Bildwerk Schenktische und bacchische Masken darstellt, und das sogenannte Beuth'sche Onyxgefäß in Berlin.

Noch verderblicher als für die Bildhauerkunst war es für die Malerei, daß sie der Genußsucht prachtliebender Fürsten dienstbar wurde. Man bewunderte wohl die Werke der alten Meister, aber sie zu erreichen vermochte man nicht. Mit unglaublicher Schnelligkeit mußten die Gemälde ausgeführt werden, welche dazu dienten, die Prachtaufzüge und die Paläste der Machthaber zu schmücken; leichte Decorationsmalerei trat somit an die Stelle gediegener Kunstwerke, und was das Schlimmste war, die Kunst machte jetzt nicht mehr wie ehemals Anspruch auf strenge Sittlichkeit, sondern gefiel sich, dem Gelüste der Reichen und Mächtigen fröhnend, in bacchantischen und anderen ausgelassenen Darstellungen.

Als ein Erzeugniß des Luxus ist noch ein damals sich entwickelnder neuer Kunstzweig zu erwähnen, die Mosaikgemälde, dadurch entstanden, daß man sich nicht mehr begnügte, die Wände der Paläste mit Gemälden zu schmücken, sondern auch den Fußböden einen ähnlichen Schmuck verlieh. Man belegte dieselben mit kleinen, zu einem Gemälde zusammengefügten Würfeln von Steinen oder mit gefärbten Thonstiften, und bald vermochte man selbst große Heldenkämpfe und Schlachten in solcher Weise darzustellen. So waren auf den Fußböden eines Prachtschiffes, welches einem Könige von Syrakus gehörte, alle Scenen aus der Ilias in Mosaik gebildet.

Wie unermeßlich übrigens der Reichthum Griechenlands an Schätzen der bildenden Kunst gewesen ist, kann man sich kaum vorstellen. Eine unendliche Fülle von Bildsäulen wurde geraubt und nach fremden Ländern geschleppt. Schon Darius und Xerxes machten mit solchen Plünderungen den Anfang; später setzten macedonische Fürsten sie fort, um ihre Residenzen mit hellenischen Kunstwerken zu schmücken, und doch war dies nur ein geringes Vorspiel der späteren Verluste. Die Aetoler zerstörten das uralte Heiligthum zu Dodona und viele andere Tempel, und aus Rache verwüsteten nun die Macedonier den Versammlungsort des aetolischen Bundes, stürzten daselbst mehr als zweitausend Bildsäulen um und verstümmelten sie. Später führte ein römischer Feldherr bei seinem Triumphzuge über die Aetoler 285 Erzbildsäulen und 230 von Marmor mit auf, und doch war Aetolien nicht ein Theil Griechenlands, in welchem die Kunst besonders heimisch gewesen wäre; unendlich reicher war Athen, Delphi, Korinth. Das Heiligthum in Delphi war mehr als einmal zerstört und geplündert worden, und als der römische Kaiser Nero 64 n. Chr.

fünfhundert eherne Bildsäulen von dort entführte, blieben doch noch einige hundert zurück. Als Mummius Korinth zerstörte, wüthete dort mehrere Tage lang eine furchtbare Feuersbrunst; viele Kunstschätze gingen durch den rohen Uebermuth der römischen Krieger zu Grunde; Vieles kam nach anderen griechischen Städten und nach Kleinasien, und doch wurde Rom und ganz Italien mit den noch übrig gebliebenen Gemälden geschmückt. In einem nur für kurze Zeit erbauten Theater in Rom wurden dreitausend griechische Bildsäulen aufgestellt. Seit jener Zeit schleppten die römischen Feldherren fort und fort die griechischen Kunstschätze nach Rom. So führte der römische Feldherr Flamininus nach Besiegung der Macedonier am ersten Tage seines Triumphzuges eine Menge Statuen von Marmor und Erz, und am zweiten viele kostbare Gefäße, meist mit kunstvoller, erhabener Arbeit, auf, und für die vollständige Besiegung der Macedonier feierte der Consul Aemilius Paullus einen noch glänzenderen Triumph, bei welchem die erbeuteten Bildsäulen auf 250 Wagen geführt wurden. In noch größerem Maße setzten später die römischen Statthalter und die Kaiser die Plünderungen fort, und es ist kaum zu glauben, wie groß die Menge der Kunstschätze war, die durch Raub aus Griechenland nach Rom kamen. Mehrere Schiffsladungen wurden 455 n. Chr. von den Vandalen weggeschleppt, und doch hat man in Rom und der Umgegend allein über sechzigtausend Bildsäulen in neuerer Zeit ausgegraben. Trotz aller jener Plünderungen aber blieb noch immer eine reiche Fülle von Kunstschätzen in Griechenland selbst. In Rhodos allein waren noch nach Nero's Zeit dreitausend Bildsäulen und unter ihnen hundert von kolossaler Größe, und nicht weniger in Athen, Delphi und Olympia. Noch jetzt sogar sind im Boden Griechenlands reiche Kunstschätze verborgen, obgleich in neuerer Zeit noch Vieles durch Kauf in die Museen anderer Länder gekommen ist, so daß man gewiß sagen kann, kein Volk der Erde habe die Kunst in so reichem Maße geübt wie die Hellenen.

Werfen wir nun noch schließlich einen Blick auf den religiösen Zustand der Hellenen seit der Zeit Alexanders des Großen, so ist ein sichtliches Absterben des religiösen Glaubens unverkennbar. Die alte Volksreligion hatte ihre Kraft verloren. Wie die Eroberungszüge des großen Königs das Mittel geworden waren, um griechische Bildung in die fernsten Gegenden der Erde zu verbreiten, so wurden sie auch die Veranlassung dazu, daß die heidnischen Religionen sich unter einander selbst vernichteten, und durch Beides bereiteten sie die Gründung der wahren Religion vor, welche allein die in den Herzen der Völker rege gewordenen Bedürfnisse zu befriedigen vermochte.

Schon die Perser hatten früher bei ihren Eroberungen den unterworfenen Völkern ihre Religion gelassen. Alexander befolgte denselben Grundsatz. Um sich die besiegten Völker desto geneigter zu machen, opferte er ihren Göttern, dem Baal in Phönicien, dem Ammun in Aegypten. Dadurch fand der Dienst solcher Götter auch unter den Griechen Eingang; diese glaubten nicht nur ihre eigenen Götter in den fremden wieder zu erkennen, wie den Zeus im Ammun, sondern sie verehrten auch die fremden Götter selbst, und auf der anderen Seite wurde auch den hellenischen Gottheiten in den von Alexander und seinen Nachfolgern in fernen Ländern gegründeten Kolonien manche neue Stätte der Verehrung bereitet. So bestanden unter den Ptolemäern in Aegypten die alte

Landesreligion und die hellenische Religion neben einander, Alexandria aber wurde der Sammelplatz hellenischer Gottheiten; und je unwirksamer die Religion innerlich wurde, um so mehr suchte man sie äußerlich durch prächtige Tempel und Götterbilder, rauschende Ceremonien und das Gepränge festlicher Aufzüge zu stützen. Aber je mehr in solcher Weise die Zahl der Götter in's Unendliche wuchs, um so mehr schwand auch ihr Ansehen trotz aller Pracht, mit der man ihren Dienst umgab, und als nun vollends in den fortwährenden Kriegen, die auf die Zeiten Alexanders folgten, manches uralte und ehrwürdige Heiligthum in Trümmer sank, als die Römer planmäßig die Tempel selbst der verehrtesten Götterbilder beraubten, schwand auch der letzte Rest von der Würde und Hoheit der hellenischen Religion dahin.

Da suchte das Volk den Trost und die Beruhigung, welche die väterliche Religion ihm nicht mehr zu gewähren vermochte, in den tiefsinnigeren Religionen des Orients. Der geheimnißvolle Dienst des Sarapis (S. 37), in welchem sich orientalische und hellenische Religionselemente in merkwürdiger Weise verschmolzen, fand durch die Ptolemäer in Alexandria eine Stätte und wurde von da aus immer weiter verbreitet; ebenso erhielt der Dienst der Isis und anderer ägyptischer Gottheiten großes Ansehen.

So versank die Masse des Volkes immer tiefer in Aberglauben und suchte in äußerem, geheimnißvollem Gottesdienst Beruhigung; die Gebildeten dagegen, welche in den veralteten, vielfach gedeuteten und bezweifelten Göttersagen keine Befriedigung für ihr religiöses Gefühl mehr zu finden vermochten, wurden dem traurigsten Unglauben zur Beute, in welchem die damals besonders herrschenden philosophischen Systeme der **Stoiker** und **Epikureer** sie nur noch mehr befestigten.

Epikuros, der Stifter der epikureischen Philosophie, war 342 in dem Flecken Gargettos bei Athen geboren. Nachdem er in verschiedenen Städten als Lehrer der Philosophie aufgetreten war, kehrte er nach Athen zurück. Dort lebte er in stiller Muße, zurückgezogen von allen öffentlichen Geschäften, in einem Garten, den er sich gekauft hatte, umgeben von einer großen Schaar von Schülern, die ihn wegen seiner Einfachheit und Sittenreinheit hoch verehrten. Er starb daselbst (270) als zweiundsiebzigjähriger Greis nach langen und schweren Leiden, die er mit der größten Heiterkeit und Standhaftigkeit ertrug.

In seiner Lehre schloß er sich an die Kyrenaiker an. Wie sie, betrachtete er als das höchste Gut für den Menschen den Genuß, und Tugend und Weisheit hatten für ihn nur Werth als Mittel, durch welche man zum Genuß gelange. Freilich stand ihm der geistige Genuß höher als der leibliche, weil er dauernder ist; als das höchste Ziel aber, welches der Mensch erreichen könne, die höchste Glückseligkeit, erschien ihm die innere Seelenruhe, die dadurch entsteht, daß der Körper frei ist von Schmerzen, die Seele frei von Angst vor äußeren Dingen, vor inneren Leiden und vor höheren Wesen. Die ganze Welt war ihm ein Werk des Zufalls, entstanden aus verschiedenartiger Zusammenfügung unendlich kleiner, untheilbarer Körperchen (Atome). Aus solchen war nach seiner Meinung nicht nur die ganze Körperwelt gebildet, sondern auch die Seele, welche daher ebenfalls sterblich sei, indem jene Atome sich wieder von einander trennten. So ist es nach ihm auch allein der Zufall,

welcher die Welt beherrscht, und die Seligkeit der Götter, welche in den leeren Zwischenräumen zwischen den Weltkörpern leben, besteht eben darin, daß sie in ewiger Ruhe sich um die beschwerliche Regierung der Welt gar nicht kümmern.

Diese Glückseligkeitslehre fand bald außerordentlichen Eingang. Waren doch alle Verhältnisse des öffentlichen Lebens so trostlos geworden, daß zu freudiger Hoffnung für die Zukunft kein Raum blieb, und daß man nichts Besseres thun zu können schien, als die Gegenwart so gut wie möglich zu genießen. Der Einfluß dieser Philosophie aber konnte nur ein höchst nachtheiliger sein. War auch das Leben Epikurs unendlich besser als seine Lehre, so war es doch natürlich, daß seine Schüler immer mehr entarteten. So wurde durch die epikureische Philosophie aller religiöse Sinn und alle Sittlichkeit in den Gemüthern des Volkes nur noch mehr untergraben, und noch heute nennt man einen Menschen, der nichts Höheres kennt als verfeinerten Sinnengenuß, einen Epikureer.

Den entschiedensten Gegensatz gegen Epikuros bildete sein Zeitgenosse Zeno aus Kittion in Cypern, um 340 geboren. Seit seinem zweiundzwanzigsten Jahre beschäftigte er sich eifrig mit dem Studium der Philosophie, und nachdem er sich zwanzig Jahre lang vorbereitet hatte, trat er selbst als Lehrer derselben auf. Er lehrte in der Stoa Poikile zu Athen, jener berühmten Säulenhalle, die mit den Meisterwerken des Polygnotos und anderer großer Maler geschmückt war. Man nannte davon seine Schüler Stoiker und seine Philosophie die stoische.

Philosophie ist ihm das Streben nach Weisheit, d. h. nach der Erkenntniß menschlicher und göttlicher Dinge. Die Anwendung der Weisheit im Leben ist Tugend, und alle Tugenden sind so eng mit einander verbunden, daß man keine einzelne besitzen kann, ohne die anderen zugleich mit zu besitzen. Die Gottheit erschien ihm als die Vernunft, welche die Masse der Welt belebt und durchdringt und sie nach dem Gesetze einer unabänderlichen Nothwendigkeit, des Schicksals, regiert. Wer dieser allgemeinen Vernunft, oder, was dasselbe ist, der Natur, in allen seinen Handlungen folgt, der lebt wahrhaft sittlich und ist damit glückselig; denn die Tugend, lehrte Zeno, ist das einzig wahre Gut, das Laster das einzig wahre Uebel; alle äußeren Dinge sind an sich gleichgültig, und auch der Schmerz ist kein Uebel. Um aber zur wahren Tugend zu gelangen, muß der Mensch über alle Begierden und Leidenschaften erhaben sein; weder Lust noch Schmerz dürfen ihn in seinem Gleichmuth stören. Trotz ihres ernsten sittlichen Sinnes hielten daher die Stoiker sogar den Selbstmord für erlaubt, wenn der Körper die Seele in ihrer freien Thätigkeit hindert, und Zeno selbst gab das Beispiel dazu, indem er um das Jahr 260 eines freiwilligen Hungertodes starb. — Die Athener ehrten sein Andenken durch ein Denkmal, dessen Inschrift verkündigte: „daß sein Leben mit seiner Lehre vollkommen übereingestimmt habe.“

Auch die stoische Philosophie vermochte die religiösen Bedürfnisse nicht zu befriedigen. Vielmehr verleitete sie ihre Anhänger, je weiter sie es in der Selbstbeherrschung brachten, zu stolzer Selbstgenügsamkeit, welche verächtlich auf die Masse der übrigen Menschen als auf Thoren herabblickt. Auf das Volk zu wirken, war sie vollends unfähig; denn dasselbe vermochte wohl den

Weisen zu bewundern, der, mit Gleichmuth alle Uebel ertragend, den Glauben an Tugend und das Streben nach derselben stets bewahrte; aber es hatte nicht die Kraft, ihm nachzuahmen.

Ist es zu verwundern, daß bei solchem Widerstreit der philosophischen Meinungen Andere, zuerst Pyrrhon aus Elis (376—288 v. Chr.), gar mit der Behauptung hervortraten, daß man überhaupt gar nichts mit Gewißheit zu erkennen vermöge? Während Sokrates gesagt hatte, er wisse nur, daß er nichts wisse, sagten diese Zweifler oder Skeptiker, man könne nicht einmal wissen, daß man nichts wisse, und der Weise müsse sich daher alles Urtheilens enthalten. Auf solche Weise mußte auch alle religiöse Erkenntniß zweifelhaft werden, und noch mehr wurde der alte Volksglaube erschüttert durch den am Hofe des macedonischen Königs Kassander lebenden Philosophen Euhemĕros. Wie es seit Alexanders Zeit Sitte geworden war, Fürsten nach ihrem Tode zu vergöttern, so suchte Euhemeros in einer besonderen Schrift zu zeigen, daß alle Götter nichts seien als Menschen, die man nach ihrem Tode vergöttert habe. Sein Buch schmeichelte sich durch gefällige, romanhafte Einkleidung bei dem Volke ein und machte ungeheures Aufsehen. Was half es, daß andere Schriftsteller den Euhemeros einen unverschämten Lügner nannten, einen aufschneiderischen Greis, der durch seine erlogenen Fabeln die Masse des späteren Unglaubens über die Welt gebracht habe! Der Unglaube selbst konnte dadurch nicht beseitigt werden, um so weniger, da die Komödiendichter recht absichtlich darauf ausgingen, unsittliche Handlungen, die in den alten Mythen von den Göttern erzählt wurden, in recht pikanter Weise auf die Bühne zu bringen, um den Beifall des Publikums dadurch zu erlangen. Wie es auf der einen Seite ein trauriger Beweis von der im Volke bereits herrschenden Gottlosigkeit war, daß sie wagen durften, demselben dergleichen vorzuführen, so wurde auf der anderen Seite alle Ehrfurcht vor den Göttern dadurch vollends untergraben.

So herrschte in der griechischen Welt der finsterste Aberglaube auf der einen und der trostloseste Unglaube auf der anderen Seite, und während die Gottesdienste in's Unendliche vervielfältigt wurden, verstummten gleichzeitig die Orakel, Tempel sanken in Trümmer, alterthümliche Gottesdienste geriethen in Vergessenheit. Gerade dadurch aber wurde immer gewaltiger das Gefühl der Hülfsbedürftigkeit in den Gemüthern der Völker angeregt, die Sehnsucht nach Ruhe für die in endlosen Zweifeln umhergetriebenen oder vom Aberglauben geängsteten Seelen, welche weder Religion noch Philosophie ihnen zu geben vermochte; und wie hellenischer Geist sich mit der Herrschaft der Römer immer weiter zu allen Völkern verbreitete, so wurden sie auch immer allgemeiner von jener Sehnsucht ergriffen, die erst, als die Zeit erfüllt war, ihre Befriedigung finden sollte im Christenthum, durch welches aller Zweifel verklärt wird zum Glauben und alle Furcht umgewandelt wird in Liebe zu dem, in welchem alle Weisheit ist und alle Erkenntniß, weil in ihm die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig wohnte.

3. Buch. Die Römer bis zum Untergange ihrer Republik.

Erstes Kapitel. Von der Erbauung Roms bis zur Abschaffung der Königswürde 753 — c. 500 v. Chr.

---

§. 36. Italien und seine ältesten Bewohner.

a) Das Land.

Die Geschichte des römischen Volkes, welches, nachdem die Hellenen ihre Aufgabe für die Entwickelung der Menschheit erfüllt hatten, als das herrschende Volk auf dem Schauplatze der Weltgeschichte auftrat, ist bei weitem der bedeutendste Abschnitt der Geschichte des Alterthums. Abgesehen davon, daß die Geschichte keines Volkes reicher an großen Männern ist, und daß es ein eigenthümliches Interesse gewährt, zu sehen, wie ein Volk vom kleinsten Anfange aus nicht nur sich auf den Gipfel der Macht erhoben, sondern sich Jahrhunderte lang dauernd auf demselben erhalten hat, so bildet die römische Geschichte auch den Mittelpunkt, in welchem nicht nur die Geschichte aller Völker des Alterthums endigt, sondern von dem auch alle neuere Geschichte beginnt, und wie die weltbeherrschenden Römer alle im Alterthume vorhandenen Keime geistiger Bildung in sich aufnahmen, so ist auch von ihnen wieder die geistige Bildung der neueren Zeit ausgegangen.

Bevor wir aber die Geschichte der Römer kennen lernen, müssen wir uns mit dem Lande bekannt machen, welches von ihnen bewohnt wurde, theils weil kein Volk sich den Einflüssen zu entziehen vermag, welche die Natur seines Wohnsitzes auf dasselbe ausübt, theils um den Lauf der Erzählung nicht später durch Bemerkungen über die Lage der Orte unterbrechen zu müssen.

Die fast 150 Meilen lange Halbinsel, welche jetzt Italien heißt, hatte im höchsten Alterthume keinen gemeinschaftlichen Namen. Erst, als die Römer sich dieselbe ganz unterworfen hatten, wurde der Name Italia, den in älterer Zeit nur der südlichste Theil geführt hatte, nach Norden bis zu den äußersten Enden der Apenninen ausgedehnt.

Im Norden ist die Halbinsel von den im Alterthume für unübersteiglich gehaltenen Alpen umkränzt. Mit ewigem Schnee bedeckt, ragen die Gipfel derselben in die Wolken empor, während die Abhänge mit Fichten- und

Lärchenbaumwaldungen, Kastanienbäumen und Eichen, Obstbäumen und Weinreben bedeckt sind. Im Osten wird sie vom adriatischen und ionischen, im Westen vom tyrrhenischen Meere bespült.

Vom Südende der Seealpen, des westlichsten Theiles der ganzen Alpenkette, zieht sich die mit allen Krümmungen ihres Hauptkammes über 220 Meilen lange vulkanische Kette der Apenninen mitten durch die Halbinsel hindurch, indem sie sich anfänglich gegen Ost-Süd-Ost nach dem adriatischen Meere hin erstreckt, dann sich mehr nach Süden wendet und sich endlich in zwei Arme spaltet, von denen der östliche, eine bloße Hügelreihe, durch die Halbinsel Apulien zieht, der höhere westliche aber durch die Halbinsel Calabrien bis zur Straße von Messina hinabreicht. In tiefen Schluchten brausende Waldströme stürzen sich die Abhänge herab, welche mit unermeßlichen Kastanienwaldungen bedeckt sind, an deren Stelle am Fuße des Gebirges Olivenwälder treten. Die größte Höhe erreicht die Kette in ihrem mittleren Theile, wo sie in den heutigen Abruzzen fast bis zu 9000 Fuß aufsteigt. Hier entfaltet sich der Pflanzen- und Baumwuchs in der üppigsten Fülle, und die Natur ist fast so wild und großartig wie in den Alpen.

Mildes Klima, reiche Bewässerung und große Fruchtbarkeit machten schon früh die ganze Apenninenhalbinsel zu einem der herrlichsten Länder von ganz Europa.

Die von den Alpen und den nördlichen Apenninen eingeschlossene Ebene (die jetzige lombardische Ebene, das frühere cisalpinische, d. h. diesseit der Alpen gelegene Gallien) wird in ihrer ganzen Ausdehnung von Westen nach Osten durchströmt von dem auf dem Monte Viso entspringenden Po mit seinen dreißig Nebenflüssen, unter denen links der Ticinus (jetzt Ticino), rechts die Trebia (jetzt Trebbia) geschichtlich am bekanntesten sind. Der östliche Theil wird durch die von den Tiroler Alpen herabströmende Etsch bewässert. Beide ergießen sich in's adriatische Meer. Schon im Alterthume war die Ebene ein unermeßlicher blühender und fruchtbarer Garten, gleich reich an Getreide, Wein und üppigen Viehweiden. Dort lag im Norden des Po die bedeutende Stadt Mediolānum (Mailand), am Einflusse des Ticinus die Stadt Ticīnum (Pavīa), an der Etsch Verōna, schon zur Zeit der Römer eine der schönsten Städte der Halbinsel, östlich davon am Fuße des Bergzuges der Euganeen Patavium (Padua), eine der reichsten Städte in ganz Italien. Südlich vom Po lagen Placentia (Piacenza), Parma, Mutĭna (Modena), und an der Südküste des den Namen Liguria führenden Gebirgslandes die prächtige Stadt Genua.

Südlich von dem Flüßchen Rubicon, der etwas nördlich von Arimĭnum, dem heutigen Rimini, in's adriatische Meer fließt, begann nun das eigentliche Italien, welches die Landschaften Etruria, Latium und Campania auf der Westseite, Umbria, Picēnum und Samnium im Osten der Apenninen umfaßte.

Die Westseite, vom Arno und der Tiber durchflossen, welche dem tyrrhenischen Meere zuströmen, war außerordentlich fruchtbar, während jetzt ein großer Theil des Westrandes, das Land der schlechten Luft, fast ganz wüste liegt. — Das vom Arno durchströmte gebirgige Etruria enthielt zwölf verbündete Städte, unter denen Florentia (Florenz) am Arno, Pisae (Pisa) am Ausflusse desselben Stromes, Clusium (Chiusi) im Süden des trasimenischen

Sees (des Sees von Perugia), weiter nach Süd-Ost Falerii (Falări), und in der Nähe der Tiber die einst so mächtige, jetzt ganz verschwundene Stadt Veji besonders zu bemerken sind.

In dem südlich auf Etrurien folgenden Latium lag Rom an der Tiber, an der Mündung derselben Ostia, südöstlich davon Alba longa, von dieser südwestlich in der Nähe der Küste Ardĕa, mehr nach Osten Vĕlĭtrae (Vellĕtri), die Hauptstadt der Volsker, aus welcher die Familie des Augustus abstammte, und nach dem Gebirge zu Arpīnum, die Vaterstadt des Marius und des Cicero. An der Südgrenze bei der Mündung des Liris (Garigliano) lag das jetzt gänzlich verschwundene Minturnae.

Südlich von Latium erstreckt sich Campania, eine herrliche, vom Vulturnus (Volturno) durchflossene Landschaft, in der sich der Vesuv befindet. Dort lag am linken Ufer des Vulturnus das mächtige Capua, südlich davon Misēnum (o) und Puteŏli (Puzzuŏlo) und zwischen beiden der berühmte Badeort Bajae, sodann in der Nähe von Neapel die später durch einen Ausbruch des Vesuv verschütteten Städte Herculanum, Pompeji und Stabiae, und östlich von Neapel die alte Stadt Nola.

Umbria, die nördlichste der am Ostabhange der Apenninen gelegenen Landschaften, erstreckte sich nach Süden vom Rubicon, in dessen Nähe die Stadt Arimĭnum (Rimini) lag. In dem fruchtbaren Picēnum, das sich weiter südöstlich am Meere entlang zog, lag Ancōna, und in dem gebirgigen Samnium, das sich im Süden daran schloß, die bedeutende Stadt Beneventum (o).

Der südliche Theil von Italien, der auch Großgriechenland genannt wurde, enthielt im Westen die gebirgige Landschaft Lucania, in welcher im Alterthume die durch die Schwelgerei ihrer Bewohner berüchtigte und später zerstörte, dann aber von den Athenern unter anderem Namen wieder erbaute Stadt Sybăris lag, und südlich davon das ebenfalls gebirgige Bruttium (das jetzige Calabrien), an dessen Ostküste sich die Stadt Kroton befand, der Aufenthaltsort des Pythagoras (S. 223). Im Süden an der Straße von Messina lag die reiche Stadt Rhegium (Reggio). Den östlichen Theil nahm Apulien ein; dort war in der Nähe der Küste die Stadt Cannae, die eine für die Römer so traurige Berühmtheit erlangt hat, und südwestlich davon Venusia, der Geburtsort des Dichters Horatius. Die südöstlichste Halbinsel Italiens endlich war das alte Calabria, an dessen Westküste das reiche und mächtige Tarentum (Taranto) lag, und an der Ostküste Brundusium (Brindisi), im Alterthum der gewöhnlichste Ueberfahrtsort nach Griechenland.

Unter den Inseln, welche Italien umgeben, ist die größte das fruchtbare und gebirgige Sicilien, nur durch eine schmale Meerenge vom Festlande getrennt. Schon früh lockten die Küsten des herrlichen, zu Ackerbau und Viehzucht gleich geeigneten Landes die Phönicier und nach ihnen die Griechen zu Niederlassungen an. Eine phönicische Colonie war z. B. das an der Nordküste gelegene Panormus, das jetzige Palermo; zu den griechischen gehörte das mächtige Syracusae (Siragōsa) an der Ostküste, an der Meerenge Messana (Messīna), an der Südküste Selīnus (Selinonte) und das blühende und feste, auf einem Berge gelegene Agrigentum (Girgenti). Unter den westlich von Italien gelegenen Inseln sind zu bemerken, außer den beiden größeren Corsica

und Sardinien, die kleine Insel Capreae (Capri) im Westen des Meerbusens von Neapel, nordwestlich davon die wüste Insel Pandataria, im Osten von Corsica Planasia (Pianosa) und endlich Apulien gegenüber die Insel Trimetus (Tremiti).

---

b) Die ältesten Bewohner Italiens.

Von den Völkerschaften, die vor der Gründung Roms Italien bewohnten, haben wir nur sehr dürftige und dunkle Nachrichten. Da sie später alle im römischen Volke untergingen, so ist auch die Kunde von ihren Thaten und ihren Einrichtungen zur Zeit ihrer Selbständigkeit fast ganz verloren gegangen, und auch die scharfsinnigen Forschungen, die in der neuesten Zeit über diesen Gegenstand angestellt sind, haben bisher noch zu keinem sicheren Resultate geführt. Jedenfalls steht es jedoch fest, daß Italien schon früh von mehreren unabhängigen Völkerschaften bewohnt wurde, die zum Theil auf einer nicht unbedeutenden Bildungsstufe standen.

Schon in uralter Zeit scheinen Hellenen, mit Illyriern und Epiroten vermischt, von Nord-Osten oder Osten her in das Land gekommen zu sein. Zu ihnen gehörten die Japyger, die im äußersten Südosten Italiens, in Calabrien und Apulien wohnten. Man hat in ihrer Sprache abgefaßte Inschriften gefunden, deren Entzifferung zwar schwerlich je gelingen wird, aber jedenfalls weisen die Sprachformen auf indogermanischen Ursprung des Volkes und namentlich auf Verwandtschaft mit den Hellenen hin. Die Japyger verschwanden daher auch, als später zahlreiche rein hellenische Colonien an der Küste Süditaliens entstanden, und nahmen von diesen völlig hellenische Sprache und Sitten an.

Gleichfalls dem indogermanischen Stamme gehörten die eigentlich italischen Völker an, die von den älteren Schriftstellern Opiker, von den späteren Italiker genannt werden. Auch sie waren zunächst den Griechen verwandt. In uralter Zeit müssen sie von Nordosten in zwei Abtheilungen eingewandert sein, von denen die eine sich westlich von den Apenninen, die andere in dem Gebirge und östlich von demselben festsetzte, jene die Völker latinischen, diese die Völker umbrisch-sabellischen Stammes umfassend. Zu den letzteren gehörten die Umbrer, anfänglich im südlichen Etrurien, dann in Umbrien, die Osker, die Sabiner zwischen der Tiber und den Apenninen, die südlich vom Lago di Celano wohnenden Samniter. Dialekte der latinischen Sprache wurden in der alten Zeit außer von den Latinern auch von den Ausonern in Campanien, den Italern in der südlichsten Halbinsel Italiens und wahrscheinlich auch von den Siculern auf der Ostseite Siciliens gesprochen.

Die Sabiner waren ein einfaches Naturvolk, das die Freiheit über Alles liebte. Nur im Kriege wählten sie einen Feldherrn mit unumschränkter Gewalt, den Embrätur (Imperator); sonst standen sie unter Stammhäuptern, die nach geschriebenen Gesetzen oder nach dem Herkommen regierten. Dadurch entstanden aber fortwährende innere Zwistigkeiten, welche sie hinderten, zu einer Macht zu gelangen, die ihrer Zahl und ihrer Tapferkeit angemessen gewesen wäre. Bald wurde ihnen ihre ursprüngliche Heimath in den Abruzzen zu eng. Es war eine alte Sitte bei ihnen, alle Menschen und Thiere, die in

einem gewissen Jahre geboren wurden, den Göttern zu weihen. Die Thiere wurden dann nach zwanzig Jahren geopfert oder gelöst, die Menschen zur Auswanderung gezwungen, und so dehnten sich die Sabiner allmählich über ganz Mittelitalien und bis zur Straße von Messina aus.

Ihre Hauptbeschäftigung war Viehzucht und Ackerbau, den auch die Vornehmsten selbst trieben; deshalb finden wir auch bei ihnen wenig größere Städte, sondern meist nur offene Flecken und Dörfer.

Auch ihre Religion stand in Beziehung zum Ackerbau. So verehrten sie die Erdgottheit Feronia, unter deren Schutz die Märkte standen, und der man Blumen und die Erstlinge der Ernte opferte; ebenso den Sonnengott Sol und die Mondgöttin Luna. Ein anderer sabinischer Gott war Quirīnus, den sie ebenso wie die Juno Quiritis als Schutzgottheit verehrten. Die Sabiner hatten auch einen Kriegsgott, den Mamers (Mars), welchem der Specht und der Wolf geheiligt waren.

Der Hauptort der **Latiner** wurde Alba longa, der Vorort des aus dreißig Städten bestehenden latinischen Städtebundes.

Jährlich fand auf dem Berge von Alba das „latinische Fest“ statt, an welchem von dem ganzen Stamme dem Jupiter ein Stieropfer dargebracht wurde. Daran schlossen sich gemeinsame Bundesversammlungen am Quell der Ferentina (bei Marino). Die Regierung wurde in jeder Stadt von einem aus hundert Mitgliedern bestehenden Senate verwaltet, an dessen Spitze in mehreren Städten ein König, in anderen Dictatoren oder Prätoren standen.

Die Religion der Latiner war eine Naturreligion. Sie beteten den Jupĭter (Diespiter) und die Juno (der pelasgischen Dione entsprechend) als Licht spendende Gottheiten an, außerdem den Erdgott Saturnus und die Erdgöttin Ops. Eine uralte latinische Lichtgöttin war Diana. Sie gehört zusammen mit Dianus oder Janus, dem in der Natur wie in der Menschenwelt wirkenden Gott der Eröffnung, dem Gott des Morgens und jedes Anfangs. Die Thore seines Heiligthums blieben so lange offen, als die Stadt im Kriege begriffen war. Er wurde mit zwei Gesichtern abgebildet, einem vorwärts und einem rückwärts schauenden.

Außer diesen Volksstämmen breiteten sich vom adriatischen bis zum tyrrhenischen Meere die **Etrusker** aus, deren Hauptsitz dann die Lombardei und später das heutige Toscana wurde, von wo aus Colonien nach dem südlichen Italien ausgingen, unter denen besonders Capua und Nola in Campanien bedeutend geworden sind. In dies letztere Land waren die Etrusker wahrscheinlich vom Meere aus eingedrungen, wie sie auch die Insel Elba und einen Theil von Corsica sich unterwarfen.

Sie selbst nannten sich ursprünglich Rasener (Rasennae); die Römer dagegen gaben ihnen den Namen Tusker, Tursker oder Etrusker, was offenbar dem Namen Tyrsener oder Tyrrhener, mit dem die Griechen sie bezeichneten, gleichbedeutend ist. — Nach alten Sagen sollen tyrrhenische Pelasger in der Urzeit über das adriatische Meer nach Italien gekommen sein; auf keinen Fall war jedoch das etruskische Volk griechischer, oder, wie man nach der Sage, daß Tyrrhenos, der Sohn eines lydischen Königs, die Colonie nach Italien geführt hätte, annehmen könnte, lydischer Abstammung, weil seine Sprache und seine ursprüngliche Religion von der hellenischen durchaus ver-

schieden sind. Allerdings scheint eine hellenische Einwanderung in Etrurien stattgefunden zu haben, aber frühzeitig kamen in das Land erobernd von den Alpen herab die Rasener, wie es scheint dasselbe Volk wie die in den rätischen Alpen wohnenden Raeter. Von diesem ihrem Ursitze drangen sie über den Po und die Apenninen vor, ließen sich zuerst in zwölf Städten in der Lombardei nieder, von wo sie wieder durch die Gallier verdrängt wurden, und besetzten dann unter beständigen Kämpfen mit den Umbrern, die sie nach dem adriatischen Meere hin drängten, das spätere Etrurien. Sie unterwarfen die Tyrrhener, welche mit ihnen verschmolzen und auf die weitere Entwickelung des rohen Volkes durch ihre höhere Bildung einen so mächtigen Einfluß ausübten, daß dasselbe nach ihnen von den Nachbarvölkern den Namen Tyrsener, Tursker oder Etrusker empfing, während die in der ursprünglichen Heimath gebliebenen Raeter ihren alten Namen behielten. — Welcher Völkerfamilie die Etrusker angehörten, hat bisher noch in keiner Weise ermittelt werden können. Von ihrer Sprache haben sich viele Reste, besonders in Grabinschriften, erhalten, aber ihre Deutung ist noch nicht gelungen. Von den Sprachen des übrigen Italiens scheint sie sich wesentlich unterschieden zu haben, aber auch mit dem Griechischen, Keltischen, Germanischen oder mit den semitischen Sprachen hat sich ein Zusammenhang mit Bestimmtheit nicht nachweisen lassen.

Was die Staatseinrichtungen der Etrusker betrifft, so bildeten diejenigen, welche im eigentlichen Etrurien wohnten, einen Bundesstaat, der aus zwölf Städten bestand, an welche sich die herumliegenden kleineren Ortschaften anschlossen. Besonders bedeutend waren unter diesen Städten Tarquinii und Veji. Auch die Etrusker, welche im Norden der Apenninen auf beiden Seiten des Po wohnten, bildeten einen Bundesstaat, welcher aus zwölf Städten bestand, unter ihnen Verona, Mantua, Mutĭna, Parma, Lucca, Pisae; ebenso die im südlichen Italien wohnenden, von deren zwölf Bundesstädten jedoch nur Volturnum (das spätere Capua) und Nola bekannt sind. Alljährlich, und wenn es nöthig war, öfter, fanden feierliche Bundesversammlungen statt, bei welchen über alle den Bund betreffende Gegenstände berathen, über Krieg und Frieden beschlossen, so wie der allgemeine Oberpriester und im Falle des Krieges der gemeinsame Bundesfeldherr gewählt ward. Die Herrschaft in den einzelnen Städten befand sich in den Händen eines priesterlichen Adels, dessen Familienhäupter den Titel Lucŭmo führten. Aus ihnen wählte man in älterer Zeit die Stadtkönige, die jedoch später abgeschafft wurden. Bei gemeinsamen Unternehmungen stand der ganze Bund häufig unter einem Oberkönige, dem, wenn er öffentlich erschien, zwölf Diener, welche Lictoren hießen, aus jeder Stadt einer, voranschritten. Dieselben trugen in der Hand die Fasces, ein Ruthenbündel, aus welchem ein Beil hervorragte, zum Zeichen, daß der König Macht habe, züchtigen und tödten zu lassen. Später wurde diese Auszeichnung auch auf den Oberfeldherrn übertragen. Andere Auszeichnungen des Königs waren ein mit Purpur verbrämtes Obergewand, ein Scepter und ein elfenbeinerner Sessel. — Dem Adel gegenüber standen die übrigen Etrusker in sehr untergeordnetem Verhältnisse. Sie waren die Schutzbefohlenen (Clienten) der großen Grundbesitzer. Von ihnen wurden sie, als von ihren Patronen oder Schutzherren, vor Gericht vertreten; dafür aber waren sie denselben zu jedem Dienst verpflichtet und mußten auch ihrem Aufgebot im Kriege Folge leisten.

Die Hauptbeschäftigung der Etrusker war Ackerbau, so wie Handel zur See und zu Lande. Sie standen in lebhaftem Handelsverkehr mit Korinth, und von ihrem Lande aus führte auch eine Handelsstraße über die Alpen nach Norden. Weit und breit führten sie die Producte des Landes aus und nicht minder die Erzeugnisse ihres Kunstfleißes. Sie gelangten nämlich, angeregt durch die Bekanntschaft mit der hellenischen Kunst, zu einem nicht unbedeutenden Grade künstlerischer Bildung, obgleich die uns erhaltenen etruskischen Kunstwerke größtentheils erst einer späteren Zeit angehören. Doch sind dieselben, so weit sie nicht das Werk im Lande ansässiger griechischer Künstler waren, hart und steif, und es fehlt ihnen der feinere Schönheitssinn und die Anmuth. Namentlich verfertigten sie Vasen von gebranntem Thon, theils nach griechischen, theils nach eigenthümlichen Formen. Die ersteren waren entweder bemalt, oder glänzend schwarz und mit halb erhabenen Bildwerken geziert, die letzteren schwärzlich, meist ungebrannt, von schwerfälliger Form, theils mit einzelnen Figuren in Relief an Fuß und Henkel, theils rund herum mit eingedrückten Figuren geschmückt. Auch korallenrothe Gefäße mit halb erhabenen Bildwerken hat man gefunden. In der frühesten Zeit machte man Reliefs und Bildsäulen in den Giebelfeldern der Tempel ebenfalls häufig aus Thon; jedoch arbeiteten die Künstler auch in Erz. Die Stadt Volsinii allein enthielt z. B. bei ihrer Eroberung durch die Römer 2000 eherne Bildsäulen. Vorzüglich schön waren die in Gold oder Bronce getriebenen Arbeiten, und schon im Alterthume waren dieselben weit und breit berühmt. Selbst in Athen, zur Zeit der höchsten Blüthe hellenischer Kunst, wurden so gearbeitete etruskische Schalen und Candelaber geschätzt, ebenso die herrlichen silbernen Becher, die kunstvoll gearbeiteten und auf der Rückseite gravirten Broncespiegel und dergleichen.

Auch in der Steinschneidekunst leisteten die Etrusker Vorzügliches. — In der Baukunst wurden sie die Lehrer der Römer; ja, die in Rom selbst zur Zeit der Könige aufgeführten mächtigen Bauten waren das Werk etruskischer Meister. Der etruskische Baustil hatte große Aehnlichkeit mit dem der alten Pelasger. Die Städtemauern waren, wie die Kyklopenmauern in Griechenland, aus mächtigen unbehauenen Steinblöcken und dazwischen eingeschobenen kleineren Steinen aufgethürmt, theils aus vielseitig behauenen, in einander eingreifenden Steinen zusammengefügt; doch sieht man bei denselben schon das Streben, die Blöcke regelmäßig horizontal über einander zu schichten. Die ältesten Denkmäler zeigen in den Ornamenten und in der Bildung phantastischer Menschen- und Thierfiguren mannigfache Aehnlichkeit mit der assyrischen und phönicischen Kunst, mit der die Etrusker wohl durch Handel mit den Völkern Vorderasiens bekannt geworden waren. Besonders eigen war den Etruskern die Ausbildung des Gewölbebaues, den wir bei keinem Volke des Alterthums so früh finden. Die asiatischen Völker, auch die Aegypter kannten ihn nicht; selbst den Griechen scheint er vor der Zeit des Perikles unbekannt gewesen zu sein. Der großartigste Bau dieser Art waren die Cloaken in Rom, von denen noch später die Rede sein wird. Auch bei freistehenden Bauten, besonders bei Thoren, wandten die Etrusker die Form des Gewölbebogens an.

Bedeutende Denkmäler des eigenthümlich etruskischen Baustils sind in den Grabmälern bei Viterbo im Kirchenstaat erhalten. Die ganzen Seiten-

wände eines Thales sind für dieselben künstlerisch bearbeitet. Die einfache Façade ist, wie bei den Pyramiden, stark geneigt. In den Vorderwänden befindet sich eine der griechischen ähnliche Thür; über derselben liegt ein sehr hohes, reich geschmücktes Kranzgesims, bestehend aus einer stark vortretenden Platte, über der sich ein besonderer Aufsatz befindet, auf welchem wieder eine kleinere Platte ruht. — Von den Tempeln der Etrusker sind leider keine Ueberreste erhalten; wir wissen aber doch, daß sie in mancher Hinsicht eigenthümlich waren. Sie bildeten ein aus zwei Hälften bestehendes Quadrat. Die vordere Hälfte war eine frei vorspringende Säulenhalle; die hintere, das eigentliche Heiligthum, war entweder in drei Zellen getheilt, von denen die größte sich in der Mitte befand, oder an der Stelle der beiden Seitenzellen waren ebenfalls Säulenhallen. Die Säulen waren sehr schlank, hatten ein dem dorischen ähnliches Kapitäl und eine Basis, die aus einer Plinthe und einem Pfühl gebildet war, und standen ziemlich weit von einander entfernt. Ueber ihnen lag das hölzerne Gebälk, welches keinen eigentlichen Fries hatte, sondern über dem Architrav sprangen die Köpfe der Querbalken nach Art von Consolen vor, und über ihnen befand sich ein weit vortretendes Gesims, über welchem sich dann noch ein verhältnißmäßig sehr hoher Giebel erhob. Das Ganze war reich mit Bildwerken aus gebranntem Thon und aus Bronce geschmückt. Sichtlich hat die Bekanntschaft mit der hellenischen Baukunst den wesentlichsten Einfluß auf die etruskische wie auf die italische überhaupt geübt, und der Steinbau trat bei den Etruskern sicher erst seit ihrer Berührung mit den Hellenen an die Stelle des früheren Holzbaues. Während aber die Eigenthümlichkeiten des hellenischen Tempelbaues sich nur aus dem Steinbau entwickelt haben und nur aus diesem sich erklären lassen, sind die des etruskischen unverkennbar aus dem Holzbau hervorgegangen.

Die Religion der Etrusker war ernst und auf Sternkunde gegründet. An der Spitze ihrer Götter, welche sie Aesar nannten, stand Tinia oder Tina (Jupiter), der höchste aller Götter und der Mittelpunkt der ganzen Götterwelt. Er wurde in jeder etruskischen Stadt verehrt. Ihm, dem Gotte des Lichtes, war der Tag des Vollmonds heilig; seine Waffe ist der Blitz; er redet in Blitzen, und in Blitzen steigt er zur Erde nieder. Bei feierlichen Aufzügen wurden die Lucumonen mit seinem Kranze und seinem Gewande geschmückt. Neben ihm steht die Göttin Kupra (Juno, Jovino), seine Gattin, die gleich ihm Blitze schleudert; ihr war der Neumond geweiht. Unter den übrigen Göttern unterschieden die Etrusker zwei Ordnungen. Die erste bilden die oberen oder verhüllten Gottheiten, dunkle, geheimnißvoll wirkende Gewalten, welche Tina befragt, wenn er eine Veränderung des bisherigen Zustandes durch einen Blitz verkündigen will. Sie wohnen im innersten Heiligthum des Himmels und sind sowohl der Zahl, als dem Namen nach unbekannt. Außer ihnen nahmen die Etrusker zwölf untere Götter an, sechs männliche und sechs weibliche. Diese bilden den gewöhnlichen Rath Tina's. Sie beherrschen die gegenwärtige Weltordnung, und als Götter eines bestimmten Weltalls sind sie vergänglich wie dieses selbst, und stehen insofern den Menschen näher. Die Wohnung der Götter setzten die Etrusker in den äußersten Norden. Unter die unteren Gottheiten war auch das Jahr vertheilt. Im März wurde ein großes Fest der Menerfa oder Menrfa begangen, welche vorzüglich um diese

Zeit ihre Blitze schleudert; im October wurde das Fest des Gottes Vertumnus gefeiert, der zur rechten Zeit den Wechsel der Jahreszeiten herbeibringt und im Herbst herrscht, und so hatte wahrscheinlich jeder Gott seine bestimmte Jahreszeit.

Die Priesterwürde war im Besitze der Lucumonen. Sie allein waren der heiligen Wissenschaften kundig, die in besonderen Schulen als Geheimniß gelehrt wurden. Es gab unter ihnen Zeichendeuter und Opferschauer. Dieselben beobachteten den Blitz, um ihn zu fragen, oder um ihn zu sühnen und abzuhalten. Sie behaupteten auch, daß sie den Blitz herabbeschwören könnten. Ebenso beobachteten sie die Eingeweide der Opferthiere, um daraus den Willen der Götter zu erkennen. Auch der Flug und die Stimme der Vögel wurden zu diesem Zwecke beobachtet; ja, auf Alles, was dem gewöhnlichen Lauf der Natur zuwider zu sein schien, richteten sie ihre Aufmerksamkeit.

---

§. 37. Die Sage von der Gründung Roms.

Nicht minder dunkel als die Nachrichten von diesen Völkern ist die älteste Geschichte des römischen Volkes, das sie alle später unterjochte. Die Ursache davon liegt größtentheils darin, daß die meisten alten Urkunden bei einem furchtbaren Brande Roms im Jahre 389 v. Chr. zu Grunde gegangen sind, und daß deshalb die ältesten römischen Geschichtschreiber, die erst 220 v. Chr. lebten, nur vielfach umgestaltete und ausgeschmückte Sagen und Ueberlieferungen für die Darstellung der früheren Zeit benutzen konnten.

Unter den mannichfaltigen Sagen über den Ursprung der alten Stadt Rom hat diejenige die größte Verbreitung gefunden, welche denselben auf Romulus und Remus zurückführt. — Bei der Zerstörung Troja's, so erzählt diese Sage, floh Aenēas, der Sohn des Anchises, mit seinem Sohne Ascanius aus den brennenden Trümmern der Stadt. Er kam mit seinen Gefährten glücklich nach Sicilien und landete dann an der italischen Küste, wo er sich niederließ. Der König Latinus, der dort herrschte, zog mit bedeutender Heeresmacht gegen ihn, es kam jedoch zu keiner Schlacht; vielmehr schloß Latinus mit Aeneas ein Bündniß, räumte ihm und seinen Gefährten ein Stück Land ein und gab ihm seine Tochter Lavinia zur Gemahlin. Aeneas gründete nun eine neue Stadt, die er seiner Gemahlin zu Ehren Lavinium nannte. Dort herrschte er als König, und nach dem Tode seines Schwiegervaters vereinigte er dessen Reich mit dem seinigen. Nach dem Tode des Aeneas gründete sein Sohn Ascanius am Fuße des Albanergebirges die Stadt Alba longa, welche nun die Hauptstadt des Reiches wurde, und über die er und seine Nachkommen regierten. — Einer derselben, der König Procas, hinterließ zwei Söhne, den Numĭtor und Amulius, von denen der Erstere, als der ältere, ihm in der Regierung folgen sollte. Amulius verdrängte denselben jedoch vom Throne, und um sich die Herrschaft zu sichern, tödtete er heimlich Numitors Sohn auf der Jagd und machte Numitors Tochter Rhea Silvia zu einer Vestalin, d. h.

einer Priesterin der Göttin Vesta. Er stellte sich, als thue er dies, um die Familie seines Bruders zu ehren; denn die Vestalinnen standen in hohem Ansehen; in der That aber wollte er dadurch nur verhindern, daß Rhea Silvia einen Sohn bekäme, der das seinem Großvater entrissene Reich einst wieder zurückfordern könnte. Die Vestalinnen durften sich nämlich innerhalb dreißig Jahre nicht verheirathen. Dennoch vermählte sich Rhea Silvia heimlich, und zwar, wie die Sage erzählt, mit dem Kriegsgotte Mars. Sie gebar Zwillingssöhne, den Romulus und Remus. Amulius gerieth darüber in nicht geringe Bestürzung. Er ließ die Rhea Silvia tödten, weil sie ihr priesterliches Gelübde gebrochen hatte, nach einer anderen Sage schenkte er ihr jedoch auf Bitten seiner einzigen Tochter das Leben und ließ sie nur in's Gefängniß werfen; die beiden Kinder aber übergab er zuverlässigen Dienern, die sie in eine Mulde legten, um sie in die Tiber zu werfen. Der Fluß war indessen durch anhaltende Regengüsse stark angeschwollen und hatte weit und breit seine Ufer überschwemmt. Da sie deshalb nicht bis an das Ufer kommen konnten, setzten sie die Mulde am Fuße eines Berges nieder, bis zu welchem das Wasser vorgedrungen war. Die Fluthen trieben dieselbe eine Zeit lang umher, bis sie endlich an den Wurzeln eines Feigenbaumes umstürzte. Da das Wasser wieder fiel, blieben die Kinder auf dem Boden liegen und wurden am Leben erhalten. Eine Wölfin kam herbei und säugte sie, und ein Specht brachte ihnen Nahrung. Dies bemerkte einer der Hirten des Königs, und er rief seine Gefährten herbei. Faustulus aber, der Oberhirt des Amulius, der bei der Aussetzung der Kinder zugegen gewesen war und sie wieder erkannte, wovon er sich jedoch nichts merken ließ, nahm sie mit nach Hause zu seiner Frau Acca Larentia, die eben ein todtes Kind geboren hatte, und erzog sie als seine eigenen Söhne. So wuchsen sie als Hirten auf; aber bald zeichneten sie sich vor allen Knaben ihres Standes durch Unerschrockenheit und Muth aus. Namentlich erlangte Romulus großes Ansehen bei den Hirten, und bei Streitigkeiten mit den Nachbarn zeigte er bald, daß er mehr zum Herrschen als zum Gehorchen geboren sei. Einst geriethen die Hirten des Numitor in Streit mit denen des Amulius und trieben ihnen eine Menge Vieh hinweg; die beiden Jünglinge aber stellten sich an die Spitze ihrer Gefährten, schlugen die Gegner in die Flucht und nahmen ihnen den größten Theil der Beute wieder ab. Eines Tages nun, als Romulus, der eben den Göttern opferte, von seinen Gefährten entfernt war, fielen Numitors Hirten den Remus an, der nur wenige Begleiter hatte, ergriffen ihn und führten ihn vor Numitor. Dieser bewunderte eben so sehr die schöne, kräftige Gestalt als den Muth des Jünglings, der mit stolzem Schweigen sein Schicksal erwartete. Die Nachforschungen, welche er anstellte, gaben ihm die Gewißheit, derselbe sei der Sohn seiner unglücklichen Tochter. Inzwischen hatte auch Romulus durch seinen Pflegevater das Geheimniß seiner Geburt erfahren, und beide Jünglinge ließen sich nun leicht von Numitor bewegen, an Amulius Rache zu nehmen. Romulus zog mit einer bedeutenden Schaar Bewaffneter gegen die Stadt und viele von den Bewohnern derselben schlossen sich dem Remus an. Amulius wurde ergriffen und getödtet, Numitor aber wieder auf den Thron von Alba longa erhoben.

Aus Dankbarkeit erlaubte er seinen Enkeln, an der Stelle, wo man sie

einst gefunden hatte, eine Stadt zu erbauen, und so wurde 753 v. Chr. Rom gegründet. — Gleich bei dem Baue der Stadt kam es zu Zwistigkeiten zwischen den beiden Brüdern. Romulus wollte, daß der palatinische Hügel dazu gewählt würde; Remus bestand darauf, sie sollte auf einem andern Hügel, dem Aventinus, gebaut werden. Da sie sich darüber nicht einigen konnten, beschlossen sie, die Entscheidung den Göttern zu überlassen. Jeder von ihnen wartete an dem von ihm gewählten Orte auf ein günstiges Zeichen. Romulus schickte jedoch, bevor er noch ein Zeichen gesehen hatte, Gesandte zu seinem Bruder, als sei ihm ein solches erschienen. Während dieselben auf dem Wege waren, erblickte Remus sechs Geier zu seiner Rechten fliegend, und er betrachtete dies als ein glückliches Zeichen. Als nun jene Gesandten ihn zu Romulus brachten, fragte er diesen, was für Vögel er zuerst gesehen habe. In dem nämlichen Augenblicke erschienen zwölf Geier, und Romulus sagte, indem er sie dem Remus zeigte: „Du siehst ja diese Vögel selbst." Remus erkannte indessen, daß sein Bruder ihn übervortheilen wollte, und gerieth mit ihm in Streit. Die Gefährten Beider griffen zu den Waffen, und so begann ein blutiger Kampf, in welchem sowohl Faustulus als Remus ihren Tod fanden. — Nach einer anderen Sage trat Remus dem Romulus wirklich die Herrschaft ab, und dieser bezeichnete nun auf dem palatinischen Hügel dicht am linken Tiberufer unter feierlichen religiösen Gebräuchen den Grund zu der Stadt, indem er mit einem Pfluge, vor welchen er einen weißen Stier und eine weiße Kuh gespannt hatte, im Viereck eine Furche zog. Wo ein Thor sein sollte, wurde der Pflug aufgehoben, weil diese Stelle nicht heilig sein durfte. Als die anfänglich nur niedrige Mauer fertig war, sprang Remus spottend über dieselbe, worüber Romulus so in Zorn gerieth, daß er ihn tödtete. Eine spätere Sage aber berichtet, Remus sei, als er spottend die Mauer übersprang, von einem der Maurer mit der Maurerkelle erschlagen worden. So war nun Romulus im unbestrittenen Besitze der Herrschaft über Rom.

Wie viel von Allem, was uns über die Gründung Roms erzählt wird, auf Rechnung der Sage kommt, wird schwerlich zu ermitteln sein. Jedenfalls ist die älteste römische Bürgerschaft aus der Vereinigung drei wahrscheinlich früher unabhängiger Gemeinden, der Ramner, Titier und Lucerer, hervorgegangen. Die ersteren waren unzweifelhaft ein latinischer Stamm; mit ihnen traten die zum sabinischen Stamme gehörigen Titier in Verbindung und verschmolzen frühzeitig völlig mit ihnen. Wahrscheinlich waren auch die Lucerer latinischen Stammes, aber erst später hinzugetreten. Aus ihren Ansiedelungen ging das spätere Rom hervor, und schnell gelangte dasselbe als Stapelplatz für den latinischen Fluß- und Seehandel und als Grenzfeste Latiums gegen die nördlichen Nachbarn zu großer Bedeutung. Schon ehe es dort eine städtische Ansiedelung gab, war das Capitolium, die Burg, befestigt. Außerhalb desselben entstand die erste eigentliche Stadt, die mit Wall und Graben umgeben wurde; an diese schlossen sich Vorstädte, die gleichfalls durch Wälle geschützt wurden, und das Andenken daran wurde noch spät, als jene Befestigungen längst nicht mehr bestanden, in dem Feste der sieben Berge (Septimontium) erhalten. Die älteste Anlage umfaßte nur den Palatinus, später von der unregelmäßig viereckigen Gestalt des Hügels das viereckige Rom genannt. Das Andenken an die Gründung derselben wurde alljährlich am

21. April, dem Feste der Palilien oder Parilien, unter alterthümlichen Ceremonien gefeiert. Dies Fest aber war eigentlich ein Reinigungsfest für Hirten und Heerden, an welchem die Hirten durch angezündete Strohfeuer sprangen, die Schafe mit Schwefel einräucherten und Hirse, Milch oder Kuchen von Hirse zum Opfer darbrachten. Anfangs feierte man dasselbe wohl ohne Beziehung auf einen bestimmten Gott; später beging man es zu Ehren einer Gottheit, deren Name Pales vermuthlich erst aus dem Namen des Festes gebildet war, und die man sich bald männlich, bald weiblich dachte. Als männliche Gottheit finden wir sie schon bei den alten Etruskern, wo der Gott Pales unter den Penaten als Diener und Haushüter des Tinia (S. 388) erscheint.

---

§. 38. Sagen von den römischen Königen.

a) Romulus und Numa Pompilius.

Auch der weitere Verlauf der römischen Geschichte ist noch durchaus sagenhaft. Romulus, so wird erzählt, gründete, um die Stadt mehr zu bevölkern, auf dem capitolinischen Hügel eine Freistätte, in welcher sich bald allerlei Volk, Flüchtlinge und Verbannte aus benachbarten Städten, ja selbst entlaufene Sklaven, Diebe, Mörder und dergleichen Gesindel sammelten. Solchen Menschen wollten die benachbarten Völker ihre Töchter natürlich nicht zur Ehe geben, und so blieb den Römern nichts übrig, als sich mit Gewalt Weiber zu verschaffen. Romulus ließ deshalb das Gerücht aussprengen, er habe einen unter der Erde verborgenen Altar des Gottes Consus aufgefunden (so nannte man den Neptunus als Gott der Rosse). Er veranstaltete deswegen ein glänzendes Fest mit Wettkämpfen und Spielen, zu denen er auch die Bewohner der benachbarten Städte einladen ließ. Eine große Menge Menschen, namentlich aus sabinischen Städten, kamen zu der Feier mit ihren Töchtern nach Rom; aber während des Spieles fielen die bewaffneten Römer über die Jungfrauen her und schleppten sie in ihre Häuser, während ihre Angehörigen entflohen.

Die Sabiner forderten die Auslieferung der geraubten Jungfrauen, und da Romulus dieselbe verweigerte, so begannen sie einen Krieg gegen Rom. Mehrere sabinische Städte aber, die nach einander den Kampf unternahmen, wurden besiegt, die Ländereien unter die Sieger vertheilt und die Bewohner nach Rom übergesiedelt. Da wählten die übrigen Sabiner den Titus Tatius, den König von Cures, zum gemeinsamen Anführer, und derselbe griff den von Romulus befestigten capitolinischen Hügel an. Tarpeja, die Tochter des dortigen Befehlshabers, ließ sich durch die Begierde nach den goldenen Armspangen der Sabiner verlocken, ihnen gegen das Versprechen, daß sie dieselben erhalten sollte, bei Nacht das Thor zu öffnen, und so kamen sie in den Besitz des Hügels. Tarpeja empfing freilich den verdienten Lohn ihrer Verrätherei, indem Tatius und die übrigen Sabiner mit den Armspangen zugleich die Schilde auf sie warfen und sie so erstickten, und noch spät nannten

die Römer einen Felsen auf dem Capitol, von dem die Landesverräther hinabgestürzt wurden, den tarpejischen. Die Sabiner konnten nicht wieder aus ihrer festen Stellung vertrieben werden. In dem Thale zwischen dem Capitol und dem palatinischen Hügel kam es zu einer Schlacht, deren Ausgang dadurch entschieden wurde, daß die geraubten Töchter der Sabiner sich mitten durch die Waffen und über die Erschlagenen hin zu ihren Vätern und Männern drängten, bald die Sabiner, bald die Römer mit den zärtlichsten Namen riefen und ihre Angehörigen anflehten, sie möchten ihnen nicht ihre Männer rauben, die ihnen alle Achtung, Ehre und Liebe erwiesen. Dadurch kam zunächst ein Waffenstillstand und dann ein Friede zu Stande, in welchem festgesetzt wurde, daß die Sabiner sich auf dem capitolinischen und quirinalischen Hügel niederlassen und mit den Römern **ein** Volk bilden sollten, so daß zwar die Bewohner des eigentlichen Rom **Römer**, die Gesammtbevölkerung der Stadt aber nach Cures, der Vaterstadt des Tatius, **Quiriten** heißen und über Alle Romulus und Tatius gemeinschaftlich regieren sollten. Auch die Religion beider Völker wurde jetzt eine gemeinsame. Nach wenigen Jahren wurde jedoch Tatius bei einem Auflaufe durch Steinwürfe getödtet, und nun regierte Romulus allein, siegreich auch über die benachbarten Städte, welche dem neu aufblühenden Rom sich feindlich entgegen stellten, bis an seinen Tod, über welchen uns eine schöne Sage erhalten ist.

Jupiter hatte dem Mars verheißen, Romulus möge der einzige Mensch sein, den er unter die Götter führen dürfe. Nun hielt Romulus einst eine Volksversammlung außerhalb der Stadt. Da verfinsterte sich plötzlich die Sonne; der Sturm brauste; der Donner rollte, und Blitze zuckten zur Erde herab. In dem Sturm aber fuhr Mars hernieder auf einem feurigen Wagen und nahm den Romulus mit sich zu den Göttern. Dieser selbst erschien darauf einem seiner vertrautesten Freunde, größer und schöner, als man ihn sonst gesehen, und in glänzender, feuerfarbener Waffenrüstung, rief ihm ein Lebewohl zu und forderte ihn auf, den Römern zu sagen, daß sie durch Ausübung der Tapferkeit und Mäßigkeit die höchste Stufe menschlicher Macht erreichen würden; er selbst wolle fortan ihr huldreicher Gott **Quirinus** sein. Spätere Erzähler entstellten die schöne Sage durch Aenderungen, die aber eben so wenig geschichtlich sind, indem sie berichten, daß Romulus in der letzten Zeit seines Lebens durch Tyrannei sich verhaßt gemacht habe, und daß er deshalb einst, als er sich in der Mitte der Rathsherren befand, von denselben niedergestoßen, sein Körper zerstückelt und von den Mördern so unter ihren Kleidern fortgetragen sei.

Aus diesen Sagen scheint wenigstens so viel hervorzugehen, daß in der ältesten Zeit neben der **latinischen** eine **sabinische** Stadt bestand, letztere auf dem Quirinalis. Die Sabiner verweigerten es, mit den Römern in eheliche Verbindung zu treten, wurden aber durch einen Krieg dazu gezwungen, der damit endete, daß beide Städte sich eng mit einander verbanden, jede mit einem Könige und einem berathenden Senat von hundert Mitgliedern, der aus den Vertretern der einzelnen Geschlechter des Volkes bestand. Bald erzwang aber der römische König die Herrschaft auch über die Sabiner, und beide Senate wurden nun zu einem einzigen vereinigt, der zweihundert Mitglieder hatte. Der **König** sollte jetzt abwechselnd bald ein Sabiner,

bald ein Römer sein, so daß er immer von dem andern Volke gewählt würde, jedoch mit Zustimmung des nicht wählenden Volkes. Der Senat zerfiel in zehn Decurien, von denen jede einen Vorsteher hatte, der ein Latiner sein mußte, und wenn kein König da war, wie es gleich nach dem Tode des Romulus geschah, so führten diese zehn abwechselnd, jeder immer fünf Tage lang, die Regierung, bis ein neuer König den Thron bestiegen hatte. Die Volksversammlung hatte, wie bei den Spartanern, nur das Recht, über die vom Könige gestellten Anträge mit Ja und Nein abzustimmen.

Nach dem Tode des Romulus konnte der Senat sich nicht darüber einigen, ob der neue König aus den Sabinern oder Latinern gewählt werden sollte. Erst nach einem Jahre entschied man sich dafür, einen Sabiner zu wählen, und zwar fiel die Wahl auf Numa Pompilius, den wegen seiner Weisheit und Frömmigkeit hochgeehrten Schwiegersohn des Tatius. Der schlichte, einfache Mann hatte es vorgezogen, in Cures zu bleiben, statt in Rom an dem Glanze seines Schwiegervaters Theil zu nehmen, und nach dem Tode seiner Gattin hatte er sich sogar in die Stille des Landlebens zurückgezogen. Nur mit Mühe konnten die Abgesandten der Römer ihn bewegen, die Königswürde zu übernehmen. Als er nach Rom kam, zog ihm das Volk feierlich entgegen und begrüßte ihn mit lautem Jubel. Er regierte mehr als vierzig Jahre. Unter Kämpfen war der junge Staat gegründet worden; Numa dagegen wußte ihm den Frieden zu erhalten, so daß der Tempel des Janus während seiner Regierung stets geschlossen blieb. Begünstigt durch einen so langen, ununterbrochenen Frieden, suchte er die noch rohen Sitten seines Volkes durch Einrichtungen zu mildern, die so weise waren, daß man meinte, sie seien nicht eines Menschen Werk, sondern ihm von der Nymphe Egeria eingegeben, mit der er heimlich vermählt gewesen, und die nach seinem Tode in Thränen zerflossen sei und einer daraus entstandenen Quelle den Namen gegeben habe.

Vor Allem schien es ihm wichtig, den Ackerbau zu befördern, indem ihm, gleich den größten Gesetzgebern des Alterthums, erblicher Grundbesitz für die größtmögliche Zahl von Bürgern als die beste Grundlage des Staatswohles erschien. Die von Romulus eroberten Aecker vertheilte er deshalb unter die besitzlosen Bürger; auch ließ er die Grundstücke messen und Grenzsteine setzen, die dem Grenzgotte (Terminus) geheiligt wurden. Ein nicht minder großes Verdienst erwarb er sich um die Milderung der Sitten des Volkes durch die Sorgfalt, die er auf die gottesdienstlichen Verhältnisse verwendete; namentlich führte er den Dienst der Vesta in Rom ein. Anfangs vier, später sechs Jungfrauen edlen Geschlechtes versahen den Dienst der Göttin. Dreißig Jahre lang mußten sich dieselben dem Tempeldienste weihen. Die ersten zehn Jahre wurden sie in den Pflichten desselben unterrichtet; die folgenden zehn Jahre hatten sie den Dienst selbst zu versehen, und die letzten zehn Jahre unterrichteten sie die Neuaufgenommenen. Ihre hauptsächlichste Aufgabe war die Bewahrung des heiligen Feuers, welches beständig auf dem Altare der Göttin brannte, und welches für den ganzen Staat dieselbe Bedeutung hatte wie das, welches auf dem Herde im Vorhofe des Hauses brannte, für die Familie. Es wurde als ein großes Unglück für den Staat betrachtet, wenn eine Vestalin das heilige Feuer erlöschen ließ. Die Schuldige wurde hart bestraft, und nicht an irdischem Feuer, sondern nur am reinen Sonnenstrahl durfte ein neues Feuer angezündet

werden. Auch noch manche verborgene Heiligthümer des Tempels befanden sich in der Obhut der Vestalinnen. Aber nur von heiligen Händen durfte das Heilige bewacht sein; darum mußten die Vestalinnen für die Dauer ihres Amtes das Gelübde jungfräulicher Reinheit und Ehelosigkeit ablegen. Nach Ablauf der dreißig Jahre war es ihnen allerdings gestattet, sich zu vermählen; aber die wenigsten machten von dieser Erlaubniß Gebrauch, und von denen, welche es thaten, sagte man, sie hätten kein glückliches Loos gefunden und nur Ursache gehabt, ihren Schritt zu beklagen.

Wenn eine Vestalin das Gelübde der Keuschheit brach, so war sie der furchtbarsten Strafe verfallen. In älteren Zeiten war es Sitte, sie zu Tode zu geißeln, und noch entsetzlicher war die Strafe, welche später eingeführt wurde Die Schuldige wurde in eine verdeckte, mit Riemen fest verwahrte Sänfte gesetzt und so über den Markt nach einem bestimmten Thore, dem Colliner Thore, getragen, in dessen Nähe sich ein langgestreckter Hügel befand, auf welchem der Missethäterin schon ihr Grab bereitet war. Wer dem Zuge begegnete, schloß sich schweigend und in tiefer Trauer an. Sobald die Grabesstätte erreicht war, lösten die Gerichtsdiener die Bande der Sänfte; der Oberpriester verrichtete ein stilles Gebet und führte dann die Unglückliche ganz verhüllt aus der Sänfte. Er stellte sie auf eine Leiter, die in das Grabgewölbe hinabführte, in welchem sich ein Bett, etwas Brot und Wasser, eine Flasche Milch, Oel und eine brennende Lampe befanden. Während die Unglückliche hinabstieg, wandten die den Zug begleitenden Priester das Gesicht ab; die Leiter wurde sodann wieder herausgezogen, und das Grab mit so viel Erde überschüttet, daß der Boden wieder eben war. Keine Todtenfeier fand für die Schuldige statt; kein Denkmal bezeichnete die Stätte, wo sie geendet hatte.

Auf der anderen Seite genossen die Vestalinnen aber auch das größte Ansehen und viele Vorrechte. Sie allein durften noch bei Lebzeiten des Vaters ihr Testament machen. Wenn sie öffentlich erschienen, schritt ihnen ein Lictor voran; ebenso genossen sie das schöne Vorrecht, daß einem zum Tode geführten Verbrecher das Leben geschenkt wurde, wenn ihm auf dem Wege zur Hinrichtung eine Vestalin begegnete, und wenn dieselbe beschwor, daß diese Begegnung keine absichtliche, sondern eine zufällige gewesen sei.

Glück und Segen, so fährt die Sage fort, ruhte auf der Regierung des frommen Königs; ja, als im achten Jahre derselben Rom von einer Pest ergriffen wurde, die ganz Italien verheerte, fiel ein heiliger Schild vom Himmel zur Rettung der Stadt. Um ihn sicherer bewahren zu können, ließ der König noch elf andere Schilde von der nämlichen Gestalt und Größe anfertigen und setzte ein besonderes Priestercollegium, das der Salier, zu ihrer Bewachung ein; die Krankheit aber verschwand alsbald. Die Frömmigkeit des Königs verbreitete Segen auch über die Grenzen seines Reiches hinaus. Friede und Eintracht herrschte unter allen benachbarten Völkern, und als Numa in einem Alter von mehr als achtzig Jahren sanft entschlummerte, betrauerten ihn Alle wie einen Vater. Abgeordnete aller Nachbarvölker fanden sich bei dem feierlichen Leichenbegängnisse ein und brachten im Namen ihrer Städte Kränze und andere Geschenke dar. Die Priester gingen vor und neben der Bahre, die von den Vornehmsten getragen wurde, und hinter derselben

folgte das Volk mit Weibern und Kindern, laut weinend und klagend, als hätten sie den besten Freund verloren. Die Leiche wurde nach dem Wunsche des Verstorbenen am Fuße des Berges Janiculum am rechten Ufer der Tiber in einem steinernen Sarge begraben; das Andenken des Gerechten aber blieb in Segen bei seinem Volke.

---

b) Die späteren römischen Könige.

Mit Numa Pompilius schließt der rein der Sage angehörende Theil der römischen Geschichte. Es folgt eine Zeit, aus der wir allerdings geschichtliche Nachrichten haben, die aber so mit Sagen untermischt sind, daß es schwerlich je gelingen wird, das, was der Sage, und das, was der Geschichte angehört, streng von einander zu scheiden. Wir müssen uns daher auch hier damit begnügen, die Ereignisse so kennen zu lernen, wie sie uns überliefert sind, ohne uns daran zu stoßen, wenn die Sage offenbar Unmögliches als wirklich darstellt und durchaus nicht Zusammengehöriges in enge Verbindung mit einander setzt.

Mit Numa's Tode hatten die Zeiten des Friedens für Rom ihr Ende erreicht. Auf ihn folgte (nach der herkömmlichen Zeitrechnung im J. 672) als König der Latiner Tullus Hostilius, unter dessen Regierung ein Krieg mit Alba longa ausbrach. Schon standen beide Heere feindlich gerüstet einander gegenüber, als man beschloß, der Krieg solle durch den Kampf von drei Männern auf jeder Seite entschieden werden. Es wurden dazu Drillingsbrüder aus jedem der beiden Heere gewählt; die römischen werden gewöhnlich Horatier, die albanischen Curiatier genannt. Die Mütter der Horatier und der Curiatier waren Zwillingstöchter eines Albaners gewesen, und die Söhne Beider waren an dem nämlichen Tage geboren. In gespannter Erwartung schauten die Heere dem Kampfe zu. Schon waren zwei von den Römern gefallen, aber auch die drei albanischen Jünglinge waren mehr oder weniger schwer verwundet; der noch übrig gebliebene Römer dagegen war noch unverletzt. Unmöglich konnte er jedoch den Kampf mit den drei Albanern gleichzeitig bestehen. Er ergriff daher zum Schein die Flucht, und als die Albaner in großen Zwischenräumen ihn verfolgten, wandte er sich plötzlich um, griff den ersten Albaner, der ihn fast schon erreicht hatte, unerwartet an und tödtete ihn, ehe seine Brüder ihm zu Hülfe kommen konnten. Dann tödtete er einzeln auch diese. So war der Sieg für die Römer entschieden, und die Albaner mußten geloben, ihnen fortan in jedem Kriege beizustehen.

Der siegreiche Horatier kehrte nach beendetem Kampfe, von dem Heere im Triumph begleitet, nach Rom zurück. Eine große Menge Volks strömte ihm jauchzend aus der Stadt entgegen; aber am Thore stürzte seine Schwester auf ihn zu, ihn mit Vorwürfen überhäufend, denn der eine der Curiatier war ihr Verlobter gewesen. Da wurde der Jüngling vom Zorn überwältigt, daß seine Schwester das eigene Leid höher achtete, als das Wohl des Vaterlandes, und er durchbohrte sie mit dem Schwerte. Er wurde ergriffen, des Schwestermordes angeklagt und von den Richtern zum Tode verurtheilt; aber auf den heimlichen Rath des Königs, der ihn gern retten wollte, appellirte er an die

Volksversammlung. Da erschien der greise Vater des Angeklagten und flehte das Volk unter Thränen an, ihn nicht auch des letzten Kindes zu berauben. Das Volk wurde durch die Bitten des Greises gerührt und sprach den Verurtheilten frei; seine Schuld aber sollte durch feierliche Opfer gesühnt werden, und er selbst mußte unter einer Art Galgen, dem sogenannten Joche, hindurchgehen, welches man dadurch herstellte, daß in zwei einander gegenüberstehende Wände in der Nähe der Opferaltäre ein Querbalken eingepaßt wurde, unter welchem man ihn hindurchführte.

In der Folge brachen die Albaner treulos ihr den Römern gegebenes Versprechen, und der albanische Dictator Mettus Fuffetius reizte heimlich die Bewohner von Fidenae und Veji zum Kriege gegen Rom. Es kam zu einer Schlacht. Der König stand den Vejentern, Fuffetius den Fidenaten gegenüber; während aber Tullus Hostilius die Feinde heftig angriff, blieben die Albaner unthätig und zogen sich auf einen nahe gelegenen Hügel zurück. Doch der König erkannte den Verrath und erklärte laut, das geschehe auf seinen Befehl, um die Fidenaten zu umzingeln. Dadurch erschreckt, wandten sich die Vejenter zur Flucht, rissen die Fidenaten mit sich fort, und der Sieg war für die Römer entschieden. Zur Strafe für den Verrath ließ Tullus Hostilius am andern Tage den Fuffetius vor dem versammelten Heere von Pferden zerreißen; Alba longa wurde bis auf die Tempel zerstört; die Einwohner aber verpflanzte Tullus Hostilius nach Rom. Zum Wohnsitze wurde ihnen der cölische Hügel, südöstlich vom Palatinus, angewiesen, der seinen Namen dem Caeles Vibenna verdankte, welcher sich schon früher mit einem etruskischen Heerhaufen daselbst niedergelassen hatte, und dieser Hügel wurde nun zur Stadt gezogen. Vieles von dem, was über den Kampf gegen Alba longa und die Zerstörung der Stadt berichtet wird, gehört allerdings der Sage an. So ist der Kampf der Horatier und Curiatier sicher nichts als „eine personificirende Bezeichnung des Kampfes zweier mächtiger und eng verwandter Gaue, von denen wenigstens der römische ein dreieiniger war"; indessen scheint doch die Zerstörung von Alba longa durch römische Schaaren, so wie die Uebersiedelung vieler albanischer Geschlechter nach Rom keinem Zweifel zu unterliegen.

Auch nach der Zerstörung von Alba longa dauerten die Kämpfe mit Sabinern und Latinern ununterbrochen fort. Darüber vernachlässigte aber der kriegerische König den Dienst der Götter, weshalb ihn endlich, wie die Sage berichtet, die Strafe derselben ereilte. Seuchen verheerten das Land; der König selbst wurde von langwieriger Krankheit ergriffen. Dadurch wurde sein stolzer Sinn gebrochen, und er versank in den schmachvollsten Aberglauben. Um die Seuche abzuwenden, nahm er zu geheimnißvollen Beschwörungen am Altare des Jupiter seine Zuflucht, aber der Zorn des Gottes, oder ein Versehen bei der Beschwörung, zog einen Blitz auf sein Haupt herab. Die Flamme zerstörte seinen Palast und verzehrte seinen Leichnam. Auch sein Weib, seine Kinder und sein Hausgesinde kamen in den Flammen um.

Auf ihn folgte Numa's Enkel Ancus Marcius. Friedfertig, wie sein Großvater, wandte er vor Allem dem unter seinem Vorgänger vernachlässigten Dienste der Götter wieder größere Sorgfalt zu; ebenso aber zeigte er sich auch als ein kräftiger König im Kriege, als die Latiner, auf seine Friedfertigkeit trotzend, feindliche Einfälle in das römische Gebiet machten. Er

kämpfte gegen sie mit großem Glück, eroberte mehrere ihrer Städte und führte Tausende von ihnen als Colonisten nach Rom, wo ihnen nun der einen neuen Stadttheil bildende aventinische Hügel zum Anbau angewiesen wurde. Auch sonst vergrößerte und befestigte er Rom in mannigfacher Weise; namentlich soll er auf dem Janiculum zur Sicherung der Stadt eine Befestigung angelegt und beide Ufer des Flusses durch eine Pfahlbrücke verbunden haben. In der an der Mündung der Tiber gelegenen Hafenstadt Ostia erhielt Rom zugleich seine erste Colonie.

Während seiner Regierung kam ein Mann nach Rom, der auf die weiteren Schicksale der Stadt den größten Einfluß ausübte, der Etrusker Lucŭmo aus Tarquinii. Der Vater desselben, Damarātus, war wegen politischer Stürme aus seiner Vaterstadt Korinth nach Italien geflohen und hatte sich in Tarquinii niedergelassen. Dort vermählte sich Lucumo mit Tanaquil, einer vornehmen etruskischen Jungfrau, und ihr Ehrgeiz bewog ihn, Tarquinii zu verlassen, wo er als Fremdling nicht zu so hohen Ehren gelangen konnte. Mit reichen Schätzen wanderte er, von Tanaquil begleitet, nach Rom aus. Als sie sich der Stadt näherten, senkte sich ein Adler vom Himmel herab und nahm dem neben seiner Gattin im Wagen sitzenden Lucumo seinen Hut fort, flog damit in die Höhe, senkte sich dann wieder langsam nieder und ließ ihm den Hut wieder auf das Haupt fallen. Freudig das Vorzeichen begrüßend, umarmte Tanaquil ihren Gatten und forderte ihn auf, sich den kühnsten Hoffnungen zu überlassen. Er ließ sich in Rom nieder und nahm den Namen Lucius Tarquinius an. Von dem gleichnamigen letzten römischen Könige wird er durch den Zusatz „Priscus" d. h. „der Alte" unterschieden*). Durch seine Reichthümer erlangte er in Rom bald großes Ansehen, und der freigebige Gebrauch, den er von denselben machte, verschaffte ihm viele Freunde. Auch die Freundschaft des Königs erwarb er sich durch Tapferkeit und treue Dienste, und derselbe setzte ihn endlich in seinem Testamente sogar zum Vormund seiner Söhne ein.

Jetzt war Tarquinius dem Ziele seiner Wünsche nahe. Er selbst bewarb sich um die Herrschaft, und in der That wurde er von dem versammelten Volke mit Uebergehung der Söhne des Ancus zum König gewählt (616). Seine Regierung war in jeder Beziehung eine glänzende. Die Latiner wurden in glücklichen Kriegen besiegt und von Rom abhängige Bundesgenossen. Den ebenfalls siegreich bekämpften Sabinern bewilligte er einen billigen Frieden, ebenso den Etruskern, die Rom als Oberhaupt ihres Städtebundes anerkannten.

---

*) Während man früher Alles, was man Etruskisches in Rom zu finden glaubte, auf die Tarquinier zurückführte, hat man in neuester Zeit behauptet, Tarquinius sei gar nicht etruskischer Herkunft, wie denn auch in älteren Ueberlieferungen seine Gemahlin nicht Tanaquil, sondern Gaja Caecilia genannt wird, und man hat es wahrscheinlich zu machen gesucht, daß die Tarquinier zu den Lucerern gehörten. Indessen weist doch der in der Sage vorkommende durchaus unlatinische Name Tanaquil (Tanchvil), so wie die vor Kurzem erfolgte Auffindung des Familiengrabes der Tarquinier (Tarchnas) in der etruskischen Stadt Caere so entschieden auf Etrurien hin, daß die etruskische Herkunft der Tarquinier schwerlich bezweifelt werden kann. Auch unter ihrer Herrschaft haben jedoch die Etrusker so wenig wie unter den früheren Königen einen wesentlichen Einfluß auf Rom ausgeübt; dagegen machten sich seit jener Zeit immer entschiedener hellenische Einflüsse in mancherlei Weise daselbst geltend.

Während so die Macht Roms unermeßlich wuchs, erhöhte Tarquinius auch den Glanz der Stadt außerordentlich. Er begann um Rom eine aus regelmäßig behauenen Quadersteinen nach etruskischer Art gebaute Mauer aufführen zu lassen, wodurch er viel zur Sicherheit der Stadt beitrug. Ein weit größeres Unternehmen aber war der von ihm begonnene Bau der Cloaken. Dies waren unterirdische gewölbte Canäle, aus Keilsteinen gearbeitet. Sie waren bestimmt, theils die Sümpfe und Seen zwischen den Hügeln, auf welchen Rom erbaut war, auszutrocknen und so die Niederungen selbst bewohnbar zu machen und die auf den Hügeln befindlichen Ansiedelungen zu einer Stadt mit einander zu verbinden, theils aber auch das unreine Wasser aus den Straßen der Stadt in die Tiber zu führen. Der Hauptcanal, in welchem sich die übrigen vereinigten, und von dem jetzt eine 375 Schritt lange Strecke aufgefunden ist, hat eine Breite von zwanzig Fuß. Am Ausflusse in die Tiber liegt der Boden der Cloaken etwa 27 Fuß unter dem Pflaster des alten Rom, so daß das Fundament gewiß mehr als vierzig Fuß unter der Erde angelegt werden mußte. Bedenkt man nun, daß dieser Gewölbebau, nachdem er mehr als zweitausend Jahre lang die ungeheuersten Lasten getragen hat, noch jetzt unerschüttert steht, so wird man sich von der Großartigkeit und Festigkeit desselben einen Begriff machen können.

In dem durch Anlegung der Cloaken gewonnenen Thale zwischen dem capitolinischen und palatinischen Hügel bestimmte Tarquinius einen Platz zum Markt und zum Versammlungsort der Gemeinde (das Forum), umgab ihn mit Hallen und wies denen, die Buden und Läden anlegen wollten, daselbst Plätze an. Die Wiese zwischen dem palatinischen und aventinischen Hügel dagegen ließ er zu einer Rennbahn, dem Circus, einrichten. Dies war ein länglich-runder Platz, zur Aufführung von Wettrennen zu Roß und Wagen und zu festlichen Aufzügen bestimmt und rings mit bedeckten Sitzen für die Zuschauer umgeben, auf denen 150,000, nach anderen Angaben gar 250.000 Menschen Platz fanden. Die Mittel zu solchen großartigen Unternehmungen verschaffte dem Könige die reiche, in den Kriegen gewonnene Beute; freilich aber mußte er auch das Volk für die Ausführung dieser kolossalen Bauwerke zu schweren Frohndiensten heranziehen, und er bestimmte die Spiele, die von seiner Zeit an jährlich im September unter dem Namen der „großen" oder „römischen" im Circus gefeiert wurden, eben dazu, das Volk zu erheitern und ihm seine Lasten weniger fühlbar zu machen.

So erreichte er hochgeehrt ein Alter von mehr als achtzig Jahren; da traf ihn endlich die Rache der Söhne des Ancus. Er hatte seinen Schwiegersohn Servius Tullius, den Liebling des ganzen Volkes, zu seinem Nachfolger bestimmt. Dieser war nach der ältesten Sage der Sohn des Gottes Vulcanus; nach späteren Erzählungen war seine Mutter entweder eine Sklavin aus Tarquinii, er selbst im Sklavenstande geboren, oder seine Mutter war die Wittwe eines vornehmen Mannes aus einer latinischen Stadt, der bei der Eroberung derselben durch die Römer seinen Tod fand, während sie selbst als Gefangene in das Haus des Tarquinius kam. Dort sei der Knabe geboren. Einst, als derselbe in der Halle des königlichen Palastes schlief, habe man sein Haupt mit Entsetzen brennen gesehen; die Königin aber habe verboten, das Feuer zu löschen, indem sie darin eine Weissagung der zukünftigen Größe

des Knaben erkannte, und als er erwachte, sei die Flamme erloschen. Er wurde nun wie ein Kind des Königs gehalten. Bald zeichnete er sich durch glänzende Geistesgaben und Tapferkeit vor Allen aus; der König gab ihm seine Tochter zur Gemahlin und überließ ihm, als er alt und schwach wurde, oft die Führung der Staatsgeschäfte. Mild und gütig gegen das Volk, dessen Lasten er auf alle Weise zu erleichtern suchte, gewann er bald die Liebe desselben, und um so gefährlicher schien es den Söhnen des Ancus für ihre Ansprüche auf die Regierung, wenn Tarquinius noch länger am Leben bliebe. Zwei von ihnen gedungene Meuchelmörder, in Hirtenkleidern und mit Holzäxten bewaffnet, fingen eines Tages im Vorhofe des königlichen Palastes zum Schein einen heftigen Streit an. Der König, der nach der einfachen Sitte jener Zeit noch selbst die Streitigkeiten zu schlichten pflegte, beschied sie vor sich, und während der eine ihm die angebliche Streitsache vortrug, schlug ihn der andere mit der Axt auf den Kopf, daß er tödtlich verwundet niederstürzte. Die fliehenden Mörder wurden ergriffen; das Volk strömte bestürzt zusammen; Tanaquil aber behielt ihre Besonnenheit. Sie ließ den Palast sofort schließen und den Servius herbeiholen. Sie forderte ihn auf, nicht den Mördern die Herrschaft zu überlassen, und da das Volk immer ungestümer andrängte, öffnete sie ein Fenster und rief der Menge zu, der König sei nicht todt, sondern nur von dem Schlage betäubt gewesen. Schon sei ihm die Besinnung zurückgekehrt; Alles stehe gut, und er werde bald wieder hergestellt sein. Servius solle inzwischen seine Stelle vertreten, und Jeder solle ihm gehorchen. Alle nahmen diese Nachricht mit Freuden auf; Servius erschien im königlichen Schmuck, schlichtete selbst einige Streitigkeiten und stellte sich in anderen Fällen, als wolle er den König erst um Rath fragen. So gewöhnte er das Volk an seine Herrschaft. Die Söhne des Ancus aber, die auf die Nachricht, Tarquinius lebe noch, bereits die Flucht ergriffen hatten, wurden mit ewiger Verbannung bestraft und ihre Güter zum Besten des Staatsschatzes eingezogen.

Als nun der Tod des Königs nicht länger verheimlicht werden konnte, wurde Servius Tullius, anfangs ohne Wahl, allgemein als König anerkannt und nachher noch durch die Wahl der Volksversammlung in seiner Würde förmlich bestätigt. Die Stadt vergrößerte er durch Heranziehung der östlichen Hügel Esquilinus und Viminalis und vollendete die Stadtmauer. Weniger durch glücklich geführte Kriege, als durch weise Gesetze und Einrichtungen sorgte er für das Wohl des Staates, und die Nachkommen betrachteten ihn als den Urheber aller bürgerlichen Rechte und Anordnungen. Er bezahlte die Schulden armer Bürger, überließ einen Theil der Staatsgüter an arme Familien und gewann sich so die Liebe Aller. Dennoch brach über ihn durch die Glieder seiner eigenen Familie ein furchtbares Verhängniß herein.

Er vermählte die beiden Söhne des Tarquinius, den Lucius und Aruns, mit seinen beiden Töchtern, die beide den Namen Tullia führten. Die sanfte ältere Tullia gab er dem ungestümen Lucius, die jüngere, leidenschaftliche und ehrgeizige dem edlen, redlichen Aruns Tarquinius zur Gemahlin. Er hoffte so die zügellose Leidenschaftlichkeit des einen Theils durch die Sanftmuth des andern zu mäßigen. Es gelang ihm nicht. Aruns war der jüngeren Tullia bald ein Gegenstand des Spottes. Sie trat heimlich mit Lucius in vertrauten Umgang, und nachdem er seine Gattin, sie ihren Gatten durch

Mord aus dem Wege geräumt hatte, schlossen die beiden schlechten Menschen selbst die Ehe, ohne daß der tief bekümmerte greise König es verhindern konnte. Viel zu lange lebte dieser für den Ehrgeiz der Tullia. Von ihr beständig zu verbrecherischer That angeregt, suchte sich Tarquinius eine Partei im Senat zu verschaffen und durch Bestechungen viele von den jungen Römern auf seine Seite zu ziehen. Als er so Alles vorbereitet hatte, erschien er eines Tages, umgeben von Bewaffneten, auf dem Forum und berief den Senat. In der Versammlung bestieg er den Sitz des Servius, und die Aufrührer begrüßten ihn als König. Als das Gerücht von diesen Bewegungen vor den alten König kam, eilte derselbe unerschrocken in die Versammlung des Senats. In der Thür stehend, rief er dem Tarquinius zu, wie er es wagen könne, den Senat zu berufen, während er selbst noch am Leben sei, und da Tarquinius frech genug war, ihm zu erwiedern, er habe nur den väterlichen Thron in Besitz genommen, den Servius lange genug usurpirt gehabt, erhob sich ein furchtbarer Tumult; das Volk strömte hinzu, und die Einen ergriffen Partei für Servius, die Anderen für Tarquinius. Da stürzte dieser auf den schwachen Greis zu und warf ihn die steinernen Stufen hinab, die zur Thür hinauf führten, daß er blutend und betäubt zu Boden stürzte. Einige Getreue nahmen sich des Unglücklichen an, hoben ihn empor und führten ihn fort; aber Tarquinius sandte ihm Meuchelmörder nach, die ihn auf dem Wege vollends tödteten. Tullia wollte die Erste sein, die ihren Gemahl als König begrüßte. Sie fuhr mitten durch den Tumult hindurch und drang in die Versammlung der Männer. Dem Tarquinius selbst war ihr Frohlocken gräßlich, und er gebot ihr, umzukehren. Ihr Weg führte sie durch die Gasse, wo der blutige Leichnam ihres Vaters lag. Der Wagenlenker hielt die Maulthiere an und zeigte der Tullia die Leiche. Diese aber, von unnatürlicher Raserei fortgerissen, befahl ihm, über den Todten hinweg zu fahren, und das Blut des ermordeten Vaters bespritzte ihren Wagen und ihr Gewand. Nach einer Sage verbot Tarquinius sogar, den Leichnam zu bestatten, unter dem Vorwande, auch Romulus sei nicht begraben, und man gab ihm daher den Beinamen des Uebermüthigen (des Despoten).

In der That war **Tarquinius der Uebermüthige** (Superbus) ein vollendeter Despot. Er umgab sich mit einer bewaffneten Leibwache, die ihn überall hin begleitete. Alle Rechte, die Servius dem Volke verliehen hatte, wurden aufgehoben und fast unerschwingliche Steuern eingezogen; aber auch die Vornehmen hatten unter seiner Willkür zu leiden. Die angesehensten Senatoren, von denen er glaubte, daß sie ihm nicht besonders geneigt wären, ließ er tödten oder schickte sie in die Verbannung; das Vermögen der Verurtheilten wurde eingezogen; ihre Stellen wurden nicht wieder besetzt. So wurde die Zahl der Senatoren verringert und dadurch die Macht des Senats so geschwächt, daß der Tyrann es bald nicht mehr für nöthig hielt, denselben um Rath zu fragen.

Lange Zeit war ihm übrigens das Glück außerordentlich günstig. Die Latiner erkannten Rom als Bundesoberhaupt an; auch die Hauptstadt der Volsker wurde erobert; reiche Beute fiel dabei in die Hände des Siegers, und ein Theil derselben wurde dazu verwendet, das Capitolium mit einem prächtigen dreifachen Tempel des Jupiter, der Juno und der Minerva zu

schmücken. Das Gold aus der Beute reichte freilich nur zur Vollendung des großartigen Unterbaues hin, und mit schweren Steuern und harten Frohndiensten mußte das Volk bedrückt werden, damit der Bau vollendet werden konnte. In diesem Heiligthume wurden unter der Erde auch die sogenannten sibyllinischen Bücher aufbewahrt. Eine unbekannte alte Frau, so wird erzählt, kam eines Tages zum Könige und bot ihm neun Bücher voll Orakelsprüche zum Kaufe an. Der König fand aber den Preis zu hoch und kaufte sie nicht. Die Frau ging fort, verbrannte drei von den Büchern und kam dann zurück, für die noch übrigen sechs denselben Preis fordernd. Man verlachte sie, und sie verbrannte abermals drei von den Büchern. Als sie nun wieder erschien mit den noch übrigen Büchern und erklärte, sie werde auch diese vernichten, wenn sie für dieselben nicht die nämliche Summe erhalte, die sie ursprünglich für alle neun gefordert hatte, wurde der König aufmerksam, befragte seine Seher, und durch sie über den Werth des Schatzes belehrt, kaufte er nun die noch vorhandenen Bücher und befahl, sie sorgfältig aufzubewahren, worauf die Alte verschwand.

---

c) Abschaffung der Königswürde in Rom. — Lucretia. — Brutus.

Ungeachtet seines Glückes war Tarquinius mit Besorgniß wegen der Zukunft erfüllt. Unglück drohende Vorzeichen ängstigten ihn noch mehr, und er schickte deshalb seine Söhne Titus und Aruns mit reichen Weihgeschenken nach Delphi, um das Orakel zu befragen, welche Gefahr ihm drohe. Sie wurden von L. (Lucius) Junius, dem Sohne der Tarquinia, der Schwester des Königs, begleitet. Der argwöhnische Tyrann hatte den Bruder desselben ermorden lassen; L. Junius selbst entging dem nämlichen Schicksale nur dadurch, daß er sich blödsinnig stellte, weshalb man ihm den Beinamen Brutus, d. h. „der Dumme“, gab. Er überreichte dem Gotte als Weihgeschenk zum Gelächter seiner Begleiter einen hölzernen Stab; derselbe war aber, ohne daß sie es wußten, ausgehöhlt und mit gediegenem Golde ausgefüllt, ein Bild seines Geistes, der unter einer unscheinbaren Hülle verborgen war. Nachdem die Söhne des Tarquinius den Auftrag ihres Vaters erfüllt hatten, befragten sie das Orakel auch für sich, an wen von ihnen die Herrschaft über Rom kommen werde. Sie erhielten zur Antwort, Derjenige werde zur Herrschaft gelangen, der zuerst die Mutter küsse. Da beschlossen sie, ihrem Bruder Sextus, der in Rom geblieben war, nichts davon zu sagen, und looften unter einander, wer von ihnen bei der Rückkehr zuerst die Mutter küssen sollte. Brutus jedoch meinte, das Orakel habe die Erde, als die Mutter aller Menschen, gemeint. Er lief deshalb den Berg hinab, so daß er niederfiel, und berührte dabei unbemerkt mit den Lippen die Erde. In der That ging das Orakel an ihm in Erfüllung.

Tarquinius unternahm nämlich bald darauf einen Krieg gegen die reiche Stadt der Rutuler Ardëa, die südöstlich von Rom nahe dem Meer, auf einem schroffen, fast unzugänglichen Felsen lag, welcher durch Kunst noch mehr befestigt war. Da man sie nicht erstürmen konnte, mußte man sie belagern, um sie auszuhungern. Eines Tages nun waren die Söhne des Königs im

Lager bei Sextus Tarquinius zu einem Zechgelage versammelt, und unter ihnen war auch ihr Vetter L. Tarquinius, der von der Stadt Collatia, wo er als Lehnsfürst wohnte, den Beinamen Collatinus führte. Das Gespräch kam auf die Frauen, und Jeder pries die seinige als die beste und tugendhafteste. Sie geriethen darüber in Streit und beschlossen, sich durch den Augenschein zu überzeugen. Sie bestiegen die Pferde und eilten nach Rom. Dort fanden sie ihre Gattinnen unter Blumen und Wein bei einem Gastmahle schwelgen, und sie begaben sich nun nach Collatia, wo sie die Lucretia, die Gattin des Collatinus, obgleich es schon spät in der Nacht war, emsig unter ihren Mägden walten und Wolle spinnen sahen. Alle erklärten, Collatinus habe die beste Frau; dieser bewirthete sie gastlich, und erst spät kehrten sie ins Lager zurück. Sextus aber sann auf arge Dinge. Nach wenigen Tagen begab er sich ohne Wissen des Collatinus nur mit einem einzigen Begleiter nach Collatia. Lucretia empfing ihn gastfrei als einen nahen Verwandten und den Sohn des Königs; aber in der Nacht überfiel er die nichts Ahnende, mißhandelte sie auf die schmählichste Weise und kehrte dann nach dem Lager zurück. Kaum graute der Tag, so sandte Lucretia Boten nach Rom zu ihrem Vater Lucretius und nach dem Lager zu Collatinus, sie möchten Jeder mit einem vertrauten Freunde zu ihr kommen, es sei Furchtbares geschehen. Beide eilten nach Collatia, Lucretius von P. Valerius, Collatinus von Junius Brutus begleitet. In Trauerkleidern fanden sie Lucretia in ihrem Gemache sitzen. Unter Thränen theilte sie ihnen mit, was geschehen war, und forderte sie auf, den ihr angethanen Schimpf zu rächen; sie selbst vermöge solche Schmach nicht zu überleben. Damit zog sie einen Dolch hervor, den sie unter ihrem Gewande verborgen gehalten hatte, und stieß ihn sich durchs Herz. Bestürzt umstanden Alle die blutende Leiche; Brutus aber legte jetzt plötzlich seine Verstellung ab, zog den blutigen Dolch aus der Wunde, und ihn in die Höhe schwingend, schwor er, den Tod der tugendhaften Lucretia zu rächen, das verruchte Geschlecht des Tarquinius auszurotten, und hinfort weder zu dulden, daß einer von demselben, noch daß irgend ein Anderer über Rom regiere. Sie trugen die Leiche auf den Marktplatz von Collatia und klagten vor der zusammenströmenden Menge laut über den geschehenen Frevel. Die Bürger erhoben sich gegen die Tyrannei der Tarquinier; die jungen Männer begleiteten den Leichenzug nach Rom. Dort berief Brutus kraft seines Rechts als Reiteroberst das Volk zusammen, theilte das Vorgefallene mit, erinnerte an die Frevelthaten, welche die Tarquinier bisher verübt, an die Bedrückungen, unter denen das Volk bisher geseufzt habe, und durch solche Rede entflammt, entsetzte das Volk einstimmig den Tarquinius der königlichen Würde und verbannte ihn und seine ganze Familie. Als der König von dem Aufruhr Nachricht erhielt, begab er sich nach Rom, um denselben zu unterdrücken; aber er fand die Thore der Stadt verschlossen. Brutus hatte sich inzwischen nach Ardea begeben, um auch das Heer zu gewinnen; dasselbe stimmte den Beschlüssen des Volkes bei, hob die Belagerung von Ardea auf, nachdem es mit den Belagerten einen Waffenstillstand geschlossen hatte, und zog nach Rom. So blieb dem von Allen verlassenen Könige nichts übrig als die Flucht, und er begab sich mit den Seinigen nach der Stadt Caere in Etrurien, vielleicht der ursprünglichen Heimath seines Geschlechts (S. 398 A.). Dies geschah

509 v. Chr. Die königliche Würde ward für ewige Zeiten abgeschafft, und das ganze Volk beschwor dies für sich und seine Nachkommen. Die Gesetze des Servius Tullius wurden wieder hergestellt, und an die Stelle des Königs traten zwei jährlich zu wählende Consuln oder, wie man sie anfänglich nannte, Prätoren. Die Ersten, denen diese Würde übertragen wurde, waren Brutus und Collatinus.

Der vertriebene König hatte sich inzwischen von Caere nach Tarquinii begeben und bewog die Bewohner dieser Stadt, Gesandte nach Rom zu schicken, um die Herausgabe seines Vermögens und des Eigenthums Derjenigen zu fordern, die ihm in die Verbannung gefolgt waren. Während darüber Unterhandlungen gepflogen wurden, fanden die Gesandten Gelegenheit, unter den vornehmen römischen Jünglingen eine Verschwörung zu Gunsten des verbannten Königs anzuzetteln, um ihn bei Nacht heimlich nach Rom zurückzuführen. Viele von denselben vermißten schmerzlich seine Herrschaft, die ihnen selbst Gelegenheit gegeben hatte, vermöge ihrer hohen Geburt und ihrer Verwandtschaft mit dem Könige alle ihre Wünsche zügellos zu befriedigen. Unter den Verschwornen befanden sich auch die Söhne des Brutus und Verwandte des Collatinus.

Aber die Verschwörung wurde bald entdeckt. Die Auslieferung des königlichen Vermögens war bewilligt, und so hatten die Gesandten keinen Vorwand mehr, um in der Stadt zu bleiben. Sie hielten vor ihrem Abgange noch eine Unterredung mit den Verschwornen in einem dunklen Gemache. Ein Knecht merkte, daß Böses vorging; er hörte unbemerkt ihre Unterredung mit an und machte sofort Anzeige. Die Schuldigen wurden verhaftet und in Gegenwart des versammelten Volkes auf das Forum vor die Consuln geführt. Nie ist wohl das Pflichtgefühl eines Mannes auf eine härtere Probe gestellt worden als jetzt das des Brutus. Doch das Vaterland stand ihm höher als Alles, und obschon mit schwerem Herzen, sprach er selbst über seine Söhne das Todesurtheil, das sofort unter seinen Augen vollzogen wurde. Gleiches Schicksal traf die übrigen Verschwornen. Natürlich war nun nicht mehr an Zurückgabe der königlichen Güter zu denken. Das bewegliche Vermögen wurde der Menge preisgegeben, die Landgüter unter das Volk vertheilt, das dem Tarquinius gehörige große Feld an der Tiber aber dem Kriegsgotte Mars geweiht, wovon es den Namen Marsfeld erhielt, und diente fortan den römischen Jünglingen zu ihren Leibesübungen. — Collatinus hatte seine in die Verschwörung verwickelten Verwandten vom Tode zu retten versucht. Dadurch aber bestärkte er den schon durch seinen Namen L. Tarquinius erregten Verdacht, er neige sich der Sache der vertriebenen Familie zu, und selbst dem Brutus schien er für die junge Freiheit Roms so gefährlich, daß derselbe ihn bewog, seine Würde niederzulegen und Rom zu verlassen. Dennoch schied Collatinus aus der Stadt, der er die Freiheit erringen geholfen, als Freund. Sein ganzes Vermögen konnte er mitnehmen, und es wurde noch eine bedeutende Summe aus dem öffentlichen Schatze hinzugefügt. An seiner Stelle wurde P. Valerius Consul.

Tarquinius bewog indessen Veji und Tarquinii, unter Anführung seines Sohnes Aruns ein Heer gegen Rom zu senden. Im Walde Arsia, auf der Grenze zwischen Latium und Etrurien, kam es zu einer Schlacht. Brutus

führte die römische Reiterei, Valerius das Fußvolk. Aruns und Brutus stießen so heftig auf einander, daß sie sich gegenseitig durchbohrten; aber obgleich die Tarquinier den ihnen gegenüberstehenden römischen Flügel zurückwarfen, so siegte doch auf dem anderen Flügel Valerius über die Vejenter, und dieselben räumten das Schlachtfeld. Im Triumph kehrte Valerius zurück, Brutus aber wurde feierlich bestattet; die römischen Frauen betrauerten ihn ein Jahr lang wie einen Vater, und seine eherne Bildsäule mit gezogenem Schwerte wurde mitten unter den sieben Königen auf dem Capitol aufgestellt.

Wie verhaßt den Römern das Königthum war, und wie sehr sie die Wiederherstellung desselben fürchteten, sieht man daraus, daß selbst ein so allgemein verehrter Mann wie Valerius in Verdacht kommen konnte, er trachte nach der Königswürde. Er verzögerte nämlich die Wahl eines neuen Consuls an Stelle des Brutus, um nicht durch denselben an der Durchführung einiger für die Freiheit des Volkes nöthigen Gesetze behindert zu werden, namentlich, daß Jeder von dem Urtheil der Consuln an seine Gemeine appelliren dürfe, und daß die Consuln vor der Volksversammlung die Fasces ohne die Beile senken müßten, zum Zeichen, daß sie ihre Gewalt vom Volke hatten. Später erhielt er für diese Gesetze den Namen Poplicŏla, d. h. „Volksfreund"; damals aber erschien die Verzögerung der Consulwahl dem Volke um so verdächtiger, da sich Valerius da, wo Tullus Hostilius gewohnt hatte, ein steinernes Haus bauen ließ, das vom Forum aus als eine unbezwingbare Burg erschien. Kaum erfuhr indessen Valerius den Argwohn des Volkes, so ließ er das Gebäude sofort niederreißen und sich unten am Hügel ein anderes bauen, das nicht gefährlich erscheinen konnte. Durch die erwähnten Gesetze aber verschaffte er nun dem Volke vollends die Ueberzeugung, daß es ihm Unrecht gethan habe.

---

d) Horatius Cocles. — Mucius Scaevola. — Cloelia.

Der vertriebene König gab indessen die Versuche, seine verlorne Würde wieder zu erlangen, noch nicht auf. Er wandte sich, Hülfe suchend, an den mächtigen König von Clusium (dem jetzigen Chiusi), den Lars Porsenna, und dieser führte ein gewaltiges Heer gegen Rom, nachdem er auf friedlichem Wege die Rückkehr des Tarquinius nicht hatte vermitteln können. Er eroberte die äußersten Befestigungen der Stadt und drang siegreich bis an die Tiber vor. Das römische Heer floh vor ihm über die hölzerne Brücke, die über den Fluß führte, in die Stadt zurück, und gewiß wären die Clusiner mit den Fliehenden zugleich hineingedrungen, hätte sich Horatius Cocles, dem die Bewachung der Brücke anvertraut war, ihnen nicht mit bewundernswürdigem Heldenmuthe entgegengestellt. Er rief den Fliehenden zu, sie sollten die Brücke zerstören; er selbst wolle, so lange er es vermöge, die Feinde aufhalten. Noch zwei muthige Männer blieben bei ihm zurück, und schnell begannen nun die Römer, die Brücke abzubrechen. Bald drängte er auch seine beiden Begleiter, zurückzukehren, und stellte sich nun allein den erstaunten Etruskern entgegen. Endlich verkündete ihm das Krachen der Balken und das Freudengeschrei der Römer, daß die Zerstörung der Brücke vollendet sei. Da stürzte er sich in den Strom und schwamm, von den Pfeilen der Feinde verfolgt, glücklich

hinüber. Die dankbaren Römer ehrten ihn durch öffentliche Aufstellung seiner Bildsäule, schenkten ihm ein Stück Land, so groß, wie er es in einem Tage mit dem Pfluge umziehen konnte, und als Hungersnoth ausbrach, darbte sich Jeder täglich etwas von seiner Nahrung ab, um es dem Horatius zu bringen.

Nachdem der Versuch, in die Stadt einzudringen, dem Porsenna nicht geglückt war, bedrängte er dieselbe mit harter Belagerung, und bald entstand in Rom eine drückende Hungersnoth. Da entschloß sich **Mucius**, ein Jüngling aus edler Familie, Rom mit Erlaubniß des Senats durch Ermordung des Königs von aller Noth zu befreien. Heimlich schlich er sich, einen Dolch unter dem Gewande verborgen haltend, in das Lager des Porsenna. Der etruskischen Sprache kundig, gelangte er unerkannt bis zu dem Zelte des Königs. Den Kriegern wurde gerade der Sold ausgezahlt. Neben dem Könige saß der mit der Auszahlung beauftragte Schreiber desselben, mit ihm fast gleich gekleidet, und Alle drängten sich um ihn, um den Sold zu empfangen Mucius war ungewiß, wer der König sei, und doch durfte er nicht fragen, wenn er sich nicht verrathen wollte. Er stieß Denjenigen nieder, um den die meisten Menschen sich drängten; er hatte den Schreiber getödtet. Alsbald wurde er ergriffen und vor den König geführt, der ihm mit furchtbaren Martern drohte. Doch Mucius rief ihm zu: „Sieh, wie verächtlich der Körper denen ist, die großen Ruhm vor Augen sehen!“ streckte seine rechte Hand in das auf einem nahe stehenden Altar lodernde Feuer und ließ sie langsam ohne ein Zeichen des Schmerzes verbrennen. Entsetzt sprang der König von seinem Sitze auf, ließ den Jüngling vom Altar wegreißen und schenkte ihm die Freiheit. Mucius aber erklärte ihm gleichsam zum Lohne: „dreihundert edle römische Jünglinge hätten geschworen, den König zu tödten; ihn selbst hätte das Loos zuerst getroffen.“ Der kühne Jüngling erhielt zum Andenken an seine Unerschrockenheit den Namen Scaevöla (Scaevula), d. h. Linkhand, und der Senat ehrte ihn, wie den Horatius, dadurch, daß er ihm ein Stück Land jenseit der Tiber schenkte.

Porsenna wurde durch die Mittheilung des Mucius so in Schrecken gesetzt, daß er mit den Römern Unterhandlungen anknüpfte und Frieden schloß. So erzählen die römischen Geschichtschreiber; indessen hat sich die Sache für Rom keinesweges so günstig gestaltet. Die Stadt mußte sich vielmehr dem Sieger ergeben, büßte ein Drittel ihres Gebietes, nämlich die ganze, aus zehn Tribus bestehende Feldmark auf dem rechten Tiberufer, ein, mußte den Porsenna als Oberherrn anerkennen und ihm den Zehnten entrichten. Die Römer mußten die Waffen ausliefern und durften das Eisen fortan nur zu Ackerwerkzeugen gebrauchen; endlich mußten sie dem Porsenna zehn Jünglinge und zehn Jungfrauen von edler Abkunft als Geiseln geben. **Cloelia**, eine der letzteren, vermochte nicht den Gedanken zu ertragen, daß sie in der Gewalt des Feindes sei, und als sie die Erlaubniß erhielt, sich mit ihren Gefährtinnen in der Tiber zu baden, benutzte sie die Gelegenheit, um mit ihnen über den Fluß zu schwimmen und sich so zu befreien. Zwar wurden sie dem Porsenna auf sein Verlangen wieder ausgeliefert, aber derselbe schenkte nicht nur der Cloelia aus Bewunderung ihres Muthes die Freiheit, sondern erlaubte ihr auch, einige ihrer Gefährtinnen nach ihrer Wahl mitzunehmen. Zum ehrenden Andenken stellten die Römer ihre Bildsäule zu Roß auf.

Bald fanden die Römer Gelegenheit, von der Herrschaft der Etrusker frei zu werden. Porsenna begann nämlich einen Krieg mit den Latinern, der einen für ihn unglücklichen Ausgang nahm, und dies verschaffte auch den Römern Gelegenheit, ihre Unabhängigkeit wieder zu erlangen. Tarquinius aber, der sich nach Tusculum begeben hatte, dessen angesehenster Bürger sein Schwiegersohn Mamilius war, bewog nun die Latiner selbst zum Kriege gegen Rom, und die Stadt kam dadurch abermals in die größte Gefahr, zumal da das Volk, welches durch die fortwährenden Kämpfe außerordentlich litt, sich weigerte, in den Krieg zu ziehen. In solcher Noth übertrug der Senat die höchste Gewalt einem Dictator, der mit fast königlicher Macht bekleidet wurde, dieselbe aber höchstens sechs Monate behalten durfte. Der erste Dictator T. (Titus) Lartius wußte so zweckmäßige Maßregeln zu ergreifen, daß die Latiner einen Waffenstillstand schlossen, und er schon vor Ablauf seiner Amtszeit seine Würde niederlegen konnte. Zwar erneuerten sie den Krieg; sie wurden jedoch 496 v. Chr. von dem neuerwählten Dictator Postumius am See Regillus in der Nähe von Tusculum besiegt und schlossen ein Bündniß mit Rom. Die noch lebenden Söhne des vertriebenen Königs so wie sein Schwiegersohn hatten in der Schlacht den Tod gefunden; er selbst wurde in der Schlacht verwundet und floh nach Cumae in Campanien, wo er bald darauf mehr, als neunzig Jahre alt, starb.

So berichtet die Ueberlieferung über den Ausgang des tarquinischen Königsgeschlechtes. Vieles davon gehört entschieden der ausschmückenden Sage an. Manches ist offenbar nur erfunden, um die Beinamen Brutus, Scaevola, Poplicola zu erklären. Daß Brutus als Reiteroberst das Recht gehabt haben sollte, die Curien zu berufen, ist nach der ältesten Verfassung Roms geradehin unmöglich. Sicher ist es ferner, daß Porsenna den Zug gegen Rom nicht zu Gunsten des vertriebenen Königs unternahm, da er trotz des vollständigsten Sieges über die Römer weder die Wiedereinsetzung des Tarquinius, noch die Wiederherstellung des Königthums überhaupt von ihnen forderte; vielmehr war das Unternehmen der Etrusker, wie es scheint, nur dadurch veranlaßt, daß sie die in Rom herrschende Verwirrung zu benutzen dachten, um sich in den Besitz von Latium zu setzen, durch welches sie allein von ihren Besitzungen in Campanien geschieden waren. Gleichwohl erscheint die Geschichte der Vertreibung des Tarquinius in ihren Grundzügen vollkommen glaubwürdig. Daß die Willkürherrschaft des Königs und der Frevel gegen Lucretia die Ursache der Empörung der Adelsgeschlechter gewesen sei, scheint eben so sicher festzustehen wie das Resultat der Auflehnung, die Umwandlung der Herrschaft des einen lebenslänglichen Königs in die Herrschaft zweier Jahreskönige, von denen jeder ganz so wie früher der König die höchste Gewalt ausübte, so daß nur, wo beide sich widersprachen, ihr Gebot sich gegenseitig aufhob. Allerdings läßt sich aber erwarten, daß in einer so großen und bedeutenden Gemeinde die Beseitigung der königlichen Würde, die seit lange in derselben Familie fortgeerbt hatte und deshalb um so fester gewurzelt war, nicht so leicht erfolgt sein werde, wie die Ueberlieferung es darstellt. Mancher heiße Kampf mag vorhergegangen, manches Blut geflossen sein, ehe die Adelsgeschlechter dieselbe durchsetzten. Aus einer unzweifelhaft ächten Urkunde, welche der griechische Geschichtschreiber Polybios aufbewahrt hat, der ältesten, die wir aus der

Geschichte Roms besitzen, einem Handels- und Schiffahrtsvertrag, den Rom unmittelbar nach der Vertreibung der Könige mit den Karthagern zur Erneuerung eines älteren schloß, lernen wir auch die wirklichen Namen der beiden ersten Consuln kennen. Es waren Lucius Junius Brutus und Marcus Horatius.

Auch die Ueberlieferungen über den latinischen Krieg sind durchaus unsicher. Seit der Zerstörung von Alba longa hatte Latium die Hegemonie Roms anerkannt. Daß dies Verhältniß durch die Vertreibung der Könige mannigfach gestört werden mußte, war natürlich; wenig wahrscheinlich ist es aber, daß die Latiner für den König, durch dessen Sturz sie die Selbständigkeit wieder erlangt hatten, werden die Waffen ergriffen haben; vielmehr haben sie wohl ihren Bund unabhängig von Rom zu erneuern versucht. Dabei konnte ein gespanntes Verhältniß zu den Römern nicht ausbleiben; zu einem Kriege des Bundes gegen Rom aber kam es damals schwerlich, und am Regillus mögen nur die Tusculaner für Tarquinius gestritten haben.

---

§. 39. Innere Einrichtungen und Religion der Römer.

Wie unsere Kenntniß der äußeren Geschichte Roms unter den Königen, so ist auch die der inneren Verhältnisse des Volkes in jener Zeit vielfach dunkel und ungewiß. Vieles von den alten Staatseinrichtungen, was die Sage auf Romulus zurückführt, ging aus den Verfassungen der alt-italischen Völker auf die Römer über; Anderes gestaltete sich in Rom selbst erst nach und nach.

An der Spitze des Staates stand anfangs der König, welcher oberster Priester, Richter und Anführer im Kriege war und als solcher unumschränkte Gewalt besaß. Die äußeren Zeichen seiner Würde waren dieselben wie bei den etruskischen Königen (S. 386), und mit ihnen ging auch der größte Theil seiner Macht später auf die Consuln über.

Dem Könige zur Seite stand ein von ihm gewählter Senat, ursprünglich aus hundert, dann nach der Vereinigung mit den Sabinern aus zweihundert, endlich, nach Hinzutritt der besiegten Latiner, welche wahrscheinlich die Tribus der Luceres bildeten, aus dreihundert Mitgliedern bestehend, welche ihm über alle Staatsangelegenheiten Rath zu ertheilen berechtigt waren. Auch das ganze römische Volk, d. h. sämmtliche römische Vollbürger, die Nachkommen der ursprünglichen Bürger Roms, nahm an der Staatsregierung Theil, indem die Volksversammlung das Recht hatte, den König zu wählen, über Krieg und Frieden zu beschließen und Gesetze zu genehmigen.

Die alten römischen Vollbürger, die Patricier, waren nach den drei ursprünglichen Bestandtheilen des römischen Volkes in drei Stämme oder Tribus getheilt, die der Ramnes, Tities und Luceres (S. 391).

An der Spitze einer Tribus stand ein Tribun, und jede war in zehn Curien getheilt. Die Curie bestand wieder aus Decurien und diese aus Geschlechtern (gentes). Aus jeder Curie wurden ursprünglich zehn Reiter

(Ritter) gestellt; später aber wurde die Zahl dieser **Ritter** auf 1800 erhöht; auch die Senatoren gehörten den patricischen Geschlechtern an.

Neben den Patriciern gab es von ihnen abhängige **Clienten** oder Hörige, deren Patrone oder Schutzherren sie waren. Als solche hatten sie den Clienten vor Gericht beizustehen und dieselben überhaupt in jeder Beziehung zu beschützen; auch räumten sie ihnen auf ihren Besitzungen Land zur Benutzung ein. Die Clienten dagegen mußten sie in jeder Noth und bei Tragung aller Lasten, auch mit ihrem Vermögen unterstützen, ihnen die Kosten der Ausstattung ihrer Töchter und den mit öffentlichen Aemtern verbundenen Aufwand tragen helfen, sie als Vasallen in den Krieg begleiten u. s. w. Das Verhältniß war ein so heiliges, daß Patron und Client gegen einander weder als Zeuge, noch als Kläger auftreten durften. Der Client führte den Geschlechtsnamen des Patrons und war mit allen seinen Nachkommen an die Familie desselben gebunden. Ein Patron aber, der sich an einem Clienten verging, war der Strafe der Götter verfallen; Jeder durfte ihn tödten, und auch nach dem Tode dauerte die Strafe nach dem allgemeinen Glauben fort. Später löste sich dies Verhältniß auf, und die Clienten traten unter die **Plebejer**. Diese entstanden theils aus den später freiwillig in Rom Eingewanderten, namentlich latinischen Ansiedlern, indem durch das latinische Bündniß allen Latinern das Niederlassungsrecht in Rom gewährleistet war, theils waren es die Bewohner der im Kriege unterworfenen Nachbarstädte. Diese blieben in ihrer von den Römern der politischen Selbständigkeit beraubten und zum Dorf herabgesetzten Heimath; sie saßen auf ihrem Grund und Boden, so weit derselbe nicht vom Sieger geschmälert und zum Staatsacker geschlagen war. Sie waren zwar persönlich frei und zum Theil auch wohlhabend; in Beziehung auf ihr Vermögen waren sie völlig unbeschränkt; sie konnten ihren Hof auf ihre Nachkommen eben so gut vererben wie die Bürger; aber von allen öffentlichen Aemtern waren sie eben so wie von der Benutzung der Staatsländereien ausgeschlossen; sie hatten keinen Antheil an der Regierung des Staates, kein Stimmrecht in der Volksversammlung. In dieser stimmten vielmehr nur die Patricier nach den Curien. Die Versammlungen der Curien (die Curiatcomitien) fanden auf dem Comitium, einem Platze zwischen dem Forum und der Curia, dem Sitzungshause des Senats, statt. Zwar versuchte Tarquinius Priscus den drei patricischen Tribus und den patricischen Curien eben so viele plebejische hinzuzufügen; aber die alten Geschlechter widersetzten sich dem, und er konnte nur eine Anzahl plebejischer Geschlechter ins Patriciat erheben. Diese hießen die „jüngeren Geschlechter". Jenes Verhältniß der Plebejer zu den Patriciern änderte sich erst durch die neuen Staatseinrichtungen, die dem **Servius Tullius** zugeschrieben werden.

Danach wurden nämlich alle Plebejer, die Grundbesitz hatten, in dreißig (örtliche) **Tribus**, vier städtische und sechsundzwanzig ländliche, getheilt, so daß sie nun erst den Patriciern gegenüber einen eigenen Stand bildeten. Diese Tribus sind also von den vorher erwähnten Stamm-Tribus zu unterscheiden. Jede plebejische Tribus hatte ihren eigenen Tribun, ihren besonderen Versammlungsplatz (in der Stadt in einem Tempel, auf dem Lande auf einem Hügel), ihre eigenen Feste und durfte in den vom Tribun berufenen Gemeindeversammlungen über ihre inneren Angelegenheiten frei berathen. —

Außerdem theilte Servius Tullius das ganze Volk nach dem im Grundbesitz bestehenden Vermögen in Centurien ein. Die Gesammtzahl der steuer- und kriegsdienstpflichtigen Bürger bildete fünf Klassen. Zur ersten gehörten die, welche ein Vermögen von 100,000 As, d. h. Pfund Kupfer, besaßen, zur zweiten die, welche 75,000 hatten, zur dritten die mit 50,000, zur vierten die mit 25,000, zur fünften die mit 12,500 As. Die, welche noch weniger besaßen, hießen Proletarier und waren steuerfrei. Nach dem Maße des Vermögens richtete sich nämlich auch das Maß der Verpflichtung zur Steuer und zum Kriegsdienst, ebenso aber auch das Maß der Berechtigung. Das ganze Volk war nämlich in 193 Centurien getheilt, und wie viele derselben auf jede Klasse kamen, das richtete sich nach dem gesammten Vermögen der letzteren. So hatte, während die Proletarier nur eine Centurie bildeten, die erste Klasse allein achtzig Centurien, wozu noch achtzehn Rittercenturien kamen, und dadurch besaß sie allein schon das Uebergewicht in der Versammlung der Centurien, da jede Centurie eine Stimme hatte. Diese Versammlungen, die Centuriatcomitien, die auf dem Marsfelde abgehalten wurden und in denen also das ganze Volk (populus) versammelt war, erhielten jetzt auch das Recht, über Krieg und Frieden zu beschließen, und nahmen an der Gesetzgebung und der Königswahl Theil. Dadurch erhielten auch die Plebejer einigen Antheil an der Staatsverwaltung; aber dennoch blieben die Patricier im Besitze der höchsten Gewalt. Sie allein konnten zur Priesterwürde gelangen; keine Wahl war gültig, ehe die Curien sie genehmigt hatten; keinen Gegenstand durften die Centurien berathen, der nicht vom Senat vorgeschlagen war. Jedenfalls war indessen die dem Servius zugeschriebene Verfassung ein bedeutender Fortschritt in der inneren Entwickelung Roms, und die weitere Fortbildung derselben war dadurch angebahnt.

In inniger Verbindung mit dem Staate stand bei den Römern die Religion. Zunächst schlossen sich die Römer an die Religionsvorstellungen der verwandten italischen Stämme an. Wie bei jenen finden wir auch bei ihnen dieselben symbolischen und allegorisirten Naturanschauungen wie bei den übrigen Völkern des indogermanischen Stammes, namentlich bei den alten Bewohnern Griechenlands (S. 388). Ungeachtet dieser gemeinsamen Grundlage gestaltete sich aber die Religion des nüchternen, phantasielosen Ackerbauvolkes durchaus eigenthümlich und wesentlich verschieden von der hellenischen. Während dem Hellenen die Naturkräfte zu concreten, persönlichen, menschenähnlich gedachten idealen Göttergestalten sich umwandelten, blieben die Italiker an der unmittelbaren Anschauung und dem abstracten Begriff haften. Wie schon Sabiner und Latiner, so verehrten auch die Römer die auf sie einwirkenden Naturmächte, den Jupiter als Himmelsvater und als sein weibliches Gegenbild die himmlische Mutter Juno, den öffnenden Gott Janus und sein weibliches Gegenbild Diana, den Wald- und Feldgott Mars, der zugleich Kriegsgott ist, und Minerva, die Göttin der erinnernden Kraft. In diesen obersten Göttern fanden die allgemeinsten Beziehungen des Menschen zur Natur und zu sich selbst ihren Ausdruck. Außer ihnen gab es aber noch zahlreiche andere Götter, nicht persönliche Wesen, sondern Begriffe von allen möglichen physischen und moralischen Mächten. Alle Eigenschaften, Gefühle, Thätigkeiten, der Staat und das Geschlecht, jeder einzelne Mensch, jeder Ort und Gegenstand kehren

wieder in der römischen Götterwelt und finden in derselben ihr geistiges Gegenbild. So gab es Gottheiten der Eintracht, der Rechtschaffenheit, der Tapferkeit, der Keuschheit, der Hoffnung, des Schreckens, der Gesundheit, der Krankheit. Flora war die Göttin der Blumen, Pomona die des Obstes, Annona die des Erntesegens, Ceres die Getreidegöttin, Mercurius war der Gott des Handels, Bellona die Kriegsgöttin. Ja jeder einzelne Moment der Thätigkeit wurde vergeistigt. So gab es einen Gott des Säens, des Ackerns, des Furchenziehens, des Pflügens, des Eggens u. s. w. — Gottheiten begleiten und schützen den Menschen von der Geburt an. Levāna macht, daß der Vater das Kind von der Erde aufhebt und es so als das seinige anerkennt; Cunīna gewährt ihm sanfte Ruhe in der Wiege; Juventas erhält ihm die Blüthe der Jugend. Gottheiten geleiten die Braut in das Haus des Bräutigams und bleiben in ihrer Nähe. Besonders treten hervor die Götter des häuslichen Lebens: Vesta, die Penaten und die Laren. Vesta ist die Göttin des Heerdfeuers. Zugleich mit ihr wurden schon von den Latinern in Lavinium die Penaten verehrt, die den häuslichen Vorrath (penus), überhaupt das ganze Haus beschützen. Sie sorgen für die Ernährung der Familie, während die Laren über die Fortpflanzung derselben wachen. Ihre Bilder standen am Heerd, auf dem ihnen geopfert wurde. Dort oder in einer besonderen Kapelle des Hauses, dem Lararium, waren auch die Bilder der Laren. Es gab auch Staatspenaten, die als Beförderer der inneren Wohlfahrt des Vaterlandes verehrt wurden und auf einem Höhenzuge unmittelbar am Forum ihren Tempel hatten. Ihr Name durfte nicht ausgesprochen werden, damit ihn nicht ein Feind erführe und sie, indem er sie anriefe, über die Grenze lockte. Ferner gehören hierher die Manen, die guten Geister der Verstorbenen, die schattenhaft weiter leben in der Tiefe der Erde, gebannt an den Ort, wo der Körper ruht. Man pflegte deshalb die Ueberbleibsel der Verstorbenen im Hause beizusetzen, damit sie demselben zum Schutze dienten. Die Seelen der bösen Menschen dagegen irren als Nachtgespenster (Lemures) unstät umher, die Lebenden beunruhigend. Auch die Götter eroberter Städte wurden in Rom aufgenommen. — Obgleich die einzelnen Gottheiten entweder als männliche oder als weibliche gedacht wurden, so geschah dies doch nur im Sinne des Väterlichen und Mütterlichen als moralischer Begriffe, und hatte keine geschlechtliche Bedeutung. Sie können sich nicht vermählen wie die hellenischen, wandeln nicht ungesehen unter den Menschen, treten eben so wenig mit ihnen wie unter einander in spezielle Beziehung; sie haben keine Geschichte, denn sie sind eben keine Personen. Daher kennt die römische Religion auch keine Götterbilder, sondern nur Symbole; so wurde Mars verehrt unter dem Symbol der Lanze, Vesta unter dem des Feuers. Ihre einzigen Eigenschaften sind Gunst oder Ungunst; die Menschen aber haben ihnen gegenüber das Gefühl, daß sie immer und überall durch sie gebunden sind, wie sich dies schon in der Bezeichnung des Glaubens durch das Wort religio, d. h. Bindung, ausspricht.

Einen bedeutenden Einfluß auf die weitere Entwickelung der römischen Religion übte die nähere Berührung, in welche Rom seit der Zeit der Tarquinier mit den in Italien wohnenden Griechen kam. An die Stelle der Symbole traten nun, wie in Griechenland, Götterbilder, und später wurden nicht nur griechische Götter förmlich eingeführt, sondern auch auf die einheimischen

Gottheiten wurden griechische Vorstellungen übertragen, und zuletzt verstand kaum noch Jemand außer den Priestern den ursprünglichen Sinn der alten religiösen Gebräuche, die man beibehielt. Auf solche Weise gestaltete sich die ganze römische Religion der hellenischen so ähnlich, daß man oft fast nur die Namen der Götter mit einander zu wechseln braucht. So entspricht Jupiter dem Zeus, Juno der Hera, Minerva der Athene, die alte römische Gartengöttin Venus der Aphrodite, Diana der Artemis, Neptun, anfangs eine ländliche Gottheit, unter deren Schutze die Pferdezucht stand, dem Poseidon u. s. w. Andere Götter, wie den Apollo, dem schon 431 in Rom ein Tempel gebaut wurde, nahmen die Römer unmittelbar von den Griechen an.

Mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit sorgte man dafür, daß jedem Gott der ihm gebührende Dienst pünktlich geleistet werde, da man glaubte, daß jede Vernachlässigung sich sofort rächen müsse. Der älteste Dienst war in Rom den Göttern geweiht, die das Volk nach den drei Stämmen darstellten, dem Jupiter, der den Ramnern angehörte, auf dem Capitol, dem Mars, der mit den Titiern nach Rom kam, auf der Ebene zwischen dem Capitol und der Tiber, und dem Quirinus, der seinen Namen von der geschlossenen Gemeinde der römischen Speerträger (quirites) hatte, auf dem nach ihm genannten Hügel. Da nun aber die Zahl der Gottheiten so außerordentlich groß war, mußte man eigene Bücher anlegen, die von den Priestern aufbewahrt wurden, denn alle die verschiedenen Götter und die Art ihrer Verehrung konnte man nicht im Gedächtniß behalten.

Schon früh fühlte man das Bedürfniß, den Dienst der Götter zu ordnen und an feste Bestimmungen zu knüpfen, und die Sage führt diese Anordnungen schon auf Numa zurück. Der Staat überwachte die Religion, denn sie diente ihm als Mittel, das Volk im Gehorsam gegen die Gesetze des Vaterlandes zu erhalten und es zu freudiger Aufopferung für dasselbe zu begeistern. Geschlossene Priestercollegien, deren Mitglieder den höchsten Rang im Staate einnahmen, und deren Einsetzung man dem Numa zuschrieb, hatten dafür zu sorgen, daß bei allen religiösen Einrichtungen und Gebräuchen nichts an der althergebrachten Weise geändert wurde. Das höchste dieser Priestercollegien war nach der Vertreibung der Könige das der Pontifices, an deren Spitze der Pontifex maximus stand. Ihren Namen („Brückenbauer") hatten sie davon, weil ihnen das eben so politisch wichtige als für heilig gehaltene Geschäft oblag, den Bau und das Abbrechen der Brücke über die Tiber zu leiten. Da sie das Geheimniß der Maße und Zahlen kannten, hatten sie auch den Kalender des Staates zu führen, die Neu- und Vollmonde und die Festtage anzugeben und dafür zu sorgen, daß jede gottesdienstliche wie jede richterliche Handlung am rechten Tage erfolgte. Eigentliche Priester waren sie mithin nicht; aber sie hatten die oberste Aufsicht über den öffentlichen und den Privatgottesdienst. In allen Rechtsstreitigkeiten, welche die Religion betrafen, hatten sie die Entscheidung. Wer ihnen nicht gehorchte, den durften sie bestrafen; sie selbst aber waren keinem Gericht unterworfen und Niemandem Rechenschaft schuldig. Starb einer von ihnen, so wählten die übrigen an seine Stelle einen andern. Unter den Königen hatten sie eine so hohe Stellung nicht; vielmehr waren sie nicht nur dem Könige selbst als dem obersten Priester untergeordnet, sondern auch den anderen höheren Priestern, die den Titel

Flamen führten. Diese Flamines oder Bindenträger, so genannt von der weißen und rothen wollenen Binde, die sie um den Kopf trugen, waren die eigentlichen Priester. Der höchste unter ihnen, der Flamen des Jupiter, war eine geheiligte Person, und ihm wurde später ein großer Theil der priesterlichen Verrichtungen übertragen, die früher dem Könige obgelegen hatten. Auch Mars und Quirinus hatten einen Flamen, später auch niedere Götter. — Andere Priester waren die Salier, ein aus zwölf patricischen Jünglingen bestehendes Collegium ursprünglich heiliger Tänzer, die besonders dem Mars zugehörten, an dessen Feste im März sie, in bunt gesticktem Kleide und mit purpurnem Obergewande geschmückt, einen kegelförmigen Hut auf dem Kopfe, in der Rechten eine Lanze, in der Linken einen der heiligen Schilde (S. 395) haltend, und mit einem Schwerte umgürtet, Hymnen singend durch die Stadt zogen und Waffentänze aufführten. Von ihnen, wie von den Vestalinnen ist schon in der Geschichte des Numa die Rede gewesen. Eine besonders wichtige Stellung hatten die Fecialen. Sie hatten über die Bundesrechte zu wachen und den Bundesgenossen der Römer, wenn sie von diesen Unrecht erlitten hatten, Genugthuung zu verschaffen. Ohne ihre Mitwirkung durften die Römer weder Krieg führen, noch Frieden schließen. Ehe der Krieg gegen einen Staat begonnen wurde, begab sich einer der Fecialen, der von seinen Amtsbrüdern dazu erwählt war, in priesterlichem Schmucke nach dem feindlichen Staate. An der Grenze blieb er stehen und betheuerte unter Anrufung der Götter, er komme, um Genugthuung zu fordern. Dann überschritt er die Grenze und rief den Ersten, der ihm begegnete, zum Zeugen an. Endlich wiederholte er seine Forderung nochmals auf dem Marktplatze der feindlichen Stadt. War nach dreißig Tagen keine Genugthuung geleistet, so rief er die Götter zu Zeugen an, kehrte nach Rom zurück und erklärte nun im Senat mit den übrigen Fecialen, es sei Alles geschehen, was die heiligen Gesetze forderten; wenn sie nun für den Krieg stimmen wollten, so stände ihnen von Seiten der Götter nichts entgegen. Ohne diese religiösen Ceremonien durfte kein Krieg geführt werden; ohne solche nahmen die Römer überhaupt kein wichtiges Staatsgeschäft vor; immer suchte man zuvor den Willen der Götter zu erforschen. Zu diesem Zwecke wurden besonders fünf Arten von Beobachtungen angestellt. Man beobachtete nämlich die Erscheinungen am Himmel (Donner, Blitz, Wetterleuchten und dergleichen), den Flug und die Stimme der Vögel, wobei es in der Regel für ein günstiges Zeichen galt, wenn die Vögel rechts von dem mit dem Gesichte nach Osten gewendeten Beschauer erschienen, während bei Himmelserscheinungen die linke Seite glücklich war. Ebenso beobachtete man das Fressen heiliger Hühner, besonders vor Schlachten und bei Aussendung von Colonien, und man erwartete Unglück, wenn die Hühner nicht fressen wollten. Auch aus seltsamen oder widerwärtigen Tönen, die man in entscheidenden Augenblicken vernahm, und endlich aus dem Begegnen vierfüßiger Thiere erkannte man den Willen der Götter. So galt es für ein Unglück, wenn ein Thier, besonders ein Wiesel, über den Weg lief, wenn ein Opferthier vom Altare entfloh oder beim Schlachten brüllte. Die Beobachtung solcher Zeichen, die sich von selbst darboten, nannte man Auspicium, eine absichtlich angestellte Beobachtung erflehter Zeichen ein Augurium. Die Augurn, denen dieselbe oblag, waren mit einem scharlachrothen, mit Purpur verbrämten Oberkleide geschmückt und

trugen eine kegelförmige Mütze von derselben Farbe und einen Krummstab. Ihre Macht war um so größer, da eben nichts Bedeutendes im Staat geschehen durfte, wenn es nicht durch ihre Zeichen bestätigt war. Was der Augur für unrecht oder sündhaft erklärt hatte, durfte nicht geschehen, und wer wider den Ausspruch desselben handelte, war des Todes schuldig. Ebenso durfte auch nichts gegen den Ausspruch der Aufseher über die sibyllinischen Bücher (S. 402) geschehen, die man bei besonders wichtigen Angelegenheiten befragte. Mißbrauchen konnten jedoch so wenig diese, wie die Augurn ihre Macht; denn sie durften nicht willkürlich, sondern nur im Auftrage der Obrigkeit und in Gegenwart bestimmter Magistratspersonen Beobachtungen anstellen. Außer ihnen gab es auch Opferschauer (Haruspices), die aus den Eingeweiden der Opferthiere weissagten; dieselben gelangten aber nie zu so großem Ansehen wie die Augurn. Die Haruspicin war ursprünglich in Etrurien heimisch (S. 389) und wurde auch in Rom vorzugsweise von Etruskern getrieben. Auch der Glaube an die Augurien schwand später so, daß sich der Augur sogar lächerlich machte, wenn er Beobachtungen anstellen wollte. Schon um die Mitte des dritten Jahrhunderts v. Chr., im Kriege gegen Karthago, zwang man die heiligen Hühner zum Fressen, und da sie nicht fressen wollten, warf man sie ins Wasser.

Unverkennbar ist es, daß die römische Religion einen mächtigen Einfluß auf die Gemüther geübt hat, mächtiger als die hellenische, von der sie auch in der späteren Zeit ungeachtet aller äußeren Aehnlichkeit so verschieden blieb, wie die Griechen und Römer selbst. Dem Römer galt es für das Höchste, ein guter Hausvater, ein tüchtiger Landwirth, ein treuer Bürger, ein tapferer Krieger zu sein. So wollte er auch durch die Religion nur das Wohl des Hauses und des Staates befördern. Auf Förderung des Rechts, Erhaltung der Eintracht und des Friedens waren die Götterfeste berechnet; die Ceremonien sollten dazu dienen, den Segen der Götter für Fluren und Heerden und den Sieg über die Feinde zu erflehen, und der Römer hielt es deshalb für seine Pflicht, dieselben recht pünktlich zu beobachten, während es dem Griechen als das Höchste erschien, daß Alles, was zur Verehrung der Götter geschehe, schön sei. Der Römer dachte sich die Götter streng und ernst, wie er selbst war, und so fehlte es der römischen Religion, obgleich sie später ganz in äußerlichen Ceremoniendienst ausartete, doch nicht an sittlicher Kraft. Lange erhielt sie Sittenreinheit unter den Römern; sie erfüllte dieselben mit begeisterter Liebe zum Vaterlande. Daß aber in großen Gefahren einzelne Römer sich freiwillig dem Tode weihten, weil sie nur so glaubten, den Zorn der Götter besänftigen zu können, zeugt doch bei allem ernsten sittlichen Sinn von der großen Mangelhaftigkeit der Idee, welche die Römer von ihren Göttern hatten. Auch die römische Religion vermochte nicht die Menschheit wieder zurück zu führen zu dem ewigen Urquell der Liebe, und so die Völker selbst zu umschlingen mit dem Bande der Liebe und des Glaubens, und sie durch die Hoffnung eines seligen Jenseits zu erheben über die Erde und ihre Mängel.

Zweites Kapitel. Rom als Freistaat c. 500—31 v. Chr.

1. Abschnitt. Bis zu den punischen Kriegen 264 v. Chr.

---

§. 40. Menenius Agrippa. — Coriolanus.

Nach der Vertreibung des Tarquinius war die Macht zu Rom in den Händen der Patricier. Nur sie konnten zum Consulat und zu den übrigen Staatsämtern gelangen; nur sie konnten in den Senat gewählt werden, dessen Mitglieder lebenslänglich waren, der die Aufsicht über die Staatsverwaltung und den Dienst der Götter hatte, die Steuern und die Beutevertheilung bestimmte, den Beschluß über Krieg bei dem Volke zu beantragen und nach der Genehmigung auszuführen, Friedensschlüsse zu genehmigen und über Verträge und Bündnisse zu entscheiden hatte. Das Volk durfte in den Comitien der Centurien, die noch überdies aus den Patriciern und Plebejern zusammengesetzt waren, keinen Beschluß ohne Antrag und Genehmigung des Senats fassen, denn nur dieser konnte Gesetzvorschläge (Senatsconsulte) und Decrete an die Volksversammlung bringen, und die Beschlüsse der letzteren erhielten erst durch seine Bestätigung Gültigkeit. Es durften sogar nur vom Senat vorgeschlagene patricische Candidaten zu Consuln gewählt werden. Anfangs mißbrauchten indessen die Patricier ihre Gewalt nicht; sie verschafften sogar den Plebejern manche Erleichterung, namentlich bei der Besteuerung. Als sie jedoch die Verbündeten des Königs nach dem Tode desselben nicht mehr zu fürchten hatten, änderten sie ihr Verhalten nur zu bald. Sie schlossen die Plebejer ganz von den Staatsländereien aus und bürdeten ihnen die ganze Steuerlast auf, während sie sich selbst von allen Steuern frei zu machen wußten. Das Elend der Plebejer erreichte seinen Gipfel dadurch, daß dieselben ohne Sold Kriegsdienste thun mußten. Theils konnten sie während des Krieges ihr Land nicht bestellen, theils kamen sie durch die Gebietsverluste des Staates ganz um Habe und Gut, und noch dazu wurden immer härtere Steuern nöthig, um die Kriegskosten aufzubringen. So fielen sie patricischen Wucherern in die Hände. Viele geriethen in Schulden, die durch Hinzuzählung nicht bezahlter Zinsen immer mehr anwuchsen. Viele verpfändeten Habe und Gut, ja sich selbst und die Ihrigen, und konnten sie die Schuld nicht bezahlen, so wurden sie Knechte des Gläubigers. Kerker, Fesseln und harte Arbeit, zu der sie mit Peitschenhieben angehalten wurden, waren dann ihr Loos. So entstand allmählich eine heftige Erbitterung der Plebejer gegen ihre Dränger, und es bedurfte nur eines geringen Anlasses, um dieselbe zu offenem Aufruhr ausbrechen zu lassen. — Bald nach dem Kriege gegen die Latiner erschien eines Tages ein Greis auf dem Forum, bleich und abgezehrt, mit verwildertem Haar und Bart und in schmutzige Lumpen gehüllt. Man erkannte in ihm einen ehemaligen tapferen Hauptmann. Er flehte verzweiflungsvoll das Volk um Hülfe an. Im Kriege sei ihm Haus und Hof geplündert und abgebrannt; seine Viehheerden seien weggetrieben, sein Acker nicht bebaut. So sei er in Schulden gerathen, und endlich habe sein harter Gläubiger ihn und seine beiden Söhne

als Knechte in Ketten gelegt. Er zeigte die blutigen Spuren der erlittenen furchtbaren Mißhandlungen auf seinem Rücken. Da erhob sich lautes Getümmel; die ganze Stadt gerieth in Aufruhr. Gleichzeitig verbreitete sich die Schreckensnachricht, die Volsker rückten mit einem großen Heere gegen Rom. Die Menge jubelte. Niemand solle in den Krieg ziehen; die Götter selbst wollten den Uebermuth der Patricier rächen. Die Patricier waren in verzweifelter Lage; doch der Consul Publius Servilius ließ bekannt machen, kein Römer dürfe im Kerker gehalten werden, so daß er sich nicht zum Kriegsdienste melden könne, und den Kindern der Soldaten dürfe während des Krieges weder Freiheit noch Eigenthum genommen werden. Da strömten ihm alle Verpfändete zu, und in wenigen Tagen war der Krieg siegreich beendet. Aber die Hoffnungen der Plebejer blieben unerfüllt; vielmehr wurden die Verpfändeten jetzt durch den zweiten Consul Appius Claudius nur mit noch größerer Härte den Gläubigern als Knechte zugesprochen. Abermals drohte ein Krieg, und die Plebejer verweigerten wieder den Dienst. Als jedoch der von den Patriciern zum Dictator ernannte Manius Valerius ein ähnliches Edict erließ wie Servilius, strömte das Volk doch zu den Waffen, und die Römer waren überall siegreich. Aber auch Valerius vermochte seine dem Volke gegebenen Verheißungen nicht zu erfüllen, und unwillig legte er seine Würde nieder. Jetzt war die Geduld des Volkes erschöpft. Der Theil des Heeres, der noch unter den Waffen stand, schlug in der Nähe von Rom, nordöstlich von der Stadt, in der Gegend von Crustumeria auf einem Hügel, jenseit des Flusses Teverone, des alten Anio, ein festes Lager auf und bedrohte Rom (494 v. Chr.). Hatten auch die Patricier in ihrer Mitte selbst Tausende von Bewaffneten, so konnte doch ein Kampf, wenn auch nach furchtbarem Blutvergießen, schwerlich anders als mit ihrer Vernichtung endigen, und Rom wäre dann eine Beute seiner kriegerischen Nachbarn geworden. Da entschlossen sich die Patricier, zehn aus ihrer Mitte, an der Spitze den Menenius Agrippa, einen beredten und auch von den Plebejern hochgeachteten Mann, an die Ausgewanderten abzusenden. Durch Erzählung einer glücklich gewählten Fabel verschaffte er seinen Vorstellungen geneigtes Gehör. Die Glieder des Körpers, sagte er, waren unwillig, daß ihnen alle Arbeit zur Last fiele, während der Magen nichts thäte, als daß er die Früchte derselben genösse, und sie verweigerten deshalb demselben ihren Dienst. Da nun aber der Magen keine Nahrung empfing, so wurde bald der ganze Körper von unheilbarer Schwäche befallen. Zu spät erkannten die Glieder ihre Thorheit und sahen ein, daß der Magen nicht bloß ernährt werde, sondern selbst ernähre, indem von ihm Kraft und Frische in alle Glieder zurückströme. So, fuhr Menenius fort, sei es auch mit den Patriciern und Plebejern. Sie bildeten zusammen einen einzigen Körper, und die Einen könnten ohne die Anderen nicht bestehen. — Seine Rede wirkte so überzeugend, daß eine Einigung zu Stande kam unter Bedingungen, die für die Plebejer sehr günstig waren. Die Schuldenlast der Armen wurde gemildert, der Zinsfuß herabgesetzt; die Schuldknechte erhielten ihre Freiheit; das Bedeutendste für die Plebejer aber war, daß sie das Recht erhielten, aus ihrer Mitte jährlich zwei Volkstribunen zu wählen, deren Zahl in der Folge auf fünf und im J. 457 auf zehn erhöht wurde. Dieselben hatten die Bestimmung, die Plebejer gegen Gewaltthätigkeiten von Seiten der Patricier

zu schützen. Ihre Häuser standen daher beständig offen, und sie durften sich nicht aus der Stadt entfernen, um stets zur Hülfe bereit zu sein. Damit sie von Niemand daran gehindert werden könnten, wurden sie für unverletzlich erklärt. Wer sich an ihnen vergriff, verlor sein Vermögen und konnte von Jedem getödtet werden. Außerdem erhielten sie bald das Recht, ihre Gemeinde zusammenzuberufen und Anträge bei derselben zu stellen; dies geschah nämlich in den Tribut-Comitien, wo in jeder Local-Tribus die Mehrheit der Stimmen und dann die Mehrheit der Tribus entschied. Die so gefaßten Beschlüsse waren jedoch für die Patricier, welche für sich in den Curiat-Comitien Beschlüsse faßten, nicht verbindlich. Die Volkstribunen konnten jeden Bürger, selbst den Consul, vor sich fordern, und wenn er sich weigerte zu erscheinen, ihn ergreifen lassen, ihn in Untersuchungshaft halten oder gegen Bürgschaft entlassen, auf Tod oder Geldbuße erkennen, und wenn Berufung gegen ihr Urtheil eingelegt wurde, dasselbe vor dem versammelten Volke vertheidigen. Wie wichtig nun auch diese Rechte waren, so waren sie doch nur der erste unscheinbare Anfang der späteren bedeutenden Gewalt der Tribunen. So gewannen dieselben später namentlich auch einen wichtigen Einfluß auf die Gesetzgebung, indem sie, vor der Thür der Curie sitzend, den Versammlungen des Senats beiwohnten und jeden Beschluß, von dem sie Nachtheil für das Volk befürchteten, dadurch ungültig machen konnten, daß sie in den Saal hineinriefen: „Veto", d. h. „ich verbiete", so daß also jeder Beschluß des Senats erst durch die Bestätigung von Seiten der Volkstribunen Gültigkeit erhielt.

Der zwischen Patriciern und Plebejern geschlossene Vergleich wurde durch einen feierlichen Friedensschluß bestätigt und von Allen beschworen, und die Ausgewanderten kehrten nach Rom zurück (493). Dem Valerius gab das Volk den Beinamen des Großen (Maximus); der Hügel jenseit des Anio aber wurde seit jener Zeit „der heilige Berg" genannt. Das Gesetz über die Einsetzung der Volkstribunen wurde in einem Gotteshause niedergelegt unter Aufsicht und Verwahrung zweier besonders aus den Plebejern bestellten Beamten, der **Volksaedilen**, die den Tribunen als Gehülfen zur Seite standen. Aber obgleich die Plebejer weder Theilnahme am Consulat noch an anderen hohen Staatsämtern erlangt hatten, so gönnten ihnen die Patricier doch auch das nicht, was sie ihnen hatten einräumen müssen, und mancher sann darauf, wie es ihnen wieder entrissen werden könne. Eine furchtbare Hungersnoth, die nach einigen Jahren entstand, schien die erwünschte Gelegenheit darzubieten. Der Senat ließ Getreide in Sicilien kaufen; Syrakus gab einen großen Theil davon unentgeltlich, und es wurde nun im Senate der Antrag gestellt, das Getreide dem Volke umsonst oder doch für einen billigen Preis zu überlassen. Da trat aber in der Versammlung der stolze Patricier Cn. (C)*) **Marcius** auf, der von der Stadt Coriöli, wahrscheinlich, weil seine Familie daher stammte, den Beinamen Coriolanus führte, und schlug vor, man solle den Plebejern nur dann zu billigem Preise Getreide geben, wenn sie das Tribunat und die übrigen Rechte, die sie den Patriciern abgetrotzt hätten,

*) Cn. = Cnaeus oder Cnejus. C. = Cajus.

wieder aufgäben. Die Sache wurde bekannt. Erbitterung ergriff das Volk. Nur mit Mühe konnten die Tribunen den Coriolanus vor Mißhandlungen schützen, als er die Curie verließ; aber sie luden ihn vor das Gericht der Gemeinde, damit er sich rechtfertige, und der Senat gab zu der Klage seine Zustimmung. Coriolanus war zu stolz, um zu erscheinen, und wurde nun abwesend aus Rom verbannt. Rache dürstend ging er zu den Volskern, den Feinden Roms. Er fand freudige Aufnahme bei ihnen und bewog sie zum Kriege gegen Rom. Ihm selbst wurde der Oberbefehl über ein Heer anvertraut, mit dem er, die Besitzungen der Plebejer verheerend, siegreich bis in die Nähe von Rom vordrang, und vor der Stadt schlug er sein Lager auf. Von Schrecken ergriffen, weigerte sich das Volk zu kämpfen, und bat selbst den Senat, den Coriolanus zurückzurufen und Unterhandlungen anzuknüpfen, um nur seine Güter zu retten. Es wurden Gesandte an Coriolanus geschickt; er verlangte jedoch Zurückgabe alles den Volskern abgenommenen Landes und ihre staatsbürgerliche Gleichstellung mit den Römern, wie diese schon früher den Latinern bewilligt war. Was aber noch schlimmer gewesen wäre, mit ihm wären alle Verbannten zurückgekehrt, und Alle hätten von dem Rachedurst und der Zügellosigkeit derselben das Schlimmste befürchten müssen. Er bewilligte dreißig Tage Bedenkzeit. Eine zweite Gesandtschaft hatte keinen besseren Erfolg; auch die Priester, die in vollem Schmuck in das feindliche Lager zogen, vermochten den harten Sinn Coriolans nicht zu erweichen. Da begaben sich die angesehensten Frauen in feierlichem Zuge in das Lager, an ihrer Spitze Coriolans Mutter Veturia und seine Gattin Volumnia, die ihre beiden kleinen Kinder auf dem Arme trug. Als dem Coriolanus gemeldet wurde, daß eine große Schaar von Weibern nahe, wollte er sie gar nicht sehen; als er jedoch hörte, seine Mutter befinde sich an ihrer Spitze, eilte er ihr, vom Gefühle kindlicher Liebe überwältigt, entgegen, um sie zu umarmen. Sie aber hielt ihn zurück. „Zuvor laß mich wissen", sprach sie, „ob ich zu einem Feinde des Vaterlandes oder zu einem Sohne gekommen bin." Sie überhäufte ihn mit Vorwürfen; sie drohte ihm mit ihrem Fluche. Gattin und Kinder umarmten ihn unter Thränen. Da wurde sein stolzer Sinn gebeugt. „Mutter", rief er, „das Vaterland hast du gerettet, aber ich bin verloren. Nimm statt meiner das Vaterland, weil du es so gewollt hast!" Noch einmal umarmte er die Seinigen, um dann für immer von ihnen zu scheiden, und führte darauf das feindliche Heer aus dem römischen Gebiete zurück. Nach der späteren Sage, durch welche die Geschichte des Coriolanus überhaupt vielfach entstellt und ausgeschmückt ist, wurde er von den Volskern aus Verdruß wegen des vergeblich unternommenen Kriegszuges erschlagen; nach der älteren, wahrscheinlich richtigen Ueberlieferung aber lebte er unter den Volskern bis an seinen in hohem Alter erfolgten Tod, und oft hörte man ihn klagen: erst als Greis fühle man recht das Elend der Verbannung. Zu seiner Ermordung hatten die Volsker wohl auch um so weniger Ursache, da sie von den Römern einen günstigen Frieden erlangt zu haben scheinen. Die römischen Frauen aber betrauerten den Coriolanus nach seinem Tode, wie ehemals den Brutus, ein ganzes Jahr hindurch.

---

§. 41. Die Decemvirn.

Der Kampf zwischen Plebejern und Patriciern war nun einmal entbrannt. Die ersteren trachteten immer mehr danach, mit den Patriciern gleiche Rechte zu erlangen; diese dagegen kämpften mit der größten Hartnäckigkeit für die Erhaltung ihrer alten Vorrechte. Es war ein Kampf, in welchem alle Leidenschaften entfesselt wurden. Wer von den Patriciern sich den Plebejern geneigt zeigte, der war dem unversöhnlichen Hasse seiner Standesgenossen verfallen.

So hatte der Consul Spurius Cassius im J. 486 den Antrag gestellt, daß die einem gerade damals unterworfenen Volke abgenommenen Ländereien zur Hälfte den Latinern, zur Hälfte aber, statt als Staatseigenthum den Patriciern zum Nießbrauch gegeben zu werden, den Plebejern überlassen werden sollten. Dafür klagten ihn die Patricier nach Ablauf seines Consulats an, er strebe nach der Königsgewalt. Es wurde der Fluch über ihn ausgesprochen, sein Haus geschleift und er selbst vom tarpejischen Felsen hinabgestürzt. Sein eigener Vater soll das Todesurtheil über ihn gesprochen haben; sein Vorschlag aber kam nicht zur Ausführung. Ja, die Patricier gaben ein ganzes edles Geschlecht, das der Fabier, dem Untergange preis. Lange waren diese eine besondere Stütze der Patricier gewesen, und sechsmal hinter einander, von 485 bis 479, waren auf Betrieb derselben Fabier zu Consuln gewählt. Als diese aber erkannten, wie mißlich es sei, über erbitterte Gegner zu herrschen, und sich den Plebejern günstig zu zeigen begannen, betrachteten die Patricier sie als Verräther, und der Aufenthalt in Rom wurde ihnen so unerträglich, daß sie sich entschlossen, die Stadt zu verlassen. Dreihundert und sechs an der Zahl zogen sie aus, begleitet von viertausend Clienten und Freiwilligen, um eine feste Niederlassung am Flüßchen Cremĕra im Gebiete der mächtigen etruskischen Stadt Veji zu gründen, mit der Rom gerade damals einen unglücklichen Krieg führte. Als mit den Etruskern Friede geschlossen war, zogen sie einst, im Vertrauen auf denselben, unbewaffnet nach Rom, um daselbst in der Capelle ihres Geschlechtes ein Opfer zu bringen. Die Etrusker aber lauerten ihnen am Wege auf, umringten sie und tödteten sie aus der Ferne mit Schleudern und Pfeilen, weil sie auch die Wehrlosen nicht in der Nähe anzugreifen wagten. Nach einer anderen Erzählung wurden sie durch Heerden, die unter schwacher bewaffneter Bedeckung auf dem Gebirge weideten, von den Vejentern immer weiter gelockt, bis sie sich plötzlich von einem Heere umringt sahen und aus der Ferne getödtet wurden. Von dem ganzen Fabischen Geschlecht soll nur ein Knabe übrig geblieben sein, der nachher das Geschlecht fortsetzte. Der römische Consul, der ganz in der Nähe sein Lager hatte, hätte ihnen leicht Hülfe bringen können, aber er that es aus Parteihaß nicht. Doch die Strafe ereilte ihn schnell. Unerwartet vom Feinde angegriffen, wurde er gänzlich geschlagen, und die siegreichen Feinde drangen, dem fliehenden Heere folgend, bis Rom vor und erschienen auf dem Janiculum. Nach einiger Zeit wurden sie jedoch wieder zurückgetrieben und zu einem Waffenstillstande genöthigt; der Consul aber wurde nun von den Tribunen vor dem Volke angeklagt, weil er den Fabiern nicht zu Hülfe geeilt

war, und zu einer Geldstrafe verurtheilt. Dadurch wurden die Plebejer noch kühner gemacht. Der Volkstribun Cn. Genucius klagte im J. 473 die Consuln an, weil die von Cassius vorgeschlagene Ackervertheilung nicht zu Stande gekommen war; aber am Tage vor der Verhandlung der Sache fand man ihn in seinem Hause ermordet. Die Patricier jubelten, die Plebejer waren bestürzt; aber dies dauerte nicht lange; bald darauf errang ein Tribun den Plebejern neue Rechte.

Zu diesen inneren Kämpfen kam furchtbare äußere Noth. Eine verheerende Pest brach aus. Beide Consuln, drei von den fünf Volkstribunen, der vierte Theil der Senatoren und eine verhältnißmäßig weit größere Zahl aus den unteren Volksklassen, bei denen die Noth die Krankheit noch beförderte, wurden im J. 463 ein Opfer derselben. Die Feinde drangen plündernd bis unter die Mauern Roms, und leicht hätten sie sich der Stadt selbst bemächtigen können, hätte nicht das Entsetzen vor der furchtbaren Seuche sie zurückgehalten. Kaum aber war nach Jahresfrist dieselbe vorüber, so erneuerte sich auch der innere Kampf.

Ein großer Uebelstand war es, daß in vielen Fällen, wo es an geschriebenen Gesetzen fehlte, die Consuln ganz nach ihrer Willkür entschieden; ein noch größerer war die Verschiedenheit des Rechts für Patricier und Plebejer. Deshalb machte der Tribun C. Terentilius Arsa im J. 462 den Vorschlag, daß feste Gesetze gegeben werden sollten, um beide Uebelstände zu beseitigen. Gewaltsam suchten die Patricier dies zu vereiteln. Schaarenweise durchzogen sie, geführt von dem jungen übermüthigen Caeso Quinctius, mit ihren Clienten die Stadt, trieben die Tribunen vom Markt und jagten die Gemeindeversammlung aus einander. Aber die Tribunen gaben nicht nach. Caeso Quinctius wurde von ihnen auf den Tod angeklagt und nur gegen Bürgschaft freigelassen. Da er nun aus Rom entfloh, um sich der Verurtheilung zu entziehen, trieben sie die Bürgschaftssumme (36,000 As), mit solcher Strenge ein, daß sein Vater, Lucius Quinctius Cincinnatus, ein allgemein hochgeachteter Mann, um dieselbe herbeizuschaffen, sein ganzes Vermögen aufopfern und sich vom Ertrage eines kleinen Grundstücks von vier Morgen jenseit der Tiber, das ihm allein blieb, kümmerlich ernähren mußte. Fortwährende Kriege verschafften ihnen Gelegenheit, immer mehr zu erlangen, so im J. 457 die Vermehrung der Zahl der Volkstribunen auf zehn, und endlich, nach fast neunjährigem Kampfe, ging der Vorschlag des Terentilius durch. Drei angesehene Patricier wurden nach Griechenland gesandt, um die dortigen Gesetze kennen zu lernen, und als sie nach zwei Jahren zurückkehrten, wurden 451 v. Chr. zehn Männer oder Decemvirn aus den Patriciern theils von diesen, theils von den Plebejern gewählt, um Gesetze abzufassen. Ihnen wurde unumschränkte Macht verliehen, und alle Aemter wurden für die Dauer ihrer Amtszeit abgeschafft; die Decemvirn wurden nur verpflichtet, die beschworenen Freiheiten der Gemeinde nicht anzutasten. Noch vor Ablauf des Jahres brachten sie Gesetze zu Stande, welche auf zehn eherne Tafeln verzeichnet und vom Volke bestätigt wurden. Da jedoch noch Manches fehlte, wurde das Decemvirat noch für das folgende Jahr beibehalten. Die Decemvirn fügten nun noch zwei Tafeln hinzu, und diese Gesetze der zwölf Tafeln bildeten fortan die Grundlage alles öffentlichen und Privatrechts

in Rom. Diesmal waren auch Plebejer zum Decemvirat gelangt; aber sie waren nur Werkzeuge des schlauen und stolzen patricischen Decemvirs Appius Claudius. Dieser, früher volksfeindlich wie irgend einer seines Standes, hatte sich, als er durch die erste Wahl Decemvir geworden war, so eifrig in seinem Amte gezeigt, daß er sich das vollste Vertrauen des Volkes erschlich. So kam es, daß jetzt die Wahl aller Decemvirn auf seinen Vorschlag erfolgt war, und er konnte deshalb ganz auf sie rechnen. Sie verpflichteten sich, weder Senat noch Volk zusammenzuberufen, und schalteten ganz nach Willkür. Schaaren patricischer Jünglinge umgaben ihren Richterstuhl. Dieselben erlangten durch falsche Anklagen leicht die Ermordung verhaßter Plebejer und den Besitz ihres Vermögens, und deshalb waren sie den Decemvirn stets zum Beistande bereit. Die Patricier jubelten. Auch für das dritte Jahr blieben die Decemvirn ungehindert im Amte; aber nun wurde das Maß ihrer Frevelthaten voll.

Es war ein Krieg ausgebrochen; die Legionen, die unwillig ins Feld rückten, wurden geschlagen; die Decemvirn selbst führten ihnen Verstärkung zu. Bei dem Heere befand sich ein alter tapferer Krieger, L. Siccius Dentatus. In hundert und zwanzig Schlachten hatte er mitgekämpft, acht Feinde im Zweikampf erlegt, fünf und vierzig ehrenvolle Wunden auf der Brust erhalten; eine unermeßliche Menge von Waffen, Arm- und Halsketten, Kronen, Ehrenbezeugungen und Belohnungen aller Art waren ihm zu Theil geworden. Deshalb war er beim Volke sehr beliebt. Dies reichte aber auch hin, ihn bei den Decemvirn verhaßt zu machen, und als er zu den Soldaten gar von Auswanderung sprach, war sein Untergang beschlossen. Der Decemvir Fabius schickte ihn mit einer Schaar von Meuchelmördern aus, um einen Ort zum Lager aufzusuchen. An einer einsamen Stelle fielen dieselben über ihn her, und nach tapferem Widerstande wurde er getödtet. So fanden ihn die Soldaten, die auf das von den Decemvirn ausgesprengte Gerücht, er sei in einen feindlichen Hinterhalt gerathen, herbeieilten. Die Leichen der von ihm getödteten Mörder waren jedoch ein zu deutlicher Beweis des Verbrechens, und nur mit Mühe gelang es den Decemvirn, die Erbitterung des Heeres dadurch zu beschwichtigen, daß sie für den Ermordeten ein ehrenvolles Leichenbegängniß anordneten.

Kurz darauf verübte Appius Claudius einen noch schmählicheren Frevel in Rom selbst. Virginia, die Tochter des Hauptmannes L. (Lucius) Virginius, hatte durch ihre Schönheit seine Augen auf sich gezogen, und mit zügelloser Begier trachtete er nach ihrem Besitz. Aber Virginia war mit dem ehemaligen Volkstribun L. Icilius verlobt und wies die Anträge des Appius mit Verachtung zurück. Da veranlaßte er seinen Clienten M. Claudius, vorzugeben, sie sei die Tochter seiner Sklavin und von der Gattin des Virginius untergeschoben. Als sie eines Tages, während sich Virginius fern von Rom bei dem Heere befand, über den Markt ging, ergriff Claudius sie, um sie in sein Haus zu schleppen. Auf das Angstgeschrei ihrer Begleiterin strömte die Menge zusammen, bereit, die Jungfrau mit Gewalt zu schützen, aber Claudius erklärte, er wolle nur sein Recht, und man möge ihn vor den Richter begleiten. Dieser war kein Anderer als Appius Claudius selbst. Ihm trug Claudius die ersonnene Geschichte vor und verlangte, daß ihm das Mädchen als seine Sklavin

überliefert würde. Die herbeigeeilten Verwandten der Jungfrau riefen laut, es sei ungerecht, die Sache in Abwesenheit des Virginius zu entscheiden, der leicht in zwei Tagen in Rom sein könne. Appius erklärte, das sei billig; aber bis der Vater komme, solle der Kläger das Mädchen in sein Haus nehmen und Bürgschaft leisten, daß er sie auf erhaltene Vorladung vor Gericht stellen wolle. Da eilte Icilius mit dem Oheim der Jungfrau herbei. Die Menge machte ihm Platz; aber ein Lictor rief ihm zu, um ihn zurückzuhalten, das Urtheil sei schon gesprochen. Doch Icilius erklärte laut, er werde nicht dulden, daß das Mädchen auch nur eine Nacht außer dem väterlichen Hause sei. Habe ihnen auch Appius einen großen Theil ihrer Freiheiten entrissen, über ihre Kinder dürfe er doch nicht nach Willkür schalten. Eine immer größere Menge umringte die Jungfrau. Da erklärte Appius: so möge sie über Nacht in den Händen ihrer angeblichen Verwandten bleiben, am folgenden Tage aber werde er entscheiden, der Vater möge kommen oder nicht. Zugleich beschloß er, eiligst Boten in das Lager zu senden, damit dem Virginius der Urlaub verweigert würde. Um den Schein zu bewahren, er sei gekommen, um zu Gericht zu sitzen, mußte er indessen wenigstens noch einige Zeit auf dem Forum bleiben. Dies benutzten zwei Freunde des Virginius. Sie eilten in das Lager; unter einem gleichgültigen Vorwande erhielt Virginius Urlaub, und als der Bote des Appius eintraf, mit der Aufforderung, ihn nicht fortzulassen, hatte er bereits einen großen Theil des Weges zurückgelegt.

Schon bei Tagesanbruch war das Forum mit einer ängstlich harrenden Volksmenge angefüllt. Da erschien Virginius mit seiner Tochter in Trauerkleidern, umgeben von vielen Freunden. Er ging bei den Einzelnen umher und flehte sie um Hülfe an. Noch dringender flehte Icilius; am meisten aber wurde die Volksmenge durch das leise Schluchzen der begleitenden Weiber erregt. Da erschien Appius Claudius mit starker Begleitung und nahm den Richterstuhl ein. Claudius wiederholte die ersonnene Geschichte, machte dem Appius Vorwürfe, daß er sich am vorigen Tage habe einschüchtern lassen, und dieser sprach ihm die Jungfrau als Sklavin zu. Sogleich eilte Claudius auf Virginia zu, um sich ihrer zu bemächtigen, aber er vermochte nicht durch die in drohender Haltung sie umgebende Menge bis zu ihr zu dringen. Da gebot Appius Ruhe. Schon gestern habe er bemerkt, daß man Aufruhr beabsichtige; die ganze Nacht seien aufrührerische Versammlungen gehalten; darum habe er sich mit Bewaffneten umgeben. Sie möchten sich vorsehen. Dem ruhigen Bürger solle nichts geschehen. „Lictor", rief er laut, „jage die Menge aus einander und mache dem Herrn Platz, um seine Sklavin zu ergreifen!" Bestürzt wich die Menge aus einander, und schutzlos und verlassen stand die Unglückliche da. Virginius erkannte, daß er sie nicht zu retten vermöge. Flehentlich bat er daher um Erlaubniß, von ihr Abschied zu nehmen und ihre Wärterin über die Wahrheit zu befragen. Das konnte man ihm nicht gut abschlagen. Er führte sie bei Seite zu den auf dem Markte befindlichen Fleischbänken, ergriff eins der daselbst liegenden Messer, und mit den Worten: „Nur so, mein Kind, kann ich dir die Freiheit retten", stieß er es ihr durch die Brust.*)

---

*) Dem italienischen Dichter Alfieri hat der Tod der Virginia Stoff zu einer Tragödie gegeben, und Lessing ist durch denselben zu seiner „Emilia Galotti" veranlaßt worden.

Dann hob er das blutige Messer hoch empor und rief mit lauter Stimme: „Mit diesem Blute, Appius, weihe ich dein Haupt den rächenden Göttern!" Vergebens gebot der Decemvir, ihn zu ergreifen. Mit dem Messer sich Bahn machend, stürzte er fort. Die Menge folgte ihm schützend nach dem Thore und in das Lager, wo die Erzählung des jammernden Vaters eine solche Aufregung hervorbrachte, daß das Heer sofort nach Rom aufbrach. Eben so groß war die Aufregung in Rom selbst. Icilius und seine Freunde zeigten dem Volke den jungfräulichen Leichnam. Vergebens befahl Appius, ihn zu ergreifen; die Lictoren wurden überwältigt, ihre Fasces zerbrochen. Appius flüchtete sich, um sein Leben zu retten, mit verhülltem Haupte in ein nahe gelegenes Haus. Icilius rief nun auch das andere Heer auf, welches noch gegen die Sabiner im Felde stand, und welches noch über die Ermordung des Dentatus aufgeregt war. Der Senat wurde zusammenberufen; aber da derselbe nicht die unbedingte Abdankung der Decemvirn bewilligte, so konnte er nichts ausrichten. Das Volk zog aus und lagerte sich zum zweiten Male auf dem heiligen Berge. Jetzt schickte der Senat Gesandte ab, den Lucius Valerius und Marcus Horatius, um mit dem Volke zu unterhandeln, und dasselbe zeigte sich sehr gemäßigt. Die Decemvirn mußten abdanken; es wurden Volkstribunen gewählt, unter ihnen Virginius, Icilius und ein Sohn des Dentatus. Ebenso wählte man zwei Consuln, welche Benennung statt der bisherigen „Praetoren" eigentlich jetzt erst aufkam. Zugleich wurde festgesetzt, beide sollten vom Volke gewählt werden, aber Patricier sein. Jedoch sollte von ihrem Urtheil, wie von dem aller übrigen obrigkeitlichen Personen, die Berufung an das Volk frei stehen (449).

Nun luden die Tribunen die Decemvirn vor das Gericht der Gemeinde. Appius hätte in die Verbannung gehen können; aber dazu war er zu stolz. Trotzig erschien er mit einer Schaar junger Patricier auf dem Forum. Virginius forderte ihn auf, sich gleich vor dem Richter zu stellen; Appius aber appellirte an das Volk und wurde in's Gefängniß geführt. Dort starb er vor dem Gerichtstage, wahrscheinlich durch eigene Hand. Dasselbe Schicksal theilte noch einer der Decemvirn, Spurius Oppius, selbst ein Plebejer; die übrigen gingen in die Verbannung, und ihr Vermögen wurde eingezogen.

Die Plebejer erlangten jetzt immer mehr. Hatte es sich für dieselben vor dem Sturze der Decemvirn um Beseitigung socialer Mißverhältnisse und Schutz gegen Beamtenwillkür und patricischen Uebermuth gehandelt, so strebten sie von jetzt an nach nichts Geringerem als nach Theilnahme an allen Staatsämtern und völliger politischer Gleichberechtigung mit den Patriciern.

Valerius und Horatius, die nach dem Sturze der Decemvirn zu Consuln gewählt wurden, sollen es bereits im J. 449 durchgesetzt haben, daß fortan die Beschlüsse der Tributcomitien (die Plebiscite) für das ganze Volk eben so verbindlich sein sollten wie die der Centuriatcomitien; allerdings bedurften sie freilich, wie auch diese, der Bestätigung durch den Senat und die Curien. Zur Durchführung scheint dies Gesetz jedenfalls damals noch nicht gekommen zu sein; denn es wurde noch zweimal (339 und 287 v. Chr.) erneuert. Wichtig war es auch, daß den Plebejern Einfluß auf die Verwaltung und die Finanzen eingeräumt ward. Die Verwaltung der Kriegskasse nämlich, welche bis dahin den Consuln zugestanden hatte, wurde zwei Zahlmeistern

(Quaestoren) übertragen, und diese wurden, zum ersten Male 447 v. Chr., von den Tribunen in ihren Comitien ernannt; jedoch mußten dieselben Patricier sein. Das bisher bestandene Verbot einer rechtsgültigen Ehe zwischen Patriciern und Plebejern (des Connubium) wurde auf den Antrag des Tribuns Canulejus bereits 445 aufgehoben, und nun forderten die Plebejer auch Theilnahme am Consulat. Um wenigstens den Namen für sich zu retten, ließen die Patricier 444 statt der Consuln Kriegstribunen mit Consulargewalt wählen, die auch sollten Plebejer sein können. Zugleich aber wurden 443 zwei Censoren ernannt, denen die bisher den Consuln zustehende Abschätzung des Vermögens der Bürger übertragen wurde. Dieselben waren um so einflußreicher, da sie nicht nur zu bestimmen hatten, zu welcher Klasse ein Bürger nach seinem Vermögen gehöre, sondern da sie ihn auch wegen sittlicher Vergehen aus seinem Stande ausstoßen und in eine niedrigere Klasse versetzen konnten. Zwar mußten sie beide über die Strafe einig sein; aber sie folgten nur ihrem Gewissen und hatten bloß zu schwören, daß sie sich nicht durch Haß oder Freundschaft wollten leiten lassen. Die Censoren wurden von den Centurien aus den Patriciern auf fünf Jahre ernannt; jedoch wurde ihre Amtsdauer bereits 434 auf achtzehn Monate beschränkt, und während der übrigen Zeit wurden die ihnen zustehenden Geschäfte dann von den jedesmaligen Consuln versehen. Im J. 421 erlangten die Plebejer ein neues wichtiges Recht. Es gab damals vier Quaestoren, die zwei durch die Tributcomitien aus den Patriciern ernannten Kriegszahlmeister (s. o.) und zwei von den Consuln ernannte, welche die Stadtkasse zu verwalten hatten. Die Ernennung der Letzteren wurde jetzt gleichfalls den Tributcomitien übertragen, und, was noch viel bedeutender war, zugleich wurde festgesetzt, daß auch Plebejer sollten zu Quaestoren gewählt werden können. Damit erhielten sie die Möglichkeit, auch in den Senat zu gelangen, der sich gewöhnlich aus den gewesenen Quaestoren ergänzte, und so kamen zum ersten Male 408 v. Chr. auch Plebejer in den Senat. Schon 427 hatten es die Tribunen durchgesetzt, daß das bis dahin nur dem Senat zustehende Recht der Entscheidung über Krieg und Frieden an die Centuriatcomitien überging. Uebrigens kamen die neu erworbenen Rechte der Plebejer nur den Vornehmeren und Reicheren unter ihnen zu Statten; die Lage der Armen wurde dadurch nicht gebessert. — Während so die innere Entwickelung Roms allmählich fortschritt, erweiterte sich auch nach außen die Macht der Römer durch glückliche Kriege.

---

§. 42. Camillus. — Die Gallier vor Rom. — Manlius.

Mit aller Macht rüstete sich Rom jetzt zum Kampfe gegen seine mächtigste Nebenbuhlerin, die reiche und blühende etruskische, wenige Meilen von Rom gelegene Stadt Veji. Aber der Kampf zog sich in die Länge, und fast zehn Jahre, wie erzählt wird, belagerten die Römer vergeblich die feste, mit allem Bedarf reichlich versehene Stadt. Endlich gelang es im J. 396 dem zum Dictator gewählten Marcus Furius Camillus, sie zu erstürmen,

und sie ward nun gänzlich ausgeplündert; die Einwohner aber wurden theils niedergemetzelt, theils als Sklaven verkauft. Zwei Jahre später griff Camillus die etruskische Stadt Falerii an, und ungeachtet ihrer Festigkeit schloß dieselbe doch mit den Römern einen für dieselben vortheilhaften Frieden.

Der letzte Krieg gegen Veji ist vielfach durch die Sage ausgeschmückt; jedenfalls aber steht es fest, daß Camillus nicht nur diesen, sondern auch andere Kriege ruhmvoll beendete, und so stand er jetzt unbedingt als der größte Feldherr seiner Zeit da. Aber sein Ruhm und mehr noch sein stolzes, herrisches Wesen erweckten ihm Feinde, die bald eine Gelegenheit fanden, ihn zu stürzen. Schon bei der Eroberung von Veji hatte er sich den allgemeinen Unwillen zugezogen. Damals war eine reiche Beute dem Heere zugefallen. Erst als dieselbe längst vertheilt war, erklärte Camillus, er habe den zehnten Theil dem Apollo gelobt. Mit großer Mühe mußte nun von den Einzelnen nach ihrem Antheil das Geld zusammengebracht werden, und Camillus konnte seine Schadenfreude schlecht verbergen. Er wurde deshalb jetzt von einem Volkstribun angeklagt, und man beschuldigte ihn, Schätze aus der Beute unterschlagen zu haben; namentlich hatte er zwei eherne Thürflügel aus dem Tempel der Juno zu Veji für sich behalten. Er wurde zu einer bedeutenden Geldbuße verurtheilt, und zu stolz, um vor Gericht zu erscheinen, ging er freiwillig nach Ardĕa in die Verbannung, indem er scheidend die Götter anflehte, sie möchten die Römer bald in solche Lage bringen, daß sie von Reue und von Sehnsucht nach seiner Rückkehr ergriffen würden.

Was der sonst so große Mann, von kleinlicher Rachsucht überwältigt, erfleht hatte, ging nur zu bald in Erfüllung. Schon während des Krieges gegen Veji waren große Schaaren des den Römern bis dahin noch unbekannten Volkes der **senonischen Gallier** und **Kelten**, welches im Alterthume den größten Theil des jetzigen Frankreich, den Landstrich zwischen Paris und Sens, bewohnte und von da aus die britischen Inseln und einen großen Theil von Spanien bevölkerte, über die Alpen gekommen. Dieselben unterwarfen sich die etruskischen Städte und zogen im J. 391 unter ihrem Anführer **Brennus** gegen die den Römern damals verbündete Stadt Clusium.

Es waren furchtbare Feinde. Groß gewachsene, kräftige Gestalten, mit blauen Augen und blondem oder röthlichem, struppigem Haare, das sie nach dem Hinterkopfe zurückgestrichen trugen und durch häufiges Waschen mit Kalkwasser noch heller zu machen suchten, in buntgewürfelter Kleidung, wie die Bergschotten sie noch heute tragen, und mit breiten Schwertern bewaffnet. Die Weiber, welche sich meistentheils durch Schönheit auszeichneten, standen in hoher Achtung, obgleich der Mann sogar das Recht hatte, seine Frau zu tödten. Die Erziehung der Kinder war darauf berechnet, sie abzuhärten. Bevor der Sohn wehrfähig war, durfte er nicht öffentlich an der Seite des Vaters erscheinen.

Die Lebensweise der Gallier war auch in späterer Zeit einfach. Ihre Hauptbeschäftigung war Ackerbau und Viehzucht. Die Meisten schliefen auf bloßer Erde; zur Nahrung diente ihnen besonders Fleisch und Milch. Auch bei den Mahlzeiten erschienen sie bewaffnet, und zur Unterhaltung bei denselben stellten sie Scheingefechte an, bei denen oft Blut floß; der Sieger

wurde durch eine größere Menge von Speise belohnt. Auch Wohnungen und Hausgeräth waren höchst einfach; dabei aber liebten sie doch Schmuck in der Kleidung, und besonders trugen sie gern goldene Ketten und prächtige Waffen. Aus den Geräthen, die man in alten gallischen Gräbern gefunden hat, sieht man, daß sie es später, um diese Neigung zu befriedigen, zu nicht unbedeutender Kunstfertigkeit in der Bearbeitung des Metalls und Glases brachten. Man fand z. B. künstlich gearbeitete Glasbecher, mit einem Netz aus Glas von anderer Farbe umsponnen, bunte Glaskorallen, Figuren in Glas geschmolzen und dergleichen. — Wenn ein ganzer Stamm auszog, so befand sich hinter der Schlachtreihe die Wagenburg, auf welcher Weiber und Kinder den Ausgang des Kampfes erwarteten. In ungeheuren Massen und mit entsetzlicher Wuth stürmten sie auf den Feind, indem die Hinteren die Vorderen unaufhaltsam vorwärts drängten, und kein Heer vermochte dem furchtbaren Stoße zu widerstehen. Dabei hausten sie überall, wohin sie kamen, mit der schrecklichsten Grausamkeit. Länder wurden verwüstet, Städte zerstört und ihrer Einwohner beraubt.

Die Clusiner baten Rom um Hülfe, und die Römer schickten drei Söhne des Oberpriesters M. Fabius Ambustus zu ihnen, um den Frieden zu vermitteln. Die Gallier aber forderten Abtretung von Ländereien. Als die Gesandten fragten, mit welchem Rechte sie fremdes Eigenthum begehrten, antworteten die Gallier: „Wir tragen das Recht auf der Spitze des Schwertes, und tapferen Männern gehört Alles.“ Die Fabier riethen nun nicht nur den Clusinern zum Kriege, sondern nahmen auch selbst daran Theil. Einer von ihnen tödtete im Kampfe einen gallischen Fürsten. Er wurde erkannt, und Brennus forderte nun von den Römern die Auslieferung der Fabier. Die Fecialen riethen, seine Forderung zu erfüllen; auch ein Theil des Senates war dafür; aber durch einen Volksbeschluß wurde die Auslieferung verweigert. Rache dürstend wandte sich nun Brennus mit einem gewaltigen Heere gegen Rom selbst. Die Römer rüsteten sich zur Gegenwehr, aber das römische Heer erlitt an dem Bache Allia, kaum drei Meilen von Rom entfernt, im J. 390 eine schmachvolle Niederlage. Rom war in Verzweiflung, und die Gallier hätten gleich in die Stadt eindringen können, hätten sie sich nicht einige Tage mit der Plünderung der Umgegend aufgehalten. Dadurch gewannen die Römer Zeit. Sie brachten die werthvollsten Schätze auf das Capitol, das durch eine Besatzung von etwa tausend Mann vertheidigt wurde. Dorthin flüchteten sich auch die meisten Senatoren und eine Anzahl Frauen; die übrigen Römer suchten in den benachbarten Städten Zuflucht; Rom selbst wurde den Feinden preisgegeben. Nur achtzig alte Senatoren und Priester wollten den Gottesdienst und die Freiheit des Vaterlandes nicht überleben. In ihrer Amtskleidung, gestützt auf ihre elfenbeinernen Scepter, erwarteten sie, auf ihren Stühlen sitzend, auf dem Forum schweigend den Tod, dem sie sich zur Sühne für das Vaterland geweiht hatten. Am dritten Tage nach jener schmachvollen Niederlage der Römer erschienen die Gallier endlich vor den Thoren der Stadt und strömten durch dieselben hinein. Aber wie erstaunten sie, als sie alle Häuser geschlossen, die ganze Stadt verödet fanden! Sie wurden von unheimlichem Grauen ergriffen. Eine Kriegslist fürchtend, zogen sie behutsam durch die Straßen bis zum Forum. Als sie dort jene Greise

starr und unbeweglich sitzen sahen, hielten sie dieselben anfänglich für Götter. Sie näherten sich ihnen und betrachteten sie staunend. Ein Gallier wagte es endlich, den langen weißen Bart eines jener Greise, des Priesters Papirius, zu berühren; dieser aber schlug ihn mit seinem Stabe über den Kopf. Nun wurden alle jene Greise ermordet, die Stadt ausgeplündert und bis auf wenige Häuser, welche die Anführer für sich zur Wohnung erhalten ließen, gänzlich eingeäschert. Dies geschah im Jahre 389 v. Chr. Auch das Capitol wurde nun angegriffen; aber die Römer leisteten verzweifelten Widerstand, und die Gallier mußten sich entschließen, sie auszuhungern. Die Belagerung zog sich in die Länge, und bald geriethen die Belagerer selbst durch Mangel an Lebensmitteln und durch ausbrechende Seuchen in Noth. Sie suchten sich durch Plünderung der Umgegend Lebensmittel zu verschaffen; aber eine Schaar, die zu diesem Zwecke in die Nähe von Ardea kam, wurde von den Ardeaten unter Anführung des Camillus überfallen und niedergemetzelt. Auch die Römer, welche nach Veji und anderen Städten geflüchtet waren, vereinigten sich nun gegen die Gallier und beschlossen, den Belagerten auf dem Capitol Hülfe zu bringen. Camillus sollte als Dictator ihr Führer sein; dies konnte aber nur geschehen, wenn er durch Beschluß des Senates, der sich auf dem Capitol befand, zurückgerufen wurde. Ein muthiger Jüngling entschloß sich, die Erklärung des Senates einzuholen. Er schwamm die Tiber hinab bis in die Nähe des Capitols, schlich sich unbemerkt durch die Feinde, erkletterte auf der steilsten Seite den Hügel und kehrte dann auf demselben Wege mit dem Beschlusse des Senates, durch welchen Camillus zurückgerufen und zum Dictator ernannt wurde, glücklich zu den Seinigen zurück.

Am folgenden Morgen bemerkten die Gallier, daß am Abhange des Berges Gras niedergetreten und Gestrüpp, an dem jener Jüngling beim Hinaufklettern sich gehalten hatte, losgerissen sei. Sie beschlossen, bei Nacht auf derselben Seite den Felsen zu ersteigen, und schon hatten sie unbemerkt die Höhe erreicht, als der gewesene Consul M. Manlius durch das laute Geschnatter der heiligen Gänse der Juno erweckt wurde. Er hörte Geräusch, eilte nach der Gegend hin und kam gerade zur rechten Zeit, um den ersten Gallier, der schon oben stand, hinabzustürzen. Dieser riß im Fallen die Nachfolgenden mit sich in den Abgrund, und so war das Capitol gerettet. Der Hauptmann, welcher die Wache gehabt hatte, wurde zur Strafe für seine Pflichtvergessenheit in den Abgrund gestürzt; Manlius aber erhielt den ehrenden Beinamen Capitolinus, und Jeder brachte ihm zum Dank ein halbes Pfund Korn und einen Viertelschoppen Wein, eine um so werthvollere Gabe, je größer schon die Hungersnoth unter den Belagerten war. Man begann bereits Leder von den Schilden und den Sohlen zu verzehren; aber auch die Gallier litten so große Noth, daß sie zu Unterhandlungen bereit waren. Für tausend Pfund Gold wollten sie die Belagerung aufheben und das Land räumen. Die Belagerten brachten ihnen das Gold; aber die Gallier legten falsches Gewicht auf die Wageschaale, und als die Römer sich darüber beklagten, warf Brennus mit Hohn noch sein Schwert mit dem Wehrgehenk zu den Gewichten, indem er ausrief: „Wehe den Besiegten!“ — Zu der nämlichen Zeit erschien Camillus mit seinem Heere in Rom. Er erklärte den ohne ihn geschlossenen Vertrag für ungültig, befahl, das Gold wieder fortzuschaffen, zwang die Gallier

zum Kampfe und brachte ihnen theils in den Trümmern der Stadt, theils auf der Flucht sie verfolgend, eine solche Niederlage bei, daß nur Wenige entkamen.

Der ganze Schluß der Erzählung, von der Erscheinung des Camillus in Rom an, scheint freilich der Sage anzugehören, welche das Unglück der Römer zu verbergen suchte. Nach anderen Ueberlieferungen ist es vielmehr wahrscheinlich, daß die Gallier wirklich das Lösegeld erhielten und fortzogen, ohne besiegt zu sein.

Auch nach der Befreiung von den Galliern befanden sich die Römer noch in einer traurigen Lage. Die Stadt war eine Brandstätte, die ganze Umgegend furchtbar verwüstet. Viele unter den zurückkehrenden Römern dachten deshalb daran, nach Veji auszuwandern. Dann war aber zu befürchten, daß sich die Latiner auf der Stätte des alten Rom festsetzten, und diese Nachbarschaft konnte für die Römer höchst gefährlich werden. Camillus bot deshalb seine ganze Beredtsamkeit auf, um die Römer von der Auswanderung zurückzuhalten. Er erinnerte daran, wie schmachvoll es sei, die Tempel und Altäre der Götter zu verlassen, wie günstig Rom gelegen, wie gerade an diesen Ort die Verheißungen künftiger Macht und Größe geknüpft seien. Das Volk erkannte, daß er Recht habe, und der Wiederaufbau der Stadt wurde rüstig begonnen. Der Senat erlaubte Jedem, sich anzubauen, wo er wollte, und so kam es, daß die Stadt lauter enge und winkelige Straßen erhielt und äußerst unregelmäßig gebaut war. Um den Bau zu beschleunigen, schenkte der Senat Ziegel, Steine und sonstiges Baumaterial. Alles fand man reichlich zu Veji, dessen Häuser zu diesem Zwecke abgebrochen wurden. Durch die Zerstörung dieser Stadt wurde zugleich für immer der Gedanke an Auswanderung beseitigt. Aus der Bevölkerung Veji's und einiger anderer Städte im südlichen Etrurien, die nach dem Abzuge der Gallier unterworfen wurden, bildeten die Römer vier neue Tribus, die zweiundzwanzigste bis fünfundzwanzigste (387), und zur Sicherung der Nordgrenze wurden die Festungen Sutrium (383) und Nepete (373) angelegt. So weit erstreckte sich also damals hier im Norden das römische Gebiet.

Camillus, überall siegreich, auch in bald darauf ausbrechenden Kriegen mit den Nachbarvölkern, stand jetzt auf dem Gipfel des Ruhms und wurde mit Ehren überhäuft, während man Manlius, den Retter des Capitols, ganz vernachlässigte. Dieser, der schon früher ein Gegner des Camillus gewesen war, schloß sich jetzt desto enger an das arme Volk an. Der Wiederaufbau der Stadt, die Verwüstung des Landes, die schweren Kriegssteuern, dies Alles stürzte Viele in Schulden, und sie geriethen hartherzigen Wucherern in die Hände. Manlius traf einst auf dem Forum einen alten tapferen Hauptmann, den sein Gläubiger in Fesseln fortschleppte. Bei dem Anblick desselben zu Thränen gerührt, bezahlte er die Schuld des Unglücklichen und gab ihm so die Freiheit wieder. Er verkaufte sein eigenes Landgut und schwor, so lange er noch etwas besitze, solle kein Römer wegen Schulden in den Kerker kommen. Hunderten erhielt er die Freiheit. Dafür hingen ihm die Plebejer mit begeisterter Liebe an; aber eben so sehr haßten ihn die Patricier. Er hatte den Senat beschuldigt, die gallische Loskaufssumme unterschlagen zu haben; die solle man zur Tilgung der Schulden zurückfordern. Deshalb klagte ihn der

vom Senat erwählte Dictator Aulus Cornelius Cossus wegen Verläumdung an und ließ ihn gefangen nehmen. Aber jetzt erschienen alle Plebejer, die ihm die Freiheit verdankten, und viele Andere mit ihnen, in zerrissenen Kleidern und mit verwildertem Haupthaar und Bart. Vom frühesten Morgen an belagerten sie schaarenweise die Thüren seines Kerkers; auch des Nachts verließen sie dieselben zuletzt nicht mehr, und drohten ihren Retter mit Gewalt zu befreien, so daß der Senat ihn endlich in Freiheit setzen mußte. Jetzt sann der durch unverdiente Leiden erbitterte Mann wirklich auf gänzliche Umwälzung des Staates, und selbst die Volkstribunen wurden so mißtrauisch gegen ihn, daß sie ihn vor Gericht forderten. Er hätte freiwillig in die Verbannung gehen können; aber er that es nicht. Seine Standesgenossen, selbst seine nächsten Verwandten verließen ihn schmählich; aber umgeben von den Schuldnern, die er vor dem Kerker gerettet hatte, erschien er vor Gericht. Er wies hin auf die sechs ihm zu Theil gewordenen Bürgerkronen, auf siebenunddreißig Ehrengeschenke, auf dreiundzwanzig ehrenvolle Narben auf der Brust; nach dem Capitol gewandt, das durch ihn gerettet war, flehte er die Götter an, in seiner Noth es ihm zu vergelten, daß er einst ihre Tempel geschützt habe. Da wagte Niemand, das Verdammungsurtheil über ihn zu sprechen. Aber unter dem Schutze des zum vierten Male zum Dictator gewählten Camillus wurde eine neue Versammlung gehalten und Manlius, weil er nach der Königswürde gestrebt habe, zum Tode verurtheilt. Er wurde im Jahre 383 vom tarpejischen Felsen hinabgestürzt, sein Haus geschleift und beschlossen, daß künftig kein Patricier auf dem Capitol wohnen dürfe. — Das Volk betrauerte ihn als seinen Wohlthäter, und verheerende Krankheiten und Mißwachs, die bald darauf eintraten, wurden als Zeichen des Zornes der Götter betrachtet über die Ermordung dessen, der ihre Tempel vor Entweihung und Zerstörung geschützt hatte.

---

§. 43. Licinius Stolo.

In dumpfer Ergebung ertrug das Volk nach dem Untergange des Manlius einige Jahre lang seine traurige Lage. Die Schuldgefängnisse füllten sich täglich mehr, und das Volk erlag fast unter der Last seines Elendes. Da faßten endlich die Volkstribunen C. Licinius Stolo und L. Sextius Lateranus Muth, Gesetzesvorschläge zu machen, durch welche den Plebejern die so lange erstrebte Gleichberechtigung mit den Patriciern zu Theil wurde. Im J. 376 schlugen sie vór, es sollten keine Kriegstribunen mehr gewählt werden, sondern Consuln, von denen der eine ein Plebejer sein müsse. Ferner sollten die Plebejer eben so gut wie die Patricier an den Staatsländereien Theil haben. Niemand sollte mehr als fünfhundert (=494 preußische) Morgen davon besitzen dürfen; was er darüber hatte, sollte in Theilen von sieben Morgen den Plebejern gegeben werden. Ebenso sollte Niemand über hundert Stück großes und fünfhundert Stück kleines Vieh auf die Gemeindeweide schicken dürfen. Nach einem dritten Vorschlag endlich sollten zur Erleichterung der Schuldenlast die dem Capital zugeschriebenen

Zinsen abgerechnet und das Uebrige in drei Terminen von zehn zu zehn Monaten getilgt werden.

Die Patricier thaten, wie sich erwarten läßt, Alles, um diese Gesetze nicht zur Geltung kommen zu lassen; sie reizten sogar die übrigen acht Volkstribunen, sich denselben zu widersetzen, aber Licinius und Sextius gaben nicht nach. Zehn Jahre hinter einander wurden sie zu Volkstribunen gewählt, und um die Patricier zur Nachgiebigkeit zu zwingen, suchten sie fortwährend die Wahl neuer Consuln und der höchsten (curulischen) Obrigkeiten zu vereiteln; nur in dringender Kriegsnoth gestatteten sie dieselbe. Camillus wurde vom Senat zum Dictator erwählt, aber er mußte abdanken, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Die Patricier wollten endlich in Betreff der beiden letzten Gesetze nachgeben, um nur das Consulat für sich zu retten; aber Licinius erklärte nun, alle drei Gesetze müßten als eins entweder zusammen angenommen oder verworfen werden. Es half nichts, daß der achtzigjährige Camillus abermals zum Dictator erwählt wurde, denn die Plebejer beschlossen, ihn nach Ablauf seiner Amtszeit in Anklagestand zu setzen, wenn er etwas Gesetzwidriges gegen sie vornähme. So mußte er denn selbst zur Nachgiebigkeit ermahnen, und nun wurden endlich nach zehnjährigem Kampfe 367 v. Chr. die licinischen Gesetze auch vom Senat angenommen. L. Sextius wurde 366 der erste plebejische Consul, und im folgenden Jahre gelangte Licinius zu dieser Würde. Camillus hatte der Concordia (der Eintracht) einen Tempel gelobt, wenn es ihm gelänge, die Parteien zu versöhnen. Der Bau dieses Tempels wurde nun begonnen, aber der greise Held erlebte die Vollendung desselben nicht mehr, da er bereits im folgenden Jahre das Opfer einer Pest wurde, die zwei Jahre lang die furchtbarsten Verheerungen im Lande anrichtete.

Vergebens suchten die Patricier nach Annahme der licinischen Gesetze wenigstens noch etwas für sich zu retten. Unter dem Vorwande, daß das Recht nur den Patriciern bekannt sei, wurde die Rechtspflege, die bis dahin den Consuln zugestanden hatte, von dem Consulat getrennt und zur Verwaltung derselben ein besonderer Praetor eingesetzt, welcher nur aus den Patriciern gewählt werden durfte. Ebenso wurden zwei neue (curulische) Aedilen aus der Mitte der Patricier ernannt. Ihnen lag die Veranstaltung der öffentlichen Spiele ob, deren Kosten sie später ebenfalls übernahmen. Zur Theilnahme an dieser Würde gelangten die Plebejer jedoch schon im folgenden Jahre. Ebenso erlangten sie bereits 355 die Theilnahme an der Dictatur. Zwölf Jahre später (343) setzten sie es auf Antrag des plebejischen Dictators Q. Publilius Philo durch, daß auch beide Consuln Plebejer sein könnten, und bald nachher (339), daß Beschlüsse der Plebejergemeinde für das ganze Volk verbindlich seien (vergl. S. 423), daß die Curien schon im Voraus den Beschlüssen der Centuriatcomitien ihre Zustimmung geben mußten, und daß einer der Censoren ein Plebejer sein müsse. Im J. 337 wurde zum ersten Male ein Plebejer, jener Publilius Philo, Praetor. Endlich 300 v. Chr. gelangten die Plebejer auch zur Priesterwürde, indem die Zahl der Pontifices von fünf auf acht, die der Augurn von sechs auf neun vermehrt ward, und in beiden Collegien die Stellen zwischen Patriciern und Plebejern gleichmäßig getheilt wurden, so daß nun völlige Gleichberechtigung mit den Patriciern eingetreten war.

§. 44. Kriege gegen die Samniter und Latiner. — Ausbreitung der Herrschaft Roms über Mittelitalien.

Nachdem durch die licinischen Gesetze das Gleichgewicht der Stände in Rom begründet und die inneren Verhältnisse wenigstens im Allgemeinen geordnet waren, konnte die Kraft des Volkes sich um so ungehinderter nach außen hin entwickeln. Dies zeigte sich besonders in dem nun ausbrechenden Kampfe mit den Samnitern. Samnitische Stämme hatten sich die etruskische Stadt Capua in Unteritalien (S. 384) unterworfen. Aus ihnen entstand das Volk der Campaner, das in seinem herrlichen, fruchtbaren Lande bald in Ueppigkeit und Schwelgerei versank. Jetzt wurden die Campaner von den benachbarten Sidicinern, die von den Samnitern angegriffen waren, zu Hülfe gerufen; sie wurden jedoch geschlagen und suchten nun Beistand bei den Römern. Diese entschlossen sich erst den Frieden zu vermitteln, als die Campaner Unterwerfung unter die Oberherrlichkeit Roms anboten; da aber die Samniter von ihrer Vermittelung nichts wissen wollten, begannen sie selbst 342 den Krieg. Einen solchen Kampf hatten die Römer noch nie zu bestehen gehabt. Die Samniter waren ihnen gleich an Heldenmuth, geführt von großen Feldherren, die den römischen in nichts nachstanden, und ihr Gebiet, das damals vom adriatischen bis zum tyrrhenischen Meere reichte, hatte einen weit größeren Umfang als das römische. Sie wußten, daß es einen Kampf auf Tod und Leben galt, der nur mit dem Untergange eines der beiden kämpfenden Völker enden konnte, und deshalb rüsteten sie sich zum entschlossensten Widerstande. Funfzig Jahre (342—290) dauerte der Kampf, wenn auch mit Unterbrechungen, und mehr als einmal kamen die Römer in die größte Gefahr. Im J. 342 rückten die Consuln Aulus Cornelius Cossus und M. Valerius Corvus in Campanien ein. Der Letztere erfocht am Berge Gaurus bei Cumae über die Samniter einen blutigen Sieg; Cornelius dagegen wurde in Samnium in einem Engpasse eingeschlossen, aus dem er nur durch die aufopfernde Hingebung des Kriegstribunen P. (Publius) Decius, der mit einer kleinen Schaar eine Berghöhe besetzte, glücklich entkam. Er griff die nichts ahnenden Feinde an und besiegte sie, und nach einem abermaligen Siege des Valerius bei Suessula sahen sich die Samniter 341 zum Frieden genöthigt. Die Römer behielten die Schutzherrlichkeit über Capua; Teanum, die Hauptstadt der Sidiciner, überließen sie dagegen den Samnitern. Von allen Seiten erhielten sie Glückwünsche wegen des glücklichen Ausganges des Krieges; selbst karthagische Gesandte kamen deshalb nach Rom.

Kurz darauf aber geriethen die Römer mit ihren alten Bundesgenossen, den Latinern, in Kampf. Diese forderten nämlich das römische Bürgerrecht und verlangten, daß der eine Consul immer ein Latiner sein und die Hälfte des Senats aus Latinern bestehen sollte. Als ihnen dies verweigert wurde, erhoben sie sich in Gemeinschaft mit den Campanern, die der römischen Oberherrschaft bereits überdrüssig waren, und den Sidicinern; die Römer aber wurden von den Samnitern unterstützt. Mit ihnen vereinigt, rückte das römische Heer unter den Consuln T. Manlius Torquatus und P. Decius

Mus in Campanien ein. In der Nähe des Vesuvs kam es 340 zu einer entscheidenden Schlacht. Schon begann der linke römische Flügel zu weichen. Da ließ sich Decius, der denselben befehligte, vom Priester feierlich zum Tode für das Vaterland weihen und sprengte dann mitten in die Schaaren der Feinde. Er fand den gesuchten Tod, aber die Feinde flohen, von Entsetzen ergriffen, und die Römer erfochten einen glänzenden Sieg. Bald darauf siegte Manlius bei Trifanum in der Nähe von Minturnae abermals über die vereinigten Latiner und Campaner; die einzelnen Städte der Latiner und Volsker, die noch Widerstand leisteten, mußten sich ergeben oder wurden erstürmt, und im J. 338 war die Unterwerfung Latiums und Campaniens völlig beendigt. Der latinische Bund wurde jetzt aufgelöst. Die Abhaltung von Landtagen, Verheirathung unter den Bewohnern verschiedener Städte, gleichzeitiger Erwerb von Besitzungen in verschiedenen Gemeinden wurde den Latinern untersagt; einzelne Städte mußten Stücke ihres Gebietes an Rom abtreten. Antium, die mächtigste Stadt der Volsker, wurde in eine römische Colonie verwandelt; als solche verlor sie ihre Kriegsschiffe, deren abgehauene Schnäbel (rostra) fortan die Rednerbühne auf dem Forum zu Rom schmückten. Auch andere Städte verloren ihre Selbständigkeit, wurden römische Bürgergemeinden und in zwei sich neu bildende Tribus aufgenommen (332); sie behielten ihre eigenen Beamten und durften in Rom, wenn sie sich daselbst dem Census unterzogen, in den Comitien mitstimmen. Von dem gewonnenen Acker wurde ein Theil zu den römischen Staatsländereien gezogen, ein anderer an römische Bürger vertheilt. Aehnlich verfuhr man in Campanien. Auch hier wurden zwei neue Tribus errichtet (318), und durch Anlegung zweier Festungen wurde der Besitz des neu gewonnenen Landes gesichert. Eine derselben wurde hart an der samnitischen Grenze bei der von den Samnitern zerstörten Volskerstadt Fregellae angelegt, um den Uebergang über den Liris (Garigliano) zu sichern.

Dies schien den Samnitern gefährlich, und als die Römer sich auch der zu einer Gemeinde verbundenen Städte Palaeopolis und Neapolis (Altstadt und Neustadt) zu bemächtigen drohten, legten sie, um ihnen zuvorzukommen, eine starke Besatzung in Palaeopolis. Sofort erklärten die Römer dem Namen nach den Palaeopolitanern, in der That den Samnitern den Krieg, verbanden sich mit den Lucanern und Apuliern und gewannen durch Verrath Palaeopolis. So kam es zum zweiten samnitischen Kriege. Im J. 326 rückte ein römisches Heer unter dem Dictator L. Papirius Cursor in Samnium selbst ein. Siegreich drangen die Römer, Alles verheerend, bis nach Apulien vor, und entmuthigt baten die Samniter demüthig um Frieden; doch nur ein einjähriger Waffenstillstand wurde ihnen gewährt. Es konnte ihnen nicht verborgen bleiben, daß Rom ihren völligen Untergang wolle, und sie rüsteten sich deshalb zu verzweifelter Gegenwehr. Sie belagerten die kurz zuvor von den Römern eroberte wichtige Stadt Luceria, von welcher der Besitz Apuliens abhing, und als die Consuln Spurius Postumius und Titus Veturius derselben zu Hülfe eilten, wurde von dem samnitischen Feldherrn Gavius Pontius das ganze römische Heer auf dem Wege dahin in den Päßen von Caudium eingeschlossen (321). Die römischen Feldherren mußten froh sein, daß ihnen Pontius einen Frieden bewilligte, dessen Bedingungen noch mäßig

genug waren. Die beiden Festungen sollten geschleift und der Bund mit Samnium erneuert werden. Zur Bürgschaft für die Ausführung des Vertrages, für welche sämmtliche römische Offiziere eidlich ihr Wort verpfändeten, wurden den Samnitern 600 Geiseln aus der Reiterei übergeben, und nun wurde das römische Heer entlassen; zuvor aber mußte es schimpflich die Waffen strecken und zur Schmach unter dem Joche durchgehen.

Hatte Pontius gehofft, durch diesen Vertrag den Krieg beendigt zu haben, so sah er sich bald getäuscht. Der römische Senat erkannte den ohne seine Genehmigung geschlossenen Frieden nicht an und begnügte sich, die, welche ihn abgeschlossen hatten, als persönlich für die Erfüllung des Vertrages verantwortlich, gefesselt dem Feinde zu überliefern. Pontius aber dachte zu edel, um an ihnen Rache zu üben; er sandte sie frei zurück; auch die Geiseln wurden großmüthig verschont, und nun entbrannte der Krieg von Neuem. Papirius Cursor eroberte Luceria und schickte die samnitische Besatzung zur Wiedervergeltung für die den Römern bei Caudium zugefügte Schmach durch das Joch. Auch im weiteren Verlaufe des Krieges waren die Römer siegreich; ganz Apulien und Campanien kam in ihre Gewalt, und um den Besitz des eroberten Gebietes zu sichern, wurden in demselben neue Festungen gegründet und in wichtige Plätze römische Besatzungen gelegt. Jetzt fühlten aber auch die übrigen italischen Völker die gemeinsame Gefahr, die ihnen von den Römern drohte, und es bildete sich eine Verbindung gegen diese. Zuerst erhoben sich die Etrusker gegen Rom, um ihre früheren Grenzen wieder zu gewinnen, und belagerten die römische Grenzfestung Sutrium; aber der Consul Quintus Fabius Rullianus drang kühn über das noch nie von römischen Truppen überschrittene ciminische Waldgebirge in ihr Land, schlug sie am vadimonischen See (310) und bewog drei der mächtigsten etruskischen Städte, Perusia, Cortona und Arretium, zu einem Separatfrieden mit Rom. Nach einem neuen Siege der Römer bei Perusia (309) schlossen auch die übrigen Etrusker mit Rom einen Waffenstillstand. Zwar erhielten die Samniter neue Bundesgenossen an den Umbrern im nördlichen, an den Marsern und Paelignern im mittleren Italien, aber dieselben wurden besiegt, und als nach einem neuen entscheidenden Siege der Römer auch Bovianum, die Hauptstadt von Samnium, erobert wurde, mußten auch die Samniter 304 einen Frieden schließen, in welchem sie zwar ihre Unabhängigkeit behielten, aber die Oberhoheit Roms anerkennen mußten. Die ihnen verwandten sabellischen Stämme, die Marser, Marruciner, Paeligner, Frentaner, Vestiner, Picenter, folgten ihrem Beispiele.

Noch einmal erneuerten die Samniter den Kampf. Sie versuchten in Lucanien wieder festen Fuß zu fassen und brachten ein Bündniß zwischen Samnium und Lucanien zu Stande. Sofort erklärten ihnen die Römer 298 den Krieg. Während die Letzteren in Samnium siegreich waren, zog ein bedeutendes samnitisches Heer nach Etrurien; alle Etrusker erhoben sich gegen Rom, gallische Schaaren wurden in Sold genommen, und 295 kam es bei Sentinum in Umbrien zu einer entscheidenden Schlacht gegen das mehr als 60,000 Mann starke römische Heer unter den Consuln Q. Fabius Rullianus und P. Decius Mus dem Jüngern. Schon begann der linke Flügel der Römer, welchen Decius befehligte, zu weichen, da ließ dieser

vom Priester Marcus Livius sein Haupt und das feindliche Heer zugleich den unterirdischen Göttern weihen, stürzte sich in die dichtesten Schaaren der Feinde und fand den Tod, den er suchte. Als die Soldaten die hochherzige Aufopferung ihres Feldherrn sahen, eilten sie ihm nach, um ihn zu rächen oder mit ihm zu sterben, die Feinde aber flohen; zuerst wichen die Gallier, endlich auch die Samniter, deren Feldherr gleichfalls fiel, und die Römer erfochten einen vollständigen Sieg. Wohl bedeckten 9000 gefallene römische Soldaten das Schlachtfeld, aber Umbrien blieb fortan in der Gewalt der Römer. Im folgenden Jahre mußten die Etrusker um Frieden bitten; nur die Samniter beharrten auch jetzt noch im heldenmüthigsten Widerstande. Noch einmal siegten sie unter Gavius Pontius, vielleicht dem Sohne des Siegers von Caudium, über den Consul Fabius Maximus Gurges, den Sohn des Fabius Maximus Rullianus. Da stellte sich der Vater unter den Oberbefehl des Sohnes — nur so konnte er ihn vor der Schmach, vom Heere entfernt zu werden, retten — und unter dessen Leitung erfocht der Consul einen Sieg über Pontius, der selbst gefangen genommen wurde. Leider befleckten die Römer ihren Ruhm dadurch, daß Pontius, nachdem er im Triumph aufgeführt war, zu Rom mit dem Beile hingerichtet wurde. Endlich im J. 290 sahen die Samniter nach einem Siege des Consuls Manius Curius Dentatus sich genöthigt, **Frieden** zu schließen und Roms Oberhoheit anzuerkennen. In demselben Jahre wurden auch die Sabiner in Mittelitalien unterworfen, und es ward ihnen das römische Unterthanenrecht aufgenöthigt. Die Herrschaft über die unterworfenen Völker wurde durch Anlegung von Festungen gesichert, in welche römische Colonien geführt wurden. Schon 295 waren im südlichsten Latium gegen Campanien zwei Küstenfestungen (Minturnae und Sinuessa) angelegt worden, deren Bewohner das volle römische Bürgerrecht erhielten; an der Grenze von Samnium, Lucanien und Apulien wurde das wichtige Venusia (jetzt Venosa) gegründet (291) und mit 20,000 Colonisten bevölkert; in Picenum, nicht weit von der Küste, wurde die Festung Adria (jetzt Atri) angelegt (289). Rom war schon jetzt unstreitig die herrschende Macht in Italien.

Die Ruhe war nicht von langer Dauer. Die Römer hatten den **Lucanern** für ihre Unterstützung im samnitischen Kriege die in ihrem Gebiete gelegenen griechischen Städte preisgegeben, und jene begannen nun, eine nach der anderen zu unterwerfen. Auch die Stadt **Thurii** bedrängten sie; aber die Thuriner baten Rom um Hülfe, und der römische Senat gebot den Lucanern, deren Freundschaft die Römer nicht mehr zu bedürfen glaubten, den Abzug. Diese aber griffen Thurii von Neuem an und riefen nicht nur die Samniter und Tarentiner, sondern auch die **Etrusker**, **Umbrer** und **Gallier** zum Kampfe gegen Rom auf. Die Samniter waren zu schwach, und die Tarentiner zögerten; aber der etruskische Bund erhob sich; ein römisches Heer wurde von den Etruskern bei **Arretium** vernichtet (284); auch die senonischen Gallier schlossen sich denselben an. Aber ein starkes römisches Heer rückte in das Land der Senonen ein und verjagte sie aus demselben (283); die Etrusker wurden wiederholt geschlagen. Auch die Lucaner wurden jetzt besiegt; Thurii wurde von ihnen befreit; mehrere griechische Städte schlossen sich den Römern freiwillig an, und in die wichtigsten derselben wurden

römische Besatzungen gelegt. Auch nach Sena, dem jetzigen Sinigaglia, der ehemaligen Hauptstadt der Senonen, wurde eine Bürgercolonie geführt, und eine römische Flotte segelte aus dem tyrrhenischen nach dem adriatischen Meere zum Schutze der dortigen Besitzungen.

---

§. 45. Krieg mit Tarent. — Pyrrhos.

Jetzt erstreckte sich die Herrschaft Roms bis Unteritalien. Die einst so blühenden Städte, welche die Griechen dort gegründet hatten, waren im Kampfe mit den italischen Völkern damals größtentheils ganz heruntergekommen und zum Theil verwüstet. Zu desto größerer Blüthe hatte sich durch Handel, Wollfabrikation, Färberei und Gewerbfleiß aller Art die Stadt Tarent erhoben. Die Nähe der Römer erschien den Tarentinern zu gefährlich, als daß sie denselben nicht hätten auf alle Weise sollen zu schaden suchen. Sie hatten deshalb wiederholt die kaum gedemüthigten Völker Italiens zu neuem Kampfe gegen Rom gereizt; sie selbst aber wagten keinen Krieg, und auch die Römer hätten den Kampf mit der mächtigen Stadt gern noch vermieden.

Da landeten eines Tages zehn römische Schiffe, eben jene nach dem adriatischen Meere bestimmte Flotte, auf der Fahrt dorthin im Hafen von Tarent. Die Tarentiner waren gerade in großer Zahl im Theater, und als Einer aus dem Volke darauf aufmerksam machte, daß nach alten Verträgen römische Schiffe kein Recht hätten, bis Tarent zu kommen, strömte die Menge in gewaltiger Aufregung nach dem Hafen. Vier von den römischen Schiffen wurden in den Grund gebohrt, eins erobert, die Mannschaft getödtet oder in die Sklaverei verkauft, und nur mit Noth retteten sich die übrigen Schiffe. Die Römer geriethen durch die Nachricht von dem Vorgefallenen in nicht geringe Bestürzung. Der Kampf war bei der Stimmung der kaum unterworfenen italischen Völker immerhin gefährlich. Sie zögerten deshalb mit der Kriegserklärung und schickten nur Gesandte nach Tarent, um Genugthuung zu fordern. Unglücklicherweise wurde in Tarent gerade das Fest der Dionysien gefeiert, und die ganze Stadt überließ sich der Trunkenheit und der ausgelassensten Freude. Die römischen Gesandten wurden ins Theater geführt, um zum Volke zu sprechen. Sie redeten griechisch, und es war natürlich, daß sie dabei manchen Sprachfehler machten. So oft dies geschah, brach die ausgelassene Menge in lautes Gelächter aus. Schon dies beleidigte die Römer. Endlich besudelte ein trunkener Bube gar das Gewand des Postumius, der an der Spitze der Gesandtschaft war, und der Pöbel klatschte Beifall. Empört über solche Frechheit, rief Postumius aus: „Lacht nur, so lange ihr noch könnt! Ihr werdet lange genug zu weinen haben; denn nur mit eurem Blute werden die Flecke meines Gewandes ausgewaschen werden." Ohne eine Antwort erhalten zu haben, kehrten die Gesandten nach Rom zurück, und nun wurde der Krieg beschlossen (281).

Die Tarentiner riefen den König Pyrrhos von Epirus, einen kriegserfahrenen und nach Abenteuern begierigen Mann, zu Hülfe. Dieser sandte

seinen Freund Kinëas mit 3000 Mann nach Tarent. Er selbst kam mit 20,000 Mann zu Fuße, 4000 bis 5000 Reitern und einer großen Zahl von Elephanten nach Italien; auch die widerstrebenden Tarentiner zwang er zu persönlicher Theilnahme am Kampfe. Mit Hülfe seiner Elephanten und der Phalanx, gegen welche die Römer noch nie gekämpft hatten, gelang es ihm, bei Heraclēa (Herakleia) am Siris 280 v. Chr. einen vollständigen Sieg über sie zu erfechten. Aber sie hatten heldenmüthigen Widerstand geleistet, und er hatte sie durch diesen Sieg achten gelernt. „Mit solchen Soldaten", rief er aus, „gehörte mir die ganze Welt." Er wünschte den Krieg schnell zu beendigen und wollte seine günstige Lage deshalb benutzen, um einen glänzenden Frieden zu erlangen. Während er selbst langsam gegen Rom vorrückte, schickte er den Kineas dorthin, um Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Schon waren viele im Senat geneigt, den Vorstellungen desselben Gehör zu geben; da ließ sich der alte erblindete Senator Appius Claudius in die Versammlung tragen. „Bis jetzt", sprach er, „habe ich es für ein Unglück gehalten, erblindet zu sein; jetzt wünschte ich, auch das Gehör verloren zu haben, um eure feigen Rathschläge nicht hören zu müssen." So eindringend wußte er zu reden, daß die Friedensanträge des Kineas sofort verworfen wurden, und diesem selbst ward befohlen, innerhalb vierundzwanzig Stunden die Stadt zu verlassen. Zuerst solle Pyrrhos Italien räumen; dann wolle man über den Frieden unterhandeln. Pyrrhos rückte nun allerdings weiter vor; jedoch wagte er nicht, Rom anzugreifen, sondern er zog sich bald mit großer Beute und einer bedeutenden Anzahl von Gefangenen nach Tarent zurück. Auch die Römer waren sehr geschwächt, und sie schickten deshalb den Fabricius an der Spitze einer Gesandtschaft an den König, um wegen Loskaufs oder Auswechselung der Gefangenen mit ihm zu unterhandeln. Pyrrhos empfing die Gesandtschaft auf die wohlwollendste Weise und bot dem Fabricius als Zeichen seiner Hochachtung ein reiches Geschenk, welches aber Fabricius ausschlug, obgleich ihm Pyrrhos erklärte, daß er nichts Entehrendes dafür von ihm verlange. Am folgenden Tage befand sich Fabricius zu einer Unterredung mit dem Könige im Zelte desselben; da ließ Pyrrhos plötzlich einen Vorhang hinter ihm wegziehen, und sein größter Elephant, der dahinter verborgen war, streckte drohend seinen Rüssel über das Haupt des Fabricius. Doch dieser sprach lächelnd: „So wenig mich gestern dein Gold reizte, so wenig schreckt mich heute dein Elephant." Zwei Jahre später soll der Leibarzt des Pyrrhos dem Fabricius, der damals Consul war, das Anerbieten gemacht haben, den König gegen eine Belohnung zu vergiften. Fabricius hielt es aber für unwürdig, auf solchen Vorschlag einzugehen, und sandte vielmehr den Brief dem Pyrrhos, der voll Bewunderung ausrief: „Eher ist die Sonne aus ihrer Bahn zu bringen, als Fabricius vom Pfade der Rechtschaffenheit." — Zwar bewilligte Pyrrhos die Auswechselung der Gefangenen nicht; aber um dem Fabricius einen Beweis seiner Hochachtung zu geben, gestattete er ihnen, zur Feier eines Festes nach Rom zu gehen, unter der Bedingung, daß sie nach Beendigung desselben zurückkehrten. In der That gingen sie wieder in die Gefangenschaft, und der Senat setzte sogar Todesstrafe darauf, wenn einer von ihnen in Rom zurückbliebe.

Vergebens suchte Pyrrhos nochmals einen Frieden zu Stande zu bringen.

Zwar erfocht er im folgenden Jahre bei Ausculum in Apulien (Ascoli di Puglia) mit Hülfe seiner Elephanten noch einen Sieg über die Römer; aber die Tapfersten seines Heeres bedeckten als Leichen das Schlachtfeld, und er rief aus: „Noch ein solcher Sieg, und wir sind verloren!" Vergebens knüpfte er neue Friedensunterhandlungen an, und es war ihm daher sehr erwünscht, daß er eine Gelegenheit fand, um den Krieg mit Ehren abbrechen zu können. Die von den Karthagern hart bedrängten Griechen in Sicilien riefen ihn zu Hülfe. Er schiffte sich ein (278) und befreite in einem Jahre ganz Sicilien von den Karthagern. Da er aber nun von den Griechen die Ausrüstung einer Flotte forderte, um nach Afrika hinüberzuschiffen, verwandelte sich ihre Begeisterung für ihn in Unzufriedenheit; Verschwörungen entstanden gegen ihn; selbst das karthagische Joch erschien Vielen erträglicher als seine Herrschaft, und er mußte nach Italien zurückkehren. Auf der Ueberfahrt büßte er im Kampfe mit der karthagischen Flotte einen großen Theil seiner Schiffe ein; auf die Kunde davon weigerten sich alle sicilischen Städte, ihm Geld und Truppen zu senden, und seine Herrschaft in Sicilien war schneller zusammengestürzt, als sie entstanden war. Mit 20,000 Mann zu Fuß und 3000 Reitern kam er nach manchem Unfalle nach Tarent; aber es waren nicht mehr die alten tapferen Krieger, und die Bundesgenossen hatten das Vertrauen zu ihm verloren. Während ein römisches Heer in Lucanien einrückte, drang ein zweites unter dem Consul Manius Curius Dentatus in Samnium ein. Pyrrhos eilte den hart bedrängten Samnitern zu Hülfe und zwang den Curius 275 bei Beneventum zu einer Schlacht. Aber die Römer brauchten jetzt seine Elephanten nicht mehr zu fürchten. Sie schleuderten Brandpfeile, die mit Theer und Werg umwunden waren, auf die Elephanten. Die Pfeile blieben in der Haut der Thiere stecken, entzündeten sich und machten sie so scheu, daß sie auf das Heer des Pyrrhos selbst losstürzten. Curius Dentatus brachte ihm eine vollständige Niederlage bei. Eintausend und dreihundert Gefangene fielen in die Hände der Sieger, außerdem vier Elephanten, die ersten, die man in Rom sah, und eine unermeßliche Beute, aus deren Erlös später die Wasserleitung gebaut wurde, welche das Wasser des Anio von Tibur nach Rom führte. Vergeblich forderte Pyrrhos seine Verbündeten, die Könige von Macedonien und Asien, zum Beistande auf. An jedem Erfolge eines weiteren Kampfes verzweifelnd, ließ er deshalb eine Besatzung in Tarent und ging mit den Trümmern seines Heeres nach Epirus zurück. Später eroberte er noch Macedonien, ohne sich jedoch im Besitze des Landes behaupten zu können. Der unruhige, durch rastloses Streben sein ganzes Leben hindurch unaufhaltsam fortgerissene Mann drang darauf in den Peloponnes ein, und hier fand er 272 bei der Belagerung von Argos, man sagt durch einen Ziegelstein, den die Mutter eines von ihm angegriffenen Jünglings in der Angst auf sein Haupt herabschleuderte, seinen Tod.

Nach dem Abzuge des Pyrrhos aus Italien konnte sich auch Tarent gegen die Römer nicht länger halten. Die Stadt wurde erobert, die Mauern geschleift, Schiffe und Waffen ausgeliefert, und die Tarentiner mußten von nun an einen jährlichen Tribut zahlen und römische Besatzung aufnehmen. Mit Tarent war die letzte bedeutende Stadt in Italien unterlegen, und bereits 270 v. Chr. war das ganzen Land den Römern völlig unterworfen.

Eine Reihe von befestigten Colonien, wie Paestum in Lucanien, Benevent in Samnium, und Landstraßen bis nach den Häfen von Tarent und Brundusium, die in den neu erworbenen Ländern angelegt wurden, sicherten ihnen den dauernden Besitz derselben. Am berühmtesten unter diesen Straßen ist die Via Appia, die bereits 312 vom Censor Appius Claudius begonnen wurde, um die Verbindung mit Campanien zu sichern.

Das Abhängigkeitsverhältniß, in welchem die italischen Völkerschaften und Städte zu Rom standen, war ein sehr verschiedenes; allen gemeinsam war nur, daß keine italische Gemeinde das Recht hatte, einem auswärtigen Staate Krieg zu erklären oder mit ihm einen Vertrag zu schließen, daß dagegen alle durch die von Rom beschlossenen Kriege oder Verträge gebunden waren. Ebenso hatte Rom das alleinige Münzrecht in Italien. Im Uebrigen gab es Völker, die das römische Bürgerrecht hatten, und zwar entweder das volle mit Stimmrecht in den Tribus, wie ein Theil der Latiner und sämmtliche Gemeinden der Sabiner, theils das unvollständige ohne actives und passives Wahlrecht. Die letzteren hatten alle bürgerlichen Lasten mitzutragen ohne Anspruch auf die bürgerlichen Ehrenrechte. Eine andere Klasse der unterworfenen Völker waren die Bundesgenossen, und zwar die latinischen und die italischen, die nach ihren eigenen Gesetzen und unter selbstgewählten Beamten leben durften und zu Leistungen an Truppen, Geld, Schiffen, Proviant und Kriegsvorräthen verpflichtet waren. Endlich gab es auch unterthänige Völker, theils mit, theils ohne persönliche Freiheit und Waffenehre. — Die Städte waren entweder Municipien oder Praefecturen oder Colonien. Die Municipien oder Freistädte hatten römisches Bürgerrecht (mit oder ohne Stimmfähigkeit) und selbständige innere Verwaltung. In die Praefecturen dagegen wurde jährlich zur Verwaltung der Rechtspflege nach römischen Gesetzen ein „Stellvertreter" (praefectus) des römischen Praetors geschickt, der entweder von diesem oder von der römischen Bürgerschaft ernannt war. Die Colonien entstanden dadurch, daß durch einen Senats-, später auch durch einen Volksbeschluß eine Anzahl römischer Bürgerfamilien in eine zur Grenzfestung geeignete Stadt eines eroberten Landes geschickt wurde. Die zu Unterthanen gemachten ursprünglichen Bewohner einer solchen Stadt mußten den Colonisten, welche die Besatzung und die regierende Gemeinde daselbst bildeten, gewöhnlich den dritten Theil ihrer Ländereien abtreten. Man unterschied römische Colonien, die unmittelbar von Rom ausgingen und aus römischen Bürgern entstanden, und latinische, die entweder von dem Bunde zwischen den Römern und Latinern ausgingen, oder von den Römern an latinische oder andere Bundesgenossen überlassen wurden. Zunächst hatten diese Colonien, wie oben bemerkt wurde, den Zweck, den Besitz des eroberten Landes zu sichern; dann aber dienten sie auch dazu, römische Bürgerfamilien zu versorgen und unruhige Bürger aus Rom zu entfernen.

§. 46. Leben und Sitten der alten Römer.

Daß die Kraft Roms durch die fortwährenden inneren und äußeren Kämpfe nicht gebrochen wurde, sondern vielmehr durch dieselben immer mehr erstarkte, hatte seinen Grund vornehmlich in dem Charakter des römischen Volkes, in dem ernsten, strengen, würdevollen, männlichen Wesen des Römers, verbunden mit lebendigem Sinn für das Recht, mit heldenmüthiger Tapferkeit und aufopfernder Treue und Hingebung an das Vaterland, welche in dem unerschütterlichen Vertrauen auf die Kraft und die ewige Dauer des Staates wurzelte, die ihnen durch die Götter selbst verbürgt zu sein schien.

Schon von der frühesten Kindheit an wurden diese Eigenschaften sorgsam gepflegt. Frühzeitig wurden die Kinder zu Bescheidenheit, Mäßigkeit und weiser Benutzung der Zeit angehalten, frühzeitig an strengen Gehorsam gewöhnt. Der Familienvater allein war frei; alle Mitglieder seiner Familie waren seiner Macht unterworfen. Er hatte Recht über Leben und Tod seiner Angehörigen; er konnte seine Kinder aussetzen und verkaufen; er konnte sie emancipiren, d. h. aus seiner Macht entlassen, womit sie aber dann alle Ansprüche auf Erbschaft verloren; ja, er konnte sogar die Ehe einer nicht emancipirten verheiratheten Tochter wieder aufheben und sie zurück verlangen.

Der strengen, einfachen Erziehung entsprach auch das spätere Leben des Römers. Die Stadt war damals noch klein und unansehnlich, die Häuser mit Stroh oder Schindeln gedeckt und aus Lehm gebaut, die Straßen winkelig, eng und ungepflastert. Am liebsten wohnten die Bürger Roms deshalb auf dem Lande, und auch in den späteren Zeiten, wo sie ganz in Luxus versunken waren, blieb ihnen doch diese von den Vätern ererbte Vorliebe für das Landleben. Selbst Senatoren und Feldherren bestellten ihr Feld mit eigener Hand. So wird erzählt, um 450 v. Chr. habe der Senat in großer Kriegsnoth, da ein ganzes Heer von den Feinden umzingelt war, den L. Quinctius Cincinnatus zum Dictator ernannt. Er war völlig verarmt (S. 420). Auf seinem kleinen Grundstück jenseit der Tiber traf ihn der Bote des Senats hinter dem Pfluge, nur mit leichtem Untergewande bekleidet, wie es die Landleute in der Sommerhitze anzulegen pflegten. Der Bote forderte ihn auf, den Befehl des Senats bekleidet zu vernehmen. Die Hausfrau reichte ihm das Obergewand; er nahm das ihm angetragene Amt an, und ein Nachen führte ihn über den Fluß, wo seine Freunde und Verwandten ihn erwarteten. Am nächsten Morgen erschien er auf dem Forum, ernannte einen eben so armen Mann zum Reiterobersten und bot die ganze waffenfähige Mannschaft auf. Schon am folgenden Tage waren die Feinde besiegt; eine reiche Beute fiel in die Hände des Heeres; Cincinnatus aber nahm nichts davon für sich, und nachdem er einen Triumphzug in Rom gehalten und seine Würde, die er nur sechzehn Tage bekleidete, niedergelegt hatte, kehrte er arm, wie er gewesen, zum Pfluge zurück. — Ein eben so herrliches Beispiel von Redlichkeit und Genügsamkeit gab Curius Dentatus, der Besieger der Samniter und des Pyrrhos (S. 434. 437). Samnitische Gesandte trafen ihn auf seinem Bauerngute auf einer hölzernen Bank am Herde sitzend und aus einer

hölzernen Schüssel ein Gericht Rüben essend, das er sich selbst gekocht hatte. Sie boten ihm reiche Geschenke an; er aber sprach zu ihnen: „Behaltet euer Gold! Ich will lieber über reiche Leute gebieten, als selbst reich sein." Er setzte es durch, daß das von ihm den Sabinern im Kriege abgenommene Land unter die römischen Bürger vertheilt wurde, so daß Jeder sieben Morgen erhielt. Ihm wollte der Senat funfzehnhundert Morgen geben; er nahm aber nicht mehr als alle Uebrigen, weil der ein schlechter Bürger sei, dem sein Antheil nicht genüge. — Den eben so armen Fabricius haben wir schon in der Geschichte des Pyrrhos bewundern gelernt, und solche Männer standen nicht vereinzelt da. Noch herrschte strenge, einfache Sitte im Allgemeinen. Mit Sonnenaufgang waren die Männer schon bei der Feldarbeit, die Frauen am Spinnrocken und bei anderen häuslichen Geschäften thätig. Erst gegen Abend nach vollbrachtem Tagewerk wurde die Mahlzeit gehalten. Feigen und andere Baumfrüchte, Gemüse, Milch, Käse, Fische, Brod, statt dessen man sogar der Einfachheit wegen meistens nur Mehlbrei zu genießen pflegte, waren die Hauptbestandtheile der römischen Tafel. Wein wurde nur mit Wasser gemischt genossen, Fleisch an Festtagen, wo den Göttern Opfer gebracht wurden, von denen man einen Theil aß.

Eben so einfach war die Kleidung. Man trug ein Untergewand, die Tunica, das bei Männern kürzer und enger war als bei Frauen, bei jenen auch gewöhnlich keine Aermel hatte. Leute niederen Standes trugen gar kein anderes Gewand. Sonst warf man darüber noch die Toga, ein wollenes, meist weißes, aus einem einzigen, sechs Ellen langen und vier Ellen breiten Stück bestehendes Obergewand. Das Umlegen derselben erforderte besondere Geschicklichkeit. Man zog nämlich den einen Zipfel über die linke Schulter nach vorn, den oberen Rand über den Rücken, den anderen Zipfel aber unter den rechten Arm hindurch und warf ihn dann über die linke Schulter, so daß die rechte Schulter und der rechte Arm, auf der linken Seite aber nur die Hand unverhüllt blieb. Festgehalten wurde die Toga nur durch den Ueberfall eines Theiles über den andern. Man sah dabei vorzüglich auf schönen, regelmäßigen Faltenwurf; besonders war dies der Fall bei den Frauen. Auch diese trugen nämlich ein solches Obergewand, entweder eine wirkliche Toga, oder, wenn sie höheren Ständen angehörten, eine Palla, ein weites, oft prächtig gesticktes Gewand, das bis auf die Knöchel hinab ging. — Die Toga der Consuln und anderer hohen obrigkeitlichen Personen war mit Purpur verbrämt (praetexta), und bei Feldherren, die einen Triumphzug hielten, war sie mit Palmen gestickt. Die Knaben trugen bis zum vollendeten sechzehnten und die Mädchen bis zum vierzehnten Lebensjahre ebenfalls eine mit Purpur verbrämte Toga. Im siebzehnten Lebensjahre, und zwar am 17. März, wurde der Knabe, nachdem er zu Hause den Göttern ein feierliches Opfer gebracht hatte, vom Vater, begleitet von Freunden und Verwandten, auf das Forum geführt. Dort sprach ihn der Praetor frei, und er erhielt aus den Händen desselben die männliche Toga, mit der Ermahnung, ihrer stets würdig zu sein. Dann zog man auf das Capitol; der Jüngling wurde dem Schutze des Jupiter empfohlen und im Tempel der „Jugend" (Juventas) in die Register der jungen Leute eingetragen. In den ältesten Zeiten trug man die Toga ohne Unterkleid. Im Gefecht gürtete man sie damals um den Leib;

später aber trug man statt ihrer im Kriege und auf Reisen einen dichten wollenen Mantel, welcher Sagum hieß.

Höher als Alles stand dem Römer das Wohl des Staates. Für dasselbe thätig zu sein, war das Ziel aller seiner Wünsche und Handlungen, und er war bereit, Alles, selbst das Leben, dafür aufzuopfern. Viele Beispiele solcher Aufopferung sind uns überliefert. So erzählt die Sage, um 360 v. Chr. sei durch ein Erdbeben auf dem Forum ein großer Spalt im Boden entstanden, und vergebens suchte man den Abgrund mit Schutt auszufüllen. Die Augurn erklärten, man müsse das hineinwerfen, wodurch Rom das Meiste vermöchte. Keiner wußte, wie dies zu deuten sei. Da erklärte Marcus Curtius, ein edler, durch Kriegsruhm ausgezeichneter Jüngling, die Römer hätten kein größeres Gut als Waffen und Tapferkeit. Er weihte sich selbst, die Götter anrufend, dem Tode und stürzte sich mit einem geschmückten Rosse in voller Waffenrüstung in den Schlund, der sich sogleich über ihm schloß.

Und nicht bloß die Sage hat solche Beispiele todesmuthiger Aufopferung aufzuweisen. Wie sich im Kriege gegen die Latiner, in der Schlacht am Vesuv, der Consul P. Decius Mus aufopferte, so weihte sich auch der gleichnamige Sohn des Decius im dritten Kriege gegen die Samniter bei Sentinum, wie bereits (S. 432. 434) erwähnt worden ist, dem Tode für das Vaterland, und sein Enkel soll in der Schlacht bei Asculum nur dadurch verhindert worden sein, das Nämliche zu thun, daß Pyrrhos ihm sagen ließ, es werde ihm nichts helfen, wenn er dergleichen beabsichtige, denn er werde ihn nicht tödten, sondern nur gefangen nehmen und dann als Gaukler bestrafen lassen. Nach einer anderen Ueberlieferung brachte er sich wirklich in derselben Weise wie sein Vater und Großvater zum Opfer; jedenfalls fand er in jener Schlacht seinen Tod. In solcher Gesinnung unterwarfen sich die Römer den Gesetzen des Vaterlandes mit demselben strengen Gehorsam wie den Befehlen des Vaters, und es galt für ein todeswürdiges Verbrechen, dieselben zu übertreten. Im zweiten samnitischen Kriege verurtheilte der Dictator L. Papirius Cursor seinen Reiterobersten Q. (Quintus) Fabius Maximus Rullianus, der sich seinem Befehl zuwider mit dem Feinde in einen Kampf eingelassen hatte, obgleich er einen glänzenden Sieg erfocht, zum Tode. Fabius floh nach Rom. Sein Vater, der selbst dreimal Consul und eben so oft Dictator gewesen war, rief den Senat um Schutz für ihn an; aber der Dictator, der ihm nachgeeilt war, wies solchen Schutz als ungesetzlich zurück. Der Vater appellirte an das Volk, aber erst als er sammt dem Schuldigen den Dictator auf den Knien um Gnade anflehte und Senat und Volk ihre Bitten mit denen Jener vereinigten, erklärte der Dictator, jetzt sei dem Kriegsgesetz und der Würde seines Amtes Genüge geschehen, da die Schuld des Fabius anerkannt sei, und er schenke ihn dem Volke.

Noch strenger verfuhr in dem Kriege gegen die Latiner der Consul Titus Manlius gegen seinen eigenen Sohn. Manlius hatte einst selbst als Jüngling seinem Vater einen schönen Beweis seiner Liebe gegeben. Dieser war nämlich als ein harter, stolzer Mann verhaßt. Er wurde zum Dictator ernannt, aber nachdem er seine Würde niedergelegt hatte, erhob der Volkstribun M. Pomponius eine Anklage gegen ihn. Da begab sich der junge T. Manlius zu dem Ankläger. Dieser glaubte, der Jüngling wolle ihm etwas

mittheilen, was die Anklage noch verstärken könne, da derselbe oft unverdient die härteste Behandlung von seinem Vater hatte erdulden müssen. Doch Manlius zwang den Pomponius, indem er ihm den Dolch auf die Brust setzte, zu schwören, daß er die Anklage gegen seinen Vater aufgeben wolle. Mit der nämlichen Liebe hing Manlius später an seinem Sohne; aber höher stand ihm doch der Gehorsam gegen die Gesetze. In jenem Kriege schickte er eines Tages den Jüngling mit einigen Reitern ab, um die Feinde zu beobachten. Derselbe ließ sich gegen das Verbot der Consuln in Zweikampf mit einem feindlichen Reiteranführer ein und tödtete seinen Gegner. Im Triumph zog die ihn begleitende Reiterschaar mit ihm in das Lager zurück, die Waffen des erlegten Feindes als Siegeszeichen mit sich führend. Aber der Vater des Siegers theilte die allgemeine Freude nicht; er verurtheilte denselben, weil er gegen den Befehl der Consuln gefrevelt, zum Tode, und vor den Augen des Heeres wurde das Urtheil augenblicklich vollzogen.

Die nämliche Tugend und Sittenstrenge, welche der Schmuck der römischen Männer war, zierte auch die römischen Frauen. Ausgezeichnet durch Reinheit, Charakterstärke und Geistesgröße, genossen die Hausfrauen (Matronen) bei den Römern größeres Ansehen als bei den übrigen Völkern des Alterthums. Die Römerin war nicht Sklavin im Hause wie die Frauen bei den orientalischen Völkern, sondern hatte alle Rechte und Pflichten der Kinder. Mit ihrem Eintritt in die Familie, der unter großen religiösen Feierlichkeiten in Gegenwart von Priestern stattfand, trat die Frau als Kind in die Hand des Mannes, auf den nun alle Gewalt überging, welche bisher der Vater über sie ausgeübt hatte. Durch die Ehe wurde der Mann ihr Herr und Richter, aber er wurde auch ihr Vater und ihr Beschützer, und sie besaß seine ganze Liebe und sein volles Vertrauen, und so war von ihm kein Mißbrauch seiner Gewalt zu befürchten, die sogar so weit ging, daß er die Frau, wenn sie schuldig war, konnte hinrichten lassen. Solche Ehe war schwer aufzulösen, und der Vater hatte kein Recht, eine so verheirathete Tochter zurückzufordern. Starb der Vater eines Mädchens oder der Mann einer Frau, so wurde einer ihrer männlichen Verwandten von väterlicher Seite ihr Vormund; oft gab auch der Mann seiner Frau durch das Testament das Recht, sich selbst einen Vormund zu wählen. Der Vormund hatte jedoch nur die Aufsicht über das Vermögen der Frau, an welches die Verwandten ein Anrecht hatten; daher hatten auch die Vestalinnen keinen Vormund, weil man sie nicht beerben konnte. — So war es bei den Patriciern. Bei den Plebejern war die Frau ganz selbständig, und keiner der beiden Gatten hatte weder bei Lebzeiten noch nach dem Tode ein Anrecht an das Vermögen des andern. Die Ehe zwischen ihnen erhielt erst dadurch Gültigkeit, daß die Frau ein ganzes Jahr im Hause des Mannes zugebracht hatte. War sie vor ihrer Verheirathung noch nicht emancipirt, so hatte der Vater das Recht, sie zurück zu fordern, und erst der Kaiser Diocletianus (§. 68) ertheilte dem Manne das Recht, daß dies nicht gegen seinen Willen geschehen dürfe. War die Frau bereits emancipirt, ehe sie sich verheirathete, so verlor sie alle Ansprüche an das väterliche Erbtheil, und erst unter den Kaisern wurde festgesetzt, daß die Emancipation die Erbansprüche nicht aufhebe.

Die Achtung vor den Frauen wurde schon früh auch durch Gesetze

geschützt. Ein uraltes Gesetz, das die Sage auf Romulus zurückführt, befreite sie von aller Handarbeit außer Spinnen und Weben. Der Mann selbst sollte der Matrone auf der Straße ausweichen, und wer sie mit schamlosen Worten kränkte, war des Todes schuldig. Dafür, daß die Frauen in der Zeit der Zerstörung Roms durch die Gallier dem Staate ihr Geschmeide liehen, wurde ihnen die Ehre zu Theil, daß bei ihren Begräbnissen Gedächtnißreden gehalten werden sollten. Schon früher war ihnen aus einer ähnlichen Veranlassung das Vorrecht eingeräumt worden, auf Wagen zu fahren, was sonst nur den höchsten obrigkeitlichen Personen zustand. Obgleich ihnen die Theilnahme an den Festen und Mahlzeiten so wie der Besuch des Theaters gesetzlich erlaubt war, lebten sie doch gewöhnlich sehr eingezogen, und ihre Häuslichkeit wird als besondere Tugend gepriesen. Das Haus war die eigentliche Stätte ihres Wirkens, und sie übten hier den unverkennbarsten Einfluß auf die Gestaltung des Familienlebens, das bei keinem Volke des Alterthums in solcher Reinheit und Erhabenheit erscheint. Die Töchter standen unter ihrer unmittelbaren Aufsicht, so lange sie im elterlichen Hause blieben; aber auch die Knaben standen unter der Obhut der Mutter, und sie war es, die in Gemeinschaft mit den älteren Frauen der Familie das kindliche Gemüth an Folgsamkeit gewöhnte, das Gefühl für edle Sittlichkeit in ihm pflegte und die alterthümliche Tugend in ihm fortpflanzte. In der Folge trat der Knabe freilich unter die unmittelbare Leitung des Vaters; aber dieser setzte nur fort, was die mütterliche Erziehung begonnen hatte. Der Vater machte ihn mit den großen Thaten seines Volkes bekannt; durch Gedichte lernte er die Gesetze der zwölf Tafeln kennen; durch Anhören von Gedächtnißreden und Volksliedern zum Andenken an große Männer, die man beim Gastmahle zum Spiel der Flöte sang, wurde er zur Nacheiferung gereizt. Auch später wirkte der Vater auf den Sohn durch Beispiel und Unterricht; zugleich aber gab er ihn, wenn er zum Jüngling herangewachsen war, erfahrenen Staatsmännern zum Begleiter, und selbst im Kriege standen dem jungen Römer noch auf einige Zeit Aufseher zur Seite, die ihn beständig beobachten mußten. So war er denn endlich würdig vorbereitet, um selbständig einzutreten in das öffentliche Leben und in den Dienst des Vaterlandes, an dessen Ehre und Ruhm er nun Theil nehmen sollte. Fort und fort aber begleitete ihn durch das Leben die Ehrfurcht vor dem Vater, und wie außerordentlichen Einfluß die Mütter auch auf ihre zu Männern herangewachsenen Söhne ausübten, obgleich ihnen gesetzlich gar keine Gewalt über dieselben zustand, haben wir an dem Beispiele der Veturia gesehen, vor der allein der trotzige, starre Sinn Coriolans sich beugte. Ueberhaupt hatten die Frauen auch in anderen Verhältnissen einen weit größeren Einfluß, als ihnen gesetzlich zukam. Kineas kam deshalb, wie uns berichtet wird, mit reichen Geschenken nach Rom, besonders für die Frauen, „weil diese schon seit der frühesten Zeit bei den Römern großen Einfluß hatten.“ Freilich fand er keine, die seine Geschenke angenommen hätte.

Im engsten Zusammenhange mit dem gesammten Staatsleben stand bei den Römern das Kriegswesen. Jeder Bürger war zum Heerdienst verpflichtet. In der ältesten Zeit bestand das römische Heer, entsprechend der dreitheiligen Gemeinde, aus drei Hundertschaften (Centurien) der Reiter unter dem Reiterobersten (tribunus celerum) und dreitausend Mann zu Fuß unter

Kriegstribunen (tribuni militum). Bald wurde die Zahl der Reiter verdoppelt, so daß jeder Theil der Gemeinde zwei Centurien stellte. Jeder Ritter erhielt vom Staat 10,000 As zur Anschaffung eines Streitrosses und jährlich 2000 As zur Erhaltung desselben so wie für einen Reitknecht und dessen Pferd. Das ganze Heer hieß eine Legion (legio, d. h. eine ausgehobene Schaar). Bald wurde eine zweite Legion mit derselben Eintheilung hinzugefügt; Servius Tullius erhöhte die Legion auf 4200 (Camillus später auf 5000) Mann, indem zu den 3000 Vollgerüsteten, die in sechs Reihen standen (die vier ersten der ersten Classe, die fünfte und sechste der zweiten und dritten Classe angehörig) noch 1200 in den letzten Reihen oder daneben kämpfend als Leichtbewaffnete (velites) hinzukamen, von denen 500 der vierten, 700 der fünften Classe angehörten. Servius theilte die Stadt und ihr Gebiet in vier Aushebungsbezirke (tribus), von denen jeder einzelne zu jeder Legion 1050 Mann stellte. Zwei Legionen rückten immer ins Feld, während zwei zu Hause blieben. Die Classen waren nämlich in Centurien der Jüngeren (vom 16. bis vollendeten 45. Jahre) zum Dienst im Felde und der Aelteren (vom 46. bis 60. Jahre) zur Vertheidigung der Stadt in gleicher Zahl eingetheilt. So bestand das Heer aus 16,800 Mann zu Fuß, wozu noch 1800 Reiter kamen, der ersten Classe angehörig, und zwar ein Drittel Patricier, zwei Drittel Plebejer.

In der ältesten Zeit standen die Centurien der Legion ohne Zwischenräume in geschlossenen Reihen oder in einer einfachen Schlachtordnung nach Art der Phalanx beisammen. Später schied man sie dagegen in drei Treffen und ordnete sie nicht mehr nach dem Vermögen, sondern nach dem Lebens- und Dienstalter. In dem ersten standen die mit einem leichten Wurfspieß (hasta) bewaffneten Hastati, im Alter von 25 bis 32 Jahren, im zweiten die mit dem schweren Wurfspieß (pilum) bewaffneten Principes, welche zwischen 32 und 40 Jahren alt waren, in der dritten die Triarii, 40 bis 45 Jahre alt, mit langen, leichten Spießen bewaffnet. Die Front löste sich in zehn Haufen (manipuli) auf, und je zwei Treffen so wie je zwei Manipeln waren durch einen Zwischenraum getrennt. Dazu kamen, anfangs hinter, später vor den drei Treffen stehend, die Rekruten, die nur mit der Schleuder bewaffneten Plänkler (rorarii, velites) und die Accensi. Die Hastaten eröffneten den Angriff. Wenn sie nichts ausrichten konnten, zogen sie sich durch die Zwischenräume hinter die zweite Linie zurück und die Principes rückten vor. Erst wenn auch diese weichen mußten, kamen die Veteranen, die Triarier zum Kampf. Die Reiterei, welche in der ältesten Zeit vorangekämpft hatte, war schon bei der phalangenartigen Aufstellung auf die Flügel gestellt und behielt diese Stellung auch jetzt. Sie wurde in zehn Turmen zu je drei Decurien eingetheilt. Vollständig ausgebildet erscheint die Manipularlegion im Kriege gegen den Pyrrhos. Noch später, wahrscheinlich im dritten punischen Kriege, kam die Cohortenstellung der Legion auf, die sich allmählich dahin feststellte, daß die ganze Legion in zehn Cohorten zu je drei Manipeln, jede Manipel aber in zwei Centurien getheilt wurde. Jede Centurie stand unter einem Centurio, und der höchste unter den 60 Centurionen einer Legion war der der ersten Centurie des ersten Manipels der Triarier (centurio primi pili oder primipīlus). An der Spitze der gesammten Kriegsmacht stand der Feld-

herr, entweder ein Consul oder ein Proconsul oder Dictator, ihm zunächst die Legaten, anfänglich zwei, später mehr. Als Unterbefehlshaber standen bei jeder Legion sechs Kriegstribunen (tribuni militum), die das Recht hatten, aus den tapfersten Soldaten die Centurionen zu wählen, welche letzteren ihren Rang nur für einen bestimmten Feldzug behielten. Der siegreiche Feldherr wurde oft von den Soldaten auf dem Schlachtfelde zum Imperator ausgerufen. Das Wort wurde nach der Bestätigung durch den Senat als Ehrenname dem Namen des Feldherrn nachgesetzt; jedoch legte er denselben nach dem Triumphzuge wieder ab.

Wo das Heer rastete, wenn auch nur für eine Nacht, wurde ein mit Wall und Graben umgebenes, befestigtes Lager aufgeschlagen; wo es längere Zeit sich aufhielt, wurde ein stehendes Lager errichtet, in gleicher Weise befestigt und mit Straßen, Plätzen und Thoren versehen. Meistens bildete es ein Viereck, das durch eine quer hindurchlaufende, von fünf Straßen durchschnittene Hauptstraße in einen oberen kleineren und einen größeren unteren Theil geschieden wurde. In dem ersteren war in der Nähe des Hauptthores auf dem Forum das Feldherrnzelt oder Praetorium, links davon waren die Zelte der Legaten und rechts das des Quaestors (das Quaestorium), denen sich in Reihen die Zelte der Officiere und der bevorzugten Abtheilungen der Reiterei und des Fußvolks anschlossen; im unteren befand sich das übrige Heer, nach den verschiedenen Waffengattungen gesondert. In der Hauptstraße waren die Rednerbühne, die Gerichtsstätte, die Altäre, die Fahnen und Standarten. Immer zehn Soldaten (Contubernalen) wohnten in einem Zelt oder einer Hütte beisammen unter einem Decanus.

Die vollständige Bewaffnung bestand aus dem Helm, dem Panzer, welcher den Oberarm und die Brust bis zum Gürtel bedeckte, den Beinschienen, einem vier Fuß langen und dritthalb Fuß breiten Schilde, dem Schwert und dem Wurfspeer. Bei Belagerungen bediente man sich verschiedener Arten von Kriegsmaschinen. Die Soldaten, welche Pfeile gegen die Zinnen der Mauern abschossen, deckten sich durch bewegliche, oben offene Schirme; bei Untergrabung der Mauer oder Ausfüllung der Gräben schützte man sich durch Sturmdächer; durch Sturmböcke, sechzig Fuß lange Baumstämme mit einem metallenen Knopfe in Form eines Widderkopfes (aries), suchte man die Mauer einzustoßen; man rückte an die Mauern Thürme, von denen Fallbrücken auf sie herabgelassen wurden und legte Sturmleitern an. Ebenso bediente man sich verschiedener Arten von Wurfmaschinen. Durch Ballisten wurden in hohem Bogen große Steine und andere Massen, durch armbrustähnliche Katapulten große Pfeile in flachem Bogen geschleudert. Auf dem Marsche waren die Fußsoldaten außer den Waffen noch mit schwerem Gepäck belastet, denn sie hatten Lebensmittel auf drei bis vierzehn Tage, Beil, Säge, Hacke, Sense, einen Korb, einen Topf und mehrere, öfters bis zwölf Pallisaden zu tragen.

Es bleibt uns, um das Bild des römischen Lebens in jener Zeit zu vollenden, noch übrig, von den künstlerischen Bestrebungen der Römer zu reden. — Für den Römer war Alles dem Staate untergeordnet; dem Dienste desselben und der Sorge für seine Familie war seine ganze Thätigkeit geweiht, und dies Beides nahm seine Zeit so völlig in Anspruch, daß ihm keine Muße für den Genuß edler Künste übrig blieb, wofür es ihm ohnedies an Sinn

fehlte. Wir finden daher bei den Römern keine eigenthümliche künstlerische Entwickelung. Was wir von künstlerischen Unternehmungen aus jener Zeit bei ihnen antreffen, war entweder das Werk etruskischer Meister, oder man folgte darin wenigstens ihrer Lehre und ihrem Beispiel, und auch hier diente Alles dem Interesse des Staates. Bereits oben (S. 399) ist der Bau der Cloaken und des Circus erwähnt. Daran schließt sich seit dem Ende des vierten Jahrhunderts v. Chr. der Bau großartiger Landstraßen und Wasserleitungen, die ein unvergängliches Denkmal der Größe und Macht Roms bilden.

Die älteste Wasserleitung war die vom Censor Appius Claudius, demselben, der später dem Kineas entgegen trat (S. 436), 312 v. Chr. angelegte appische, die, aus Quadern erbaut, wohl $1^1/_2$ deutsche Meilen fast ganz unter der Erde fortgeführt war. Dieselbe versorgte die niedrigen Gegenden Roms mit Trinkwasser, und ihre Erbauung war eine um so größere Wohlthat, da man in jenen Theilen der Stadt keine Quellen hatte, und weil das Wasser der Tiber auch sehr schlecht ist, sich mit dem Wasser von Cisternen behelfen mußte. — Derselbe Appius legte auch die schon S. 438 erwähnte appische Landstraße an, welche vierzig Meilen weit von Rom aus über Terracina nach Capua führte. Sie war so breit, daß zwei Wagen einander ausweichen konnten, und wurde später noch vielfach verschönert. Sie bestand aus einer Unterlage von Quadersteinen und einer darüber liegenden Decke von Kies. — Gleichzeitig wurde auch das zu Volksversammlungen und zum Handelsverkehr bestimmte Forum verschönert. Niedrige Hallen und Buden hatten es bis dahin umgeben; jetzt wurden um dasselbe die sogenannten Silberhallen erbaut, die für den Handel mit Silber- und Goldwaaren und für den Geldverkehr bestimmt waren, während der Marktverkehr in die Nebengassen zurückgedrängt wurde. Auf der Burg und auf dem Forum wurden die Bildsäulen der großen Männer der sagenhaften Vorzeit aufgestellt, die Denkmäler und Ehrensäulen der Besieger der Vejenter, der Latiner und Samniten, selbst schon die Bildsäulen berühmter Weisen und Helden Griechenlands, eines Pythagoras, Alkibiades. Die Aedilen wachten über die gehörige Pflasterung der Straßen. Man wandte große Summen auf die Errichtung und Ausschmückung öffentlicher Gebäude. Seit dem Jahre 284 verschwanden auch von den Privathäusern die Schindeldächer. Rom gewann immer mehr ein großstädtisches Ansehen.

Noch weniger als die Baukunst konnte die Dichtkunst in Rom gedeihen. Es gab nur priesterliche Gesänge, die mit peinlicher Gewissenhaftigkeit von Geschlecht zu Geschlecht überliefert wurden, wie die Lieder der salischen Priester (S. 413), Tischlieder zur Ehre alter Helden, die in derselben Weise fortgepflanzt wurden, Trauerlieder bei Leichenbegängnissen, Hochzeitlieder und dergleichen. Sehr dürftig waren die Anfänge dramatischer Dichtkunst in Rom. Freie römische Jünglinge führten nämlich aus dem Stegreife eine Art von Maskenspielen auf, die man nach der campanischen Stadt Atella, welche stets den lokalen Hintergrund jener Possen bildete, Atellanen nannte. Es kamen in denselben vier stehende Personen vor: ein dummer, bäurischer Mensch, der von Allen betrogen und verspottet wird, ein kluger, lustiger Witzling, ein geiziger und abergläubischer Alter und ein verschmitzter, betrügerischer

Zauberer.*) Es waren keine Intriguenstücke, bei denen es auf kunstvolle Verwickelung und sinnreiche Auflösung ankam, sondern einfache Charakterzeichnungen und Darstellung lustiger Situationen. Man wählte deshalb die Gegenstände aus dem Volksleben, besonders aus dem Kreise der Landleute, deren Tölpelhaftigkeit und Aberglaube, mit derben Späßen vermischt, am meisten Gelegenheit zu ergötzlichen Darstellungen gaben. Zu diesen Atellanen kam noch eine andere Art improvisirter Possenspiele, die Satiren, welche aus festlichen Tänzen entstanden waren, die man 364 v. Chr. bei Gelegenheit einer Pest aus Etrurien eingeführt hatte, um den Zorn der Götter zu versöhnen.

---

2. Abschnitt. Bis zum Untergange der Republik, 31 v. Chr.

---

§. 47. Dionysios I. und II. — Timoleon.

Nachdem die Unterwerfung Italiens vollendet war, trennte nur noch die schmale Meerenge die Römer von dem fruchtbaren Sicilien. Dort hatten sich schon früh griechische Colonien niedergelassen (S. 181), unter denen das im J. 735 von Korinth aus gegründete Syrākūs, das an Schönheit und Größe mit Athen wetteiferte, bald die blühendste und mächtigste wurde.

Kämpfe zwischen dem Volke und den aristokratischen Grundbesitzern verschafften 485 v. Chr. einem angesehenen Manne, dem Gelon, Gelegenheit, sich daselbst zum Alleinherrscher zu machen. Auch der größte Theil der Insel wurde ihm unterthänig; ebenso besiegte er im J. 480 die Karthager, welche die günstige Zeit, wo die griechischen Colonisten vom Mutterlande wegen der Perserkriege keine Hülfe zu erwarten hatten, zu benutzen suchten, um sich auf Sicilien festzusetzen. Noch glänzender war die Regierung seines Bruders und Nachfolgers Hiero (seit 477), besonders dadurch, daß er die großen hellenischen Dichter seiner Zeit, Pindăros, Aeschўlos, Simonĭdes und Andere, an seinen Hof zog; indessen machte er sich gleichzeitig durch Gewaltthätigkeiten verhaßt, und da sein Bruder Thrasybūlos, der auf ihn (467) folgte, noch gewaltthätiger herrschte, so wurde derselbe gestürzt und eine demokratische Verfassung eingeführt (466). Jetzt folgten aber innere Unruhen und äußere Kämpfe. Die bisher unterworfenen griechischen Städte auf Sicilien versuchten, sich frei zu machen. Sie riefen die Athener zu Hülfe (S. 252), und als deren Zug gänzlich verunglückte, wandten sie sich an Karthago.

Erschreckt durch die Fortschritte der Karthager, die mit einem Heere von 100,000 Mann nach Sicilien kamen und mächtige, blühende griechische Städte, selbst Agrigent, daselbst unterwarfen und zerstörten, übertrugen die Syrakusaner

*) Man glaubt, daß diese vier Personen in die neuere italienische commedia dell' arte übergegangen sind, in welcher den beiden ersten zwei Bedienten entsprechen, der tölpische Arlechino und der gefräßige, boshafte Schalk Brighella, dem Greise der venetianische Kaufmann Pantalon, und dem Zauberer der Doctor, ein bolognesischer Rechtsgelehrter.

einem ihrer Bürger, dem Dionysios, der sich durch Tapferkeit in den Kämpfen mit den Karthagern ausgezeichnet hatte, den Oberbefehl (405 v. Chr.). Dionysios war ein schlauer, ehrsüchtiger Mensch. Er benutzte seine Stellung, um sich mit einer Leibwache von Söldnern zu umgeben, mit deren Hülfe er sich zum Tyrannen von Syrakus machte. Die Anerkennung der Karthager verschaffte er sich durch einen für sie vortheilhaften Friedensschluß; er unterwarf sich alle griechischen Städte in Sicilien; in der Herrschaft über Syrakus aber behauptete er sich durch die grenzenloseste Grausamkeit. Er war ein vollendeter Despot. Obgleich er von Natur mäßig und unermüdlich thätig war, bildeten doch nur Grausamkeit und Mißtrauen die Triebfeder aller seiner Handlungen. Mehr als zehntausend Bürger ließ er hinrichten, sogar seine eigene Mutter tödtete er, und kommen auch die meisten dieser Ermordungen auf Rechnung seiner Furcht vor einem gewaltsamen Tode, so waren sie doch gewiß eben so oft durch seinen Hang zur Grausamkeit herbeigeführt. Selten war es, daß ein menschliches Gefühl in ihm zur Geltung gelangte, wie damals, als er von der Hoheit aufopfernder Freundschaft und Treue überwältigt wurde, die Schiller in der Ballade „die Bürgschaft" so herrlich besungen hat. — Seine beständige Todesfurcht vergällte ihm sein ganzes Leben. Die Burg, welche er bewohnte, war durch Gräben, Wälle und Zugbrücken gesichert. In jeder Nacht wechselte er sein Schlafzimmer. Wer zu ihm kam, mußte sein Gewand ausschütteln, um zu zeigen, daß er keine Waffen bei sich führe. Den Bart ließ er sich nur von seinen Töchtern scheeren, und auch diesen traute er später so wenig, daß sie sich dabei statt des Messers glühender Nußschalen bedienen mußten. Wie furchtbar sein Zustand war, zeigte er selbst einmal seinem ihn glücklich preisenden Günstlinge Damokles, indem er über dem Haupte desselben bei einem glänzenden Gastmahle ein Schwert an einem Pferdehaare aufhängen ließ, um ihn die Natur seines Glückes erkennen zu lassen. Vergebens zog sein Schwager Diōn den weisen Platon an den Hof von Syrakus, um auf das Gemüth des Tyrannen einzuwirken. Platon vermochte nichts auszurichten und entging nur durch die Flucht dem Tode. Endlich ereilte den Tyrannen 367 v. Chr. der gefürchtete Tod durch Gift, welches ihm sein eigener Sohn Dionysios (II.) beibringen ließ, der nach ihm zur Herrschaft gelangte.

Schwelgerische Festlichkeiten, die neunzig Tage lang dauerten, eröffneten die Regierung des neuen Herrschers, und elende Höflinge rissen ihn vollends in den Strudel eines wüsten, schwelgerischen Lebens hinein. Vergebens suchte Dion ihn durch Einwirkung Platons zu retten; er wurde dafür nur auf Betrieb jener Höflinge aus Sicilien verbannt. Dion kehrte jedoch zurück, und unterstützt durch die begeisterte Hülfe des Volkes, das den Tyrannen verabscheute, stürzte er denselben und bemächtigte sich der Stadt (357). Er wollte eine der spartanischen ähnliche Verfassung einführen; aber durch die Ränke seiner Gegner entstand eine Verschwörung gegen ihn, an deren Spitze sich der Athener Kallippos befand, der sein vertrautester Freund gewesen war, und er fiel durch den Dolch gedungener Meuchelmörder (354). In Folge der nun eintretenden zügellosen Zustände gelang es dem Dionysios nochmals, sich der Herrschaft zu bemächtigen (346); aber nun flehten die Syrakusaner ihre Mutterstadt Korinth um Hülfe an.

Die Korinther sandten ihnen 1200 Mann unter Anführung des **Timoleōn**. Dieser stammte aus einem der edelsten Geschlechter Korinths. Er vereinigte besonnene Klugheit mit unerschütterlicher Tapferkeit und war von glühender Vaterlandsliebe und unversöhnlichem Tyrannenhaß beseelt. Als sein Bruder Timophänes, dem er in einer Schlacht mit eigener Gefahr das Leben gerettet hatte, sich der Oberherrschaft in Korinth bemächtigte, ging er mit zwei Freunden zu ihm und bat ihn flehentlich, der Herrschaft zu entsagen; Timophanes aber gerieth darüber in heftigen Zorn. Da verhüllte Timoleon sein Haupt und blieb weinend stehen, während die beiden Andern seinen Bruder ermordeten. Viele priesen ihn laut als den Retter des Vaterlandes; Andere schmähten ihn als Brudermörder; seine eigene Mutter verschloß ihm ihr Haus. Dadurch gerieth er selbst in solche innere Unruhe, daß er sich tiefsinnig auf ein entlegenes Landgut zurückzog und allen öffentlichen Aemtern entsagte. Jetzt forderten ihn die Korinther auf, nach Syrakus zu gehen, um durch Vertreibung des Tyrannen die Blutschuld zu sühnen. Freudig war er dazu bereit. Er schiffte sich nach Sicilien ein, und obgleich die so oft getäuschten Bewohner ihm anfänglich mißtrauten, vollendete er doch in kurzer Zeit die Befreiung des Landes. Er zwang den **Dionysios** 343 v. Chr., sich zu ergeben und der Herrschaft zu entsagen, und schickte ihn mit einer kleinen Summe Geldes auf einem Schiffe nach Korinth, wo er nun bis an seinen Tod lebte. Der einst so gefürchtete Tyrann war hier Vielen ein Gegenstand der Neugierde und des Spottes. Manche bemitleideten auch wohl den Mann, der von einer solchen Höhe des Glückes so tief herabgestürzt war. Als ihn Diogenes einmal sah, rief derselbe aus: „Welch unverdientes Schicksal hast du, Dionysios!" Dionysios dankte ihm für seine Theilnahme; Diogenes aber antwortete: „Denkst du, daß ich dich bedaure? Nein, ich ärgere mich, daß du, ein so elender Sklave, hier unter uns in Lust und Freude lebst, während du verdientest, wie dein Vater, in der Tyrannenburg alt zu werden und zu sterben." In Korinth brachte Dionysios seine Zeit meist im Müßiggang hin, in den Weinschenken und in den Buden der Salbenhändler sich umhertreibend; theils unterrichtete er junge Mädchen im Singen und suchte sich in sein Schicksal so gut wie möglich zu finden.

Timoleon befreite nach der Entfernung des Tyrannen die Stadt auch von den Karthagern und anderen Feinden, die sich derselben bemächtigt hatten, ließ die Tyrannenburg zerstören und führte eine Volksregierung ein. Auf seine Bitte an Korinth kamen bald neue Ansiedler nach Syrakus, um die verödete Stadt wieder zu bevölkern, und sein schönes Werk wurde durch einen glänzenden Sieg vollendet, den er nach Vertreibung der Tyrannen auch aus anderen Städten der Insel über ein 70,000 Mann starkes Heer der Karthager erfocht, und durch den die neu erworbene Freiheit erst völlig gesichert wurde. — Er kehrte nicht wieder in seine Heimath zurück. Nachdem die Befreiung von Syrakus vollendet war, ließ er vielmehr seine Frau und seine Kinder aus Korinth kommen und zog sich auf ein schönes Landgut zurück, das ihm die dankbaren Syrakusaner geschenkt hatten. Dort verlebte er im Kreise seiner Familie, geliebt von den Bürgern, die ihm Glück und Freiheit verdankten, die letzte Zeit seines Lebens. Er erblindete zuletzt, und nun wetteiferten die Syrakusaner auf die rührendste Weise, ihm ihre Liebe und Ehrfurcht zu

beweisen. Sie wallfahrteten zu ihm nach seinem Landgute; sie führten dorthin die durchreisenden Fremden, um ihn denselben als ihren Wohlthäter zu zeigen. Bei wichtigen Vorfällen holten sie ihn auf einem zweispännigen Wagen in die Volksversammlung, um seinen Rath zu hören, den sie stets befolgten. Jubelnd empfing ihn dann die Menge bei seiner Ankunft; jubelnd begleitete sie ihn zurück, und als er endlich in hohem Alter starb, da bereiteten ihm die Syrakusaner nicht nur ein prächtiges Leichenbegängniß und beweinten ihn wie einen Vater, sondern sie errichteten ihm auch auf dem Marktplatze ein Grabmal, das sie mit Säulenhallen und Palästen umgaben und zu einem Gymnasium für die Jugend bestimmten, und feierten sein Andenken jährlich durch festliche Spiele.

Leider war das Glück der Syrakusaner nur von kurzer Dauer. Innere Zwistigkeiten zerrütteten die Stadt und machten es dem Agathŏklēs, dem Sohne eines armen Töpfers, der sich durch Schönheit und Gewandtheit zuerst die Zuneigung des reichsten Bürgers von Syrakus und nach dessen Tode die Hand seiner reichen Wittwe verschafft hatte, möglich, sich bis zur Feldherrnwürde emporzuschwingen und dann im J. 317 die Herrschaft über die Stadt zu erlangen. Auch andere Städte in Sicilien unterwarfen sich, und durch die furchtbarste Strenge behauptete er sich in der Herrschaft. Von den Karthagern angegriffen, segelte er sogar mit der Flotte nach Afrika hinüber und unterwarf sich das karthagische Gebiet; jedoch verlor er dasselbe bald wieder. Unruhen, die in Sicilien ausgebrochen waren, riefen ihn nämlich dorthin zurück, und nun unterwarf er sich die Insel fast gänzlich und nahm den Königstitel an. Achtundzwanzig Jahre herrschte der blutdürstige Tyrann; da ereilte ihn die Strafe für seine Gräuelthaten. Auf Anstiften seines Enkels Archagăthos brachte einer seiner Günstlinge 289 v. Chr. ihm in einem Zahnstocher Gift bei, und noch lebend wurde er auf den Scheiterhaufen geschleppt und verbrannt.

Jetzt erneuerte sich die alte Verwirrung in Syrakus. Ein Tyrann verdrängte den andern, und um die Noth zu vollenden, drohten die Karthager immer gewaltiger mit der Unterjochung der ganzen Insel. Vergeblich riefen die griechischen Städte Siciliens, wie schon erwähnt ist, den Pyrrhos, den Schwiegersohn des Agathokles, zu Hülfe. Da erhielt endlich Syrakus an Hiero, einem Nachkommen Gelons, einen Herrscher, der durch milde und weise Regierung sechzig Jahre lang (275—215) seine Unterthanen beglückte.

---

§. 48. Rom in Kampf mit Karthago. — Regulus.

Die Heere des Agathokles bestanden aus Miethssoldaten, meist Barbaren, aber auch Campaniern und Anderen. Die Tyrannen, welche auf ihn folgten, waren nicht im Stande, dieselben in Zaum zu halten, und gaben ihnen daher Geld, um nach Italien zurückzukehren. So kamen campanische Miethssoldaten, die Mamertiner, nach Messana, um sich nach Italien einzuschiffen. Die Messaner nahmen sie auf, die Mamertiner aber bemächtigten sich treulos der

Stadt, metzelten die Männer nieder und theilten unter sich Weiber, Kinder und Besitzthümer derselben. Auf Streifzügen durch die Insel verübten sie die ärgsten Gräuel und unterwarfen sich mehrere Städte. Hiero begann gegen sie den Krieg. Die Karthager, die sich gern selbst der Stadt bemächtigt hätten, boten ihnen Hülfe an; die Mamertiner trauten denselben jedoch nicht und wandten sich um Beistand nach Rom. Zwar verweigerte der Senat die erbetene Hülfe, weil es unter der Würde der Römer sei, solchem Raubgesindel beizustehen; aber das Volk beschloß, ihnen doch zu helfen. Ein römisches Heer ging nach Sicilien hinüber; Hiero mußte sich zurückziehen; die Karthager wurden geschlagen; 67 sicilische Städte öffneten den Römern die Thore, und sie drangen bis Syrakus vor. Jetzt war noch der Kampf mit Karthago übrig, und so begann der erste punische Krieg (264—241 v. Chr.); Hiero aber mußte sich entschließen, Frieden und ein Bündniß mit den Römern zu machen (263 v. Chr.). Schon 262 gelang den Römern die Einnahme von Agrigent (Akragas), welches nach Lilybaeum der wichtigste Waffenplatz der Karthager war. Der karthagische Oberbefehlshaber Hannibal, Sohn des Gisgon, hatte sich mit dem Kern seiner Truppen in die Stadt geworfen und vertheidigte sie mit dem größten Heldenmuthe sieben Monate lang. Nach einer blutigen, aber für die Römer siegreichen Schlacht fiel endlich die Stadt in ihre Hände. Zwar entkam die belagerte Armee glücklich und erreichte die Flotte; gleichwohl war der Sieg für die Römer höchst bedeutend. Agrigent wurde in einen römischen Waffenplatz umgewandelt, und die ganze Insel war jetzt in der Gewalt der Römer mit Ausnahme der Seefestungen, in denen sich der karthagische Feldherr Hamilcar so stark wie möglich verschanzte. Um sich auch dieser zu bemächtigen, was um so wichtiger war, da die Karthager schon selbst die italische Küste bedrohten, bedurften die Römer einer Kriegsflotte. Eine solche besaß jedoch Rom noch nicht. Zum Glücke für die Römer war gerade beim Beginn des Krieges an der italischen Küste ein karthagisches Kriegsschiff gestrandet, und nach dem Muster desselben bauten sie nun eine Flotte von 120 Schiffen. Die Bemannung derselben erforderte indessen 30,000 Matrosen, und eine solche Zahl von Seeleuten hatten die Römer nicht; sie mußten vielmehr größtentheils unkundige Leute nehmen, die auf Gerüsten am Lande in der Bewegung der Ruder geübt wurden. Unter solchen Umständen hätten sie gegen Karthago unmöglich etwas ausrichten können, wenn nicht der Consul Cajus Duilius ein Mittel erfunden hätte, den Seekampf in einen Landkampf zu verwandeln. Am Vordertheile jedes Schiffes wurde ein großer Mast aufgerichtet; um diesen war eine hölzerne Enterbrücke emporgezogen, an beiden Seiten mit Geländern versehen und so breit, daß zwei Mann neben einander darauf laufen konnten. An der Spitze dieser Brücke befand sich ein eiserner Ring, durch den ein Tau gezogen wurde, an welchem man sie niederlassen konnte, und mit eisernen Haken erfaßte sie dann das feindliche Schiff. Es kam bei Mylae (auf einer Landzunge der Nordküste Siciliens nordwestlich von Messana) im J. 260 zu einer Seeschlacht. Die Römer enterten, und die Karthager, denen diese Art des Kampfes ganz neu und unerwartet war, wurden gänzlich geschlagen. Funfzig karthagische Schiffe fielen in die Gewalt des Siegers, der im Triumph nach Rom zurückkehrte. Zum ewigen Andenken an jenen ersten Seesieg wurde eine Säule

errichtet, von der noch ein kleiner Theil vorhanden ist, und an welcher sich eine Inschrift befand, die den Sieg des Duilius und die gemachte Beute verkündigte. Im folgenden Jahre griffen die Römer auch die Insel Sardinien an, und im Frühling 256 landete eine römische Flotte von 330 Kriegsschiffen unter den Consuln Manlius Vulso und Marcus Atilius Regulus nach einem abermaligen Seesiege zwischen Heraklea und dem Berge Eknomos (westlich von Agrigent) an der afrikanischen Küste. Bis dicht vor Karthago drangen die Römer vor und bedrohten die mit Menschen überfüllte Stadt mit Belagerung. Sie glaubten des Erfolges so gewiß sein zu können, daß auf Beschluß des Senats der Consul Manlius den größten Theil der Flotte und die Hälfte des Heeres nach Italien zurückführte. In der That waren die Karthager so entmuthigt, daß sie um Frieden baten; aber Regulus stellte ihnen so harte Bedingungen, daß sie dieselben nicht annehmen konnten. Da kam noch zur rechten Zeit der Spartaner Xanthippos an der Spitze einer Söldnerschaar den Karthagern zu Hülfe. Diese überließen ihm die Führung des ganzen Heeres, und er schlug die Römer bei Tunes und nahm Regulus selbst gefangen (255 v. Chr.). Die römische Flotte wurde auf der Rückkehr nach Italien fast gänzlich vom Sturme zerstört; doch auch die Karthager waren so geschwächt, daß sie das Unglück der Römer nur zur Erlangung eines günstigen Friedens zu benutzen gedachten. Sie schickten deshalb Gesandte nach Rom, um über den Frieden oder wenigstens über Auswechselung der Gefangenen zu unterhandeln. Regulus mußte diese Gesandtschaft begleiten, nachdem man ihn noch zuvor hatte schwören lassen, er wolle nach Karthago zurückkehren, wenn die Gesandten ihren Zweck nicht erreichten. Aber Regulus widerrieth dem Senat die Annahme beider Vorschläge, weil die Macht der Karthager so geschwächt sei, daß sie in Kurzem unter allen Bedingungen würden Frieden machen müssen, und kehrte, seinem Eide treu, ungeachtet der Bitten seiner Freunde und seiner Gattin Marcia nach Karthago zurück. Dort soll er unter den furchtbarsten Martern von den erbitterten Karthagern getödtet worden sein. Das Schweigen bedeutender Schriftsteller des Alterthums über solche Grausamkeit läßt indessen glauben, daß diese Erzählung nur von den Römern erfunden ist, um den Haß gegen Karthago zu erhöhen.

Die Vorhersagung des Regulus ging übrigens vollständig in Erfüllung. Zwar wurde noch eine römische Flotte vom Sturm zerstört; dafür aber schlug ein römisches Landheer im J. 251 die Karthager bei Panormus (Palermo) und erbeutete über hundert Elephanten, die im Triumph nach Rom gebracht wurden. Die Karthager erhielten jetzt einen ausgezeichneten Feldherrn an Hamilcar mit dem Beinamen Barcas (der Blitz), der in Sicilien sich den Römern furchtbar machte; doch nun entschlossen sich die reichen Römer, aus eigenen Mitteln eine neue Flotte von zweihundert Schiffen auszurüsten, und dieselbe erfocht unter Anführung des Consuls C. Lutatius Catulus im J. 241 bei den aegatischen Inseln nahe der Westspitze Siciliens einen glänzenden Seesieg, der den Ausgang des Krieges entschied. Die Karthager mußten durch Hamilcar Friedensanträge machen lassen. Der römische Feldherr forderte die Abtretung von Sicilien, Auslieferung aller römischen Gefangenen und 2200 Talente (3,300,000 Thlr.) Kriegssteuer. Das römische Volk, dem die Bestätigung des Friedens vorbehalten war, erhöhte diese Summe noch

um tausend Talente und forderte die Abtretung aller Inseln zwischen Sicilien und Karthago. Unter diesen Bedingungen kam der Friede zu Stande. Sicilien wurde die erste römische Provinz (so wurden später alle eroberten Länder genannt), und ein römischer Befehlshaber verwaltete daselbst von nun an die Regierung mit derselben Gewalt wie in Kriegszeiten. Das Land war furchtbar verwüstet; besonders hatte der westliche Theil unendlich gelitten. Nur das kleine Königreich Syrakus befand sich unter der weisen Regierung Hiero's in glücklicherem Zustande. Ackerbau, Gewerbe, Handel und Schiffahrt wurden von ihm eifrig befördert und erhöhten den Wohlstand des Landes, und als er (215) in einem Alter von neunzig Jahren starb, betrauerten ihn seine Unterthanen wie einen Vater.

Wie große Opfer auch der erste punische Krieg den Römern gekostet hatte, so wurden doch dieselben reichlich aufgewogen durch den Gewinn, den er ihnen brachte, indem er ihr Selbstgefühl außerordentlich hob und sie in der Meinung bestärkte, daß Rom unüberwindlich sei. Unendlich hatten dagegen die Karthager gelitten, und noch standen ihnen neue Schläge bevor. Die rohen Miethssoldaten empörten sich bei ihrer Rückkehr nach Afrika und verlockten auch die unterworfenen afrikanischen Völker zum Aufstande. Erst nach dreijährigem blutigen Kriege konnte derselbe durch Hamilcar unterdrückt werden. Nun aber empörten sich auch die Miethssoldaten in Sardinien, und als die Karthager ein Heer gegen sie rüsteten, erklärten die Römer unter dem Vorwande, daß diese Rüstungen eigentlich gegen Rom seien und die Karthager also den Frieden gebrochen hätten, von Neuem den Krieg. Die Karthager waren zu einem neuen Kampfe gegen Rom zu schwach, und um nur den Frieden länger zu erhalten, mußten sie sich entschließen, noch 120 Talente zu zahlen und Sardinien und Corsica an Rom abzutreten. Beide Inseln wurden römische Provinzen, und nun konnte 236 v. Chr. zum ersten Male der Janustempel in Rom geschlossen werden, denn die Stadt hatte mit allen Völkern Frieden. Freilich war derselbe nur von kurzer Dauer.

Bald begann ein neuer Kampf, welcher die Herrschaft der Römer auf dem adriatischen Meere zur Anerkennung brachte, an dessen Eingang sie bereits 244 die wichtige Colonie Brundusium gegründet hatten. Die Illyrier an der Ostküste desselben machten durch Seeräuberei das adriatische wie das ionische Meer unsicher, belagerten wiederholt die griechischen Städte auf den Inseln und an der Küste; die Aetoler und Achaeer, welche sich gegen sie vereinigten, wurden geschlagen, und die illyrische Flotte nahm sogar das wichtige Korkyra in Besitz. Endlich schickten die Römer zwei Gesandte an den illyrischen König Agron, um Schadenersatz und Abstellung des Unwesens zu fordern; der König aber antwortete, nach illyrischem Gesetz könne Jeder seinen Vortheil auf dem Meere suchen. Da nun einer der Gesandten erwiederte, dann werde Rom den Illyriern bessere Gesetze beibringen, ließ der König Beide auf dem Rückwege überfallen und tödten. Jetzt aber griffen die Römer die Illyrier zu Wasser und zu Lande mit solchem Nachdruck an, daß die Königin Teuta, die nach dem Tode ihres Gemahls Agron die Regierung führte, um Frieden bitten mußte (229), zumal da ihr Statthalter Demetrios von Pharos die Insel Korkyra den Römern übergeben hatte. Die Illyrier wurden den Römern tributpflichtig; sie wurden auf ihr ursprüngliches Gebiet beschränkt; kein

bewaffnetes illyrisches Schiff durfte fortan das ionische Meer befahren, unbewaffnete nicht über zwei zusammen. Demetrios wurde als abhängiger Herrscher und römischer Bundesgenosse auf den dalmatischen Inseln und Küsten eingesetzt; Korkyra und andere Städte traten in die römische Bundesgenossenschaft.

Wenige Jahre nach Beendigung des illyrischen Krieges begann ein Kampf im Norden Italiens. Die Anlegung römischer Colonien in dem den senonischen Galliern entrissenen Gebiete und die Furcht vor weiterem Vordringen der Römer trieb die zwischen den Apenninen und Alpen wohnenden gallischen Stämme, unter welchen die Bojer und Insubrer die bedeutendsten waren, zu einer Vereinigung gegen Rom. Sie verbündeten sich mit der jenseit der Alpen wohnenden gallischen Völkerschaft der Gaesaten, fielen 225 mit großer Heeresmacht in Etrurien ein, drangen bis Clusium vor und schlugen ein römisches Heer. Aber bei Telamon, an der Mündung des Ombrone, erfochten die römischen Consuln kurz darauf einen vollständigen Sieg; die Bojer mußten sich unterwerfen (224); die Römer überschritten den Po, besiegten auch die Insubrer in mehreren Schlachten, und Viridomar, der König der Gaesaten, fiel von der Hand des Consuls Marcus Claudius Marcellus (222). In demselben Jahre erstürmte der Consul Cnejus Scipio Mediolanum (Mailand), die Hauptstadt der Insubrer, und mit der Einnahme dieser Stadt so wie der Stadt Comum war die Unterwerfung der Feinde vollendet.

Das Land derselben wurde unter dem Namen des cisalpinischen, d. h. diesseit der Alpen gelegenen, Galliens römische Provinz, am Po aber wurden zwei römische Colonien, Placentia (Piacenza) und Cremona, gegründet, welche den Uebergang über jenen Fluß sicherten. Ganz Italien nebst den Inseln, mit Ausnahme des Königreichs Syrakus, stand jetzt unter der Herrschaft Roms. Ehe die Römer jedoch zum gesicherten Besitz gelangen konnten, hatten sie noch einen neuen, gefahrdrohenden Kampf zu bestehen.

---

§. 49. Hannibal. — Scipio.

Ungeachtet ihres Mißgeschickes verloren doch die Karthager, und vor Allem ihr großer Feldherr Hamilcar, nicht den Muth. Derselbe faßte den großartigen Entschluß, durch Eroberungen in Spanien Karthago für den Verlust von Sardinien und Sicilien zu entschädigen. In Spanien hatten schon die Phönicier Colonien angelegt; Cadix soll sogar älter sein als Karthago; auch an der Südküste waren blühende Niederlassungen, wie Málaga, Granáda; das Innere war noch nicht unterworfen. Das südliche Spanien besaß reiche Silberbergwerke, die man ausbeuten konnte, und, was noch wichtiger war, wenn Spanien eine Provinz von Karthago wurde, so konnte man aus derselben ein einheimisches Heer ausheben und bedurfte nicht ferner der unzuverlässigen Miethssoldaten. Neun Jahre lang hatte Hamilcar an der Spitze der Karthager in Spanien gestanden, als er im Kriege fiel. Schon war die karthagische Macht an der Süd- und Westküste der Halbinsel befestigt, und noch weiter dehnte sie sich unter seinem Schwiegersohne Hasdrubal aus, den er selbst

zu seinem Nachfolger bestimmt hatte. Hasdrubal erbaute die Stadt Neu-Karthago (das heutige Cartagēna) in der Nähe reicher Silberbergwerke, und schon begann sich die Besorgniß der Römer zu regen; da sie aber gerade mit dem Kriege gegen die Gallier beschäftigt waren, konnten sie nichts weiter erreichen, als daß die Karthager einen Vertrag mit ihnen schlossen, nach welchem sie nicht über den Ebro, als die Nordgrenze ihrer Eroberungen in Spanien, hinaus gehen wollten. Im achten Jahre seiner Verwaltung (220) wurde Hasdrubal von einem Gallier, dessen Häuptling er hatte hinrichten lassen, ermordet, und nun wählte das Heer seinen Schwager Hannibal, den damals fünfundzwanzigjährigen Sohn Hamilcars, der sich schon als Unterfeldherr unter Hasdrubal ausgezeichnet hatte, zum Oberanführer.

Hannibal war neun Jahre alt, als sein Vater nach Spanien ging. Derselbe nahm ihn auf seine flehentlichen Bitten mit und ließ ihn nach der Landung an einem Altare schwören, daß er stets ein Feind der Römer sein wolle. Hannibal ist seinem Schwure treu geblieben bis an das Ende seines Lebens. Nach dem Tode seines Vaters nahm ihn Hasdrubal zu sich, um ihn zu erziehen. Bald wurde der Jüngling der Liebling des Heeres, und als dasselbe ihn zum Oberfeldherrn erwählte, bestätigte ihn der karthagische Senat in seiner Würde trotz des Widerstandes seiner Gegner. In der That hätte die Fortführung des Unternehmens in Spanien und der Kampf gegen Rom schwerlich besseren Händen anvertraut werden können. Von feuriger Liebe zu seinem Vaterlande erglühend, vereinigte er völlig in sich die großen Eigenschaften seiner beiden Vorgänger, die Kühnheit des Hamilcar und die besonnene Staatsklugheit des Hasdrubal. Fähig, jede Anstrengung zu ertragen, unempfindlich gegen Hitze und Frost, theilte er mit seinen Kriegern alle Beschwerden. Der Erste beim Beginn des Kampfes, der Letzte, der das Schlachtfeld verließ, schlief er oft unter seinen Soldaten im kurzen Feldmantel auf der bloßen Erde. Er band sich an keine bestimmte Zeit zum Wachen oder Schlafen; das Maß von Speise und Trank wurde bei ihm nur durch das Bedürfniß, nicht durch die Lust bestimmt. So schildern den großen Mann selbst seine Feinde, die Römer. Wenn sie ihm aber gleichzeitig Treulosigkeit und Grausamkeit Schuld geben, so kommt das wohl auf Rechnung ihres Hasses gegen die Karthager. Die Geschichte bestätigt es nicht, und andere alte Geschichtschreiber bestreiten es ausdrücklich.

Um den Krieg gegen Rom vorzubereiten, griff Hannibal die den Römern befreundete reiche Handelsstadt Sagŭntum, nördlich von Valencia, an und belagerte sie. Die Belagerten wandten sich Hülfe suchend nach Rom, und die Römer schickten Gesandte an Hannibal, um ihn zur Aufhebung der Belagerung zu bewegen; er wies dieselben aber nach Karthago. Dort beschwerten sie sich über ihn und verlangten seine Auslieferung. Da der karthagische Senat unschlüssig war, faltete Q. Fabius, einer der Gesandten, seine Toga zusammen und sprach: „Hierin ist Krieg und Friede. Wählt!" Die Karthager erwiederten ihm: „Gieb, was du willst!" und als Fabius entgegnete: „So sei es Krieg!" erhoben Alle ein lautes Freudengeschrei. Hannibal hatte inzwischen Sagunt erobert (219) und ging über den Ebro und die Pyrenäen nach dem südlichen Gallien, um gegen Rom zu ziehen. So begann der zweite punische Krieg, der von 218 bis 202 dauerte.

Während eine römische Flotte unter dem Consul Sempronius nach Afrika abging, wurde ein zweites Heer unter dem Consul P. Cornelius Scipio nach Spanien gesandt. Doch Hannibal kam ihm zuvor. Mit 50,000 Mann Fußvolk, 9000 Reitern, lauter alten Soldaten, und 37 Elephanten hatte er die Pyrenäen überschritten. Der Durchzug durch das südliche Gallien wurde theils erkauft, theils erkämpft, und so eilte er nach der Rhône, wo er gerade ankam, als Scipio bei Marseille landete. Er kaufte alle Schiffe auf, um über den Fluß zu setzen; ein anderer Theil seines Heeres setzte auf Flößen über. Trotz der Feindschaft der Gallier bewerkstelligte er glücklich den Uebergang; sein Heer war aber schon auf 38,000 Mann zu Fuß und 8000 Reiter zusammengeschmolzen, da er Viele, auf die er sich nicht verlassen konnte, hatte zurückschicken müssen. Er vermied deshalb eine Schlacht mit Scipio und eilte den Alpen zu. Auf welchem Wege er dieselben überschritt, war schon im Alterthum ungewiß. Einige nennen den kleinen, Andere den großen St. Bernhard, noch Andere den Simplon als Uebergangspunkt. Wahrscheinlich war es der kleine St. Bernhard, über den schon in den ältesten Zeiten die große Heerstraße von Gallien nach Italien führte. Außer mit den Beschwerlichkeiten des Weges hatte Hannibal auch mit der Feindseligkeit der Gebirgsbewohner zu kämpfen, die oft hinterlistig über seine nichts ahnenden Krieger herfielen; auch die Beschaffung der Lebensmittel machte große Schwierigkeiten. Doch er bebte vor keinem Hinderniß zurück. Endlich hatte man den Gipfel des Gebirges erreicht, und nach zweitägiger Rast begann man hinabzusteigen. Hörte auch jetzt die Feindseligkeit der Bewohner auf, so hatte man um so mehr mit andern Hindernissen zu kämpfen. Ein gewaltiger Schneefall machte die Wege ungangbar; die Pferde glitten aus und stürzten in die unter der dünnen Schneedecke verborgenen Felsklüfte; viele der Soldaten hatten das nämliche Schicksal. An einer Stelle fand man die ganze Straße eingestürzt; mit Holz mußte man einen neuen Weg bauen, und drei Tage und drei Nächte lagerte das Heer mitten im Schnee. Endlich nach funfzehntägigen unaussprechlichen Mühseligkeiten kam das ermattete Heer in das Thal von Aosta. Von den 59,000 Mann, mit denen Hannibal Spanien verlassen hatte, waren nur 20,000 Mann zu Fuß und 6000 Reiter übrig geblieben. Auch die Elephanten waren meistentheils den Beschwerden des Weges erlegen.

Es war im September, als Hannibal die Alpen überschritt. P. Scipio hatte, als er von seinem Vorrücken Kunde erhielt, nur einen Theil seines Heeres unter seinem Bruder Cn. Scipio nach Spanien geschickt; mit dem andern Theile zog er selbst nach Italien zurück. Am Ticinus (Ticino) traf er mit Hannibal zusammen, und dieser errang gleich im ersten Treffen (einem Reitertreffen) einen glänzenden Sieg. Scipio selbst wurde schwer verwundet und entging der Gefangenschaft nur durch die Tapferkeit seines damals erst sechzehnjährigen Sohnes, der, muthig in die feindlichen Schaaren hineinsprengend, seine Reiter zwang, ihm zu folgen und dem Vater Hülfe zu bringen. Bald darauf, im December, kam es zu einer Schlacht an der Trebia, an der auch das Heer des Sempronius Theil nahm, das nur bis Malta gekommen und dann umgekehrt war. Auch hier erfocht Hannibal einen glänzenden Sieg. Im Frühling des folgenden Jahres (217) zog er mitten durch die großen Moräste in jener Gegend nach Etrurien. Die meisten Lastthiere blieben in

den Sümpfen stecken; die Pferde, unter denen die Klauenseuche ausbrach, fielen schaarenweise; er selbst zog sich eine Augenentzündung zu, durch die er ein Auge verlor. Nichts hielt ihn zurück. Er lockte das römische Heer in einen Gebirgskessel am trasimenischen See; ein dichter Nebel begünstigte ihn. Die Römer wurden ringsum eingeschlossen; 15,000 fanden tapfer kämpfend den Tod, unter ihnen der Consul C. Flaminius selbst; 10,000 geriethen in Gefangenschaft; nur 6000 schlugen sich durch, und auch diese wurden am folgenden Tage auf einem Hügel, den sie besetzt hatten, von einem karthagischen Reitercorps umzingelt und zu Kriegsgefangenen gemacht.

Das siegreiche Vordringen Hannibals verbreitete in Rom große Bestürzung. Schon fürchtete man, er werde die Stadt selbst angreifen, und man entschloß sich deshalb zur Wahl eines Dictators. Der Gewählte war Quintus Fabius Maximus, ein Mann von großer Besonnenheit. Er bot alle Waffenfähigen zum Kampfe auf, setzte Rom in Vertheidigungszustand und gebot den Landleuten, bei der Annäherung der Karthager ihre Wohnungen zu verbrennen und in die Stadt zu flüchten.

Die Furcht vor einem Angriffe Roms war indessen voreilig gewesen; Hannibal war viel zu sehr geschwächt, um ein solches Unternehmen wagen zu können. Er wandte sich vielmehr nach Ancōna, um in der schönen Jahreszeit und in der anmuthigen Gegend sein erschöpftes Heer sich erst erholen zu lassen, und ging dann an der Küste des adriatischen Meeres entlang nach Apulien. Fabius zog ihm nach, vermied aber, sich immer auf dem Gebirge haltend, jede entscheidende Schlacht und begnügte sich, den Feinden die Zufuhr abzuschneiden und einzelne Heerestheile anzugreifen, um so das karthagische Heer, das von Afrika aus keine Verstärkung erhielt, allmählich aufzureiben. Er kehrte sich nicht daran, daß die ungeduldigen Römer ihn spottend „den Zauderer" (Cunctator) nannten, und in der That war dies die einzige Art der Kriegsführung, die ihnen in ihrer damaligen Lage Nutzen bringen konnte. Hannibal wollte von Campanien, wohin er gezogen war, nach Samnium zurückgehen; da versperrte ihm Fabius plötzlich in einem Engpaß am Volturnus bei Casilinum den Weg und schloß sein ganzes Heer ein. „Dachte ich's doch," rief Hannibal aus, „daß die Wolke auf den Bergen uns noch ein Unwetter bringen würde!" Doch er rettete sich durch eine List. Er ließ an 2000 Ochsen aufgreifen und ihnen bei Anbruch der Nacht Reiser zwischen die Hörner binden. Diese wurden angezündet, und nun trieb man die Thiere die Berge hinauf. Wild gemacht durch das Feuer, stürmten sie nach allen Richtungen fort, die Römer aber, die in der Finsterniß nur die Flammen sehen konnten, glaubten, die Karthager kämen mit Fackeln, um sie anzugreifen. Es entstand die größte Verwirrung; das ganze römische Lager ging in Flammen auf, und die Karthager zogen inzwischen ungehindert durch die Pässe ab.

Es war ein Glück für Hannibal, daß die dem Fabius feindliche Volkspartei in Rom, aufgeregt durch die Kunde von den Erfolgen, die der Reiteroberst Marcus Minucius, welcher in der Abwesenheit des Dictators im römischen Lager den Oberbefehl führte, in mehreren glücklichen Gefechten gegen einzelne karthagische Heeresabtheilungen, ja gegen Hannibal selbst errungen hatte, für das nächste Jahr die Abschaffung der Dictatur durchsetzte. Cajus Terentius Varro, der Sohn eines Fleischers, ein kühner, aber unbesonnener

Mann, wurde Consul, mit ihm gleichzeitig der besonnene Aemilius Paullus, der gern in derselben Weise wie Fabius den Krieg fortgeführt hätte. Aber das Ungestüm des Terentius Varro wie die Ungeduld des Volkes drängten zu einer entscheidenden Schlacht. An der Spitze eines mächtigen Heeres (es zählte 80,000 Mann zu Fuß und 6000 Reiter, während Hannibal zwar 10,000 Reiter, aber nur 40,000 Mann zu Fuß hatte) zogen die Consuln nach Apulien, und hier kam es 216 zur Schlacht bei Cannae. Fast das ganze römische Heer wurde vernichtet. An 50,000 römische Soldaten, unter ihnen Aemilius Paullus selbst, einundzwanzig Kriegstribunen und achtzig Senatoren bedeckten als Leichen das Schlachtfeld. So viele Ritter waren gefallen, daß Hannibal drei Metzen goldner Ringe, die ihre Ehrenzeichen waren, nach Karthago geschickt haben soll. Noch in demselben Jahre öffnete das reiche Capua dem Sieger die Thore; viele der Bundesgenossen fielen von Rom ab; Sardinien empörte sich; in Oberitalien wurde ein römisches Heer von den Galliern vernichtet; aber Rom offenbarte gerade jetzt, wo es vom Unglück so tief gebeugt war, seine ganze Größe. Hannibal erbot sich nach der Schlacht, die Gefangenen gegen Lösegeld frei zu geben; der Senat wies das Anerbieten zurück. Neue Werbungen wurden angestellt; selbst Sklaven wurden in der Aussicht auf Freiheit bewaffnet, und als Terentius Varro nach Rom zurückkam, dankte ihm der Senat, daß er am Staate nicht verzweifelt sei. Hannibal konnte übrigens auch jetzt mit seinem geschwächten Heere keinen Angriff auf Rom wagen; er zog vielmehr von Capua nach Apulien, ohne etwas zu unternehmen. Zwar mußte sich Tarent ihm ergeben, und er schloß ein Bündniß mit dem Könige Philipp III. von Macedonien. Doch die Römer wußten diesen durch Kriege mit illyrischen und thracischen Fürsten zu beschäftigen; auch Capua eroberten sie, ohne daß Hannibal es hindern konnte. Schon vorher (212 v. Chr.) hatten sie unter M. Claudius Marcellus, den man „das Schwert Roms" zu nennen pflegte, Syrakus erobert. Diese Stadt hatte sich nämlich nach Hiero's Tode im J. 215 (S. 453) auf die Seite der Karthager geschlagen und den Krieg gegen Rom begonnen; aber ein römisches Heer ging nach Sicilien und schloß Syrakus zu Wasser und zu Lande ein. Dennoch hielt sich die Stadt fast drei Jahre lang. Daß sie so lange zu widerstehen vermochte, verdankte sie besonders dem in Syrakus lebenden Mathematiker Archimēdes. Derselbe erfand weithin treffende Wurfgeschosse, die unter der römischen Flotte furchtbaren Schaden anrichteten. Er ließ Maschinen auf den Mauern anbringen, durch welche man die Vordertheile der feindlichen Schiffe abwechselnd in die Höhe zog und zurückfallen ließ. Daß er die römischen Schiffe durch Brennspiegel in Brand gesteckt habe, scheint eine Uebertreibung zu sein. Marcellus würde die Stadt nie erobert haben, wenn er nicht durch Verräther erfahren hätte, daß die Syrakusaner ganz sorglos ein Fest feierten. Dies benutzte er, um an einer nur schwach besetzten Stelle die Mauer zu ersteigen und so in die Stadt zu dringen. Durch Verrath gelang nun auch die völlige Eroberung derselben. Sie wurde rein ausgeplündert, und die herrlichsten griechischen Kunstdenkmäler wurden nach Rom geschleppt. Man jagte die Einwohner aus der Stadt, und ihr Elend war so groß, daß Viele, um nicht Hungers zu sterben, Gras ausrauften, Andere sich für Sklaven ausgaben, um mit diesen verkauft zu werden.

Archimedes, den Marcellus gern gerettet hätte, fand bei der Plünderung der Stadt seinen Tod. Ein Soldat drang, nach Beute suchend, in sein Zimmer. Archimedes, eben damit beschäftigt, mathematische Figuren in den Sand zu zeichnen, rief ihm zu: „Zertritt mir meine Kreise nicht!" und der Soldat, der ihn nicht kannte, gerieth darüber so in Zorn, daß er ihn niederhieb.

Inzwischen waren die Römer auch in **Spanien** nicht unthätig gewesen. Schon im zweiten Jahre des Krieges hatten sie mit großen Opfern ein Heer unter den Brüdern Cn. und P. **Cornelius Scipio** dorthin gesandt, und diese hinderten nach der Schlacht bei Cannae Hannibals Bruder Hasdrubal, ihm aus Spanien ein Heer zur Verstärkung zuzuführen. Durch die Treulosigkeit der Spanier fand indessen im J. 211 zuerst P. Scipio nach mehrjähriger glücklicher Kriegsführung seinen Tod; dreißig Tage später fiel auch sein Bruder, und fast wäre die römische Herrschaft in Spanien gänzlich vernichtet worden. Keiner, sagt man, wollte als Feldherr wieder hingehen; da meldete sich der vierundzwanzigjährige P. **Cornelius Scipio**, des gefallenen P. Scipio Sohn, der schon in der Schlacht am Ticinus sich ausgezeichnet (S. 456) und nach der Schlacht bei Cannae eine große Anzahl vornehmer junger Römer verhindert hatte, aus Verzweiflung nach Macedonien auszuwandern. Vielen war er noch zu jung, aber da sich auch später Keiner meldete, mußte man ihm doch die Stelle übertragen. Er war jedenfalls einer der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit. Nicht nur war er ein großer Feldherr, er besaß auch einen damals in Rom noch ungewöhnlichen Grad von Bildung; er verstand und schrieb Griechisch. Dabei lag in seinem ganzen Wesen etwas Geheimnißvolles. Täglich besuchte er den capitolinischen Tempel und blieb daselbst oft eine Zeit lang im Verborgenen. Daraus entstand die Meinung, er stehe in besonderem Verkehr mit den Göttern, er sei wohl gar göttlicher Abstammung und handle in vielen Dingen nach unmittelbarer göttlicher Eingebung, und er widersprach wenigstens diesem Glauben des Volkes nie. — Mit 12,000 Mann zog er jetzt nach Spanien. Durch Milde und Leutseligkeit gewann er sich bald die Liebe der mit Rom noch verbündeten spanischen Völkerschaften, durch Anerkennung ihrer Tapferkeit die Verehrung seiner Soldaten. Er ging über den Ebro, griff unerwartet Cartagena an und eroberte es (210). Reiche Beute an Gold, Silber, Schiffen, Waffen und Kriegsvorräthen aller Art fiel in seine Hände. Auch als Sieger aber zeigte er sich milde. Besonders nahm er sich der weiblichen Gefangenen an, die er auf die Bitte einer derselben, der Gattin des vornehmen Spaniers Mandonius, dem Schutze eines wackern Mannes übergab und mit der größten Ehrerbietung zu behandeln gebot. Unter ihnen befand sich auch eine Jungfrau von seltener Schönheit. Sobald er erfuhr, daß dieselbe einem jungen spanischen Fürsten, dem Allucius, verlobt sei, ließ er ihre Eltern und den Allucius herbeiholen, gab diesem die Jungfrau ohne Lösegeld zurück und forderte nur von ihm, daß er ein Freund der Römer sein solle. Ihre Eltern und Verwandten baten ihn, eine große Menge Gold, die sie zur Auslösung der Jungfrau bestimmt hatten, als Geschenk anzunehmen. Er nahm zwar das Gold an, übergab es aber sofort dem Allucius als Brautgeschenk und entließ ihn dann in seine Heimath. Allucius aber verkündigte überall, „ein göttergleicher Jüngling sei gekommen und besiege Alles, wie mit den Waffen, so durch Leutseligkeit und

Wohlthaten", und in wenigen Tagen kehrte er mit einer auserlesenen Schaar von 1400 Reitern zu Scipio zurück. Als dieser bald darauf den Hasdrubal besiegte, gab er alle Spanier frei, die in der Schlacht zu Gefangenen gemacht waren. Durch solche Milde gewann er sich die Herzen Aller; die Spanier wollten ihn sogar zum Könige ausrufen; dies lehnte er jedoch ab, weil der Name des Königs in Rom verhaßt sei.

Dadurch, daß sich die Lage der Dinge in Spanien für die Karthager so ungünstig gestaltete, wurde Hasdrubal noch mehr in seinem Entschlusse befestigt, das Land zu verlassen, um sich mit Hannibal in Italien zu vereinigen, wo gerade damals (208) der greise Marcellus durch einen Ueberfall der Karthager seinen Tod gefunden hatte. Ohne daß Scipio es hindern konnte, zog Hasdrubal über die Pyrenäen und durch Gallien, überschritt die Alpen und erschien in Oberitalien. Doch die Römer waren vorbereitet. Sie hatten die Boten aufgefangen, die er an Hannibal gesandt hatte, und suchten nun die Vereinigung beider Brüder zu hindern. Ein römisches Heer, vom Consul M. Livius geführt, erwartete in Oberitalien den Hasdrubal, ein anderes stand in Unteritalien dem Hannibal gegenüber. Dennoch war die Gefahr für Rom groß. Da faßte der Consul Claudius Nero, der das Heer in Unteritalien befehligte, einen kühnen Entschluß. Mit dem auserlesensten Theile seiner Soldaten verließ er heimlich sein Lager, indem er den Oberbefehl einem Unterfeldherrn (Legaten) übertrug. Er eilte nach Oberitalien; viele Freiwillige schlossen sich ihm an, und es gelang ihm, sich glücklich mit dem in Oberitalien stehenden Heere zu vereinigen. Hasdrubal wurde bei Sena in der Nähe von Ancona zu einer Schlacht gezwungen. Die Karthager kämpften mit großer Tapferkeit, aber dennoch gewannen die Römer einen vollständigen Sieg. Hasdrubal selbst stürzte sich, als er Alles verloren sah, in die dichtesten Schaaren der Feinde und fand den Heldentod (207). — In Rom war man so voll Furcht, daß man anfangs die Siegesnachricht gar nicht glauben wollte. Desto größer war der Jubel, als man nicht mehr an ihrer Wahrheit zweifeln konnte. Claudius Nero eilte nach Unteritalien in sein Lager zurück und ließ den Kopf des Hasdrubal vor die feindlichen Vorposten werfen. Dadurch erfuhr Hannibal erst, was geschehen sei. „Ich erkenne Karthago's Geschick", rief er schmerzlich aus, und entmuthigt zog er sich in den äußersten Winkel Calabriens zurück.

Desto größer wurde der Muth der Römer; der Name Hannibal hatte für sie seinen Schrecken verloren. Durch die Eroberung von Gades vernichtete Scipio indessen völlig die karthagische Macht in Spanien, und unter lautem Jubel des Volkes kehrte er mit reicher Beute nach Rom zurück. Für das folgende Jahr (205) wurde er zum Consul gewählt, und nachdem ihm sein Oberbefehl verlängert war, ging er nach Afrika selbst hinüber (204). Nach glänzenden Siegen drang er bis in die Nähe Karthago's selbst vor. Die Karthager geriethen so in Schrecken, daß sie zum Schutze der Stadt Hannibal aus Italien zurückriefen. Gleichzeitig ließen sie durch Gesandte in Rom Friedensanträge machen; der römische Senat entließ jedoch dieselben mit der Erklärung, daß die Entscheidung über Krieg und Frieden dem Scipio anheimgestellt werden solle.

Unwillig darüber, daß Italien nun auf immer für Karthago verloren

sei, folgte Hannibal dem Rufe nach Afrika und lagerte sich bei Zama, fünf Tagereisen südwestlich von Karthago; Scipio zog ihm voll Siegeszuversicht entgegen. Gern hätte Hannibal eine Schlacht vermieden, durch deren unglücklichen Ausgang Karthago in die mißlichste Lage kommen mußte. Auch Scipio wünschte den Frieden und nahm deshalb Hannibals Antrag an, zu versuchen, ob nicht durch eine Unterredung der Friede ohne Schlacht herbeigeführt werden könne. In der That war die Gefahr, welche der Ausgang der Schlacht herbeiführen konnte, für beide Theile gleich groß. Wurden die Römer besiegt, so fanden sie in dem fremden Lande nirgends eine Zufluchtsstätte; unterlag Karthago jetzt, wo es seine letzte Kraft aufgeboten hatte, so schien sein Untergang gewiß. — Auf einem freien Platze zwischen beiden Heeren kamen die beiden großen Feldherren zusammen. Schweigend betrachteten sie sich, als sie sich zuerst erblickten, Jeder von Bewunderung des Anderen ergriffen. Hannibal nahm zuerst das Wort. Er bot Verzichtleistung auf Spanien und alle Inseln zwischen Afrika und Italien an. Das erklärte jedoch Scipio für ungenügend, da die Römer ja das Alles schon besäßen; übrigens habe nicht Rom den Krieg zuerst angefangen. Wenn Hannibal vor der Ueberfahrt der Römer nach Afrika freiwillig Italien verlassen und Frieden angeboten hätte, würde er ihn nicht zurückgewiesen haben. So endete die Unterredung ohne Erfolg, und es kam nun zu der entscheidenden Schlacht bei Zama (202). Trotz der tapfersten Gegenwehr wurde Hannibals Heer fast gänzlich vernichtet; er selbst entkam nur mit einer kleinen Schaar, eilte nach Karthago und rieth dringend, unter allen Bedingungen mit Rom Frieden zu schließen. Er selbst leitete die Unterhandlungen, und wirklich kam der Friede zu Stande; aber freilich waren die Bedingungen, welche die Sieger stellten, sehr hart. Die Besitzungen der Karthager sollten sich auf das beschränken, was sie vor dem Kriege gehabt hatten. Sie mußten ihre sämmtlichen Kriegsschiffe bis auf zehn vernichten; fünfhundert sollen im Angesichte der unglücklichen Stadt verbrannt worden sein. Ebenso mußten sie alle Elephanten ausliefern und sich verpflichten, keine mehr für den Krieg abzurichten; ferner mußten sie auf funfzig Jahre eine jährliche Contribution von 200 Talenten (340,000 Thalern) bezahlen, 150 Geiseln stellen, welche die Römer selbst auswählten, alle römischen Gefangenen und Ueberläufer ausliefern und das römische Heer noch sechs Monate lang verpflegen. Endlich sollten sie in jedem Kriege den Römern beistehen, selbst aber in Afrika nur mit Genehmigung der Römer, außerhalb Afrika gar keinen Krieg führen und nirgends in Europa Miethssoldaten halten.

So endete nach sechzehn Jahren der verhängnißvolle Krieg. Mit Beute beladen kehrte Scipio mit seinem Heere nach Rom zurück. Auf dem ganzen Wege strömte ihm das Volk entgegen, und bei seinem Einzuge in Rom hielt er einen Triumph, der alles Frühere an Glanz übertraf. 123,000 Pfund Silber legte er in die Staatskasse, und jeder Soldat bekam ein Geldgeschenk. Den Scipio selbst, den Retter des Vaterlandes, überhäufte das Volk mit Ehrenbezeugungen. Man wollte ihn sogar auf Lebenszeit zum Consul oder Dictator ernennen; man wollte sein Standbild auf dem Forum, in der Curie, im Tempel des Jupiter auf dem Capitol aufstellen. Der bescheidene Mann lehnte Alles ab; nur den ihm vom Volke zur Erinnerung an den glorreichen Kampf ertheilten ehrenvollen Beinamen „Africanus" nahm er an.

§. 50. Rom im Kampfe mit Macedonien und Syrien. — Gründung der römischen Weltherrschaft im Osten.

Außerordentlich war der Gewinn, welchen der zweite punische Krieg der Macht Roms gebracht hatte. Die Unterwerfung Italiens war jetzt vollendet, der Besitz Siciliens, Sardiniens und Corsica's gesichert, die Herrschaft Roms in Spanien gegründet, wenn auch nur unter fortgesetztem Kampf gegen die kriegslustigen und tapferen Bewohner zu behaupten; Karthago war gebändigt und entkräftet und stand eben so wie das benachbarte Numidien in völliger Abhängigkeit von Rom, und wie die Römer jetzt den Westen beherrschten, so hatten sie mit der Herrschaft über das Mittelmeer zugleich das Mittel erlangt, ihre Macht auch über den Osten auszudehnen.

Unter den Staaten, welche sich aus der großen Monarchie Alexanders gebildet hatten, waren Macedonien, Syrien und Aegypten noch immer die mächtigsten; die kleineren Königreiche in Asien, Pergamon, Bithynien, Pontus, Kappadocien, die griechischen Staaten in Europa und an der Westküste Kleinasiens waren mehr oder weniger von ihnen abhängig; mächtiger aber als die übrigen war **Macedonien**, über welches seit 220 König **Philippos III.** regierte. Nach Norden hin war das Ansehen der macedonischen Macht den illyrischen Barbaren gegenüber wieder hergestellt; im Süden waren Thessalien, Euboea, Phokis und Lokris, mehrere Städte in Attika und dem Peloponnes Macedonien geradezu unterthänig und hatten macedonische Besatzung; namentlich bildete der Besitz der Festungen Demetrias auf der thessalischen Halbinsel Magnesia, Chalkis auf Euboea und Korinth eine sichere Stütze der macedonischen Herrschaft in Griechenland. Dazu waren die Finanzen des Landes wohl geordnet, und in der Bevölkerung lebte noch der alte kräftige Sinn, die alte, Kampf und Gefahr nicht scheuende Treue gegen das Vaterland.

Philippos war noch nicht achtzehn Jahre alt, als er König wurde. Es fehlte ihm nicht an großen Eigenschaften; er war ein tapferer Soldat, ein nicht untüchtiger Feldherr; durch Verstand und treffenden Witz wußte er gerade die bedeutendsten Naturen für sich zu gewinnen; er konnte sehr liebenswürdig im Umgange sein; auch die Freuden heiterer Geselligkeit liebte er; dabei aber war er stolz, hart und herzlos. Sein Wille allein sollte überall zur Geltung gelangen; jedes Mittel war ihm recht, das zum Ziele zu führen schien; kein Versprechen, kein Gesetz war ihm heilig; von Dankbarkeit wußte er eben so wenig, wie er Gefühl für fremdes Leid hatte; selbst das Leben seiner treuesten Rathgeber und Diener hatte für ihn keinen Werth. Je mehr deshalb verständige Räthe von ihm zurückwichen, um so mehr drängten sich ruchlose Schmeichler an ihn heran mit ihren treulosen und verrätherischen Rathschlägen, denen er nur zu leicht zu folgen geneigt war. Unter solchen Umständen erklärt sich leicht seine innere Haltungslosigkeit. Auf der einen Seite war er muthig, besonnen und einsichtsvoll, auf der anderen Seite zaudernd und unschlüssig, wo es rasches, thatkräftiges Handeln galt. Er war nicht der Mann, der im Stande gewesen wäre, sich den Römern gegenüber zu behaupten.

Wir haben bereits gesehen (S. 458), wie er während des zweiten punischen Krieges im J. 215 mit Hannibal ein geheimes Bündniß schloß; aber die Boten, welche er an denselben sandte, wurden auf der Rückkehr von römischen Kriegsschiffen gefangen genommen, und sofort rüsteten sich die Römer zum Kampfe. Schon 216 hatte er die Stadt Apollonia belagert, war aber auf die falsche Kunde von der Ankunft einer römischen Flotte sofort umgekehrt. Jetzt baute er eine Flotte, um sein Heer nach Italien hinüberzuführen; aber plötzlich gab er den Plan auf und begnügte sich, die römischen Besitzungen in Epirus anzugreifen (214). Die Römer wußten dies Zaudern trefflich zu benutzen. Der Prätor Valerius trieb den König von Apollonia hinweg und nöthigte ihn, nach Macedonien zurückzugehen. Darauf schlossen die Römer Bündnisse mit den Aetolern, Spartanern, Eleern, Messeniern und Athenern, mit den Illyriern und Thraciern so wie mit dem Könige Attalos von Pergamon. Philipp hatte bald mit dem einen, bald mit dem andern dieser römischen Bundesgenossen zu kämpfen, während die Römer selbst keine bedeutenden Mittel für den Krieg gegen ihn aufzuwenden brauchten. Endlich aber machten im Winter 206 bis 205 die Aetoler Frieden mit ihm, und dies veranlaßte auch die Römer, welche ihre ganze Kraft für den afrikanischen Krieg bedurften, im J. 205 den zehnjährigen Krieg gegen Macedonien durch einen billigen Frieden zu beendigen.

Sicher wünschte Philippos, daß der Friede mit Rom ein dauernder wäre. So ungern er daher auch die Vernichtung der karthagischen Macht sehen mochte, that er doch offen nichts für Karthago; nur eine kleine macedonische Söldnerschaar ging zu dem karthagischen Heere nach Afrika; die Behauptung, daß er sie bezahlt habe, vermochten die Römer nicht zu erweisen. Er hatte seine Absichten jetzt vielmehr ausschließlich auf den Osten gerichtet. In Aegypten war seit dem Tode des Ptolemaeos Philopator (204) ein fünfjähriges Kind, Ptolemaeos Epiphanes, auf dem Throne. Dies glaubte Philippos benutzen zu können, um in Gemeinschaft mit Antiochos von Syrien den ägyptischen Staat zu vernichten. Antiochos sollte Aegypten und Cypern, Philippos Kyrene, Jonien und die Kykladen erhalten. Ohne allen Grund wurde der Krieg begonnen. Philippos wandte sich zuerst im J. 201 nach der thracischen Küste, nahm das von den Aetolern besetzte Lysimachia und Perinthos, ging dann nach Kleinasien hinüber und zerstörte Kios in Bithynien, wo ein aetolischer Feldherr befehligte; dasselbe Schicksal hatte Thasos; auch Lampsakos wurde genommen. Darüber aber wurde er in Krieg mit Attalos von Pergamon und mit der mächtigen Handelsrepublik Rhodos, dem Haupte der griechischen Seestädte in Kleinasien, verwickelt. Beide riefen die Hülfe der Römer an, denen eine solche Machtvergrößerung Macedoniens unmöglich gleichgültig sein konnte. An sie wandte sich auch Aegypten, über dessen König dem römischen Senat die Vormundschaft übertragen war. Zu gleicher Zeit gerieth Philippos auch mit den Athenern in Krieg, indem die ihm verbündeten Akarnanen ihn aufforderten, ihnen für eine von Athen ihnen widerfahrene Beleidigung Genugthuung zu verschaffen. Als nun aber ein macedonisch-akarnanisches Heer in Attika einfiel, suchten die Athener durch eine Gesandtschaft in Rom um Schutz gegen die Angriffe Macedoniens nach (200). Der Senat beschloß sofort, dem Könige wegen dieses Angriffs auf einen mit Rom ver-

bündeten Staat den Krieg zu erklären, aber fast sämmtliche Centurien verweigerten diesem Beschlusse ihre Zustimmung. Die Römer waren ermüdet durch den langen Kampf gegen Hannibal; überdies machten die Verhältnisse in Spanien dort die Anwesenheit römischer Truppen nothwendig, und dazu kam noch erneuerter Kampf gegen die Kelten in Oberitalien. Die Bojer hatten sich bereits 201 erhoben und ein römisches Heer geschlagen; auch die Insubrer und Ligurer, selbst die Cenomanen hatten sich ihnen angeschlossen; im folgenden Jahre zerstörten sie Placentia und griffen Cremona an. Jahre lang dauerte der Kampf, und erst als die Verbündeten unter sich uneinig wurden, gelang den Römern die Unterdrückung derselben. Die Cenomanen, welche zuerst abfielen, halfen ihnen am Mincio die Insubrer besiegen (197); diese mußten im folgenden Jahre Frieden machen und sich unterwerfen; die Bojer mußten nach hartnäckigem Kampfe im J. 191 die Hälfte ihres Gebietes abtreten und wurden fast gänzlich ausgerottet; auch die ligurischen Stämme in den Bergen zwischen dem Thale des Arno und dem Po wurden vollständig unterdrückt, und zum Schutze der Grenze wurde 177 die Festung Luna in der Nähe von Spezzia angelegt, wie schon früher (183—181) zum Schutze gegen das Nachrücken der transalpinischen Kelten im äußersten Nordosten Italiens Aquileja gegründet war. Auch im Lande der Bojer wurde nach der Unterwerfung derselben Placentia und Cremona wiederhergestellt, andere Festungen wurden neu gegründet, und zugleich sicherte die Anlage von Landstraßen die Herrschaft der Römer in jenen Gebieten.

Als der Krieg mit Macedonien bevorstand, waren diese Kämpfe mit den Kelten eben ausgebrochen. Obgleich aber das Volk anfänglich die vom Senat beschlossene Kriegserklärung gegen Philippos zurückwies, so bewog doch der Consul P. Sulpicius Galba dasselbe in einer abermaligen Versammlung zum Nachgeben, indem er vorstellte, daß es sich eigentlich nur noch darum handle, ob man den König in seinem eigenen Lande angreifen, oder ob man ihn in Italien erwarten wolle, wohin er nicht wie Hannibal von Spanien aus in fünf Monaten, sondern in fünf Tagen kommen könne. Das Volk genehmigte die Rüstungen zum Kriege; König Masinissa von Numidien und die Karthager mußten für denselben Getreide liefern; der Erstere stellte überdies ein Hülfsheer von tausend numidischen Reitern. Im Herbst 200 schiffte Sulpicius Galba mit zwei Legionen nach Epirus und Illyrien hinüber und landete bei Apollonia. Philipp hatte inzwischen zu Anfang des Jahres alle thracischen Küstenstädte in Besitz genommen, und dann Abydos nach heldenmüthiger Gegenwehr und nachdem fast alle waffenfähigerf Bewohner im Kampfe gefallen waren, die übrigen sich großentheils selbst getödtet hatten, erobert. Auf die Kunde von der Landung der Römer eilte er nach Thessalien. Dieselben vermochten zu Anfang nichts gegen ihn auszurichten; ein Theil der römischen Flotte, der zum Schutze Athens abgesandt war, konnte ihn nicht einmal hindern, die Umgegend der Stadt furchtbar zu verwüsten. Erst als im Sommer 198 der erst dreißig Jahre alte Consul T. Quinctius Flamininus den Oberbefehl erhielt, nahm der Krieg eine für Rom günstige Wendung. Ein epirotischer Fürst verrieth ihm einen Bergpfad, auf dem 4000 Mann zu Fuß und 300 Reiter den Macedoniern in den Rücken geführt wurden, während der Consul selbst das Heer des Philippos von vorn angriff.

Dadurch gewann er einen vollständigen Sieg, und Philipp mußte nach dem Paß von Tempe zurückfliehen. Während derselbe aber auf dem Wege alle thessalischen Städte, die er nicht vertheidigen konnte, zerstörte, bewies Flamininus, der ihm nachrückte, überall die größte Milde. Viele griechische Städte nahmen ihn deshalb als Retter auf, und selbst die Eroberung von Phokis, Lokris und Euboea gelang ihm ohne Mühe. Als er darauf im Begriff stand, sich gegen Korinth zu wenden, trat auch der achaeische Bund der Verbindung gegen Philipp bei, wenn auch einzelne Städte, wie Argos, demselben noch treu blieben; ebenso fielen die Boeoter von dem Könige ab, und dieser sah sich deshalb genöthigt, Friedensunterhandlungen nachzusuchen. Er kam persönlich mit Flamininus zusammen, konnte jedoch nur einen zweimonatlichen Waffenstillstand erlangen, um eine Gesandtschaft wegen des Friedens nach Rom zu senden. Da aber der Senat Verzichtleistung auf ganz Griechenland, namentlich auf Korinth, Chalkis und Demetrias (am Meerbusen von Volo) forderte, worauf die Gesandten nicht eingehen konnten, wurde der Krieg von beiden Theilen mit Aufbietung aller Kraft fortgesetzt. Flamininus, dem sein Oberbefehl verlängert war, traf mit Philipp bei Kynoskephalae in der Nähe von Pharsālos in Thessalien zusammen (197) und erfocht über ihn einen vollständigen Sieg. Nur mit Wenigen entkam der König durch das Tempethal nach Macedonien. Er erbat sich eine Unterredung mit dem Sieger, und dieser bewilligte ihm, nachdem er Geiseln, unter ihnen seinen Sohn Demetrios, gestellt hatte, einen längeren Waffenstillstand, worauf macedonische Gesandte nach Rom gingen, um Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Der Senat schickte zehn Abgeordnete, die gemeinschaftlich mit Flamininus den Frieden abschlossen. Philippos erhielt ähnliche Bedingungen wie früher Karthago. Er wurde auf Macedonien beschränkt und verlor alle Besitzungen in Thracien, Griechenland, Kleinasien und auf den Inseln des aegaeischen Meeres, mußte alle Deckschiffe bis auf fünf ausliefern, durfte ohne Zustimmung Roms kein Bündniß abschließen, außerhalb Macedonien keinen Krieg führen, kein Heer über 5000 Mann und keine Kriegselephanten halten, mußte tausend Talente (1,700,000 Thaler) als Kriegssteuer zahlen und mit den Römern in Bündniß treten, wodurch er sich verpflichtete, ihnen auf Verlangen Zuzug zu stellen.

Nicht um ferne Länder zu erwerben, deren Besitz ohnedies schwer zu behaupten gewesen wäre, hatten die Römer den Krieg unternommen; sie beschlossen daher, alle griechischen Städte und Völker, die bisher unter Philipp gestanden hatten, für frei zu erklären. Als Flamininus bei der Feier der isthmischen Spiele (196) das Decret durch einen Herold vorlesen ließ, war der Jubel der versammelten Griechen grenzenlos. Die meisten der von Philipps Herrschaft befreiten griechischen Städte wurden nun mit den Staaten oder Bundesgenossenschaften vereinigt, in deren Gebiet sie lagen. Dem achaeischen Bunde wurden die macedonischen Besitzungen auf dem Peloponnes und dem Isthmos einverleibt; in den aetolischen Bund traten die phokischen und lokrischen Städte; die Rhodier behielten ihre Besitzungen in Karien; Thasos, Lemnos, die kleinasiatischen und thracischen Städte schlossen sich dem rhodischen Städtebund an; Aegina blieb im Besitze von Pergamon; die Inseln Paros, Imbros und Skyros erhielt Athen; Thessalien wurde in vier kleine Bundesgenossenschaften getheilt; die illyrischen Landschaften östlich von Epidamnos erhielt

Pleuratos, der Beherrscher von Skodra. Noch waren die Verhältnisse der einzelnen Staaten unter einander zu ordnen. Die Achaeer waren seit 204 im Kampf mit Sparta. Dort hatte sich im J. 210 Machanidas, das Haupt einer aetolischen Partei daselbst, nachdem er den letzten Rest der lykurgischen Verfassung, das Ephorat, beseitigt hatte, zum Tyrannen aufgeworfen und mit den Messeniern und Eleern Krieg gegen die Achaeer begonnen; Philopoemen aber hatte ihn im J. 207 bei Mantinea besiegt und mit eigener Hand getödtet. Kurz darauf erhielt jedoch Sparta einen neuen Tyrannen, den Nabis, welcher durch die ärgsten Gräuel sich in der Macht zu behaupten suchte. Er stützte sich auf das schlechteste Gesindel und seine Söldner, denen er nicht nur die Besitzungen, sondern auch die Frauen und Kinder der noch vorhandenen reichen und angesehenen spartanischen Bürger zuwies, während er diese selbst theils verbannte, theils tödtete; er trieb Seeraub und verband sich dazu auch mit Kreta. Dabei dehnte sich seine Herrschaft immer weiter aus; er setzte sich sogar in den Besitz von Messenien, aus dem ihn jedoch Philopoemen wieder verdrängte (202). Er war allgemein gefürchtet und gehaßt. Da Flamininus ihn nicht zur Herausgabe der ihm von Philippos überlassenen achaeischen Bundesstadt Argos so wie überhaupt nicht zum Nachgeben bewegen konnte, erklärte er mit Genehmigung des Senats ihm endlich vereint mit den Griechen den Krieg, und ein bedeutendes römisch-griechisches Heer rückte in den Peloponnes ein. Zwar gelang die Eroberung Spartas nicht, aber doch wurde Nabis durch wiederholte Niederlagen so bedrängt, daß er sich entschließen mußte, alle seine auswärtigen Besitzungen, Argos, die Städte in Kreta und sämmtliche lakonische Küstenstädte abzutreten; überdies mußte er sich verpflichten, keine auswärtigen Bündnisse zu schließen, keinen Krieg zu führen, und keine anderen Schiffe zu halten als zwei offene Kähne, alles geraubte Gut auszuliefern, den Römern Geiseln zu stellen und Kriegssteuer zu zahlen. Argos trat wieder in den achaeischen Bund; die lakonischen Küstenstädte wurden den ausgewanderten Spartanern gegeben, welche als „freie Lakonen" gleichfalls dem Bunde beitraten. Nachdem Flamininus die Verhältnisse der griechischen Staaten geordnet hatte, versammelte er nochmals die Abgeordneten derselben in Korinth (194), ermahnte sie zur Eintracht, erbat sich zum Gegengeschenk für die ihnen verliehene Freiheit die Freilassung aller während des Krieges gegen Hannibal nach Griechenland verkauften Kriegsgefangenen und kehrte dann mit diesen und dem gesammten römischen Heere nach Italien zurück. In Rom feierte er einen dreitägigen glänzenden Triumph, in den Staatsschatz aber legte er 18,000 Pfund Silber und 3714 Pfund Gold, das gemünzte Geld ungerechnet.

Kaum war der macedonische Krieg beendigt, so sahen sich die Römer schon wieder zu einem neuen Kampfe im Orient genöthigt gegen Philipps Bundesgenossen Antiochos III. von Syrien. Gleich Jenem war derselbe sehr jung zur Herrschaft gelangt; er war erst funfzehn Jahre alt, als er bei dem Tode seines Bruders Seleukos III. Keraunos (223) auf den Thron kam. Bei seinen ersten Unternehmungen wurde er außerordentlich vom Glücke begünstigt (vergl. S. 365). Er zog gegen die Satrapen von Medien und Persien, die sich zu unabhängigen Königen aufgeworfen hatten, und erfocht, nachdem er den Tigris überschritten hatte, einen vollständigen Sieg, in Folge dessen die aufrührerischen Satrapen sich selbst tödteten. Darauf suchte er

Phönicien und Coelesyrien den Aegyptern zu entreißen. Auch hier war er anfangs glücklich, als er aber bei Raphia durch die Libanonpässe dringen wollte, wurde er von Ptolemaeos Philopator geschlagen (217) und mußte im Frieden alle Eroberungen wieder herausgeben. Dann griff er seinen Oheim Achaeos an, der die ihm nach des Seleukos Tode vom Heere angetragene Königswürde ausgeschlagen, Kleinasien nach Besiegung des Attalos von Pergamon wieder mit dem Seleucidenreiche vereinigt, dann aber, weil er sich nicht anders gegen die Verleumdungen eines unwürdigen Günstlings des Antiochos zu schützen wußte, sich mit Aegypten verbunden und in Kleinasien zum König aufgeworfen hatte. Antiochos belagerte ihn in Sardes, erlangte durch Verräther seine Auslieferung und ließ ihn hinrichten (215). Dann zog er mit einem 120,000 Mann starken Heere gegen die Könige von Parthien und Baktrien. Zwar erkannte er doch zuletzt die Unabhängigkeit derselben an (205), und auch ein Zug gegen Indien brachte ihm keinen eigentlichen Ländergewinn; doch war die Macht des Seleucidenreiches durch seine Unternehmungen wieder zu Ansehen gelangt. Man gab ihm deshalb den Beinamen des Großen, den freilich wohl kaum ein König jemals weniger verdient hat. Zwar beherrschte er ein Reich, das sich vom Hellespont bis zum Indus erstreckte; er besaß unermeßliche Reichthümer; aber wenn er auch das Reich, das er in voller Auflösung übernahm, wiederherstellte, so gelang ihm dies doch nur in Folge seiner großen Macht und der Feigheit seiner Gegner, ohne alle Mühe und ohne irgend eine große That.

Wir haben gesehen, wie er sich nach dem Tode des Ptolemaeos Philopator mit Philippos von Macedonien zur Vernichtung Aegyptens verband; als aber Philippos darüber mit Rom in Krieg verwickelt wurde, leistete er ihm keinen Beistand, sondern verfolgte seine Zwecke allein weiter. Ein Sieg, den er 198 über ein aegyptisches Heer bei Panium, an der Quelle des Jordan, erfocht, verschaffte ihm den Besitz von ganz Syrien und Palaestina bis nach Aegypten hin; die Aegypter schlossen Frieden, und der junge König wurde mit des Antiochos Tochter Kleopatra verlobt. Dieser schritt nun dazu, die aegyptischen Besitzungen an der Süd- und Westküste Kleinasiens in Besitz zu nehmen, die ihm wahrscheinlich im Frieden mit abgetreten waren. Attalos und die Rhodier, die zunächst bedroht waren, wandten sich Hülfe suchend an Rom, aber die Römer erklärten zwar, Antiochos solle die Städte, die unter der Herrschaft des Ptolemaeos und Philippos gestanden hatten, nicht in Besitz nehmen, indessen hinderten sie es doch nicht, daß er Abydos und andere Städte nach dem Abzug der macedonischen Besatzung besetzte, und daß er im Jahre 196 nach dem thracischen Chersonesos hinüberging, Sestos in Besitz nahm und das zerstörte Lysimachia wiederherstellte. Die falsche Nachricht von dem Tode des aegyptischen Königs bewog ihn zwar, schleunig nach Asien zurückzukehren, aber schon im folgenden Jahre (195) zog er wieder mit einem noch stärkeren Heere nach Lysimachia. In Ephesos kam Hannibal zu ihm, der aus Karthago hatte fliehen müssen.

In Karthago hatte nach dem Abschluß des Friedens mit Rom dumpfe Betäubung geherrscht; nur Hannibal war nicht verzagt. Das Vertrauen seiner Mitbürger hatte ihn an die Spitze des hohen Rathes berufen, und er hatte diese Stellung dazu benutzt, Karthago wieder zu heben. Er hatte Mißbräuche

aller Art abgeschafft und besondere Sorgfalt auf bessere Ordnung der Finanzen des Staates verwendet. Die Römer beobachteten dies Alles mit Mißtrauen, und der große Mann erschien ihnen bald so gefährlich, daß sie meinten, ihn nicht länger in Karthago dulden zu können. Wiederholt beschwerten sie sich über ihn. Endlich erklärten sie geradezu, er bereite den Krieg vor, und verlangten seine Auslieferung. Vergebens widersetzte sich Scipio solchem Verfahren, das ihm unwürdig und schändlich erschien; römische Gesandte gingen nach Karthago ab, um den Karthagern die Forderung der Römer zu eröffnen. Hannibal ersparte jedoch seinen Mitbürgern einen schmachvollen Beschluß, den die Furcht vor den Römern ihnen vielleicht abgenöthigt hätte. Er entfloh aus seiner Vaterstadt und fand Zuflucht bei Antiochos. Der König gewährte ihm bereitwillig Schutz und suchte sich für den Krieg gegen Rom, zu dem er jetzt um so entschlossener war, je mehr die Römer zögerten gegen ihn entschiedene Maßregeln zu ergreifen, durch Verbindung mit anderen Mächten zu stärken. Kleopatra vermählte er jetzt mit dem Ptolemaeos (193), eine andere Tochter mit dem Könige Ariarathes von Kappadocien; eine dritte bot er, jedoch vergebens, dem Könige Eumenes von Pergamon an, der 197 auf seinen Vater Attalos gefolgt war. Thörichter Weise aber befolgte er Hannibals Rath nicht, eine mächtige Flotte auszurüsten und auf derselben den auserlesensten Theil seines Heeres unter Hannibals Leitung nach Italien zu senden, um die Römer in ihrem eigenen Lande anzugreifen. Das erschien dem kleinlich gesinnten Manne zu gefährlich; er zog es vor, der Aufforderung der auf Rom erbitterten Aetoler folgend, den Krieg nach Griechenland zu versetzen (192). Ebenso vernachlässigte er den Rath Hannibals, vor Allem den König Philippos von Macedonien für sich zu gewinnen; vielmehr beleidigte er diesen noch überdies so, daß derselbe sich entschieden den Römern zur Verfügung stellte. Dabei führte er den Krieg noch obenein so ungeschickt, daß er bald nach Asien zurückgedrängt wurde. Ein römisches Heer unter Anführung des L. Cornelius Scipio, eines Bruders des Scipio Africanus, der unter jenem selbst als Legat diente, zog nach Kleinasien hinüber, und hier wurde Antiochos bei Magnesia am Sipylos unweit Smyrna 190 v. Chr. so gänzlich geschlagen, daß er sich zu einem schmachvollen Frieden verstehen mußte. Fünfhundert Talente (675,000 Thlr.) mußte er sogleich bezahlen, außerdem aber 2500 (3,375,000 Thlr.) unmittelbar nachdem der Friede in Rom bestätigt wäre, und innerhalb zwölf Jahre noch 12,000 (16,200,000 Thlr.). Er verlor ganz Kleinasien bis zum Taurus und Halys, mußte seine Kriegsschiffe bis auf zehn ausliefern, durfte keine Elephanten halten, keine Miethssoldaten aus Ländern, die den Römern unterworfen waren, durfte sich ohne Erlaubniß der Römer nicht in europäische Angelegenheiten mischen, gegen kein mit Rom verbündetes Volk in Zukunft Krieg führen, außer wenn er angegriffen würde, mußte zwanzig Geiseln stellen, unter ihnen seinen eigenen Sohn, und sollte Hannibal ausliefern. Dieser kam ihm jedoch zuvor und floh zuerst nach Kreta, dann nach Bithynien zum Könige Prusias. Auch jetzt noch erschien der Mann den Römern so gefährlich, daß sie von Prusias seine Auslieferung forderten. Dieser konnte nicht gleich einen festen Entschluß fassen und ließ deshalb vorläufig das Haus, in welchem sich Hannibal befand, von Soldaten umzingeln, damit er nicht entkäme. Da Hannibal sah, daß Flucht unmöglich sei, beschloß er, wenigstens

nicht in die Hände der Römer zu fallen, und verschluckte ein schnell wirkendes Gift, das er für den Nothfall schon lange bei sich geführt hatte. Sein Todesjahr ist nicht gewiß; wahrscheinlich starb er 183 v. Chr., sieben und sechzig Jahre alt.

Um dieselbe Zeit, wahrscheinlich in demselben Jahre, starb auch sein großer Sieger Scipio. Noch in seinem Alter mußte derselbe bittere Kränkungen erfahren. Auf Anstiften des M. Porcius Cato, eines Mannes, der mit voller Seele an dem altrömischen Wesen hing und schon deshalb ein Gegner des griechisch gebildeten Scipio war, wurde er von zwei Tribunen angeklagt, er habe sich von Antiochos bestechen lassen. Da dieselben ihre Beschuldigungen nicht beweisen konnten, warfen sie ihm vor, er habe auf Kosten des Staates zu großen Aufwand gemacht und sich mehr als Herr und Gebieter, wie als Bürger des Staates benommen. Am Gerichtstage — es war gerade der Jahrestag der Schlacht bei Zama — erschien Scipio vor dem versammelten Volke, begleitet von einer großen Schaar von Freunden und Clienten, in festlicher Kleidung und mit dem Siegeskranze geschmückt. „An diesem Tage", sprach er, „habe ich mit Hannibal und den Karthagern in Afrika glücklich gekämpft; darum will ich jetzt auf das Capitol gehen und den Göttern danken, daß sie mir an jenem Tage und sonst oft Geist und Kraft verliehen haben, die Sache des Staates würdig zu führen. Wer von euch will, begleite mich, und bittet die Götter, daß ihr stets meines Gleichen zu Führern haben möget!" Er begab sich auf das Capitol. Die ganze Volksmenge begleitete ihn; die Tribunen blieben allein zurück. Auch in alle anderen Tempel Roms folgte ihm das Volk, und so feierte er an diesem Tage einen glänzenderen Triumph als damals, wo er siegreich aus Afrika zurückgekehrt war. Darauf zog er sich auf ein Landgut zurück, und als er später abwesend vor Gericht gefordert wurde, erschien er nicht, indem er sich mit Krankheit entschuldigte. Dies wurde ihm nun von seinen Feinden als Hochmuth und als Geringschätzung gegen das Volk und die Gesetze ausgelegt, und die Anklage sollte erneuert werden. Doch da trat sein persönlicher Feind, der Tribun Tiberius Sempronius Gracchus, für ihn auf und erklärte, er werde nimmermehr dulden, daß Scipio angeklagt werde, bevor er nach Rom käme. Er warf den Römern ihre Undankbarkeit vor. Durch seine Thaten und die Gunst der Götter und Menschen sei Scipio zu solcher Höhe erhoben, daß es schimpflicher für das römische Volk als für ihn selbst sei, wenn er als Angeklagter vor Gericht stehen sollte. Der Senat dankte dem edlen Manne; die Ankläger mußten beschämt von der Anklage abstehen, und Scipio blieb ungestört auf seinem Landgute bis an seinen Tod, der wenige Jahre später erfolgte. Er mußte es aber noch erleben, daß gegen seinen Bruder L. Scipio, dem nach Beendigung des Krieges gegen Antiochos die Ehre des Triumphs bewilligt und der Beiname Asiaticus ertheilt war, eine Anklage erhoben wurde, weil er von Antiochos mehr Geld bekommen habe, als in den Staatsschatz abgeliefert sei, und obgleich durch den Einspruch des Ti. Gracchus vom Kerker gerettet, wurde derselbe doch zu einer Geldbuße verurtheilt, zu deren Deckung sein ganzes Vermögen nicht hinreichte, so daß seine Freunde für ihn Geld zusammenschießen mußten.

§. 51. Auflösung des macedonischen Reiches. — Karthago's Untergang.

Nach der Besiegung des Antiochos vergrößerte sich die Macht Roms im Osten mit außerordentlicher Schnelligkeit. König Philippos von Macedonien hatte nach Beendigung des syrischen Krieges sich beeilt, eine Gesandtschaft nach Rom zu schicken, um den Römern zur Besiegung des Antiochos Glück zu wünschen. Sie schickten ihm dafür seinen Sohn Demetrios zurück, der noch als Geisel in Rom war; aber daß er nach dem Frieden einige Landstriche, die er während des Krieges in Thessalien und Thracien erobert hatte, wieder herausgeben mußte, reizte den leidenschaftlichen Mann. Er war zu neuem Kampfe gegen Rom entschlossen; um jedoch Zeit zu gewinnen, sandte er seinen Sohn Demetrios nach Rom, wo derselbe von seinem früheren Aufenthalte her sehr beliebt war. Demetrios suchte ihn in Betreff der gegen ihn erhobenen Anklagen zu entschuldigen, und der Senat verzieh ihm, jedoch, wie deutlich erklärt wurde, nur um dieses seines Sohnes willen. Die Folge dieser Erklärung war trauriger Zwist im Königshause. Philippos mißtraute dem Demetrios, und Perseus, sein älterer Sohn aus ungleicher Ehe, bestärkte ihn in seinem Argwohn; ja durch einen untergeschobenen Brief des Flamininus brachte derselbe es dahin, daß der König die Ermordung des Demetrios befahl. Zu spät erfuhr er die Unschuld des Getödteten, und er wollte nun den Brudermörder vom Throne ausschließen; aber ehe er seine Absicht ausführen konnte, ereilte ihn in Demetrias der Tod (179), und Perseus wurde König. Dieser war noch entschiedener als sein Vater zum Kampf gegen Rom entschlossen. Er knüpfte deshalb Verbindungen mit den Thraciern, Bithyniern, mit Genthios, dem Sohn und Nachfolger des illyrischen Königs Pleuratos, und Anderen an; namentlich gewann er die Griechen für sich. In Rom kannte man alle diese Schritte. König Eumenes von Pergamon, dessen Macht die Römer außerordentlich vergrößert, und den sie zum Wächter über Asien bestimmt hatten, erstattete über Alles treulich Bericht und kam sogar 172 selbst nach Rom. Perseus hätte ihn gern beseitigt. Meuchelmörder mußten ihm auf der Rückkehr von Rom in einem Hohlwege auflauern und warfen Steine auf ihn nieder; doch der Plan ihn zu tödten mißlang. Der Senat konnte nach den zuverlässigen Beweisen, die Eumenes gegeben hatte, nicht an den gefährlichen Plänen des Perseus zweifeln und beschloß sofort den Krieg. Perseus versuchte vergebens noch Verhandlungen; im Frühling 171 landete ein römisches Heer unter dem Consul P. Licinius Crassus an der Küste von Epirus. Perseus zog ihm nach Thessalien entgegen, und unweit von Larissa kam es am Peneios zu einer Schlacht, in welcher die Römer vollständig besiegt wurden. Auch in den beiden folgenden Jahren konnten dieselben nichts ausrichten. Erst als dem Consul L. Aemilius Paullus, dem Sohne des bei Cannae gefallenen gleichnamigen Consuls, der Oberbefehl übertragen wurde, trat eine für Rom günstige Wendung ein. Aemilius Paullus war, obgleich schon sechzig Jahre alt, doch noch frisch und jugendkräftig, eben so streng gegen sich wie gegen Andere unbestechlich, tapfer im Kampf, ein erfahrener Feldherr.

Perseus eilte ihm nach dem Flusse Enipeus in Thessalien entgegen, wurde aber nach Macedonien zurückgedrängt, wohin ihm Aemilius über den Olympos folgte. Am 22. Juni 168 kam es bei Pydna zur entscheidenden Schlacht. In weniger als einer Stunde war dieselbe beendigt. Die macedonische Phalanx war vernichtet; 20,000 Macedonier waren gefallen, 11,000 gefangen genommen; in zwei Tagen unterwarf sich ganz Macedonien. Der König floh mit seinen Schätzen — er hatte noch 6000 Talente (zehn Millionen Thaler) bei sich — begleitet von wenigen Getreuen, nach Samothrake. Endlich, von Allen verlassen, mußte er sich den Römern auf Gnade und Ungnade sammt seiner Familie ergeben. Unter Thränen warf er sich dem Sieger zu Füßen, und der Kleinmuth, den er im Unglück bewies, machte ihn bei Allen verächtlich. Gleichzeitig mit Perseus wurde auch der illyrische König Genthios besiegt; der Krieg gegen ihn war in dreißig Tagen beendigt, seine Flotte genommen, seine Hauptstadt Skodra erobert; er selbst wurde mit Perseus gefangen nach Rom gebracht.

Macedonien wurde jetzt als Königreich vernichtet. Eine römische Commission, die zu Amphipolis am Strymon zusammenkam, theilte das Land in vier republikanische Bezirke mit selbstgewählter Regierung und eigener Verwaltung, aber völlig von einander gesondert. Niemand durfte in mehr als einem Bezirke ansässig sein; Heirathen zwischen den Angehörigen verschiedener Bezirke waren nicht gestattet. Alle königlichen Beamten so wie ihre erwachsenen Söhne mußten bei Todesstrafe das Land verlassen und nach Italien übersiedeln. Das Volk sollte unter römischem Schutze seine Freiheit behalten und nur die Hälfte der bisher an den König entrichteten Abgaben, welche auf jährlich 100 Talente (170,000 Thaler) festgesetzt wurde, nach Rom entrichten. In ähnlicher Weise wurde das Reich des Genthios in drei Republiken getheilt; die Städte, welche es mit den Römern gehalten hatten, erhielten Grundsteuerfreiheit; die übrigen brauchten nur die Hälfte der früheren Steuer nach Rom zu entrichten; die illyrische Flotte wurde den griechischen Städten an der Küste geschenkt.

Nach seiner Rückkehr hielt Aemilius Paullus in Rom einen Triumphzug, der an Glanz alle früheren übertraf. Auf dem Markte und an anderen Orten waren für denselben Zuschauergerüste errichtet; ebenso hatte sich auch in allen Straßen, wo der Zug vorüber kommen mußte, das Volk in schönen weißen Kleidern zahlreich versammelt. Am ersten Tage wurden die erbeuteten Bildsäulen und Gemälde auf zweihundert und funfzig Wagen aufgeführt; am zweiten kamen, ebenfalls auf einer Menge Wagen, die schönsten und kostbarsten Waffen der Macedonier. Denselben folgten dreitausend Römer, welche silberne Münzen in siebenhundert und funfzig Gefäßen trugen, deren jedes drei Talente enthielt und von vier Männern getragen wurde; noch andere hatten silberne Terrinen, Trinkhörner, Schalen und Becher von außerordentlicher Größe und mit Bildwerken geschmückt. Am dritten und letzten Tage wurde der Zug durch Trompeter eröffnet, die den gewöhnlichen römischen Kriegsmarsch bliesen. Dann folgten hundert und zwanzig Opferstiere mit vergoldeten Hörnern und mit Binden und Kränzen geschmückt, geführt von festlich gekleideten Jünglingen und begleitet von Knaben mit goldenen und silbernen Opfergefäßen. Ihnen schloß sich ein Zug von Männern an, die in 77 Gefäßen Goldmünzen trugen, etwa

drei Millionen Thaler nach unserm Gelde. Darauf kam eine mehr als 550 Pfund schwere und mit kostbaren Edelsteinen besetzte goldene Schale, die Aemilius Paullus als Weihgeschenk hatte machen lassen; ferner viele kostbare Gefäße aus dem Schatze des gefangenen Königs Perseus, sein Wagen mit seiner Waffenrüstung und sein Diadem. In kleiner Entfernung dahinter gingen die Kinder des Königs, von ihren weinenden Lehrern und Wärtern begleitet, sodann der gefangene König selbst in schwarzem Gewande, gefolgt von seinen Dienern und Hofleuten. Nun kamen noch vierhundert goldene Kronen, welche die Städte dem Sieger übersandt hatten, und endlich auf einem prächtig geschmückten Wagen Aemilius selbst in einem mit Gold durchwirkten Purpurgewande und einen Lorbeerzweig in der Hand haltend. Das Heer, welches, ebenfalls Lorbeerzweige in den Händen tragend und theils Spottlieder, theils Lieder zum Preise des Siegers singend, dem Wagen des Feldherrn folgte, schloß den Zug. — Perseus starb wenige Jahre darauf als Staatsgefangener zu Alba am Fuciner See, sein Sohn aber lebte später daselbst als — Schreiber.

Es war den Römern nicht genug, daß sie Macedonien gedemüthigt hatten; auch Griechenland wollten sie völlig von sich abhängig machen. In den griechischen Staaten wurden durch römische Commissare strenge Untersuchungen angestellt, wer es mit Perseus gehalten habe. Aus dem Gebiet des achaeischen Bundes allein wurden über tausend angesehene Männer, unter ihnen der griechische Geschichtschreiber Polybios, auf die Anklage eines elenden Menschen Namens Kallikrates als feindseliger Gesinnung verdächtig nach Rom geschleppt, wo man sie als Geiseln für die Treue der Achaeer festhielt (S. 370). Aehnliches Schicksal hatten die angesehensten Thessaler, Aetoler, Akarnanen und Lesbier. Besonders hart verfuhren die Römer mit Epirus, wo Aemilius auf Befehl des Senats, weil es sich dem Perseus angeschlossen hatte, siebzig Städte rein ausplündern, ihre Mauern niederreißen und 150,000 Einwohner als Sklaven fortführen ließ. Auch die kleinasiatischen Königreiche so wie Syrien und Aegypten geriethen in schmachvolle Abhängigkeit von Rom.

Die Karthager benutzten inzwischen die Zeit eines funfzigjährigen Friedens, um den inneren Wohlstand der Stadt wieder zu heben. Während dieser ganzen Zeit gaben sie den Römern keinen Anlaß zur Beschwerde. Der mit Rom verbündete König Masinissa von Numidien entriß ihnen aber einen Landstrich nach dem anderen. Vergebens beschwerten sie sich, da sie ohne Erlaubniß der Römer keinen Krieg beginnen durften, wiederholt über ihn in Rom. Die Römer schickten zum Schein Gesandte zur Vermittlung hin; aber diese entschieden stets zu Gunsten des Masinissa.

Bei Gelegenheit einer solchen Gesandtschaft kam auch Marcus Porcius Cato nach Karthago, derselbe, der schon oben wegen seiner Feindschaft gegen Scipio erwähnt ist. Er erkannte, daß sich die Stadt keineswegs in so bedrängter Lage befinde, wie man in Rom glaubte, daß sie vielmehr sowohl mit Reichthümern als mit Waffen und Kriegsvorräthen aller Art angefüllt sei und Ueberfluß an streitbarer Mannschaft habe. Es schien ihm gefährlich, wenn Rom sich nicht eine solche Stadt, da sie von Alters her eine erbitterte Feindin der Römer gewesen sei, vollständig unterwerfe. Er eilte nach Rom zurück und erklärte im Senate, die früheren Niederlagen schienen ihm nicht

sowohl die Macht der Karthager geschwächt, als vielmehr dieselben erfahrener im Kriege gemacht zu haben. Die Händel mit Masinissa kämen ihm nur als Vorübungen zum Kampfe mit Rom vor, den sie bei der ersten Gelegenheit wieder zu beginnen gedächten. Am Schlusse seiner Rede soll er wie zufällig einige Feigen, die er von Karthago mitgebracht hatte, aus seiner Toga haben fallen lassen, und als man ihre Größe und Schönheit bewunderte, gesagt haben: „Das Land, wo solche Früchte wachsen, ist von Rom nur drei Tagereisen entfernt.“ Von der Zeit an pflegte er jede öffentliche Rede, die er hielt, welchen Gegenstand sie auch behandeln mochte, mit den Worten zu schließen: „Uebrigens meine ich, daß Karthago zerstört werden müsse.“ Wohl fand er dabei einen Gegner an P. Scipio Nasica, der es nur zu gut erkannte, wie nöthig die Furcht vor Karthago für Rom sei, um die Zügellosigkeit der großen Volksmenge, die immer mehr überhand nahm, einigermaßen zu hemmen. Derselbe pflegte daher im Gegensatz gegen Cato seine öffentlichen Reden mit den Worten zu schließen: „Und ich meine, Karthago müsse stehen bleiben.“ Aber er vermochte nichts gegen die ewigen Anreizungen Cato's, und die Römer warteten nur auf einen Vorwand, um den Vernichtungskrieg gegen Karthago zu beginnen. Ein solcher Vorwand war bei der Lage der Dinge leicht genug zu finden.

Masinissa hatte einen neuen Angriff auf Karthago gemacht. Die Karthager rüsteten ein 50,000 Mann starkes Heer gegen ihn aus; dasselbe wurde von Masinissa eingeschlossen; die Karthager mußten unter harten Bedingungen Frieden machen und dem Masinissa zur Bürgschaft Geiseln geben. Darauf mußte ihm das Heer die Waffen ausliefern, und dann ließ sein Sohn dasselbe treulos niedermetzeln. Das Unglück Karthago's beschlossen die Römer zur gänzlichen Vernichtung ihrer Todfeindin zu benutzen. Gegen alles Recht erklärten sie es für einen Friedensbruch, daß die Karthager sich gegen Masinissa vertheidigt hatten, und rüsteten sich zum Kriege. Die Nachricht davon erfüllte die Karthager mit Schrecken, und sie thaten Alles, um Unglück abzuwenden. Sie schickten Gesandte nach Rom und ließen fragen, was sie thun sollten, um den Frieden zu erhalten; an dem Kriege gegen Masinissa sei nur ihr Feldherr Hasdrubal Schuld. Sie verurtheilten denselben zum Tode; er entzog sich jedoch der Vollziehung des Urtheils durch die Flucht. Der Senat erklärte sich durch die Entschuldigung nicht befriedigt, und auf die Frage, was denn genügen würde, erhielten die Gesandten nur zur Antwort: das sei ja den Karthagern bekannt. Noch einmal versuchten diese den drohenden Schlag abzuwenden. Sie schickten dreißig Gesandte nach Rom mit unbeschränkter Vollmacht und übergaben sich den Römern mit all ihrer Habe. Als die Gesandten in Rom ankamen (im Anfange des Jahres 149), war der Krieg schon erklärt, und die beiden Consuln hatten sich bereits mit einem Heere von 80,000 Mann zu Fuß und 3000 Reitern nach Sicilien eingeschifft. Der Senat ertheilte den Gesandten den Bescheid, Rom sei bereit, den Karthagern ihr Gebiet, ihre Freiheit und Verfassung, ihr öffentliches und Privatvermögen zuzusichern, wenn sie den nach Sicilien abgegangenen Consuln innerhalb eines Monats in Lilybaeum 300 Geiseln aus den Kindern der vornehmsten Familien übergeben und die weiteren Befehle erfüllen würden, welche die Consuln nach ihrer Instruction ihnen würden zugehen lassen. Auch diese Forderung wurde

erfüllt; dennoch aber segelte die römische Flotte nach Afrika hinüber und landete bei der Stadt Utica, die sich freiwillig den Römern unterworfen hatte. Die Consuln beschieden nun die Behörden von Karthago vor sich und forderten die Auslieferung aller Waffen und Kriegsschiffe, deren sie nicht mehr bedürften, da Rom sie gegen jeden Angriff schützen werde. Mit schwerem Herzen vollzogen die Karthager den Befehl. 200,000 vollständige Rüstungen, an 3000 Wurfmaschinen und eine unzählige Menge von Wurfspießen und Pfeilen wurden in das römische Lager gebracht; die karthagische Flotte wurde verbrannt. Jetzt aber sollten sie erst die ganze Härte der Römer erfahren. So lange Karthago noch stände, wurde ihnen verkündigt, sei Rom nicht sicher; die Stadt solle deshalb zerstört werden, und sie sollten sich zwei Meilen vom Meere entfernt eine offene, unbefestigte Stadt bauen. Verzweiflung bemächtigte sich der Unglücklichen, als sie die Forderung vernahmen. Die, welche zur Nachgiebigkeit gegen Rom gerathen hatten, wagten gar nicht nach Karthago zurück zu kehren; die Uebrigen brachten die Antwort der Consuln unter Thränen dem karthagischen Senat. Alle jammerten laut, als die Forderung der Römer bekannt wurde; aber alsbald waren auch Alle nur von dem einen Entschlusse beseelt, lieber auf den Trümmern ihrer Vaterstadt ehrenvoll unterzugehen, als solche Schmach zu erdulden. Was nur die Waffen tragen konnte, wurde zur Vertheidigung herbeigezogen; selbst die Sklaven wurden frei gelassen. Die Tempel und öffentlichen Gebäude verwandelte man in Werkstätten. Alles Metall wurde zusammengebracht, um Waffen daraus zu schmieden. Alt und Jung, Männer und Weiber arbeiteten rastlos daran. Die Weiber schnitten sich die Haare ab und machten Bogensehnen und Seile zu den Wurfmaschinen daraus. Die Mauern wurden besetzt. Hasdrubal wurde zurückgerufen und zum Feldherrn außerhalb der Stadt ernannt. Das hatten die Consuln nicht erwartet. Sie hatten Widerstand für unmöglich gehalten; sonst hätten sie die Stadt gleich angegriffen, ehe sie zum Widerstande gerüstet war. Jetzt versuchten sie Karthago zu zerstören, aber sowohl auf der Land- wie auf der Seeseite wurden sie zurückgeschlagen. Hasdrubal schlug das römische Heer und drängte es nach Utica zurück; die Belagerung Karthago's mußte aufgegeben werden. Auch im folgenden Jahre richteten die Römer nichts aus, zumal da die Karthager ihnen gleichzeitig auch in Spanien, Macedonien und Griechenland Schwierigkeiten bereiteten, und da nach dem Tode des neunzigjährigen Masinissa (149) von dessen drei Söhnen Micipsa, Gulussa und Mastanabal, die sich in sein Reich theilten, nur der zweite es mit Rom hielt. Man begann in Rom über die schlechte Führung des Krieges zu murren. Nur von einem Manne erwarteten die Römer noch Hülfe. Das war der junge P. Cornelius Scipio, ein Sohn des Aemilius Paullus, den der Sohn des Scipio Africanus adoptirt hatte. Derselbe hatte sich schon im Anfange des Krieges als Kriegstribun ausgezeichnet. Zweimal hatte er das von Hasdrubal hart bedrängte Heer vom Verderben gerettet; einen der tüchtigsten Parteiführer hatte er bewogen, mit 2200 Reitern zu den Römern überzutreten, während die Consuln die, welche zum Uebertritt geneigt waren, durch ihr hochfahrendes Wesen zurückschreckten. Sein Ruhm war im Munde Aller, selbst Cato stimmte in denselben ein; er nannte mit den Worten Homers ihn allein einen Mann, die Andern wandelnde Schatten. Auf ihn setzten die Römer jetzt ihre einzige

Hoffnung. Er bewarb sich gerade um die Würde des Aedils; statt dessen wählte ihn das Volk einstimmig für das folgende Jahr zum Consul, obgleich es gesetzlich verboten war, Consul zu werden, ohne Aedil oder Praetor gewesen zu sein, und übertrug ihm durch besonderen Beschluß die Führung des afrikanischen Krieges. Er schiffte nun nach Afrika hinüber (147), stellte die gänzlich gesunkene Mannszucht im römischen Heere wieder her und griff dann Karthago an. Er nahm die Vorstadt weg, und nachdem Hasdrubal sich mit seinem Heere in die Stadt zurückgezogen hatte, schloß er dieselbe gänzlich ein. Im Frühling des folgenden Jahres erstürmte er den Hafen und drang nun in die Stadt selbst ein. Dort herrschte bereits die furchtbarste Hungersnoth; man fing schon an, sich von Leichen zu nähren. Dennoch dachte Keiner an Uebergabe. Drei große Straßen führten vom Hafen nach der Burg. In ihnen wohnten die reichsten Bürger; die Häuser waren meist sieben bis acht Stock hoch, mit flachen Dächern, und mit großer Pracht gebaut. Hier entspann sich ein furchtbarer Straßenkampf. Jedes Haus mußte erobert werden. Man brach die Mauern durch; jedes Zimmer wurde vertheidigt, und waren die Karthager bis auf das Dach hinaufgedrängt, so suchten sie von da aus nach der andern Seite der Straße Brücken hinüber zu schlagen. Endlich, nachdem die Römer einen Theil dieser Straßen mit entsetzlichen Opfern erobert hatten, warfen sie Feuer in die Häuser und rissen dieselben ein, während die Karthager vor der Flamme zurückwichen; die Verwundeten wurden noch lebend unter dem Schutt begraben. Das Feuer verbreitete sich inzwischen nach allen Richtungen. Sechs Tage und sechs Nächte dauerte der furchtbare Kampf. Da endlich kamen Priester, mit heiligen Kränzen geschmückt und Oelzweige in der Hand, aus der Burg und flehten den Scipio an, ihnen und Allen, die auf diese Bedingung die Burg verlassen wollten, das Leben zu verbürgen. Scipio gewährte ihre Bitte, und 50,000 Männer, Weiber und Kinder verließen nun die Burg. Nur neunhundert römische Ueberläufer nebst Hasdrubal und seiner Familie blieben zurück und vertheidigten sich im Tempel des Aesculapius, der auf dem höchsten und unzugänglichsten Theile der Burg lag. Bald verließ sie auch Hasdrubal heimlich und floh mit Oelzweigen in der Hand zu Scipio. Dieser befahl ihm, sich zu seinen Füßen zu setzen, und zeigte ihn in dieser Stellung den Ueberläufern. Als ihn dieselben erblickten, erkannten sie, daß weder Rettung noch Gnade für sie zu hoffen sei, steckten den Tempel in Brand und fanden in den Flammen ihren Tod. Schon begann die Flamme um sich zu greifen; da erschien Hasdrubals Gattin in festlichem Schmuck, ihre beiden Knäblein im Arme, auf der Zinne und rief so laut, daß Scipio es hören konnte: „Ueber dich und die Römer keine Rache der Götter, denn du kämpfst gegen ein feindliches Land; aber diesen Hasdrubal, der sein Vaterland, die väterlichen Heiligthümer und mich und seine Kinder verrathen hat, mögen Karthago's Rachegötter heimsuchen und du nächst ihnen.“ Dann wandte sie sich gegen Hasdrubal, nannte ihn den treulosesten und feigsten unter den Männern, tödtete ihre Kinder und stürzte sich mit ihnen in die Flammen hinein.

Siebzehn Tage lang dauerte die gräßliche Feuersbrunst, welche die einst so mächtige und reiche Stadt, die länger als ein halbes Jahrtausend das Meer beherrschte, in einen Schutthaufen verwandelte. Scipio sah dem

furchtbaren Schauspiele von einem nahen Hügel zu, und unwillkürlich füllten sich seine Augen mit Thränen, denn er gedachte des Wechsels menschlicher Dinge und der Vergänglichkeit irdischer Macht und Größe. Er gedachte der gewaltigen Reiche, die in Trümmer gesunken waren, und mit banger Besorgniß erfüllt durch den Gedanken an die Zukunft seines eigenen Vaterlandes, das ja auch dem gemeinsamen Geschicke nicht entgehen würde, rief er die Worte aus, mit welchem Homer den Hector den Fall Troja's ahnend vorhersagen läßt:

Einst wird kommen der Tag, wo die heilige Ilios hinsinkt,
Priamos selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs.

In der That wurde sechshundert Jahre später seine trübe Ahnung erfüllt; denn gerade aus dem wieder erstandenen Karthago kamen die rohen Kriegerschaaren, die Rom vierzehn Tage lang ausplünderten und verwüsteten (§. 79).

Nach der Zerstörung Karthago's erlaubte Scipio seinen Soldaten, mehrere Tage lang zu plündern; nur das Gold, Silber und die Tempelgeschenke wurden für den Staat aufbewahrt. Dann sandte er ein Schiff mit reicher Beute nach Rom, um die Siegesnachricht zu überbringen. Dort rief die Kunde unaussprechlichen Jubel hervor. Man brachte die ganze Nacht jubelnd auf der Straße zu; man umarmte sich gegenseitig; man wurde nicht müde, sich immer von Neuem alle Einzelnheiten des Krieges zu erzählen. Cato hatte den Jubel nicht erlebt; er war bereits zu Ende des Jahres 149 gestorben. — Dem Scipio wurde der Befehl zugesandt, den letzten Rest der Stadt vollends zu vernichten. Niemand sollte ferner an jener Stätte wohnen, und der Fluch wurde über den ausgesprochen, der Karthago wieder erbauen würde. — Scipio vollzog den Befehl; das ganze Gebiet von Karthago wurde unter dem Namen Afrika römische Provinz, und zur Verwaltung derselben wurde jährlich ein Praetor hingesandt, der zu Utica seinen Sitz hatte. So endete 146 v. Chr. der dritte punische Krieg. Scipio kehrte nach Rom zurück und hielt einen glänzenden Triumphzug. Hasdrubal, dem übrigens die Römer das Leben schenkten, ging dabei in Ketten vor dem Siegeswagen Scipio's. Auch eine Menge Gold, Bildsäulen und Weihgeschenke, welche die Karthager während ihrer langen Herrschaft durch eine Reihe von Siegen aus allen Ländern in ihre Stadt zusammengebracht hatten, wurde mit aufgeführt.

Am meisten gewannen durch die Zerstörung Karthago's die römischen Kaufleute, die nach dem Untergange dieser größten Handelsstadt des Westens in großer Menge nach Utica strömten und nicht nur die römische Provinz ausbeuteten, sondern auch mit Numidien und den übrigen ihnen bisher verschlossenen Ländern Afrika's ausgedehnten Handel begannen.

In demselben Jahre, wo Karthago zerstört ward, wurde, wie wir bereits S. 369 gesehen haben, Griechenland römische Provinz, nachdem Korinth dem Angriffe des Mummius erlegen war. Wie Karthago, so wurde auch diese blühende Handelsstadt auf Befehl des Senats völlig zerstört und über den Wiederaufbau derselben der Fluch ausgesprochen. Der größte Theil ihres Gebiets wurde für römisches Gemeindeland erklärt; das Uebrige erhielt Sikyon mit der Verpflichtung, künftig statt Korinths die Kosten der isthmischen Spiele zu bestreiten. Daß die unglückliche Stadt ein so grausames Geschick erfuhr, während sonst die Griechen von den Römern mit großer Milde und Schonung

behandelt wurden, war das Werk der Kaufmannspartei in Rom, welche die mächtige, durch ihre Lage außerordentlich begünstigte Nebenbuhlerin ihres Handels für alle Zeit beseitigt wissen wollte. Einen wesentlichen Einfluß auf den Gang des Handels hatte übrigens die Zerstörung von Karthago und Korinth nicht, da sich derselbe schon früher zum großen Theile nach Alexandria und Rhodos gezogen hatte. Ueberdies wurde Karthago auch einigermaßen durch Utica ersetzt. Der Mittelpunkt für den Handel der römischen Kaufleute in Griechenland aber wurde Argos und mehr noch Delos, welches schon seit 168 römischer Freihafen war, und wohin sich, wie schon früher zum Theil der Handel von Rhodos, jetzt auch der von Korinth zog, so daß man die in Rom sehr hochgeschätzten feinen griechischen Bronce- und Erzwaaren eben so delisches wie korinthisches Erz nannte, sicher nicht nach dem Orte, wo sie angefertigt wurden, sondern wo sie in den Handel kamen.

Um dieselbe Zeit wie Karthago wurde auch Macedonien völlig vernichtet. Die vier Districte, in welche die Römer das Land zerstückelt hatten, kamen weder in sich noch unter einander zu Ruhe und Frieden; die Lage des Landes war völlig unerträglich. Da trat in Thracien ein Jüngling auf, der sich Philippos nannte und sich für den Sohn des Perseus ausgab, dem er sehr ähnlich war. Freilich war der Sohn des Perseus achtzehn Jahre alt zu Alba gestorben, und der Betrüger war ein Walker Namens Andriskos aus der Stadt Adramyttion in Mysien; gleichwohl fand er bei den thracischen Fürsten und den Byzantinern Anerkennung und Unterstützung, drang mit einem thracischen Heere in Macedonien ein und nahm nach einem doppelten Siege das ganze Land in Besitz. Er bemächtigte sich auch Thessaliens, nachdem er ein zu Hülfe gesandtes römisches Heer unter dem Praetor Juventius fast gänzlich vernichtet hatte (149). Erst dem Consul Quintus Caecilius Metellus, der mit einem stärkeren Heere, unterstützt von einer pergamenischen Flotte, nach Macedonien ging, gelang es, den falschen Philippos entscheidend zu schlagen (148). Dieser floh nach Thracien, aber Metellus folgte ihm und erzwang durch einen zweiten Sieg seine Auslieferung. Macedonien wurde jetzt in eine römische Provinz verwandelt, und im J. 146 waren die inneren Verhältnisse derselben endgültig geordnet. Noch einmal erhob sich ein angeblicher Sohn des Perseus, Alexander; in kurzer Zeit hatten sich 16,000 Mann um ihn geschaart; aber der Aufstand wurde von dem Quaestor L. Tremellius ohne Mühe unterdrückt, und seitdem verschwinden die Macedonier völlig aus der Reihe der Völker.

---

§. 52. Viriathus. — Numantia's Fall.

Inzwischen hatten die Kämpfe der Römer in der Pyrenäenhalbinsel fast beständig fortgedauert. Spanien war im J. 206, nachdem Scipio die Karthager verdrängt hatte, zur Provinz gemacht worden, und zwar wurden daraus zwei Provinzen gebildet, das jenseitige Spanien, welches die ehemalige karthagische

Provinz (Andalusien, Granada, Murcia und Valencia), und das diesseitige, welches die Ebrolandschaft (Aragonien und Catalonien) umfaßte. Im Inneren, etwa im heutigen Castilien, wohnten die Keltiberer, in Portugal und dem spanischen Estremadura die Lusitaner, an der Nordküste die Gallaeker, Asturer und Cantabrer. Das waren unruhige kampflustige Völkerschaften; selbst in den Frauen war ritterlicher Sinn. Wenn der Jüngling in den Krieg zog, entflammte die Mutter seinen Muth durch begeisterte Erzählung von den Thaten seiner Vorfahren, und dem tapfersten Manne reichte die schönste Jungfrau unaufgefordert die Hand. Oft trat ein angesehener Krieger vor die feindlichen Reihen, forderte einen Gegner mit Namen zum Zweikampf, und der Besiegte übergab dann dem Sieger Mantel und Schwert und schloß auch wohl mit ihm Gastfreundschaft. Dabei aber waren die Spanier auch geneigt, jedem Fremden für Sold ihre Dienste zu verkaufen und dem zu folgen, der das Meiste bot; fand sich aber keiner, der sie warb, so traten sie auch wohl selbst zu bewaffneten Schaaren zusammen, plünderten und brandschatzten das Land und nahmen die Städte ein. Bei aller Tapferkeit vermochten sie jedoch der überlegenen römischen Kriegskunst nicht auf die Dauer Stand zu halten; aber eben so wenig waren sie zu dauerndem Frieden zu bringen. Die griechischen und phönicischen Städte wie Emporiae an der Ostspitze der Pyrenäen, Saguntum, Neukarthago, Malaca, Gades nahmen die römische Herrschaft, welche ihnen gegen die Eingeborenen Schutz versprach, freudig auf; mit diesen dagegen hatten die Römer unablässig zu kämpfen. Um die Lusitaner von Einfällen abzuhalten und die Keltiberer allmählich zu unterwerfen, mußten sie beständig ein Heer von etwa 40,000 Mann in Spanien halten. Gleich nach dem Abzuge Scipio's (205) begannen die Kämpfe und dauerten bis zum Ende des zweiten punischen Krieges. Dann trat eine kurze Ruhe ein, aber schon 197 brach in beiden Provinzen gleichzeitig ein Aufstand aus; der Befehlshaber der diesseitigen wurde besiegt und erschlagen, auch der der jenseitigen schwer bedrängt. Der Senat sah sich genöthigt, im J. 195 den Consul M. Porcius Cato selbst nach Spanien zu senden. Derselbe siegte in offener Schlacht, und das ganze diesseitige Spanien unterwarf sich. Zwar erhob es sich sofort wieder auf das falsche Gerücht von seinem Abzuge, er überwältigte jedoch die Aufrührer abermals, verkaufte sie in Masse in die Sclaverei, befahl allgemeine Entwaffnung und ließ die Mauern aller ihrer Städte an einem und demselben Tage niederreißen. Dadurch gelang es ihm, die Keltiberer auf die Dauer niederzuhalten, obgleich die Kämpfe doch immer fortdauerten. Dazu kamen fortwährende Einfälle der Lusitaner in die jenseitige Provinz. Im J. 191 wurde ein römisches Heer von denselben in die Flucht geschlagen, und erst 185 konnten sie auf einige Zeit zur Ruhe gebracht werden. Endlich gelang es dem Tiberius Sempronius Gracchus (179, 178) durch Eroberung von 300 Städten, mehr aber noch dadurch, daß er angesehene Keltiberer bewog in römischen Dienst zu treten, daß er den herumschweifenden Schaaren Land anwies und sie in die Städte zog, daß er mit den Völkerschaften weise und gerechte Verträge schloß, die Keltiberer dauernd zum Frieden mit Rom zu bringen, und sie wurden nun zu „Bundesgenossen" des römischen Volkes erklärt. Fünf und zwanzig Jahre lang genoß jetzt das Land eines fast ununterbrochenen Friedens. Desto heftiger entbrannte im J. 154 von Neuem der

Kampf. Die Lusitaner fielen in das römische Gebiet ein, schlugen die beiden Statthalter, vereinigten sich mit den ihnen benachbarten Vettonen (zwischen dem Tajo und oberen Duero) und durchzogen so verstärkt plündernd und brandschatzend das Land bis nach Cartagena hin. Man beschloß in Rom die Absendung eines Consuls und ließ, um dieselbe zu beschleunigen, sogar die neuen Consuln ihr Amt zwei und einen halben Monat vor der gewöhnlichen Zeit antreten, am 1. Januar (seitdem der Anfang des Jahres) statt am 15. März. Aber ehe der Consul Q. Fulvius Nobilior nach Spanien kam, hatten die Lusitaner bereits den Prätor L. Mummius, den Statthalter des jenseitigen Spaniens, völlig geschlagen, die den Römern abgenommenen Feldzeichen den Keltiberern gesandt als Botschaft des Sieges, und auch diese erhoben sich nun gegen die Römer. Der Consul, der mit 30,000 Mann kam, vermochte nichts auszurichten; er wurde vielmehr von den tapfern Arevåkern bei ihrer festen Stadt Numantia (bei Puente Garray nördlich von Soria am Duero) geschlagen. Sein Nachfolger, der Consul M. Claudius Marcellus, bewog sie durch Weisheit und Milde, Frieden in Rom nachzusuchen, und da ihnen dieser verweigert wurde, ergaben sie sich, stellten Geiseln, verpflichteten sich zu Geldzahlung und wurden von ihm in ihre früheren Rechte wieder eingesetzt. Sein Nachfolger L. Licinius Lucullus aber griff, von Habsucht getrieben, eine den Römern freundlich gesinnte Völkerschaft an, ließ ihre Stadt Cauca überfallen, die Bewohner nach ihrer friedlichen Unterwerfung treulos niederhauen, und machte dadurch den römischen Namen im ganzen Lande verhaßt.

Gleiche Treulosigkeit von Seiten eines römischen Feldherrn erfuhren die Lusitaner. Sie hatten im J. 151 wieder ein römisches Heer unter dem Praetor Servius Sulpicius Galba geschlagen, wurden aber im folgenden Jahre von demselben besiegt und baten um Gnade. Galba stellte sich, als habe er Mitleid mit ihnen und sehe ein, daß sie durch Noth und Armuth gezwungen seien, zu rauben, Krieg zu erregen und das Bündniß mit den Römern zu brechen; er versprach, ihnen bessere Wohnsitze anzuweisen. Darauf bauend, verließen sie ihre Heimath, begaben sich nach drei verschiedenen Orten, die er ihnen bezeichnet hatte, und legten arglos ihre Waffen ab. Kaum aber war dies geschehen, so ließ er sie umzingeln und niedermetzeln; nur Wenige entkamen. Einen kleinen Theil der Beute vertheilte er unter seine Freunde; das Meiste behielt der habsüchtige Mann für sich. Cato klagte ihn bei seiner Rückkehr nach Rom wegen seines schändlichen Verfahrens auf den Tod an, und gewiß wäre er der verdienten Strafe nicht entgangen, hätte er nicht durch Vorführung seiner unmündigen Kinder das Mitleid des Volkes zu erregen gewußt.

Unter denen, die dem treulosen Galba entronnen waren, befand sich auch Viriathus. Er war ein gemeiner Hirt gewesen, hatte sich dann als Führer beutelustiger Schaaren von Raub und Plünderung genährt, und jetzt, dem furchtbaren Blutbade entronnen, stand er bald (149) an der Spitze eines Heeres. Kühn, gewandt, mit Freude sich jeder Anstrengung unterziehend, bei allen Gefahren der Erste, überall schnell erkennend, was Noth that, um drohenden Gefahren zu entgehen, mit scharfem Blicke die Schwächen des Feindes erspähend und seine Pläne klug vor ihm verbergend, dabei uneigen-

nützig in seltenem Grade, war er der Held der ganzen Nation, und alle Lusitaner folgten ihm unbedingt, von ihm allein Heil erwartend. Zehn Jahre lang war er der Schrecken der Römer in Portugal und Spanien. Im J. 141 sah sich der Consul Q. Fabius Maximus Servilianus genöthigt, einen Frieden mit ihm zu schließen, nach welchem er als König der Lusitaner anerkannt, als Freund und Bundesgenosse der Römer betrachtet werden und Alle, die unter ihm gefochten, das Gebiet, welches sie besaßen, behalten sollten. Volk und Senat erkannten den Vertrag an; man dachte jedoch nicht daran, einen so schmachvollen Frieden zu halten. Der Senat ermächtigte vielmehr den Consul Q. Servilius Caepio, den Bruder und Nachfolger des Servilianus, dem Viriathus zu schaden, wo er könne, und hob endlich den Vertrag geradezu wieder auf. So entbrannte der Krieg von Neuem. Viriathus ließ durch drei seiner vertrautesten Freunde Friedensunterhandlungen anknüpfen; aber die Römer bestachen dieselben durch große Geldgeschenke und Versprechungen, daß sie den gefürchteten Mann, den Rom im offenen Kampfe nicht zu besiegen vermochte, ermordeten (140). Sie schlichen bei Nacht in sein Zelt, stießen ihm das Schwert in die Kehle und entkamen unbemerkt in das römische Lager, wo sie den Lohn für ihre Schandthat forderten. Als im Lager der Lusitaner am andern Morgen der Tod des Viriathus bekannt wurde, erhob sich lautes Wehklagen. Der Leichnam wurde prächtig geschmückt und auf einem hohen Holzstoße verbrannt. Viele Opferthiere wurden ihm zu Ehren neben dem Scheiterhaufen geschlachtet; das ganze Heer zog in Schaaren zu Pferde und zu Fuß um denselben herum, die Heldenthaten des Verstorbenen preisend. Zuletzt setzten sich Alle herum, bis das Feuer erloschen war. Fechterspiele, bei denen zweihundert Paare mit einander auf Tod und Leben kämpften, schlossen die Feier.

Tautamus, der zum Nachfolger des Viriathus erwählt ward, setzte den Kampf fort und versuchte den Römern Sagunt zu entreißen; doch der Plan mißlang; auf der Rückkehr wurde sein Heer angegriffen und mußte sich ergeben. Damit war die Unterwerfung der Lusitaner entschieden.

Der Krieg währte indessen auch jetzt in der Pyrenäenhalbinsel fort; namentlich widerstand die kleine, kaum 8000 waffenfähige Männer zählende Stadt Numantia den Römern mit der größten Tapferkeit. Sie bedrängte das römische Heer, das unter dem Consul Quintus Pompejus gegen sie kämpfte, so hart, daß derselbe sich in Friedensunterhandlungen einließ, nur zum Schein Geiseln forderte, die er wieder zurückgeben wollte, und eine Summe Geldes verlangte. Die Numantiner zahlten einen Theil des Geldes sogleich; den Rest übergaben sie dem Nachfolger des Pompejus. Nun aber leugnete dieser, überhaupt mit ihnen Unterhandlungen gepflogen zu haben. Sie wandten sich nach Rom und beriefen sich gegen ihn auf das Zeugniß seines eigenen Kriegsobersten; dennoch erklärte der Senat den Frieden für ungültig und beschloß die Fortsetzung des Krieges. Doch auch jetzt konnten die Römer nichts gegen sie ausrichten; ja, einige Jahre später wurde ein 30,000 Mann starkes Heer unter dem Consul Mancinus von nur 4000 Numantinern so gänzlich eingeschlossen, daß der Consul, um sein Heer vom Tode zu retten, sich genöthigt sah, Frieden zu schließen und den Numantinern Unabhängigkeit und Freundschaft mit Rom zuzugestehen. Auch diesen Frieden aber erklärte der

Senat, weil er ohne seine Genehmigung geschlossen sei, für ungültig und lieferte den Mancinus den Feinden aus. Nackt bis an den Gürtel und an Händen und Füßen gebunden, wurde er vor die Thore von Numantia gebracht. Doch die Numantiner dachten edler als die Römer, und weigerten sich, seine Auslieferung anzunehmen. Noch einige Jahre dauerte der Kampf, ohne daß die Römer etwas ausrichten konnten. Schon wurde das Volk in Rom darüber ungeduldig. Nur Scipio, der Zerstörer Karthago's, meinte man, könne Numantia bezwingen, und so wurde er zum zweiten Male zum Consul gewählt und nach Spanien gesandt. Eine Menge Freiwilliger und fünfhundert Clienten und Freunde begleiteten ihn. Mit großer Strenge stellte er zuerst in dem ganz entarteten römischen Heere, das in Spanien stand, die Mannszucht wieder her und gewöhnte die Soldaten an einfache, strenge Lebensweise. Er selbst ging darin Allen voran; er war der Erste, der im Lager auf bloßem Stroh schlief. Auch jetzt aber wagte er nicht Numantia anzugreifen, obgleich sein Heer 60,000 Mann stark war. Er belagerte nur die Stadt, schloß sie mit befestigten Wällen ein und schnitt ihr alle Zufuhr ab, um sie auszuhungern. Dennoch schlichen sich einige der Belagerten nach einer neun Meilen entfernten Stadt durch und bewogen die Bewohner, ihnen zu Hülfe zu kommen. Scipio erfuhr dies indessen und kam den Hülfebringenden zuvor. Er umzingelte die Stadt, ließ sich die Schuldigen ausliefern und war grausam genug, ihnen die Hände abhauen zu lassen. In Numantia begann jetzt die furchtbarste Hungersnoth zu wüthen. Die Belagerten unterhandelten wegen der Uebergabe, Scipio aber verlangte Auslieferung der Waffen und unbedingte Unterwerfung. Das war ihnen zu viel, und sie beschlossen, lieber unterzugehen. Bald hatte man keine Lebensmittel mehr. Man kochte nun anfangs Thierfelle; dann nährte man sich selbst von Leichen; es war ein entsetzliches Elend. Endlich mußten sich die Unglücklichen ergeben. Scipio stellte dieselben Bedingungen wie früher. Da erbaten sie sich drei Tage Bedenkzeit. Während derselben tödteten sie ihre Weiber und Kinder; Einer brachte den Andern um, damit sie nur der Sklaverei entgingen; nur Wenige wankten am dritten Tage, wandelnden Gerippen ähnlich, aus der Stadt heraus. Funfzig von ihnen wählte Scipio zu seinem Triumph; die Uebrigen wurden verkauft, die Stadt zerstört. Nach andern Berichten kam gar Keiner in die Gewalt der Sieger; vielmehr steckten sie ihre Häuser in Brand, verwandelten ganz Numantia in einen Schutthaufen und ermordeten sich entweder selbst, oder kamen in den Flammen um. Dies geschah 133 v. Chr. Seitdem blieb die Stätte, welche der Schauplatz solcher Gräuel gewesen war, öde, und noch heute befinden sich vier Meilen nördlich von Soria, nahe an den Quellen des Duero, einige traurige Ruinen der unglücklichen Stadt. — Vollständig wurde Spanien übrigens erst unter Augustus unterworfen.

---

§. 53. Sittliches Leben und Bildungszustand der Römer seit den punischen Kriegen.

Roms Macht hatte seit dem Anfang der punischen Kriege unermeßlich zugenommen. Acht Provinzen — Sicilien, Sardinien nebst Corsica, das diesseitige Gallien, das diesseitige und jenseitige Spanien, Macedonien, Achaja (Griechenland) und Afrika — waren bereits den Römern unterworfen, und dazu kam 133 v. Chr. noch eine neunte. Damals starb nämlich König Attălos III. von Pergamon in Kleinasien, ein Thrann, der seine einzige Freude darin fand, Giftpflanzen zu ziehen und Gift daraus zu bereiten, um zu seinem Vergnügen Menschen damit zu tödten. Er setzte die Römer zu Erben seiner unermeßlichen Schätze und seines Reiches ein. Sie nahmen dasselbe in Besitz nach kurzem, doch hartem Kampfe gegen einen natürlichen Sohn des im J. 159 gestorbenen Königs Eumenes II., den Aristonīkos, der als Prätendent auftrat, die Sklaven in Masse zur Freiheit aufrief und mit ihrer Hülfe fast das ganze väterliche Reich in Besitz nahm, im J. 130 aber gefangen genommen und bald darauf in Rom hingerichtet wurde. Der östliche Theil des Landes wurde den von Rom abhängigen Königen überlassen; die thracischen Besitzungen kamen zur Provinz Macedonien; das Uebrige wurde unter dem Namen Asien zur Provinz gemacht.

Zehn Jahre später setzten die Römer sich auch in Gallien jenseit der Alpen fest, indem sie der Stadt Massilia gegen benachbarte gallische Völkerschaften Hülfe leisteten. Die Völkerschaften zwischen Alpen und Rhone, namentlich die Allobröger im Thal der Isere, mußten sich unterwerfen, und nach blutigem Kampfe wurden auch die mächtigen Arverner gezwungen, Frieden zu machen und den südlichen Theil ihres Gebiets von den Sevennen bis zum Mittelmeer und von der oberen Garonne bis Tolosa (Toulouse) den Römern abzutreten. Diese Kämpfe führten zur Einrichtung einer neuen transalpinischen Provinz zwischen den Alpen und Pyrenäen. Die Hauptstadt derselben wurde Narbo (Narbonne) am Flusse Atax (Aude), wohin auch eine römische Colonie geführt ward. Durch Anlegung von Straßen an der Küste entlang bis zu den Pyrenäen hin und von Festungen, wie Aquae Sextiae (Aix), wurde der Besitz des erworbenen Landes gesichert.

Eine solche überraschend schnelle Ausdehnung der Macht konnte nicht ohne entschiedenen Einfluß auf Leben und Sitte der Römer bleiben. Obgleich sie noch von der nämlichen Vaterlandsliebe beseelt waren wie in alter Zeit, so verführte sie doch dieselbe zur Eroberungssucht, und wurde auch anfangs noch das Streben nach Vergrößerung der Macht durch die religiöse Scheu, Verträge und Schwüre zu brechen, gehemmt, so wußte man doch bald Vorwände zu finden, und endlich scheute man sich selbst nicht vor offener Treulosigkeit. Dadurch mußte das religiös-sittliche Leben des Volkes empfindlich leiden. Mit der Ländergier vereinigte sich sehr natürlich das Trachten nach Erwerbung von Reichthümern, und auch dazu gaben die eroberten Provinzen vielfache Gelegenheit. Die Soldaten, die unter dem älteren Scipio siegreich gekämpft hatten, zogen als „hungrige Plünderer" nach Asien und kehrten mit

einer unermeßlichen Menge geraubter Schätze zurück. Natürlich verstanden sie mit denselben nicht recht umzugehen und vergeudeten sie in sinnloser Schwelgerei. Unter solchen Menschen konnte die alte römische Strenge und Einfachheit der Sitte keine Stätte mehr finden. Aber noch mehr wurden die höheren Stände vom Verderben ergriffen. Die Feldherren führten die Kriege meist nur um der Beute willen. Bei Aemilius Paullus, dem Besieger Macedoniens, wird es als eine seltene Ausnahme gepriesen, daß er sich durch seine Eroberungszüge nicht bereicherte, sondern die ganzen Schätze des macedonischen Königs dem Staate übergab, während er seinen Söhnen, welche die Wissenschaften sehr liebten, nur erlaubte, die Bücher des Königs zu behalten, und bei Austheilung der Preise seinem Schwiegersohne Aelius Tubĕro eine fünf Pfund schwere silberne Schale aus der Beute gab. Von dem nämlichen Tubero wird auch als seltene Ausnahme in jener Zeit erzählt, er habe mit funfzehn Andern aus dem Geschlechte der Aelier und ihren Familien gemeinschaftlich ein kleines Landgut in der Nähe von Veji, ihren einzigen Besitz, bewohnt, und jene Schale sei das erste edle Metall gewesen, welches in das Haus der Aelier kam.

Besondere Gelegenheit zur Erwerbung von Reichthümern fanden die vornehmen Römer durch die Verwaltung der Provinzen. So lange die Herrschaft Roms sich nicht über die Grenzen Italiens hinaus erstreckte, hatten die Consuln die Oberleitung des Ganzen gehabt; auch die vier seit 267 durch Italien vertheilten Quaestoren (S. 424) waren nur von ihnen abhängige Beamte; nach der Unterwerfung Siciliens und Sardiniens aber wurde die Einsetzung besonderer Oberbehörden in den Provinzen nöthig. Schon 242 hatte die Vermehrung der in Rom anwesenden Fremden die Einsetzung eines zweiten Praetors nothwendig gemacht, dem die Rechtspflege bei Rechtsstreitigkeiten unter Fremden oder zwischen Bürgern und Fremden übertragen wurde, während dem ersten, dem Stadtpraetor, die Rechtspflege bei Streitigkeiten unter Bürgern blieb. Im J. 227 kamen noch zwei Praetoren zur Verwaltung von Sardinien hinzu, und 179 noch zwei andere für die beiden spanischen Provinzen. Später (seit 149), als für gewisse Verbrechen in Rom vier beständige Gerichtshöfe statt der bisherigen Entscheidung durch die Centuriatcomitien eingerichtet wurden, blieben als Vorsitzende derselben auch diese Praetoren während ihrer Amtsdauer in der Stadt und gingen erst im zweiten Jahre als „Propraetoren" in die ihnen durch das Loos zugetheilte Provinz. Solche eroberte Länder aber, in denen der Krieg noch fortdauerte, wurden auf ein Jahr einem Consul, oder wie es seit 73 immer geschah, einem Proconsul übertragen, der an der Spitze eines Heeres stand. Der Statthalter hatte nicht nur die gesammte Verwaltung der Provinz, sondern war zugleich Oberrichter und Oberfeldherr. Ihm zur Seite stand ein Unterstatthalter, der Legat, und ein oder mehrere Quaestoren, welche die Einkünfte für den Staat einzuziehen und den römischen Truppen in der Provinz den Sold auszuzahlen hatten, und darüber nach Niederlegung ihres Amtes dem Senat Rechnung legen mußten. Die Grundlage für die Verwaltung der Provinz bildete eine von dem erobernden Feldherrn und zehn ihm zu diesem Zwecke besonders zugeordneten Senatoren eingerichtete Verfassungsform. Die Städte der Provinz standen zu Rom im Unterthänigkeitsverhältniß; das zu ihnen gehörende Land wurde römisches Gemeindeland und entweder von den Censoren verpachtet

oder den bisherigen Besitzern gegen Entrichtung von Abgaben gelassen. Uebrigens standen keineswegs alle Städte in gleichem Verhältniß. Nur die mit Waffengewalt eroberten waren dem Statthalter völlig unterworfen; die, welche sich freiwillig den Römern angeschlossen hatten, behielten ihre eigene Verfassung, ihre eigene Gerichtsbarkeit nach heimischen Gesetzen, und waren von römischer Besatzung und von Grundsteuer frei, und zwar waren die, welche von Anfang durch einen Vertrag für selbständig erklärt waren, wie Marseille u. a., von allen regelmäßigen Abgaben frei und nur zu außerordentlichen Leistungen verpflichtet, die, welchen später durch ein Gesetz oder einen Senatsbeschluß die Freiheit geschenkt war, mußten dagegen Abgaben entrichten, wenn ihnen nicht ausdrücklich Befreiung von denselben zugestanden wurde. Die Abgaben bestanden in Grund- und Kopfsteuern an Geld oder Zehnten. Auch die Zölle, die Abgaben von Berg- und Salzwerken flossen in die römische Staatskasse. Dazu kamen noch außerordentliche Auflagen und die Verpflegung der in der Provinz befindlichen römischen Truppen. Die Bewohner der Provinz konnten nämlich nicht in römischen Kriegsdienst treten und wurden nur in seltenen Fällen nach Aufgebot des Statthalters zur Vertheidigung der Heimath verwendet.

Gewöhnlich wurden die Beamten in den Provinzen auf ein Jahr ernannt, obgleich ihnen ihr Amt auch oft verlängert wurde. Um so mehr suchten sie ihre Amtsführung so gut und so schnell als möglich zur Erwerbung von Schätzen zu benutzen, und Bedrückungen, Erpressungen und Ungerechtigkeiten aller Art waren an der Tagesordnung. Von solcher Geldgier waren selbst Diejenigen nicht frei, die, wie Cato, sich dem einreißenden Sittenverderben entgegenstellten. Eine ergiebige Quelle des Gelderwerbs wurde es auch für Viele, daß man einzelne Theile des Staatseigenthums in den Provinzen, die Bergwerke, den Zehnten u. dergl., zu verpachten begann, wobei die Pächter außerordentlich gewannen. Ebenso fanden sich immer bereitwillige Leute, die den unterworfenen Ländern die Kriegssteuern vorstreckten, natürlich gegen hohe Zinsen, oft zu sechsunddreißig Procent, und die Statthalter waren denselben dann zur Wiedererlangung des Geldes behülflich. So gewannen Einzelne ungeheuer; aber auch der Staatsschatz wurde unermeßlich bereichert. Durch den Krieg gegen Macedonien flossen in denselben so große Summen, daß die römischen Bürger über hundert Jahre von Abgaben frei bleiben konnten, wobei immerhin in Anschlag gebracht werden mag, daß aus den unterworfenen Ländern fortdauernd große Summen an den Staat abgeliefert werden mußten.

Nicht nur Schätze an Gold und Silber flossen aber aus den unterworfenen Ländern nach Rom, sondern seit dem zweiten punischen Kriege begann man auch, dieselben ihrer Kunstschätze zu berauben, um sie nach Rom zu schleppen. Den Anfang dazu machte Marcellus (S. 458), der bei der Eroberung von Syrakus die Bildsäulen, mit denen jene Stadt geschmückt war, nach Rom brachte. Damals erregte dies bei den Römern alten Sinnes noch Anstoß. Fabius Maximus verbot noch bei der Eroberung von Tarent die Fortführung der Götterbilder. „Die erzürnten Götter", sagte er, „wollen wir den Tarentinern lassen." Manche fürchteten, man ziehe der Stadt Haß und Neid zu, wenn man nicht nur Menschen, sondern auch Götter als

Gefangene im Triumph daselbst aufführe. Andere meinten, das bisher nur an Krieg und Ackerbau gewöhnte Volk werde dadurch zum Müßiggang verleitet werden und seine Zeit damit hinbringen, über Kunst und Künstler zu schwatzen. Später aber wurden solche Beraubungen ganz gewöhnlich, und was bei Marcellus aus reiner Liebe zur Kunst geschehen war, das thaten Andere, denen, wie dem Mummius, aller Kunstsinn fehlte, bloß aus Ehrgeiz und Prunksucht.

Seit den punischen Kriegen fand überhaupt in Rom griechische Kunst und ebenso griechische Wissenschaft immer mehr Eingang. Schon der ältere Scipio war ein Kenner der griechischen Literatur; er verstand nicht nur die griechische Sprache, sondern schrieb auch darin seine Denkwürdigkeiten. Aemilius Paullus ließ seine Söhne ebenfalls in den griechischen Wissenschaften unterrichten. Beständig waren sie mit Sprachlehrern, Philosophen und Rednern, ja selbst mit Bildhauern und Malern umgeben, und er selbst wohnte ihren Lehrstunden bei, wenn ihn nicht öffentliche Geschäfte daran hinderten. Besonders eifrig studirte sein Sohn, der hochgebildete jüngere Scipio, die griechischen Meister und stand in vertrautem Verkehr mit gelehrten Griechen. Aber die Römer lernten das griechische Wesen nur in der Zeit seiner Entartung kennen, und wenn auch Männer wie Scipio die freiere griechische Geistesbildung in ihrer Reinheit in sich aufzunehmen vermochten, so konnten doch Viele das durchaus nicht. Dazu kam nun vollends, daß die Römer in den Kriegen im Orient gegen Antiochos und Andere asiatische Ueppigkeit und Schwelgerei in ihrem ganzen sinnverführenden Reize kennen und lieb gewinnen lernten, während ihnen gleichzeitig die erbeuteten Schätze die Mittel zur Befriedigung aller in ihnen rege gewordenen Begierden gewährten. So konnte es nicht fehlen, daß Prunkliebe, Genußsucht, Ueppigkeit, Schwelgerei und Laster aller Art immer mehr alle Klassen des Volkes ergriffen.

Eine Folge der zunehmenden Prachtliebe der Römer war es, daß Rom durch die Aufführung großartiger Gebäude verschönert wurde. Namentlich erhielt das Forum eine ganz neue Gestalt. An der Stelle der ehemaligen Silberhallen wurden prächtige Säulenhallen erbaut, durch welche die Ausdehnung des Forums dreifach vergrößert wurde. Sie dienten dem öffentlichen Handelsverkehr und namentlich der öffentlichen Rechtspflege, während man früher unter freiem Himmel Gericht gehalten hatte. Die erste dieser Hallen, die man Basiliken d. i. königliche Hallen nannte, war die von Cato erbaute Basilica Porcia. Noch wandte man keinen Marmor zum Bau an, und die Gebäude waren im alten toscanischen Stile aufgeführt. Um die Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. wurden die ersten prächtigen Tempel in Rom erbaut, der eine dem Jupiter, der andere der Juno geweiht, beide neben einander und von einem gemeinsamen großen Säulenhofe umgeben. Der Consul Metellus, der Macedonien zur römischen Provinz machte, ließ sie aus der Kriegsbeute aufführen. Einen andern Schmuck gewährten der Stadt Bogenthore aller Art, besonders die sogenannten Janusbogen, Hallen mit Bogenöffnungen an der Vorder- und Hinterseite, zuweilen auch doppelt d. h. mit vier Bogenöffnungen. Aehnliche Bogenthore wurden als Siegesdenkmäler errichtet; so der Bogen des Fabius, der im J. 239 nahe bei dem Forum erbaut wurde.

Die Prunksucht der Römer zeigte sich namentlich auch bei den Leichenfeiern, zu deren Verherrlichung außer Fleischvertheilungen an die Armen und Schmausereien besonders auch Gladiatoren- oder Fechterspiele veranstaltet wurden. Dieselben waren etruskischen Ursprungs. Um die Götter der Unterwelt zu versöhnen, wurden nämlich bei den Begräbnißfeierlichkeiten der Etrusker blutige Thier- und Menschenopfer veranstaltet, und statt nun die zum Opfer bestimmten Menschen, anfänglich Kriegsgefangene, später Sklaven, zu tödten, ließ man sie mit einander kämpfen, bis einer von ihnen todt blieb. In Rom fand der erste Gladiatorenkampf 264 v. Chr. statt, wo zwei Brüder das Leichenbegängniß ihres Vaters dadurch verherrlichten. Man veranstaltete diese Fechterspiele in der ältesten Zeit auf dem Forum, später in eigens dazu bestimmten Amphitheatern. Als etwas Besonderes wird es erwähnt, daß bei den Fechterspielen, welche der ältere Scipio in Cartagena zur Todtenfeier seines Vaters und seines Oheims veranstaltete, nicht Sklaven, sondern freie Männer, selbst zwei junge Fürsten, freiwillig mit einander kämpften. Bald fand das Volk an diesen blutigen Schauspielen solches Vergnügen, daß sie nicht mehr bloß bei Leichenfeiern, sondern auch von Aedilen und anderen Magistratspersonen beim Antritt ihres Amtes veranstaltet wurden, da man sich durch nichts besser die Gunst des Volkes verschaffen konnte. Es gab eigene Fechtmeister, welche Gefangene, Sklaven oder Verbrecher kauften, sie für die Gladiatorenkämpfe einübten und an diejenigen, welche dem Volke ein Schauspiel geben wollten, vermietheten. Eben so grausam waren die Thierkämpfe, die zuerst 250 v. Chr. veranstaltet wurden, indem man die hundert Elephanten, die in der Schlacht bei Palermo (S. 452) den Karthagern abgenommen waren, mit Pfeilen erschießen ließ. Diese Thierkämpfe fanden später im Circus statt, und wilde Thiere aller Art wurden in großer Zahl und mit ungeheuren Kosten zusammengebracht, um sich zur Belustigung des Volkes unter einander zu zerreißen. Man richtete auch besondere Sklaven ab, um mit ihnen zu kämpfen. Wie hätten durch die Gewöhnung an den Anblick solches kaltblütigen Mordens nicht alle edleren Regungen in den Gemüthern des Volkes immer mehr erstickt werden sollen!

Ein grauenhaftes Bild von der tiefen sittlichen Entartung, die selbst die höchsten Klassen der Römer in furchtbarer Ausdehnung ergriffen hatte, geben uns die Nachrichten über die Entdeckung der geheimen Bacchanalien (Bacchusfeste) in Rom. Dieselben waren aus dem üppigen Campanien gekommen. Anfangs durften nur Frauen in den Geheimdienst eingeweiht werden; bald ließ man auch Männer zu, und in nächtlichen Versammlungen wurden nun die unnatürlichsten Gräuel verübt. Auch Betrug, Mord, Giftmischerei war diesen scheußlichen Versammlungen nicht fremd. Lange Zeit blieben die Schandthaten in der großen Stadt verborgen; endlich kamen sie durch einen jungen Mann, den seine eigene Mutter hatte verleiten wollen, sich einweihen zu lassen, zur Kenntniß des Consuls Postumius (186). Es wurde eine strenge Untersuchung angestellt; die grauenhaftesten Verbrechen kamen an den Tag; über 7000 Männer und Frauen hatten sich der Theilnahme schuldig gemacht. Die Hauptverbrecher wurden hingerichtet und die Bacchanalien in Rom und Italien durch einen Senatsbeschluß aufs strengste verboten.

Zwei Jahre später (184) wurde Cato zum Censor ernannt. Derselbe war im J. 234 v. Chr. in Tusculum geboren. Schon in seinem siebzehnten Jahre nahm er unter Marcellus am Kriege gegen Hannibal Theil. Später (195) ging er als Consul nach Spanien, und er konnte von sich sagen, es seien durch ihn dort mehr Städte eingenommen, als er Tage daselbst zugebracht habe. Auch am Kriege gegen Antiochos nahm er rühmlichen Antheil. Eben so unermüdet in Ertragung aller Beschwerden wie tapfer im Kampfe, ging er auf dem Marsche stets zu Fuß und trug seine Waffen selbst. Er war immer nur von einem Diener begleitet, dem er selbst bei Bereitung der Speisen half, wenn der Kriegsdienst seine Zeit nicht in Anspruch nahm. Dabei führte er die einfachste und mäßigste Lebensweise. Im Felde trank er nichts als Wasser, und eben so mäßig war er zu Hause. Oft begab er sich nach dem nahe bei seinen Gütern gelegenen ärmlichen Landhause, das einst Curius Dentatus (S. 439) bewohnt hatte, um sich durch den Anblick desselben zu noch größerer Einfachheit in seiner Lebensweise zu ermuntern. Schon am frühen Morgen ging er auf den Markt, um die, welche ihn darum baten, als Sachwalter vor Gericht zu vertreten, wobei ihm besonders seine natürliche Anlage zur Beredtsamkeit zu Statten kam, die er sorgfältig auszubilden suchte. Wenn er wieder nach Hause kam, arbeitete er mit seinen Knechten, im Winter nach Art der Landleute im bloßen Untergewand ohne Aermel, im Sommer noch leichter bekleidet, bestellte sein Feld mit eigener Hand, aß mit seinen Knechten an einem Tische dasselbe Brot und trank denselben Wein. Eine kostbare, bunt gewirkte Decke, die ihm durch Erbschaft zufiel, verkaufte er sofort; überhaupt meinte er, es sei mehr werth, überflüssige Dinge nicht zu bedürfen, als sie zu besitzen. Durch solche Lebensweise wußte er sich merkwürdig lange körperlich wie geistig frisch zu erhalten. Noch in seinem zwei und achtzigsten Lebensjahre wurde er in einen schweren Proceß verwickelt; es war in seinem Leben zum vier und vierzigsten Male; er vertheidigte sich selbst und wurde wie immer frei gesprochen. Vier Jahre später (149) erhob er selbst die Anklage gegen den Sulpicius Galba (S. 479).

Freilich darf nicht verschwiegen werden, daß Cato, wie wenigstens seine Feinde behaupteten, durch sein Streben nach strenger Einfachheit sich zu harter, niedriger Kargheit, ja selbst zu schmutziger Geldgier verleiten ließ. Seine Sklaven benutzte er wie Lastthiere bis zu ihrem Alter, und wenn sie nicht mehr ordentlich arbeiten konnten, verkaufte er sie. Er kaufte Teiche, warme Quellen, frei gelegene Plätze, die für Walker und andere solche Arbeiter geeignet waren, weil er daraus ansehnliche Einkünfte ziehen konnte. Selbst von Wucher ist er nicht frei zu sprechen. Er wußte sein Geld immer so auszuleihen, daß er dabei keine Gefahr, wohl aber großen Gewinn zu erwarten hatte. Er borgte sogar seinen Sklaven Geld. Diese kauften dafür Knaben, die sie auf seine Kosten übten und unterrichteten und nach einem Jahre wieder verkauften. Viele davon behielt er auch selbst. Wie hoch in seinen Augen das Sammeln von Schätzen stand, sieht man daraus, daß er sagte: „die Verminderung des Vermögens sei wohl einer Wittwe, aber nie einem Manne zu verzeihen.“ — „Der sei ein bewunderungswürdiger, ruhmvoller und göttlicher Mann, in dessen Rechnungen sich nach seinem Tode finde, daß er mehr erworben als geerbt habe.“ — Ebenso war er auch nicht frei von eitler Ruhmredigkeit, obgleich

er selbst in einer seiner Schriften sagt: „sich selbst zu loben sei eben so abgeschmackt, als sich selbst zu tadeln."

Wie die alte Einfachheit, Sparsamkeit und strenge Sitte sein Ideal war, so hielt er überhaupt mit der größten Starrheit an dem alten römischen Wesen fest, und mit dem unversöhnlichsten Hasse bekämpfte er, ob er gleich selbst große Gelehrsamkeit besaß und eine Menge Werke über Geschichte, Kriegswesen, Landbau und andere Gegenstände geschrieben hat, das Eindringen griechischer Wissenschaft in Rom. Er befürchtete, die römische Jugend möchte auf dieselbe allen Eifer wenden und den Ruhm in der Beredtsamkeit dem des Krieges vorziehen. Selbst den Sokrates nannte er einen Schwätzer und unruhigen Kopf. Als im J. 155 v. Chr. eine athenische Gesandtschaft von drei Philosophen nach Rom kam, und die Beredtsamkeit und das einnehmende Wesen derselben die römische Jugend mit begeisterter Liebe zur Philosophie erfüllte, setzte er es durch, daß sie sobald als möglich den Zweck ihrer Gesandtschaft erreichten, damit sie nur recht schnell wieder aus Rom kämen; ja, einige Jahre später wurden alle griechischen Philosophen und Redner, die sich in Rom niedergelassen hatten, um daselbst Unterricht zu ertheilen, auf Betrieb der dem Cato Gleichgesinnten aus der Stadt entfernt; dennoch aber vermochte dies die Verbreitung griechischer Bildung in Rom nicht zu hemmen.

Dabei war Cato ein sorgsamer, liebreicher Familienvater. Er hielt es für das schönste Lob, ein guter Gatte zu sein. Als ihm ein Sohn geboren war, kannte er außer den Staatsgeschäften nichts Wichtigeres, als sich mit diesem zu beschäftigen. Später lehrte er ihn selbst lesen, den Wurfspieß gebrauchen, fechten, -reiten, Hitze und Kälte ertragen, an reißenden Stellen durch die Tiber schwimmen. Er schrieb selbst mit großen Buchstaben allerlei Geschichten zusammen, damit sein Sohn von Kindheit auf mit den großen Thaten der Vorfahren bekannt würde. Er hütete sich in seiner Gegenwart vor jedem anstößigen Worte, und er hatte die Freude, ihn zu einem wackern Manne heranreifen zu sehen.

Schon vor seiner Wahl zum Censor hatte Cato erklärt, nur durch Schneiden und Brennen sei gegen die Ueppigkeit und Schwelgerei etwas auszurichten, und er verwaltete demgemäß sein Amt mit schonungsloser Strenge. Viele stieß er aus dem Senat; auch der angesehensten Männer schonte er nicht, wenn ihr Wandel anstößig gewesen war. Als L. Flamininus, dessen Bruder als Besieger König Philipps von Macedonien in hohem Ansehen stand, als Proconsul in Gallien war, hatte bei einem Gastmahle ein Knabe, der sein Liebling war, geäußert, obgleich in Rom gerade Fechterspiele gehalten würden, sei er doch zu ihm gekommen, so sehr er auch wünsche, einmal einen Menschen umbringen zu sehen. Da ließ Lucius einen gallischen Ueberläufer, der mit Weib und Kindern vor der Thür auf ihn wartete, hereinführen und tödtete ihn vor den Augen des Knaben, um demselben das Schauspiel der Ermordung eines Menschen zu geben. Dieser schändlichen Handlung wegen stieß ihn Cato aus dem Senat. Vorzüglich suchte Cato auch den Luxus in Kleidung, Wagen, Schmuck und Hausgeräthen durch strenge Maßregeln und schwere Abgaben zu beschränken, und er ließ sich in seiner Strenge auch durch das laute Murren des unzufriedenen Volkes nicht irre machen. Er hatte manche Anfechtungen deshalb zu erdulden, auch in Gedichten spottete man über

seine Härte, aber doch erkannte das Volk selbst die Redlichkeit seiner Bemühungen an, indem es ihm eine Bildsäule errichtete mit einer Inschrift des Inhalts, daß er als Censor den römischen Staat, der seinem Verfalle nahe war und sich zur Sittenverderbniß neigte, durch treffliche Anordnungen und weise Maßregeln wieder hergestellt habe. Aber auf die Dauer freilich vermochte auch die Strenge des Cato gegen das schon so tief gewurzelte Sittenverderben nichts auszurichten.

Dasselbe ergriff bald auch das weibliche Geschlecht. Die Frauen gewöhnten sich an Müßiggang und Zerstreuung, und Putzliebe und Prunksucht traten an die Stelle einfacher Sitte und häuslicher Tugenden. Während des zweiten punischen Krieges, in einer Zeit großer Geldnoth, hatte der Tribun Oppius 214 v. Chr. das Gesetz in Vorschlag gebracht und durchgesetzt, daß keine Frau mehr als eine halbe Unze Gold haben, daß sie keine bunten Kleider besitzen und nicht mit einem Zweigespann fahren sollte. Zwanzig Jahre später trug der Volkstribun Valerius auf Abschaffung dieses Gesetzes an; zwei andere Volkstribunen dagegen erklärten, sie würden dasselbe aufrecht erhalten. Als die Verhandlung begann, drängte sich eine große Menge Menschen nach dem Capitol. Die Frauen ließen sich durch nichts zu Hause zurückhalten. Schaarenweise belagerten sie alle Zugänge zum Forum und baten die Römer, sie möchten jetzt, wo der Staat so blühend sei, auch ihnen ihren alten Schmuck zurückgeben. Täglich vermehrte sich die Menge der Frauen; auch aus den anderen Städten und Marktflecken strömten sie herbei. Sie scheuten sich nicht, die Consuln, Praetoren und andere Magistratspersonen mit Bitten zu bestürmen; sie wagten sogar, die Senatoren und selbst Cato, der damals Consul war, auf dem Wege zur Curie aufzuhalten. Endlich belagerten sie förmlich die Thüren derjenigen Tribunen, die gegen die Aufhebung des Gesetzes waren, und wichen nicht eher, als bis dieselben ihren Widerspruch aufgaben. So vermochte denn auch Cato's eindringliche Rede nichts auszurichten, und das Gesetz wurde abgeschafft. Dafür setzte Cato freilich später das Verbot durch, daß Frauen im Testament zu Erben eingesetzt oder mit Legaten bedacht würden, außer wenn sie einzige Töchter waren und keine Brüder hatten. Ueberhaupt hatte er vor den Frauen keine besondere Achtung. So sagte er: er habe in seinem Leben nur drei Dinge bereut, und als das erste nennt er, daß er seiner Frau ein Geheimniß anvertraut habe. Mag man auch Manches auf Rechnung des schroffen Charakters dieses Mannes schreiben, so muß man doch zugeben, daß er nicht so hätte denken und sprechen können, wären die römischen Frauen noch dieselben gewesen wie in der alten Zeit.

§. 54. Die Gracchen. — Cornelia.

Während die Römer sittlich immer mehr entarteten, gerieth gleichzeitig wenigen unermeßlich Reichen gegenüber die große Masse der Bevölkerung in immer größere Bedrängniß. Nachdem der Unterschied zwischen Patriciern und

Plebejern so gänzlich verschwunden war, daß schon 173 v. Chr. beide Consuln Plebejer waren, bildete sich ein neuer Adel aus denjenigen, deren Vorfahren hohe (curulische) Staatsämter (das Consulat, die Praetur, die Aedilität) bekleidet hatten, ein Amtsadel, der aber auch wieder zu einer Art von Geburtsadel wurde, indem die, welche jene höchsten Würden im Staate bekleidet hatten, auch nach Niederlegung derselben in höherem Ansehen blieben als Andere und dasselbe auch auf ihre Nachkommen forterbten. Ebenso ging auf diese das Vorrecht über, die Bilder jener ihrer erlauchten Ahnen im Familiensaal aufzustellen und bei Leichenbegängnissen mit aufzuführen, an der Tunica einen Purpurstreif, am Finger einen goldenen Ring zu tragen; die Jünglinge hatten einen mit Silber beschlagenen Pferdeschmuck, die Knaben ein mit Purpur besetztes Obergewand. Man nannte sie Nobiles oder Optimaten im Gegensatz zu den Familien, welche sich keiner erlauchten Ahnen rühmen konnten und Ignobiles oder Obscuri hießen. Ein Mitglied der letzteren, das zuerst ein curulisches Amt bekleidete, hieß Homo novus, gelangte aber erst durch das Consulat zur vollen Nobilität. Die Optimaten suchten jetzt, mochten sie patricischer oder plebejischer Herkunft sein, eben so die Ignobiles von den curulischen Würden auszuschließen, wie es früher die Patricier mit den Plebejern gethan hatten. Ueberhaupt konnten nur reiche Familien zur Nobilität gelangen, da seit dem ersten punischen Kriege die Kosten zu den großen Spielen nicht mehr aus dem Staatsschatz, sondern von den Aedilen selbst bestritten wurden, und da die Aedilität die erste Stufe zu den höheren Aemtern war. So wußte sich die Nobilität in den fast alleinigen Besitz aller curulischen Aemter zu setzen, und da alle gewesenen curulischen Beamten Anrecht auf Sitz und Stimme im Senat hatten, so gelangte auch in diesem die Nobilität zu einem Einfluß, dem gegenüber die nichtadeligen Senatoren zu einer völlig unbedeutenden Stellung herabgedrückt wurden. Ebenso war die Nobilität fast im alleinigen Besitz der Rittercenturien; die Ritterschaft bestand außer Senatoren überwiegend aus jungen Männern, die der Nobilität angehörten.

Allerdings fehlte es nicht an Opposition gegen die Optimaten in dem unabhängigen Bürgerstande, und die Bestrebungen, derselben zu begegnen, führten sie dazu, so viel an ihnen lag, den alten Bürgersinn zu vernichten. Durch Kornaustheilungen, Vermehrung der Volksfeste, auf deren Veranstaltung ungeheure Kosten verwendet wurden, suchten sie auf die Menge zu wirken; die siegreichen Feldherren begannen die gesammte Beute unter die zurückkehrenden Krieger zu vertheilen. Dennoch konnte es die Nobilität nicht verhindern, daß die Volkspartei eine bedeutende Verfassungsänderung, die wahrscheinlich im J. 241 erfolgte Reform der Centuriatcomitien, durchsetzte. Damals war die Zahl der Tribus auf 35 gestiegen, von denen jede in eine der Aelteren und eine der Jüngeren getheilt wurde. Jede dieser Halbtribus zerfiel nach dem Vermögen in fünf Klassen mit je einer Centurie, so daß also zusammen 350 Centurien waren. Früher hatten die Ritter in den Centuriatcomitien zuerst gestimmt, dann die erste Klasse, und waren beide einig, so war damit jede Abstimmung entschieden. Jetzt stimmten die Ritter zwar wie früher in ihren achtzehn Centurien mit der ersten Klasse, aber sie verloren ihr Vorstimmrecht, und die Centurie, welche zuerst stimmen sollte (praerogativa), wurde durch das Loos bestimmt; überdies erhielt jede der fünf Klassen gleich

viele Stimmen, weil sie die gleiche Zahl von Centurien hatte, und die Freigelassenen, welche mit den vier städtischen Tribus stimmten, wurden den Freigebornen jetzt ganz gleich gestellt, während sie früher gar kein Stimmrecht gehabt hatten. Die Freigelassenen wurden freilich schon 220 durch den Censor C. Flaminius wieder aus den Centurien entfernt, und da sie sich wieder eindrängten, wiederholte der Censor Tiberius Sempronius Gracchus funfzig Jahre später (169) diese Maßregel.

Wie die Optimaten durch den alleinigen Besitz der hohen Staatsämter zu großem Reichthum gelangten, so gaben ihnen dieselben auch die Mittel, fast alles Grundeigenthum an sich zu reißen. Sie betrachteten nicht nur die in ihrem Besitz befindlichen Staatsländereien als völlig freies Eigenthum; sie wußten auch die Besitzer kleinerer Grundstücke durch Wucher, durch Ankauf, oft auch durch Gewalt aus denselben zu verdrängen und sie mit ihren Besitzungen zu vereinigen. Das licinische Gesetz, daß Niemand mehr als fünfhundert Morgen von dem Gemeindelande besitzen sollte (S. 429), wurde längst nicht mehr beobachtet, und so wuchs das Grundeigenthum Einzelner unermeßlich, während die Zahl der kleineren Grundbesitzer immer mehr zusammenschmolz. Auf die Bestimmung des licinischen Gesetzes, daß auf jede fünfhundert Morgen eine bestimmte Zahl freier Arbeiter angestellt werden sollte, wurde auch nicht gehalten. Die Reichen fanden es vortheilhafter, ihre Ländereien durch Sklaven bearbeiten zü lassen; Mancher hielt Tausende von solchen, und so wurde das Land mit Schaaren zum Theil sehr roher und sittlich entarteter Menschen überschwemmt, deren Anwesenheit sogar die größte Gefahr herbeiführen konnte. In der That brach auch 134 v. Chr. ein furchtbarer Sklavenaufstand in Sicilien aus. 70,000 Sklaven, empört durch die furchtbare Grausamkeit, mit der sie behandelt wurden, erhoben sich unter dem Syrer Eunūs, der sich zum König ausrufen ließ. Der Aufstand griff mit reißender Schnelligkeit um sich, und erst nach vierjährigem harten Kampfe gelang es den Römern, ihn gänzlich zu überwältigen.

Manche erkannten wohl, daß nur durch strengere Durchführung der licinischen Gesetze der wachsenden Verarmung der freien Bürger abzuhelfen sei; aber es fehlte ihnen der Muth, der Feindschaft aller reichen Grundbesitzer zu trotzen. Endlich wagte es der Volkstribun Tiberius Sempronius Gracchus, sich dem hereinbrechenden Verderben entgegenzustellen.

Tiberius Gracchus gehörte einer der angesehensten Familien an. Sein Vater war jener Tiberius Sempronius Gracchus, der als Volkstribun für den älteren Scipio aufgetreten war (S. 469), mit dessen Tochter Cornelia er sich später vermählte. Cornelia war eine der damals schon selten gewordenen Frauen, die alle Tugenden in sich vereinigten, welche in früherer Zeit der Schmuck der Römerinnen gewesen waren. Nach dem Tode ihres Gatten schlug sie sogar die Hand des ägyptischen Königs Ptolemaeos aus, um sich ganz der Erziehung ihrer zwölf Kinder weihen zu können. Dieselben wurden ihr durch den Tod entrissen bis auf zwei Söhne, den Tiberius und Cajus, und eine Tochter, die Sempronia, welche mit dem jüngeren Scipio vermählt wurde. Diese Kinder erzog sie nun mit der größten Sorgfalt. Selbst durch griechische Kunst und Wissenschaft hochgebildet, pflegte sie in ihnen die Keime jeglicher Bildung, aber auch jeglicher Tugend. Als eine vornehme Frau sie einst nach

ihren Schmucksachen fragte, erwiederte sie, auf ihre Söhne zeigend: „Diese sind mein größter Schmuck.“ Unter solcher Leitung entfalteten sich die herrlichen Anlagen beider Brüder zur schönsten Blüthe. Zwar unterschieden sich beide in mancher Hinsicht von einander; Tiberius war sanft und mild, ruhig und besonnen, wo er öffentlich sprach, Cajus heftig und leidenschaftlich wie in seinem ganzen Wesen so auch in der Rede; jener einfach und mäßig in seiner Lebensweise, dieser, obwohl keineswegs dem Hange zum Wohlleben ergeben, doch den Aufwand liebend, aber beide gleich tapfer im Kriege, gleich eifrig und pflichttreu im Staatsdienste, gleich gerecht gegen ihre Untergebenen. Der neun Jahre ältere Tiberius wurde schon als Jüngling in das Collegium der Augurn aufgenommen, und Appius Claudius, der Erste im Senat, gab ihm seine Tochter Claudia zur Gemahlin. Auf einer Reise durch Etrurien lernte er das Elend der Armen durch eigene Anschauung kennen. Er fand das Land verödet, die Aecker von Sklaven bestellt. Da stand sein Entschluß fest, solcher Noth abzuhelfen. Er wurde 134 zum Volkstribun erwählt, und jetzt drang er auf strenge Durchführung der licinischen Ackergesetze (133). Jedoch wollte er die Besitzenden so viel als möglich schonen. Deshalb bestimmte er, Jeder solle für sich fünfhundert Morgen, für jeden noch in der väterlichen Gewalt befindlichen Sohn die Hälfte, und zwar als Eigenthum, behalten, das Uebrige aber gegen eine aus dem Staatsschatze zu zahlende billige Entschädigung für darauf errichtete Gebäude abtreten, und durch eine Commission von drei Männern sollte dies jährlich unter die ärmeren Bürger vertheilt werden. Auch unter den Angesehensten erkannten Manche die Billigkeit dieser Vorschläge, so sein Schwiegervater Appius Claudius, der Consul P. Mucius Scaevola und seines Bruders Schwiegervater, der Oberpriester P. Crassus Mucianus; aber doch erhob sich fast die ganze Adelspartei mit einer wahren Wuth gegen dieselben. Der Senat wußte des Tiberius Collegen und bisherigen Freund Octavius für sich zu gewinnen, daß er durch sein Veto die Annahme der Vorschläge desselben hinderte. Vergebens bot ihm Tiberius an, er wolle ihm die ihn treffenden bedeutenden Verluste aus eigenem Vermögen ersetzen. Octavius beharrte bei seinem Widerstande, und erst als Tiberius ihn gegen allen bisherigen Brauch durch das Volk hatte absetzen lassen, konnte er die Annahme des Ackergesetzes durchbringen. Er selbst, sein Schwiegervater und sein Bruder wurden in die Commission gewählt, welche für die Vollziehung desselben zu sorgen hatte. Die Adelspartei verfolgte ihn jetzt mit der größten Wuth, die noch höher stieg, als er mit dem neuen Vorschlage hervortrat, die Schätze des gerade damals gestorbenen Attălos (S. 482) unter die armen Bürger zu vertheilen. Er suche sich, sagte sie, nur einen Anhang zu verschaffen, um die Republik zu stürzen und sich zum König zu machen. Ihre Rache solle ihn treffen, wenn sein Amtsjahr zu Ende sei. Seine eigene Sicherheit machte es deshalb nöthig, daß er sich auch für das folgende Jahr um das Tribunat bewarb. Nun suchten seine Gegner auf alle Weise seine Wiedererwählung zu hindern, und wirklich endete der erste Wahltag ohne Resultat. Tiberius erkannte die Gefahr, in der er schwebte; mit seinem Kinde herumziehend, flehte er das Volk um Schutz an. Mit traurigen Ahnungen erschien er am folgenden Tage zur Wahl. Der Widerstand erneuerte sich; die Anhänger des Tiberius griffen zu den Waffen. Als der Senat, welcher

in der Nähe im Tempel der Treue versammelt war, von dem Tumult hörte, forderte der Oberpriester Cornelius Scipio Nasica, ein naher Verwandter, aber zugleich ein erbitterter Gegner des Tiberius, den Consul Mucius Scaevola auf, für die Sicherheit des Staates zu sorgen, und da dieser sich weigerte, Gewalt zu brauchen, rief er heftig aufspringend aus: „Der Consul verräth den Staat; wer es mit Rom noch gut meint, der folge mir!" Den Tiberius für einen Hochverräther erklärend, traten sie aus dem Tempel. Ehrfurchtsvoll wich das Volk vor ihnen zurück; sie aber ergriffen Alles, was ihnen als Waffe dienen konnte; sie zertrümmerten die Bänke auf dem Wahlplatze, rissen die Beine derselben aus und schlugen damit auf das fliehende Volk ein. Tiberius selbst wurde im Tumult ermordet, sein Leichnam mit dreihundert anderen in die Tiber geworfen. Er war noch nicht dreißig Jahre alt geworden. Viele wurden später noch als Mitschuldige verhaftet, und noch im folgenden Jahre wurden Tausende, zum Theil ohne Untersuchung, hingerichtet; Einen warf man sogar in ein Gefäß voll Schlangen; doch wagte man nicht, das Ackergesetz abzuschaffen.

Scipio, der Schwager des Tiberius, belagerte gerade Numantia, als dieser ermordet wurde. Als er nach Rom zurückkam (132), fragte ihn der Consul Papirius Carbo, ein Freund des Volkes, aber ein zu Allem fähiger Mensch, ob er den Tod des Gracchus für recht halte. „Ja", erwiederte Scipio, „wenn er sich hat zum König machen wollen." Das Volk gerieth darüber in große Erbitterung, und als Scipio auf Aenderung der Ackergesetze antragen wollte, starb er plötzlich in der Nacht vorher (128). Man sprach allgemein von Mord; selbst seine Gattin Sempronia beschuldigte man, ihn vergiftet zu haben. Mit größerem Rechte vielleicht traf den Papirius Carbo Verdacht; es ist indessen nichts erwiesen worden.

Als ihren gefährlichsten Feind erkannte die Partei der Vornehmen bald den jungen Cajus Gracchus. Man suchte ihn von Rom fern zu halten, und es kam sehr erwünscht, daß er zum Quaestor in Sardinien ernannt wurde. Er hätte nach einem Jahre zurückkehren können; man hielt ihn aber drei Jahre in Sardinien zurück, wohl zugleich in der Hoffnung, die dortige ungesunde Luft würde ihm verderblich werden. Doch plötzlich kam er ohne Erlaubniß nach Rom, und deshalb vor den Censoren angeklagt, berief er sich darauf, daß er bereits zwölf Jahre Kriegsdienste gethan habe, während Andere höchstens zehn Jahre dienten, daß er dreimal so lange Quaestor gewesen sei, als er brauche, daß er bei dem ganzen Heere der Einzige sei, der mit vollem Beutel nach Sardinien gegangen, mit leerem zurückgekehrt sei, während Andere selbst ihre Weinfässer mit Gold und Silber angefüllt zurückbrächten. Er wurde nicht nur freigesprochen, sondern auch für das folgende Jahr (123) zum Volkstribun erwählt. Jetzt konnte er Alles durchsetzen. Seine feurige Beredtsamkeit riß Alle hin. Beständig schwebte ihm das blutige Bild seines ermordeten Bruders vor der Seele, und bei jeder Rede wies er auf dasselbe hin. Selbst seine Feinde wurden oft von der Macht seiner Worte zu Thränen gerührt. Er erneuerte die Gesetze seines Bruders und verschärfte sie noch. Er setzte es durch, daß jährlich ein bestimmter Theil der Staatsländereien an die Armen vertheilt, daß ihnen Getreide zu einem billigeren Preise verkauft wurde, daß den Soldaten die Waffen geliefert wurden, ohne daß man ihnen,

wie es bisher geschehen war, dafür etwas von ihrem Solde abzog. Er bewirkte den Bau großartiger Landstraßen, wodurch er der ärmeren Bevölkerung Nahrung und Beschäftigung verschaffte; er ließ Colonien anlegen, um der Noth Vieler abzuhelfen. Gleichzeitig aber griff er die Macht des Senats an. Nur bei diesem konnten die Bewohner der Provinzen Klagen gegen die sie bedrückenden Statthalter anbringen. Diese gehörten selbst dem Senatorenstande an, und ihre Richter ließen sich gewöhnlich auf die empörendste Weise bestechen. Gracchus setzte es durch, daß dem Senat, also der Adelsaristokratie, die Gerichtsbarkeit über Staatsverbrechen genommen und dreihundert Rittern, d. h. (der Geldaristokratie) übertragen wurde, wodurch er freilich dem Uebel auch nur theilweise abhelfen konnte. Dem Senat entzog er zugleich die Entscheidung in den wichtigsten Verwaltungssachen und übertrug sie den Tributcomitien, also unmittelbar den Volkstribunen. Um den Gebildeten und Vermögenden noch mehr das Uebergewicht zu verschaffen, trug er auf Ertheilung des vollen Bürgerrechts an die Latiner und des latinischen Rechts (S. 438) an die übrigen Italiker an.

Der Senat sah sich solchergestalt in allen seinen Gerechtsamen bedroht, und der Untergang des gefährlichen Feindes ward beschlossen. Ohne daß er sich darum beworben hatte, war er auch für das folgende Jahr zum Tribun erwählt worden. Da gewannen die Senatoren einen der anderen Tribunen, den M. Livius Drusus, der in seinen Vorschlägen den Gracchus an Freigebigkeit immer überbieten mußte und dabei allemal von Seiten des Senats heuchlerische Unterstützung fand. So wurde das Volk zu der Meinung verleitet, der Senat sei kein Gegner der Sache, sondern nur der Person des Gracchus. Es war der Menge ziemlich gleichgültig, von wem sie Vortheile empfing; wer ihr am meisten bot, war ihr am angenehmsten, und bald wandte sie sich leichtsinnig von ihrem Wohlthäter ab und dem Senat und seinen Werkzeugen zu, die sie betrogen. Für das Jahr 221 wurde Gracchus nicht wieder zum Tribun erwählt; dagegen erhielt L. Opimius, einer seiner heftigsten Feinde, das Consulat. Jetzt trat der Senat mit offener Feindseligkeit gegen ihn auf. Die bereits begonnene Gründung der von ihm beantragten Colonien sollte wieder eingestellt werden. Es wurde deshalb eine Volksversammlung auf dem Capitol gehalten. Die Gemüther begannen bereits sich zu erhitzen, als die Unbesonnenheit eines vom Opimius gesandten Lictors, der sich mit den Worten: „Ihr schlechten Bürger, macht den guten Platz!“ durch die Anhänger des Gracchus drängte, alle Leidenschaften entfesselte. Ehe Cajus es zu verhindern vermochte, wurde der Lictor ermordet. Nichts konnte dem Senat erwünschter kommen. Der Leichnam des Ermordeten, als eines Märtyrers für die gute Sache, wurde auf dem Markte ausgestellt; der ganze Senat versammelte sich wehklagend um die Bahre und folgte derselben zum Grabe. Opimius wurde mit dictatorischer Gewalt bekleidet und befahl allen Senatoren und Rittern, bewaffnet auf dem Forum zu erscheinen. Gracchus nahm jetzt Abschied von seiner weinenden Gattin und seinen Kindern und suchte mit seinen Anhängern Zuflucht auf dem aventinischen Hügel; aber derselbe wurde erstürmt. An dreitausend von der Partei des Gracchus fanden ihren Tod; er selbst floh in einen heiligen Hain. Ein treuer Sklave, der ihm gefolgt war, tödtete, als er auch hier verfolgt wurde, zuerst ihn und dann

sich selbst. Opimius hatte für den Kopf des Gracchus das Gewicht desselben an Gold versprochen; ein Freund des Consuls bemächtigte sich desselben und goß ihn mit Blei aus, so daß er über siebzehn Pfund Gold dafür erhielt. Die Leichen der Ermordeten wurden in die Tiber geworfen, ihre Güter confiscirt; ihren Gattinnen ward untersagt, sie zu betrauern, und wie zum Hohn weihte Opimius nun der Eintracht einen Tempel. Das eingeschüchterte, betrogene Volk kam nur zu bald zur Besinnung. Während den Opimius später die schimpfliche Anklage, er habe sich in einem Kriege bestechen lassen, und die tiefste Verachtung Aller traf, wurden den beiden Gracchen öffentlich Bildsäulen errichtet. Die Plätze, wo sie ermordet waren, wurden geweiht, und man wallfahrtete dahin wie zu Göttertempeln. Auch auf Cornelia übertrug man gleiche Verehrung. Sie ertrug das harte Schicksal, das sie getroffen hatte, mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit. Auf einem Landgute bei Misenum in Campanien brachte sie den Rest ihrer Tage zu. Dort lebte sie wie zuvor im Kreise gebildeter und gelehrter Männer, von Allen hoch geachtet. Gern sprach sie von ihrem Vater, dem großen Scipio, am liebsten aber von ihren Söhnen, deren Bild in herrlicher Verklärung immer vor ihrem Geiste stand, so daß sie von ihren Thaten und Schicksalen ohne Thränen, wie von einer Begebenheit der Vorzeit, zu reden vermochte. Nach ihrem Tode wurde ihr eine eherne Bildsäule errichtet mit der Inschrift: „Cornelia, die Mutter der Gracchen."

§. 55. Cajus Marius.

Obgleich die siegende Partei nach dem Tode des C. Gracchus ihre Macht auf die übermüthigste Weise zur Unterdrückung der ärmeren Bürger benutzte, die gracchischen Ackergesetze außer Kraft setzte und die meisten Staatsländereien bald wieder in ihren Besitz zu bringen wußte, so kam es doch längere Zeit zu keinem inneren Kampfe, weil äußere Kriege die ganze Thätigkeit der Römer in Anspruch nahmen. Aber gerade jene Kriege brachten nachher den inneren Kampf nur um so gewaltiger zum Ausbruch; denn theils offenbarten sie die Schlechtigkeit derer, die zu Rom im Besitz der Macht waren, auf die grauenhafteste Weise, theils schafften sie den Unterdrückten ein Parteihaupt an Cajus Marius.

Marius war in der Gegend von Arpinum von geringen und armen Eltern geboren, so daß er sich anfänglich als Tagelöhner sein Brot erwerben mußte und dann als gemeiner Soldat diente. Er war ein rauher Mann; schon in den Zügen seines Gesichtes prägte sich die entschiedenste Härte und Strenge aus. Obgleich er Griechisch reden konnte, was damals in höheren Kreisen schon unerläßlich geworden war, so verachtete er doch jede Beschäftigung mit griechischer Kunst und Wissenschaft und hielt starr am altrömischen Wesen fest. Aber Soldat war er durch und durch. Unermüdet thätig, einfach in seiner Lebensweise, theilte er auch als Feldherr mit dem gemeinen Krieger freiwillig alle Drangsale und Entbehrungen; an Muth und Verachtung jeder

Gefahr kam ihm Keiner gleich. Dabei überschaute er die Verhältnisse mit klarem Blick; mit Vorsicht bereitete er seine Unternehmungen vor, mit Kraft führte er sie aus; er war ein geborner Feldherr. Dennoch hatte er wegen seines abstoßenden, gehässigen Wesens und wegen seiner Grausamkeit nur wenige Freunde. Die Vornehmen haßte er; dagegen schmeichelte er dem gemeinen Haufen wie Keiner zuvor, und that sich groß damit, daß er selbst dem niederen Volke angehöre und nichts durch seine Geburt, Alles durch sich selbst erlangt habe. Schon früh machten seine großen Eigenschaften sich bemerklich; bereits Scipio, unter dem er im Kriege gegen Numantia diente, erkannte sie rühmend an. Nach Beendigung des Krieges bewarb sich Marius um Staatsämter; er wurde Tribun und Praetor; er reinigte als Statthalter Spanien von Räuberbanden; reichere Gelegenheit zur Erwerbung von Ruhm bot ihm aber ein Krieg, den die Römer damals gegen den König **Jugurtha von Numidien** führten, ein Krieg, der den traurigsten Beweis davon liefert, wie allgemein das furchtbarste Sittenverderben auch unter den höchsten Klassen der Römer verbreitet war.

Jugurtha war nach dem Tode der Söhne des Masinissa mit dessen Enkeln Adherbal und Hiempsal, seinen Vettern, gleichzeitig zur Herrschaft in Numidien gelangt; aber das genügte dem stolzen Manne nicht; er wollte allein herrschen. Schlau und ränkesüchtig, ohne alle Treue und Redlichkeit, fand er leicht die Mittel zur Erreichung seines Wunsches. Den Hiempsal ließ er ermorden, gegen Adherbal begann er den Krieg. Vergeblich flehte dieser die Römer um Hülfe an; Jugurtha erkaufte den römischen Senat und die römischen Commissarien, zwang seinen Gegner, sich unter dem Versprechen, daß ihm kein Leid geschehen solle, zu ergeben, und ließ ihn dann treulos niederhauen. Er wurde wegen dieses Verbrechens in Rom angeklagt, aber er bestach die römischen Feldherren, die zu seiner Bestrafung nach Afrika gesandt wurden (111 v. Chr.); ja, er wagte es sogar, sich persönlich in Rom zu stellen, entzog sich der Verantwortung durch einen bestochenen Tribun, der ihm in der Volksversammlung das Reden verbot, und war frech genug, in Rom selbst noch einen anderen Nachkommen des Masinissa, den Massiva, ermorden zu lassen. Er mußte nun freilich aus Rom fliehen und nach Afrika zurückkehren; aber weiter geschah nichts; man hatte ihm, ehe er nach Italien ging, sicheres Geleit versprochen. „Die ganze Stadt ist feil," rief er spöttisch aus, „wenn sich nur ein Käufer findet." Der Krieg wurde nun zwar wieder begonnen, aber die von Jugurtha bestochenen römischen Soldaten gingen mit ihren gleichfalls bestochenen Führern in Waffen zu ihm über, und es mußte ein schimpflicher Vertrag geschlossen werden. Das war zu viel. Der Vertrag wurde in Rom verworfen. Der unbestechliche **Q. Caecilius Metellus**, ein Neffe des Besiegers von Macedonien, ward mit der kräftigen Fortführung des Krieges beauftragt (109). Eine strenge Untersuchung wurde angestellt; vier ehemalige Consuln, auch ein Opferpriester, wurden verurtheilt, und bei dieser Gelegenheit empfing auch Opimius seinen Lohn für das, was er an C. Gracchus gethan hatte. Zwei Jahre lang führte Metellus den Krieg gegen Jugurtha mit solchem Glück, daß er ihn endlich zwang, bei seinem Schwiegervater **Bocchus**, dem Könige von Mauretanien, Zuflucht zu suchen; der Ruhm aber, den Kampf beendigt zu haben, wurde ihm durch **Marius** entrissen.

Dieser befand sich bei dem Heere des Metellus als Legat. Als solcher hatte er sich die Liebe und Verehrung der Soldaten zu erwerben gewußt, so daß die Meinung sich zu verbreiten begann, nur er vermöge den Krieg glücklich zu beendigen. Dies gab ihm Muth, sich um das Consulat zu bewerben, was bis dahin für einen Menschen von seiner Herkunft unerhört gewesen war. Der stolze Metellus sagte höhnisch zu ihm: „Könntest du nicht zufrieden sein, wenn du einmal mit meinem Sohne Consul würdest?" Dieser war damals erst zwanzig Jahre alt, und um Consul werden zu können, mußte man ein Alter von vierzig Jahren haben; Marius dagegen war schon über funfzig Jahre alt. Solche Worte erfüllten das leicht reizbare Gemüth des Marius mit Bitterkeit gegen Metellus; er drang um so entschiedener auf seine Beurlaubung, und endlich konnte ihm Metellus dieselbe nicht länger verweigern. Nun eilte er nach Rom, das er mit der größten Anstrengung noch vor dem Wahltage erreichte. Dort hatte er schon Alles zu seinen Gunsten vorbereitet; er wurde zum Consul (für das J. 107) gewählt und zugleich gegen den Willen des Senats mit der Führung des Krieges gegen Jugurtha beauftragt. Er setzte denselben mit aller Kraft fort, und endlich vernichtete er durch einen glänzenden Sieg die 60,000 Mann starke Reiterei des Bocchus und des Jugurtha. Jetzt begann Bocchus für sich selbst besorgt zu werden, und suchte die Anknüpfung von Unterhandlungen nach. Marius sandte ihm seinen Quaestor Sulla, und dieser bewog endlich den lange schwankenden König zur Auslieferung des Jugurtha. Damit war der Krieg 105 v. Chr. beendet. Ein Theil von Numidien wurde mit der Provinz Afrika vereinigt, dem größeren Theile aber gaben die Römer einen besonderen König. Marius, wieder zum Consul gewählt (für 104), kehrte im Triumph nach Rom zurück; der schon halb wahnsinnige Jugurtha ging gefesselt vor dem Wagen des Siegers her und wurde dann in einen tiefen unterirdischen Kerker geworfen, in welchem er erst nach sechs Tagen dem qualvollsten Hungertode erlag.

Es war die höchste Zeit, daß der numidische Krieg beendigt wurde, denn schon war Rom von einer weit größeren Gefahr bedroht; man erwartete die Cimbern und Teutonen an der Grenze von Italien. Die Cimbern stammten aus dem unbekannten Norden; sie gehörten nicht, wie die Römer anfänglich glaubten, zu den Kelten, sondern zu den Germanen. Auf ihren Wanderungen waren sie bis an den Dnjepr vorgedrungen; durch unbekannte Ursachen wurden sie aber genöthigt, diese Gegenden zu verlassen, und sie erschienen nun 113 v. Chr. an der Mitteldonau, wo sie sich mit den gleichfalls germanischen Teutonen vereinigten. Unweit Noreja im jetzigen Kärnten, nördlich von Klagenfurt, schlugen sie ein römisches Heer unter dem Consul Cn. Papirius Carbo, als er sie durch falsche Wegweiser in einen Hinterhalt gelockt hatte und überfiel, und dasselbe wurde nur dadurch vor völliger Vernichtung gerettet, daß ein Unwetter die Kämpfenden trennte. Die Sieger hätten jetzt sogleich ihren Angriff gegen Italien richten können; sie wandten sich jedoch nach Westen und drangen, Alles verheerend, nach Gallien vor. Der Consul M. Junius Silanus, den die Römer im J. 109 zum Schutze ihrer Provinz mit einem bedeutenden Heere gegen sie sandten, wurde nahe bei Marseille von ihnen völlig geschlagen. Auch die helvetischen Tiguriner und Toygener kamen jetzt aus ihren Gebirgen hervor, um sich im Westen mildere

Wohnsitze zu suchen. Sie zogen nach Gallien, um sich mit den Cimbern zu vereinigen und drangen bis zur Garonne vor. Hier stießen sie auf ein römisches Heer unter dem Consul L. Cassius Longinus (107) und schlugen es völlig. Der Consul selbst fiel mit seinem Legaten Cajus Piso. C. Popillius, der den Oberbefehl über die führte, welche sich in das Lager gerettet hatten, mußte das Leben derselben dadurch erkaufen, daß sie unter dem Joch durchgingen, und Geiseln stellen. Die furchtbarste Niederlage erlitten die Römer unter dem Consul Cn. Mallius und dem Proconsul Q. Servilius Caepio 105 v. Chr. an der Rhône bei Arausio, dem heutigen Orange, wo nicht weniger als 80,000 römische Soldaten gefallen sein sollen. Ein Glück für Rom war es, daß die Feinde nicht die Alpen überschritten, sondern über die Pyrenäen nach Spanien zogen, auch dort Alles verwüstend und selbst Städte, die sich ihnen ergaben, so grausam behandelnd, daß die Belagerten sich lieber von Leichen nährten, ehe sie sich der Gewalt solcher Barbaren überlieferten.

Die einzige Hoffnung der Römer beruhte jetzt auf Marius; selbst seine Gegner wünschten, daß er wieder Consul würde, und so wählte man ihn zum dritten Male; ja, er blieb vier Jahre hinter einander (104—101) Consul bis zur Beendigung des Krieges. Die Abwesenheit der Feinde in Spanien benutzte er dazu, ein tüchtiges Heer zu bilden, und nun erwartete er ihre Rückkehr am Zusammenfluß der Isère und Rhône in der Meinung, sie würden über die Alpen nach Italien gehen wollen. Aber die Barbaren wichen ihm aus. Die Teutonen blieben in Gallien; die Cimbern zogen unter ihrem Fürsten Bojörich um die Nordseite der Alpen herum, um von der anderen Seite in Italien einzudringen. Die Teutonen folgten jetzt dem Marius, der an der Rhônemündung ein verschanztes Lager aufschlug. Unthätig blieb er in demselben, bis er seine Soldaten an den furchtbaren Anblick der Teutonen gewöhnt hatte, welche ihn vergebens zum Kampfe zu reizen suchten. Endlich wurden die Feinde des Wartens müde und zogen mit Weibern und Kindern, Wagen und allem Gepäck höhnend vor dem Lager der Römer vorbei. Jetzt brach auch Marius auf. Er folgte ihnen auf dem Fuße nach, und bei Aquae Sextiae, dem jetzigen Aix in der Provence, kam es zu einer entscheidenden Schlacht (102 v. Chr.). Fast die ganze Völkerschaft der Teutonen wurde niedergehauen; Weiber und Kinder tödteten sich selbst; nur Wenige geriethen mit ihrem Fürsten Teutobod in die Gefangenschaft. Bei der Siegesfeier, die Marius nach der Schlacht veranstaltete, erhielt er die Nachricht, daß er zum fünften Male zum Consul ernannt sei, und er eilte nun nach Rom, um gegen die Cimbern zu ziehen, welche bereits die Etsch überschritten hatten. Den Triumph, den man ihm anbot, lehnte er ab, bis er auch die Cimbern würde geschlagen haben, und ging, vereinigt mit einem römischen Heere, das bereits in Oberitalien stand, über den Po. Am Abhang der Alpen, auf dem raudischen Felde unterhalb Vercelli, unweit der Mündung der Sesia in den Po, kam es zu einer Schlacht (101 v. Chr.). Die Cimbern kämpften mit der größten Tapferkeit; dennoch aber wurden sie in die hinter ihrem Heere befindliche Wagenburg zurückgedrängt, wo die Frauen und Kinder waren. Dort entspann sich ein neuer Kampf; die Weiber tödteten selbst die fliehenden Männer, erdrosselten die Kinder mit eigenen Händen, warfen sie unter die Räder und die Füße der Lastthiere und brachten

sich dann selbst um. Mehr als 60,000 Cimbern sollen in die Gewalt der Römer gerathen sein, doppelt so viele in der Schlacht ihren Tod gefunden haben; fast Keiner entkam durch die Flucht. In Rom war der Jubel über diesen Sieg unbeschreiblich. Man feierte Freudenfeste; man brachte dem Marius so gut wie den Göttern Trankopfer, und wie man einst den Camillus den zweiten Gründer Roms genannt hatte, so pries man jetzt ihn als den dritten. Bei seiner Rückkehr hielt er einen Triumphzug, herrlicher, als ihn je ein siegreicher Feldherr zuvor gefeiert hatte.

---

§. 56. Marius im Kampfe mit Sulla.

Marius war jetzt auf dem Gipfel des Glanzes und des Ruhmes, und mit dem größten Eifer trachtete er nun danach, zum sechsten Male Consul zu werden; aber er war nur im Kriege groß und hat durch das, was er im Frieden that, seinen Ruhm nur zu sehr verdunkelt. Um seinen Wunsch zu erreichen, verschmähte er es nicht, zu den verwerflichsten Mitteln seine Zuflucht zu nehmen. Er schmeichelte dem Pöbel und gab ihm, um recht populär zu erscheinen, in Allem auch gegen seine Ueberzeugung nach. Das Schlimmste aber war, daß er mit einem nichtswürdigen Menschen, dem Volkstribun L. Apulejus Saturninus, in Verbindung trat. Derselbe war aus einer der vornehmsten Familien, als er aber wegen Unterschlagung öffentlicher Gelder seines Amtes als Quaestor entsetzt war, schloß er sich dem Pöbel an und wurde zweimal Volkstribun. Mit ihm verbunden war der Praetor C. Servilius Glaucia, ein eben so vornehmer, aber auch eben so nichtswürdiger Mensch. Beide beherrschten die Volksversammlung, und ohne wohl selbst klar zu wissen, was sie eigentlich erreichen wollten, sannen sie nur auf Gewaltthätigkeit und Umsturz. Sie gingen in ihrem verbrecherischen Treiben so weit, daß selbst Marius sich zuletzt gegen sie erklären mußte. Es kam zu einem Kampfe in Rom (im J. 100); die Schuldigen flüchteten sich auf das Capitol; doch Marius erstürmte den Hügel und zwang durch Hunger und Durst die in den Tempel Eingeschlossenen zur Uebergabe. Nun sollte Gericht über sie gehalten werden; aber der Pöbel selbst erhob jetzt einen Tumult, in welchem sie niedergehauen wurden. Marius mochte nicht Zeuge von dem Triumphe seiner Gegner sein. Er verließ Rom und begab sich nach Kleinasien, mit der geheimen Absicht, den mächtigen König Mithradātes von Pontos zu einem Kriege gegen Rom zu reizen, in welchem er neuen Kriegsruhm zu erwerben dachte. Doch auch diese Hoffnung schlug ihm fehl, und er ging deshalb wieder nach Rom und zog sich in das Privatleben zurück. Als endlich wirklich ein Krieg mit Mithradates ausbrach, wurde nicht Marius, sondern Sulla vom Senat zum Befehlshaber des gegen ihn gesandten Heeres ernannt.

L. Cornelius Sulla, den wir schon im numidischen Kriege kennen gelernt haben, bildete in jeder Beziehung den entschiedensten Gegensatz gegen Marius. Er gehörte einer vornehmen patricischen Familie an, die aber in

ihren Vermögensumständen ganz heruntergekommen war. Er liebte ein üppiges, schwelgerisches Leben, aber mehr als dies den Ruhm, und ließ sich daher durch den Genuß, wie sehr er auch demselben ergeben war, nie von den Geschäften zurückhalten. Dabei war er schlau, beredt, ein feiner, gewandter Weltmann, in griechischer und römischer Wissenschaft gleich gründlich gebildet. Schon der Ruhm, den ihm die Gefangennehmung des Jugurtha verschaffte, erregte den Neid des Marius, und Sulla reizte diesen noch mehr dadurch, daß er jene Begebenheit auf seinen Siegelring stechen ließ. Auch im Kriege gegen die Cimbern zeichnete er sich aus, noch mehr aber in dem gegen die Bundesgenossen, der bald darauf ausbrach.

Da nämlich der von dem Volkstribun M. Livius Drusus gemachte Vorschlag, den italischen Bundesgenossen das römische Bürgerrecht zu ertheilen, nicht durchging, erhoben sich die sabellischen Völker (91 v. Chr.), um einen eigenen Staat zu gründen. Voll begeisterter Freiheitsliebe begannen sie unter der Führung tüchtiger Feldherren den Krieg, und mehr als ein römisches Heer wurde von ihnen vernichtet. Ein Glück für Rom war es, daß die Latiner treu blieben, wofür ihnen das Bürgerrecht ertheilt wurde; sie wurden aber nur in acht der damaligen 35 Tribus eingeschrieben.

Marius war damals bereits fünf und sechzig Jahre alt; die Kraft und das Feuer der Jugend waren in ihm schon erloschen; dazu litt er noch an einer hartnäckigen Nervenkrankheit, und er konnte deshalb wenig gegen die Feinde ausrichten. Desto größeren Ruhm erwarb sich Sulla durch glänzende Siege; die einzelnen Völkerschaften schlossen nach und nach Frieden und erhielten das Bürgerrecht. Die Spannung zwischen Marius und Sulla stieg dadurch immer höher, und als Sulla im J. 88 zum Consul ernannt wurde, brachte der eben beginnende Krieg gegen Mithradates, der sich ganz Kleinasien unterworfen hatte, den Kampf zwischen beiden Männern zum offenen Ausbruch. Während Sulla, nachdem ihm die Führung des Krieges übertragen war, ehe er nach Asien ging, erst den Krieg gegen die Bundesgenossen völlig beendigte, setzte Marius zu Rom alles in Bewegung, um ihm die Führung des mithradatischen Krieges zu entreißen. Durch den dem Sulla persönlich feindlichen Volkstribun P. Sulpicius Rufus wurde das Volk aufgeregt. Es kam zu stürmischen Auftritten in der Stadt. Sulpicius stellte, um die Partei des Marius zu verstärken, den Antrag, daß die neuen Bürger Roms zu allen Tribus zugelassen werden sollten, und das Volk übertrug dem Marius den Oberbefehl. Doch Sulla zog nun an der Spitze seines Heeres gegen Rom, drang in die Stadt ein, schlug den Marius zurück und zwang ihn zur Flucht. So begann 88 v. Chr. der erste Bürgerkrieg in Rom. Marius nebst seinem Sohne und noch zehn seiner Anhänger wurden für Feinde des Vaterlandes erklärt. Er entkam glücklich nach der Meeresküste und gelangte auf einem Boote nach Terracina. Unter vielen Mühseligkeiten und Gefahren kam er nach Minturnae am Ausflusse des Garigliano. Er verbarg sich vor seinen Verfolgern in den bei dieser Stadt befindlichen Sümpfen, wurde jedoch ergriffen und in den Kerker geworfen. Ein Cimber wurde abgeschickt, um ihn zu tödten; als ihm aber Marius zurief: „Mensch, du wagst es, den Cajus Marius zu tödten?" wurde er von Schrecken ergriffen, lief aus dem Hause hinaus, warf sein Schwert von sich und schrie: „Ich kann den Cajus Marius

nicht umbringen." Jetzt war man dem Gefangenen selbst zur Rettung behülflich; er wurde auf ein Boot gebracht und entkam so glücklich nach Afrika. Der Statthalter verweigerte ihm den Aufenthalt daselbst. Der Bote desselben fand ihn auf den Trümmern von Karthago. „Sage deinem Herrn", erwiederte ihm Marius, „du habest den Marius auf den Trümmern von Karthago sitzen gesehen."

Während dessen war Mithradates zu so großer Macht gelangt, daß die römische Herrschaft im Osten ernstlich bedroht war. König Mithradates VI. Eupator war im J. 136 zu Sinope geboren. Schon 124 war auf Anstiften seiner Mutter sein Vater Mithradates Euergetes ermordet worden; er selbst entging ihren Nachstellungen nur dadurch, daß er sich unter dem Vorwande der Vorliebe zur Jagd mit wenigen Getreuen auf ein Waldgebirge zurückzog. So erlangte er große Körperstärke und Gewandtheit; er war gegen alle Beschwerden abgehärtet. Damit vereinigte er seltene Geisteskraft, Klugheit, Kühnheit, Festigkeit und unerschütterliche Ausdauer. Mit scharfem Blick wußte er die Verhältnisse zu durchschauen, und vor Gefahren bebte er nicht zurück. Zugleich war er mit seltener Gedächtnißkraft begabt; er redete zwei und zwanzig Sprachen; er war ein Freund der Künste und Wissenschaften. Dabei aber war er ehrgeizig und herrschsüchtig ohne Maß, roh und abergläubisch, wilden, unbeugsamen Sinnes, mißtrauisch, grausam und treulos; zur Erreichung seiner Zwecke scheute er kein Mittel. Als er, mündig geworden, die Regierung übernahm, rächte er zuerst die Ermordung seines Vaters, indem er seine Mutter und seine treulosen Verwandten tödten ließ. Frühzeitig faßte er den Plan, sein Reich zu vergrößern, und deshalb wurde er, als ihm die Römer Großphrygien, das sie seinem Vater überlassen hatten, wieder abnahmen, ihr unversöhnlicher Feind. Der Verbreitung ihrer Herrschaft in Asien beschloß er mit aller Macht entgegen zu treten, indem er eine allgemeine Verbindung des Orients zu Stande brächte. Um seine Macht zur Bekämpfung Roms zu verstärken und sein Reich zu vergrößern, schloß er einen Bund mit sarmatischen und germanischen Völkern an der Donau. Er entriß das Küstenland Kolchis am schwarzen Meere (Mingrelien und Imereti) mit der wichtigen Handelsstadt Dioskurias den einheimischen Fürsten und vereinigte es mit seinem Reiche. Ebenso erwarb er das bosporanische Königreich (die Krim); von den dortigen griechischen Städten (Chersonesos in der Nähe von Sewastopol, Pantikapaeon, dem heutigen Kertsch), die von den Barbaren hart bedrängt waren, wurden seine Heere als Befreier begrüßt. In Kleinasien vereinigte er Kleinarmenien, das schon von ihm abhängig war, völlig mit seinem Reiche; mit Tigranes, dem Könige von Großarmenien, trat er in die engste Verbindung; er gab ihm seine Tochter Kleopatra zur Gemahlin, und mit seiner Hülfe bemächtigte er sich Paphlagoniens und Kappadociens. Seine Flotte beherrschte das ganze schwarze Meer; unermeßliche Mittel zur Kriegführung standen ihm zu Gebote. So mächtig war seit langer Zeit kein König in Asien gewesen, und er hoffte sich um so leichter zum Herrn von ganz Asien machen zu können, da die Römer gerade damals in den Bundesgenossenkrieg verwickelt waren.

Als nun aber der römische Senat einschritt, die Wiedereinsetzung der skythischen Fürsten in der Krim forderte, Paphlagonien für unabhängig erklärte und dem Mithradates die Räumung der besetzten Landestheile gebot,

gab dieser vollständig nach. Lucius Sulla, der Statthalter von Cilicien, setzte die durch Mithradates vertriebenen Könige von Kappadocien und Bithynien wieder ein (92), ohne daß derselbe es gehindert hätte; die Ruhe und die alte Ordnung schienen wieder hergestellt. Kaum aber hatte Sulla das Land verlassen, als Tigranes den neuen König von Kappadocien, den Ariobarzänes, wieder vertrieb. In Bithynien wurde nach dem Tode des Königs Nikomedes II. dessen Sohn Nikomedes III. Philopator von seinem jüngeren Bruder Sokrates verdrängt. Der eigentliche Urheber aller dieser Wirren war Mithradates. Als aber die Römer, von Nikomedes und Ariobarzänes zu Hülfe gerufen, den Consular Manius Aquillius zur Unterstützung des Statthalters Lucius Cassius nach Kleinasien sandten, gab er wieder nach; die vertriebenen Könige wurden wieder eingesetzt, und den Sokrates ließ er selbst tödten (90). Er vermied sichtlich den Kampf mit Rom, für den er sich nicht stark genug fühlte. Erst als Nikomedes, durch Aquillius veranlaßt, ihm plündernd in das Land fiel und die Römer ihm auf seine Klage darüber noch dazu den Krieg gegen Nikomedes verboten, rüstete er sich zum Kriege. Ein Heer von 250,000 Mann zu Fuß und 40,000 Reitern stellte er ins Feld; seine Flotte zählte 300 Deck- und 100 offene Schiffe. Ueberall wußte er sich Bundesgenossen zu verschaffen; in dem römischen Kleinasien betrachteten die Bewohner ihn als Befreier vom römischen Druck. Sein Sohn Ariarathes rückte in Kappadocien ein; er selbst griff zunächst den Nikomedes an, dessen Heer er im J. 88 an einem Nebenflusse des Halys völlig besiegte. Auch römische Heere wurden geschlagen; ganz Kleinasien fiel jauchzend dem Sieger zu; nur Magnesia am Sipylos blieb den Römern treu. Viele Städte lieferten dem Könige die in ihrer Mitte weilenden römischen Offiziere gefesselt aus; auch Aquillius, der gleichfalls von Mithradates geschlagen war, wurde ihm von den Bewohnern von Mitylene auf Lesbos, wo er Zuflucht gesucht hatte, überliefert, und Mithradates nahm an ihm grausame Rache. Bald zu Fuß an einen Reiter gefesselt, bald auf einen Esel gebunden, ließ er ihn durch die Städte Kleinasiens führen und ihm zuletzt geschmolzenes Gold in den Hals gießen, um seine Habgier zu sättigen, die eigentlich den Krieg veranlaßt habe. Darauf erließ Mithradates an alle griechischen Städte in Kleinasien den geheimen Befehl, nach einem Monat an einem bestimmten Tage alle Römer, die sich in ihrem Bezirke aufhielten, Freie wie Unfreie, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts zu ermorden, ihre Leichname unbeerdigt liegen zu lassen, und ihre Habe zur Hälfte an ihn, zur Hälfte an die Mörder abzuliefern. Wirklich wurde der gräßliche Befehl fast allenthalben vollzogen; achtzigtausend, nach anderen Berichten hundert und funfzigtausend unschuldige und wehrlose Menschen wurden an einem Tage dem wilden Blutdurst des Tyrannen zum Opfer gebracht. Die, welche dem Blutbade entkamen, fanden in Magnesia am Maeander und auf der Insel Rhodos, welche den Römern treu blieben, Zuflucht. Vergebens ließ Mithradates Magnesia belagern; eben so erfolglos blieb die Belagerung von Rhodos zu Wasser und zu Lande, die er selbst leitete; auch die gegenüberliegende Küste blieb im Besitze der Römer; das ganze übrige Kleinasien aber war in der Gewalt des Mithradates.

Zu gleicher Zeit dachte derselbe auch auf Ausdehnung seiner Macht in Europa. Während sein Sohn Ariarathes von Thracien aus in Macedonien

eindrang, das in den letzten Jahren durch fortwährende Einfälle der Thracier zu leiden gehabt hatte, und großentheils das Land unterwarf, gewann sein Feldherr Archelaos die Kykladen sammt Euboea; Delos, das Widerstand leistete, wurde gewaltsam besetzt, das uralte Heiligthum zerstört, an 20,000 Menschen niedergemetzelt. Auch nach dem Festlande dehnte er seine Macht aus. Die Athener ließen sich durch einen epikureischen Philosophen Aristion, einen Sklaven von Geburt, bethören, von dem Mithradates Wiederherstellung ihrer ehemaligen Größe zu hoffen; die wenigen Verständigen, die treu zu Rom hielten, mußten aus Athen flüchten, und Aristion, zum Strategen (Feldherrn) erwählt, übte jetzt, auf den Pöbel gestützt, in der Stadt die gräulichste Willkürherrschaft; die Truppen des Mithradates landeten unter Archelaos im Piraeus, und fast ganz Griechenland bis nach Thessalien hin fiel ihm zu.

Da landete Sulla im Frühling 87 mit fünf Legionen in Epirus. Er besiegte in Boeotien den Archelaos und Aristion, und sogleich kehrten die Aetoler, Boeoter und Thessaler wieder zum Gehorsam gegen Rom zurück. Um sich die Mittel zur Fortführung des Kampfes zu schaffen, scheute sich Sulla nicht, in verschiedenen Städten die Tempel zu plündern; selbst das Heiligthum in Delphi wurde nicht verschont. Darauf belagerte er Athen, wo bald die entsetzlichste Hungersnoth ausbrach; endlich gelang es ihm, im J. 86 die Stadt zu erstürmen. Schonungslos mordeten und plünderten seine Soldaten; Aristion aber wurde nebst den anderen angesehenen Rädelsführern hingerichtet. Archelaos räumte nun auch den Piraeus, den Sulla völlig zerstörte, wandte sich nach den Thermopylen und vereinigte sich mit den aus Macedonien und Thracien herbeiziehenden pontischen Armeen. Doch Sulla folgte ihm und erfocht über ihn bei Chaeronea einen glänzenden Sieg. Mit kaum 10,000 Mann entkam Archelaos nach Euboea. Dorthin sandte ihm Mithradates eine neue starke Armee aus Asien, und er ging wieder nach Boeotien. Doch bei Orchomenos wurde er von Sulla abermals geschlagen (85); ungehindert drang der Sieger in Macedonien ein und besetzte Philippi, verdrängte die Feinde völlig vom Festlande und schlug in Thessalien Winterquartiere auf.

Während dessen gestalteten sich die Dinge in Rom wieder günstiger für Marius, der sich mit seinem Sohne und andern Anhängern auf einer kleinen Insel an der afrikanischen Küste aufhielt. Sein Anhänger, der Consul L. Cornelius Cinna, war von seinem Mitconsul aus Rom vertrieben und abgesetzt worden; er gewann jedoch durch Bestechungen das bei Nola gegen die Samniter im Felde stehende Heer für sich und rief Marius aus Afrika herbei (87). Dieser kam mit einem Haufen mauretanischer Reiter nach Italien und bildete sich in Etrurien ein Heer, das er durch Sklaven, denen er die Freiheit versprach, verstärkte, und Alles plündernd und verheerend, rückten nun die Aufrührer gegen Rom vor. Durch eine furchtbare Hungersnoth wurde die unglückliche Stadt gezwungen, ihnen die Thore zu öffnen, und nun begannen die entsetzlichsten Gräuelscenen. Die rohen Horden des Marius metzelten auf seinen Befehl Unzählige nieder; ja, ein Jeder, dessen Gruß er nicht erwiederte, wurde von ihnen ermordet. Fünf Tage lang dauerte das Blutvergießen; es nahm erst ein Ende, als Cinna selbst die Mörder bei Nacht umringen und niederhauen ließ. Marius wurde jetzt, siebzig Jahre alt, zum

siebenten, Cinna zum zweiten Male zum Consul ausgerufen (86), aber nicht lange genoß jener die Früchte seines Sieges. Nach wenigen Tagen verfiel er in eine Krankheit, die er durch Unmäßigkeit so verschlimmerte, daß sie in völlige Raserei überging und am siebzehnten Tage nach dem Antritt seines siebenten Consulats seinem Leben ein Ende machte (86 v. Chr.). Cinna machte sich bald durch fortdauernde Bedrückungen verhaßt, und als er im dritten Jahre nach dem Tode des Marius sich rüstete, dem Sulla nach Griechenland entgegenzuziehen, um seine Rückkehr nach Italien zu verhindern, wurde er zu Ancona von seinen eigenen Soldaten umgebracht.

Inzwischen war der Krieg gegen Mithradates glücklich beendigt worden. Die marianische Partei hatte dem Consul L. Valerius Flaccus die Provinz Asien und die Fortführung des Krieges übertragen, und zu Ende des J. 86 war derselbe mit seinem Heere durch Macedonien und Thracien über den Bosporos nach Chalkedon gekommen. Dort aber empörte sich gegen ihn sein Legat Fimbria; er wurde vom Heere abgesetzt und ermordet, Fimbria aber an seiner Stelle zum Feldherrn ausgerufen. Mit Muth und Glück setzte derselbe den Kampf gegen Mithradates fort; ja er hätte den König gefangen genommen, hätte ihn Sulla's Legat L. Licinius Lucullus auf seine dringende Bitte mit der Flotte unterstützt. Jetzt zeigte sich Mithradates zu Unterhandlungen geneigt; auch Sulla wünschte die Beendigung des Krieges. Er ging selbst über den Hellespont, und an der asiatischen Küste desselben bei Dardanos hatte er mit dem Könige eine Zusammenkunft, bei welcher der Friede zu Stande kam (84). Mithradates mußte alle Eroberungen in Asien herausgeben, an Sulla 3000 Talente (fünf Millionen Thaler) Kriegskosten zahlen und achtzig Kriegsschiffe ausliefern. Dann wandte sich Sulla gegen Fimbria, der, von dem größten Theile seiner Soldaten verlassen, die zu Sulla übergingen, nach Pergamon floh, wo er sich im Tempel des Asklepios tödtete. Die abgefallenen Städte Kleinasiens mußten 20,000 Talente (34 Millionen Thaler) als Kriegssteuer bezahlen, und Lucullus blieb zur Eintreibung derselben in Kleinasien. Dort ließ Sulla auch die beiden Legionen Fimbria's, die sich unter seinen Oberbefehl gestellt hatten; er selbst aber kehrte mit seinem siegreichen Heere nach Italien zurück.

Mit 40,000 Mann auf 1600 Schiffen landete Sulla im J. 83 im Hafen von Brundusium. Er durchzog Apulien, besiegte bei Sacriportus an der Grenze von Campanien und Latium den jüngeren Marius, den Sohn des C. Marius (82), und drang dann gegen Rom vor. Er zog in die Stadt ein; ein samnitisches Heer, das dieselbe zu überrumpeln gedachte, wurde vor den Thoren selbst besiegt, und 8000 Samniter, die gefangen wurden, ließ Sulla auf dem Marsfelde niederhauen. Jetzt wüthete er gegen seine Feinde in Rom und in ganz Italien mit der furchtbarsten Grausamkeit. Durch öffentlichen Anschlag (Proscriptionstafeln) ließ er die Namen derer bekannt machen, die getödtet werden sollten; 15 ehemalige Consuln, 90 Senatoren, 2400 Ritter und fast 40,000 andere Bürger sollen auf diese Weise ihren Tod gefunden haben. Auf den Kopf eines jeden Geächteten war ein Preis von 2 Talenten (3400 Thaler) gesetzt; wer ihn bei sich aufnahm oder in Sicherheit brachte, wurde mit dem Tode bestraft; auch die Söhne und Enkel der Geächteten wurden für ehrlos erklärt und ihre Güter eingezogen. Es war

eine wahre Schreckenszeit. Kein Tempel, kein Haus, blieb von Mordthaten rein. Männer wurden in den Armen ihrer Gattinnen, Söhne vor den Augen ihrer Mütter umgebracht, und für Viele reichte schon der Besitz großer Güter und Reichthümer hin, um sie dem Tode zu überliefern.

Alles zitterte vor Sulla, und er war im unbeschränkten Besitze aller Macht. Durch Volksbeschluß ließ er sich auf unbestimmte Zeit zum Dictator ernennen, und um sich im Besitze seiner Macht zu sichern, schenkte er 10,000 Sklaven die Freiheit und bildete aus ihnen eine Leibwache unter dem Namen der Cornelier. Jetzt trat er auch als Gesetzgeber auf. Den Städten der feindlichen Partei, besonders in Samnium, Lucanien und Etrurien nahm er ihr Bürgerrecht und ihre Ländereien, die er seinen Soldaten schenkte, und aus denen er Militärcolonien mit vollem Bürgerrecht schuf. Den sehr zusammengeschmolzenen Senat ergänzte er durch den Eintritt von dreihundert neuen Mitgliedern, besonders aus dem Ritterstande, und erhöhte so die Zahl der Senatoren auf fünfhundert. Er nahm den Rittern wieder die Gerichtsbarkeit und gab sie dem Senat zurück. Dieser erhielt ferner die höchste gesetzgebende Gewalt, denn er allein hatte das Recht, Gesetze vorzuschlagen; nur dann erst durften die Centuratcomitien über dieselben abstimmen, und ihr Beschluß erhielt erst durch die Bestätigung von Seiten des Senats Gültigkeit. Ebenso wurde diesem die oberste Verwaltung und die Aufsicht auch über die höchsten Beamten, sowie die Verleihung und Entziehung der Provinzen und Heere übertragen. Der Censur wurde die Macht genommen, die Senatoren abzusetzen. Die Quaestoren, deren Zahl auf zwanzig erhöht wurde, erhielten für immer eine Stelle im Senat. Zugleich wurde die Zahl der Augurn und Pontifices sowie der Aufseher über die sibyllinischen Bücher auf funfzehn erhöht. Den vier beständigen Gerichtshöfen wurden zwei hinzugefügt und deshalb auch die Zahl der Praetoren um zwei vermehrt, so daß es fortan acht Praetoren gab. Die alte Bestimmung über die Reihefolge in der Bewerbung um höhere Aemter, sowie das Verbot, dieselbe Würde innerhalb zehn Jahre zweimal zu bekleiden, wurde erneuert. Während Sulla durch alle diese Gesetze die Macht der Optimaten zu heben suchte, beschränkte er zugleich die Macht der Volkstribunen. Sie verloren das Recht, Gesetzesanträge zu stellen, und sich um höhere Aemter zu bewerben und behielten nur das Veto gegen Senatsbeschlüsse. Auch die Tributcomitien büßten das Recht der Bestimmung über neue Gesetze, über Criminalverbrechen und über die Wahl der Praetoren und Consuln ein; nur die Centuriatcomitien behielten ihre alten Rechte. Die Provocation oder Berufung an das Volk wurde aufgehoben. Durch manche Gesetze, namentlich gegen Mord, falsche Zeugen und Luxus, erwarb er sich bleibendes Verdienst um den Staat.

Ganz unerwartet legte er nach zwei Jahren seine Würde nieder. Satt des Kriegführens, überdrüssig des Herrschens und der Hauptstadt, trat er gänzlich in den Privatstand zurück und ging auf seine Landgüter bei Puteoli in Campanien. Einen Theil seiner Zeit verwendete er dazu, Denkwürdigkeiten aus seinem Leben niederzuschreiben; noch zwei Tage vor seinem Tode arbeitete er daran. Dabei überließ er sich aber einem schwelgerischen Leben; daß er jedoch in Folge desselben in eine furchtbare Krankheit fiel, ist mindestens zweifelhaft. Nach kurzem Krankenlager führte ein Blutsturz im J. 78 seinen

Tod herbei. Sein Leichnam wurde nach Rom gebracht und mit aller erdenklichen Pracht bestattet. Mehr als 2000 goldene Kränze wurden vorauf getragen. Alle Priester und Priesterinnen in ihrem Schmuck, der ganze Senat und alle obrigkeitlichen Personen, die Ritter und das ganze Heer, das unter ihm gedient hatte, mit vergoldeten Fahnen und versilberten Waffen, begleiteten ihn, und auf dem Marsfelde, wo seine Leiche verbrannt wurde, ward ihm ein Denkmal errichtet, mit einer Inschrift des Inhalts: „Kein Freund habe ihm so viel Gutes, kein Feind so viel Böses erwiesen, daß er sie nicht in Beidem noch übertroffen hätte." Er war sechzig Jahre alt geworden und während seines ganzen Lebens so vom Glücke begünstigt gewesen, daß er mit Recht sich den Beinamen des „Glücklichen" geben konnte, „wenn man es anders für ein Glück halten kann, stets seine Wünsche erfüllt zu sehen." In seiner Jugend war er ein schöner Mann gewesen, mit blondem Haare und blauen Augen; aber das Laster und die Leidenschaften entstellten seine edlen, weichen Züge, und der wilde Blick und das bleiche Gesicht des früh gealterten Mannes trugen das unverkennbare Gepräge von Lüsternheit und rücksichtsloser Grausamkeit.

---

§. 57. Pompejus. — Cicero. — Caesar.

Ungeachtet aller Grausamkeit war dem Sulla die Unterdrückung seiner Gegner keineswegs völlig gelungen, und schon vor seinem Tode zeigten sich die Vorboten neuer Kämpfe, indem der Consul Lepidus (78) als Haupt der Volkspartei auftrat. Nach Ablauf seines Consulates kam es zum förmlichen Kriege, aber Lepidus wurde geschlagen und floh nach Sardinien, wo er starb. Den Rest seines Heeres führte M. Perpenna nach Spanien zu Q. Sertorius, dem letzten Hort der marianischen Partei, der ein trefflich geübtes Heer um sich gesammelt hatte. Durch Edelmuth und Gerechtigkeit hatte Sertorius gleich anfangs, als er nach der Halbinsel gesandt war, um dieselbe für die Marianer zu retten, die Spanier, besonders die Lusitaner, für sich gewonnen; auch geächtete Römer schlossen sich ihm in großer Zahl an; er bildete sich einen Senat von 300 Mitgliedern und umgab sich mit einer Leibwache. Seit 80 v. Chr. führten die Römer Krieg gegen ihn, ohne ihn überwinden zu können, und sie übertrugen deshalb im J. 77 die Weiterführung desselben dem Cn. Pompejus, dem einzigen Manne, von dessen Leitung sie besseren Erfolg erwarteten.

Pompejus, am 29. Sept. 106 v. Chr. geboren, war von edler Abkunft. Sein Vater, Cn. Pompejus Strabo, hatte sich im Kriege gegen die Bundesgenossen (S. 500) als Feldherr ausgezeichnet und war der Ehre des Triumphes gewürdigt worden. Schon in seiner äußeren Erscheinung hatte Pompejus viel Gewinnendes. In seinem sanft zurückfallenden Haare und dem lebhaften Feuer seines Blickes wollten Manche eine Aehnlichkeit mit Alexander dem Großen finden. Nach Cinna's Tode schloß er sich entschieden dem Sulla an, der ihn so hoch schätzte, daß er ihn mit seiner Stieftochter Aemilia vermählte, die

jedoch bald darauf starb. Die Marianer in Sicilien und Afrika überwältigte er so schnell, daß Sulla dem erst vier und zwanzigjährigen Jüngling, der noch gar kein höheres Amt bekleidet hatte, die Ehre des Triumphes bewilligte und ihn mit dem Beinamen des Großen begrüßte. Als er gegen Sertorius zog, war er erst dreißig Jahre alt. Anfangs konnte auch er gegen denselben nichts ausrichten. Der Versuch, die von Sertorius belagerte Stadt Lauro am Xucar zu entsetzen, mißlang ihm völlig, und 76 v. Chr. wurde er, nachdem er sich mit einem zweiten römischen Heere unter Metellus vereinigt hatte, am Xucar gänzlich geschlagen. Auch in einer zweiten Schlacht, am Guadalaviar, wurde er besiegt; aber beide Male vermochte Sertorius den Sieg nicht zu benutzen, indem sein Heer sich zerstreute. Zwar unterwarf Metellus das südliche Spanien; aber Pompejus wurde 74 v. Chr. bei Calagurris (j. Calahorra) am Ebro von Sertorius abermals geschlagen. Ein Ende des gefährlichen Krieges war noch immer nicht abzusehen. Da unterlag Sertorius nicht der Kriegskunst der römischen Feldherren, sondern der Untreue in seinem eigenen Heer. Perpenna, der gleich zu Anfang von seinen Soldaten war gezwungen worden, sich ihm als dem Fähigeren unterzuordnen, haßte und beneidete ihn. Er verschwor sich gegen ihn mit zehn anderen Römern, und bei einem Gastmahle wurde Sertorius im J. 72 ermordet. Nach seinem Tode vernichtete Pompejus gleich in der ersten Schlacht das jetzt von Perpenna geführte Heer so gänzlich, daß der Krieg beendigt war. Perpenna selbst gerieth in die Gefangenschaft des Siegers, und vergeblich suchte er durch Auslieferung der Papiere des Sertorius sein Leben zu retten; Pompejus befahl, sie ungelesen zu verbrennen, und ließ ihn gleich den übrigen gefangenen Führern der Feinde tödten.

In Italien war inzwischen ein Kampf höchst gefährlicher Art ausgebrochen. Ein Fechtersklave (S. 486), der Thracier Spartăcus, entsprang 73 v. Chr. mit 78 thracischen und gallischen Sklaven aus einer Fechterschule zu Capua, entschlossen zum Kampfe gegen die Unterdrücker ihrer Freiheit. Eine immer größere Schaar von Sklaven sammelte sich um ihn, und endlich bedrohte er mit einem 120,000 Mann starken Heere Rom. Schon dauerte der Krieg ins dritte Jahr; da übernahm Licinius Crassus, der sich schon früher durch seine Tapferkeit einen Namen erworben hatte, den Oberbefehl, und da in dem Heere des Spartacus selbst Spaltungen entstanden, so gelang es ihm, denselben immer mehr in die Enge zu drängen. Endlich kam es 71 v. Chr. in Lucanien zu einer entscheidenden Schlacht. Spartacus fand in derselben, heldenmüthig kämpfend, seinen Tod; der größte Theil seines Heeres wurde aufgerieben; sechstausend, die in die Gefangenschaft geriethen, ließ der grausame Sieger den Weg von Capua nach Rom entlang ans Kreuz schlagen. Nur fünftausend Sklaven waren entkommen und suchten sich nach Oberitalien durchzuschlagen; doch auch sie entgingen dem Tode nicht, da sie dem eben aus Spanien zurückkehrenden Pompejus in die Hände fielen.

Bei seiner Rückkehr nach Rom feierte dieser einen Triumph über Spanien und wurde, obgleich er noch nicht einmal Quaestor gewesen war, mit Crassus zum Consul gewählt. Beide suchten sich in der Gunst des Volkes zu befestigen, Crassus, indem er dasselbe an zehntausend Tischen speiste und ihm auf drei Monate Getreide austheilen ließ, Pompejus durch Begünstigung der demokratischen

Partei. Als nach Sulla's Tode der Consul M. Aemilius Lepidus die Aufhebung der sullanischen Gesetze beantragte (S. 506), hatte auch Pompejus zu den Aristokraten gehört, die sich ihm mit aller Macht widersetzten. Nach seiner Rückkehr aus Spanien aber verließ derselbe entschieden die Partei des Senats. Durch den Tribun M. Atilius bewirkte er ungeachtet des heftigsten Widerspruches im Senat unter dem Beistande des jungen C. Julius Caesar die Wiederherstellung der tribunicischen Gewalt in ihrem vollen Umfange, und im Einverständniß mit Crassus ließ er durch das Gesetz des Praetors L. Aurelius Cotta die Gerichtsbarkeit den Rittern mit dem Senate gemeinschaftlich übertragen (79). So wurde er der Mann des Volkes, und bald fand er Gelegenheit, neue Lorbern zu ernten.

Schon früher hatten cilicische Seeräuber das Mittelmeer beunruhigt, seit dem Kriege der Römer mit Mithradates aber überstieg ihre Kühnheit allen Glauben. Nirgends war man vor ihnen sicher. Ueber tausend Schiffe standen ihnen zu Gebote. Vierhundert Städte unterwarfen sie sich, und plündernd landeten sie an allen Küsten und Inseln. Die Gefangenen, welche sie machten, verkauften sie in die Sklaverei oder warfen sie ins Meer, wenn sich dieselben nicht durch schweres Lösegeld die Freiheit erkaufen konnten. Aller Handel stockte; Rom selbst kam durch die Unsicherheit der Getreidezufuhr in die Gefahr der Hungersnoth. Vergebens hatten römische Feldherren seit 78 wiederholt versucht, diesen Räubereien Einhalt zu thun. Da wurde im J. 67 auf den Antrag des Volkstribunen A. Gabinius dem Pompejus auf drei Jahre der Oberbefehl übertragen, mit der unbeschränkten Vollmacht, so viel Geld zu erheben und Soldaten und Matrosen aufzubieten, wie er brauche. Er drängte die Seeräuber nach Cilicien. Dort gewann er über sie einen entscheidenden Sieg, eroberte ihre Städte, nahm ihnen ihre Schiffe und Waffen und verpflanzte einen großen Theil von ihnen tiefer ins Land hinein. In neunundvierzig Tagen war der ganze Krieg beendigt; 10,000 Seeräuber waren umgekommen, 20,000 lebend in die Hände des Siegers gefallen, 120 ihrer Burgen zerstört, und der Ruhm des Pompejus war jetzt so groß, daß man ihm auch die Beendigung des wieder ausgebrochenen Krieges gegen Mithradates übertrug.

Schon 83 hatte der Legat Murena, welchen Sulla mit den Legionen Fimbrias in Asien zurückgelassen hatte (S. 504), da der König seine Herrschaft in den nördlichen Provinzen seines Reiches wieder zu befestigen suchte und sich zu einem Zuge in sein bosporanisches Reich rüstete, unter dem Vorwande, derselbe habe Kappadocien nicht vollständig geräumt, den Kampf gegen ihn wieder aufgenommen. Er fiel plündernd in das Land des Mithradates ein, wurde aber geschlagen und bis nach Phrygien zurückgedrängt (82). Die Römer mußten ganz Kappadocien aufgeben, und der Friede mit Mithradates wurde erneuert. Freilich war derselbe nicht von langer Dauer. Vor Allem war der König darauf bedacht, seine Herrschaft am schwarzen Meere zu befestigen, zugleich aber auch seine See- und Landmacht zu verstärken, namentlich die letztere nach römischer Weise zu bewaffnen und durch die zahlreich an seinem Hofe verweilenden, in Folge der Unterdrückung der Marianer geflüchteten römischen Hauptleute einüben zu lassen. Er schloß ein Bündniß mit Tigranes (S. 501), der durch Eroberung der auswärtigen Provinzen des syrischen

Reiches seine Macht vergrößert hatte; ebenso machte er einen Bund mit Sertorius, der ihm römische Officiere zur Führung des Heeres und der Flotte sandte; auch mit den Seeräubern trat er in Verbindung. So war er zu neuem Kampfe mit Rom gerüstet. Tigranes fiel im J. 76 in Kappadocien ein, und als die Römer nach dem Tode des Königs Nikomedes III. von Bithynien, der sie im Testament zu seinen Erben eingesetzt hatte, das Land desselben sogleich als Provinz einrichteten (75), schlug auch Mithradates los. Mit einem Heere von mehr als 100,000 Mann nebst 16,000 Reitern und 100 Sichelwagen fiel er im J. 74 in Bithynien ein, besetzte das Land, schlug den Consul M. Aurelius Cotta, der zum Schutze der neuen Provinz herbeieilte, bei Chalkedon und verbrannte sämmtliche, im Hafen jener Stadt befindliche Kriegsschiffe, siebzig an der Zahl. Als nun aber auf die Kunde von diesen Unfällen der andere Consul L. Licinius Lucullus ungesäumt aus seiner Provinz Cilicien herbeieilte, sah sich Mithradates genöthigt, die Belagerung von Chalkedon aufzugeben, und nun wandte er sich gegen die den Römern verbündete Stadt Kyzikos. Auch diese wurde jedoch durch Lucullus entsetzt; derselbe verfolgte den König nach Pontos und zwang ihn durch neue Siege im J. 71 zu Tigranes zu fliehen. Nachdem er im folgenden Jahre Pontos erobert hatte, zog er, da Tigranes die Auslieferung seines Schwiegervaters verweigerte, über den Euphrat und Tigris, obgleich seine Soldaten, deren Dienstzeit maßlos verlängert war, und deren Beutegier bei der Menschenfreundlichkeit des Lucullus keine volle Befriedigung fand, ihm nur widerstrebend folgten. Mit nur 12,000 Mann zu Fuß und noch nicht 3000 Reitern griff er das, wie man sagt, zwanzigmal stärkere Heer des Tigranes an, schlug es in die Flucht und nahm dessen erst vor kurzer Zeit gegründete Hauptstadt Tigranokerta, wo der ganze königliche Schatz in seine Hände fiel (69). Gern hätte er seinen Sieg weiter verfolgt und das benachbarte Parthien angegriffen, das seit Arsaces VI. (175 v. Chr.) zu einem mächtigen Reiche herangewachsen war, indessen hatte sich Tigranes mit Mithradates vereinigt, und er mußte ihm deshalb bis an den Araxes folgen. Dort schlug er beide Könige bei Artaxäta (68), und dieser Sieg verschaffte seinen Soldaten eine unermeßliche Beute. Dennoch weigerten sie sich, ihm weiter durch unwirthbare Gegenden zu folgen, und er konnte deshalb den Mithradates nicht an der Wiedereroberung seines Reiches hindern (67). Ueberdies verleumdeten ihn die römischen Wucherer in Asien, deren Raubsucht er zu steuern suchte, und sie setzten es durch, daß ihm der Oberbefehl abgenommen und dem Consul Manius Acilius Glabrio übertragen wurde. Derselbe blieb jedoch völlig unthätig, und so konnten mit Hülfe des Volkstribunen C. Manilius die Freunde des Pompejus es leicht durchsetzen, daß diesem, der noch in Asien stand, im J. 66 der unumschränkte Oberbefehl gegen Mithradates und Tigranes übertragen wurde. Am Euphrat erreichte er den Mithradates und schlug ihn durch einen nächtlichen Angriff so vollständig, daß der König nach Kolchis fliehen mußte. Zum Andenken an jenen Sieg gründete er die Stadt Nikopolis. Tigranes unterwarf sich, ohne Widerstand zu versuchen, und behielt einen Theil seines Reiches, verlor jedoch Syrien, Phönicien, Kleinarmenien und Theile von Cilicien, Galatien und Kappadocien. Nach einem beschwerlichen Zuge nach den Kaukasusländern, auf dem er bis zum

Phasis kam und langwierige Kämpfe mit den Albanern und Iberern zu bestehen hatte, gab Pompejus die Verfolgung des Mithradates auf, führte in Pontos die römische Provincialverwaltung ein und zog dann im J. 64 nach Syrien. Der größte Theil dieses Landes wurde römische Provinz; auch Jerusalem kam in die Gewalt der Römer. Der Tempel, welcher bis in den dritten Monat mit der äußersten Tapferkeit vertheidigt wurde, ward erstürmt, und Pompejus selbst betrat mit zahlreicher Begleitung das Allerheiligste und war nicht wenig über die Gottlosigkeit des Volkes erstaunt, als er statt eines Götterbildes darin nichts sah, als Dinge, die nach seiner Meinung leerer Geheimnißkram waren.

Mithradates war indessen nach der Krim geflohen. Er ging mit der tollkühnen Absicht um, durch die Donauländer nach Gallien zu gehen und von da aus Rom selbst anzugreifen. Da brach jedoch eine Empörung in seinem Heere aus. Seine eigenen Söhne wurden zu Verräthern an ihm. Zwei derselben ließ er deshalb tödten; ein dritter tödtete sich selbst. Auch sein Lieblingssohn Pharnakes lehnte sich gegen ihn auf; sein Heer ging zu demselben über; die Stadt Pantikapaeon, wohin er sich begeben hatte, öffnete dem Prinzen die Thore. Da er Alles verloren sah, zwang er seine Frauen und Töchter, den Giftbecher zu trinken; dann nahm er ihn selbst, und da das Gift nicht schnell genug wirkte, ließ er sich von einem keltischen Söldner tödten (63 v. Chr.). Seine Leiche sandte Pharnakes zum Zeichen seiner Ergebenheit dem Pompejus, der sie in den Königsgräbern zu Sinope beisetzen ließ. Die Provinzen Asien und Cilicien wurden erweitert, die neuen Bithynien und Pontos eingerichtet. Ganz Vorderasien war der römischen Herrschaft unterworfen.

Pompejus ordnete nun die Verhältnisse der asiatischen Provinzen. Er hätte jetzt, wie einst Sulla, mit seinem Heere auf Rom losgehen und sich der Alleinherrschaft bemächtigen können; statt dessen aber entließ er gleich nach seiner Landung in Italien (61 v. Chr.) seine Soldaten, indem er sie nur erinnerte, daß sie zu seinem Triumphzuge sich wieder einfinden sollten. Dieser Triumphzug, der zwei Tage dauerte, war überaus glänzend. Auf Tafeln, die voraus getragen wurden, waren die Völker und Länder genannt, über die er triumphirte. Mit Gold geschmückte Wagen und Sänften wurden aufgeführt, ebenso viele andere Kostbarkeiten, unter ihnen das Ruhebett des Darius Hystaspis, der Thron und das Scepter des Mithradates und das acht Ellen hohe goldene Bild desselben. Vor dem mit Edelsteinen geschmückten Wagen des Pompejus gingen die Kinder und Heerführer der besiegten Könige einher, unter ihnen fünf Söhne des Mithradates. Hinter dem Wagen folgten zu Pferde und zu Fuß die Heerführer, die den Feldzug mitgemacht hatten. In den öffentlichen Schatz lieferte Pompejus an geprägtem Gelde, an silbernen und goldenen Gefäßen über fünfundzwanzig Millionen Thaler; überdies hatte er ungeheure Summen unter seine Soldaten vertheilen lassen.

Während Pompejus durch solche siegreiche Kämpfe die Herrschaft Roms erweiterte, rettete die Wachsamkeit des Consuls Cicero den Staat aus der größten Gefahr.

Marcus Tullius Cicero war 106 v. Chr. (in einem Jahre mit Pompejus) in der latinischen Stadt Arpīnum, der Vaterstadt des C. Marius,

geboren. Er war von unbedeutender Herkunft. Schon als Knabe aber glänzte er vor allen seinen Mitschülern durch ungewöhnliche Talente. Etwa vierzehn Jahre alt, wurde er von seinem Vater nach Rom geschickt, wo er mit seinem Bruder Quintus im Hause eines Verwandten erzogen wurde, und hier schloß er sich an griechische Redner und Philosophen, so wie an die ausgezeichnetsten Männer des Staates an. So kam die Zeit der sullanischen Herrschaft herbei, und Cicero wagte es, einen Jüngling, den ein einflußreicher Günstling Sulla's aus der Welt schaffen wollte, in einer öffentlichen Rede zu vertheidigen. Er erreichte seinen Zweck, aber auf den Rath seiner Freunde verließ er seiner Sicherheit wegen bald darauf Rom. Um seine griechische Bildung zu vollenden, begab er sich nach Rhodos, und besuchte dort vorzüglich die Schule des Molon, eines der berühmtesten Lehrer der Beredtsamkeit. Einst hielt er daselbst eine Rede in griechischer Sprache, und alle Zuhörer priesen dieselbe laut; nur Molon saß, in Gedanken vertieft, schweigend da. Cicero war darüber betroffen; Molon aber sprach: „Dich muß ich freilich bewundern; aber ich beklage das Geschick Griechenlands, da ich sehe, daß die einzigen Vorzüge, die uns noch übrig geblieben sind, Wissenschaft und Beredtsamkeit, durch dich nun ebenfalls den Römern zu Theil werden."

Voll schöner Hoffnungen reiste er nach Rom, um sich der Staatsverwaltung zu widmen. Bald erlangte er durch seine Beredtsamkeit großen Ruf. Unterstützt durch ein herrliches Gedächtniß, große Leichtigkeit im Arbeiten, Gewandtheit im Ausdruck und eine unerschöpfliche Fülle des treffendsten Witzes, gelangte er zu gleicher Vollendung wie unter den Griechen Demosthenes, der sein Vorbild war, und dessen Größe er freudig anerkannte. Ueberhaupt war er fern von allem Neide und, was in jener Zeit zu Rom eine große Seltenheit war, durchaus uneigennützig, so daß er alle Geschenke ablehnte, die ihm bei der Verwaltung von Aemtern angeboten wurden, wie er auch jedes unwürdige Mittel zur Erreichung seiner Zwecke verschmähte. Das Einzige, was man ihm vorgeworfen hat, ist, daß er sich gern selbst lobte und sich von Anderen gern loben hörte, und doch war dies das einzige Mittel, wodurch der Mann von unberühmter Herkunft sich bemerklich machen konnte. Bei einem in Rom herrschenden Getreidemangel wurde er zum Quaestor ernannt und nach Sicilien geschickt, wo ihm wegen seiner Güte und Gerechtigkeitsliebe die höchste Achtung zu Theil ward. Durch gleiche Gerechtigkeitsliebe zeichnete er sich als Praetor aus; ebenso wurde er Aedil, und alle diese Aemter erlangte er ohne das damals gewöhnliche Mittel schmachvoller Bestechungen, nur durch sein Verdienst. In seinem dreiundvierzigsten Lebensjahre wurde er von allen Parteien einstimmig für das Jahr 63 zum Consul erwählt. Es war eine verhängnißvolle Zeit, in der er sein Amt antrat; der Staat war von Gefahr bedroht, wie nicht leicht zuvor, durch die Umtriebe des Catilina.

L. Sergius Catilina war von sehr vornehmer Abkunft, begabt mit außerordentlicher Geistes- und Körperkraft, von ungewöhnlicher Kühnheit und Tapferkeit, von unglaublicher Ausdauer; aber durch den Mißbrauch seiner herrlichen Gaben war er zur tiefsten sittlichen Verworfenheit herabgesunken. Unter inneren Kriegen, Mord, Raub und Bürgerzwist war seine Jugend verflossen, und sie waren sein Lebenselement geworden, so daß er auch vor dem Scheußlichsten nicht zurückbebte. Er ermordete seinen eigenen Bruder,

und aus Furcht, deshalb zur Verantwortung gezogen zu werden, bewog er den Sulla, denselben noch nachträglich auf die Proscriptionsliste zu setzen. Ja, aus Liebe zur Aurelia Orestilla, einem Weibe, an dem Niemand etwas zu loben wußte als ihre Schönheit, tödtete er seinen Sohn, weil sie ihn sonst nicht heirathen wollte. Selbst die widersprechendsten Laster vereinigte dieser Mensch in sich. So war er unersättlich gierig nach fremdem Gut; dabei ging er aber unglaublich verschwenderisch mit seiner eigenen Habe um und stürzte sich dadurch in ungeheure Schuldenlast. Obgleich ihn auch äußerlich das Laster gezeichnet hatte, und die Züge seines bleichen Gesichtes, sein grauenhafter Blick, sein bald langsamer, bald rascher Gang das unverkennbarste Gepräge desselben trugen, so übte er doch eine unheimliche, fast zauberische Gewalt auf die Jugend. Unwiderstehlich fühlten sich Viele von dem Gewaltigen in seiner Erscheinung angezogen, und wer einmal in seinen Bereich gekommen war, den riß er unrettbar mit sich fort in den Pfuhl des Lasters, verlockte ihn zum Meineid, Betrug und Mord. So wurde er das Haupt einer großen Schaar durch Laster aller Art heruntergekommener Jünglinge. Er konnte auf der Bahn des Verbrechens nicht mehr still stehen; seine Absicht mochte wohl sein, ein zweiter Sulla zu werden. Dazu schienen die Zeitverhältnisse besonders günstig. An Unzufriedenen fehlte es überall im Lande nicht. Die meisten der ehemaligen Soldaten Sulla's hatten den ihnen unverhofft zugefallenen Reichthum, mit dem sie nicht umzugehen wußten, längst wieder verpraßt; auf den Kindern der Proscribirten lastete noch immer Ehrlosigkeit. Alle diese konnten durch neue gewaltsame Erschütterungen nur gewinnen. Pompejus aber war in Asien, in ganz Italien kein Heer, das sich den Neuerungssüchtigen entgegenstellen konnte. Catilina bewarb sich um das Consulat, um so seine Zwecke besser zu erreichen; aber er fiel bei der Wahl durch, und Cicero wurde gewählt. Er spottete über den „Emporkömmling" und suchte nun auf anderem Wege seinen Zweck zu erreichen. Er sammelte große Geldsummen von Frauen, die bei einem Aufstande hofften ihre Männer ermorden zu können, und verschwor sich mit Einigen vom Senat und von den Rittern, brachte aber auch Menschen aus dem gemeinen Volke, Fremde und Sklaven auf seine Seite; gleichzeitig ließ er in Etrurien, Picenum und Apulien Anhänger und ein Heer werben. Cicero, der alle seine Schritte bewachte, erhielt Kunde von dem, was vorging, und stellte ihn im Senat zur Rede. Man konnte ihm nichts beweisen; dennoch aber übertrug der Senat den Consuln förmlich die Sorge für das Wohl des Staates und ertheilte ihnen damit unumschränkte Gewalt. Jetzt ging Catilina entschiedener vor. Sein Genosse C. Manlius griff an der Spitze eines Heeres in Etrurien zu den Waffen. Durch einen Brief an einen Senator wurde die Sache in Rom bekannt, und Cicero ergriff energische Gegenmaßregeln; Catilina aber ließ sich dadurch nicht irre machen. Er wollte selbst aus Etrurien die Truppen herbeiführen; der Praetor P. Lentulus Sura sollte Alles in Rom leiten; Cicero sollte noch während der Nacht durch zwei Verschworene ermordet werden. Doch derselbe war gewarnt, und die Mörder fanden keinen Einlaß. Sogleich versammelte Cicero den Senat; auch Catilina erschien. In gewaltiger Rede hielt ihm Cicero das ganze Gewebe seiner Bosheit vor und forderte ihn auf, mit seinem Anhange die Stadt zu verlassen und offen den Krieg zu beginnen.

Wüthend verließ Catilina jetzt Rom und eilte zu dem Heere nach Etrurien; seine Anhänger sollten Rom an zwölf Ecken in Brand stecken, Cicero und die übrigen Hauptgegner ermorden, und inmitten der Verwirrung wollte er dann mit dem Heere in die Stadt eindringen. Nun wurden Catilina und Manlius für Verräther erklärt und ein Heer gerüstet; auch gegen die noch in Rom befindlichen Häupter der Verschwornen erlangte Cicero endlich durch ihre eigene Unvorsichtigkeit schriftliche Beweise ihrer Schuld, und sie wurden ins Gefängniß geworfen. Ungeachtet der Einsprache des Praetors C. Julius Caesar, der sie nur mit lebenslänglichem Gefängniß bestraft wissen wollte, sprach der Senat das Todesurtheil über sie aus, und dasselbe wurde sogleich im Kerker vollzogen. Cicero selbst war bei der Hinrichtung zugegen gewesen, und als er nun am Abend über den Markt zurückkehrte und mit lauter Stimme der versammelten Volksmenge zurief: „Sie haben gelebt", da empfingen ihn Alle mit lautem Jubel als den Retter des Vaterlandes. Die vornehmsten Männer geleiteten ihn nach Hause; die Straßen wurden ihm zu Ehren erleuchtet, indem man eine Menge Lampen und Fackeln an die Thüren stellte; selbst die Frauen leuchteten von den Dächern herab. Dem Catilina wurde ein Heer entgegengesandt, das ihn in den Engpässen bei Pistoja einschloß (62) und zur Schlacht zwang. Die ganze Rotte focht mit einem Heldenmuth, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre; sich mitten in die Feinde stürzend, fanden Alle im Kampfe ihren Tod. So war die gefährliche Verschwörung vernichtet; Cicero's Name war im Munde Aller, und Senat und Volk begrüßten ihn als „Vater des Vaterlandes". Keinem vor ihm war dieser ehrende Beiname zu Theil geworden, Keinem wurde er nach ihm ertheilt, so lange Rom ein freier Staat war.

Nur zu bald aber änderte sich die Stimmung des Volkes gegen Cicero. P. Clodius, ein vornehmer und reicher, aber zügelloser junger Mann, schlich sich bei einem Feste, an dem nur Frauen Theil nehmen durften, verkleidet in das Haus Caesars, mit dessen Gemahlin Pompeja er eine Zusammenkunft verabredet hatte. Er wurde entdeckt und angeklagt, berief sich aber auf das Zeugniß Cicero's, daß er zu jener Zeit von Rom weit entfernt gewesen sei. Dieser jedoch ließ sich durch Gefälligkeit gegen seine herrische Gemahlin Terentia, die es nicht leiden wollte, daß er mit der Familie des Clodius in Verbindung stand, verleiten, nicht nur zu erklären, daß Clodius gerade an jenem Tage zu ihm ins Haus gekommen sei, sondern fügte auch noch denselben verletzende Bemerkungen hinzu. Dennoch wurde Clodius freigesprochen, und er sann nun auf Rache gegen Cicero. Zum Volkstribun erwählt, klagte er denselben an, daß er römische Bürger (die mit Catilina Verschwornen) habe ohne Gericht tödten lassen, und Cicero mußte, da ihn alle einflußreichen Freunde verließen, um nur sein Leben zu retten, sich bei Nacht aus Rom entfernen (58 v. Chr.). Damit begnügte sich jedoch Clodius nicht. Er ließ Cicero's Häuser zerstören, an der Stelle seines Wohnhauses in Rom einen Tempel der Freiheit erbauen und nicht nur ihn selbst, sondern auch Alle, die ihn aufnehmen würden, in die Acht erklären. Endlich fand der tief gekränkte Mann in Macedonien gastliche Aufnahme. Bald machten jedoch seine Freunde sich selbst Vorwürfe darüber, daß sie ihn so schmählich verlassen hatten, und schon ein Jahr später wurde er von Volk und Senat ehrenvoll zurückberufen.

Seine Rückkehr glich einem Triumphzuge. Allen Städten, die ihn während seiner Verbannung aufgenommen hatten, wurde Dank abgestattet; sein Haus und seine Landgüter wurden auf öffentliche Kosten wieder erbaut; Clodius aber wurde einige Zeit darauf von einem anderen vornehmen Römer, der sein Todfeind war, auf der Landstraße ermordet.

Seit der Rückkehr des Pompejus aus Kleinasien trat immer bedeutsamer neben ihm C. Julius Caesar hervor. Caesar war am 12. Juli des J. 100 v. Chr. geboren, also sechs Jahre jünger als Pompejus und Cicero. Zur Zeit der sullanischen Proscriptionen hatte er sich in großer Lebensgefahr befunden. Er stand in mannigfacher Verbindung mit der marianischen Partei. Seine Vatersschwester Julia war die Gattin des Marius; er selbst war mit Cinna's Tochter Cornelia vermählt. Sulla verlangte, er solle sich von derselben scheiden lassen; aber weder durch Drohungen noch Versprechungen ließ er sich dazu bewegen. Zwar mußte er es sich gefallen lassen, daß ihm die Aussteuer seiner Gemahlin genommen wurde; ja, er mußte, um sich vom Tode zu retten, aus Rom fliehen; einmal mußte er sogar von Sullanern, die ihn ergriffen, sein Leben um einen hohen Preis erkaufen. Dennoch beugte er sich vor dem Allgefürchteten nicht, und endlich gab Sulla den Bitten einflußreicher Freunde nach, ihn den Verfolgungen zu entziehen, wobei er die merkwürdige Aeußerung that: „Glaubt nur, in dem steckt zehnmal mehr als ein Marius!" Caesar blieb indessen in Asien, wohin er geflohen war, und erst nach Sulla's Tode kehrte er nach Rom zurück. Einige Zeit darauf reiste er nach Rhodos, um sich bei Molon in der Beredtsamkeit auszubilden. Unterwegs wurde er von Seeräubern gefangen genommen, und dieselben forderten von ihm zwanzig Talente (etwa 25,000 Thaler) als Lösegeld. Er verlachte sie, daß sie für einen solchen Mann nicht mehr haben wollten, und versprach ihnen funfzig Talente. Während das Geld in Milet und anderen Städten Kleinasiens zusammengebracht wurde, blieb er fast sechs Wochen unter den Seeräubern; aber es war, als ob er nicht ihr Gefangener, sondern ihr Gebieter sei. Oft las er ihnen selbstverfertigte Reden und Gedichte vor, und wenn sie dieselben nicht laut bewunderten, schalt er sie rohe Menschen und drohte ihnen, sie dafür ans Kreuz schlagen zu lassen. Als er nach Ablieferung des Lösegeldes wieder frei war, bemannte er einige im Hafen von Milet liegende Schiffe, verfolgte die Seeräuber, nahm sie gefangen und ließ sie seiner Drohung zufolge ans Kreuz schlagen. Als er nach Rom zurückgekehrt war, erwarb er sich durch seine Beredtsamkeit und sein offenes leutseliges Wesen bald viele Freunde; besonders aber gewann er die Zuneigung des Volkes durch Getreideaustheilungen und dadurch, daß er es wagte, seiner Tante Julia, der Wittwe des Marius, die damals starb, auf dem Forum eine herrliche Leichenrede zu halten und dabei das Bild des Marius aufstellen zu lassen. Er wurde zunächst zum Kriegstribun gewählt, und nun näherte er sich dem Pompejus, als derselbe die Partei des Senats verließ (S. 508). Bald darauf (68) begleitete er den Statthalter als Quaestor nach dem jenseitigen Spanien. Im Tempel des Herkules zu Cadix blieb er sinnend vor der Bildsäule Alexanders des Großen stehen. „Als du so alt warst wie ich", rief er aus, „hattest du schon die Welt erobert, und ich habe noch nichts gethan." Nach seiner Rückkehr vermählte er sich, da Cornelia schon früher gestorben war, mit der Pompeja,

einer Verwandten des Pompejus, um durch die Verwandtschaft mit demselben zu höherer Ehre zu steigen. Darauf wurde er curulischer Aedil (65), und als solcher veranstaltete er, obgleich er gar nicht reich war, so glänzende Festlichkeiten, daß sie alles Frühere übertrafen. Dadurch erwarb er sich in noch höherem Grade die Gunst des Volkes; besonders aber gewann er die marianische Partei dadurch für sich, daß er die Bildsäule des Marius auf dem Capitol wieder aufstellen ließ. Dafür unterstützte ihn aber das Volk auch bei seinen Bewerbungen um Staatsämter auf alle Weise. Noch vor dem gesetzlichen Alter bewarb er sich um die Würde des Pontifex maximus, und er wurde gewählt, obgleich sich die angesehensten Männer um das Amt beworben hatten. Unter dem Consulat Cicero's war er Praetor; er stimmte damals im Senate gegen die Todesstrafe Catilina's, indem er sich auf die Gesetze stützte und die Gefährlichkeit des Beispiels hervorhob — und nach Ablauf seiner Amtszeit erhielt er Spanien als Provinz. Fast wäre er aber von seinen Gläubigern an der Abreise gehindert worden, wenn nicht der reiche Crassus sich für ihn verbürgt hätte. Auf seinem Wege durch Gallien kam er durch eine kleine Stadt, und seine Begleiter sprachen scherzend darüber, ob da wohl auch solche Rangstreitigkeiten herrschten wie in Rom. „Ich möchte lieber hier der Erste sein," rief ihnen Caesar zu, „als in Rom der Zweite." Die Verwaltung der spanischen Provinz brachte ihm so reichen Gewinn, daß er bei der Rückkehr nicht nur seine sämmtlichen, über sechs Millionen Thaler betragenden Schulden bezahlen, sondern auch eine bedeutende Summe in den öffentlichen Schatz legen konnte. Er hatte in Spanien mehrere Völkerschaften besiegt und hätte bei seiner Rückkehr deshalb einen Triumph feiern können. Nach den bestehenden Gesetzen durfte aber ein Feldherr nicht vor seinem Triumphzuge in die Stadt zurückkehren. Nun stand gerade damals die Wahl der Consuln bevor, und da ihm nicht bewilligt wurde, sich abwesend um das Consulat zu bewerben, so leistete er lieber auf den Triumph Verzicht und kehrte nach Rom zurück.

---

§. 58. Caesar in Verbindung mit Pompejus und Crassus.

Vor Allem kam es Caesar jetzt darauf an, die beiden einflußreichsten Männer im Staate, den Pompejus und Crassus, für sich zu gewinnen. Beide lebten in Spannung mit einander; aber Caesar wußte gleich nach seiner Rückkehr eine Versöhnung zwischen ihnen zu Stande zu bringen, und mit ihrer Hülfe erlangte er nun das Consulat (im Jahre 59). Durch Ackergesetze gewann er jetzt das Volk noch mehr für sich. Vergebens stellte sein Mitconsul Bibulus sich denselben entgegen; ja, derselbe kam sogar mehrmals in Gefahr, auf dem Forum ermordet zu werden, so daß er sich endlich ganz von den öffentlichen Geschäften zurückzog. Caesar war auf solche Weise allein im Besitze der Consulgewalt, weshalb man aus Spott dies Consulat auch das des Julius und des Caesar nannte; mit dem Pompejus

trat er in noch engere Verbindung dadurch, daß er ihm seine Tochter Julia zur Frau gab, während er sich selbst mit Calpurnia, der Tochter des für das nächste Jahr zum Consul bestimmten C. Calpurnius Piso vermählte, und nun erlangte er es ohne Mühe, daß ihm gegen alle Gesetze das diesseitige Gallien und Illyrien auf fünf Jahre als Provinz vom Volke übertragen wurde; der Senat fügte noch das jenseitige Gallien hinzu. Nichts konnte ihm erwünschter kommen, und er verhehlte seine Freude darüber nicht. Gallien war ein von vielen kleinen Völkerschaften bewohntes, durch Parteiungen aller Art zerspaltenes Land; dort konnte es an vielfacher Veranlassung zu Kriegen nicht fehlen, die ihm Gelegenheit verschaffen mußten, sich ein kampfgeübtes Heer zu bilden, das er später zu anderen Zwecken benutzen konnte. Mit großer Klugheit wußte er die Soldaten so für sich zu gewinnen, daß sie mit der unbedingtesten Hingebung ihm anhingen. Er vertheilte unter sie reiche Geschenke und Belohnungen; er selbst theilte mit ihnen alle Beschwerden und jegliche Gefahr. Dies war um so bewundernswerther, da er von schwächlichem Körperbau, am Kopfe leidend und mit der Epilepsie behaftet war; aber gerade durch starke Märsche, gemeine Kost und beständigen Aufenthalt unter freiem Himmel härtete er seinen Körper ab. Keinen Augenblick gönnte er sich Ruhe. Selbst im Reiten, worin er eine ungemeine Gewandtheit besaß, dictirte er Briefe; oft hatte er auch mehrere Schreiber bei sich, die er gleichzeitig beschäftigte. Dabei war er für seine Freunde zärtlich besorgt. Mit einem derselben, dem Oppius, suchte er auf einer Reise vor dem schlechten Wetter in einem Bauernhause nächtliches Unterkommen. Es war nur eine Kammer da, kaum für einen Menschen groß genug, und Oppius war krank. Da sagte Caesar: „Ehrenplätze muß man den Vornehmsten, die nothwendigsten den Schwächsten überlassen", räumte dem Oppius das Zimmer ein und schlief selbst auf dem Hausflur.

Gleich nachdem er seine Statthalterschaft angetreten hatte, bot sich ihm Gelegenheit zum Kampfe dar. Die Helvetier in der Schweiz hatten, von Orgetorix, einem vornehmen Manne aus ihrer Mitte, bewogen, den Entschluß gefaßt, ihr Vaterland, sei es wegen Uebervölkerung oder aus Furcht vor den Germanen, zu verlassen und sich in Gallien neue Wohnsitze zu suchen. Nach zweijähriger Vorbereitung führten sie ihren Plan aus, zerstörten selbst alle ihre Städte und Dörfer und brachen nach dem südlichen Gallien auf. Caesar versperrte ihnen jedoch den Weg durch die römische Provinz, und als sie nun durch das Gebiet der gallischen Völkerschaften der Sequaner und Aeduer vordringen wollten, wurde er von diesen zu Hülfe gerufen (58). Er erfocht bei Bibracte, in der Nähe des heutigen Autun, einen glänzenden Sieg. Ueber 200,000 Helvetier fanden in der Schlacht ihren Tod; die übrigen zwang Caesar, in ihre Heimath zurückzukehren und die zerstörten Städte wieder aufzubauen. Kurz darauf wurde er von den Aeduern und Sequanern gegen einen gemeinsamen Feind zu Hülfe gerufen. Die letzteren hatten nämlich in einem Streite mit den Aeduern den deutschen Fürsten Ariovist herbeigerufen. Dieser kam mit großer Heeresmacht über den Rhein, besiegte die Aeduer, setzte sich aber dann mit seinen Germanen nicht nur in ihrem Lande, sondern auch in dem der Sequaner fest. Von beiden zu Hülfe gerufen, forderte ihn Caesar auf, denselben die Freiheit wieder zu geben; doch Ariovist gab eine stolze Antwort.

„Ihm sei das nördliche Gallien so gut nach Kriegsrecht unterthänig geworden," sagte er, „wie den Römern das südliche. Wenn Caesar Krieg haben wolle, so werde er erfahren, was seine noch unbesiegten Deutschen, die seit vierzehn Jahren unter kein Obdach gekommen wären, ausrichten könnten." So mußten denn die Waffen entscheiden. Caesar zog ihm nach Vesontio (Besançon) entgegen, aber in seinem Heere herrschte große Muthlosigkeit; doch er erfuhr es, versammelte sein Heer und forderte Alle, die keinen Muth hätten, auf, nach Hause zu gehen; er werde dann mit der zehnten Legion allein den Kampf beginnen. Solche Worte wirkten; Alle brannten von Begierde, ihren Muth zu zeigen. Ariovist wollte jetzt Unterhandlungen anknüpfen; aber Caesar zwang ihn zur Schlacht, besiegte ihn gänzlich (58 v. Chr.), und nur mit Mühe entkam Ariovist selbst mit dem Reste seiner Schaaren über den Rhein. Im folgenden Jahre unterwarf Caesar auch die Belgier, den mächtigsten Volksstamm im nördlichen Gallien, und bald gehorchte ganz Gallien bis zur Maas der römischen Herrschaft. Dabei hatte Caesar Rom nie aus dem Auge verloren. Er kam im April 56 mit Pompejus und Crassus in Lucca zusammen. Dort erneuerten sie ihr Bündniß und verabredeten ihre weiteren Pläne. In der That gelang ihnen die Ausführung derselben. Pompejus und Crassus verschafften sich für das folgende Jahr (55) das Consulat, freilich nicht ohne Gewaltthätigkeiten, und nach Ablauf desselben erhielt Pompejus Spanien, Crassus Syrien als Provinz; dem Caesar aber wurde seine Statthalterschaft auf fünf Jahre verlängert.

Von Ruhmsucht und Habgier geblendet, zog der sechzigjährige Crassus nach Syrien, um einen Krieg gegen die Parther zu beginnen, obgleich dieselben den Römern verbündet waren, und obgleich ein Volkstribun noch bei dem Abzuge des Crassus die furchtbarsten Flüche über das nicht vom Volke beschlossene Unternehmen aussprach. Anfangs wurde derselbe vom Glücke begünstigt. Er drang über den Euphrat vor und bemächtigte sich mehrerer Städte Mesopotamiens; aber statt den ersten Schrecken der Parther zu benutzen, brachte er den ganzen Winter damit zu; die Einkünfte der Städte zu berechnen und Schätze zu sammeln. Er hatte die Parther für weichliche Feiglinge gehalten; sie waren aber vielmehr ein kühnes, kampfgeübtes Reitervolk. Durch die Unthätigkeit des Crassus gewannen sie Zeit, ihre Kräfte zu sammeln, und als er nun im folgenden Jahre (53) den Kampf wieder aufnahm, wurde er bei Karrhae (Haran) in Mesopotamien gänzlich geschlagen und auf dem Rückzuge durch Verrath von den Seinigen abgeschnitten und getödtet. Zum Hohn über seine Habgier gossen die Parther Gold in den Mund seines abgeschlagenen Kopfes.

Nun waren nur noch zwei Männer übrig, unter denen sich der Kampf um die Herrschaft über Rom entscheiden mußte. Pompejus blieb während der ganzen Zeit seiner Statthalterschaft in Rom und ließ seine Provinz durch Legaten verwalten, weil er glaubte, durch seine Gegenwart sich noch mehr in der Gunst des Volkes befestigen und so dem immer steigenden Einflusse Caesars am wirksamsten entgegentreten zu können; dieser dagegen erntete in Gallien neue Lorbern. Bereits 55 war er, um die Deutschen zu schrecken, in der Nähe von Andernach über den Rhein gegangen. Die germanischen Stämme der Usipĕter und Tenchtherer waren in Gallien eingedrungen,

um sich daselbst Wohnsitze zu suchen. Caesar gebot ihnen, das Land zu verlassen, überfiel sie dann aber treulos und machte den größten Theil von ihnen nieder. Ein Theil derselben war nach Deutschland zurückgeflohen, und Caesar verlangte ihre Auslieferung. Da ihm diese verweigert wurde, ging er selbst über den Rhein; die Deutschen zogen sich jedoch in ihre unzugänglichen Wälder zurück, wohin er ihnen nicht zu folgen wagte, und nach wenigen Tagen verließ er das Land wieder. Später (53) ging er nochmals über den Rhein, jedoch ohne besseren Erfolg. Zweimal fuhr er auch über den Canal nach Britannien (55 und 54); auch dort konnte er jedoch nicht festen Fuß fassen; ohnedies nahmen die Angelegenheiten in Gallien seine ganze Thätigkeit in Anspruch. Dort war ein gefährlicher Aufstand ausgebrochen; zwei römische Legionen wurden fast gänzlich aufgerieben. Da eilte Caesar aus Britannien zurück, und es gelang ihm, den Aufstand zu unterdrücken. Er verfuhr dabei mit großer Härte; das Land wurde der Plünderung preisgegeben, die Wohnungen niedergebrannt. Der Druck der römischen Herrschaft lastete indessen so schwer auf den Galliern, daß sie noch einen Versuch wagten, das Joch derselben abzuschütteln. Unter der Leitung eines angesehenen Mannes, des Vercingetörix, erhoben sich im J. 52 fast alle gallischen Stämme gleichzeitig und eröffneten den Kampf mit der Ermordung sämmtlicher Römer in Genabum (Orleans). Caesars Lage war außerordentlich schwierig. Der Winter hatte alle Straßen unwegsam gemacht, und die kampfesmuthigen Schaaren der Gallier unter tüchtiger Leitung waren den Römern an Zahl weit überlegen; aber Caesar zeigte sich in dem gefahrvollen Kampfe in seiner ganzen Feldherrngröße, und seine Soldaten verrichteten Wunder der Ausdauer und Tapferkeit. Besonders groß erschien Caesar bei der Belagerung der festen Stadt Alesia (Sainte-Reine bei Semur im Departement Côte d'or), in welche sich Vercingetorix selbst mit großer Heeresmacht geworfen hatte, während ein mehr als 250,000 Mann starkes gallisches Heer von außen zum Entsatz der Stadt heranrückte. Caesar siegte über dasselbe, und in der Stadt entstand bald eine so furchtbare Hungersnoth, daß Vercingetorix selbst zur Unterwerfung rieth. Freiwillig überlieferte er sich zu Ende des J. 52 dem Caesar, um seinem Volke größeres Elend zu ersparen, und dieser dachte unedel genug, ihn in Ketten für seinen Triumph aufbewahren und dann hinrichten zu lassen.

Jetzt war Gallien völlig unterworfen; einzelne kleinere Aufstände wurden leicht unterdrückt. Caesar aber hatte sich den glänzendsten Kriegsruhm erworben; reiche Beute war in seine Hände gefallen, und er besaß ein krieggeübtes Heer, auf das er sich unter allen Umständen verlassen konnte.

---

§. 59. Caesar im Kampfe mit Pompejus.

Je mehr die Zeit der Statthalterschaft Caesars sich ihrem Ende näherte, um so mehr vereinigten sich alle Umstände, um eine Entscheidung herbeizuführen. Julia war bereits 54 gestorben, und die Nachricht von dem Tode des Crassus

löste Caesars Verbindung mit Pompejus vollends. Bei dem Ablaufe seiner Amtszeit wollte er sich um das Consulat bewerben und suchte die Erlaubniß nach, dies abwesend thun zu dürfen. Dann wollte er einen Triumphzug halten und darauf sein Heer entlassen. Seine Gegner setzten aber durch, daß er seine Soldaten zuerst entlassen und sich dann als Privatmann um das Consulat bewerben sollte. Hätte er dies gethan, so würde er sich selbst in die Hände seiner Feinde überliefert haben. Er ließ daher durch den Volkstribun C. Curio, den er durch Bezahlung seiner ungeheuren Schulden (4 Millionen Thaler) für sich gewonnen hatte, den Vorschlag machen, daß Pompejus mit Caesar gleichzeitig sein Heer entlassen und sein Amt niederlegen sollte; statt dessen aber wurde dem Pompejus, dem seine Provinzen bereits aufs Neue bestätigt waren, vom Senat die Sorge für die Vertheidigung Italiens übertragen und Caesar für einen Feind des Vaterlandes erklärt, wenn er nicht in einer bestimmten Zeit sein Heer entließe. Der Einspruch ihm befreundeter Volkstribunen wurde nicht berücksichtigt, und für ihr Leben fürchtend, flohen dieselben in Sklavenkleidern zu ihm nach Ravenna, wo er sich schon seit längerer Zeit aufhielt, um die Verhältnisse in größerer Nähe beobachten und leiten zu können. Sie forderten ihn zur Vertheidigung ihrer verletzten Würde auf. Caesar hatte nur die ihm besonders ergebene zehnte Legion bei sich. Ihr führte er die flüchtigen Tribunen vor, erinnerte zugleich an alle Beleidigungen, die er selbst von seinen Feinden erfahren hatte, und forderte sie auf, ihn zu vertheidigen. Alle erklärten sich freudig bereit, und nun war Caesars Entschluß gefaßt. Er hatte nur 5000 Mann bei sich; seine übrigen Soldaten standen noch jenseit der Alpen, und er konnte sie zwar einberufen, aber es kam ihm darauf an, seine Gegner durch einen unerwarteten Angriff zu überraschen. Er schickte deshalb jene Legion nach Ariminum an der Grenze seiner Provinz voraus und eilte ihr unverzüglich mit einigen Freunden nach. Als er das Flüßchen Rubicon erreichte, welches seine Provinz von Italien trennte, trat ihm das, was er zu thun im Begriff stand, in seiner ganzen verhängnißvollen Bedeutsamkeit vor die Seele. Mit dem Ueberschreiten des Flusses erklärte er dem Senate den Krieg, und alle Schrecknisse des Bürgerkrieges, alles Unheil, welches derselbe über das Vaterland bringen konnte, stellten sich seinem Geiste dar. Er versank in tiefes Nachdenken; plötzlich aber rief er seinen Begleitern entschlossen zu: „Der Würfel ist geworfen!" und überschritt den Fluß (49 v. Chr.). Er besetzte sofort Ariminum, und mit Sturmeseile drang er siegreich weiter vor. Pompejus erkannte jetzt zu spät, wie sehr er seine Macht überschätzt hatte. Muthlos verließ er mit seinen Soldaten Rom, vor dem siegreichen Gegner, der durch Milde Alles für sich gewann, immer weiter nach Süden fliehend, und endlich blieb ihm nichts übrig, als sich nach Griechenland einzuschiffen. Caesar wollte ihn daran hindern; er erreichte jedoch den Hafen von Brundusium erst, als eben die letzten Pompejaner zu Schiffe gestiegen waren. Er stand nun aus Mangel an Schiffen von der weiteren Verfolgung seines Gegners ab; dafür aber unterwarf er sich in nicht mehr als sechzig Tagen ganz Italien und ließ Sicilien und Sardinien besetzen. Dann zog er nach Rom, wo er sich trotz des Widerspruches eines Volkstribunen des zurückgelassenen Staatsschatzes bemächtigte, und nun eilte er gegen die in Spanien stehenden

Truppen des Pompejus. Zuerst wollte er, wie er sagte, das Heer ohne Feldherrn besiegen, dann den Feldherrn (den Pompejus) ohne Heer. Vergebens versuchten die Legaten des Pompejus in Spanien ihm Widerstand zu leisten. Schaarenweise wurden sie von ihren Soldaten verlassen, und so mußten sie sich ihm ergeben. Er schenkte ihnen Leben und Freiheit; auch von den Soldaten durfte Jeder, der nicht unter ihm dienen wollte, ungehindert abziehen. Nun ging er wieder nach Rom, und zum Dictator erwählt, rief er die Verbannten zurück, setzte die Söhne der von Sulla Proscribirten in ihre Rechte wieder ein und verschaffte den Schuldnern Erleichterung ihrer Last. Schon nach elf Tagen aber legte er seine Würde nieder, und zum Consul erwählt, eilte er nun nach Brundusium, um dem Pompejus nach Illyrien zu folgen. Pompejus hatte inzwischen ein bedeutendes Heer zusammengebracht; es kam zu einem Kampfe bei Dyrrhachium (Durazzo), und Caesar wurde besiegt. Aber er verlor den Muth nicht. Er lockte den Pompejus nach Thessalien, und dort kam es bei Pharsālus am 9. Aug. 48 zu einer entscheidenden Schlacht. Das Heer des Pompejus war dem des Caesar an Zahl bei weitem überlegen; aber dieser hatte alte gediente Soldaten, Pompejus unerfahrene und weichliche vornehme römische Jünglinge, und so erfocht Caesar einen vollständigen Sieg. Massenweise wandten sich die Pompejaner zur Flucht, warfen die Waffen weg und ergaben sich. Auch Pompejus floh. Er schiffte sich zuerst nach Lesbos ein, wo er seine Gemahlin Cornelia in Sicherheit gebracht hatte, und dann begab er sich, allen weitern Widerstand aufgebend, mit ihr nach Aegypten, um bei dem Könige Ptolemaeos, der ihm mannigfach verpflichtet war, Schutz zu suchen. Bei dem Berge Casius, östlich von Pelusium, näherte er sich der aegyptischen Küste. Der König gerieth in nicht geringe Verlegenheit. Nahm er den Pompejus auf, so hatte er den Caesar zum Feinde; nahm er ihn nicht auf, so mußte er die Rache des Pompejus fürchten, wenn derselbe etwa wieder zur Macht gelangte. Daher schien ihm der Rath der beste zu sein, ihn erst aufzunehmen und dann zu ermorden. Der aegyptische Feldherr Achillas und der Kriegstribun L. Septimius, der früher im Heere des Pompejus gedient hatte, wurden mit der Ausführung des Planes beauftragt. Auf einem kleinen Kahne fuhren sie dem Pompejus entgegen, um ihn von seinem Schiffe abzuholen. Diese Art des Empfanges erregte den Argwohn der Römer; aber Achillas entschuldigte, daß sie nicht glänzender empfangen würden, mit der Seichtheit des Wassers, und so bestieg Pompejus den Kahn, auf seinen Freigelassenen Philippus gestützt. Alle auf dem Fahrzeuge verharrten in düsterem Schweigen; auch als Pompejus den Septimius fragte, ob er nicht sein ehemaliger Kriegsgefährte sei, antwortete dieser nur mit einem finsteren Kopfnicken. Pompejus las nun eine griechische Rede durch, mit der er den König begrüßen wollte, und die er auf ein kleines Blatt geschrieben hatte. So erreichten sie die Küste, und eben ergriff Pompejus die Hand des Philippus, um aufzustehen, als ihn Septimius rücklings mit dem Schwerte durchbohrte. Auch die Andern fielen nun über ihn her; er aber hüllte sich in seine Toga und sank mit einem tiefen Seufzer entseelt zu Boden. Die Mörder hieben dem Leichnam den Kopf ab und warfen dann den Körper an den Strand. Der treue Philippus wusch ihn mit Seewasser, wickelte ihn in seine eigenen Kleider und verbrannte ihn auf einem Scheiter-

haufen, den er aus mühsam am Strande zusammengesuchten Schiffstrümmern errichtete. Ein alter Römer, der ehemals als Soldat unter Pompejus gedient hatte, war ihm dabei behülflich. So endete ein Mann, dessen Ruhm über den ganzen Erdkreis verbreitet gewesen war. Hätte er auch in seinem letzten Kampfe den Sieg davon getragen, wahrscheinlich wären dann für Rom die Zeiten Sulla's wiedergekehrt; selbst Cicero, obgleich er zu seinen Anhängern gehörte, sprach schon früher diese Befürchtung aus, und ebenso urtheilt auch der große Geschichtschreiber Tacitus über ihn, er sei versteckter, aber nicht besser gewesen als Marius und Sulla.

Nicht lange darauf kam auch Caesar, der die Verfolgung rastlos fortsetzte, nach Aegypten. Man brachte ihm den Kopf und den Siegelring seines ermordeten Feindes entgegen. Mit Abscheu und Entsetzen wandte er sich ab; jedoch nahm er den Siegelring an, Thränen vergießend über das Schicksal des Mannes, der ihm einst so nahe gestanden hatte. Das Haupt desselben ließ er schmücken und verbrennen, um den Ort aber, wo es bestattet wurde, legte er einen der Nemesis geweihten Hain an. Die Ueberreste des Pompejus wurden der Cornelia überbracht. Sie hatte das traurige Ende ihres Gatten vom Schiffe aus mit angesehen. Bei dem entsetzlichen Anblicke stieß sie ein so lautes Jammergeschrei aus, daß man es bis nach der Küste hin hörte. Man wollte auch sie verfolgen, wurde aber durch widrigen Wind daran gehindert, und so entkam sie glücklich. Die Mörder aber entgingen der Strafe für ihre Schandthat nicht.

---

§. 60. Caesars Alleinherrschaft und Tod.

Caesar begab sich nun nach Alexandria, von nur 4000 Soldaten begleitet. Seine Truppen sollten ihm aus Asien nachkommen; aber widrige Winde verzögerten ihre Ankunft. Dadurch kam er selbst in die größte Gefahr. Schon das erregte die Gemüther gegen ihn, daß er eine alte Schuldforderung an den vorigen König von Aegypten, nachdem er sie von fast vier Millionen Thalern auf etwa zwei Millionen ermäßigt hatte, mit großer Strenge einforderte; noch mehr aber brachte er eine mächtige Partei dadurch gegen sich auf, daß er in dem Thronstreit zwischen dem jungen Könige und seiner Schwester Kleopătra sich die Entscheidung zueignete. Kleopatra, die nach Syrien geflohen war, kam jetzt zurück. Sie wußte durch ihre Schönheit wie durch ihren Geist Caesar bald so für sich zu gewinnen, daß er ihr seinen vollen Schutz zusicherte und ihre Ansprüche auf den Thron offen anerkannte, während er den Ptolemaeos als Geisel bei sich behielt. Da erhob Achillas offenen Aufruhr in Alexandria, und Caesar mußte sich in seinem Palast, so gut es ging, verschanzen. Sechs Monate (vom October 48 bis zum März 47) vertheidigte er sich hier gegen das Heer des Achillas, der während des Krieges ermordet wurde, und gegen den wüthenden alexandrinischen Pöbel. Mehr als einmal war er in der größten Lebensgefahr. Endlich bekam er Hülfe aus Asien,

und nun besiegte er den Ptolemaeos, den er frei gelassen, und der sich sogleich an die Spitze eines Heeres gestellt hatte. Auf der Flucht ertrank der König im Nil, und man fand nachher seinen Leichnam im Schlamme.

Caesar bestätigte nun Kleopatra als Königin von Aegypten und brach nach neunmonatlichem Aufenthalte mit nur einer Legion nach Kleinasien auf, wo seine Anwesenheit dringend nothwendig war. Pharnakes (S. 510) war in das Land eingebrochen, um das väterliche Reich wieder zu erobern, und durchzog es, überall mit furchtbarer Grausamkeit wüthend. Caesar eilte ihm entgegen (47), überfiel ihn unerwartet und zwang ihn zu einer Schlacht, deren siegreicher Ausgang den Krieg völlig beendigte, so daß Caesar, selbst überrascht durch den schnellen Erfolg, nach Rom schreiben konnte: „Ich kam, sah, siegte."

Mit Schätzen reich beladen und ruhmgekrönt, kehrte er jetzt, abermals zum Dictator ernannt, nach Rom zurück. Dort hatte der Antrag eines Tribunen auf allgemeine Schuldentilgung die furchtbarste Gährung und die blutigsten Auftritte hervorgerufen, und Caesars Reiteroberst Antonius, der sich durch Sittenlosigkeit, Leichtsinn, Schwelgerei und grenzenlosen Uebermuth allgemein verächtlich und verhaßt gemacht hatte, vermochte dieselbe nicht zu unterdrücken. Caesars Erscheinen stellte die Ruhe sofort wieder her. Durch seine Milde gewann er um so mehr Alle für sich, je weniger man sie erwartet hatte, und auch eine gefahrdrohende Auflehnung seiner zehnten Legion, welche ungestüm Zahlung der versprochenen Belohnungen und Entlassung forderte, beschwichtigte er durch seine Geistesgegenwart, so daß selbst die ungestümsten Schreier ihn flehentlich baten, er möge ihnen gestatten, wieder mit ihm in den Kampf zu ziehen. Er verzieh den Reuigen und brach nun mit seinem Heere nach Afrika auf, wo die Anhänger des Pompejus sich zu neuem Kampfe gesammelt hatten. Unter ihnen befanden sich des Pompejus Söhne Cnejus und Sextus Pompejus und sein Schwiegervater, der Proconsul Q. Metellus Scipio. Sie hatten tüchtige Offiziere wie Petrejus, Afranius, Octavius, Labienus. Der Letztere hatte früher dem Caesar bei der Eroberung Galliens die wichtigsten Dienste geleistet. Auch König Juba von Numidien war mit ihnen verbündet. Die Seele der pompejanischen Partei in Afrika aber war Marcus Porcius Cato, ein Urenkel des älteren Cato.

Cato war einer der größten Männer, welche die römische Geschichte aufzuweisen hat. Er hatte früh seine Eltern verloren. Schon als Knabe war er ernst, muthig und von unbeugsamem Charakter. Sulla war noch vom Vater her seinem Hause befreundet und ließ ihn zuweilen zu sich kommen. Bei einer solchen Gelegenheit sah der vierzehnjährige Knabe die Häuser mehrerer Männer, die Sulla hatte hinrichten lassen. Als er bemerkte, wie die Anwesenden heimlich seufzten, fragte er seinen Erzieher, warum denn Niemand diesen Menschen aus dem Wege räume, und da derselbe antwortete: „Weil er mehr gefürchtet als gehaßt wird", rief er in edler Aufwallung aus: „Warum hast du mir denn kein Schwert gegeben, daß ich ihn tödten und das Vaterland von der Sklaverei befreien könnte?" Diese glühende Liebe für die Freiheit des Vaterlandes, in welcher er noch bestärkt wurde durch die Lehren der stoischen Philosophie, der er mit voller Begeisterung anhing, bestimmte seine ganze Handlungsweise sein Leben lang. Mit Schmerz sah er, wie Schwelgerei und

Sittenverderben immer weiter um sich griffen; um so erhabener steht er da inmitten eines verderbten Geschlechts als das Bild alter Einfachheit und Sittenreinheit. Mit scharfem Blick erkannte er bald, wie sehr die Bestrebungen des Caesar und Pompejus die Freiheit des Staates bedrohten, und er trat daher anfangs Beiden mit entschlossenem Muthe entgegen; aber er vermochte das unvermeidlich Gewordene nicht zu verhindern. Man wußte ihn sogar aus Rom zu entfernen, indem man ihm auf Antrag des Clodius (S. 513) den Auftrag ertheilte, Cypern zur römischen Provinz zu machen. Als er aber nach Beendigung dieses Geschäfts nach Rom zurückkehrte, wurde er vom Volk und Senat mit großen Ehren empfangen. Die gänzliche Auflösung aller Verhältnisse in Rom nöthigte ihn im J. 52 vorzuschlagen, daß Pompejus zum alleinigen Consul erwählt und ihm die Sorge für die Sicherheit des Staates übertragen würde. Seit jener Zeit blieb er stets bei der Partei des Pompejus, um mit ihr gemeinsam dem Streben Caesars nach der Oberherrschaft entgegen zu wirken. Er nahm Theil an der Schlacht bei Dyrrhachium und wurde dort von Pompejus zur Deckung der Kriegsvorräthe zurückgelassen. Nach der Schlacht bei Pharsalus wollte er sich mit Pompejus vereinigen; auf die Nachricht von dem Tode desselben aber begab er sich nach Afrika, wo sich allmählich die Reste des bei Pharsalus zersprengten pompejanischen Heeres, der illyrischen Flotte, der Besatzungen von Dyrrhachium, Corcyra und dem Peloponnes zusammenfanden. Man trug ihm den Oberbefehl an, aber er schlug ihn aus und übernahm nur die Beaufsichtigung der festen und wichtigen Stadt Utika. Mit dem größten Eifer förderte er die Rüstungen, und bald war ein Achtung gebietendes Heer beisammen. Es zählte mit Einschluß der vier römisch bewaffneten Legionen Juba's vierzehn Legionen Schwerbewaffneter; die schwere Reiterei war ohne die Schaaren des Juba 1600 Mann stark. Dazu kamen eine zahllose Menge nur mit Wurfspießen bewaffneter, ohne Zaum und Zügel reitender Numidier und 120 Kriegselephanten des Königs Juba, und die Flotte, geführt von P. Varus, dem pompejanischen Statthalter von Afrika, und M. Octavius, zählte 55 Schiffe.

Caesar hatte nur sechs Legionen und 2000 Reiter zusammengebracht, mit denen er sich am 8. October 47 in Sicilien nach Afrika einschiffte. Die Flotte wurde unterweges durch heftige Stürme zerstreut, und mit nur 3000 Mann zu Fuß und 150 Reitern erreichte er unweit Adrumetum die afrikanische Küste. Als er an's Land trat, stolperte er; aber er wußte den üblen Eindruck, den dies auf die abergläubischen Krieger machte, sogleich zu verwischen, indem er laut ausrief: „Afrika, ich halte dich!" Sein Heer war, auch nachdem am 3. Januar 46 die Flotte sich gesammelt hatte, nicht halb so stark als das seiner Feinde. Gleich zu Anfang wurde er von Labienus und Petrejus mit großer Uebermacht angegriffen, und nur durch einen geschickten Rückzug entging er einer vollständigen Niederlage. Dennoch suchte der pompejanische Oberfeldherr Metellus Scipio einem entscheidenden Treffen auszuweichen; auch Cato wollte, daß man, eine offene Schlacht vermeidend, durch kleine Gefechte Caesar hinhielte und allmählich aufriebe. Caesar zwang jedoch die Feinde endlich am 6. April 46 bei Thapsus zur Schlacht und gewann einen vollständigen Sieg. Die Besiegten warfen die Waffen weg und flehten um Gnade; aber Caesars Soldaten wütheten, selbst die Befehle ihrer Führer nicht achtend, schonungslos

gegen die Fliehenden, und 50,000 Leichen bedeckten das Schlachtfeld, die Sieger aber zählten nicht mehr als funfzig Todte. Selbst Scipio und Juba ergriffen die Flucht. Der Erstere suchte zu Schiffe nach Spanien zu entkommen, und da ihm dies nicht gelang, tödtete er sich selbst. Juba und Petrejus nahmen sich gegenseitig das Leben; die Söhne des Pompejus sowie Labienus entkamen nach Spanien. In Utica verbreitete die Nachricht von dem Ausgange der Schlacht die größte Bestürzung. Cato suchte die Geängsteten zu beruhigen; da aber Caesar mit seiner ganzen Macht gegen die Stadt vorrückte, war er den bei ihm befindlichen Senatoren und anderen Freunden zur Flucht behülflich und bat den Lucius Caesar, einen Verwandten des Dictators, sich für seinen Sohn und seine Freunde zu verwenden. Dann speiste er in Gesellschaft der bei ihm gebliebenen Freunde ruhig zu Abend, und unterhielt sich nach der Mahlzeit mit ihnen besonders darüber, daß nur der Tugendhafte frei sei. Zärtlicher als sonst umarmte er beim Abschiede seinen Sohn und seine Freunde; dann legte er sich zu Bette und las im Phaedon, jenem berühmten Gespräche Platons über die Unsterblichkeit. Mit Ungestüm forderte er sein gewöhnlich über dem Bette hängendes Schwert, welches man weggenommen hatte aus Besorgniß, daß er sich tödten wolle. Voll Zorn und Unwillen schrie er, sein Sohn und seine Diener wollten ihn den Feinden wehrlos überliefern; er überhäufte seinen Sohn, der herbeieilte, mit Vorwürfen, so daß derselbe weinend das Zimmer verließ, und als man ihm nun sein Schwert zurückgab, ergriff er es hastig, prüfte die Spitze und die Schneide desselben und rief dann freudig aus: „Nun bin ich mein eigener Herr!“ Darauf las er abermals im Phaedon und verfiel dann in einen festen Schlaf. Um Mitternacht erwachte er und schickte einen Freigelassenen nach der Küste, um zu sehen, ob Alle sich gerettet hätten. Auf die Nachricht, daß Alles im Hafen ruhig sei, schloß er die Thür und durchbohrte sich mit dem Schwerte. Er hatte sich schlecht getroffen und stieß im Todeskampfe einen vor dem Bette stehenden Tisch um. Bestürzt eilten auf das Geräusch sein Sohn und seine Freunde herbei. Der Arzt verband ihn, aber er stieß denselben zurück, riß die Wunde wieder auf und gab den Geist auf. So endete der edle Mann im achtundvierzigsten Jahre seines Lebens. Er sah, daß die Freiheit des Vaterlandes, der er sein ganzes Leben geweiht hatte, und die sein höchstes Gut war, zu Grunde gegangen sei. Mit dem Verluste derselben hatte das Leben selbst für ihn allen Reiz verloren, und er glaubte es nicht auf eine seiner würdige Art weiter führen zu können. Der stille, Gott ergebene Sinn, den nur das Christenthum verleiht, der Sinn, welcher auch beim herbsten Verluste die Weisheit des ewigen Weltenlenkers preist und auch in der dunkelsten Stunde sich sicher gehalten fühlt von der Hand des liebenden Vaters, mußte ihm auf seinem Standpunkte noch fern bleiben. Als Römer handelte er groß. Sein Tod erregte in der Stadt die ungeheucheltste Theilnahme; selbst die Furcht vor der Annäherung Caesars vermochte nicht die feierliche Bestattung des Leichnams zu verhindern; Caesar aber rief bei der Nachricht vom Ende Cato's schmerzlich aus: „O Cato! ich mißgönne dir diesen Tod; denn du hast mir auch deine Erhaltung nicht gegönnt.“

Utica ergab sich jetzt dem siegreichen Caesar; leicht bezwang er auch die übrigen Städte, Numidien aber wurde eine römische Provinz. Ruhmgekrönt

kehrte er nach Rom zurück, wo man ihn mit Ehrenbezeugungen überhäufte. Zur Feier seines Sieges wurde ein vierzigtägiges Dankfest angeordnet. Man stellte seine Bildsäule auf. Schon während des alexandrinischen Krieges war er zum Dictator ernannt worden, am 1. Januar 47 hatte er diese Würde angenommen, und auch für das Jahr 46 bekleidete er dieselbe. Jetzt übertrug man ihm die Dictatur auf zehn Jahre und unter dem Titel eines „Sittenrichters" (praefectus moribus) zugleich die Censur ohne Collegen auf drei Jahre. Er feierte einen viertägigen Triumph über Gallien, Aegypten, Pontos und Afrika, bei welchem er die Summe von zweiundsiebzig Millionen Thalern und 2822 goldene Kränze in den öffentlichtn Schatz legte. Seinen Soldaten machte er reiche Geldgeschenke (jeder gemeine Soldat erhielt mehr als tausend Thaler, die Offiziere das Doppelte und Vierfache), den Bürgern aber gab er ein Festmahl, bei welchem an 22,000 Tischen gespeist wurde, und außerdem ließ er noch an 50,000 Bürger Getreide und Geld vertheilen. Ueberdies veranstaltete er prächtige Spiele, unter ihnen ein Gefecht von 2000 Mann zu Fuß, ein Reitergefecht von vierhundert Mann gegen einander, ein Gefecht, worin Fußvolk und Reiterei vermischt unter einander fochten, eine Schlacht von vierzig Elephanten, einen Kampf zu Wasser mit 4000 Ruderern, wobei auf jeder Seite tausend Mann fochten.

Zum vierten Male zum Consul ernannt, brach Caesar nun im November 46 nach Spanien auf, wo sich die Söhne des Pompejus festgesetzt und eine bedeutende Macht gesammelt hatten. Der Krieg gegen sie war für ihn bei weitem der schwierigste und gefährlichste. Am 17. März 45 kam es zu einer entscheidenden Schlacht bei Munda in der Nähe von Malaga. Schon schien Alles für ihn verloren. Er sprang verzweifelnd vom Pferde und hielt seine fliehenden Soldaten zurück, indem er sie aufforderte, ihn erst zu tödten, damit er einen solchen Tag nicht überlebe. Sein Schild wurde von mehr als hundert Geschossen durchbohrt. Endlich errang er doch den Sieg. 33,000 Pompejaner waren in der Schlacht gefallen; Cnejus Pompejus wurde auf der Flucht getödtet; Sextus hielt sich bis zu Caesars Tode bei den Landesbewohnern verborgen. Damit waren Caesars letzte Feinde besiegt.

Bei seiner Rückkehr nach Rom feierte er abermals einen glänzenden Triumph, aber bei Vielen erregte derselbe keine Freude; denn obgleich er zum Schein über spanische Städte gefeiert wurde, so war es doch offenbar ein Triumph über römische Bürger. Dennoch überhäufte man Caesar mit allen erdenklichen Ehrenbezeugungen. Ein funfzigtägiges Dankfest wurde veranstaltet. Das Consulat wurde ihm auf zehn Jahre übertragen, die Dictatur auf Lebenszeit. Indem er auch die lebenslängliche Censur unter dem Titel der praefectura morum erhielt, stand es fortan stets in seiner Macht, seine Anhänger zu Senatoren und Rittern zu erheben. Ebenso erhielt er auf Lebenszeit den Titel Imperator, der früher nur als Ehrentitel gebräuchlich, als Amtstitel aber völlig neu war; ja dieser Titel wurde ihm nicht nur für seine Person, sondern auch für seine leiblichen und adoptirten Nachkommen übertragen. Damit hatte er nicht nur die Obergewalt über die gesammte Kriegsmacht, sondern wie die Consuln und Proconsuln außerhalb des römischen Stadtgebiets zugleich die höchste richterliche und administrative Macht. Aber diese neue Obergewalt stand in so fern höher als die consularische, als sie weder durch

mächtige Collegen beschränkt, noch durch Raum und Zeit begrenzt, lebenslänglich und vererblich, in der Hauptstadt eben so wirksam war wie außerhalb derselben. Auch das Provocationsrecht so wie die Pflicht auf die Rathschläge des Senats zu hören, fielen für den Imperator weg. Man sieht, es war die in ihrem ganzen Umfange erneuerte Königsgewalt, nur unter neuem Namen. Zugleich erhielt Caesar die Verfügung über die bewaffnete Macht und den Staatsschatz, das Recht, ohne Befragung des Volkes und Senates über Krieg und Frieden zu entscheiden, die Ernennung der Statthalter in den Provinzen, die Leitung der Wahl in den Centuriatcomitien, bindendes Vorschlagsrecht für einen Theil der städtischen Beamten, das Recht, zu Patriciern zu ernennen, die erste Stelle und damit das Vorstimmrecht im Senat, die Befugniß, Münzen mit seinem Bildniß prägen zu lassen. Man gab ihm den Namen eines Vaters des Vaterlandes. Seine Person wurde für heilig und unverletzlich erklärt; alle Jahrestage seiner Siege sollten als öffentliche Feste gefeiert werden; ja, man erwies ihm sogar göttliche Verehrung und errichtete ihm Tempel und Altäre.

Im Vollbesitze der Macht war Caesar jetzt selbst gegen seine Feinde gnädig. Vielen, die gegen ihn gekämpft hatten, gab er Aemter in der Stadt oder Befehlshaberstellen über auswärtige Völker und Heere. Dies war ihm um so leichter möglich, da er die republikanischen Aemter bestehen ließ, aber die Zahl der Stellen vermehrte, um so ihre Bedeutsamkeit zu schwächen. So vermehrte er den Senat auf 900 Mitglieder, von denen er die Hälfte selbständig ernannte, die andere Hälfte vorschlug; die Zahl der Praetoren erhöhte er auf 14, die der Quaestoren auf 40, der Aedilen auf sechs. Er traf viele weise Einrichtungen zur Hebung des Handels und Landbaues. Er verschönerte Rom durch Anlegung eines neuen Forums, das seinen Namen erhielt, und welches er mit einem prächtigen Tempel der Venus schmückte, bei dessen Einweihung die glänzendsten Spiele gefeiert wurden. Mehrere neue Militärcolonien wurden angelegt, Korinth und Karthago wieder aufgebaut. Er beabsichtigte, die Landenge von Korinth durchstechen und in Italien einen Kanal graben zu lassen, der von Rom durch die pontinischen Sümpfe nach Terracina führen und tief genug für Seeschiffe sein sollte. Das größte Unternehmen aber, durch das er seinen früheren Ruhm zu verdunkeln gedachte, war ein beabsichtigter Zug gegen die Parther, nach deren Besiegung er im Norden des kaspischen und schwarzen Meeres entlang ziehen und durch Germanien und Gallien nach Rom zurückkehren wollte.

Auch um die Wissenschaften erwarb er sich große Verdienste, namentlich durch Anlegung von Bibliotheken. Schon nach seiner Rückkehr aus Afrika hatte er mit Hülfe des alexandrinischen Philosophen Sosigĕnes den Kalender verbessert, der so in Unordnung gerathen war, daß der Januar unmittelbar nach der Herbst-Tag- und Nachtgleiche folgte. Das Jahr 45 verlängerte er um achtzig Tage, so daß die Ordnung wieder hergestellt wurde, und alle vier Jahre setzte er ein Schaltjahr ein. Zur Anerkennung seiner Verdienste um den Kalender erhielt der siebente Monat (der Quinctilis), in welchem er geboren war, den Namen Julius; der Kalender selbst aber wurde der julianische genannt und ist in ganz Europa in Gebrauch gewesen bis 1582 n. Chr., wo Papst Gregor XIII. eine neue Verbesserung vornehmen ließ; die Russen aber rechnen noch immer nach dem julianischen Kalender.

Ungeachtet der Weisheit und der Milde, mit der Caesar seine Macht benutzte, gab es doch Viele in Rom, die ihn als den Unterdrücker der Freiheit des Volkes haßten, und er selbst vermehrte die Zahl seiner Feinde noch durch seine Unvorsichtigkeit. Er sprach mit Geringschätzung von der Republik. Sie sei nichts weiter, sagte er, als ein Name ohne Körper und Gestalt. Auch gegen den Senat benahm er sich hochmüthig. Derselbe hatte ihm die übertriebensten Ehrenbezeugungen zuerkannt, und es wurde eine Deputation an ihn gesandt, um ihm den darüber gefaßten Beschluß mitzutheilen. Caesar empfing diese Deputation sitzend, und diese Kränkung vergab man ihm nicht. Am meisten schadete es ihm, daß er sichtlich nach der Königswürde trachtete. Bei dem Feste der Lupercalien, dem er, auf einem goldenen Stuhle sitzend, zuschaute, überreichte ihm der Consul M. Antonius ein mit einem Lorberkranz umwundenes Diadem. Caesar hätte es gern angenommen; da er aber sah, welche Mißstimmung es im Volke erregte, schlug er es aus, und es wurde ihm dafür mit lautem und allgemeinem Beifallsklatschen gelohnt. Dennoch gab er sein Streben nach der Königswürde nicht auf, und seine Freunde verbreiteten das Gerücht, nach den sibyllinischen Büchern könne nur ein „König" die Parther besiegen.

Da schaarten sich endlich alle mit den Bestrebungen Caesars Unzufriedenen zusammen, um ihn zu stürzen. Ihr Haupt wurde C. Cassius Longinus. Derselbe hatte sich als Feldherr ausgezeichnet und nach dem Tode des Crassus Syrien gegen die Parther behauptet. Dann hatte er sich dem Pompejus angeschlossen, nach der Schlacht bei Pharsalus aber wußte er sich Caesars Verzeihung zu verschaffen. Obgleich ihm Caesar diese eben so wenig versagte wie seinen übrigen Feinden, so traute er doch dem bleichen, finsteren Manne nie recht, und Cassius, der sich von ihm zurückgesetzt glaubte, sann nun auf Rache. Die Beschützung der Freiheit mußte seinem Mordplane als Vorwand dienen. Nicht reiner waren die Absichten der Meisten, die er auf seine Seite zog. Der Einzige, der aus wahrer Freiheitsliebe sich dem Vorhaben anschloß, war M. Junius Brutus, ein Neffe und Schwiegersohn Cato's und wie dieser ein eifriger Anhänger der stoischen Philosophie. Anfangs haßte er den Pompejus, weil derselbe zur Zeit des Sulla seinen Vater getödtet hatte; als aber der Bürgerkrieg ausbrach, trat er doch zur Partei desselben über wie Cato, weil er von ihm die geringste Gefahr für die Freiheit befürchtete. Brutus war ein durchaus edler Charakter, und dabei besaß er die glänzendsten Geistesanlagen; Cicero liebte ihn mit väterlicher Zuneigung und hoffte von ihm, daß er einst dem Staate Kopf und Herz werden sollte. Auch Caesar, der mit seiner Mutter Servilia, einer Stiefschwester Cato's aus einer zweiten Ehe der Mutter desselben mit Q. Servilius Caepio, früher in vertrautem Verhältniß gestanden hatte, liebte ihn von Kindheit auf wegen seiner außerordentlichen Eigenschaften. Vor der Schlacht bei Pharsalus, wo Brutus als gemeiner Krieger in den Reihen der Pompejaner kämpfte, gebot Caesar seinen Soldaten dringend, das Leben desselben zu schonen. Gleich nach der Schlacht zog er Erkundigungen über ihn ein, und eine große Freude war es ihm, als Brutus nun an ihn schrieb. Er ließ ihn sogleich zu sich kommen und überhäufte ihn seit jener Zeit mit Beweisen seiner Freundschaft. Im J. 46 übertrug er ihm die Statthalterschaft über das diesseitige Gallien; 44

gab er ihm das bedeutende Amt des Stadtpraetors, und nach Ablauf seines Amtes sollte er die reiche Provinz Macedonien erhalten. In der That betrachtete Brutus den Caesar als seinen Wohlthäter, und ohne äußere Anreizung hätte er ungeachtet seiner Freiheitsliebe gewiß nicht an die Ermordung desselben gedacht. Aber mehrere der Verschworenen wollten sich ohne ihn der Verbindung nicht anschließen, und so sah sich Cassius, der sich mit ihm wegen vermeintlicher Zurücksetzung entzweit hatte, genöthigt, sich mit ihm zu versöhnen, um ihn für seinen Plan zu gewinnen. Man schrieb an die Bildsäule des Brutus, der den Tarquinius vertrieben hatte: „O, daß du noch lebtest!" Man legte Zettel auf den Sessel des Brutus, worauf die Worte standen: „Brutus, du schläfst!" oder „Du bist nicht Brutus." Cassius suchte auch durch seine Gemahlin Junia, eine Schwester des Brutus, auf ihn zu wirken, und nachdem er ihn hinlänglich vorbereitet sah, theilte er ihm mündlich den Plan zur Ermordung Caesars mit. Brutus ging darauf ein; sein Ansehen bewog nun auch noch viele Andere, der Verschwörung beizutreten, und obgleich sie weder durch einen Eid noch durch Opfer zur Geheimhaltung ihres Vorhabens sich verpflichtet hatten, betrieben sie die Sache doch mit solcher Verschwiegenheit, daß nichts bekannt wurde. Brutus durchschaute übrigens wohl das Gefährliche des Unternehmens, und obschon er öffentlich stets seinen Gleichmuth bewahrte, war er doch innerlich vielfach beunruhigt. Oft saß er in Gedanken vertieft da; oft erwachte er plötzlich aus dem Schlafe und erregte dadurch auch die Besorgniß seiner Gemahlin **Porcia**. Gern hätte sie das Geheimniß erfahren, das ihn beunruhigte, und seine Sorge mit ihm getheilt; aber zuvor wollte sie sich überzeugen, ob sie wohl die Kraft habe, es zu verbergen. Im Bade brachte sie sich unbemerkt mit einem kleinen Messer eine tiefe Wunde bei. Von Schmerz und Blutverlust überwältigt, verfiel sie in ein heftiges Wundfieber, und besorgt eilte Brutus herbei. Da zeigte sie ihm die tiefe Wunde und sagte ihm, warum sie sich dieselbe beigebracht habe; Brutus aber hob voll Erstaunen die Hände empor und flehte die Götter an, ihm zu verleihen, daß er durch glückliche Ausführung des Unternehmens sich als einen der Porcia würdigen Gatten zeigen könne.

Auch Caesarianer, deren Hoffnungen nicht in Erfüllung gegangen waren, hatten sich der Verschwörung angeschlossen, namentlich **Decimus Brutus** Albinus, der im gallischen Kriege und im Bürgerkriege unter Caesar Unterfeldherr gewesen, von ihm zum Statthalter in Gallien ernannt und zum Consul bestimmt war und überhaupt bei ihm in großer Gunst stand; C. **Trebonius**, der gleichfalls Caesars volles Vertrauen genoß, die meisten Kriege desselben als Unterfeldherr mitgemacht hatte, dann Praetor und darauf Propraetor in Spanien und zuletzt Consul gewesen war; P. **Servilius Casca**, der durch Caesar das Tribunat erlangt hatte, und L. **Tillius Cimber**. Sie waren sämmtlich mit Caesar unzufrieden, wenn auch aus verschiedenen Gründen: Tillius Cimber grollte wegen der Verbannung seines Bruders, Casca, weil er nicht schnell genug befördert war; Trebonius wurde durch Habgier, Decimus Brutus durch bloße Sucht nach Neuerungen den Verschworenen zugeführt. Diese hatten die Iden des März (15. März) zur Ausführung ihres Vorhabens bestimmt. In der Senatsversammlung, die auf jenen Tag in einem der Prachtgebäude angesetzt war, welche Pompejus an das von ihm

errichtete Theater angebaut hatte, sollte Caesar ermordet werden. Am Abend vorher speiste derselbe bei einem Freunde und unterschrieb nach seiner Gewohnheit bei Tische einige Briefe. Das Gespräch kam auf die Frage, welcher Tod wohl der beste wäre, und Caesar, der gar nicht darauf geachtet zu haben schien, rief laut dazwischen: „Ohne Zweifel der unerwartete." Ein solcher sollte ihm zu Theil werden. Er ahnte nichts weniger, als daß ihm die Gefahr so nahe sei. Schon früher hatten ihm seine Freunde gerathen, sich durch eine Leibwache zu schützen, er aber erwiederte ihnen: er wolle lieber sterben, wenn er immer daran denken müsse, sein Leben zu schützen. Man warnte ihn auch vor Brutus; er meinte jedoch, der würde ja wohl warten, bis sein zerbrechlicher Leib von selbst zusammenbräche. Dennoch war er gerade am funfzehnten März voll trüber Ahnungen. Ein Wahrsager hatte ihm gesagt, er solle sich an diesem Tage vor einer großen Gefahr hüten. Calpurnia wurde in der Nacht durch einen bösen Traum geängstigt. Sie glaubte ihn blutend in den Armen zu halten, und als sie erwachte, bat sie ihn flehentlich, nicht auszugehen. Dazu kamen noch die ungünstigsten Vorzeichen bei den Opfern, die er anstellen ließ, und er wollte schon durch Antonius die Sitzung absagen lassen. Da erschien Decimus Brutus. Der Senat, erklärte er, der ja auf Caesars Befehl versammelt sei und den Beschluß fassen wolle, daß er außerhalb Italien den Königstitel führen solle, würde durch sein Ausbleiben beleidigt werden. Dies verfehlte seine Wirkung auf Caesar nicht; das Verlangen nach der Königswürde überwog bald alle Bedenklichkeiten, und er machte sich auf den Weg. Er begegnete jenem Wahrsager. „Nun," rief er ihm zu, „die Iden des März sind ja da, und ich lebe noch." — „Ja," erwiederte Jener, „aber sie sind noch nicht vorüber." Bald darauf drängte sich ein griechischer Philosoph an ihn heran und überreichte ihm eine Schrift, welche die ganze Verschwörung enthüllte. Er forderte ihn auf, dieselbe auf der Stelle allein zu lesen; sie enthalte Dinge, die für ihn von der größten Wichtigkeit seien. Caesar wollte auch wirklich wiederholt anfangen, sie zu lesen; aber er wurde so von Leuten umdrängt, die Anliegen an ihn hatten, daß er die Schrift noch ungelesen in der Hand hielt, als er in die Curie trat. Den Antonius, der ihn begleitete, hielt Trebonius durch ein Gespräch, das er mit ihm anknüpfte, vor dem Saale zurück. Als Caesar eintrat, kam einer der Senatoren auf ihn zu und sprach lange und angelegentlich mit ihm. Die Verschworenen erbleichten und verabredeten durch Winke, sie wollten lieber durch eigene Hand sterben, als sich ergreifen lassen. Jener Mann hatte nämlich dem Brutus vorher zugeflüstert: er rathe ihnen, nicht zu zögern, denn ihr Unternehmen sei kein Geheimniß mehr. Sie glaubten daher, er entdecke Caesar Alles. Bald sahen sie jedoch, daß er nur in einer persönlichen Angelegenheit mit ihm gesprochen hatte, und so gewannen sie ihre Ruhe wieder.

Beim Eintritt Caesars stand der ganze Senat ehrerbietig auf, um ihn zu begrüßen; die Verschworenen aber hatten sich um seinen Sessel herum gestellt, als ob sie mit ihm über etwas zu sprechen hätten. Als er Platz genommen hatte, trat Tillius Cimber zu ihm heran und bat ihn um Zurückberufung seines verbannten Bruders; die andern Verschworenen unterstützten seine Bitte. Anfänglich lehnte Caesar die Erfüllung ihrer Bitten mit Güte ab; als sie aber immer ungestümer wurden, sprang er auf, um sich ihren

Drängen zu entziehen. Da zog ihm Tillius Cimber mit beiden Händen die Toga von der Schulter und gab damit das verabredete Zeichen. „Das sind nicht Bitten," rief Caesar zornig, „das ist Gewalt." In demselben Augenblicke aber stieß ihm Casca von hinten mit dem Dolch nach der Schulter. „Verruchter Casca, was machst du?" rief Caesar, sich umwendend, hielt den Dolch fest und durchbohrte dem Casca den Arm mit seinem silbernen Schreibgriffel; aber von allen Seiten blitzten ihm nun die Dolche der Verschwornen entgegen, die mit einer solchen Wuth nach ihm stießen, daß sie sich sogar unter einander verwundeten. Caesar vertheidigte sich noch einige Zeit mit seinem Griffel; als er aber auch den Brutus auf sich eindringen sah, rief er schmerzlich aus: „Auch du, mein Sohn Brutus?" verhüllte sich, allen Widerstand aufgebend, mit seiner Toga und sank, von drei und zwanzig Dolchstichen durchbohrt, entseelt am Fuße der Bildsäule des Pompejus nieder.

---

§. 61. Antonius, Octavianus und Lepidus. — Das Triumvirat.

Bald mußten die Verschworenen erkennen, wie sehr sie sich verrechnet hatten. Während der Ermordung Caesars hatten die nicht bei der Verschwörung betheiligten Senatoren starr vor Entsetzen da gesessen; als aber Brutus nun in ihre Mitte trat, um zu ihnen zu reden, ergriffen sie die Flucht. Auch auf das Volk machte die That nicht den Eindruck, den die Verschwornen erwartet hatten. Die Nämlichen, die dem Caesar noch vor wenigen Tagen den Tod gewünscht hatten, weil er nach der Königswürde trachte, beklagten jetzt sein trauriges Ende, und statt als Retter des Vaterlandes jubelnd gepriesen zu werden, erreichten die Verschwornen nur, daß der Senat auf Cicero's Antrag allgemeine Amnestie beschloß, und daß die Dictatur für immer abgeschafft wurde. Dagegen wurde gleichzeitig dem Caesar göttliche Verehrung zuerkannt und beschlossen, daß alle von ihm gemachten Anordnungen und ebenso auch sein Testament gültig sein sollten. Zugleich wurde bestimmt, es solle ihm ein feierliches Begräbniß auf dem Marsfelde zu Theil werden, und der Consul Antonius, der durch seine Mutter Julia mit ihm verwandt war, solle die Leichenrede halten. In seinem Testament hatte Caesar den damals achtzehnjährigen Octavius, den Enkel seiner Schwester Julia, zum Haupterben eingesetzt; nächst ihm sollte Decimus Brutus erben; auch die übrigen Mörder waren reichlich bedacht. Jeder römische Bürger sollte etwa funfzehn Thaler erhalten; seine großen und schönen Gärten an der Tiber aber hatte Caesar dem Volke zum Vergnügen vermacht. So erschien er als Wohlthäter des Volkes, die That der Verschwornen aber als eine That des schwärzesten Undankes. In ungeheurer Zahl begleitete das Volk die Leiche nach dem Forum, wo Antonius die Gedächtnißrede hielt, und als derselbe nun die durchbohrte blutige Toga Caesars zeigte, erreichte die Aufregung den höchsten Grad. Tische, Bänke, Verschläge wurden abgerissen und aus denselben ein Scheiterhaufen errichtet, auf dem der Leichnam verbrannt wurde. Viele ergriffen

Feuerbrände und liefen damit nach den Häusern der Mörder, um sie anzuzünden; Andere liefen durch die Straßen, den Verschwornen Tod drohend; der Volkstribun Cinna, ein Freund Caesars, der zur Begräbnißfeier herbeieilte, wurde von der wüthenden Menge in Stücke zerrissen, weil man ihn für den Praetor Cinna hielt, der mit zu den Verschwornen gehörte. Diese geriethen dadurch so in Furcht, daß sie so schnell als möglich Rom verließen. Die, welchen Caesar noch Provinzen zuertheilt hatte, gingen dorthin, Decimus Brutus nach dem diesseitigen Gallien, Tillius Cimber nach Bithynien; dem Cassius war für das nächste Jahr Syrien, dem Brutus Macedonien zugewiesen. Antonius spielte eine heuchlerische Rolle; er beschützte die Verschwornen, und die dadurch veranlaßten Nachstellungen des aufgeregten Volkes gegen ihn verschafften ihm Gelegenheit, sich mit Bewilligung des Senats mit einer Leibwache von sechstausend Mann zu umgeben, durch welche er nun zu Rom im vollen Besitze der Macht war. Dem Brutus und Cassius, die als Praetoren noch in Rom zurückgeblieben waren, sich aber daselbst nicht mehr sicher glaubten, gab der Senat den Auftrag, die Zufuhr von Lebensmitteln für die Stadt zu besorgen, und so verließen auch sie Rom.

Inzwischen hatte der junge Octavius, der sich in Illyrien mit den griechischen Wissenschaften beschäftigte, Kunde von dem Tode Caesars und von den folgenden Ereignissen erhalten, und er kam jetzt nach Rom, um seine Erbschaft anzutreten. Caesar hatte ihn im Testament adoptirt, und er nahm daher den Namen C. Julius Caesar Octavianus an. Dem Antonius kam sein Erscheinen sehr ungelegen; er empfing ihn kalt und suchte ihn einzuschüchtern. Octavianus war beleidigt, aber mit schlauer Verstellung verbarg er seinen Racheplan. Er wußte die Freundschaft Cicero's für sich zu gewinnen; mit dem Antonius aber zerfiel er gänzlich. Bei dem Volke wußte er sich dadurch einzuschmeicheln, daß er, um demselben die von Caesar ausgesetzten Summen bezahlen zu können, seine Güter um jeden Preis verkaufte, weil ihm Antonius die Auslieferung der Schätze Caesars verweigerte. Aus Caesars alten Soldaten und neugeworbenen Legionen sammelte er ein Heer und bot es heuchlerisch dem Senat zum Schutze der Republik gegen Antonius an. Alle, auch Cicero, ließen sich täuschen, und auf Cicero's Empfehlung, der mit dem ganzen Feuer seiner Beredtsamkeit gegen Antonius auftrat und damals die erste seiner Reden gegen denselben hielt, die er selbst mit Anspielung auf die Reden des Demosthenes gegen Philipp von Macedonien „Philippiken“ genannt hat, nahm der Senat das Anerbieten des Octavianus an. Antonius, der mit seinem Heere nach dem diesseitigen Gallien aufgebrochen war, das er dem Decimus Brutus entreißen wollte, um es sich als Provinz anzueignen, wurde für einen Feind des Vaterlandes erklärt, und Octavianus begleitete als Propraetor die beiden gegen ihn mit Heeresmacht gesandten Consuln Hirtius und Pansa. Decimus Brutus hatte sich bei dem siegreichen Vorrücken des Antonius in die feste, mit Vorräthen reichlich versehene Stadt Mutĭna (Modena) geworfen, und wurde von demselben dort belagert. Um diese Stadt entspann sich jetzt der Kampf, und man nennt deshalb diesen Krieg, der vom Ende des Jahres 44 bis zum April 43 dauerte, den mutinischen Bürgerkrieg. Antonius schlug den Pansa, wurde aber von Hirtius so völlig besiegt, daß er sich nur durch seine Reiterei rettete. Doch der Sieg war theuer

erkauft; Hirtius fiel in der Schlacht, und am Tage darauf starb Pansa an seinen Wunden. Was man schon damals dem jungen Octavianus zutraute, sieht man aus den unheimlichen Gerüchten, die über den Tod der Consuln verbreitet waren; den Hirtius, meinte man, habe er in der Schlacht mitten unter seinen Soldaten durch Meuchelmörder umbringen, die nicht gefährliche Wunde des Pansa durch seinen Leibarzt vergiften lassen, um in den alleinigen Besitz des Heeres zu gelangen.

Die weitere Führung des Krieges wurde vom Senat dem Decimus Brutus übertragen; auf Octavianus nahm man gar keine Rücksicht. Als aber Antonius zu M. Aemilius Lepidus, dem Statthalter des jenseitigen Galliens, floh und sich mit demselben vereinigte, mußte man doch, da Decimus Brutus beiden gleichzeitig nicht gewachsen war, wieder zu Octavianus seine Zuflucht nehmen. Dieser, der bisher schlau geschwiegen hatte, benutzte diese Gelegenheit, um durch sein Heer sich das Consulat zu erzwingen, und ungeachtet des entschiedensten Widerstandes von Seiten Cicero's setzte er seine Absicht durch, obgleich er noch nicht zwanzig Jahre alt war. Zum Mitconsul erhielt er den Q. Pedius, den er selbst bestimmt hatte, und dieser mußte nun, während er selbst zum Schein gegen Antonius und Lepidus aufbrach, vom Senat einen Beschluß erpressen, wodurch denselben verziehen wurde. So wurde aus dem Kriege gegen sie nichts; vielmehr kam Octavianus im October 43 mit ihnen auf einer kleinen Insel im Flüßchen Rhenus bei Bologna zusammen, und diese drei Männer (Triumvirn) erklärten sich nun auf fünf Jahre zu Oberherren des Staates und vertheilten unter sich die Provinzen. Italien sollte gemeinschaftlich mit consularischer Gewalt verwaltet werden; Lepidus sollte Spanien, Antonius Gallien und Octavianus Afrika, Sicilien und Sardinien erhalten. Um sich in ihrer Macht zu schützen, erließen sie Proscriptionen, viel furchtbarer als die sullanischen. Es genügte, ein reicher Mann zu sein, um proscribirt zu werden, und dreihundert Senatoren, zweitausend Ritter und eine große Menge anderer Römer fielen als Opfer dieser Proscriptionen. Antonius setzte seinen Oheim Lucius Caesar auf die Liste; Lepidus forderte sogar den Tod seines Bruders Paullus Aemilius; Octavianus gab den Cicero preis. Keiner sollte einen Geächteten bei sich aufnehmen oder ihm irgendwie forthelfen; wer einen solchen retten würde oder nur um seine Rettung wußte, sollte selbst proscribirt werden; wer dagegen den Kopf eines Proscribirten vorzeigte, erhielt eine bedeutende Belohnung (wenn er ein Freier war, c. 3000 Thaler, war er ein Sklave, die Hälfte des Geldes, die Freiheit und die bürgerlichen Rechte seines Herrn; dieselbe Belohnung wurde dem Angeber zugesichert). Sogleich wurden alle Thore und Ausgänge der Stadt, die Häfen und selbst Teiche und Sümpfe besetzt, um jede Flucht unmöglich zu machen; die Hauptleute durchsuchten das Land, und nun begann das gräßlichste Morden. Eine Schreckenszeit wie nie zuvor war über Rom hereingebrochen, und die unnatürlichsten Frevel waren an der Tagesordnung. Einer der Praetoren ging eben mit seinem Sohne, der Quaestor werden wollte, herum, um Stimmen für ihn zu werben. Da erfuhr er, daß er geächtet sei, und verbarg sich in einer elenden Hütte in der Vorstadt; aber der unnatürliche Sohn ging hin und zeigte den Mördern selbst den Weg nach dem Zufluchtsorte seines Vaters. Er erhielt dafür von den Triumvirn das väterliche

Vermögen und wurde zum Quaestor ernannt; kurz darauf aber erschlugen ihn dieselben Soldaten, die seinen Vater getödtet hatten, als er berauscht aus dem Hause kam und mit ihnen Streit anfing. Auch unter den Frauen gab es solche, die ihre Männer auf die abscheulichste Weise in's Verderben zu stürzen suchten. So bewirkte die Frau eines gewissen Septimius selbst die Proscription ihres Gatten, um sich mit einem Günstlinge des Antonius vermählen zu können. Der Unglückliche hatte keine Ahnung von ihrer Treulosigkeit und floh zu ihr. Zärtliche Besorgniß heuchelnd, verschloß sie die Thüren, bis die Mörder herbei kamen, und noch an demselben Tage feierte sie ihre neue Vermählung.

Die größte Theilnahme unter allen Geächteten erregt uns Cicero. Er befand sich mit seinem Bruder Quintus auf seinem Landgute bei Tusculum, als die Nachricht eintraf, daß sie proscribirt seien. Er war anfangs unschlüssig, was er thun sollte. Das Leben hatte für ihn keinen Reiz mehr, denn nachdem er auch von Octavianus so bitter getäuscht war, hatte er gar keine Hoffnung mehr für die Zukunft. Endlich ließ er sich doch von seinem Bruder zur Flucht bereden. Schon hatten sie die Küste erreicht und wollten nach Macedonien zu Brutus schiffen, als Quintus daran dachte, daß er von Hause doch auch gar nichts mitgenommen habe, und daß es ihm also an allen Mitteln zur Reise fehle. Auch Cicero war nur mit wenigen Reisebedürfnissen versorgt, und so wurde beschlossen, Quintus solle umkehren und das Nothwendige von Hause holen, Cicero aber voraus reisen. Mit lautem Weinen nahmen sie von einander Abschied; sie sollten sich nicht wieder sehen, denn wenige Tage später wurde Quintus von seinen eigenen Sklaven verrathen und zugleich mit seinem Sohne ermordet. Cicero war indessen durchaus unschlüssig. Er fand ein Schiff und war schon eine Strecke weit gefahren; dann stieg er wieder ans Land und ging über zwei Meilen zu Fuß; darauf ließ er sich von seinen Sklaven zu Wasser nach Gaeta bringen, in dessen Nähe er ein Landgut besaß. Man sieht offenbar, er mochte gar nicht fliehen; der Tod war ihm erwünscht; indessen zwangen ihn seine Leute fast aus Theilnahme, an seine Rettung zu denken, und er ließ sich in einer Sänfte nach dem Meere tragen. Schon war aber sein Aufenthalt verrathen; der Hauptmann Popillius Laenas, den Cicero selbst früher gegen eine Anklage wegen Vatermord vertheidigt hatte, kam nach dem Landgute mit bewaffneten Begleitern. Sie fanden Cicero nicht, und Einige sagten, er sei bereits abgesegelt. Da verrieth ihnen ein Freigelassener, daß eben jetzt eine Sänfte durch das Gebüsch nach dem Meere getragen werde, und sogleich eilten sie dorthin. Als Cicero die Verfolger bemerkte, verbot er seinen Sklaven, für ihn zu fechten, und befahl ihnen, die Sänfte niederzustellen. Dann legte er die linke Hand an das Kinn, wie es seine Gewohnheit war, und streckte selbst muthig den Kopf aus der Sänfte, um den tödtlichen Streich zu empfangen (7. December 43). Popillius hieb ihm den Kopf und die rechte Hand ab und brachte sie dem Antonius, der große Freude darüber bezeugte. Eben so erfreut war des Antonius Gemahlin Fulvia, ein Weib, von grenzenloser Ehrsucht und Herrschsucht beseelt. Es war nichts Weibliches an ihr; sie scheute sich selbst nicht, mit dem Schwerte umgürtet, sich unter den Schaaren der Soldaten zu zeigen. Sie war früher mit dem Clodius vermählt gewesen und war eine erbitterte Feindin Cicero's.

Als sie sein Haupt erblickte, soll sie es ergriffen und voll Wuth die Zunge mit Haarnadeln durchstochen haben. Kopf und Hand wurden sodann auf der Rednerbühne zur Schau ausgestellt, von wo aus Cicero so oft durch seine Beredtsamkeit die Bewunderung der Menge erregt hatte.

Wahrhaft erquickend ist es, inmitten solcher Gräuel zu sehen, daß die alte römische Tugend doch noch nicht ganz verschwunden war; denn in der That fehlte es auch in jener Schreckenszeit nicht an Beispielen heldenmüthiger Aufopferung und hingebender Treue. Eine Frau hatte ihren Gatten verborgen; aber sie wurde von der einzigen Sklavin, die um das Geheimniß wußte, verrathen, und der Mann wurde getödtet. Da lief sie den Mördern nach und schrie: „Ich bin es, die ihn aufgenommen hat, und habe also gleichfalls den Tod verdient.“ Doch Niemand wollte sie tödten oder anzeigen. Da gab sie sich selbst bei den Triumvirn an, und als sie auch hier nicht den gewünschten Tod fand, hungerte sie sich zu Tode. Andere waren glücklicher. Eine Frau drohte ihrem Manne, sie würde ihn verrathen, wenn er ohne sie entflöhe. So mußte er sie gegen seinen Willen mitnehmen, und gerade dadurch, daß er so öffentlich mit Frau, Sklaven und Sklavinnen reiste, entging er allem Verdacht. Julia, die Mutter des Antonius, nahm ihren Bruder, den Lucius Caesar, ganz öffentlich zu sich. Längere Zeit wagten es die Hauptleute nicht, gegen die Mutter des Triumvirn Gewalt zu gebrauchen, und als sie endlich doch damit drohten, eilte sie auf den Markt zu dem Antonius und sagte: „Ich gebe mich selbst bei dir an, daß ich den Lucius aufgenommen habe, und daß ich ihn bei mir behalten werde, bis du uns beide zugleich tödten lässest.“ Antonius machte ihr Vorwürfe, daß sie zwar eine gute Schwester, aber keine gute Mutter sei, wagte aber doch nicht, gegen sie mit Gewalt aufzutreten, sondern veranlaßte es, daß Lucius von der Liste gestrichen wurde. Auch Aemilius Paullus, der Bruder des Lepidus, entging dem Tode, indem die Hauptleute ihn selbst entkommen ließen.

Auch an Zügen edelmüthiger Hingebung von Sklaven für ihre Herren fehlte es nicht. Ein Sklave verbarg seinen Herrn, als er die Mörder herankommen sah, in einer Grotte seines Gartens, zog das Kleid desselben an und stellte sich furchtsam. Fast wäre ihm die Absicht gelungen, statt seines Herrn getödtet zu werden; aber ein anderer Sklave verrieth den Betrug, und so wurde der Herr doch niedergehauen. Darüber wurde das Volk so aufgebracht, daß es nicht eher ruhte, als bis der Verräther ans Kreuz geschlagen wurde, der treue Sklave aber die Freiheit erhielt. Ein anderer Sklave ließ sich in der Sänfte seines Herrn forttragen und wurde so statt desselben getödtet, während jener glücklich nach Sicilien entkam. Solche Züge aufopfernder Treue sind um so schöner, je gewaltiger durch die Größe des Lohnes der Reiz für die Sklaven sein mußte, zu Verräthern an ihren Herren zu werden. Wer von den Geächteten in dieser Schreckenszeit fliehen konnte, suchte Zuflucht bei Brutus und Cassius im Morgenlande, oder bei Sextus Pompejus, der sich im Besitze eines Theiles von Sicilien befand.

Die Güter der Geächteten und ihr sonstiges Vermögen wurden confiscirt; aber das Geld wurde meistentheils zu Belohnungen für die Angeber und Mörder verbraucht, und deshalb sahen sich die Triumvirn, als sie sich zum Kriege gegen Brutus und Cassius rüsteten, zu harten Auflagen genöthigt.

Selbst vierzehnhundert der reichsten Frauen wurden durch öffentlichen Anschlag dazu bezeichnet, nach ihrem Vermögen einen von den Triumvirn festzusetzenden Beitrag zu den Kriegskosten zu geben; bei Strafe sollte keine ihr Vermögen zu niedrig abschätzen. Sie wandten sich an Octavians Schwester und die Mutter des Antonius, daß dieselben Fürbitte für sie einlegen möchten, und fanden geneigtes Gehör; aber Fulvia ließ sie von ihrer Thür hinwegtreiben. Erbittert über solche Schmach, eilten sie auf das Forum vor die Triumvirn, und Hortensia, eine durch Beredtsamkeit ausgezeichnete Jungfrau, überhäufte dieselben mit Vorwürfen, daß sie, nachdem sie ihnen ihre Väter, Kinder, Gatten und Brüder geraubt hätten, nun auch noch ihr Vermögen ihnen entreißen und sie dem Elende preisgeben wollten. Weder Caesar, noch Pompejus, noch Marius, noch Sulla hätten Solches gethan, wie sie, die doch behaupteten, die Verfassung des Staates wieder ordnen zu wollen. Die Triumvirn befahlen, die Frauen wegzutreiben; aber das Volk erhob ein so furchtbares Geschrei, daß Niemand Hand an sie zu legen wagte. So mußten sich die Machthaber entschließen, die Sache auf den folgenden Tag zu verschieben, und nun wurden statt vierzehnhundert nur vierhundert dazu bestimmt, ihr Vermögen abschätzen zu lassen.

---

§. 62. Ende des Brutus und Cassius.

Die letzten Hoffnungen der Republik beruhten jetzt auf Brutus und Cassius. Der Erstere hatte sich nach seiner Flucht von Rom nach Athen begeben, wo er vom Volke mit großen Ehrenbezeugungen empfangen wurde. Er suchte darauf die in Macedonien stehenden Truppen für sich zu gewinnen; die pompejanischen Soldaten, die noch in Thessalien sich zerstreut aufhielten, stießen ebenfalls zu ihm, und als auch der Statthalter von Macedonien zu ihm übertrat, war er an der Spitze eines Furcht gebietenden Heeres im Besitze von ganz Macedonien und Griechenland. Er besiegte den gegen ihn gesandten Bruder des Antonius, den C. Antonius, und ließ ihn auf die Kunde von den durch die Proscriptionen in Italien herbeigeführten Gräueln tödten; dann begab er sich zu Cassius, mit dem er sich in Kleinasien vereinigte. Sie besaßen zusammen eine Macht, mit der sie wohl glaubten ihren Gegnern die Herrschaft streitig machen zu können, und zogen ihnen nach Europa entgegen. Aber ein eigener Unstern waltete über dem Kriege von Anfang an; ein Unglück folgte dem andern. Vor der Ueberfahrt saß Brutus in der Nacht schlaflos in seinem nur matt erleuchteten Zelte, mit Besorgniß an die Zukunft denkend. Da sah er am Eingange des Zeltes eine in der Dunkelheit ihm riesengroß erscheinende Gestalt. „Wer bist du?" fragte er. „Ich bin dein böser Geist," war die Antwort; „bei Philippi wirst du mich wiedersehen." „Gut, ich werde dich sehen," erwiederte Brutus unerschrocken. Cassius, dem er den Vorfall erzählte, beruhigte ihn über denselben, da die Erscheinung ja nur eine Folge seiner durch innere Unruhe aufgeregten Phantasie sein konnte, und sie segelten über den Hellespont nach Macedonien. Dort trafen sie im Herbst 42 bei

Philippi mit den Heeren der Triumvirn zusammen. In einer ersten Schlacht siegte Brutus über das Heer des Octavianus; Cassius aber wurde von Antonius geschlagen und ließ sich, da er Alles verloren gab, von einem Freigelassenen tödten. Etwa zwanzig Tage später kam es zu einer neuen Schlacht. Brutus wurde gänzlich geschlagen; auch der junge Cato hatte tapfer kämpfend seinen Tod gefunden, und er selbst entkam nur mit Wenigen. Da er sah, daß kein glücklicher Ausgang mehr zu hoffen war, bat er einen seiner Vertrauten, den Rhetor Stratos, ihn zu tödten. Auf sein wiederholtes Bitten hielt ihm derselbe sein Schwert entgegen; er stürzte sich hinein und fand so, im sieben und dreißigsten Jahre seines Alters, den Tod. Als Antonius das Ende des Brutus erfuhr, ließ er ihn ehrenvoll bestatten; seine Asche aber schickte er seiner Mutter Servilia. Porcia konnte das Leben ohne ihren Gatten nicht ertragen und beschloß, ihm in den Tod zu folgen. Ihre Freunde, die dergleichen befürchteten, bewachten sie sorgsam; aber dennoch erreichte sie ihren Zweck, indem sie sich durch den Dampf glühender Kohlen erstickte.

---

§. 63. Octavianus im Kampfe mit Antonius.

Nach dem Tode des Brutus und Cassius kehrte Octavianus wieder nach Italien zurück; Antonius aber blieb im Morgenlande. Gleichzeitig nahmen Beide eine neue Vertheilung der Provinzen vor, bei welcher Lepidus auf Afrika beschränkt wurde. Nach kurzem Aufenthalte in Griechenland begab sich Antonius nach Kleinasien, wo er alsbald neunjährige Steuern ausschrieb, die in zwei Terminen bezahlt werden sollten; denn die Triumvirn bedurften großer Geldsummen, um ihren Soldaten die versprochenen Belohnungen zahlen zu können. Er nahm seinen Wohnsitz in Tarsos am Kydnos, ungefähr eine Meile von der Mündung dieses Flusses entfernt. Dorthin ließ er auch die Königin Kleopatra bescheiden, damit sie sich wegen der Verbindung rechtfertige, in der sie mit Cassius gestanden haben sollte. Sie kam im Vertrauen auf die Gewalt, die sie durch Schönheit und geistige Ueberlegenheit in gleicher Weise zu üben verstand. Auf einem vergoldeten Schiffe mit purpurnen Segeln, unter einem mit Gold reich geschmückten Pavillon ruhend, als Venus gekleidet, fuhr sie den Kydnos hinauf; Knaben, als Liebesgötter geschmückt, standen zu beiden Seiten und fächelten ihr Kühlung zu. Die schönsten Jungfrauen, als Grazien gekleidet, bedienten sie; andere bewegten als Meergöttinnen die silbernen Ruder nach dem Schalle lieblicher Musik; das köstlichste Räucherwerk verbreitete Wohlgerüche an beiden Ufern. Antonius saß eben zu Gericht, als alles Volk aus der Stadt ihr entgegen lief, jubelnd: Venus komme, den Bacchus zu besuchen. Auch er begab sich zu ihr und wurde gleich im ersten Augenblick von ihrer Erscheinung so geblendet, daß er nicht mehr von ihr lassen konnte. Er folgte ihr sogar nach Alexandria, wo der leichtsinnige Mann in üppiger Schwelgerei die Schätze des Orients vergeudete, ohne sich um Rom und die Staatsangelegenheiten zu kümmern. Endlich wurde er

durch Nachrichten, die er aus dem Abendlande erhielt, aus seinem Sinnentaumel aufgeschreckt.

Dort hatte die ränkesüchtige Fulvia theils aus Haß gegen Octavianus, theils um den Antonius von Kleopatra abzuziehen, von Neuem die Fackel des Bürgerkrieges entzündet. Octavianus hatte seine Truppen nach Italien zurückgeführt, und um sie zu belohnen, mußten viele Städte Italiens ihnen ihr Eigenthum ohne Aussicht auf Entschädigung überlassen. Dadurch entstand eine weit verbreitete Gährung im Lande; die Veteranen waren unzufrieden mit dem, was sie erhielten; die früheren Besitzer forderten Entschädigung, und Fulvia wußte die Unzufriedenheit Aller schlau für ihre Zwecke zu benutzen. Sie nahm sich der Unterdrückten an und bewog ihren Schwager L. Antonius, sich zum Beschützer derselben aufzuwerfen. Es kam zu einem förmlichen Kriege, so gern Octavianus denselben vermieden hätte. Octavianus verstieß die Clodia, eine Tochter der Fulvia aus einer früheren Ehe mit Clodius, mit der er sich nach Abschluß des Triumvirats auf Andringen seines Heeres vermählt hatte. Von beiden Seiten griff man sich zuerst mit Schmähschriften, dann mit den Waffen an. L. Antonius mußte sich nach Perusia (Perugia) werfen — der Krieg, welcher vom Ende des Jahres 41 bis zum April 40 dauerte, heißt daher der perusinische — und wurde endlich durch Hunger gezwungen, sich zu ergeben. Ihm und der Besatzung wurde freier Abzug bewilligt, dreihundert von den vornehmen Bewohnern der Stadt aber ließ Octavianus hinrichten; Perusia selbst überließ er seinem Heere zur Plünderung. Einer der Bürger steckte sein Haus in Brand, und bald verbreitete sich die Flamme so, daß die ganze Stadt bis auf den Tempel des Vulkan niederbrannte. Alle noch übrigen Anhänger des Antonius verließen jetzt Italien. Julia, die Mutter des Antonius, suchte bei Sextus Pompejus Schutz. Fulvia entfloh mit ihren Kindern nach Griechenland. Ihre dringenden Aufforderungen hatten den Antonius bewogen, auch dorthin aufzubrechen. In Sikyon traf er mit ihr zusammen. Es kam zu einer heftigen Scene; er überhäufte sie mit Vorwürfen. Sie war schwer krank, und daß Antonius sie dennoch wieder verließ und sie vor seiner Abreise nicht einmal sehen wollte, regte die leidenschaftliche Frau so auf, daß sie bald darauf starb. Ihr Tod war beiden Parteien sehr erwünscht, und es kam nun zwischen Antonius und Octavianus zu Brundusium ein Friede zu Stande, der durch die Vermählung des Antonius mit des Octavianus Stiefschwester Octavia besiegelt wurde. Die beiden Machthaber theilten jetzt (im J. 40) das Reich dergestalt unter sich, daß Antonius das Morgenland, Octavianus das Abendland erhielt; eine Linie durch Skodra am adriatischen Meere sollte die Grenze bilden. Lepidus wurde ganz auf Afrika beschränkt, und ohne ihn zu fragen, schlossen Octavianus und Antonius mit Sextus Pompejus, der die Zufuhr von Sicilien und Sardinien abschnitt und dadurch eine Hungersnoth in Rom erzeugt hatte, einen Frieden, durch welchen derselbe im Besitz von Sicilien bestätigt wurde (39).

Schon im folgenden Jahre brach freilich der Kampf zwischen S. Pompejus und Octavianus von Neuem aus. Pompejus führte anfänglich den Krieg mit Glück, da Octavianus von den beiden andern Triumvirn die verlangte Hülfe nicht erhielt. Doch Octavianus wußte sich selbst zu helfen. Er ließ seinen

Feldherrn M. Vipsanius Agrippa eine große Flotte ausrüsten, zu der nun auch Antonius 120 Schiffe stoßen ließ. Mit dieser bedeutenden Seemacht griff er den S. Pompejus an, und Agrippa besiegte denselben in zwei Seeschlachten, zuerst bei Mylae, dann bei Naulochus, nicht weit von Messana (36). Pompejus sah sich dadurch genöthigt, Sicilien und die Seeherrschaft aufzugeben. Er floh nach Kleinasien und wurde, wahrscheinlich auf Befehl des Antonius, im Frühling des Jahres 35 zu Milet getödtet. Octavianus beseitigte nun auch den Lepidus, der auch auf Sicilien gelandet war und, verstärkt durch die sechs Legionen des S. Pompejus, die sich ihm ergeben hatten, Anspruch auf die eroberte Insel machte. Octavianus begab sich zu ihm in das Lager, machte ihm seine Soldaten abspenstig, ließ ihm nur seine Priesterwürde und sein Vermögen und wies ihm die Stadt Circeji zum Aufenthalt an, wo er noch lange Jahre zurückgezogen und vergessen lebte.

Inzwischen hatte des Antonius Feldherr P. Ventidius mit glänzendem Erfolg gegen die Parther gekämpft, welche seit dem J. 40 Syrien und selbst Kleinasien beunruhigten, während Antonius selbst in Athen, wohin er sich mit Octavia begeben hatte, unthätig seine Zeit hinbrachte. Während des Krieges gegen S. Pompejus wäre es fast schon wieder zum Bruche zwischen ihm und Octavianus gekommen, wenn es nicht Octavia verhindert hätte. Nachdem die Aussöhnung zu Stande gekommen war, ließ Antonius die Octavia in Italien zurück; er selbst zog in den Krieg gegen die Parther (36). Kaum war er aber in Syrien, so wurde er auch von Sehnsucht nach Kleopatra ergriffen und ließ sie zu sich kommen. Zwar sandte er sie bald wieder nach Aegypten zurück, aber er führte den Krieg gegen die Parther mit solcher Ungeschicklichkeit, daß er sich mit großem Verluste zurückziehen mußte, und nun eilte er nach Alexandria, um in der Nähe der Kleopatra in schnödem Sinnentaumel seine Schmach zu vergessen, und machte ihr Syrien, Judaea und Cypern zum Geschenk. Mit Schmerz sah Octavia, wie er ihr immer mehr entfremdet wurde und immer tiefer sank. Mit Bewilligung des Octavianus entschloß sie sich, selbst zu ihm zu reisen und ihm neu geworbene Truppen, Geld und Kriegsbedürfnisse zuzuführen. In Athen erhielt sie jedoch von ihm den schriftlichen Befehl, nicht weiter zu reisen. So sehr sie dadurch verletzt wurde, ließ ihn die edle Frau doch fragen, wohin sie das schicken solle, was sie mitgebracht habe. So großer Edelmuth konnte seine Wirkung auf das Gemüth des leichtsinnigen, aber doch nicht bösartigen Mannes nicht verfehlen. Kleopatra wußte ihn jedoch durch ein ränkevolles Spiel mit erheuchelten Gesinnungen so an sich zu fesseln, daß er, die Regungen des Besseren unterdrückend, nach Alexandria ging. Bekümmert kehrte Octavia nach Rom zurück und widmete sich daselbst ganz der Erziehung ihrer Kinder und der Kinder des Antonius von der Fulvia. So gern sie den Bruch zwischen den beiden Machthabern verhindert hätte, so war dies doch nicht mehr möglich. Octavianus hatte inzwischen (35—33) gegen die noch nicht völlig unterworfenen Völker in den Ostalpen und an der illyrischen Küste Krieg geführt, theils um seine zu Meutereien geneigten Soldaten zu beschäftigen, theils um seine Kriegskasse zu füllen; die Unterjochung der Barbarenvölker hatte aber auch zugleich seinen Ruhm und sein Selbstvertrauen erhöht, und jene Kämpfe waren für sein Heer Vorübungen zu dem schwierigeren Kampfe gegen Antonius. Zweimal hatte

das Volk den Bund der Triumvirn auf fünf Jahre bestätigt. Zu Ende des Jahres 33 war diese Zeit abgelaufen, und Antonius erklärte nun, er wolle seine Gewalt niederlegen; zugleich ließ er den Octavianus im Senat anklagen, er habe die durch Besiegung des S. Pompejus und die Abdankung des Lepidus gemachten Erwerbungen in Sicilien und Afrika für sich behalten. Doch jetzt trat auch Octavianus mit einer offenen Anklage gegen Antonius auf. Er warf ihm die Ermordung des S. Pompejus, sein Verhältniß zu Kleopatra, die Anerkennung seiner mit ihr erzeugten Kinder so wie des Caesarion, den sie dem Caesar geboren hatte, die Entweihung des Triumphs und die eigenmächtige Verfügung über römische Provinzen vor. Die Consuln Domitius Ahenobarbus und Sosius, die es mit Antonius hielten, so wie die übrigen Antonianer flohen jetzt aus Rom und suchten bei ihm Schutz; er aber machte den Bruch dadurch unheilbar, daß er sich von der Octavia nun förmlich scheiden ließ und ihr den Aufenthalt in seinem Hause verbot, mit der Kleopatra dagegen sich öffentlich vermählte. Dies erschien den Römern so unwürdig, daß der Senat ihn aller seiner Würden und seiner Macht verlustig erklärte und der Kleopatra den Krieg ankündigte. Antonius war dem noch ungerüsteten Octavianus an Streitkräften weit überlegen; aber während er den Winter mit Kleopatra in Griechenland in schwelgerischem Müßiggang zubrachte, gewann Octavianus Zeit, sich zu rüsten, und so konnte er im Frühling 31 ihm eine bedeutende Flotte und ein mächtiges Landheer entgegen stellen. Am 2. September kam es zu einer entscheidenden Schlacht bei Actium an der Westküste von Hellas. Der Kampf hatte schon längere Zeit gedauert, als Kleopatra plötzlich mit ihren Schiffen die Flucht ergriff. Dies entschied den Ausgang der Schlacht. Kaum bemerkte es nämlich Antonius, so eilte er ihr nach, während seine Flotte noch längere Zeit den Kampf fortsetzte, bis sie endlich von der nun weit stärkeren des Octavianus vernichtet wurde. Das Landheer des Antonius wartete sieben Tage auf seine Rückkehr, ehe es sich dem Octavianus ergab. Antonius war inzwischen mit Kleopatra nach Afrika geeilt, Octavianus aber durchzog Griechenland und einen Theil von Vorderasien, und da die Legionen des Antonius überall zu ihm übergingen, so überwinterte er in Samos, entließ einen Theil seiner Veteranen nach Italien und vertheilte die übrigen Legionen in die Provinzen. Darauf ging er selbst nach Italien zurück, und erst im Frühling 30 brach er wieder auf, um Aegypten zu unterwerfen. Kleopatra knüpfte heimlich Unterhandlungen mit ihm an. Sie erkannte es, daß Antonius verloren sei, und hoffte wohl den Octavianus eben so an sich zu fesseln wie Jenen. Wahrscheinlich auf ihren heimlichen Befehl ging bei seiner Ankunft in Alexandria die ganze ägyptische Flotte zu ihm über. Antonius führte ihm das Landheer entgegen; aber auch dies ging zum Octavianus über. Als er voll Verzweiflung nach Alexandria kam, sagte man ihm auf Befehl der Kleopatra, sie habe sich getödtet; sie hatte sich aber nur in ihrem Grabmale verborgen und hoffte durch ein solches Gerücht den Antonius zum Selbstmord zu bewegen, um von ihm befreit zu sein. Sie hatte sich nicht getäuscht. „O Kleopatra," rief er, „nicht das schmerzt mich, daß ich deiner beraubt bin, denn ich werde bald bei dir sein; aber das schmerzt mich, daß ich von einem Weibe an Muth übertroffen bin." Er stieß sich das Schwert durch den Leib; aber er hatte sich schlecht getroffen und bat die Umstehenden, ihn vollends zu tödten.

Da verrieth man ihm, daß Kleopatra noch lebe; er ließ sich zu ihr bringen und gab in ihren Armen den Geist auf. Sobald Octavianus dies Alles erfuhr, schickte er einen vertrauten Feldherrn ab, der sich mit List der Kleopatra bemächtigte und sie in ihren Palast zurück führte, wo sie sorgsam bewacht wurde, damit sie sich nicht tödten möchte, denn er wollte die stolze Königin bei seinem Triumphzuge in Rom als Gefangene aufführen. Er hielt nun seinen Einzug in Alexandria und versprach der Stadt allen möglichen Schutz. Darauf hatte er eine Zusammenkunft mit Kleopatra; aber die Kälte, welche er ihr zeigte, gab ihr bald den Beweis, daß ihre Künste bei ihm unwirksam seien, und sie beschloß, durch einen freiwilligen Tod der Schande zuvorzukommen. Mit der Erlaubniß des Octavianus ging sie mit ihren vertrauten Frauen, Ira und Charmion, nach dem Grabmale des Antonius, brachte ihm Todtenopfer und bekränzte seinen Sarg. Hierauf kehrte sie in ihren Palast zurück, ließ sich ein Bad bereiten und setzte sich dann zu Tische. Nach der Mahlzeit sandte sie den sie bewachenden Freigelassenen zu Octavianus mit einem versiegelten Schreiben, worin sie ihn bat, sie neben Antonius bestatten zu lassen. Octavianus sandte eilig zu ihr, um sie am Selbstmorde zu hindern, aber wie sehr auch die Boten eilten, kamen sie doch zu spät. In vollem königlichen Schmucke fanden sie die stolze Frau entseelt auf einem goldenen Ruhebett liegen. Von den zwei vertrauten Frauen, die bei ihr waren, verschied die eine eben zu ihren Füßen; die andere konnte nur noch das Diadem ordnen, mit welchem das Haupt der Kleopatra umwunden war, und sank dann auch todt nieder. Man vermuthete, Kleopatra habe sich durch den Biß einer giftigen Natter oder durch vergiftete Haarnadeln getödtet, aber man fand weder im ganzen Palaste eine Natter, noch an ihrem Körper die geringste Spur einer Verwundung. Wahrscheinlich hatten sich alle drei bei der Mahlzeit durch Gift getödtet. So hatte Octavianus seinen Zweck nicht erreicht, aber wenigstens fielen die reichen Schätze der Kleopatra in seine Hände, und nachdem er Aegypten zur römischen Provinz gemacht hatte, kehrte er nun, völlig im Besitz der Alleinherrschaft, nach Rom zurück, wo er mit den größten Ehrenbezeugungen empfangen wurde (29).

---

§. 64. Sittenverfall in Rom.

So war die Freiheit Roms zu Grunde gegangen, und wie hätte dieselbe bewahrt bleiben können bei einem so ganz entarteten Volke, bei dem auch nicht mehr eine Spur von der alten Einfalt und Reinheit der Sitten zu finden war! — Schon oben (§. 53) haben wir ein Gemälde des zunehmenden Sittenverfalls entworfen. Alle die Uebel, welche wir dort kennen lernten, dauerten fort, nur in verstärktem Maße; Habsucht, Prunksucht, Genußsucht und sinnlose Schwelgerei hatten alle Stände des Volkes in gleicher Weise ergriffen. Einzelne besaßen unermeßliche Reichthümer; so hatten die Güter des Crassus allein einen Werth von mehr als zehn Millionen Thalern, und

er hielt Niemand für reich, der nicht im Stande wäre, von seinem Vermögen ein ganzes Kriegsheer zu unterhalten. Dem Pompejus war ein asiatischer König an fünf Millionen Thaler schuldig. Eben so ungeheuer war die Schuldenlast Anderer; so hatte Caesar, als er nach Spanien ging (S. 515), nicht weniger als etwa sechs Millionen Thaler Schulden. Die Provinzen wurden dabei durch Erpressungen auf das furchtbarste ausgesogen. So fand Lucullus, als er als Statthalter nach Asien kam, diese Provinz in der traurigsten Lage. Sulla hatte dem Lande eine Strafe von 20,000 Talenten (über fünfundzwanzig Millionen Thaler) auferlegt, und diese Summe war durch die hohen Zinsen schon auf das Sechsfache gestiegen. Zollpächter und Wucherer sogen das Land vollständig aus; Viele geriethen in Sklaverei, Andere wurden auf das scheußlichste gemißhandelt; sie wurden gefoltert, mußten im Sommer den glühendsten Sonnenstrahlen ausgesetzt, im Winter bei der härtesten Kälte in Eis und Schnee stehen. Lucullus half ihnen, so viel er konnte; er verordnete, daß Niemand mehr als zwölf Procent Zinsen nehmen sollte, daß die Zinsen nie das Kapital übersteigen dürften, und daß kein Gläubiger seinem Schuldner mehr als den vierten Theil seiner Einkünfte nehmen sollte. Aber so menschenfreundliche Statthalter wie Lucullus waren selten; die meisten dachten nur darauf, wie sie Schätze zusammenhäufen wollten. Diese vergeudete man nachher wieder auf die sinnloseste Weise. Besonders große Summen verschwendete man auf den Bau der Wohnhäuser und der Villen. Das Haus des Clodius z. B. kostete nicht weniger als 800,000 Thaler zu bauen. Einmal wurde ein Haus in Rom für eine Million Thaler verkauft.

Von außen konnten die Häuser der Römer keinen besonders glänzenden Eindruck machen. Sie waren meistentheils sehr niedrig, nur ein Stockwerk hoch, hatten entweder gar keine oder doch nur kleine Fenster und waren dabei sehr unregelmäßig gebaut, indem sich über einzelne Theile noch ein zweites Stockwerk erhob. Um so schöner und glänzender waren sie im Innern. Die Zimmer waren sämmtlich um einen unbedeckten Raum gruppirt, der auf allen Seiten von bedeckten Hallen eingeschlossen war. Je größer ein Haus war, um so mehr solcher inneren Höfe hatte es. In der Mitte derselben befanden sich prächtige Brunnen und Gärtchen, und die sie umgebenden Hallen wurden mit Säulen und Statuen geschmückt. Die Wohn- und Schlafzimmer waren nur klein, desto größer die Räume für den Empfang von Besuchen, besonders jene Höfe, die auch den sie umgebenden Zimmern Licht und Luft gewährten. Die Fußböden bestanden meistentheils aus Steingetäfel; oft waren sie aber auch aus kleinen bunten Stiften von Thon, Glas, Marmor und anderen zum Theil kostbaren Steinen gebildet, welche man zu Gemälden oder wenigstens geometrischen Figuren zusammensetzte (Mosaikfußböden). Die Wände waren entweder mit künstlichem oder wirklichem Marmor bekleidet, oder noch häufiger mit Malerei geschmückt, wobei man die Farben, um sie frisch zu erhalten, häufig mit einem Firniß von Wachs und Oel überzog. Auch das Holzwerk an den Decken wurde bemalt oder mit kostbaren Stoffen belegt. Eben so vergoldete und bemalte man die Vertiefungen zwischen dem Gebälk, oder legte sie mit Elfenbein aus. In den Speisesälen hatte man sogar Decken, die durch eine verborgene Maschinerie sich hoben und senkten.

Die Geräthschaften in den Zimmern waren bei weitem nicht so zahlreich wie bei uns. Es gab in denselben nur Ruhebetten, Tische, Stühle und Candelaber, aber diese waren dafür auch desto prächtiger. Das Gestell der Ruhebetten bestand häufig aus Erz oder aus köstlichem Holz, mit Elfenbein, Schildpatt und edlem Metall ausgelegt, und hatte oft elfenbeinerne, silberne oder goldene Füße. Ueber die mit weichstem Flaum gefüllten Polster wurden purpurne, oft köstlich gewirkte oder gestickte Decken gebreitet. Ebenso hatte man prächtige gepolsterte Lehnstühle und Armsessel. Ungeheurer Luxus wurde mit den Tischen getrieben. Ein Tisch von afrikanischem Cypressenholz kostete 71,500 Thaler. Selbst Cicero bezahlte einen Tisch, dessen runde Platte aus einem Stück bestand, mit mehr als 50,000 Thalern. Außer diesen kostbaren Tischen, die gewöhnlich auf einer elfenbeinernen Säule ruhten, hatte man auch kleinere aus Marmor, Silber oder Gold, meist viereckig. Auch an kunstreich gearbeiteten Vasen aus Bronce, Silber, Gold und anderem edlen Metall fehlte es nicht. Ebenso hatte man mit Edelsteinen besetzte, ja sogar ganz aus Edelstein gefertigte Gefäße, und die kunstreichen Glasarbeiten, welche namentlich aus Alexandria kamen, übertrafen Alles, was unsere Zeit in dieser Art hervorgebracht hat. So wurde in einem Grabe zu Pompeji eine Glasvase mit herrlichen blauen und weißen Basreliefs gefunden.

Mit nicht geringerer Pracht waren die Villen der reichen Römer ausgestattet. Keiner verwandte darauf größere Summen als Lucullus. Alles, was zur Bequemlichkeit und Annehmlichkeit dient, fand sich dort in reichster Fülle: Gymnasien, Bäder, bedeckte Gänge, Rennbahnen, Gärten, Gemälde, Bildsäulen und Kunstsachen. An der Seeküste bei Neapel besaß er ein Landgut, bei welchem er Berge durchstechen und Kanäle vom Meere aus graben ließ, um das Seewasser in seine Fischteiche zu leiten. Selbst im Meere ließ er Lusthäuser bauen. Außerdem besaß er prächtige Villen bei Tusculum, mit offenen Sälen, Gallerien und Warten, welche die herrlichste Aussicht gewährten. Pompejus, der ihn einst dort besuchte, tadelte ihn, daß er das Landhaus für den Winter habe zu luftig bauen lassen. „Du traust mir doch weniger Verstand zu als den Kranichen und Störchen," erwiederte ihm Lucullus lachend, „daß ich nicht meine Wohnung nach den Jahreszeiten verändern sollte." Von dem Redner Hortensius, dem Vater der Hortensia, erzählt man, er habe seine Bäume mit Wein begossen.

Ebenso wurden die ungeheuersten Summen in den Gastgelagen verschwendet. Einer der größten Feinschmecker jener Zeit war Apicius, der sich, als er sein Vermögen bis auf etwa 250,000 Thaler verpraßt hatte, vergiftete, weil er fürchtete, er werde Hungers sterben müssen. Auch an der Tafel des Lucullus herrschte ungewöhnliche Pracht und Verschwendung, sowohl in Betreff der mit Purpur überzogenen Polster und der goldenen, mit Edelsteinen besetzten Trinkgeschirre, als der ausgesuchtesten, künstlich zubereiteten Speisen und Leckereien. Als er einst allein war und eine einfachere Mahlzeit als gewöhnlich fand, fuhr er den Sklaven zornig an: „Wußtest du denn nicht, daß Lucullus heute bei Lucullus speist?" Cicero und Pompejus, die dies erfuhren, luden sich unerwartet bei ihm zu Gaste, aber mit der Bedingung, die Mahlzeit sollte sein, wie wenn er allein speiste. In der That gab er den Sklaven keine Anweisung weiter, als daß er im „Apollo" speisen wolle. Er

hatte aber verschiedene Speisezimmer, und für jedes war die Summe bestimmt, welche die Mahlzeit in demselben kosten mußte; der „Apollo" war das theuerste; jede Mahlzeit in demselben kostete über 10,000 Thaler. So fanden Cicero und Pompejus eine so glänzende Mahlzeit bereitet wie noch nie, und sie hatten ihren Zweck doch nicht erreicht.

Von der alten Einfachheit in den Speisen (S. 440) war jetzt keine Spur mehr. Man ging in unsinniger Verschwendung so weit, daß man sich nicht damit begnügte, durch die künstlichste Zubereitung leckerer Speisen den Gaumen zu kitzeln, sondern daß man vielmehr darauf ausging, die seltensten Dinge aus allen Ländern, ohne Rücksicht auf ihre Schmackhaftigkeit, in möglich größter Fülle herbeizuschaffen, bloß weil sie recht theuer waren. Die Hauptmahlzeit begann zwischen zwei und drei Uhr Nachmittags und dauerte oft bis tief in die Nacht hinein. Man eröffnete dieselbe mit allerlei Gerichten, die nur dazu dienten, die Eßlust zu reizen, mit leichtem Gemüse, Schaalthieren, leicht verdaulichen Fischen mit pikanten Saucen u. s. w. Darauf folgte die eigentliche, ursprünglich aus zwei, später aus drei, ja oft aus sieben Gängen bestehende Mahlzeit und endlich als Nachtisch Backwerk und dergleichen. Ein Hauptbestandtheil eines schwelgerischen römischen Mahles waren Fische. Man ließ Muränen aus der sicilischen Meerenge, ja aus Tartessus in Spanien kommen, Störe von Rhodos; eine Seebarbe von sechs Pfund wurde oft mit mehr als vierhundert Thalern bezahlt. Großer Luxus wurde mit den Austern getrieben, die man aus Brundusium, Tarent, ja sogar aus Britannien holte und nach dem Transport erst eine Zeit lang mästete. Pfauen ließ man aus Samos kommen; Krammetsvögel mußte man das ganze Jahr hindurch auf der Tafel haben können; ja, man bereitete ganze Gerichte aus Flamingozungen und aus dem Gehirn dieses Vogels. Bei Volksfesten gab man außer dem heimischen Falerner drei Sorten fremder Weine (Sicilianer, Lesbier und Chier), und der Redner Hortensius hatte in seinem Keller ein Lager von 10,000 Krügen fremden Weines, jeden zu 33 Quart. Eine große Schaar von Sklaven wurde zur Bereitung der Speisen und zur Bedienung bei der Mahlzeit gehalten.

In alter, einfacher Zeit begnügte man sich mit wenig Sklaven; selbst Consuln wurden nur von einer geringen Dienerschaft begleitet, wenn sie ins Feld zogen, und vielleicht nur ein Sklave wurde zur persönlichen Bedienung gebraucht; in der letzten Zeit der Republik dagegen dienten ganze Schaaren von Sklaven nur zur Bedienung und Begleitung ihres Herrn. So hatte Clodius auf der Reise ein Gefolge von Sklaven bei sich, und selbst Cicero, der den mit der Zahl der Sklaven getriebenen Aufwand vielfach tadelt, meinte doch, die geringste Zahl, die ein anständiger Mann halten könne, sei zehn. Später stieg die Zahl der Sklaven in's Unglaubliche. Man hielt Tausende derselben; man mußte sie förmlich wie die Soldaten in Decurien abtheilen, um Ordnung in das Heer zu bringen; und die vornehmeren unter diesen Sklaven hielten sich oft selbst wieder Sklaven zu ihrer Unterstützung. Dem angesehensten war die Aufsicht über das ganze Hauswesen und die übrige Dienerschaft übertragen. Außer ihm gab es Kassirer, Aerzte, Chirurgen, Vorleser, Schreiber, Musiker unter denselben; auch an Narren und Zwergen fehlte es nicht. Zu den geringeren Sklaven gehörten die Thürhüter, die, welche die Aufsicht über die Wohn- und Schlafzimmer führten, die ihren Herrn beim

Ausgehen begleiteten; andere gingen ihm vorauf, um ihm im Gedränge Platz zu machen; besonders groß aber war das Gefolge auf Reisen, wo man in der späteren Zeit das unsinnigste Gepränge mit Vorreitern und Läufern trieb. Für geschickte Sklaven wurden oft unglaubliche Summen bezahlt; so wird berichtet, daß für einen Sklaven circa 5000 Thaler gegeben seien.

Die Lage der römischen Sklaven war eine sehr harte. Der Herr hatte unbedingte Gewalt über sie, konnte sie auf die grausamste Weise martern und tödten; ja, es war gesetzlich bestimmt, daß, wenn ein Herr von einem seiner Sklaven ermordet war, alle seine Sklaven sterben mußten. Besonders thaten sich die römischen Damen durch Härte gegen ihre Dienerinnen hervor, und es war selten, daß eine von den Sklavinnen, die sie bei der Toilette zu bedienen hatten, anders als geschlagen, zerkratzt oder mit Nadeln zerstochen die Arbeit beendigte. Ist es zu verwundern, wenn bei solcher Behandlung die Sklaven im Allgemeinen tückisch und feindlich gegen ihren Herrn gesinnt waren? Staunen muß man vielmehr, daß es doch an Beispielen aufopfernder Treue und Hingebung von Sklaven gegen ihre Herren nicht fehlte, wie wir sie gerade aus einer der trostlosesten Zeiten der römischen Geschichte (S. 534) kennen gelernt haben.

Eine Lebensweise wie die eben geschilderte erforderte natürlich den Besitz ungewöhnlicher Geldmittel, und um sich durch hohe Aemter dieselben zu verschaffen, suchten die Bewerber um ein Amt (Candidaten, d. h. Weißgekleidete, so genannt wegen der glänzend weißen Toga, die sie trugen) das Volk durch Bestechungen aller Art für sich zu gewinnen. Sie waren herablassend und zuvorkommend auch gegen den ärmsten Bürger. Ihr Haus stand einem Jeden offen, und wenn sie ausgingen, redeten sie Jeden, der ihnen begegnete, beim Namen an, erkundigten sich theilnehmend nach seinem Ergehen, nach seiner Familie, sagten ihm irgend etwas Verbindliches. Sie hielten sich besondere Sklaven, welche die Namen und Verhältnisse aller Leute in der Stadt kannten und nichts weiter zu thun hatten, als ihnen beim Ausgehen dieselben anzugeben. Doch solche Freundlichkeit genügte nicht; man mußte dem Volke wirkliche Vortheile verschaffen, um es für sich zu gewinnen. So durften denn Geld- und Getreideaustheilungen nicht gespart werden. Crassus speiste während seines Consulats das Volk an zehntausend Tischen und ließ Jedem noch so viel Getreide geben, als er auf drei Monate brauchte. Caesar veranstaltete eine Mahlzeit an 22,000 Tafeln, an denen etwa 200,000 Menschen speisten, und in jedem Zimmer befanden sich zwei Fässer voll Wein. Auch Sulla speiste das Volk auf dem Forum mehrere Tage lang. Außer solchen Mahlzeiten wurden zur Bestechung des Volkes auch glänzende Spiele veranstaltet. „Brot und Spiele!" war das gewöhnliche Geschrei des römischen Pöbels. Besonderes Wohlgefallen fand man an Thiergefechten und Fechterspielen. Die Gladiatoren (S. 486) mußten auf den Tod mit einander kämpfen. Verließ einen die Kraft, so senkte er die Waffen und rief auf solche Weise die Gnade des Volkes an, die ihm dadurch zu Theil wurde, daß die Zuschauer den Daumen niederdrückten. Geschah dies nicht, so mußte er weiter kämpfen, bis er den tödtlichen Streich empfing. Der Sieger erhielt als Belohnung einen Palmzweig, oft auch Geld, der höchste Lohn aber war ein hölzernes Schwert, durch dessen Ueberreichung er von dem weiteren Dienste

als Gladiator befreit wurde. Bald suchte ein Festgeber den andern durch die Zahl der Gladiatoren zu übertreffen. Caesar brachte zu den Spielen, die er als Aedil veranstaltete, so viele zusammen, daß man fürchtete, er wolle politische Zwecke dadurch erreichen, und durch ein Gesetz die Zahl der gleichzeitig auftretenden Gladiatoren beschränkte. Dennoch ließ er 320 Paare mit einander kämpfen. Cicero veranlaßte auch ein Gesetz, daß Candidaten während der zwei ihrem Amte vorangehenden Jahre keine Fechterspiele veranstalten sollten; aber dies Gesetz scheint nicht lange beobachtet zu sein. Zu den Thierkämpfen brachte man die wilden Thiere in unglaublicher Zahl zusammen. Der Geschichtschreiber Livius erzählt, daß einmal zugleich dreiundsechzig Panther, vierzig Löwen und eine Menge Elephanten losgelassen wurden. Sulla's Stiefsohn Scaurus gab als Aedil einen Kampf zwischen hundert und funfzig Tigern, fünf Krokodilen und einem Nilpferde; Pompejus ließ vierhundert und zehn Tiger, fünfhundert Löwen und hundert Elephanten zu einem einzigen Kampfe aus Afrika kommen, und doch wurde dies Alles in späterer Zeit noch weit übertroffen.

Die Amphitheater, in welchen diese Spiele veranstaltet wurden, anfänglich bloße Brettergerüste, die wieder weggenommen wurden, wenn die Spiele beendigt waren, wurden jetzt zu wahren Prachtgebäuden. Scaurus baute zu seinen Spielen ein hölzernes Amphitheater, das nur einen Monat stehen blieb. Dasselbe konnte 80,000 Menschen fassen und hatte drei Stockwerke, getragen von dreihundert und sechzig Marmorsäulen, jede sechsunddreißig Fuß hoch. Zwischen den Säulen standen 3000 eherne Bildsäulen. Die Wände waren in den unteren Räumen mit Marmorplatten bekleidet, in der Mitte mit Glas, in den oberen Theilen mit vergoldeten Holztafeln und kostbaren Gemälden und Teppichen; die Fußböden waren von Mosaik. — Eben so prachtvoll war das Amphitheater, welches Caesar aufführen ließ. Es war reich mit Bildsäulen geschmückt, die Sitze von Marmor, die Schranken von Jaspis und Erz. Golddurchwirkte Teppiche waren über die Zuschauerräume gespannt, um sie vor Sonnengluth und Regen zu schützen; wohlriechende Wasser wurden durch künstliche Maschinerien in die Höhe geführt und erfüllten, als feiner Staubregen herniederfallend, den ganzen Raum mit den köstlichsten Wohlgerüchen. — Das erste steinerne Amphitheater in Rom ließ Pompejus aufführen; es wurde aber erst unter Caligula vollendet. Es war auf 40,000 Zuschauer berechnet und umschloß zugleich einen großen, mit Bäumen bepflanzten und mit einem Springbrunnen und Bildsäulen geschmückten Platz zur Erholung für die Zuschauer.

Die Sitze für die Zuschauer in den Amphitheatern liefen treppenartig und auf Bogengewölben ruhend rings um die Mauer, die das Ganze umschloß. Die Sitzreihen waren vierzehn Zoll hoch und anfänglich eben so breit; später gab man ihnen aber eine weit größere Breite, bis zu sechsunddreißig Zoll, so daß man die Füße auf die nächst untere Sitzreihe stellen konnte, ohne die darauf Sitzenden zu belästigen. Treppen durchschnitten in gewissen Entfernungen alle Sitzreihen bis zu dem Gange hinunter, der die in dem tiefsten, mittelsten Raume befindliche Bühne (die Arena) umgab. Zuweilen hatte auch jede Treppe einen besonderen Eingang von außen, der unter den Sitzgewölben fortgeführt wurde. Die Arena war durch Mauerwerk von den Sitzreihen geschieden. Sie

war entweder kreisförmig oder oval, und um sie herum befanden sich Gewölbe, die sich weit unter die Sitzreihen hin erstreckten und zu Behältern für die wilden Thiere, oder zum Aufenthaltsorte für die Gladiatoren dienten. Der unterste Sitz, durch einen breiten Graben vom Kampfplatze getrennt und durch Gitterwerk gegen das Einbrechen der wilden Thiere geschützt, hieß Podium und war für die Kampfrichter bestimmt, denen die Lictoren zur Seite standen. Auch der Veranstalter der Spiele und die Vestalinnen hatten hier ihren Ehrenplatz. An das Podium schlossen sich zunächst die Sitze für die Senatoren, dann die für die Ritter, dann die für das übrige Volk. Ein Säulengang, der zu den Treppen führte, umgab oft das Ganze, und häufig stand über demselben auch ein zweiter, dritter und vierter, von denen man durch Gänge und Treppen zu den höheren und niederen Sitzreihen gelangen konnte.

Nicht nur die unteren Volksklassen in Rom waren der Bestechung zugänglich, sondern ebenso die Vornehmsten. Caesar gewann einen Volkstribun dadurch für sich, daß er über 320,000 Thaler für ihn bezahlte; einem Consul gab er an zwei Millionen, und solche Bestechungen wurden auf die offenste und schamloseste Weise betrieben. Dadurch mußte alle Sittlichkeit vollends untergraben werden, und dazu kam noch, daß das Familienleben gänzlich zerrüttet war.

Die hohe Achtung, welche man vor der Heiligkeit der Ehe hegte (S. 442), machte in früherer Zeit Ehescheidungen zu etwas ganz Unerhörtem. Schon ein altes, auf Romulus zurückgeführtes Gesetz bestimmte, daß eine Frau ihren Mann gar nicht verlassen, der Mann aber die Frau nur wegen Giftmischerei und anderer schwerer Verbrechen verstoßen dürfe. Wer sich aus einem anderen Grunde von seiner Frau schiede, von dessen Vermögen sollte ein Theil der Frau zufallen, der andere der Ceres geweiht werden; und wenn es auch übertrieben ist, daß erst 520 Jahre nach der Gründung Roms die erste Ehescheidung daselbst vorgekommen sein soll, so war eine solche doch gewiß höchst selten, und die Senatoren stießen sogar einmal einen Senator aus dem Senat, weil er sich ohne Zuziehung des Familiengerichts von seiner Frau geschieden hatte. Desto häufiger wurden die Ehescheidungen seit den punischen Kriegen, und es ist kaum zu glauben, wie leichtsinnig und willkürlich man dabei verfuhr. So verstieß ein Mann seine Frau, weil sie außer dem Hause sich mit unbedecktem Haupte hatte sehen lassen, ein anderer die seinige, weil er sie heimlich hatte mit einer Freigelassenen sprechen sehen, ein dritter die seinige, weil sie ohne sein Wissen gewagt hatte, den öffentlichen Spielen zuzuschauen. Zuletzt trennte man sich ebenso ganz nach Belieben, wie man leichtsinnig die Ehe geschlossen hatte; selbst die Angesehensten im Staate, wie Sulla, Caesar, Pompejus, Antonius, Octavianus, verstießen ihre Frauen ohne jeden vernünftigen Grund. Wie weit mußte es gekommen sein, wenn selbst ein Mann wie Marcus Cato kein Bedenken trug, sich auf die Bitte eines Freundes von seiner Frau scheiden zu lassen und sie demselben abzutreten, nach dem Tode dieses Freundes aber dieselbe Frau zum zweiten Male zu heirathen! Man heirathete, um durch den Einfluß der Frau Macht zu gewinnen, und verstieß die Frau, wenn eine neue Heirath mehr Gewinn versprach, so daß der jüngere Cato ausrief: „Durch Weiber und Heirathen werden Heere und Aemter vergeben.“ Und eben so leichtfertig lösten Frauen

die Ehe auf, so daß ein alter Schriftsteller sagt, sie zählten ihre Jahre nicht nach der Zahl der Consuln, sondern ihrer Männer; sie gingen aus, um zu heirathen, und heiratheten, um sich scheiden zu lassen, während in alter guter Zeit eine Frau, die sich zum zweiten Male, selbst nach dem Tode ihres Mannes, vermählte, gar keine Achtung genoß.

Wie wir hierin einen traurigen Verfall der Sitten auch bei den Frauen bemerken, so ist derselbe auch in ihrer ganzen Lebensweise unverkennbar. In früherer Zeit hatten die Mütter ihren größten Ruhm darin gefunden, ihre Kinder trefflich zu erziehen. Jetzt kümmerten sich die vornehmen Römerinnen um die Erziehung der Kinder gar nicht; vielmehr überließen sie dieselbe Sklaven, welche man Paedagogen nannte. In vornehmeren Familien nahm man dazu besonders Griechen; denn es gehörte zum guten Ton, griechisch zu sprechen. Diese Paedagogen waren die steten Begleiter der Knaben; sie führten dieselben in die Schule und blieben auch während des Unterrichts bei ihnen, wie bei den Mädchen ihre Wärterinnen, und diese oft anmaßenden, mürrischen und unwissenden Menschen konnten natürlich für den Mangel einer sorgsamen, liebevollen mütterlichen Leitung keinen Ersatz gewähren. Die Frauen dagegen brachten ihre Zeit mit nichtigen Dingen hin; sie schauten den öffentlichen Spielen zu, oder sie waren am Putztisch beschäftigt.

Das Letztere erforderte allerdings viel Zeit. Wenn sogar geachtete Männer wie Hortensius Stunden lang vor dem Spiegel stehen konnten, um die Toga in künstliche Falten zu legen, so läßt sich erwarten, daß die Frauen auf ihren Anzug keine geringere Sorgfalt verwandten. Die Palla wurde auf die zierlichste Weise angelegt; man schminkte sich weiß und roth, verbrauchte Salben und köstliche Spezereien und Essenzen in verschwenderischer Menge; auch der Haarputz erforderte keine geringe Mühe. Man gab dem Haare künstlich eine röthliche Farbe, frisirte es, oft in der unförmlichsten Weise, so daß sich über der Stirn ein bogenförmiges, häufig aus mehreren Etagen bestehendes Toupet erhob, welches nach der Mitte zunahm; Diademe und anderer Hauptschmuck von Gold und Perlen durften auch nicht fehlen. Ueberhaupt war der Putz der römischen Damen sehr kostspielig. Man trug Schmucksachen aus Gold mit Perlen und Edelsteinen verziert, besonders Halsbänder und Halsketten, die oft bis zur Brust hinabreichten, Armbänder, meist in Schlangenform, Ohrgehänge, Ringe. Von den daran befindlichen Perlen kostete zuweilen eine einzige mehrere hunderttausend Thaler, und so können wir uns nicht wundern, wenn uns berichtet wird, daß eine Frau für mehr als zwei Millionen Thaler Schmucksachen an sich getragen habe.

So ging Einfachheit und Reinheit der Sitte auch bei dem weiblichen Geschlechte immer mehr unter in Schwelgerei und üppigem Lebensgenuß; immer seltener wurden edle Frauen wie Porcia, Octavia (s. oben), oder wie Cornelia, die Wittwe des jungen Crassus und nachherige Gemahlin des Pompejus, die nicht nur sehr schön und liebenswürdig war und so hohe Bildung besaß, daß sie in der Musik und Geometrie geübt war und philosophische Schriften gern und mit Nutzen las, sondern vor Allem auch frei war von aller Ziererei und Eitelkeit. Unerlaubte Verhältnisse waren selbst in den höchsten Familien etwas so Häufiges, daß man kaum noch davon redete; ließ man doch sogar das grenzenlose Aergerniß, das Clodius erregte (S. 513)

faſt ohne alle Unterſuchung hingehen und dachte nicht daran, es zu beſtrafen. Nicht nur in den Bädern von Bajae und Puteoli, welche im April der Sammelplatz aller vornehmen Römer waren, übten die Damen die unumſchränkteſte Herrſchaft; ſie miſchten ſich auch in die Politik ein, erſchienen in den Parteizuſammenkünften und betheiligten ſich an dem ränkevollen Parteitreiben in jeder Weiſe. Häufig genug waren Beiſpiele von Frauen wie Fulvia, die, ſtatt ſich um das Hausweſen zu kümmern, über den Mächtigſten herrſchen wollte, um durch ihn zu regieren. Iſt es zu verwundern, daß unter ſolchen Umſtänden die Ehelosigkeit in Rom ebenſo überhand nahm wie die leichtſinnigen Eheſcheidungen? In der That waren die Anſprüche, welche die Frauen machten, beſonders wenn ſie vornehm waren und wohl gar dem Manne noch eine bedeutende Mitgift zugebracht hatten, ſo maßlos, daß es nichts Bedenklicheres gab als die Schließung einer Ehe. Schon Caeſar mußte durch Belohnungen zur Ehe aufzumuntern ſuchen; Octavianus gab ſtrenge Geſetze gegen die Ehelosigkeit; er räumte denen, die mehrere Kinder hatten, mancherlei Rechte und Vorzüge, z. B. bei Beſetzung von Aemtern, ein; er ſuchte die Heilighaltung der Ehe wieder herzuſtellen; er erließ Geſetze gegen übertriebenen Aufwand und Schwelgerei; aber vergeblich waren alle Verordnungen, durch die der ohnedies ſelbſt laſterhafte und ausſchweifende Mann dem Uebel abzuhelfen ſuchte.

Zu dem Allen kam nun noch der gänzliche Verfall der Staatsreligion. Die Ehrfurcht vor dem, was dem Römer ſonſt heilig geweſen, war längſt verſchwunden; die Bekanntſchaft mit helleniſcher Wiſſenſchaft und Philoſophie hatte den Glauben an die alten Götter aufs tiefſte erſchüttert, und bald war dem in Herrſchſucht, Habgier und Genußſucht untergegangenen Römer nichts mehr heilig. Götterbilder und Tempelſchätze wurden aus den unterworfenen Ländern nach Rom geſchleppt, um die dortigen Heiligthümer oder Kunſtſammlungen zu ſchmücken und die Habgier beuteluſtiger Eroberer zu befriedigen. In der Zeit der Proſcriptionen wurden auch in Rom ſelbſt die Tempel nicht mehr heilig gehalten; man riß die Geächteten von den Altären hinweg; man tödtete ſie im Heiligthume ſelbſt. Man ſpottete über die Religion, wenn auch nicht Alle ſo weit gingen wie der ſittenloſe Clodius, der in Caeſars Hauſe die Myſterien entweihte und auf den Trümmern des von ihm zerſtörten Hauſes Cicero's zum Hohne einen Tempel der Freiheit errichtete, in welchem er die Bildſäule einer Hetaere als Gottheit aufſtellte. Mit dem troſtloſeſten Unglauben ging der traurigſte Aberglaube, ſelbſt bei den Gebildetſten, Hand in Hand; ſo bei Sulla, ſo ſelbſt bei Caeſar, der bei ſeinem vierfachen Triumphe die Stufen des Jupitertempels auf den Knien hinaufrutſchte. Man warf bei allen möglichen Gelegenheiten das Loos; Traumdeuter fanden vortrefflich ihre Rechnung; die Sterndeuterei wurde ſchon wiſſenſchaftlich betrieben; Geiſterbeſchwörungen waren an der Tagesordnung. So iſt es zu allen Zeiten geweſen; der Menſch kann ſich einmal dem Gefühle nicht entziehen, daß er von einer höheren, unſichtbar über ihm waltenden Macht abhängig iſt. Daher kam es auch, daß mit der zunehmenden Gleichgültigkeit gegen die Staatsreligion fremde Religionen in Rom immer mehr Eingang fanden, namentlich die geheimnißvollen Götterdienſte des Orients, wie die des perſiſchen Sonnengottes Mithras, der Iſis, des Oſiris, der Aſtarte und andere,

die einen reichen Inhalt ahnen ließen und dadurch das kalte, leere Gemüth zu erwärmen und zu befriedigen versprachen, aber gleichzeitig immer tiefer in Ueppigkeit und Sinnenlust hineinzogen. So mußte denn die Sittenlosigkeit immer furchtbarer überhand nehmen; Giftmischerei, Verbrechen der scheußlichsten Art vermehrten sich auf die grauenerregendste Weise. Ein Volk, das so ganz seine sittliche Freiheit verloren hatte, konnte auch die äußere Freiheit sich nicht länger bewahren, der es nicht mehr fähig und würdig war, und so mußte das Gebäude der römischen Republik, durch und durch morsch geworden und in seinen Grundfesten erschüttert, rettungslos zusammenbrechen.

§. 65. Bildungszustand der Römer in der Zeit von 250—30 v. Chr.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die geistige Entwicklung der Römer in den letzten Jahrhunderten der Republik, so ist schon oben (S. 445) gezeigt worden, warum Kunst und Wissenschaft in Rom keinen empfänglichen Boden finden konnten. Bis zum Ende des ersten punischen Krieges hatten die Römer gar keine eigene Literatur. Seit aber griechische Sklaven Erzieher der Kinder in den vornehmen Häusern zu Rom geworden waren, fand auch griechische Bildung immer mehr daselbst Eingang, obgleich es noch längere Zeit dauerte, bis man das Vorurtheil gegen Alles, was aus Griechenland kam, völlig überwunden hatte. Namentlich um die Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. nahm die geistige Bildung in Rom einen schönen Aufschwung, und vorzüglich wurde der hochgebildete jüngere Scipio der Mittelpunkt des lebendig erwachten geistigen Strebens. Gelehrte Griechen kamen aus Asien und Aegypten nach Rom und legten daselbst Schulen der Beredtsamkeit an. Die Meisterwerke der griechischen Literatur wurden in Rom bekannter und in vielfachen Abschriften verbreitet, und nach der Unterjochung Griechenlands wurde es sehr häufig, daß die Väter, welche ihren Söhnen eine tiefere wissenschaftliche und feinere Bildung geben wollten, dieselben nach Athen, Rhodos und anderen Städten Griechenlands und Asiens schickten, um griechische Weisheit und Beredtsamkeit kennen zu lernen. Auch die Männer, welche durch Uebertragung griechischer Poesie in die lateinische Sprache zuerst bedeutsam auf die Entwicklung der römischen Literatur einwirkten, waren geborne Griechen. Der Erste, der in Rom ein Schauspiel aufführte (240 v. Chr.), war Lucius Livius Andronicus aus Tarent. Bei der Eroberung dieser Stadt im J. 262 war er als Kriegsgefangener in die Gewalt des M. Livius Salinator gekommen, der ihm den Unterricht seiner Kinder anvertraute und ihm später die Freiheit schenkte. Als Schauspieler schrieb er sich nicht nur selbst die Texte, sondern las sie auch öffentlich vor und verbreitete sie durch Abschriften. In den von ihm nach griechischem Muster verfaßten Trauerspielen, von denen uns nur unbedeutende Bruchstücke, meistentheils sogar nur die Titel erhalten sind, war freilich noch

eine ziemlich rauhe und ungebildete Sprache; aber es war doch ein folgenreicher Anfang. An die Stelle der alten, überwiegend lyrischen Bühnendichtung trat jetzt das griechische Drama; auch die griechischen Versmaße fanden damit zugleich Eingang. Auch die Odyssee übertrug Livius Andronicus, jedoch nicht in dem griechischen, sondern in dem altitalischen (saturnischen) Versmaße, ins Lateinische, um den lateinischen Text ebenso bei seinem Unterricht in der lateinischen Sprache zu Grunde zu legen, wie den griechischen bei dem in der griechischen Sprache. — Ein etwas jüngerer Zeitgenosse des Andronicus war Cnejus Naevius aus Campanien, kein Freigelassener, sondern Bürger, wahrscheinlich einer der dortigen latinischen Städte; während des ersten punischen Krieges diente er im römischen Heere. Als Tragödiendichter trat er wenige Jahre nach Andronicus auf, wahrscheinlich zuerst im J. 235. Er dichtete ebenfalls nach griechischen Mustern und scheint in seinen Tragödien, von denen leider fast nur die Titel übrig geblieben sind, sich durch klare, fließende, von Steifheit und Affectation freie Sprache vor seinem Vorgänger ausgezeichnet zu haben. Er schrieb auch ein großes historisches Gedicht „vom punischen Kriege"; den größten Ruhm fand er aber durch seine nach griechischen Vorbildern gedichteten Lustspiele, von denen leider gleichfalls nur unbedeutende Bruchstücke übrig geblieben sind. Er behandelte die Komödie in einem der älteren attischen ähnlichen freien Geiste. Schonungslos rügte er die Schwächen und Laster seiner Zeitgenossen; selbst an den Sieger von Zama wagte er sich mit seinem Spotte. Dadurch zog er sich aber den Haß der römischen Großen zu; er wurde ins Gefängniß geworfen und starb im Exil zu Utica. — Etwas jünger als er war T. Maccius Plautus (254—184 v. Chr.), aus dem Städtchen Sarsina in Umbrien. Er lebte in so dürftigen Umständen, daß man sagt, er habe sich seinen Unterhalt mit der Handmühle verdienen müssen. Nicht weniger als 130 Komödien soll er geschrieben haben, jedoch wurde schon im Alterthume die Aechtheit der meisten von ihnen bezweifelt. Uns sind noch zwanzig plautinische Stücke erhalten. Auch sie sind Bearbeitungen griechischer Lustspiele, namentlich des Philemon und Diphilos. Wir finden bei ihm schon eine viel ausgebildetere Sprache; er führt uns in lebendigen Bildern das Leben der unteren Stände, der Freigelassenen, Fremden u. s. w. vor und zeichnet sich durch Gewandtheit im Dialog sowie durch eine reiche Fülle treffenden Witzes aus, der freilich oft bis zur Plumpheit derb ist und ins Possenhafte und Gemeine ausartet. Auch sein Ausdruck sinkt häufig zur Gemeinheit und Niedrigkeit herab. Gleichwohl machten ihn die erwähnten Vorzüge zum eigentlich römischen Volksdichter, und seine Lustspiele erhielten sich in der Volksgunst selbst noch über das Zeitalter des Augustus hinaus. Auch neuere Dichter sind vielfach auf dieselben zurückgekommen; so wurde die „Aulularia" (der Geldtopf eines geizigen Alten) von Molière in seinem „Geizhals", der „Trinummus" von Lessing in seinem „Schatz" nachgeahmt; die „Mostellaria" (Gespensterkomödie) ist von Franzosen und Engländern vielfach nachgebildet worden, der „Amphitruo" (Gemahl der Alkmene) von Boccaccio, Molière und Andern.

Der erste wirkliche römische Bürger, der sich als Dichter hervorthat, obgleich ein geborener Grieche, war Quintus Ennius aus Rudiae in Calabrien. Er war etwas jünger als Naevius, um 240 geboren, und starb

169 v. Chr. Mit dem älteren Cato, den er in Sardinien kennen gelernt hatte, kam er in seinem fünf und dreißigsten Jahre nach Rom, und dort wurde er bald des vertrautesten Umganges mit den Scipionen und anderen edlen Familien gewürdigt und erlangte 184 das römische Bürgerrecht. Fast in allen Gattungen der Dichtkunst hat er sich versucht. Er dichtete Tragödien nach dem Muster des Euripides, vor Allem aber verherrlichte er den Ruhm des römischen Volkes durch ein nationales Heldengedicht, welches die Geschichte Roms zum Gegenstande hatte, und welches er „Annalen" nannte. Er verpflanzte in demselben zuerst den griechischen Hexameter in die römische Literatur. Wie er selbst die größte Achtung genoß, so fand auch durch ihn die bisher verachtete Poesie zuerst bei dem Volke Anerkennung. Er wies zuerst eine Verwandtschaft zwischen der lateinischen, oskischen und griechischen Sprache nach und reizte dadurch die vornehmen Römer noch mehr zur Erlernung des Griechischen an. Ueberall geht er sichtlich darauf aus, die neue hellenische Richtung mit Entschiedenheit zur Geltung zu bringen. Aus demselben Streben ging es hervor, daß er das „heilige Verzeichniß" des Euhemeros (S. 380) übersetzte, welches viel zur Zerstörung des Glaubens an die Götter und zur Verbreitung der Irreligiosität unter den Römern beitrug. — Nach Ennius trat sein Schwestersohn M. Pacuvius, der im J. 219 zu Brundusium geboren wurde und in dem hohen Alter von neunzig Jahren zu Tarent gestorben sein soll, als Tragödiendichter auf. Er arbeitete nach dem Muster des Sophokles und Euripides und zeichnete sich besonders durch treffende Charakterzeichnung, Erhabenheit der Gedanken und Kraft des Ausdrucks aus. — Die größte Vollendung, zu der die Tragödie in Rom gelangte, erreichte sie im letzten Jahrhundert v. Chr. durch L. Accius (geb. 170 v. Chr.), der in hohem Alter (um 84 v. Chr.) zur Zeit des Cicero starb. Er dichtete nicht nur nach griechischen Mustern, besonders nach Aeschylos, sondern behandelte auch nationale Stoffe, wie in seinem „Brutus". Er kam seinen griechischen Vorbildern auch in der Form sehr nahe. Aber doch vermochte die Tragödie in Rom nie recht festen Boden zu fassen; auch erreichte sie dort nie die Vollendung der griechischen, von der ihr übrigens auch ein wesentlicher Bestandtheil, der Chor, gänzlich fehlte.

Auf dem Gebiete der Komödie zeichnete sich im zweiten Jahrhundert v. Chr. P. Terentius aus, 196 v. Chr. zu Karthago geboren. In zarter Jugend wurde er als Sklave von einem römischen Senator gekauft, der ihn in Rom sorgfältig erziehen ließ und ihm später die Freiheit schenkte. Sein dichterisches Talent gewann ihm bald die Freundschaft angesehener Männer, besonders des jüngeren Scipio, der vielleicht selbst bei der Dichtung seiner Komödien, die mit großem Beifall in Rom aufgeführt wurden, thätig mitgewirkt hat. In seinen, nach griechischen Vorbildern, besonders dem Menander, gedichteten Komödien, von denen wir noch sechs besitzen, steht er zwar dem Plautus an treffendem Witz nach, er übertrifft ihn aber weit an Feinheit und Ausbildung der Sprache so wie an treffender, wahrer Durchführung der Charaktere. Nach seinem frühen Tode (er starb schon 159 v. Chr.) trat auf diesem Gebiete der Dichtkunst kein einziges bedeutendes Talent hervor.

Indessen hatte sich, wahrscheinlich zunächst von den latinischen Landstädten aus, auch das Nationallustspiel ausgebildet. Dasselbe bewegte sich in

dem bürgerlichen Leben jener Städte. Nicht Griechenland, wie im hellenisirenden Lustspiel, sondern Italien war der Schauplatz des Stückes; der Schauspieler erschien in der nationalen Kleidung, der Toga, weshalb man auch das römische Originallustspiel Fabula togata nennt, im Gegensatze zu dem griechisch-römischen, der Fabula palliata. Titinius, der älteste Verfasser solcher Originallustspiele, lebte schon vor Terentius. Um 95 zeichnete sich auf diesem Gebiete Lucius Afranius aus, von dessen 40 Lustspielen aber nur geringe Bruchstücke erhalten sind. Der Anlage nach waren auch diese Lustspiele Nachbildungen der neuattischen Komödie, und vom Afranius sagte man, er trage die Toga so, wie Menandros sie als Römer würde getragen haben. An Derbheit und Ausgelassenheit fehlte es bei ihm nicht, aber er zeichnete sich durch treffenden Witz, Lebendigkeit und reine Sprache aus. — Ungeachtet der treffenden Charakterschilderungen und der Wahrheit der Lebensbilder und ungeachtet ihrer Darstellung durch ausgezeichnete Schauspieler, unter denen besonders der sittlich und künstlerisch gleich hoch stehende Q. Roscius Gallus hervorragte, von dem selbst Cicero, der ihn wie Sulla seiner Freundschaft würdigte, in der Beredtsamkeit viel lernte, fand doch auch die Komödie in Rom keine dauernde Stätte, weil den ernsten Römern zu sehr der Sinn für die Feinheit derselben fehlte, und bald wurde sie durch Schaustellungen anderer Art in den Hintergrund gedrängt. — Die Atellanen (S. 446) waren ursprünglich nur von Dilettanten an beliebigen Orten aufgeführt worden; später ließ man sie auch durch eigentliche Schauspieler darstellen und verknüpfte sie, ähnlich wie das hellenische Satyrdrama, als Nachspiel besonders mit den Tragödien. Damit trat die Posse auch in die Literatur ein, während früher die Texte dazu gar nicht geschrieben, oder doch nicht veröffentlicht wurden. Als Begründer dieser Dichtungsgattung erscheint Lucius Pomponius aus der latinischen Colonie Bononia (um 90 v. Chr.), und neben seinen Stücken wurden die des Q. Novius beliebt, kurze, meistens wohl einactige Possen, für die das städtische und ländliche Leben mit seinen Leiden und Freuden, das Auffällige fremder Nationalitäten und dergleichen den Stoff darbot. An groben Späßen und Zweideutigkeiten war darin natürlich kein Mangel; doch fehlte auch nicht treffender Witz, lebendige Schilderung.

An die Stelle dieser nationalen Posse trat sodann der Mimus, der zuerst um 82 auf die Bühne Roms gekommen zu sein scheint. Derselbe war aus den Charaktertänzen hervorgegangen, die zur Flöte als Unterhaltung bei der Tafel, vorzüglich aber im Parterre des Theaters während der Zwischenacte ausgeführt wurden, und bei denen gelegentlich auch die Rede zu Hülfe genommen ward. Durch Einführung einer geordneteren Fabel und des Dialogs entstanden aus diesen planlosen Possen kleine Komödien, bei denen jedoch der Tanz immer eine Hauptrolle spielte. Die Gesichtsmasken fielen bei denselben fort; die Frauenrollen wurden durch Frauen dargestellt. Den Stoff bot das Leben und Treiben der niedrigsten Volksklassen. Seit Caesars Zeit nahmen die Mimen eine kunstmäßigere Form und eine gebildetere Sprache an, und durch ihren ausgelassenen Witz, besonders aber durch die sonst in Rom streng untersagten politischen Anspielungen, durch den beißenden Spott und die Freimüthigkeit, mit der sie die Gebrechen der Zeit und selbst die Laster mächtiger Großen verspotteten, gewannen sie großen Beifall. Einer der ausgezeichnetsten

Mimendichter war der römische Ritter Decimus Laberius. Schon fast 60 Jahre alt, wurde er von Caesar gezwungen, bei den Spielen zur Verherrlichung des Sieges über Pompejus mit einigen seiner Mimen persönlich zu einem Wettkampfe mit seinem jüngeren Nebenbuhler Publius Syrus aufzutreten, der als Sklave aus Syrien gekommen und dann freigelassen war. Er verlor dadurch nach römischem Recht Stand und Ehre, die er aber von Caesar wieder erhielt. Eine Ausartung der Mimen waren die Pantomimen, in denen man einen poetischen Stoff bloß durch Gebärdenspiel und Bewegung des Körpers, verbunden mit Tanz und Musik, darstellte. Sie fanden besonders unter den Kaisern großen Beifall, wo die Freimüthigkeit der Komödie gänzlich verstummte.

Gelegenheit zur Aufführung von Schauspielen boten zunächst die Volkslustbarkeiten. Ein stehendes Theater gab es ursprünglich nicht, und der Bau eines steinernen Theatergebäudes wurde sogar von Seiten der Regierung nicht gestattet; vielmehr errichtete man für jedes Fest ein Brettergerüst mit einer Bühne für die Schauspieler, dem Proscenium, und einem decorirten Hintergrunde, der Scena. Vor dem Proscenium war in einem Halbkreise der Raum für die Zuschauer. Sitzplätze hatte derselbe noch 155 v. Chr. nicht; vielmehr stieg er nur ohne Stufen schräg an, und wenn sich die Zuschauer keinen Sessel mitbrachten, mußten sie stehen oder sich lagern. Jeder konnte übrigens Platz nehmen, wo er wollte; erst seit 194 wurden die untersten und besten Plätze ausschließlich für die Senatoren bestimmt; ebenso scheinen schon früh die Frauen abgesondert und auf die obersten und schlechtesten Plätze beschränkt worden zu sein. Jeder Bürger hatte mit Weib und Kind unentgeltlich Zutritt; nur die Sklaven waren ausgeschlossen. Das Publicum war daher ein sehr gemischtes; besonders waren die unteren Stände vertreten, und an Unruhe und Unordnung fehlte es nicht; oft genug mußten die Gerichtsdiener einschreiten. Die Vorstellungen begannen nach dem zweiten Frühstück und währten bis zur Mittagsmahlzeit, und an jedem Tage wurde nur ein Stück aufgeführt. — Die Dichter, Schauspieler und Componisten wurden schon deshalb gering geschätzt, weil sie zu der Klasse der Lohnarbeiter gehörten. Sie durften weder im Heere dienen, noch in der Bürgerversammlung mitstimmen; die Polizei übte über sie die willkürlichste Gewalt, und alle städtischen Beamten waren befugt, einen Schauspieler, wo und wann sie wollten, züchtigen und einsperren zu lassen. Daher hielt sich jeder ehrbare Bürger von der Beschäftigung mit einer so verachteten Kunst fern. Der Führer der Truppe, gewöhnlich zugleich der erste Schauspieler, war in der Regel ein Freigelassener, seine Leute seine Sklaven. Von Dichterwettstreit und Ehrenpreisen war nicht die Rede. Man klatschte oder pfiff aus; im Uebrigen war mit der Bezahlung des geringen Lohnes, die auch nur erfolgte, wenn das Stück nicht durchfiel, Alles abgemacht. Dies gilt natürlich nicht von den Dilettanten, welche in den Atellanen dienten. Sie empfingen keinen Lohn und behielten deshalb auch ihre Ehrenrechte. — Das Alles änderte sich später vollständig. Zwar mußte der schon verdungene Bau eines Theaters in Rom noch 155 auf Veranlassung des P. Scipio Nasica unterbleiben; gleichwohl verwendete man immer größere Sorgfalt auf das Bühnenwesen. Seit der Zeit des Terentius erhielten die Schauspieler Masken, welche bis dahin nur die Atellanenspieler gehabt hatten;

die früher dem Spielgeber überlassene Einrichtung und Instandhaltung der Bühne und des Bühnenapparats wurde im J. 174 auf die Staatskasse übernommen. Besondere Sorgfalt wurde auf die Spiele verwendet, die Mummius im J. 145 nach der Einnahme von Korinth gab. Jetzt erhielt das Theater akustische Vorrichtungen nach Art des griechischen und Sitzplätze für die Zuschauer; im J. 99 kamen kunstmäßig gemalte Coulissen auf; die Maschinerie wurde verbessert; zwanzig Jahre später finden wir auch Verwandlung der Decorationen durch Umdrehung der Coulissen. Das römische Theater hatte auch, wenigstens seit Cicero's Zeit, einen Vorhang, der dem griechischen fehlte. Während des Spiels lag derselbe entweder aufgewickelt am Boden oder wurde in eine Fuge des Proscenium eingesenkt. Am Schlusse des Stückes zog man ihn langsam in die Höhe, so daß die in ihn eingewirkten Figuren allmählich der Tiefe zu entsteigen und ihn zu heben schienen. Durch Pompejus bekam endlich die Hauptstadt im J. 55 auch ein steinernes Theater, und immer größer wurde jetzt die Pracht der Vorstellungen. Auf die Decorationen und Costüme wurden die ungeheuersten Summen verwendet; es kam vor, daß sechshundert aufgeschirrte Maulthiere über die Bühne gingen. Auch die Musik, welche den Gesang begleitete, erlangte nun eine größere Bedeutung und selbständigere Ausbildung; das Gewerbe des Schauspielers aber war jetzt einträglich wie irgend eins. Das Vermögen des tragischen Schauspielers Aesopus belief sich auf 20 Millionen Sestertien (1,430,000 Thaler). Roscius (gest. um 62 v. Chr.), erhielt für jeden Spieltag ein Honorar von 1000 Denaren (286 Thalern) außer der Besoldung für seine Truppe und berechnete seine jährliche Einnahme auf 600,000 Sestertien (43,000 Thaler); in späteren Jahren leistete er auf das Spielhonorar für seine Person Verzicht. Auch ausgezeichnete Tänzerinnen erhielten reichen Lohn; so hatte die Tänzerin Dionysia eine Jahreseinnahme von 200,000 Sestertien (14,000 Thalern). Die reichste Entfaltung der scenischen Mittel bei den Aufführungen und die größere Ausbildung der Schauspielkunst wurde um so nöthiger, je beschränkter das Repertoire war. Neue Stücke wurden seit Sulla's Zeit gar nicht mehr gespielt. Man änderte anfangs wohl noch bei der Wiederaufführung der alten die Titel und die Personennamen; später geschah auch das nicht mehr, und zu Cicero's Zeit wurden vorzugsweise die Tragödien des Ennius, Pacuvius und Accius und die Lustspiele des Plautus gegeben, wobei sich die letzteren freilich manche Aenderung und Kürzung gefallen lassen mußten, um das durch die Possen verwöhnte Publicum nicht zu langweilen.

War die römische Literatur auch niemals wahrhaft national und selbständig gewesen, so hatte sich das römische Drama und die gesammte römische Poesie der früheren Zeit doch nur an die Werke der lebendigen und volksthümlichen hellenischen Literatur angeschlossen. Seit der Zeit Cicero's und Caesars wandte man sich dagegen derjenigen zu, die nach Alexander als eine künstliche Nachblüthe des hellenischen Alterthums in Alexandria sich ausgebildet hatte (S. 367). An Dichtern, die dieser Richtung folgten, fehlte es nicht, aber wir kennen nur wenige Namen derselben, und es ist schwerlich viel daran verloren. Die größere Formgewandtheit und die Correctheit der Sprache wurde von ihnen nur auf Kosten des dichterischen Geistes erreicht. Nur Wenige verstanden mit der alexandrinischen Form volksthümlichen Gehalt zu verbinden. Namentlich

zeichnete sich als lyrischer Dichter Quintus Valerius **Catullus** aus. Im J. 87 in der Nähe von Verona von angesehenen Eltern geboren, kam er frühzeitig nach Rom, wo er eine sorgfältige Bildung erhielt. Bis an seinen Tod genoß er die vertraute Freundschaft Cicero's und anderer hochgebildeter Männer, der er vollkommen würdig war. Besonders vollendet sind seine Epigramme, in denen er die Gewaltigen, die Roms Freiheit bedrohten, schonungslos angriff. Von seinen Oden, in denen er die griechischen Lyriker meisterhaft nachahmt, sind uns nur vier erhalten, die sich durch natürlichen, sinnigen Ausdruck der Gefühle auszeichnen. Leider überschreitet er nur mehrfach in seinen Gedichten die Grenzen des Anstandes und züchtiger Sitte.

Die einzige Dichtungsgattung, in der die Römer zu so großer Vollendung und Selbständigkeit gelangten, daß sie als die größten Muster darin dastehen, war das **Lehrgedicht**. Auf dem Gebiete desselben zeichnete sich in der letzten Zeit der Republik besonders Titus **Lucretius Carus** aus, 99 v. Chr. zu Rom geboren. In seinen sechs Büchern „von der Natur der Dinge" entwickelt er scharfsinnig und in kräftiger Sprache die Lehren der epicureischen Philosophie. Ungeachtet des durchaus ungünstigen Stoffes zeigt dies Gedicht doch in vielen Stellen die Spuren eines wahrhaft dichterischen Geistes. Schon von seinen Zeitgenossen wurde er bewundert; gleichwohl ist er ohne Nachfolger geblieben.

Auch die Dichtung in prosaischer Form begann in jener Zeit, und als besonders hervorragend auf diesem Gebiete ist Marcus **Terentius Varro** zu nennen, 116 v. Chr. zu Reate im Sabinischen geboren. Streng erzogen in alterthümlicher Einfachheit und Ehrbarkeit, stand er von Anfang entschieden auf der Seite der Verfassungspartei, und wie er unter Pompejus mit Auszeichnung gegen die Seeräuber kämpfte, so stritt er auch als Anhänger der pompejanischen Partei in Spanien gegen Caesar. Dessen ungeachtet bestimmte ihn dieser nach dem Sturze der Republik zum Aufseher über die in Rom neu zu schaffende Bibliothek. Er zog sich ganz vom öffentlichen Leben zurück; gleichwohl wurde er noch als siebzigjähriger Greis von Antonius verbannt; aber unter der Regierung des Augustus, bei dem er in großer Achtung stand, kehrte er zurück und starb in hohem Alter (27 v. Chr.). In den Zeiten der Ruhe entwickelte er eine ungewöhnliche literarische Thätigkeit. Sein Geist umfaßte beinahe alle Gebiete des Wissens, und seine Schriften, fast fünfhundert an der Zahl, erstreckten sich über alle Zweige der Gelehrsamkeit. Er besaß die umfassendste Kenntniß der Landessitte und Landessprache; er war der gründlichste Alterthumsforscher. In seinen „Alterthümern" (25 Bücher) hatte er Alles gesammelt und kritisch gesichtet, was zur Kenntniß der sittlichen und politischen Zustände Roms sowie zur Aufhellung des römischen Alterthums beitragen konnte; in seinen 16 Büchern „von göttlichen Dingen" beschäftigte er sich mit den italischen und altrömischen Götterdiensten und stellte sich dem hereinbrechenden Unglauben entgegen. Leider ist das Meiste verloren gegangen. Wir besitzen von ihm nur drei Bücher „vom Landbau", und von den 24 Büchern „von der lateinischen Sprache" das vierte bis neunte Buch; von seinen übrigen Schriften sind nur geringe Fragmente vorhanden. Besonders zu beklagen ist der Verlust seiner Satiren. Er behandelte nämlich die **Satire** in durchaus eigenthümlicher Art. Muster für dieselbe waren ihm die Schriften des Kynikers Menippos aus Gadara in Syrien (um 280), welcher mit

beißendem Spotte die Verkehrtheiten der Menschen, namentlich der Philosophen, gegeißelt hatte. Das that auch Varro, aber er behandelte die menippische Satire in bald prosaischer, bald poetischer Form durchaus originell und volksthümlich; das erkennt man selbst aus den wenigen Bruchstücken. „Er verstand zu lachen und mit Maß zu scherzen." Durch Anmuth und Laune fesselte er seine Zeitgenossen, aber Nachfolger hatte er eben so wenig wie Lucretius.

Weit höher als die Dichtkunst wurde die Geschichtschreibung in Rom geachtet. Die großen Thaten der Römer boten derselben reichhaltigen Stoff, und selbst angesehene Staatsmänner beschäftigten sich mit ihr. Die ältesten Geschichtsbücher waren freilich nur chronikenartige Aufzeichnungen von Begebenheiten ohne inneren Zusammenhang, und von Darstellungskunst war dabei nicht viel die Rede; noch weniger dürfen wir historische Kritik in ihnen erwarten. Man nahm aus der älteren Zeit eben auf, was die Sage darbot, und an Widersprüchen nahmen weder Leser noch Schriftsteller Anstoß. Der älteste Verfasser solcher Annalen war Quintus Fabius Pictor (um 200), ein angesehener Mann wie die folgenden Annalisten: Lucius Cincius Alimentus und Publius Scipio, ein Sohn des Scipio Africanus. Sie verfaßten ihre Chroniken griechisch. Das erste eigentliche Geschichtswerk in lateinischer Sprache, zugleich das erste bedeutende prosaische Werk der römischen Literatur, schrieb M. Porcius Cato Censorius in seinem Greisenalter. Er nannte es „Ursprungsgeschichten", behandelte aber darin in sieben Büchern die ganze Geschichte Roms bis auf seine Zeit. Leider ist es verloren gegangen. Er scheint bei der Benutzung der vorhandenen Urkunden, der nach dem Brande Roms wieder hergestellten Priesterannalen, der Beamtenverzeichnisse u. a., wenigstens eine gewisse Kritik angewandt zu haben. Auch die späteren Annalisten verfuhren durchaus unkritisch, und ihre Chroniken waren um so werthloser, je ausführlicher sie waren; übrigens ist auch von ihnen das Meiste verloren gegangen. Desto werthvoller ist das Geschichtswerk des Griechen Polybios aus Megalopolis in Arkadien (geb. 208 v. Chr.). Sein Vater Lykortas, einer der Vorsteher des achaeischen Bundes und Freund des Philopoemen, erzog ihn für die Waffen und die Staatsgeschäfte. Er diente seinem Vaterlande wiederholt als Gesandter an römische Feldherren und als Befehlshaber der achaeischen Reiterei. Im J. 166 kam er mit den achaeischen Geiseln (S. 370) nach Rom. Dort gewann er durch seine Kenntnisse und Tugenden bald die Gunst ausgezeichneter Männer, namentlich der Söhne des Paullus Aemilius, und er wurde ein Freund und Waffengefährte des Scipio Aemilianus, bei dem er auch nach der endlichen Entlassung der Geiseln blieb. Der Ausbruch des Krieges zwischen den Achaeern und Römern führte ihn in die Heimath zurück, und er war fortan der beständige Vermittler zwischen Beiden. Später begleitete er den jüngeren Scipio nach Numantia; nach dem Tode desselben aber zog er sich in seine Heimath zurück, wo er 127 v. Chr. starb. Von den vierzig Büchern seiner „allgemeinen Geschichte" sind uns leider nur die fünf ersten vollständig, von den übrigen nur Bruchstücke erhalten, und der Verlust der untergegangenen Stücke ist um so mehr zu beklagen, da Polybios mit Klarheit, Scharfsinn und gesundem Urtheil seine Aufgabe ins Auge gefaßt hatte. Mit tiefer Einsicht in die politischen Verhältnisse verband er die größte Unparteilichkeit und Wahrheitsliebe, mit der unermüdlichsten

Ausdauer in Herbeischaffung des historischen Materials die größte Umsicht in der Benutzung desselben. Seine Darstellung ist durch Einfachheit und Genauigkeit ausgezeichnet. Als einzige Aufgabe des Geschichtschreibers erschien es ihm, den wesentlichen Zusammenhang der Begebenheiten im richtigen Verhältnisse von Ursache und Wirkung darzulegen, und so wurde er der Schöpfer der sogenannten pragmatischen Geschichtschreibung.

Zu einer eigentlich kritischen Geschichtschreibung hat man es in Rom nie gebracht. Selbst das lebhaftere Interesse für die Alterthumsforschung förderte darin nichts. Die alten Sagen waren zu sehr mit dem römischen Leben verwachsen, als daß man hätte wagen sollen, sie anzutasten. — Bedeutender als die Schriften der unkritischen Annalisten war die Memoirenliteratur, welche meist von hochgebildeten Männern gepflegt wurde, die selbst thätig an der Leitung der Staatsgeschicke Antheil genommen hatten. Besonders glänzte auch auf diesem Gebiete Caesar, unstreitig einer der bedeutendsten Geschichtschreiber des Alterthums. Seine Commentare (Denkwürdigkeiten) über den gallischen und bürgerlichen Krieg zeichnen sich durch Klarheit und Einfachheit des Stils und meisterhafte Darstellung aus. — Ein Zeitgenosse Caesars war Cornelius Nepos, um 100 v. Chr. in einer Stadt Oberitaliens (nach der gewöhnlichen Vermuthung in Verona) geboren. Er kam schon als Jüngling nach Rom, wo er mit Cicero in Verkehr trat und mit Catullus Freundschaft schloß, und starb daselbst um 30 v. Chr. Unter dem Titel „Chronica" verfaßte er einen Abriß der ganzen Geschichte; ferner schrieb er „Beispiele" aus der Sittengeschichte, eine ausführliche Biographie des älteren Cato, des Cicero und des Caesar; am bedeutendsten aber war sein letztes, seinem Freunde, dem Ritter T. Pomponius Atticus, gewidmetes Werk „über berühmte Männer", von welchem die noch vorhandenen kurzen „Lebensbeschreibungen ausgezeichneter Feldherren" einen freilich nur kleinen Theil bildeten. Erscheint er in denselben auch nur als ein keineswegs mit besonderem Geist begabter Compilator, so ist doch wenigstens sorgfältige Benutzung der griechischen Quellen in ihnen unverkennbar, und seine Wahrheitsliebe wurde schon von den Alten gerühmt. — Gleichzeitig war C. Sallustius Crispus, 86 v. Chr. zu Amiternum im Sabinerlande geboren, gestorben 25 v. Chr., als Geschichtschreiber ausgezeichnet. Wir besitzen von ihm noch eine meisterhafte Beschreibung des jugurthinischen Krieges und der catilinarischen Verschwörung, ausgezeichnet durch kunstvolle Darstellung und blühende, würdevolle Sprache, wie durch Wahrheitsliebe, treffende Zeichnung der Charaktere und klaren, scharfen Blick in die Verhältnisse. Es sind zwei völlig in sich abgerundete, großartige Bilder aus der inneren Geschichte Roms, wie sie die römische Literatur nicht weiter aufzuweisen hat. Es kommt ihm nicht bloß darauf an, die Ereignisse mitzutheilen; er weist uns zurück auf ihren verborgensten Ursprung und führt uns dann in lebendigem, anschaulichem Bilde den ganzen Entwickelungsgang derselben vor, überall mit meisterhafter Kunst das Unbedeutendere übergehend, das Wichtigere mit wenigen kräftigen Zügen hervorhebend. Sein Hauptwerk, „fünf Bücher römischer Geschichten", die Zeit von Sulla's Tode (78) bis 67 umfassend, ist bis auf unbedeutende Bruchstücke verloren gegangen. Leider war der Mann, der mit so tiefem sittlichen Ernst die Gebrechen seiner Zeit straft, in seinem Leben nicht besser als seine Zeitgenossen. In seiner Jugend war er so

sittenlos, daß seine Ausschweifungen dem Censor, der ihn als einen Anhänger Caesars haßte, den Vorwand gaben, ihn aus dem Senat zu stoßen. Später durch Caesars Vermittelung wieder in denselben aufgenommen, erhielt er nach Beendigung des Bürgerkrieges Numidien als Provinz. Dort erpreßte er solche Reichthümer, daß er sich nach seiner Rückkehr Caesars herrliche Villa in Tivoli und noch eine prachtvolle Besitzung in Rom kaufen und großen Luxus treiben konnte. Seine letzten Lebensjahre brachte er auf seinem Landgute zu im Umgange mit Gelehrten und beschäftigt mit wissenschaftlichen Arbeiten.

Besonders herrlich entwickelte sich die Beredtsamkeit. Gefördert durch die ganze Art und Weise des öffentlichen Lebens in Rom, durch die ununterbrochenen Parteikämpfe, in denen man sie zur Erreichung seiner Zwecke gar nicht entbehren konnte, hob sie sich seit der Bekanntschaft der Römer mit griechischer Redekunst und Philosophie zur höchsten Vollendung. Schon der ältere Cato zeichnete sich als Redner aus, wenn man auch in seinen Reden noch die gebildete Sprache, die Abrundung und den Wohllaut vermißte, durch die spätere Redner glänzten. Ebenso waren die Gracchen, der jüngere Scipio große Redner. Zu noch größerer Vollendung gelangte die Redekunst durch Hortensius (gestorben 50 v. Chr.); alle früheren Redner aber wurden übertroffen durch Cicero, welcher auch alle seine Zeitgenossen überragte, unter denen es manchen bedeutenden Redner gab, wie Pompejus, Crassus, den jüngeren Cato, und vor Allen Caesar, der vielleicht Cicero's Ruhm in der Beredtsamkeit würde verdunkelt haben, wenn er nicht auf anderem Wege bessere Befriedigung für seinen Ehrgeiz zu finden geglaubt hätte.

Wie die Beredtsamkeit, so bahnte die Kenntniß des Rechtes den Weg zu den höchsten Staatsämtern, und es konnte daher nicht fehlen, daß auch die Rechtswissenschaft sich immer mehr ausbildete. Schon der ältere Cato zeichnete sich durch seine Rechtskenntniß aus; namentlich aber seit dem Anfange des letzten Jahrhunderts v. Chr. traten ausgezeichnete Rechtsgelehrte auf, die sich um die wissenschaftliche Fortbildung des Rechtes große Verdienste erwarben.

Desto weniger gedieh in Rom die Philosophie, der man höchstens als Mittel für die Beredtsamkeit einen Werth zuerkannte. Auch Cicero's Bemühungen, durch seine Schriften die griechische Philosophie auf römischen Boden zu verpflanzen, hatten keinen irgendwie bedeutenden Erfolg. Zwar hatten sich schon die ersten griechisch gebildeten Römer eifrig mit derselben beschäftigt. Den ersten Anstoß dazu gab die S. 448 erwähnte athenische Gesandtschaft, zu welcher auch Karneädes aus Kyrene, der Stifter der sogenannten neuen Akademie, gehörte, die sich von der durch Arkesilaos aus Aeolis (318—241) gestifteten mittleren Akademie besonders dadurch unterschied, daß sie nicht wie diese leugnete, es gebe Wahrheit, sondern nur behauptete, die Wissenschaft habe ihre Grenze an der Wahrscheinlichkeit und müsse sich damit begnügen, die Grade derselben zu zählen. Dieser Schule, namentlich sofern sie sich zur stoischen Philosophie hinneigte, hing in Rom

unter Andern Lucullus an. Die meisten Anhänger fand die epicureische Philosophie wegen ihrer bequemen Moral, unter ernsteren Männern dagegen die stoische, mit der die Römer durch Panaetios aus Rhodos, einen vertrauten Freund des Scipio Africanus, um 140 v. Chr. bekannt geworden waren, und der z. B. der jüngere Scipio, der jüngere Cato und Caesars Mörder Brutus eifrig anhingen. Dagegen sagte die platonische Philosophie dem mehr auf das Handeln als auf philosophische Speculation gerichteten Geist der Römer nicht zu; noch weniger aber vermochten sie auf dem Gebiete philosophischen Denkens neue Bahnen zu brechen.

Auch in der Bildhauerkunst und Malerei haben sich die Römer nie ausgezeichnet. Zwar trieben sie seit den Zeiten Sulla's aus Prunksucht die ungeheuerste Verschwendung mit Bildsäulen und Gemälden. Man durchsuchte die alten griechischen Gräber von Capua und Korinth nach Gefäßen von Erz und Thon; man verwendete fast unglaubliche Summen auf kunstvolles Zimmer- und Tafelgeräth; eine gute Kochmaschine von Bronze kostete mehr als ein Landgut; für eine kleine Bronzefigur bezahlte man 40,000 Sestertien (2860 Thaler), für ein Paar kostbare Teppiche 200,000 Sestertien (14,000 Thaler). Tausende geraubter Kunstwerke schleppten die Römer aus Griechenland fort, um ihre Tempel und Paläste damit zu schmücken; aber Rom selbst hatte keinen einzigen großen Meister in der Bildhauerkunst oder Malerei aufzuweisen, sondern selbst das, was in Rom geschaffen wurde, ging aus der Hand fremder Künstler hervor.

Die einzige Kunst, in der die Römer selbst Bedeutenderes leisteten, war die Baukunst. Die erste eigenthümliche Entwickelung der römischen Baukunst haben wir schon S. 446 und 485 kennen gelernt. An die Stelle der dort erwähnten Basiliken traten zu Caesars Zeit noch prächtigere an der Seite des Forums; so die von ihm begonnene und von Octavianus vollendete Basilica Julia. Paullus Aemilius erneuerte 54 v. Chr. die alte Basilica Fulvia und verband mit ihr die von ihm erbaute Basilica Aemilia, welche 31 v. Chr. vollendet, zwanzig Jahre später neu gebaut, dann nach fünfunddreißig Jahren abermals erneuert wurde und ein wahres Wunderwerk der Baukunst war. Da die Basiliken für die täglich wachsende Menge von Rechtsstreitigkeiten bald zu klein wurden, so ließ Caesar dazu zwischen dem Capitol und Palatin ein prächtiges Forum, das Forum Julium, anlegen, umgeben von Säulenhallen, hinter denen sich die Säle für die öffentlichen Schreiber und Verwaltungsbehörden befanden, mit einem Tribunal für den Richter und einem prächtigen Tempel in der Mitte. Da das große Forum zu den öffentlichen Volksversammlungen auch nicht mehr hinreichte, ließ Caesar auf dem Marsfelde einen Platz von 5000 Fuß im Umfange zu diesem Behufe mit Marmorwänden einschließen und mit prächtigen Säulengängen umgeben, die Septa Julia. Eine reiche Fülle von Werken der bildenden Kunst schmückte den großartigen Bau, der erst unter Octavianus vollendet wurde. Von den großartigen Amphitheatern, mit denen die Stadt geschmückt wurde, ist bereits oben die Rede gewesen; die übrigen römischen Theater waren den griechischen durchaus ähnlich, nur daß die Bühne eine größere Tiefe hatte, und die Orchestra mit Sitzplätzen ausgefüllt war.

Auch die Privatgebäude wurden im Gegensatz gegen die Einfachheit der alten Zeit jetzt immer prunkvoller. Das erste mit Marmorsäulen geschmückte Privathaus war das des Redners Lucius Crassus (gest. 91 v. Chr.) auf dem Aventinus, welches auch wegen der alten Bäume des dazu gehörigen Gartens berühmt war und mit denselben auf 428,000 Thaler, ohne sie auf die Hälfte geschätzt wurde. Was half aber aller äußere Glanz, wenn sich unter dem trügerischen Schimmer ein so furchtbares inneres Verderben verbarg wie damals in Rom! —

4. Buch. Rom unter Kaisern.

Von Augustus bis zum Untergange des weströmischen Kaiserthums.
31 v. Chr. — 476 n. Chr.

---

§. 66. Augustus.

Nach der Besiegung des Antonius war Niemand mehr, der dem **Octavianus** die Herrschaft hätte streitig machen können. Er allein war im Besitze aller Macht; ihm allein gehorchte das Heer. So mußte denn die Republik nothwendig zur Monarchie werden, und in der That wäre auch das längere Bestehen der bisherigen römischen Verfassung selbst dann nicht möglich gewesen, wenn nicht alle Verhältnisse von so furchtbarem Verderben ergriffen waren. Die Form der römischen Republik war nur möglich, so lange der Staat einen mäßigen Umfang hatte; das Verhältniß einer herrschenden Stadt der beherrschten Welt gegenüber konnte sich auf die Dauer nicht halten. Aber Octavianus benutzte seine Macht mit kluger Mäßigung. Als er im J. 29 nach Rom zurückkehrte, feierte er einen dreitägigen Triumph; der erste Tag des achten Monats (des Sextilis), den man ihm zu Ehren nachher Augustus nannte, wurde für alle Zeit zu einem Festtage bestimmt; alle seine Einrichtungen wurden vom Volk und Senat eidlich bestätigt. Er aber benutzte die ägyptischen Schätze zu reichen Geldvertheilungen an Bürger und Soldaten und machte so seine Herrschaft Allen wünschenswerth. Dazu kam, daß er, zufrieden mit dem Besitze der Macht, nicht nach dem verhaßten Königstitel strebte, sondern vielmehr alle republikanischen Formen und Titel fortbestehen ließ und nur die höchsten und einflußreichsten Würden in seiner Person vereinigte. Er schlug selbst die Dictatur aus, weil sie gleichfalls dem Volke verhaßt geworden war. Dagegen ließ er sich den Titel „Imperator", den er nach den Gesetzen nach seinem Triumphe hätte ablegen müssen, vom Senat in derselben Weise ertheilen, wie ihn Caesar gehabt hatte, was um so unbedenklicher war, da dem Caesar das Recht ertheilt war, denselben zu vererben. Damit wurde ihm die Aushebung des Heeres, der Oberbefehl über alle Truppen zu Wasser und zu Lande, die Entscheidung über Krieg und Frieden, die Auferlegung von Steuern, das Recht über Leben und Tod übertragen. Er erhielt diesen Titel als Vornamen statt des früheren „Cajus". Dann ließ er sich auch die

Censorgewalt übertragen; zweiter Censor war Agrippa. Mit Hülfe desselben entfernte er aus dem Senat eine große Anzahl theils unwürdiger Mitglieder, theils eifriger Republikaner und beschränkte ihn auf 600 ihm ergebene Männer. Als Princeps Senatus (Vorstand des Senats) — seit 28 — hatte er selbst bei allen Abstimmungen zuerst seine Stimme abzugeben, und der Senat war dadurch von ihm völlig abhängig. Durch Weglassung des Wortes Senatus aber erhielt der Name Princeps eine noch höhere Bedeutung, gleich dem deutschen „Fürst", und so ließ er sich vorzugsweise nennen. Im Anfange des J. 27 erklärte er im Senat, er wolle seine imperatorische Gewalt niederlegen und fortan ganz als Privatmann leben. Schwerlich war es ihm Ernst damit; aber wäre es das auch gewesen, so hätte doch Niemand sein Zurücktreten wünschen können, da dann doch, vielleicht nach neuem, blutigem Kampfe, jedenfalls ein Anderer, und voraussichtlich ein Unwürdigerer, die Macht würde an sich gerissen haben. Der Senat bat ihn deshalb dringend, seine Macht zu behalten, und gab ihm den Beinamen „Augustus", d. h. der Geweihte, was also etwa unserem „Majestät" entsprach, und unter diesem Namen kommt er seitdem gewöhnlich in der Geschichte vor. Er übernahm nun wieder die ihm übertragene Gewalt, jedoch nur auf zehn Jahre, dann auf fünf, dann dreimal hinter einander jedesmal auf zehn Jahre, immer erst auf dringendes Bitten des Senats. Gleichzeitig mit der Wiederübertragung der imperatorischen Gewalt wurde ihm im J. 27 die proconsularische über alle Provinzen ertheilt, mit der Befugniß, sich, durch wen er wolle, in den Provinzen vertreten zu lassen. Er übernahm dieselbe jedoch nicht für das ganze Reich, sondern überließ die Provinzen, welche als völlig beruhigt angesehen werden konnten (Afrika, Numidien, Kyrene mit Kreta, Asien, Bithynien, Pontos, Cypern, Achaja, Macedonien, Sicilien, Sardinien, das Baetische Spanien und das Narbonensische Gallien), dem Senat. In diese Provinzen wurden Proconsuln ohne Militärgewalt mit einjähriger Amtsdauer geschickt; in die übrigen Provinzen, die Provinzen des Princeps (den größten Theil von Spanien und Gallien, die Länder im Norden der Alpen und des Haemus, Dalmatien, Cilicien, Syrien und Aegypten), sandte er Legaten oder Propraetoren, deren Amtsdauer er bestimmte, und denen er Procuratoren beigab, welche die Steuern für den kaiserlichen Schatz, den Fiscus, erhoben und verwalteten, während in den senatorischen Provinzen wie früher Quaestoren die Verwaltung der Finanzen für den Staatsschatz (das Aerarium) hatten. Auch aus diesen Provinzen aber flossen Einnahmen in den kaiserlichen Schatz, die von Procuratoren erhoben wurden. — Er lehnte es ab, alleiniger Consul zu werden; er wurde aber alle Jahre zum Consul gewählt, wenn er es wollte, was bis 23 v. Chr. alljährlich geschah, seitdem selten mehr. In demselben Jahre aber wurde er zum lebenslänglichen Volkstribun ernannt, und dadurch erhielt er das Recht, den Senat zu berufen, Vorschläge zu machen, Senatsbeschlüsse für ungültig zu erklären, und seine Person war damit unverletzlich geworden. Gleichzeitig wurde ihm die proconsularische Gewalt auf Lebenszeit übertragen und damit die Oberaufsicht über die Verwaltung auch der senatorischen Provinzen und die Annahme von Appellationen aus denselben, wie auch aus dem tribunicischen Schutzrecht die Befugniß für ihn hergeleitet wurde, Appellationen von allen städtischen Behörden anzunehmen, was bei der

Lebenslänglichkeit seiner Gewalt ihm die höchste Gerichtsbarkeit und volles Begnadigungsrecht verlieh. Im J. 19 v. Chr. übernahm er die consularische Gewalt auf Lebenszeit. Als Aufseher über die Sitten hatte er fortdauernd alle Gewalt der Censoren. Nach dem Tode des Lepidus (13 v. Chr.) wurde er zugleich Pontifex maximus und hatte so auch alle geistliche Macht in Händen. Endlich 2 v. Chr. wurde ihm der Ehrentitel „Vater des Vaterlandes" gegeben, der auch auf seine Nachfolger übergegangen ist. Dabei prunkte er aber nie mit seiner Herrscherwürde; er ließ sich in der Stadt nicht einmal von den Lictoren begleiten und verbot durch ein Edict ausdrücklich, ihn „Herr" zu nennen. Der Volksversammlung blieb das Recht, die Beamten zu wählen; freilich wurden die zu wählenden meistens von Augustus vorher bezeichnet und waren dann der Wahl gewiß. Der Senat blieb der höchste Gerichtshof für Staatsverbrechen. Er hatte über die Annahme oder Verwerfung der Gesetzesanträge zu entscheiden, welche von dem aus funfzehn, halbjährlich aus seiner Mitte gewählten Mitgliedern bestehenden Staatsrath ausgingen, wobei es allerdings von dem Kaiser, dessen Edicte seit 19 v. Chr. Gesetzeskraft hatten, und der im Staatsrath den Vorsitz führte, abhing, wie viel er dem Senat zur Entscheidung vorlegen wollte. Ebenso wurden, wie schon bemerkt ist, die Provinzen, in denen zur Erhaltung der Ruhe keine beständige Heeresmacht gehalten zu werden brauchte, unter die Aufsicht des Senats gestellt. So war dem Volke wenigstens der Schein der Freiheit geblieben, und es empfand den Verlust derselben um so weniger, da Augustus, der als Triumvir so grausam und blutgierig gewesen war, jetzt keine andere Aufgabe zu kennen schien als die, das Volk durch Weisheit und Milde zu beglücken. Er stellte die Ruhe und Sicherheit in Rom wieder her und sorgte für eine geordnete Verwaltung in der Stadt durch Einsetzung eines Stadtpraefecten und durch Einführung von Stadtsoldaten, die bei Unruhen, Feuersbrünsten und wo es sonst Noth that, stets einschreiten mußten. Er gab Gesetze zur Verbesserung der Sitten und zur Unterdrückung des Luxus; er stellte die Kriegszucht bei den Soldaten her, und um die Provinzen erwarb er sich besonders dadurch große Verdienste, daß er den willkürlichen Bedrückungen durch die Statthalter Schranken setzte. So wurde er denn allgemein verehrt, und die Liebe des Volkes schützte ihn mehr als die Leibwache, mit der er sich umgab. Allerdings unterblieben nicht Verschwörungen Einzelner gegen sein Leben, und er pflegte einen Harnisch unter dem Kleide zu tragen, wenn er im Senat erschien.

Scharf getrennt von dem Bürger war jetzt das unmittelbar unter dem Oberbefehl und im Solde des Fürsten stehende Heer. Die gesammte Kriegsmacht zählte 450,000 Mann. Das Landheer bestand aus 23 bis 25 Legionen, jede zu 6100 Mann zu Fuß und 726 Reitern. Der größte Theil desselben hatte an den Grenzen des Reiches, besonders am Rhein, an der Donau und am Euphrat, feste Standlager. Dort standen die germanischen, die illyrischen und die syrischen Legionen. Die Flotte lag in den Häfen von Misenum, Ravenna und Forum Julii (Frejus). Zu keiner der Legionen gehörten die Praetorianer, anfangs (seit 27 v. Chr.) neun, später zehn Cohorten, jede zu tausend Mann, von denen jedoch nur drei, die den Dienst im Palatium, dem kaiserlichen Palast auf dem Palatinus, zu versehen hatten,

in Rom, die übrigen in den Landstädten lagen. An ihrer Spitze stand der Præfectus prætorio, und zwar setzte Augustus ursprünglich zwei Praefecten ein, später aber wurde das Amt einem übertragen, den der Kaiser aus der Zahl der Ritter, oft auf Lebenszeit, ernannte. Die Dienstzeit der Soldaten betrug zwölf bis sechzehn Jahre. Nach Ablauf derselben wurden sie nicht, wie früher, durch Landanweisungen belohnt, sondern erhielten ein Geldgeschenk, der Mann 740 Thaler. Die Praetorianer dagegen erhielten 1140 Thaler; ebenso waren sie durch kürzere Dienstzeit und höheren Sold bevorzugt.

Bei seinen Bemühungen für die Förderung des Staatswohles unterstützten den Kaiser besonders Marcus Vipsanius Agrippa, 63 v. Chr. geboren, von Jugend auf sein vertrauter Genosse, Cajus Cilinus Maecēnas, aus etruskischem Königsgeschlecht stammend, der freigebige Gönner und Beschützer der Dichter, und Valerius Messāla Corvīnus, geboren 59 v. Chr., ein großer Redner, Dichter und Staatsmann, mit ihren weisen Rathschlägen, obgleich er in wichtigen Dingen doch stets seiner eigenen Einsicht folgte, ohne sich durch Andere bestimmen zu lassen.

Auch den äußeren Glanz des Reiches vermehrte Augustus, indem durch glückliche Kriege die Grenzen desselben noch mehr erweitert wurden. Zwar liebte er den Frieden, weil er einsah, daß derselbe am meisten zur Befestigung seiner Herrschaft beitrug; er ließ den Janustempel schließen (29—27 v. Chr.), was seit 236 nicht hatte geschehen können und auch vorher nur einmal unter Numa geschehen sein sollte; aber doch war seine Regierung von Kriegen nicht frei.

Von den Ländern an der unteren Donau war Pannonien (das Land zwischen der Donau von Wien bis Belgrad und der Save bis zu den Ostalpen, also das südwestliche Ungarn, Kroatien, Slavonien nebst Theilen von Niederösterreich und Steiermark) schon in den Jahren 35 bis 33 erobert worden (S. 538), und zur Sicherung der Herrschaft daselbst wurden an der Donau Festungen angelegt; aber die Pannonier lehnten sich fortdauernd gegen die Römer auf. Erst nach Beendigung des furchtbarsten Aufstandes, der von 6 bis 9 n. Chr. dauerte, konnte das Land völlig zur Provinz gemacht werden, und eine bedeutende Anzahl römischer Colonien entstand im Laufe der Zeit daselbst, so Vindobona (Wien), Siscia (Sissek), der frühere Hauptort der Pannonier, Aemona (Laybach) u. a. Im J. 29 wurde von Macedonien aus, nachdem der dortige Proconsul M. Licinius Crassus die Bastarner besiegt hatte, welche von Norden her über die Donau vorgedrungen waren, auch Moesien (das heutige Serbien und die Bulgarei) erobert; förmlich als Provinz konnte das Land aber erst in der letzten Zeit des Augustus, vielleicht sogar erst unter Tiberius eingerichtet werden. In demselben Jahre wie Moesien (29 v. Chr.) wurden auch die Salasser in den penninischen Alpen durch Terentius Varro unterworfen und großentheils zu Sklaven gemacht; zur Sicherung der Hauptstraße nach Gallien aber wurde in ihrem Lande Augusta Praetoria (Aosta) angelegt.

Augustus selbst zog 26 v. Chr. nach Spanien gegen die noch unbezwungenen Cantabrer und Asturier. Erst nach siebenjährigem Kampfe gelang dem Agrippa ihre Unterwerfung, und durch Anlegung von Städten, wie Saragossa, Merida, Badajoz, Leon wurde der Besitz des Landes gesichert.

Zur Sicherung der Ostgrenze des Reiches wurde ein Feldzug gegen die Parther unternommen, und der parthische König Phraates IV. sandte auf die Kunde von der Ankunft des Kaisers in Syrien (20 v. Chr.) die dem Crassus abgenommenen Feldzeichen und Gefangenen zurück (S. 517). Des Augustus Stiefsohn Tiberius vertrieb einen von Phraates den Armeniern aufgedrungenen König und setzte den früheren König Tigranes wieder ein.

Auch in Germanien wurden im J. 15 die Länder in den Alpen und zwischen diesen und der Donau durch Tiberius und seinen jüngeren Bruder Drusus unterworfen und zu Provinzen gemacht. Im Jahre zuvor waren die Rätier, Vindelicier und Noriker in Italien und Istrien eingefallen; deshalb drangen gleichzeitig Tiberius von Gallien nach dem Bodensee, Drusus vom Thale der Etsch nach dem Inn zu in das Land der Rätier und Vindelicier ein und unterjochten sie trotz des heldenmüthigsten Widerstandes, und gleichzeitig wurden im Osten des Inn die Noriker und Taurisker besiegt. Rätien (Graubünden und Tirol), Vindelicien (nördlich von Rätien bis zum Inn) und Noricum (östlich vom Inn und der Salza bis nach Wien hin) wurden römische Provinzen, und der Besitz derselben wurde durch Anlegung von Landstraßen und Gründung römischer Veteranen-Colonien, wie Regina Castra (Regensburg) und Augusta Vindelicorum (Augsburg), gesichert.

Nun konnte man auch daran denken, von Westen her in Germanien einzudringen. Drusus, welcher Statthalter von Gallien war, ging über den Rhein, welchen er durch den noch jetzt so genannten Drususkanal mit der Yssel und so mit dem Zuydersee verband, um bequemer mit der Flotte in die Nordsee und in die germanischen Flüsse gelangen zu können (12 v. Chr.). Ebenso legte er zum Schutze der römischen Herrschaft mehr als funfzig Castelle am Rhein an, unter ihnen Moguntiacum (Mainz), und in drei Feldzügen (11 bis 9 v. Chr.) drang er allmählich bis zur Elbe vor. Nur durch die Unwegsamkeit der Gegenden geschirmt, ohne feste Plätze, die ihnen hätten Sicherheit gewähren können, vermochten die Germanen der römischen Kriegskunst nicht zu widerstehen. Ihr Land wurde verheert, und Weiber und Kinder wurden in die Sklaverei geschleppt, obgleich Drusus sonst ein menschenfreundlicher Mann war. Schon wollte er auch die Elbe überschreiten, da soll ihm am jenseitigen Ufer eine Frau von riesenhafter Größe, wahrscheinlich eine der weissagenden Frauen, die von den Germanen hochgeehrt wurden, entgegengetreten sein und ihm zugerufen haben: „Wohin willst du, Unersättlicher? Nicht all dies Land zu sehen ist dir vom Schicksal beschieden. Kehre um! Nahe ist deiner Tage und Thaten Ziel." Wirklich kehrte Drusus um, nachdem er ein Siegeszeichen errichtet hatte. Unterwegs, noch ehe er den Rhein erreichte, brach er durch einen Sturz vom Pferde sich den Schenkel und wurde krank ins Lager gebracht, wo er nach dreißig Tagen in den Armen des Tiberius, der auf die Kunde von seinem Unfalle aus Rom herbeigeeilt war, im Alter von dreißig Jahren starb. Den Tiberius traf starker Verdacht, daß er Schuld am Tode seines Bruders sei; das kam aber wohl nur daher, weil man dem tückischen Menschen alles Schlechte zutraute. Er brachte die Leiche nach Italien. Schon in Pavia kam ihm, trotz der Härte des strengen Winters, der tieftrauernde Kaiser entgegen, der den Leichnam des Helden bis nach Rom begleitete, ihm dort die Leichenrede hielt und ihn noch

im Tode dadurch ehrte, daß er ihm und seiner ganzen Familie den Beinamen Germanicus ertheilte; die Soldaten aber errichteten ihm am Rheine ein Denkmal, bei welchem sie jährlich Leichenspiele veranstalteten, und welches lange Zeit von Römern und Germanen heilig gehalten wurde.

Tiberius trat nun an die Stelle des Drusus, und mehr durch List als durch Tapferkeit brachte er das Land zwischen Rhein und Weser fast ganz unter die Botmäßigkeit der Römer. Im J. 4 n. Chr. unternahm er einen neuen Zug gegen die Deutschen, und im folgenden Jahre drang er bis zur Elbe vor. Inzwischen aber war im Osten Deutschlands ein den Römern sehr gefährlicher Feind erstanden, Marbod, der mächtige Beherrscher der zu dem großen Stamme der Sueven gehörigen Markomannen.

Marbod hatte sich als Jüngling in Rom aufgehalten, um sich daselbst römische Bildung anzueignen, und sich nicht nur des Augustus besondere Gunst erworben, sondern auch gleichzeitig die römische Kriegskunst kennen gelernt. Als er nach seiner Heimath zurückkehrte, wurde er im Kriege gegen Drusus von den Markomannen zum Feldherrn erwählt. Er erkannte indessen sehr wohl, wie gefährlich die Nähe der mächtigen Römer seinem Volke werden könne, und bewog daher dasselbe, seine Sitze am Rhein zwischen Main und Neckar zu verlassen und nach dem rings von Gebirgen umschlossenen Böhmen zu ziehen (8 v. Chr.). Er unterwarf sich die keltischen Bewohner des Landes und gründete daselbst ein mächtiges Reich, dessen Grenzen sich bald sogar über Böhmen hinaus erstreckten. Er nahm den Königstitel an, und in der That gebot er in seinem Reiche mit wahrhaft königlichem Ansehen. Er hielt eine Leibwache und hatte ein Heer von mehr als 70,000 Mann. Wohl mochte eine solche Macht den Römern so gefahrdrohend erscheinen, daß Tiberius im Senate erklärte: Philipp von Macedonien sei für Athen, Pyrrhus für Rom nicht so gefährlich gewesen, wie ihnen jetzt Marbod sei. Deshalb wurde der Krieg gegen ihn beschlossen. Tiberius drang im J. 6 n. Chr. mit großer Heeresmacht von Süden her gegen die Grenzen seines Reiches vor, und gleichzeitig rückte von Nordwesten ein anderes Heer unter Sentius Saturninus über den Rhein gegen ihn. Viele Meilen weit wurden durch die westfälischen Torfmoore Holzwege und Brücken mit großer Mühe und gewaltigem Kostenaufwand angelegt, um die Truppen zu befördern; aber doch kam es zum Kriege nicht.

In derselben Zeit brach nämlich ein furchtbarer Aufstand in Pannonien und Dalmatien aus (S. 564), dessen Unterdrückung zunächst unternommen werden mußte, und Tiberius mußte froh sein, daß Marbod die günstigen Friedensbedingungen annahm, die er ihm anbot; denn hätte sich derselbe mit den Pannoniern und Dalmatiern verbunden, die ein Heer von mehr als 200,000 Mann unter kriegserfahrenen Führern ins Feld stellten, so hätte der Kampf leicht für Rom verderblich werden können. Die Unterdrückung des Aufstandes gelang dem Tiberius erst nach dreijährigem blutigen Kampfe. Auch dann aber konnte er nichts gegen Marbod unternehmen, da wieder im Westen Deutschlands verhängnißvolle Ereignisse eintraten.

Das ganze Land zwischen dem Rhein, dem Westerwalde und der Elbe bis zur Nordsee hin war den Römern unterworfen, und man schritt nun dazu, auch das römische Steuerwesen und die römische Rechtspflege daselbst

einzuführen. Dies mußte aber das Freiheitsgefühl der Deutschen aufs tiefste verletzen, zumal da die Ausführung jener Maßregeln einem Manne anvertraut war, der sich gerade am wenigsten dazu eignete, dem L. Quinctilius Varus.

Varus stammte aus einer edlen, berühmten Familie. Er war ein tüchtiger Feldherr, aber ein äußerst habsüchtiger Mensch. Neun Jahre lang hatte er Syrien als Provinz verwaltet, und, wie ein alter Geschichtschreiber sagt, arm hatte er das reiche Land betreten, reich hatte er es als ein armes verlassen. Er dachte es in Deutschland eben so zu machen. Gleich als hätte er es mit völlig unterjochten, in knechtischen Sinn ganz versunkenen Völkern zu thun, brachte er den Sommer unthätig hin und saß zu Gericht, wobei es an Gelegenheit zur Bereicherung nicht fehlte. Mit schwer verhaltenem Groll trugen es die Deutschen, daß sie von fremden Richtern, nach fremdem Recht oft zu entehrenden Strafen, wie zu Ruthenhieben, verurtheilt wurden, ja selbst zur Todesstrafe, die sonst nur durch die Versammlung des ganzen Volkes hatte verhängt und von dem Priester vollzogen werden können. Besonders groß war die Entrüstung unter den Cheruskern, die nördlich vom Harz bis zur Elbe hin wohnten, und Armin, der Sohn des Cheruskerfürsten Sigimer, faßte den Entschluß, das schmachvolle Joch zu zerbrechen. Er war ein schöner, kräftiger Jüngling; schon aus seinen Mienen und aus seinem feurigen Blick erkannte man den hohen Geist und den Muth, der in ihm wohnte. Er hatte sich, wie Marbod, in Rom aufgehalten. An dem dalmatischen Kriege hatte er unter Tiberius als Führer einer cheruskischen Hülfsschaar Theil genommen, und er hatte sich dabei so ausgezeichnet, daß ihm nicht nur das römische Bürgerrecht ertheilt, sondern sogar die Ritterwürde verliehen ward. Aber alle diese Ehrenbezeugungen konnten sein Herz dem Vaterlande nicht entfremden. Als er in die Heimath zurückgekehrt war, sann er sofort auf Mittel, dasselbe zu befreien. Mit offener Gewalt war gegen die Uebermacht nichts auszurichten, und er mußte deshalb zur List seine Zuflucht nehmen. Er verband sich mit anderen edlen germanischen Jünglingen, und sie wußten den Varus völlig sicher zu machen. Ueberall herrschte der tiefste Friede, so daß Varus eine große Anzahl seiner Soldaten auf Urlaub entließ, und um das Heer noch mehr zu zersplittern, erbaten sich viele germanische Gemeinden römische Besatzungen. Nachdem so Alles vorbereitet war, erhob plötzlich ein entfernter Volksstamm, wahrscheinlich in Hessen, den Aufstand. Vergebens warnte Sigimers Bruder Segest, der es mit den Römern hielt, den Varus vor Armin und seinen Plänen. Varus verharrte in unbegreiflicher Sorglosigkeit. Im Oct. des J. 9 n. Chr. brach er mit seinem ganzen Heere auf, um den Aufstand zu unterdrücken. Ein Theil der deutschen Fürsten begleitete ihn; sie verließen ihn aber dann mit dem Versprechen, ihm ihre bewaffneten Schaaren zuzuführen. Statt dessen boten sie jedoch ihre Völker zum Kampfe für die Freiheit des Vaterlandes auf. Die Verschworenen lockten den Varus von den gebahnten Straßen, welche die Römer von der Weser bis zum Rhein hin angelegt hatten, ab, in das unwegsame Teutoburger Waldgebirge hinein. Anhaltender Regen hatte den schlüpfrigen Thonboden völlig ungangbar gemacht. Plötzlich kamen aus dem Dickicht Deutsche hervor, erst mehr vereinzelt, dann in immer größerer Zahl, die

Römer angreifend. Mit Mühe erreichten diese endlich einen freien Platz, wo sie zur Nacht ein Lager aufschlagen konnten. Am andern Tage wollte Varus die Landstraße nach der Lippe zu wiederzugewinnen suchen; er ließ sogar einen großen Theil des Gepäckes verbrennen, um schneller fortzukommen; aber alsbald erneuerten sich auch noch heftiger die Angriffe der Feinde. Ganz ermattet erreichte das Heer endlich abermals einen freien Platz, wo man ein so gut wie möglich befestigtes Nachtlager aufschlug. Am folgenden Tage kam Varus in die Gegend zwischen den Quellen der Lippe und Ems. Dort aber stand das vereinigte germanische Heer. Die Römer waren furchtbar ermattet; der unaufhaltsam herniederströmende Regen hatte ihre Bogensehnen erschlafft, so daß sie von ihren Geschossen keinen Gebrauch machen konnten; die Deutschen griffen von allen Seiten an. Bald begannen die römischen Legionen zu wanken; die Adler (solche hatte man statt der Fahnen) geriethen in die Hände der Feinde; Alles war verloren. Da stürzte sich Varus verzweifelnd in sein Schwert, und wer nicht in der Schlacht seinen Tod fand, gerieth in die Gefangenschaft und Sklaverei der Germanen. Viele wurden den Göttern zum Opfer geschlachtet; nur Wenige entkamen.

Die Schlacht im Teutoburger Walde rettete die Freiheit Germaniens. Als Augustus die Nachricht von derselben erhielt, rief er verzweifelt aus: „Varus, Varus, gieb mir meine Legionen wieder!" Das mit den Bundesgenossen an 50,000 Mann starke Heer des Varus hatte aus den tapfersten und auserlesensten Legionen bestanden, und sein Verlust war umsoweniger zu ersetzen, da die Bewohner Italiens sich auf alle Weise dem Kriegsdienste zu entziehen suchten. Väter verstümmelten sogar ihren Söhnen die Hände, damit sie nicht Soldaten zu werden brauchten, und das Heer mußte großentheils durch die Aufnahme Freigelassener ergänzt werden. Dabei sah man schon im Geiste die Germanen über den Rhein gehen, sich mit den Galliern verbünden, einen Krieg in den Alpen ausbrechen, Marbod sich erheben. Doch von dem Allen geschah nichts. Marbod verharrte in Unthätigkeit, obgleich Armin ihm das Haupt des Varus sandte, und auch sonst vereitelte die unter den Deutschen leider von Alters her herrschende Uneinigkeit jedes gemeinsame Handeln; das Einzige war, daß viele römische Castelle am Rhein zerstört wurden. So konnte einige Zeit darauf **Tiberius** mit einem neuen Heere nach Gallien ziehen und dies Land so wie die Rheingrenze den Römern sichern. Als er nach Rom zurückkehrte, überließ er die Bewachung derselben dem **Germanicus**, dem Sohne des Drusus, den er adoptirt hatte. Dieser drang 14 n. Chr. bei Vetera, dem jetzigen Xanten, über den Rhein in das Gebiet des Stammes der Marsen vor. Er überfiel dieselben, während sie nach einem Festmahle in der Nacht sich sorglos der Ruhe überließen. Alles, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, wurde niedergemetzelt, die Gegend weit umher mit Feuer und Schwert verwüstet. Kaum war er an den Rhein zurückgekehrt, als Gesandte Segests bei ihm eintrafen. Armin hatte nämlich nach dem Siege über Varus Segests Tochter Thusnelda entführt und sich mit ihr vermählt. Es gelang jedoch Segest, sie ihm wieder zu entreißen, und Armin belagerte ihn nun in seiner Burg (15 n. Chr.). In dieser Noth rief Segest den Germanicus zu Hülfe. Derselbe eilte sogleich herbei, entsetzte die Burg, und Segest überlieferte ihm sich und Thusnelda. Voll Verzweiflung bot Armin alle seine Bundesgenossen

zum Rachekriege auf; doch Germanicus kam seinen Angriffen zuvor. Er war zwar schon wieder über den Rhein zurückgegangen, drang aber noch in demselben Jahre wieder vor, und zwar von der Nordsee aus. Alles verwüstend, gelangte er bis in die Gegend, wo Varus mit seinem Heere den Untergang gefunden hatte. Noch lagen die bleichenden Gebeine der Gefallenen dort umher, dazwischen zerbrochene Geschosse und Pferdegerippe; noch fand man an die Baumstämme angenagelte Schädel; noch standen die Altäre, auf denen die Gefangenen geblutet hatten. Mit tiefem Schmerz begrub man die traurigen Ueberreste unter einem Hügel; Germanicus legte selbst den ersten Rasen darauf. Aber wie wuthentbrannt auch sein Heer jetzt war, er vermochte gegen Armin doch nichts auszurichten, und kaum entging er dem Schicksale des Varus. Mit um so größerer Macht begann er den Krieg im folgenden Jahre. Von der Mündung der Ems aus drang er südöstlich gegen die Weser vor, überschritt dieselbe und griff in der Nähe von Minden auf einer Ebene, welche Tacitus Idistavisus nennt, die Germanen mit einem 90,000 Mann starken Heere an. Er brachte denselben eine furchtbare Niederlage bei; Armin selbst, im Kampfe verwundet, wurde nur durch die Schnelligkeit seines Rosses gerettet. Dennoch mußte Germanicus nach einer zweiten mörderischen Schlacht, die er acht bis zehn Tage später in derselben Gegend, am Steinhuder See (bei Loccum) lieferte, den Plan, über die Elbe vorzudringen, aufgeben und sich zur Rückkehr entschließen. Schon sann er auf neue Unternehmungen, als er von dem Kaiser Tiberius, der neidisch auf seinen Kriegsruhm war, zum Glücke für Deutschland abberufen wurde. Bei seiner Rückkehr feierte er in Rom einen glänzenden Triumph, bei welchem Thusnelda mit ihrem dreijährigen Söhnlein Segimund, das sie in der Gefangenschaft geboren hatte, als Gefangene vor dem Wagen des Siegers einherschritt.

Vor den Angriffen der Römer hatten die Germanen jetzt Ruhe; aber leider entstand nun im Innern des Volkes blutiger Zwist. Marbod war während der ganzen Zeit unthätig geblieben, nur bedacht, sich in seiner Macht zu befestigen. Da er aber dieselbe in immer willkürlicherer Weise ausübte, suchten einige der unterworfenen Völkerstämme gegen ihn Hülfe bei Armin, und es kam zwischen Beiden zu offenem Kampfe (17). Endlich sah sich Marbod, von Allen verlassen, genöthigt, bei dem Feinde seines Volkes, dem römischen Kaiser, Hülfe zu suchen (19), und derselbe wies ihm Ravenna zum Aufenthalte an, wo er noch achtzehn Jahre lang ein ruhmloses Leben dahin schleppte. Wenige Jahre später (21) fiel Armin, erst 37 Jahre alt, durch die List seiner eigenen Verwandten, welche, sein Streben, die Germanen fester mit einander zu vereinigen, verkennend, ihn im Verdacht hatten, daß er nach Alleinherrschaft trachte. „Ohne Zweifel," sagt Tacitus, „war er der Befreier Deutschlands, und er bekämpfte nicht nur, wie andere Könige und Feldherren, das römische Volk in seinen Anfängen, sondern in der Blüthe des Reiches, in Schlachten nicht immer Sieger, aber im Kriege doch unbesiegt. Er lebte siebenunddreißig Jahre, und zwölf Jahre hat er die Gewalt geübt. Noch wird er besungen bei den Barbarenvölkern, den Jahrbüchern der Griechen unbekannt, die nur das Ihrige preisen, auch bei den Römern nicht so berühmt, wie er sollte, da sie unbekümmert um das Neue nur das Alte erheben."

Wir kehren jetzt zu Augustus zurück, über dessen Regierungszeit uns die Erzählung von den Siegen in Germanien hinausgeführt hat. Bisher haben wir seine Regierung nur von der glänzenden Seite kennen gelernt; aber inmitten seines Glanzes war er unglücklich im häuslichen Kreise. Er war dreimal vermählt, zuerst mit der Clodia, einer Tochter der Fulvia aus früherer Ehe (S. 533). Diese verstieß er, als Fulvia mit offener Feindseligkeit gegen ihn auftrat, und vermählte sich darauf mit der Scribonia, der Schwester des Schwiegervaters von Sextus Pompejus, um sich dadurch für den Nothfall einen Weg zur Aussöhnung mit diesem zu eröffnen. Bald verstieß er auch diese wieder, und nun vermählte er sich (38 v. Chr.) mit Livia Drusilla, der Gemahlin des Tiberius Claudius Nero, eines ehemaligen Anhängers des Brutus, den er zwang, sich von ihr scheiden zu lassen. Livia war eine sehr schöne aber auch sehr ränkevolle und herrschsüchtige Frau, und die Verbindung mit ihr wurde für Augustus die Quelle alles seines häuslichen Unglücks. Er hatte keinen Sohn, der nach ihm hätte die Herrschaft übernehmen können; nur aus der Ehe mit Scribonia hatte er eine Tochter, Julia. Livia dagegen brachte ihm zwei Stiefsöhne zu, den Tiberius und Drusus. Beide waren einander durchaus unähnlich. Tiberius, der ältere von ihnen, war ein schöner Mann, von kräftigem Körper, eine hohe, majestätische Gestalt, von unverwüstlicher Gesundheit, dabei begabt mit großem Verstand, scharfem Witz, glänzender Rednergabe. Ein Mann von unermüdlicher Thätigkeit, sehr brauchbar zu allen öffentlichen Geschäften, vor Allem, wie sein Bruder, ein ausgezeichneter Feldherr. Dabei aber hatte er etwas Finsteres, Verschlossenes in seinem Wesen; er traute keinem Menschen außer seiner Mutter. Er war lasterhaft durch und durch; aber er wußte seine Schlechtigkeit schlau zu verstecken. Zugleich war er gewaltig stolz auf seine Abstammung von der alten Familie der Claudier, während er den Augustus nur als einen Emporkömmling betrachtete. Drusus dagegen war ein durchaus offener Charakter, bescheiden in Beziehung auf seine Thaten, fremdes Verdienst freudig anerkennend. In seinem offenen, freundlichen Blicke, in den milden Zügen seines edlen Gesichtes spiegelte sich seine Herzensgüte ab. Er wurde der Liebling des Volkes wie des Heeres. Ein solcher Charakter mußte der ränkesüchtigen Livia wie dem tückischen Tiberius beständig ein stiller Vorwurf sein; sie haßten ihn beide auf gleiche Weise; dagegen wandte ihm Augustus ganz sein Herz zu. Livia sann nur darauf, ihrem Lieblinge Tiberius die Nachfolge in der Regierung zu verschaffen; aber lange Zeit mußte sie ihren Plan schlau verbergen, wenn er nicht ganz vereitelt werden sollte. Augustus vermählte seine Tochter 25 v. Chr. mit M. Claudius Marcellus, dem Sohne der Octavia aus ihrer früheren Ehe mit C. Claudius Marcellus. Der Jüngling glich an Gestalt und Gemüth ganz seiner edlen Mutter. Augustus, der ihn zärtlich liebte, adoptirte ihn und bestimmte ihn zu seinem Nachfolger; auf ihn setzte auch das Volk seine ganze Hoffnung; man erwartete, daß er die Republik wieder herstellen würde. Doch alle diese Hoffnungen wurden vernichtet, als er plötzlich 23 v. Chr. erkrankte und, erst 27 Jahre alt, zu Bajae durch den Tod dahin gerafft wurde. Augustus hielt ihm selbst die Leichenrede. Er war untröstlich über seinen Verlust. Auch das ganze Volk trauerte um ihn tief, und allgemein glaubte man, Livia habe ihn vergiften lassen. Freilich ist ihre Schuld

nie erwiesen worden, aber allerdings stand er ihren Plänen durchaus im Wege, und sein Tod mußte ihr wünschenswerth sein. Dennoch kam sie ihrem Ziele dadurch um nichts näher. Augustus vermählte nämlich nun (21) die Julia mit seinem treuen Rathgeber Agrippa, der damals 42 Jahre alt war. — Schon sonst hatte dieser im höchsten Ansehen gestanden. Dreimal war er Consul gewesen; er hatte sich im Kriege gegen Pompejus ausgezeichnet, und die zweckmäßigsten Einrichtungen, die Augustus im Staate getroffen hatte, waren eigentlich sein Werk. Schon früher hatte ihm einmal Augustus, als er in gefährlicher Krankheit sich dem Tode nahe glaubte, seinen Ring übergeben, und allgemein betrachtete man ihn als den künftigen Herrscher. Durch die Vermählung mit Julia wurden seine Ansprüche noch mehr gesichert; aber diese Ehe war eine durchaus unglückliche. Julia war leichtfertig, zügellos und ausschweifend, und dies verbitterte dem Agrippa um so mehr die letzten Jahre seines Lebens, da er ihre Ausschweifungen vor Augustus verheimlichte, weil er wußte, daß derselbe seine unwürdige Tochter zärtlich liebte. So kam es, daß Agrippa starb (12 v. Chr.), ohne daß Augustus eine Ahnung von ihrer Schlechtigkeit gehabt hätte. Sie hatte aus der Ehe mit Agrippa drei Söhne, den Cajus und Lucius Caesar und den erst nach Agrippas Tode gebornen Agrippa Postumus, und zwei Töchter. Den Cajus und Lucius adoptirte Augustus, und einen von ihnen bestimmte er zu seinem Nachfolger. Während sie heranwuchsen, vermählte er Julia mit Tiberius, der sich deshalb von seiner ersten Gemahlin Agrippina scheiden mußte. Ungern willigte Tiberius in die Trennung von einer Gattin, die ihm theuer war, noch weniger gern in die Verbindung mit einer anderen, die er ihrer Ausschweifungen wegen verachtete; aber er gehorchte, und der Haß und die Bitterkeit, die er verbergen mußte, machten ihn nur noch verstockter und tückischer. Bald wurde ihm der Aufenthalt in Rom unerträglich. Auf Cajus und Lucius wurden immer mehr Ehren gehäuft; und er konnte es nicht verhindern; Julia überschritt in der Zügellosigkeit alles Maß und machte ihn dadurch zum Gespött in Rom, und er wagte weder sie zu verlassen noch sie anzuklagen. Er beschloß deshalb, nach Rhodos zu gehen (6 v. Chr.), unter dem Vorwande, daß er, der Ehre und Auszeichnungen überdrüssig, sich nach Ruhe sehne Augustus legte ihm diesen Schritt als Eigensinn aus, und grollte ihm deshalb so, daß aus dem freiwilligen Aufenthalt in Rhodos eine förmliche Verbannung wurde; denn als Tiberius nach fünf Jahren den Wunsch äußerte, zu den Seinigen zurückzukehren, untersagte es ihm Augustus. Erst mehr als zwei Jahre später setzte es Livia durch, daß er die Erlaubniß zur Rückkehr erhielt. Während seiner Abwesenheit aber waren in Rom die wichtigsten Veränderungen vorgegangen. Lucius Caesar war nach Gallien und Spanien geschickt, um dort seine Laufbahn zu beginnen; bald darauf aber starb er (2 n. Chr.), wie man allgemein und nicht ohne Grund vermuthete, an Gift, das ihm Livia hatte beibringen lassen. Cajus war im J. 1 n. Chr. nach Asien gesandt, um Armenien und Parthien zu beruhigen. Er wurde meuchlerisch von einem Asiaten verwundet und erkrankte in Folge davon, jedoch nicht gefährlich; aber auf der Rückreise nach Rom, als er noch in Kleinasien war, nahm die Krankheit wider alles Erwarten plötzlich eine gefährliche Wendung, und er starb (4 n. Chr.) Das

Volk aber legte seinen Tod wieder der Livia zur Last und beschuldigte sie, durch Gift seine Wunde tödtlich gemacht zu haben.

Inzwischen hatte Julia ihren lasterhaften Wandel mit der größten Schamlosigkeit fortgesetzt und hing ganz öffentlich ihren sträflichen Neigungen nach, so daß es dem Kaiser nicht länger verborgen bleiben konnte. Unerwartet erschien im Senate ein Bote mit der Meldung des Kaisers, daß seine Tochter sich nicht gescheut habe, das Forum zum Schauplatze ihrer nächtlichen Zügellosigkeit zu machen. Mehrere angesehene Männer, die als Genossen ihrer Laster bezeichnet waren, wurden verbannt oder hingerichtet; sie selbst wurde im J. 2 v. Chr. auf die Insel Pandataria bei Neapel verbannt, wohin ihre Mutter Scribonia sie begleitete. Schwerlich wäre Augustus so strenge bei Bestrafung von Verbrechen zu Werke gegangen, die er sich und Andern sonst nur zu sehr nachsah, hätte ihm Livia nicht vorgespiegelt, daß der sträfliche Umgang mit der Julia nur verrätherischen Plänen gegen sein Leben und seine Herrschaft zum Deckmantel gedient habe. Etliche Jahre später mußte Augustus die älteste Tochter der Julia, die mit ihr gleichen Namen führte, wegen offenbarer Unsittlichkeiten ebenfalls verbannen. Er schickte sie auf die Insel Trimetus (Tremiti) im adriatischen Meere, wo sie in zwanzigjähriger Verbannung Zeit hatte, bis an ihr Ende (28 n. Chr.) in der Einsamkeit ihre Laster zu bereuen.

Von so vielen und so harten Schlägen gebeugt, stand der alternde Kaiser einsam da. Drusus hatte schon vor der Entfernung des Tiberius in Deutschland seinen Tod gefunden (S. 565); auch Maecenas war bereits 8 v. Chr. gestorben, und so befand sich nun Augustus ganz unter dem Einflusse der Livia. Er adoptirte förmlich den Tiberius (27. Juni 4 n. Chr.) und theilte mit ihm die tribunicische Gewalt. Zwar adoptirte er mit ihm auch den Agrippa Postumus und nöthigte den Tiberius, den damals siebzehnjährigen Germanicus zu adoptiren, aber auch den Agrippa wußte Livia zu beseitigen. Man hatte seine Erziehung gänzlich vernachlässigt; so war er ein roher, wilder Mensch geworden, und endlich brachte es Livia dahin, daß Augustus ihn nach der Insel Planasia (Pianosa) bei Elba verbannte. Jetzt mußte er wohl den verhaßten Tiberius selbst näher zu sich heranziehen. Er zog sich immer mehr von den Geschäften zurück und nahm ihn förmlich zum Genossen der Herrschaft an. Aber glücklich fühlte er sich nicht mehr; ja, plötzlich ergriff ihn die Sehnsucht nach Agrippa. Nur von einem einzigen Vertrauten begleitet, reiste er heimlich zu ihm. Es war eine schmerzliche Zusammenkunft. Er umarmte den unglücklichen, aber von Herzen nicht schlechten Jüngling; den Augen Beider entstürzten Thränen. Livia erhielt Kunde von dieser Zusammenkunft, und schon war sie für Tiberius besorgt, als der Tod des Kaisers sie von aller Besorgniß befreite.

Tiberius sollte nach Illyrien gehen; der sechsundsiebzigjährige Kaiser und Livia begleiteten ihn bis Benevent. Auf der Rückreise erkrankte Augustus, und man brachte ihn nach Nola, wo er am 19. August des Jahres 14 n. Chr. starb. Als er sich seinem Ende nahe fühlte, ließ er sich einen Spiegel bringen und sein Haar ordnen. Darauf hieß er seine Freunde eintreten und sprach zu ihnen: „Habe ich die Rolle meines Lebens gut gespielt, so klatscht mir Beifall, Freunde!" — In der That hatte er als Herrscher sein Volk so beglückt,

daß ihm die Liebe desselben noch über das Grab hinaus folgte. Tiberius war, als die Krankheit eine gefährliche Wendung nahm, durch Boten seiner Mutter eiligst herbeigerufen worden. Ob er den Kaiser noch lebend getroffen habe, weiß man nicht, denn Livia hatte Alles mit Wachen umstellen lassen und ließ den Tod des Augustus erst nach der Ankunft ihres Sohnes bekannt machen. Sie ist nicht frei geblieben von dem Verdachte, daß sie den Tod des Kaisers aus Furcht vor einer völligen Versöhnung desselben mit Agrippa beschleunigt habe, und dieser Verdacht wurde noch dadurch verstärkt, daß sogleich ein Tribun nach Planasia gesandt wurde, der den Agrippa tödten mußte, angeblich einem Befehle des sterbenden Augustus zufolge. Die Leiche des Kaisers wurde mit allem erdenklichen Pomp nach Rom gebracht; dort hielten ihm Tiberius und sein Sohn Drusus die Leichenrede. Man ließ einen Adler aus dem Scheiterhaufen aufsteigen, und dann wurde dem Augustus göttliche Verehrung zuerkannt; es wurden ihm Tempel geweiht, und ein besonderes Priestercollegium, an dessen Spitze Tiberius und Germanicus standen, ward für seinen Dienst bestimmt.

---

§. 67. Römische Literatur und Kunst zur Zeit des Augustus.

Die Zeit des Augustus wird gewöhnlich als das goldene Zeitalter der römischen Literatur bezeichnet. Eine wahrhaft volksthümliche Literatur vermochte sie freilich nicht zu erzeugen. Die nationale Entwickelung Roms hatte in dem Imperatorreiche ihr Ende erreicht wie die hellenische in der Herrschaft Alexanders, und wie das neue Reich auf der Verschmelzung der römischen und hellenischen Nationalität beruhte, so entstand nun an der Stelle der längst abgeschlossenen nationalen lateinischen Literatur eine künstlich gepflegte und ausgebildete Reichsliteratur, in ihren geistigen Elementen ganz auf der althellenischen, sprachlich auf dieser und zugleich auf der altrömischen Volksliteratur ruhend, die aber die hellenische Literatur der gelehrten Alexandriner an innerem Gehalt, an Dauer und Bedeutsamkeit immerhin weit überragt. — Augustus selbst hatte hellenische Bildung genossen und schätzte Kunst und Literatur hoch. Er war ein Kenner derselben und sah es gern, daß durch die Dichter sein Ruhm der Nachwelt verkündigt würde. Durch Lob und Belohnungen munterte er Dichter und Gelehrte auf, zog sie in seine Nähe und wohnte ihren Vorträgen bei. Auch seine Rathgeber, hellenisch gebildet wie er selbst, förderten Kunst und Wissenschaft auf jegliche Weise. Der Name des Maecenas ist als der eines Gönners der Dichter sprüchwörtlich geworden. Messāla Corvinus (S. 564), selbst als Redner ausgezeichnet, hatte vertrauten Umgang mit einer großen Zahl hochgebildeter Männer. Auch andere große Männer suchten ihren Ruhm in der Förderung der Kunst, und die Dichtkunst war das beste Mittel, sich bei den Mächtigen im Staate Gunst zu verschaffen. So sammelte sich um den neuen Kaiserthron ein glänzender Kreis großer Dichter, wie ihn eine kaum andere Zeit aufzuweisen hat. Dichter lasen die Erzeugnisse ihrer Muse in trau-

lichem Freundeskreise oder auch vor großen gemischten Versammlungen vor, und obgleich dadurch das Streben befördert wurde, durch Gelehrsamkeit und durch Neuheit der Gedanken, Wendungen und Ausdrücke zu glänzen, so wurde doch auch manches aufkeimende Talent dadurch lebhaft angeregt. Es entstand eine neue, an griechischen Mustern gebildete Dichterschule, in enge Dichterbündnisse vereinigt, und durch sie erreichte die römische Dichtkunst einen bis dahin ungeahnten Grad von Vollendung. Zu großer Meisterschaft gelangten die Dichter jetzt auch in Betreff der Form. Die mangelhaften Formen früherer Zeit wurden gar nicht mehr angewandt; die größeren Gedichte wurden in Hexametern, die lyrischen in ungewöhnlichen oder hellenischen Versmaßen mit großer Vollkommenheit gedichtet.

Das Haupt und der Stimmführer der neuen Dichterschule war Q. Horatius Flaccus, der größte lyrische Dichter Roms. Er war 65 v. Chr. zu Venusia in Apulien geboren, wo sein Vater, ein Freigelassener, ein kleines Landgut besaß. Dies verkaufte derselbe und zog mit seinem sechsjährigen Sohne nach Rom, um ihm eine bessere Erziehung geben zu können. Während nun dort der Knabe mit den Meisterwerken der hellenischen Dichter bekannt wurde, blieb ihm sein Vater selbst Vorbild in jeglicher Tugend. In seinem zwanzigsten Jahre wurde er von demselben zu seiner weiteren Ausbildung nach Athen geschickt. Nun aber traten in Rom jene wichtigen Ereignisse ein, welche den Staat so gewaltig erschütterten. Brutus kam nach Griechenland; der feurige Jüngling schloß sich ihm begeistert an und wurde von ihm zum Kriegstribun ernannt. Nach der Schlacht bei Philippi kam er wieder nach Rom. Sein Vater war inzwischen gestorben, sein Vermögen eingezogen; aber durch seine Gedichte erregte er bald die Aufmerksamkeit Virgils (S. 577), der ihn bei Maecenas einführte. Dieser gewann ihn außerordentlich lieb und schenkte ihm ein kleines Landgut im Sabinergebirge, wo der genügsame Mann in glücklicher Zurückgezogenheit von nun an die größte Zeit seines Lebens zubrachte. Auch bei Augustus stand er fortwährend in hoher Gunst, aber vergeblich suchte derselbe ihn enger an sich zu fesseln. Er bot ihm die Stelle seines Privatsecretärs an, aber Horaz schlug sie unter dem Vorwande geschwächter Gesundheit aus. Er wollte und bedurfte bei seiner Genügsamkeit die Gnade des Mächtigen nicht, dessen früheres Leben er nicht vergessen konnte, obgleich er das Gute seiner späteren Zeit gern anerkannte und in seinen Gedichten begeistert pries. Unerwartet starb er im J. 8 v. Chr., und seine Asche wurde neben dem Grabmale seines kurz zuvor verstorbenen Gönners Maecenas bestattet.

Wir haben von ihm Oden, in denen er freilich meistentheils griechische Vorbilder nachahmt, die aber durch vollendete Sprache und meisterhaften Versbau ausgezeichnet sind, theils religiösen Inhalts zum Preise der Götter, theils heroische Oden, andere von dithyrambischem Charakter, noch andere philosophischen Inhalts, und endlich einfache Lieder. Ferner haben wir von ihm Epoden, freie Nachahmungen in der Weise des Archilochos. Uebersetzt sind sie von Joh. Heinr. Voß u. A. Vorzüglich groß ist er in der ächt römischen Dichtungsgattung der didaktischen Satire, die sich von dem S. 446 erwähnten dramatischen Possenspiel namentlich durch bestimmte Richtung auf Belehrung und Sittenverbesserung vermittelst der Verspottung der menschlichen Schwächen und Thorheiten unterscheidet. Schon durch Ennius hatte sie eine

geordnetere dichterische Form erhalten; ihrer eigenthümlichen Behandlung durch Terentius Varro ist bereits S. 555 gedacht worden; als eigentlicher Schöpfer der römischen Satire aber ist der römische Ritter C. Lucilius (148 — 103), aus der latinischen Colonie Suessa, ein Freund des jüngeren Scipio, zu betrachten, der in seinen Satiren die Laster der Großen, den Luxus und die Schwelgerei derselben mit scharfem Ernst züchtigte. Horaz dagegen stellt mit geistreicher Laune und Feinheit die Laster mehr als Narrheiten dar und will, indem er sie lächerlich macht, zur Tugend leiten. Der Form und dem Inhalte nach den Satiren ähnlich sind seine „Episteln", die sich von jenen fast nur dadurch unterscheiden, daß sie an eine bestimmte Person gerichtet sind. Eine meisterhafte Uebersetzung der Satiren wie der Briefe besitzen wir von Wieland. Folgendes möge als Probe seiner Dichtungen dienen:

An Dellius (Od. Bd. II, 3.)

⏓ –́ ⏑ – ⏓ | –́ ⏑ ⏑ –́ ⏑ –
⏓ –́ ⏑ – ⏓ | – ⏑ ⏑ – ⏑ –
⏓ –́ ⏑ – ⏓ –́ ⏑ – ⏓
–́ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏓

Erhalte sorgsam, waltet die böse Zeit,
Dein Herz in Gleichmuth, doch in der guten auch
Von ungezähmtem Wonnetaumel,
Dellius, rein! o du Raub des Todes.

Ob du in Kummer jegliche Frist gelebt:
Ob feiertäglich auf der geheimen Au
Zurückgelehnt du dich beseligst
Mit dem verwahrteren Krug Falerners*).

Wo helle Pappel, luftiger Pinie
Gesellt, das froh einladende Laubgewölb'
Ausbreitet, und durch krumme Windung
Aengstlich der Quell wie im Flug herabbebt:

Hier Wein und Salben, und, der zu bald verwelkt,
Des Rosenhaines blühenden Schmuck gereicht,
Nun Wohl und Alter und der Schicksals-
Göttinnen dunkles Gewirk es gönnet!

Du räumst den Ankauf waldiger Berg' und Haus
Und Hof, den gelblich netzet der Tiberis;
Du räumst, und was an stolzem Reichthum
Hoch du gehäuft, das beherrscht ein Erbe.

Sei reich, von altem Inachusstamm entsproßt,
Kein Unterschied! Sei arm und ein Niedriger
Des Volks, gedeckt vom blauen Himmel:
Opfer entrafft ohn' Erbarmen Orkus.

All' Eine Straße müssen wir; Allen rauscht
Die Urn' im Umschwung; früher und später fällt
Das Loos des Schicksals, uns zum ewig
Währenden Bann in den Kahn zu setzen.

*) Ein feuriger campanischer Wein.

So gedenkt Horaz oft der Flüchtigkeit des Erdenlebens; aber sie mahnt ihn auch, die Freuden desselben desto mehr zu genießen. In diesem Sinne singt er in der Ode an den Sestius (Od. B. I, 4):

– ⏔ – ⏔ – ⏔ – ⏑ ⏑ | – ⏑ – ⏑ – ⏓
⏓ – ⏑ – ⏓ – ⏑ – ⏑ – ⏑

Jetzt um das glänzende Haupt, so ziemet es, Myrtengrün gewunden,
Auch Blumen, die das lockre Land uns darbeut!
Jetzt auch ziemts, in der Hain' Umschattungen Faunus' Macht zu feiern,
Er fordr' ein Schaflamm oder heisch' ein Böcklein.
Pocht doch der bleichende Tod nicht säumiger, als an Armer Obdach,
An Königsburgen! Sestius, beglückter!
Eng ist das Leben beschränkt und verbeut uns den Anfang langer Hoffnung.
Bald schließt dich Nacht ein und das Fabelreich der Manen
Und das plutonische Haus, das öde! Wenn erst du dorthin wanderst,
So wirst du nicht durchs Loos mehr Gastmahlskönig,
Nicht auch entzückt dich der Reiz des Lycidas, welchem jeder Jüngling
Jetzt glüht und bald das Herz der Mädchen lodert.

Von der Art, wie Horaz in seinen Satiren die Verirrungen seiner Zeit angreift, möge als Beispiel dienen, wie er in der vierten Satire des zweiten Buches die ungezügelte Liebe zu schwelgerischen Mahlzeiten lächerlich macht, die so weit ging, daß Viele von nichts Anderem als von solchen Genüssen zu reden vermochten.

Hor. Catius! he! woher und wohin? — Cat. Hab' Zeit nicht; ich eile
Schnell mir zu merken die neuesten Lehren, die Sokrates selber
Sammt dem Pythagoras und den gelehrten Plato besiegen!
Hor. Nun, ich habe gefehlt, ich gesteh's, daß also zur Unzeit
Störend ich dich anrief; doch bitte, du Guter, verzeih' mir!
Wenn auch anjetzt dir etwas entfällt, bald findest du's wieder,
Der du sowohl in Kunst wie Natur gleich herrlicher Mann bist.
Cat. Sorgsam war ich bedacht, wie ich Alles zusammen behielte;
Sind doch die Sachen so zart, so zart der behandelte Vortrag!
Hor. Nenne den Mann mir doch: ist Römer er oder ein Fremder?
Cat. Hör', was ich weiß von den Lehren; doch bleibe ihr Meister verborgen!
Länglich gestaltete Eier vergiß als besseren Saftes,
Auch nahrhafter als runde, du nicht vorzüglich zu tischen,
Denn es enthalten den männlichen Dotter die dicker geschaalten.
Kohl, der wächst auf trockenem Land', ist süßer als der in
Vorstadtgärten; verwäscht das Begießen in Gärten doch Alles!
Wenn dir plötzlich noch spät am Abend ein Gast auf den Hals kommt,
Daß nicht zähe das Huhn gar schlecht behage dem Gaumen,
Laß dich belehren, es lebend zu tauchen in Most des Falerners:
Dies macht mürber das Fleisch. Von Wiesen die Schwämme — sie sind am
Besten beschaffen; nicht wohl ist andern zu trauen. Im Sommer
Lebt man gesund, wenn das Mittagsmahl man schließet mit schwarzen
Maulbeern, die vom Baum vor brennender Sonne gepflückt sind.
Honig vermischt mit starkem Falerner Aufidius, grundfalsch!
Denn am Morgen gebührt es zu geben den ledigen Adern
Nichts als gelindes Getränk; am besten bekommt es, mit sanftem
Meth zu bespülen den Magen. — —

In solcher Weise kramt Catius mit dem größten Ernst und der größten Wichtigthuerei alle Geheimnisse der Kochkunst und der Wohlschmeckerei aus und kann gar kein Ende finden. Als er zuletzt schweigt, ruft Horaz aus:

Catius! ei, wie gelehrt! Bei der Freundschaft, ach, bei den Göttern
Fleh' ich, führe mich, wo er auch weilt, ihn selber zu hören!
Denn obgleich du mir Alles erzählst aus treuem Gedächtniß,
Dennoch erbaust du nicht ganz mich so als Wiedererzähler.
Füge hinzu, die Gebärd' und Miene des Mannes zu schauen,
Was du, Glücklicher, welchem es ward, kaum achtest! doch mich hier
Treibt ein gewaltig Verlangen, zu nah'n dem entlegenen Urquell,
Daß ich zu schöpfen vermöge die Lehren des seligen Lebens.

Gleichzeitig mit Horaz lebte P. **Virgilius** (Vergilius) **Maro**, der größte epische Dichter der Römer. Er war 70 v. Chr. in der Nähe von Mantua geboren, wo sein Vater ein kleines Landgut besaß. Zu seiner Ausbildung besuchte er mehrere größere Städte, namentlich Mailand. In seinem dreißigsten Jahre ging er nach Rom, um sein Landgut wieder zu erlangen, welches den Soldaten des Octavianus bei der Ländervertheilung zugefallen war. Bald gewann er die Gunst des Maecenas, durch dessen Einfluß er wirklich seinen Zweck erreichte. Gleichzeitig wurde ihm aber auch die Gunst des Kaisers selbst in so hohem Grade zu Theil, daß derselbe in vertrauten Briefwechsel mit ihm trat. In der That mußte auch der einfache, sanfte Mann sich um so leichter die Freundschaft Aller gewinnen, da er mit unerschütterlicher Treue und voller Hingebung sich seinen Freunden anschloß. Um sein großes Heldengedicht, die Aeneïs, auszuarbeiten, ein Nationalepos in zwölf Büchern, in welchem er die Ankunft und die Thaten des Aeneas in Italien besingt und daran die Gründung Roms und die Verherrlichung des julischen Geschlechtes knüpft, begab er sich nach Griechenland, wo er sich mehrere Jahre aufhielt. Augustus traf auf einer Reise nach dem Orient in Athen mit ihm zusammen und bewog ihn, mit ihm wieder nach Italien zu gehen; aber unterwegs erkrankte er, und kaum hatte er die italische Küste erreicht, als er starb (19 v. Chr.). Seinem Wunsche gemäß wurde seine Asche an der Straße von Neapel nach Puteoli (Puzzuoli) beigesetzt, wo man noch jetzt am Eingange der Grotte des Pausilipp sein vermeintliches Grabmal zeigt.

Obgleich er in seiner Aeneïs tief unter seinem großen Vorbilde Homer steht, was er selbst gefühlt zu haben scheint, indem er noch vor seinem Tode verlangte, man solle sie verbrennen, so ist sie doch reich an dichterischen Schönheiten und zeichnet sich namentlich auch durch reine, wohlklingende, elegante Sprache und vollendeten Versbau aus, so daß viele Dichter früherer und späterer Zeit bis tief in das Mittelalter hinein ihn zum Vorbild nahmen. Außer der Aeneïs besitzen wir von ihm noch Hirtengedichte, die freilich an Natürlichkeit und Frische der Empfindung den Idyllen Theokrits, welchen er sie nachbildete, weit nachstehen. Dagegen ist sein Lehrgedicht „vom Landbau", wofür er Hesiod zum Muster nahm, ein wahres Meisterwerk in der Sprache und kunstvollen Form. — Auch Virgils Gedichte hat J. H. Voß übersetzt.

Der größte elegische Dichter war der römische Ritter **Albius Tibullus**, ein Altersgenosse des Horaz. Von seinen Lebensumständen wissen wir wenig. Ein Freund gemüthlichen ländlichen Stilllebens, widmete er sich auf seinem kleinen Landgute bei Tivoli ländlichen Beschäftigungen und der Dichtkunst. Er gewann die vertraute Freundschaft des Messala, den er auch im Kriege begleitete. Ebenso begleitete er ihn nach Asien, aber während der Reise

erkrankte er zu Corfu. Er kehrte deshalb nach Italien auf sein Landgut zurück, wo er in der Blüthe seiner Jahre (19 v. Chr.) starb.

Wir haben unter seinem Namen vier Bücher „Elegien" (übersetzt von J. H. Voß und Anderen), von denen wenigstens die beiden ersten ihm unbestritten angehören. In der zartesten und lieblichsten Weise spricht er in denselben sein Wohlgefallen an der Natur, seine hohe Verehrung gegen seinen Gönner Messala und die Liebe zu seiner Lebensgefährtin Plania aus, die er unter dem Namen Delia besingt.

So klagt er in der letzten Elegie des ersten Buches, als er, noch nicht zwanzig Jahre alt, aus der Stille gemüthlichen Landlebens zu langwierigem Kriegsdienste abgerufen wurde:

Wer war's, welcher die Schwerter zuerst zum Schrecken der Welt schuf?
  Wie erzwild, ja von Erz war ihm der Busen fürwahr!
Da ward Morden dem Menschengeschlecht, da Schlachten geboren,
  Da that kürzere Bahn auf sich dem gräßlichen Tod.
Doch nicht hat er, der Arme, die Schuld; wir wandten zum Unheil
  Uns, was jener als Wehr grimmigen Wildes verlieh.
Das ist Fluch des beglückenden Gold's; nicht wütheten Kriege,
  Da noch ein buchener Kelch stand bei dem festlichen Schmaus.
Nicht gab's Vesten und Bollwerk nicht, und es suchte den Schlummer
  Harmlos unter den buntwimmelnden Schafen der Hirt.
Lebt' ich doch da! nicht wüßt' ich von traurigen Waffen des Pöbels,
  Hätte mit klopfender Brust nimmer Drommeten gehört.
— — — — — — — — — — — — — —
O, wie ist höher zu preisen der Mann, den kinderumblühet
  Unter dem niederen Dach lässiges Alter befällt!
Selber folgt er den Schafen zur Hut, und den Lämmern der Sohn nach
  Und warmdampfendes Bad schaffet dem Müden die Frau.
Wäre doch dies mein Loos, und dürfte das Haupt mir ergrauen,
  Und ich vergangener Zeit Thaten erzählen, ein Greis!

Und in der ersten Elegie desselben Buches singt er:

Nicht ersehn' ich mir Ruhm! O Delia, bin ich bei dir nur,
  Wohl, man heiße mich dann träge doch immer und faul,
Dich verlang' ich zu schau'n, naht einst mir die letzte der Stunden,
  Dich zu halten im Hinscheiden mit sinkender Hand.
Und du, Delia, weinest am bald aufflammenden Bett mir,
  Beutst auch Küsse mir dann, traurigen Thränen gemischt. — —

Etwas jünger als Tibullus war Sextus Aurelius **Propertius** aus Umbrien, der einen Gönner an Maecenas fand und durch ihn auch die Gunst des Kaisers gewann. Er starb um 15 v. Chr. in der Blüthe seiner Jahre. Seine Elegien (in vier Büchern, übersetzt von Voß und von W. A. B. Herzberg) zeichnen sich durch kräftige Sprache, vollendeten Versbau und große Gewandtheit in der Darstellung aus. Vorzüglich weiß er das Würdevolle und Erhabene meisterhaft zu schildern. Aber es fehlt seinen Gedichten die eigenthümliche Zartheit und die natürliche Anmuth, welche den Elegien des Tibullus einen so großen Reiz verleihen; vielmehr sucht er, wie die alexandrinischen Dichter, die er sich zum Vorbild nahm, durch Gelehrsamkeit zu glänzen, besonders wo er von mythologischen Gegenständen handelt.

Er selbst spricht sich über die Weise seiner Dichtungen in der siebenten Elegie des ersten Buches, welche an den Dichter Ponticus gerichtet ist, also aus:

Während du Cadmus' Stadt, mein Ponticus, Theben besingest
Und wie zum traurigen Kampf Brüder die Waffen geführt,
Ja, so helfe mir Gott, mit dem großen Homer um den Preis ringst
Ist das Geschick dir nur gnädig und deinem Gedicht:
Ich, wie immer mein Brauch, ich treibe Spiele der Liebe,
Und auf der Herrin Stolz sinn' ich ein passendes Lied.
Und nicht folg' ich dem Geiste sowohl, mich lehren die Schmerzen
Dichten und Klagegesang über mein herbes Geschick.
Dies ist des Lebens Gesetz, dem ich folg', und dieses mein Ruhm mir;
Dies soll meinem Gedicht einzig den Namen verleihn. — —

Unter den elegischen Dichtern ist auch P. Ovidius Naso zu nennen, überhaupt einer der bedeutendsten unter den Dichtern Roms, deren Werke wir noch besitzen. Er war 43 v. Chr. zu Sulmo, dem jetzigen Sulmona in den Abruzzen, geboren und lebte in äußerst glücklichen Verhältnissen. Sein Vater, ein angesehener römischer Ritter, hatte ihm eine vortreffliche Erziehung geben lassen; er war in Rom und Athen gebildet worden. Seine Wohlhabenheit verschaffte ihm ein durchaus sorgenfreies Leben, das er mit heiterem Sinne an der Seite einer geliebten Gattin und im Umgange mit theuren Freunden, namentlich dem Tibullus und Propertius, genoß. Auch Augustus sah ihn gern in seiner Nähe; plötzlich aber verbannte er ihn, aus welchem Grunde, wird schwerlich je auszumitteln sein, nach Tomi, einem Städtchen an der Nordküste des schwarzen Meeres. Der schreckliche Aufenthalt unter den Barbaren erfüllte das Gemüth des an ganz andere Umgebungen gewöhnten Dichters mit dem tiefsten Kummer. Vergebens suchte er durch Bitten und Klagen von Augustus und nach dessen Tode von Tiberius seine Zurückberufung zu erlangen, und endlich unterlag er 17 n. Chr. seinem Gram im achten Jahre seiner Verbannung und im neunundfunfzigsten seines Lebens.

Aus der Zeit seiner Verbannung haben wir von ihm 50 Klagelieder und 46 Briefe voll der schmerzlichsten Klage über sein Unglück; auch aus der Zeit vor seinem Exil besitzen wir von ihm eine Anzahl von Elegien. Alle diese Dichtungen zeichnen sich durch Leichtigkeit und Eleganz aus, obgleich sie durch „einseitige Weichlichkeit und Entmuthigung des von unreinem, wenigstens nicht geistigem Freudengenusse einer sittlich ausgearteten großen Stadt knechtisch abhängigen Menschen" ermüden. Noch größer war Ovid in der erzählenden Dichtung, welcher seine 15 Bücher der „Verwandlungen" angehören, in denen er eine große Anzahl von Mythen und Sagen von Anfang der Welt bis auf Caesar behandelt. Mit großem Geschick hat er in ihnen die verschiedenartigsten Gegenstände zu einem kunstvollen Ganzen vereinigt, und sie zeichnen sich durch große Anmuth, Leichtigkeit und Gewandtheit in der Sprache und dem Versbau aus, obgleich er nicht frei ist vom Haschen nach blendendem und spielendem Witz und leerer Geschwätzigkeit. Eine Auswahl hat J. H. Voß übersetzt. Außerdem besitzen wir noch viele andere Uebersetzungen seiner Dichtungen, namentlich die der Verwandlungen von Pfitz, der Elegien von Herzberg.

Nicht in gleicher Weise wie die Dichtkunst konnte die Beredtsamkeit zur Zeit des Augustus gedeihen. Mit dem Untergange der römischen Freiheit hatte sie ihren natürlichen Boden verloren. Es gab damals keine Gelegenheit mehr, über öffentliche Angelegenheiten frei zu reden, und so beschränkte sich die Beredtsamkeit immer mehr auf Privatprocesse und verkümmerte

an der Geringfügigkeit des Stoffes, oder zog sich in die Schulen der Rhetoren zurück, wo Reden über erdichtete oder schon früher behandelte Fälle zur Uebung aufgegeben oder als Muster aufgestellt wurden, was immer mehr dahin führte, daß an die Stelle edler Einfachheit und männlicher Kraft das Streben trat, durch unerwartete Wendungen, müßiges Spiel mit witzigen Gedanken, hochklingende Worte und künstliche Declamation Effect hervorzubringen.

An Stelle der politischen Beredtsamkeit verlieh jetzt die Rechtswissenschaft Ansehen im öffentlichen Leben. Schon gegen das Ende der Republik gab es in Rom eine bedeutende Anzahl gelehrter Juristen. Augustus ertheilte mehreren derselben das Recht, auf Befragen bei gerichtlichen Verhandlungen Gutachten abzugeben, und stimmten diese Gutachten mit einander überein, so war der Richter an dieselben wie an ein Gesetz gebunden. Gleichzeitig nahm Augustus die bedeutendsten Rechtsgelehrten unter seine Rathgeber auf und benutzte sie auch zum Rechtsprechen. So gewannen die Juristen immer größeres Ansehen, und die wissenschaftliche Bearbeitung des Rechts nahm einen immer bedeutenderen Aufschwung.

Auch auf die Geschichtschreibung übten die veränderten Verhältnisse den unverkennbarsten Einfluß. Die Zeitereignisse wagten die Geschichtschreiber aus Rücksicht auf den Herrscher nicht mehr freimüthig zu besprechen; die Geschichte der Bürgerkriege von dem freisinnigen Labienus wurde sogar in Folge eines Senatsbeschlusses verbrannt. Dazu kam noch, daß durch die Geheimhaltung der Senatsbeschlüsse der Zeitgeschichte vielfach der Stoff entzogen wurde. Deshalb wandten sich die Geschichtschreiber nun der Erforschung der Vergangenheit zu, und dabei fanden sie an der Fülle der in Rom angehäuften Schätze der Wissenschaft reiche Unterstützung. Besonders zeichnete sich auf diesem Gebiete T. Livius aus. Er war 59 v. Chr. zu Patavium (Padua) geboren und starb 18 n. Chr. Erst im Alter von funfzig Jahren fing er an, sein großes Geschichtswerk zu schreiben, dessen Ausarbeitung ihn zwanzig Jahre lang beschäftigte, und das in 142 Büchern die Geschichte Roms von der Ankunft des Aeneas in Italien an bis 10 n. Chr. umfaßte. Er erwarb sich durch dasselbe schon bei seinen Zeitgenossen hohen Ruhm; bei Augustus stand er bis zum Tode desselben in hoher Gunst, und es kam sogar ein Mann aus Cadix bloß deshalb nach Rom, um den berühmten Geschichtschreiber persönlich kennen zu lernen. Von seinem durch vollendete Darstellung ausgezeichneten Werke, für welches er alle vorhandenen Quellen gewissenhaft und sorgfältig benutzte, freilich nicht immer mit rechter Kritik, so daß es an Unrichtigkeiten in der Chronologie, in den Angaben über Ortsbeschaffenheiten, Staatseinrichtungen u. s. w., selbst an Widersprüchen nicht fehlt, sind leider nur noch die zehn ersten und das einunddzwanzigste bis fünfundvierzigste Buch erhalten. Von dem Uebrigen haben wir nur wenige Bruchstücke oder kurze Inhaltsanzeigen.

Auch zwei griechische Geschichtschreiber sind hier zu erwähnen. Diodoros aus Argyrion in Sicilien, daher der Sicilier genannt, ein Zeitgenosse des Caesar und Augustus, machte große Reisen in Europa, Asien und Afrika und ließ sich dann in Rom nieder. Auf seinen Reisen sammelte er den Stoff zu einem großen allgemeinen Geschichtswerke, seiner „historischen Bibliothek", welche in 40 Büchern die Geschichte fast aller Völker bis 60 v. Chr. umfaßte. Die sechs ersten enthielten die Urgeschichte Asiens und der Griechen, die elf

folgenden die historische Zeit bis zum Tode Alexanders des Großen, die übrigen die weitere Geschichte bis zu Caesars gallischen Kriegen. Leider sind uns nur die fünf ersten Bücher und das elfte bis zwanzigste Buch nebst Fragmenten von einigen der übrigen Bücher erhalten. Hat er auch nur die mythischen und historischen Nachrichten früherer Schriftsteller, meistens ohne gehörige Kritik, lose an einander gereiht, verleitet ihn auch das Streben nach Belehrung oft zu unnützer Weitläufigkeit, und ist auch sein Stil ungleich, so kann man ihm doch im Allgemeinen „gesunden Verstand und rechtschaffene Gesinnung" nicht absprechen.

Gleichfalls dem Zeitalter des Augustus gehört **Dionysios von Halikarnassos** in Karien an. Im J. 30 oder 29 v. Chr. kam er nach Rom, wo er als Lehrer der Rhetorik und Poetik lebte. Während seines zweiundzwanzigjährigen Aufenthaltes daselbst wurde er durch Benutzung der älteren römischen Annalisten und den Umgang mit den gelehrtesten Männern Roms in den Stand gesetzt, in seinem Hauptwerke, der „römischen Archaeologie", in 20 Büchern, ein Werk über die ältere Geschichte und Verfassung Roms zu liefern, das noch jetzt für den Forscher über beide Gegenstände eine Hauptquelle ist. Von den ältesten Mythen beginnend führte er darin die Geschichte bis zum ersten punischen Kriege; wir besitzen aber nur noch die neun ersten Bücher vollständig, das zehnte und elfte größtentheils, von den übrigen nur Fragmente. Johannes von Müller sagt über ihn: „Seine mit Beredtsamkeit und Gelehrsamkeit geschriebene römische Geschichte ist zu schön, zu zusammenhängend, um wahr zu sein. Bruchstücke und Ueberlieferungen reichen zu solchen Gemälden nicht hin; der Verfasser muß viele Lücken ergänzt haben."

Er war ein Zeitgenosse des Geographen **Strabo** aus Amasea in Kappadocien (geboren um 60 v. Chr., gestorben 24 n. Chr.), der zuerst das Werk des Polybios in 43 Büchern bis auf Caesars Tode fortführte, dann aber sich ganz der Geographie zuwandte und, durch Studien und große Reisen in Europa, Asien und Afrika gebildet, eine „Erdbeschreibung" in 17 Büchern schrieb, das wichtigste geographische Werk des Alterthums.

Besonders gefördert wurde seit dem letzten Jahrhundert v. Chr. in Rom die eigentliche Gelehrsamkeit, namentlich durch Anlegung von öffentlichen **Bibliotheken**. Schon Aemilius Paullus, der Besieger Macedoniens, soll eine Sammlung griechischer Bücher mit nach Rom gebracht haben; mit Gewißheit weiß man es von Sulla, dessen Bibliothek sein Sohn später bei Puteoli aufstellen ließ, wo sie Cicero benutzte. Auch Lucullus legte Bibliotheken an, und dieselben standen Jedem offen; besonders versammelten sich Griechen in den dabei befindlichen Gallerien und Gemächern zu wissenschaftlichem Verkehr. Die größte Privatbibliothek jener Zeit besaß Ciceros gelehrter Freund Atticus, der stets mehrere Schreiber mit Abschreiben beschäftigte. Auch Caesar beabsichtigte, eine möglichst vollständige Sammlung von griechischen und lateinischen Büchern anzulegen, und hatte bereits den gelehrtesten Mann in Rom, den Terentius Varro, zum Bibliothekar bestimmt, aber der Tod desselben verhinderte ihn an der Ausführung dieses Planes. Doch nun legte **Asinius Pollio**, ein angesehener Staatsmann, der sich aber fast ganz in eine gelehrte Muße zurückgezogen hatte, in dem durch ihn wiederhergestellten Tempel der

Freiheit eine Bibliothek an, die zu gewissen Stunden dem Publicum geöffnet war, die erste öffentliche Bibliothek in Rom. Diesem Beispiele folgte Augustus, der zwei öffentliche Bibliotheken gründete. Die bedeutendste war die palatinische im Tempel des Apollo. Sie hatte zwei Bibliothekare, die für jedes Buch verantwortlich waren, welches angeschafft wurde. Die Sucht, Büchersammlungen zu besitzen, war damals so groß, daß jeder angesehene Römer, der auf Bildung Anspruch machte, nicht nur in seinem Hause, sondern auch in seinen Landhäusern und Bädern eine Bibliothek haben mußte.

Einen besonderen Glanz erhielt Rom unter der Regierung des Augustus durch die Aufführung einer außerordentlichen Anzahl von Prachtgebäuden. Er konnte sich rühmen, er habe die Stadt von Ziegelsteinen erbaut gefunden und von Marmor hinterlassen. Die Schätze der Kleopatra und die Einkünfte aus seinen Gütern gewährten ihm reichlich die dazu nöthigen außerordentlichen Mittel. Zu den schönsten Werken der römischen Baukunst gehörte das Forum des Augustus mit dem Tempel des rächenden Mars. Der schon erwähnte Tempel des Apollo, den der Kaiser erbauen ließ, bestand aus carrarischem Marmor und hatte Hallen auf Säulen von punischem Marmor. Ferner ließ Augustus einen Tempel des Quirinus erbauen, den eine doppelte Reihe von zweiundsiebzig Säulen schmückte, sodann die Halle und die Basilica des C. und L. Caesar, die Halle der Livia und die der Octavia, von welcher letzteren der Eingang noch erhalten ist, ferner das schon von Caesar begonnene Theater des Marcellus. Auf dem Marsfelde befand sich das Grabmal des Kaisers, ein runder Bau, der in mehreren Absätzen emporstieg, welche mit Baumpflanzungen geschmückte Terrassen bildeten. Auf dem Gipfel stand die Bildsäule des Augustus. Noch haben sich Reste vom Unterbau erhalten. Außerdem ließ Augustus verfallende Gebäude wieder herstellen. Schon im Anfange seiner Regierung belief sich die Zahl der durch ihn wieder hergestellten Tempel auf zweiundachtzig. Sein Beispiel munterte auch Andere zur Nacheiferung auf, und namentlich verschönerte Agrippa die Stadt durch großartige Bauwerke. Das herrlichste unter denselben war das noch erhaltene Pantheon, das bedeutendste Gebäude, das uns aus dem römischen Alterthume geblieben ist. Dasselbe ist ein im Innern 132 Fuß im Durchmesser haltendes und eben so hohes, mit einer majestätischen Kuppel überwölbtes Rundgebäude. An der Vorderseite befindet sich ein geradliniger Vorbau mit einem Giebel, und vor diesem eine ursprünglich auf sieben Stufen sich erhebende Säulenhalle mit einer doppelten Reihe von je acht schön gebildeten korinthischen Säulen und einem niedrigeren Giebel. Das innere Balkenwerk war ursprünglich Bronce, die Kuppel mit vergoldeten Erzziegeln gedeckt, Fußboden und Wände mit Marmor bekleidet. An dem Giebel war aus vergoldeter Bronce der Kampf Jupiters mit den Giganten dargestellt. Im Hintergrunde der Säulenhalle ist auf jeder Seite eine Nische, in denen die Bildsäulen des Agrippa und des Augustus standen. Im Innern befinden sich acht große Nischen, mit Halbkreisbogen überwölbt, in denen die Hauptbildsäulen des Tempels gestanden zu haben scheinen. Zu ihren Seiten stehen frei vortretende Säulen, welche auf broncenen Kapitälern kleinere Bildsäulen trugen. — Der Tempel, dem Jupiter, dem Mars und der Venus geweiht, wurde später mehrfach durch Feuer beschädigt; Kaiser Hadrianus und später (202 n. Chr.) Septimius Severus ließen ihn restauriren, und im J.

608 wurde er zu einer christlichen Kirche (S. Maria ad martyres) geweiht. Die Broncebedeckung der Kuppel ging im Mittelalter verloren, und 1632 ließ Papst Urban VIII., derselbe, der das herrliche Gebäude durch zwei über dem hinteren Giebel des Vorbaues aufgeführte unschöne Glockenthürmchen verunstaltete, aus den Broncen, welche die Säulenhalle schmückten, das kolossale Tabernakel der Peterskirche gießen.

Außer den Prachtgebäuden, mit denen Agrippa Rom schmückte, ließ er auch eine große Anzahl von Werken ausführen, die auf den allgemeinen Nutzen berechnet waren. Namentlich stellte er die in Verfall gerathenen Wasserleitungen wieder her und legte auch zwei neue an, welche das Quellwasser drei Meilen weit, bei der einen eine Meile lang auf gemauerten Bogen, nach der Stadt führten. In Rom selbst führte er nicht weniger als siebenhundert Brunnen auf, darunter hundert und fünf Springbrunnen. Dieselben waren mit vierhundert Marmorsäulen und mit dreihundert Bildsäulen aus Erz und Marmor geschmückt und gereichten somit den Plätzen der Stadt zur schönsten Zierde.

Der Zeit des Augustus gehört auch das einzige Werk „über die Baukunst" an, welches wir noch aus dem Alterthum besitzen. Dasselbe ist von Marcus Vitruvius Pollio, einem berühmten römischen Baumeister, verfaßt und bestand aus zehn Büchern, von denen sich noch die sieben ersten und einige Stücke des neunten erhalten haben.

---

§. 68. Kaiser aus dem Geschlechte des Augustus.

1. Tiberius.

Tiberius war bereits fünfundfunfzig Jahre alt, als Augustus starb. Der Senat beeilte sich, ihm die Herrschaft anzutragen; aber heuchlerisch weigerte er sich, dieselbe anzunehmen. Der knechtisch gesinnte Senat bestürmte ihn jedoch so lange mit Bitten, bis er endlich, indem er denselben nothgedrungen nachzugeben schien, sich zur Annahme der Herrschaft bereit erklärte.

Von der Furcht vor Agrippa wurde er durch die Ermordung desselben befreit (S. 573); Julia, die von Pandataria nach Rhegium in Unteritalien gebracht war, ließ er in Mangel und Elend langsam verkümmern; aber doch drohten ihm noch manche Gefahren. Die Legionen in Pannonien erhoben sich, um eine Verbesserung ihrer Lage zu erzwingen, indessen gelang es seinem Sohne Drusus, der zur Dämpfung des Aufruhrs hingesandt wurde, sie zu beschwichtigen, da eine eben eintretende Mondfinsterniß sie zu der Meinung brachte, daß ihr Beginnen den Göttern zuwider sei. Gefährlicher noch war die gleichzeitige Erhebung der rheinischen Legionen, deren Unterdrückung dem Germanicus, den sie selbst zum Kaiser erheben wollten, nur mit Mühe gelang. Dennoch traute der argwöhnische Tiberius dem Germanicus eben so wenig, wie er ihm seinen Kriegsruhm gönnte, und er rief ihn deshalb im J. 17 nach Rom zurück (S. 569). Er konnte ihm die Ehre des Triumphes nicht

versagen, und mit begeistertem Jubel wurde der zurückkehrende Held vom Volke empfangen. Dies mußte den Unmuth des Kaisers noch vermehren. Die Gegenwart eines Mannes, der inmitten einer verderbten Zeit ein vollendetes Bild alter Römertugend war, mußte ihm, der seine innere Lasterhaftigkeit und Tücke nur mühsam verbarg, um so unerträglicher sein, je mehr die Anerkennung der Tugend desselben sich Allen unwiderstehlich aufdrängte, so daß Germanicus der Liebling des Volkes wie des Heeres war. Unruhen, die im Orient entstanden, verschafften dem Kaiser Gelegenheit, den gefürchteten und gehaßten Mann zur Beaufsichtigung der östlichen Grenzen und Provinzen und um Kappadocien und Kommagene zu Provinzen zu machen, dorthin zu senden; gleichzeitig aber machte er den Cn. Calpurnius Piso zum Statthalter von Syrien. Dieser handelte in Allem den Anordnungen des Germanicus entgegen und ging sogar bis zu offenem Widerstande. Daß er dabei geheimen Aufträgen des Kaisers folgte, ist unzweifelhaft, obgleich es schwerlich zu ermitteln ist, wie weit dieselben gegangen seien. Germanicus zwang ihn endlich, Antiochia zu verlassen, erkrankte aber gleich darauf (19 n. Chr.). Er war überzeugt, er habe von Piso Gift bekommen, obgleich auch dies nicht zu erweisen ist, und forderte noch sterbend seine Freunde auf, seinen Tod zu rächen.

In Rom hatte schon die Nachricht von der gefährlichen Krankheit des Germanicus die allgemeinste Trauer verbreitet. Das Forum war leer, die Häuser geschlossen; dumpfe Niedergeschlagenheit herrschte in der ganzen Stadt. Begierig ergriff man günstigere Nachrichten, die über ihn eintrafen, und freudig wurden sie geglaubt; um so heftiger aber erneuerte sich der Schmerz, als man endlich an seinem Tode nicht mehr zweifeln konnte. Seine Gemahlin **Agrippina** brachte seine Asche nach Italien. Sie war eine Tochter des Agrippa und der Julia, ihrem edlen Vater gleich an hohem Sinn, ein Muster alter Römertugend wie Octavia. Dem Germanicus war sie eine treue Lebensgefährtin gewesen; sie hatte ihn auf allen seinen Zügen begleitet; sie hing mit reiner Liebe an ihm und ihren Kindern, eine seltene Erscheinung in einer Zeit, wo Gleichgültigkeit und Haß im häuslichen Kreise zu herrschen pflegten. Als sich die Nachricht von ihrer Ankunft verbreitete, strömte ihr das Volk schaarenweise nach dem Hafen von Brundusium entgegen. Alle brachen bei ihrem Anblick in laute Klagen aus; überall wurde der Zug feierlich empfangen; selbst aus den fern vom Wege abliegenden Ortschaften eilte die Menge herbei, um ihre Theilnahme an den Tag zu legen, eine Theilnahme, die um so aufrichtiger war, je schlechter Tiberius seine heimliche Freude über den Tod des gehaßten und gefürchteten Mannes zu verbergen wußte. Während der Trauerfeierlichkeiten in Rom stockten alle Geschäfte, Tiberius und Livia aber verließen während derselben das Haus nicht, anscheinend vom Schmerz überwältigt, in der That jedoch aus Furcht, daß man ihre Heuchelei durchschauen möchte. Nun wurde die Untersuchung gegen Piso eingeleitet. Auf den Schutz des Kaisers rechnend, kam er nach Rom, Tiberius aber übertrug, um allen Verdacht von sich abzulenken, die Sache dem Senat. Allerdings konnte dem Piso die Vergiftung des Germanicus nicht unwiderleglich nachgewiesen werden; gleichwohl erkannte er, wie ungünstig ihm die Richter waren, wie das ganze Volk ihn haßte und verabscheute, und wie der Kaiser ihn im Stiche ließ. Am Tage vor der Entscheidung fand man ihn im Kerker mit durchbohrter Kehle, neben

ihm am Boden sein Schwert. Ungewiß ist es, ob er sich selbst, an Rettung verzweifelnd, das Leben nahm, oder ob ihn der Kaiser, seine Entdeckungen fürchtend, aus dem Wege schaffen ließ.

So lange Germanicus lebte, den das Volk liebte, und dem seine Legionen mit unbedingter Ergebenheit anhingen, war Tiberius aus Furcht vor demselben sehr vorsichtig aufgetreten und hatte sich den Ruhm eines weisen Herrschers zu bewahren gewußt. Der Staatshaushalt wurde mit verständiger Sparsamkeit geregelt. Rücksichtslos und streng wurden Recht und Gerechtigkeit gehandhabt, die Sicherheit des Eigenthums und der Personen durch weise Maßregeln gefördert. Manche Mißbräuche in der Verwaltung wurden beseitigt, strenge Controle gehandhabt, namentlich das System der Verwaltung und Besteuerung der Provinzen vielfach verbessert. Dabei aber war der Kaiser von Anfang darauf bedacht, auf dem von Augustus eingeschlagenen Wege weiter gehend allmählich mit Beibehaltung der alten Formen die gesammte Staatsgewalt in seiner Hand zu vereinigen. Auch hierin verfuhr er jedoch mit großer Vorsicht, indem er die ihm nöthig erscheinenden Reformen theils nur nach und nach einführte, theils sie nur als Ausführung hinterlassener Entwürfe des Augustus darstellte. Zunächst nahm er den Comitien vollends alle Bedeutung, indem er den von Augustus ihnen noch gelassenen Antheil an der Beamtenwahl und an der Gesetzgebung dem Senat übertrug, welcher ganz von ihm abhängig war, da er die Sitzungen desselben leitete, die Senatoren ernannte und als Censor auch wieder entfernen konnte. Ueberdies behielt er auch den von Augustus eingeführten vorberathenden Senatsausschuß bei, der völlig ein Werkzeug seines Willens war.

Nach dem Tode des Germanicus aber trat die bisher mühsam verborgen gehaltene Gesinnung des Tiberius immer ungescheuter und offener hervor. Er verachtete die Menschen und wurde immer mißtrauischer gegen sie. Schon zur Zeit der Republik waren die, welche die Sicherheit und Würde des Staates verletzten, wegen verletzter Majestät (d. h. des römischen Volkes) angeklagt und bestraft worden, und dies wurde bereits unter Augustus auch auf Vergehen gegen die Person des Herrschers angewandt. Anfangs waren solche Anklagen unter Tiberius sehr selten; jetzt häuften sie sich immer mehr, und Viele, selbst aus den höchsten Ständen, machten aus solchen Angebereien ein förmliches Geschäft, um dadurch zu Reichthum und Ansehen zu gelangen. Ein unbedachtsames Wort, selbst im Trunke gesprochen, reichte zur Anklage hin, und der in knechtischen Sinn versunkene Senat war dann nur zu willfährig, das Todesurtheil auszusprechen. Sogar das freie Wort über die Vergangenheit wurde bestraft. Der Geschichtschreiber Cremutius Cordus wurde angeklagt, weil er in seinen Annalen den Brutus gelobt und Cassius den letzten Römer genannt hatte. Der Senat befahl, das Buch zu verbrennen, Cremutius aber starb den freiwilligen Hungertod (25 n. Chr.).

Nur einem Menschen traute der tückische Tyrann unbedingt, dem Aelius Sejanus, dem Präfecten der Praetorianer. Sejanus war ein Mann von großem Muth und ungewöhnlicher Willenskraft, aber ein sittlich durch und durch schlechter Mensch. Sein Streben war auf nichts Geringeres gerichtet, als sich selbst der Herrschaft zu bemächtigen, aber schlau wußte er seine Absichten vor dem argwöhnischen Kaiser zu verbergen. Er bewog denselben, die bisher im

Lande zerstreuten Abtheilungen der Praetorianer in einem befestigten Standlager im nordöstlichsten Theile Roms zu vereinigen. Mit ihrer Hülfe konnten nun leicht die despotischen Kaiser stets ihren Willen durchsetzen; zugleich aber erlangten die Praetorianer und ihr Anführer dadurch eine Macht, die leicht den Kaisern selbst verderblich werden konnte. Dem Streben des Sejanus stand indessen noch die kaiserliche Familie im Wege. Tiberius selbst hatte einen Sohn, den Drusus; ebenso lebten noch drei Söhne des Germanicus und dessen Bruder Claudius. Zuerst beseitigte Sejanus den Drusus. Er gewann dessen Gemahlin Livilla, die unwürdige Schwester des Germanicus, für sich, und mit ihrer Hülfe ließ er den Drusus vergiften. Darauf beredete er den Tiberius, Rom zu verlassen und sich auf die Insel Capreae (Capri) zurückzuziehen, wo er ungestört im Verborgenen seinen Lüsten fröhnen konnte; er selbst aber benutzte die Abwesenheit des Kaisers, um sich immer mehr in der Macht zu befestigen. So lange Livia noch lebte, vor der Tiberius große Scheu hatte, mußte er freilich sehr vorsichtig sein; als aber dieselbe 29 n. Chr. in dem hohen Alter von sechsundachtzig Jahren starb, war er in der That der allein Mächtige in Rom. Agrippina und ihre Söhne wußte er bei Tiberius so zu verdächtigen, daß derselbe den ältesten von ihnen, den Nero, mit seiner Mutter verbannte, den zweiten, Drusus, ins Gefängniß werfen ließ; nur Cajus, der dritte ihrer Söhne, welcher noch ein Kind war, blieb ungefährdet. Niemand, der eine irgend wie bedeutende Stellung einnahm, war vor des Sejanus Verfolgungen mehr sicher, und der Kaiser mußte den Namen dazu hergeben. Schon fing man an, dem gefürchteten Manne dieselben Ehrenbezeugungen zu erweisen wie dem Kaiser; schon ließ er seine Bildsäule überall neben den Bildsäulen der Mitglieder der kaiserlichen Familie aufstellen; schon wurde ihm von den Praetorianern geopfert wie dem Kaiser; da schöpfte Tiberius, vielleicht durch einen Brief der Antonia, der Wittwe seines Bruders, des älteren Drusus, aufmerksam gemacht, Verdacht gegen den mächtigen Günstling. Er wagte es indessen nicht, offen gegen ihn aufzutreten. Heimlich ernannte er den Macro zum Präfecten der Praetorianer und sandte ihn mit einem Schreiben an den Senat nach Rom. Durch Geldaustheilungen gewann Macro die Praetorianer, umgab dann mit ihnen den Senat, und nun erst legte er diesem das Schreiben des Kaisers vor, das am Schlusse einen Verhaftsbefehl gegen Sejanus enthielt. Alle, die noch vor wenigen Stunden um einen gnädigen Blick desselben gebuhlt hatten, wichen jetzt scheu vor ihm zurück und drangen auf sofortige Hinrichtung, die in der That erfolgte. In seinen Untergang wurden auch seine Kinder, seine Verwandten und eine große Anzahl seiner Anhänger verwickelt.

Nach dem Tode des Sejanus (32) kannte Tiberius vollends keine Scheu mehr. Er überließ sich den schändlichsten Lüsten, und sein Blutdurst schien unersättlich zu sein. Viele nahmen sich selbst das Leben, um der Wuth des Tyrannen zu entgehen. Den Drusus ließ er im Gefängniß verhungern; Agrippina starb, indem sie sich, wahrscheinlich freiwillig, aller Nahrungsmittel enthielt. Dabei wurde der Schändliche beständig von innerer Unruhe gefoltert, und so wenig er der inneren Strafe zu entrinnen vermochte, so wenig entging er der äußeren. Macro, noch schlechter als Sejanus, wurde das Werkzeug zu seinem Tode. Achtundsiebzig Jahre alt, erkrankte nämlich Tiberius bedenklich,

aber er wollte sich und Andern nicht gestehen, daß sein Ende nahe sei. Er verließ Capri und gab vor, er wolle nach Rom zurückkehren, aber in der Nähe von Misenum verschlimmerte sich sein Zustand so, daß er in der ehemaligen Villa des Lucullus bleiben mußte. Er fiel in eine schwere Ohnmacht, so daß man ihn für todt hielt, und sogleich beeilten sich Alle, dem jungen Cajus, dem einzigen noch lebenden Sohne des Germanicus, zu huldigen. Doch plötzlich verbreitete sich die Nachricht, der Kaiser sei nicht todt, er blicke wieder um sich und fordere Speise. Alle zitterten bei dieser Kunde, vorzüglich Cajus, der sicheren Tod erwarten mußte. Aber Macro faßte einen raschen Entschluß. Er ließ so viele Decken auf den todkranken Kaiser werfen, daß derselbe darunter ersticken mußte. So endete der Tyrann am 16. März 37 n. Chr.

Je allgemeiner der Jammer und das Elend im römischen Reiche unter der Regierung eines solchen Tyrannen war, und je weniger die Religion das Volk, und die Philosophie die Gebildeten über die äußeren Leiden zu erheben vermochte, um so allgemeiner mußte das Gefühl der Erlösungsbedürftigkeit in den Gemüthern rege werden. Und schon war auch der auf Erden erschienen, in welchem alle Fülle der Gottheit leibhaftig wohnte, und welcher bestimmt war, die durch Sünde und Irrthum ihrem Gott entfremdete Menschheit wieder zu ihm zurückzuführen und den verlorenen Seelenfrieden ihr wiederzugeben. Bereits unter der Regierung des Augustus war in dem kleinen Städtchen Bethlehem unter dem verachteten Volke der Juden **Jesus Christus**, der Heiland der Welt, geboren. Sein Volk, das, die Weissagungen der Propheten in irdischem Sinne mißdeutend, einen in äußerer Herrlichkeit erscheinenden Messias erwartete, der ein mächtiges Reich auf Erden gründen sollte, verschmähte ihn, dessen Reich nicht von dieser Welt war, und verfolgt durch die mächtige Secte der Pharisäer, deren Schlechtigkeit und Heuchelei er rücksichtslos bloßstellte, litt er während der Regierung des Tiberius den Kreuzestod. Aber, wie er sich selbst zum Opfer darbrachte zur Erlösung für die in Sünde und Elend versunkene Menschheit, so ging auch von ihm die Kraft aus zu einem neuen geistigen Leben, das von einem unscheinbaren Anfang aus in ungeahnter Herrlichkeit bald in immer weiteren Kreisen die Völker durchdringen sollte.

Mit Recht beginnen wir mit der Erscheinung des Erlösers, als dem wichtigsten Ereignisse der ganzen Weltgeschichte, dem Punkte, von dem alle weitere Entwickelung des Menschengeschlechts ausgeht, eine neue Zeitrechnung; aber so wenig der Tag seiner Geburt mit historischer Gewißheit anzugeben ist, so wenig auch das Jahr derselben. Jedenfalls steht es fest, daß unsere Zeitrechnung, welche von dem römischen Abt Dionysius herrührt, der im sechsten Jahrhundert n. Chr. lebte, nicht ganz richtig ist, da Herodes der Große im vierten Jahre vor dem Anfang derselben starb, Christus aber vor dem Tode desselben geboren wurde, so daß also das Geburtsjahr Christi von Dionysius wohl um vier bis sechs Jahre zu spät gesetzt ist.

2. Cajus Caesar, genannt Caligula.

Tiberius hatte in seinem Testamente seinen Enkel Tiberius Gemellus und den Cajus Caesar, den einzigen noch lebenden Sohn des Germanicus, (geboren am 31. Aug. des J. 12 n. Chr.) zu Nachfolgern bestimmt; der Senat erklärte jedoch das Testament für ungültig, und so gelangte Cajus Caesar allein zur Herrschaft. Schon als kleines Kind war er seinem Vater nach Deutschland in das Lager nachgesandt. Bald wurde er der Liebling der Soldaten, und weil er gewöhnlich kleine Soldatenstiefel trug, die man calĭga nannte, so gaben sie ihm scherzweise den Namen Caligŭla (Stiefelchen). Nach dem Tode seines Vaters kam er in die Gewalt des Tiberius, und durch kriechende Schmeichelei gegen den Tyrannen und die Mächtigen im Staate entging er dem traurigen Schicksale der übrigen Glieder seiner Familie. Bald war er der beständige Genosse der Ausschweifungen des Tiberius, und nach dem Sturze des Sejanus adoptirte ihn derselbe sogar. Der Tyrann durchschaute seine versteckte Bosheit vollkommen, und er äußerte einmal, Cajus werde alle Laster des Sulla, aber keine von seinen guten Eigenschaften haben. Macro wußte ihn durch die schändlichsten Mittel an sich zu fesseln und handelte gewiß im Einverständniß mit ihm, als er den Tod des Tiberius beschleunigte. Als Cajus zur Regierung gelangte, war er 25 Jahre alt, ein schöner junger Mann, das Ebenbild seines Vaters. Man hegte von ihm die schönsten Erwartungen, und in der That zeigte er sich im Anfange besser, als man es von dem Genossen der Schändlichkeiten des Tiberius erwarten konnte. Aber bereits im achten Monate seiner Regierung befiel ihn in Folge seiner Ausschweifungen eine Krankheit, die ihm den Verstand raubte und seine versteckte Bosheit zum furchtbarsten Ausbruch brachte, so daß er von nun an der grausamste Tyrann war. Er überließ sich den schändlichsten Ausschweifungen. Die Hinrichtungen nahmen kein Ende. Unter den ersten Opfern seiner Tyrannei befanden sich Tiberius Gemellus und Macro. Auch seine Großmutter Antonia fand ihren Tod, sei es, daß er sie zwang, sich selbst das Leben zu nehmen, oder daß er sie vergiften ließ, oder daß sie aus Gram über die schlechte Behandlung starb, die sie von ihm erdulden mußte. Zu seinem Vergnügen ließ er oft während der Mahlzeit ganz unschuldige Menschen vor seinen Augen foltern und ermorden, und wenn bei Thierkämpfen keine Verbrecher mehr da waren, ließ er etliche von den Zuschauern ergreifen und den Thieren vorwerfen. Er äußerte einmal den Wunsch, daß das ganze römische Volk nur einen Kopf hätte, damit er ihn mit einem einzigen Hiebe abhauen könnte. Die Güter der Hingerichteten flossen in seinen Schatz, und er bedurfte derselben, denn er trieb die unsinnigste Verschwendung. Tiberius hatte einen Schatz von 143 Millionen Thalern hinterlassen. In weniger als einem Jahre hatte Caligula denselben vergeudet. Eine Mahlzeit kostete ihm einmal 350,000 Thlr. Er baute eine Flotte von Cedernholz, und die Hintertheile der Schiffe waren mit Edelsteinen besetzt. Um den Xerxes zu übertreffen, ließ er im J. 39 über den Meerbusen zwischen Misenum und Puteoli mit ungeheuren Kosten eine Schiffbrücke bauen, die $1\frac{1}{2}$ Stunde lang war. Sie wurde mit Erde bedeckt, eine Kunststraße darauf angelegt, an beiden Seiten Häuser

gebaut. In prächtigem Schmuck fuhr er hinüber und brachte den Göttern Opfer, am folgenden Tage aber ließ er eine Menge Menschen, die sich auf der Brücke versammelt hatten, zu seinem Vergnügen ins Meer stürzen. Als der Schatz leer war, suchte er sich auf alle Weise Geld zu verschaffen. Die Hinrichtungen und Gütereinziehungen genügten dazu nicht. Er zwang reiche Leute, ihm große Geschenke zu machen, oder ihn zum Erben einzusetzen. Er veranstaltete Versteigerungen aller Art, und die Reichen mußten, um nur ihr Leben und einen Theil ihres Vermögens zu retten, dabei Alles weit über den Werth bezahlen; er trieb in seinem Palast den schändlichsten Handel und legte dem Volke die unerhörtesten Abgaben auf.

Dabei besaß er eine grenzenlose Eitelkeit. Er ließ sich sogar göttlich verehren und erklärte sich bald für diesen, bald für jenen Gott, erbaute sich einen Tempel und ließ sich durch eigene Priester Opfer darbringen; er forderte selbst den Jupiter zum Kampfe heraus, obgleich er so feige war, daß er sich beim Gewitter verkroch. Unter seine Priester nahm er auch sein Lieblingspferd auf, das er sogar einmal zum Consul machen wollte. Er gab demselben einen eigenen Hofstaat, ließ ihm einen prächtigen Palast bauen, und es bekam nicht bloß seine Nahrung nur aus marmornen und goldenen Gefäßen, sondern mußte sogar oft an seiner eigenen Tafel fressen.

Auf die lächerlichste Weise wollte er sich auch Kriegsruhm erwerben. Zu einem Kriege gegen die Germanen brachte er ein ungeheures Heer zusammen, und an der Spitze desselben zog er durch Gallien gegen den Rhein (39). Einige deutsche Miethssoldaten mußten dann über den Fluß gehen und sich verstecken. Darauf ließ er zum Angriff blasen und sie gefangen nehmen, und dann kehrte er um, als ob er einen großen Sieg erfochten hätte. Auch einen Zug gegen Britannien unternahm er (40). Mit einem 200,000 Mann starken Heere zog er nach der Britannien gegenüber gelegenen gallischen Küste, bestieg ein Kriegsschiff, kehrte aber sogleich nach der Küste zurück. Darauf ließ er das Zeichen zum Angriff geben und befahl den Soldaten, am Strande Muscheln zu sammeln, die er als eine kostbare, „dem Meere abgewonnene Beute“ auf dem Capitol den Göttern weihen wollte. Bei seiner Rückkehr wollte er in Rom einen glänzenden Triumphzug halten, und er ließ Gallier als gefangene Germanen kleiden, um sie bei demselben mit aufzuführen; indessen begnügte er sich doch nachher mit der Ovation, einer kleineren Art des Triumphes.

Endlich aber erbitterte er selbst die praetorianischen Offiziere gegen sich dadurch, daß er sie täglich verhöhnte und mißhandelte. Auch die Vornehmen waren ihres Lebens nicht mehr sicher. Nach seinem Tode fand man ein Verzeichniß des größten Theils der Senatoren und Ritter, die er alle wollte hinrichten lassen. Dazu kam es jedoch nicht, denn es entstand eine Verschwörung, und zwei praetorianische Tribunen, Cassius Chaerea und Cornelius Sabinus, ermordeten ihn sammt seiner Gemahlin Caesonia und seiner Tochter am 24. Januar 41 n. Chr.

3. Tiberius Claudius Caesar.

Senat und Volk jubelten bei der Kunde vom Tode des Caligula, und der Senat dachte einen Augenblick daran, die Republik wieder herzustellen;

aber die Praetorianer wollten wieder einen Kaiser haben; auch das Volk theilte großentheils diesen Wunsch, und so mußte der Senat sich demselben anschließen. Die Wahl der Praetorianer fiel auf Claudius, den jüngsten Sohn des älteren Drusus.

Claudius war 10 v. Chr. zu Lyon geboren. In jeder Beziehung war er seinem Bruder Germanicus unähnlich. Von Kindheit auf war er schwächlich und kränklich gewesen, und durch die vielen schweren Krankheiten hatte auch sein Geist so sehr gelitten, daß er oft völlig blödsinnig erschien. Seine Erziehung wurde gänzlich vernachlässigt; er wuchs unter Weibern und Freigelassenen auf. Seine Familie behandelte ihn mit der größten Geringschätzung; Augustus schämte sich seiner; Livia verfuhr gegen ihn mit der größten Härte; seine eigene Mutter nannte ihn eine Mißgeburt. So wurde der an sich gutmüthige Mensch tückisch, lasterhaft, feige. Den einzigen Trost fand er in den Wissenschaften, für die er nicht ohne Anlagen war. Er war fleißig und hatte ein gutes Gedächtniß. Besonders nahm sich Livius seiner an, und er verfaßte mehrere Geschichtswerke, die jedoch verloren gegangen sind. Zu jedem öffentlichen Geschäft war er indessen durchaus ungeschickt, und dies schützte sein Leben vor der Verfolgung des Caligula, dem ein solcher Mensch doch gefahrlos erschien. Auf die Nachricht von der Ermordung des Caligula versteckte er sich, für sein Leben zitternd, im obersten Gemache des Palastes hinter einem Vorhang. Ein Soldat zog ihn hervor und begrüßte den aus Furcht ihm zu Füßen Fallenden als Kaiser. Die Praetorianer setzten ihn in eine Sänfte und trugen ihn ins Lager, während die Menge, welche den zitternden, geängsteten Mann auf dem Wege erblickte, ihn bemitleidete, in der Meinung, man wolle ihn ermorden. Die Praetorianer aber schworen ihm Treue, und auch Volk und Senat erkannten ihn als Herrscher an.

Der Anfang seiner Regierung schien Gutes zu versprechen. Alles, was in den letzten Tagen geschehen war, sollte vergessen sein; nur einige von den gegen Caligula Verschworenen wurden hingerichtet, weil er erfahren hatte, daß sie auch sein eigenes Leben bedroht hatten. Er wies übertriebene Ehrenbezeugungen zurück und erließ mehrere treffliche Verordnungen. Leider aber war er stets gewohnt gewesen, sich von Anderen leiten zu lassen, und nur zu bald wurde er ein Spielball schlechter Menschen. Die Vornehmen zogen sich von ihm zurück, weil sie ihn verachteten, und so gerieth er in die Hände schändlicher Freigelassener und sittenloser, ränkesüchtiger Weiber.

Vor seiner Thronbesteigung war er bereits zweimal vermählt gewesen. Von der ersten Gemahlin hatte er sich aus unbedeutenden Gründen scheiden lassen, von der zweiten wegen ihres zügellosen Wandels und weil er sie sogar im Verdacht des Mordes hatte. Zum dritten Male vermählte er sich um d. J. 38 mit der noch nicht sechzehn Jahre alten Messalina, einer Enkelin der Octavia, der Schwester des Augustus. Nicht leicht hat es je ein sittenloseres und verworfeneres Weib gegeben. Selbst ihren in tiefes Sittenverderben versunkenen Zeitgenossinnen that sie es an Zügellosigkeit und Lasterhaftigkeit zuvor, und dabei verfuhr sie mit der schamlosesten Offenheit, so daß aller Welt ihre Ausschweifungen bekannt waren; nur der schwachsinnige Kaiser hatte keine Ahnung davon. Wer ihrem Willen zu widerstreben wagte, dem war Verbannung oder Tod gewiß, und an den mächtigen Freigelassenen des

Kaisers, dem Pallas, Narcissus und Polybios, fand sie allezeit willige Helfer, um den Untergang mißliebiger Männer zu bewirken. Ueberhaupt hatten diese Menschen alle Gewalt im Staate in Händen. Sie verschenkten oder verkauften Aemter und Würden nach Belieben, und der Kaiser war nur ihr willenloses Werkzeug.

Es ist erklärlich, daß unter einer solchen Regierung sich Unzufriedenheit regte hier und dort. In Dalmatien griff der dortige Statthalter Scribonianus zu den Waffen. Die Empörung mißlang, sie ist aber verherrlicht durch den Heldenmuth der Arria, einer edlen Frau, deren Bild in um so reinerem Glanze strahlt, je seltener solche Erscheinungen in jener verderbten Zeit waren. Ihr Gemahl Caecina Paetus hatte sich dem Scribonianus angeschlossen und wurde nach der Ermordung desselben gefangen nach Rom geschleppt. Arria flehte die Soldaten um Erlaubniß an, ihn begleiten zu dürfen. Man werde ihm, als einem ehemaligen Consul, doch einige Sklaven zur Begleitung bewilligen; sie wolle die Dienste derselben allein verrichten. Da es ihr verweigert wurde, folgte sie dem Schiffe, auf welchem er fortgeführt wurde, in einem Fischerkahne nach. Schon bei einer früheren Gelegenheit hatte sie wahre Geistesgröße bewiesen. Einst waren Paetus und sein Sohn, ein blühender Jüngling, gefährlich erkrankt. Der Jüngling starb, und Arria veranstaltete das Leichenbegängniß, ohne daß Paetus etwas erfuhr. So oft sie zu ihm kam, und er sich nach seinem Sohne erkundigte, sagte sie ihm, es gehe gut mit demselben, und erst wenn sie den kranken Gatten verlassen hatte, gab sie sich ihrem tiefen Schmerze hin und ließ den mühsam zurückgehaltenen Thränen freien Lauf. Nach der Gefangennehmung ihres Gemahls stand ihr Entschluß fest, ihn nicht zu überleben. Ihr Schwiegersohn Thrasea fragte sie einst, ob sie denn wolle, daß ihre Tochter stürbe, wenn er den Tod erleiden müßte. „Ja", sagte sie, „wenn sie so lange und glücklich mit dir gelebt hätte wie ich mit Paetus." Paetus wurde zum Tode verurtheilt. Da ergriff Arria einen Dolch, stieß ihn sich in die Brust und reichte ihn sterbend ihrem Gatten mit den Worten: „Nimm hin, Paetus! Es schmerzt nicht." So wurde sie, wie ein römischer Schriftsteller schön sagt, ihrem Gatten Trost und Vorbild im Tode.

Messalina überschritt endlich in ihrer Frechheit alles Maß. Während der Kaiser sich in Ostia, der Hafenstadt Roms, befand, vermählte sie sich (48 n. Chr.) öffentlich mit Gajus Silius, dem schönsten jungen Manne in Rom. Jetzt begannen die mächtigen Günstlinge des Claudius für sich selbst zu zittern, denn Silius war ein geistig hervorragender Mann. Er war für das nächste Jahr zum Consul bestimmt, und es schien nichts sicherer, als daß er sich des Thrones bemächtigen würde. Sie veranstalteten es deshalb, daß der Kaiser von dem Vorgefallenen Kunde erhielt. Derselbe wurde anfangs von Furcht, dann von Wuth ergriffen. Er eilte nach Rom, ließ Silius hinrichten und befahl, man solle Messalina ankündigen, sie habe am folgenden Tage zu erscheinen und sich zu vertheidigen. Nicht ohne Grund fürchtete Narcissus, es werde ihr gelingen, den aufgebrachten Gatten zu besänftigen, und ohne Wissen des Kaisers befahl er deshalb im Namen desselben einem Hauptmanne, sie zu tödten. Claudius erhielt die Nachricht von ihrem Tode während der Mahlzeit, und der stumpfsinnige Mensch ließ sich dadurch nicht

im geringsten stören; vielmehr forderte er einen Becher Wein, ohne einmal zu fragen, ob sie durch eigene oder fremde Hand ums Leben gekommen sei.

Claudius war zu sehr gewohnt, unter weiblichem Einfluß zu stehen, als daß er lange hätte unvermählt bleiben können, und so gelang es der damals zweiunddreißigjährigen Agrippina, der schönen, aber ränkesüchtigen und sittenlosen Tochter des Germanicus, sich ihm zur Gemahlin aufzudrängen. Bald beherrschte sie ihn ganz. Sie bewog ihn, ihren Sohn erster Ehe, den Domitius, der seit jener Zeit Nero Claudius Caesar hieß, mit Zurücksetzung seines eigenen Sohnes Britannicus an Kindes Statt anzunehmen, und dann brachte sie eine Vermählung ihres kaum zwölfjährigen Lieblings mit des Kaisers Tochter Octavia zu Stande, obgleich dieselbe bereits einem Andern verlobt war. So verschaffte sie jenem die sichere Aussicht auf die Herrschaft. Endlich aber wandte sich doch das Gemüth des Claudius wieder dem Britannicus zu. Jetzt schien für Nero Alles verloren; doch Agrippina wußte Rath. Sie ließ von einer berüchtigten Giftmischerin, der Locusta, ein Gift bereiten, welches sie dem Claudius unter ein Gericht Pilze mischte, und woran er starb (12. Oct. 54).

So kläglich die Regierung des Claudius war, so entbehrte sie doch nicht des äußeren Glanzes. Seine Heere waren siegreich; Mauretanien wurde im J. 41 eine römische Provinz. Unter ihm begannen die römischen Eroberungen in Britannien unter dem Praetor Aulus Plautius (im J. 43). Der Kaiser selbst unternahm einen Feldzug nach diesem Lande, erfocht einen Sieg und kehrte im Triumph nach Rom zurück, worauf vom Senate ihm und seinem Sohne der Zuname Britannicus zuerkannt wurde. Bis zum J. 50 wurde Britannien bis an den Humber unterworfen. Unter Claudius wurde auch ganz Judaea nach dem Tode des Herodes Agrippa im J. 44 zur römischen Provinz gemacht (§. 70), indem es zu Syrien geschlagen ward.

Auch bedeutende Bauten wurden unter ihm aufgeführt. Der Hafen von Ostia wurde ausgegraben und befestigt; eine großartige Wasserleitung wurde nach Rom geführt; auch der Kanal, durch welchen der Lacus Fucinus (Lago di Celano) abgeleitet wurde, rührt von ihm her. Schon Augustus hatte das Riesenwerk begonnen, aber es der Schwierigkeit wegen wieder aufgegeben. 30,000 Menschen arbeiteten elf Jahre lang ununterbrochen daran, und noch sind verschiedene verschüttete Gewölbe von dem gewaltigen Bau vorhanden.

4. Nero.

Agrippina hatte im ersten Augenblicke den Tod des Claudius verheimlicht, und es wurde noch für seine Genesung zu den Göttern gebetet, als er schon todt war. Erst als die durch ein reiches Geldgeschenk gewonnenen Praetorianer dem Nero gehuldigt hatten, wurde es bekannt gemacht, daß der Kaiser gestorben sei.

Man erwartete von dem neuen, erst siebzehnjährigen Herrscher allgemein nichts Gutes. Gleich nach seiner Geburt hatte sein Vater Domitius Ahenobarbus denen, die ihm Glück wünschten, erwiedert: von ihm und der

Agrippina könne nur ein Ungeheuer geboren werden, und in der That war Nero ein durchaus schlechter Mensch, obgleich es ihm an geistigen Fähigkeiten nicht fehlte; namentlich hatte er unverkennbares Talent für Musik und für Kunst überhaupt. Im Anfange seiner Regierung benahm er sich jedoch so, daß alle Befürchtungen unbegründet zu sein schienen. Er zeigte sich mild, bescheiden, freigebig. Die schwersten Abgaben verminderte er oder hob sie ganz auf; Volk und Soldaten machte er sich durch Geld- und Getreideaustheilungen und Spiele geneigt; ja, als er einmal ein Todesurtheil unterzeichnen sollte, rief er aus: „Ach, wie wünschte ich, daß ich nicht schreiben könnte!" Gegen seine Mutter bewies er die größte Ehrfurcht und achtete stets auf ihren Rath in öffentlichen wie in Privatangelegenheiten, die Verwaltung des Staates aber überließ er meist seinen Erziehern, dem Burrhus, den er zum Praefecten der Praetorianer gemacht hatte, einem biederen Manne und tüchtigen Krieger, und dem stoischen Philosophen Senĕca, einem feinen Weltmann, der überall wenigstens den Schein der Tugend zu bewahren suchte. Nur zu bald sollte man enttäuscht werden. Dem lasterhaften Menschen war die Nähe seiner tugendhaften Gemahlin Octavia unerträglich. Bald vernachlässigte er sie und überließ sich ungescheut einem zügellosen Leben. Agrippina machte ihm heftige Vorwürfe und drohte ihm in der Aufwallung des Zornes mit Britannicus, dem eigentlich die Herrschaft gebühre. Sofort beschloß er den Tod des vierzehnjährigen Jünglings. Locusta mußte ein schnell wirkendes Gift bereiten, welches er dem gefürchteten Nebenbuhler bei Tafel in den Trank mischte. Entseelt sank Britannicus zu Boden. Zum Lohn schenkte Nero der Locusta Landgüter und gab ihr Schüler, damit ihre Kunst nicht verloren gehe.

Agrippina mußte jetzt den Palast verlassen und verlor allen Einfluß; dagegen wußte ihn nun Poppaea Sabina, eine geistreiche und durch Schönheit ausgezeichnete, aber durch und durch lasterhafte vornehme Frau, ganz in ihre Netze zu verstricken. Er entfernte ihren Gemahl M. Salvius Otho, der bisher ein Genosse seiner Ausschweifungen gewesen war, und machte ihn zum Statthalter von Lusitanien. Darauf nahm er Poppaea in seinen Palast, aber das herrschsüchtige Weib trachtete nach nichts Geringerem, als seine Gemahlin zu werden. Dabei war ihr Agrippina, die sich der unglücklichen Octavia aufs wärmste annahm, ein entschiedenes Hinderniß, und sie suchte den Kaiser durch fortwährende Aufreizungen so lange gegen dieselbe zu erbittern, bis er die Ermordung seiner Mutter beschloß. Aber doch wagte er es nicht, sie offen umbringen zu lassen, und gegen Gift war sie zu sehr auf ihrer Hut. Da gab ihm sein Freigelassener Anicĕtus, einer seiner früheren Erzieher, den Rath, ein Schiff bauen zu lassen, welches durch eine besondere Vorrichtung auf dem Meere in Trümmer ginge. Käme sie auf diesem in den Wogen um, so könne ihn kein Verdacht treffen. Begierig ergriff er den Vorschlag. Er veranstaltete ein glänzendes Fest bei Bajae, zu dem er seine Mutter einlud. Bei ihrer Ankunft überhäufte er sie mit Beweisen seiner Zärtlichkeit. Es gelang ihm, sie dadurch so vollständig zu täuschen, daß sie alle Besorgniß vor Nachstellungen verlor. Beim Abschiede umarmte er sie zärtlich und sah ihr noch lange nach, als sie das verhängnißvolle Schiff bestieg, sei es, um die Täuschung zu vollenden, oder daß sich bei dem Anblicke

der dem Tode unbewußt entgegen gehenden Mutter doch noch ein schwacher Funke kindlicher Liebe in ihm regte. Doch der Plan mißlang. Das Schiff wurde allerdings zertrümmert, aber Agrippina erreichte schwimmend einen Fischerkahn, auf dem sie an die Küste gerettet wurde, von wo sie sich nach einem Landhause bringen ließ. Nero wurde von Schrecken ergriffen, als er dies erfuhr; er fürchtete den Zorn seiner Mutter. Eilig ließ er Burrhus und Seneca herbeiholen, aber sie wußten nicht zu rathen; endlich gab er dem Anicetus den Auftrag, die Agrippina zu ermorden. Doch als nun das entsetzliche Verbrechen vollbracht war, wurde der Muttermörder von dem Bewußtsein der Furchtbarkeit seiner Schuld ergriffen. Bald saß er schweigend mit gesenktem Blick da, bald sprang er, von Entsetzen ergriffen, auf. So verbrachte er die Nacht. Er stürzte sich jetzt in einen Taumel unsinniger Lust und beging die ärgsten Thorheiten, um sein Gewissen zu betäuben. Er hielt sich für einen Meister im Wagenrennen und in der Kunst des Gesanges und Citherspiels. Auch Andere sollten ihn bewundern, und er trat daher anfänglich vor wenigen Auserwählten, bald vor einem immer größeren Zuschauerkreise als Sänger und Schauspieler auf. Zuerst hielt ihn noch die Scheu vor Burrhus und Seneca von größeren Thorheiten zurück; als aber Burrhus starb, Tigellinus, ein verworfener Mensch, an seine Stelle trat, und Seneca, der nun allen Einfluß verlor, sich aufs Land zurückzog, da kannte seine Raserei keine Grenzen mehr. Er verstieß Octavia, verbannte sie bald darauf auf Andringen der Poppaea, mit der er sich nun förmlich vermählte, nach Pandataria und ließ sie unter den schändlichsten, durchaus unbegründeten Beschuldigungen hinrichten. Er sank jetzt immer tiefer. Tigellinus veranstaltete in Rom mit ungeheurem Aufwande Feste, bei denen man sich der scheußlichsten Zügellosigkeit ungescheut überließ; der Kaiser aber übertraf Alle noch an schamloser Frechheit. Dabei wurde der Pöbel durch Austheilung von Getreide, Fleisch und Wein, das Heer durch reichen Sold in Ruhe und Unterwürfigkeit erhalten.

Schon längst hatte Nero den Wunsch gehegt, eine besser gebaute Hauptstadt zu haben. Nicht erwiesen ist es freilich, daß er selbst der Urheber der furchtbaren Feuersbrunst war, die am 19. Juli 64 zwischen dem cälischen und palatinischen Hügel ausbrach. Dieselbe wüthete sechs Tage und sieben Nächte und legte den größten Theil der Stadt in Asche. Eine Menge alter ehrwürdiger Tempel und unersetzliche Schätze der Kunst und Wissenschaft gingen zu Grunde. Unbekannte Leute drangen mit brennenden Fackeln in die Häuser ein und trieben überall die zurück, welche die Flammen löschen wollten. Nero selbst sah dem furchtbaren Schauspiele von einem erhabenen Platze, dem Thurme des Maecenas, zu, ergötzte sich, wie er sagte, an der Pracht der Flammen und sang in theatralischem Aufzuge zur Cither Verse auf die Zerstörung Trojas. Das Volk murrte laut, und vergebens suchte er dasselbe dadurch zu beschwichtigen, daß er in der Eile durch Errichtung vorläufiger Gebäude für das Unterkommen der Obdachlosen sorgen, Hausgeräthe aus Ostia und den benachbarten Landstädten herbeischaffen ließ und den Preis des Getreides herabsetzte. Er schob deshalb die Schuld des Brandes auf die Christen, weil er wußte, daß dieselben dem Volke verhaßt waren, und schaarenweise wurden die Unglücklichen ergriffen und unter ausgesuchten

Martern getödtet. Er ließ sie in Thierfelle nähen und Hunde auf sie hetzen; Andere wurden zwischen Bretter gebunden und durchgesägt, Andere ans Kreuz geschlagen, noch Andere mit brennbaren Stoffen bestrichen und dann angezündet, um bei einem Wagenrennen, das er in seinen Gärten veranstaltete, die Bahn zu erleuchten.

Nun ließ er Rom prächtiger wieder aufbauen. Die Straßen wurden gerader und breiter, die Häuser schöner; vor Allem aber glänzte Neros neuer Palast, sein „goldenes Haus", das später von Vespasianus (§. 70) zerstört, von Domitianus aber wieder hergestellt wurde. Dasselbe nahm nicht nur den ganzen Palatinus, sondern auch noch einen Theil des Esquilinus bis zum esquilinischen Thore ein, und überstrahlte Alles an Pracht und Herrlichkeit. Seen, umgeben von Lusthäusern, Wiesen, Gärten, Bäder, Wälder, mit Wild aller Art angefüllt, gehörten zu dem Wunderbau. Gold, Edelsteine, Perlen, kostbare Muscheln waren überall in unglaublicher Masse verschwendet. Auf alle Weise verschaffte sich Nero die Mittel zu dem kolossalen Unternehmen. Die Provinzen, die Tempel Griechenlands und Asiens wurden ausgeplündert und ihrer Bildsäulen und Schätze beraubt; ja, selbst dem Heere wurde der Sold entzogen. Dies Alles führte endlich 65 n. Chr. eine Verschwörung herbei, durch welche der milde C. Piso auf den Thron erhoben werden sollte. Doch sie wurde entdeckt, und dies verschaffte dem Tyrannen Gelegenheit, sich auch von Seneca zu befreien, der ihm längst lästig geworden war. Derselbe wurde der Theilnahme an der Verschwörung beschuldigt, und Nero ließ ihm befehlen, sich zu tödten. Der Greis ging dem Tode mit der Ruhe eines Weisen entgegen. Er tröstete seine jammernden Freunde, umarmte seine treue Gattin Paullina, und da sie sich entschlossen zeigte, ihn nicht zu überleben, ließen sich Beide gleichzeitig die Adern öffnen. Das Blut des Greises floß nur langsam, und er ließ sich deshalb durch die Dämpfe eines heißen Bades ersticken, Paullina aber wurde auf Befehl des Nero, der befürchtete, ihr Tod werde einen üblen Eindruck hervorbringen, verbunden und am Leben erhalten. Piso tödtete sich selbst. Auch Thrasea Paetus wurde im J. 66 ein Opfer der Grausamkeit Neros.

Dieser fuhr indessen mit seinen Thorheiten ungestört fort; er trat sogar in Rom selbst im Theater öffentlich als Sänger und Schauspieler auf, und durch eine große Schaar gedungener Klatscher ließ er sich Beifall spenden. Selbst Poppaea machte ihm einmal über seine Thorheiten Vorwürfe; darüber aber gerieth er in die heftigste Wuth und trat sie mit Füßen, daß sie starb (65). Nachher ließ er ihren Leichnam einbalsamiren, veranstaltete ein prächtiges Leichenbegängniß und hielt ihr selbst die Leichenrede, in der er freilich nur von ihrer Schönheit und dergleichen, nichts von ihren Tugenden zu rühmen wußte. Dann unternahm er eine Reise nach Griechenland und ließ dort in einem und demselben Jahre die olympischen, isthmischen, pythischen und nemeischen Spiele feiern, damit die Griechen in allen seine Kunst bewundern könnten. Sie erkannten ihm den Preis im Gesang und im Wagenlenken zu, obgleich er bei den olympischen Spielen vom Wagen gefallen war, und zum Dank dafür erklärte er Griechenland für frei. Das hinderte ihn aber nicht, reiche Leute ohne allen Grund hinrichten zu lassen, bloß um sich ihrer Schätze zu bemächtigen, und die Tempel zu plündern. Bei seiner

Rückkehr nach Rom feierte er dann wegen seiner künstlerischen Siege einen glänzenden Triumph auf demselben Wagen, auf dem einst Augustus einen Triumphzug gehalten hatte, im Purpurgewande und den olympischen Siegeskranz auf dem Haupte.

Vierzehn Jahre lang hatte er bereits geherrscht, da brach das Verhängniß über ihn herein. Ein vornehmer Gallier, Julius Vindex, der damals Statthalter im belgischen Gallien war, ein verständiger, kriegserfahrener und für Freiheit und Ehre beseelter Mann, erhob daselbst im J. 68 einen Aufstand, der mit reißender Schnelligkeit um sich griff. Doch nicht für sich selbst suchte er die Herrschaft, sondern er forderte den zwei und siebzigjährigen Servius Sulpicius Galba, einen strengen und sparsamen Mann, der Statthalter im tarraconensischen (nordöstlichen) Spanien war, auf, sich zum Kaiser zu erheben. Dieser wurde alsbald (im April) von seinem Heere zum Imperator ausgerufen, und auch Otho erklärte sich für ihn. In Gallien hatte Vindex bereits ein bedeutendes Heer um sich gesammelt; als er aber bei Besançon mit Virginius Rufus, dem Befehlshaber der Truppen am Oberrhein, zusammenkam, um diesen für sein Unternehmen zu gewinnen, geriethen die Heere Beider in Streit; Vindex wurde geschlagen und gab sich verzweifelnd selbst den Tod. Doch während nun Galba gegen Rom vordrang, erklärten sich auch die Praetorianer, von einem ihrer Befehlshaber, Nymphidius, durch große Versprechungen im Namen Galbas bewogen, für ihn. Nero, der anfänglich den Aufstand sehr leicht genommen hatte, sah sich nun plötzlich von Allen verlassen, und kam so zu der traurigen Ueberzeugung, daß es um ihn geschehen sei. Er konnte zu keinem Entschlusse kommen. Bald wollte er sich tödten lassen, bald in die Tiber springen; endlich folgte er dem Vorschlage seines Freigelassenen Phaon, sich auf dem nahe bei Rom gelegenen Landgute desselben zu verstecken. Im bloßen Untergewande, mit bloßen Füßen, in einen schlechten Mantel gewickelt, mit verhülltem Haupte und ein Tuch vor das Gesicht haltend, bestieg er ein Pferd und eilte mit nur vier Begleitern aus Rom. Es war eine fürchterliche Nacht, als er die Stadt verließ. Blitze durchzuckten die Finsterniß und machten sein Pferd scheu; aus dem nahen Lager drang ihm das feindselige Geschrei der Soldaten zu Ohren. Ein Reisender, der ihm begegnete, sagte: „Die verfolgen gewiß den Nero"; ein Anderer fragte: „Giebt es in der Stadt nichts Neues von Nero?" Endlich erreichte der Geängstete seine Zufluchtsstätte, aber er wagte nicht, durch den gewöhnlichen Eingang das Landgut zu betreten. Er verbarg sich im Schilfe, während ihm eine Oeffnung durch die Mauer gebrochen wurde, und von brennendem Durste gequält, schöpfte er sich mit der hohlen Hand aus einem Sumpfe Wasser. Am folgenden Tage traf die Nachricht ein, der Senat habe den Galba als Kaiser anerkannt, ihn selbst aber für einen Feind des Vaterlandes erklärt, der nach der Sitte der Vorfahren bestraft, d. h. mit Ruthen zu Tode gepeitscht werden solle. Seine Begleiter drangen in ihn, der schimpflichen Hinrichtung durch freiwilligen Tod zuvorzukommen, aber dazu fehlte es dem feigen Menschen an Muth. „Ach, welch ein Künstler stirbt in mir!" rief er einmal über das andere unter Thränen aus. Erst als Reiter nahten, welche den Auftrag hatten, ihn lebendig gefangen zu nehmen, ergriff er mit zitternder Hand einen Dolch und stieß ihn sich mit Hülfe eines

Sklaven, des Epaphroditos, durch die Kehle, so daß die gleich darauf eindringenden Verfolger ihn schon halb entseelt fanden (11. Juni 68). Er hatte erst das zweiunddreißigste Lebensjahr erreicht, und mit ihm starb das Haus des Augustus gänzlich aus.

---

§. 69. Galba. — Otho. — Vitellius.

Galba zog bald darauf in Rom ein, aber er war nicht der Mann, der sich unter so schwierigen Verhältnissen in der Herrschaft zu behaupten vermocht hätte. Die Praetorianer brachte er durch Strenge und durch Verweigerung der ihnen in seinem Namen versprochenen Geldgeschenke gegen sich auf; die Zuneigung des Volkes verlor er dadurch, daß er die Regierung elenden Günstlingen überließ, die unter seinem Namen Schändlichkeiten verübten. Weil die rheinischen Legionen einen jungen kräftigen Herrscher verlangten, adoptirte er den jungen Piso Licinianus; aber dadurch brachte er Otho, der mit Sicherheit auf die Adoption rechnete, gegen sich auf. Derselbe war bald der erklärte Günstling der Praetorianer, die von ihm die Rückkehr der Zeiten Neros hofften, welche sie immer lebhafter herbeiwünschten. Sie erschlugen (am 15. Januar 69) Galba und Piso, welche auf dem Forum erschienen, um sie zu beschwichtigen, und riefen Otho zum Kaiser aus. Gleichzeitig (schon am 2. Januar) aber hatten die rheinischen Legionen ihrem Feldherrn Vitellius gehuldigt. Otho zog ihnen entgegen, und es kam bei Bedriacum am unteren Oglio, in der Nähe von Cremona, zu einer Schlacht, die einen für ihn ungünstigen Ausgang nahm. Wohl war noch nicht Alles für ihn verloren. Schon zogen ihm von der unteren Donau her neue Legionen zu Hülfe, und auch die Praetorianer waren ihm noch treu; doch er erklärte: um seinetwillen solle das Blut so edler Männer nicht mehr fließen, sein Tod solle den Bürgerkrieg beendigen, und das Bewußtsein werde ihn begleiten, daß so Viele für ihn zu sterben bereit seien. Er ermahnte seinen Bruder, dessen Sohn und seine Freunde, für ihre Sicherheit zu sorgen, richtete ein Trostschreiben an seine Schwester, verbrannte alle Briefe, durch welche Andere hätten in Gefahr kommen können, und vertheilte sein Geld unter seine Leute. Als er hörte, daß man die, welche sich zu retten suchten, ergriff und an der Flucht hinderte, verzögerte er noch seinen Tod, um für ihre Entfernung zu sorgen; dann legte er sich in später Nacht zur Ruhe, und als er bei Tagesanbruch erwachte, durchbohrte er sich mit einem Dolche (16. April 69). Sein Tod wirkte um so ergreifender, je weniger man ihn erwartet hatte. Seine ganze Erscheinung nämlich machte durchaus den Eindruck eines eitlen, weichlichen Menschen, und wahrhaft weibische Sorgfalt verwandte er auf seinen Anzug; er war ein Stutzer der widrigsten Art sein Leben lang gewesen. Um so wunderbarer erschien jetzt sein Heldenmuth, wenngleich es ungewiß ist, ob er sich nicht bloß deshalb das Leben nahm, weil er die Anstrengung eines längeren Kampfes scheute und das Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung nicht

ertragen konnte. Die rauhen Krieger warfen sich weinend auf den entseelten Leichnam und bedeckten seine Hand und seine Todeswunde mit Küssen; Viele stürzten sich, seinem Beispiele folgend, in ihr Schwert.

Vitellius nahm nun Rom in Besitz; aber er war ein durchaus verächtlicher Mensch, der nur durch Gefräßigkeit und Schlemmerei sich auszeichnete. Gleich bei seinem Ankunftsschmause in Rom wurden siebentausend Vögel und zweitausend der seltensten Fische aufgetragen, und so ging es fort. Täglich hielt er drei bis vier Hauptmahlzeiten. Oft lud er sich bei Andern zu Gaste, und die Mahlzeit durfte ihnen dann nicht weniger als 20,000 Thaler kosten. Lebern von Seefischen, Fasanen- und Pfauengehirn, Flamingozungen, Muränenmilch, von Parthien bis zum atlantischen Ocean zusammengeholt, wurden oft zu einem Gerichte gemischt. Um das Geld zur Befriedigung seiner Gefräßigkeit herbeizuschaffen, ließ er reiche Leute hinrichten und ihr Vermögen einziehen; von Andern borgte er sich große Geldsummen und ließ sie dann tödten, und so verpraßte er in den acht Monaten seiner Regierung nicht weniger als neun und vierzig Millionen Thaler. Bald erhoben sich gegen diesen unwürdigen Herrscher die Legionen an der Donau wie die im Morgenlande. Es erschien ihnen als Anmaßung, daß die westlichen Legionen immer ihre Feldherren zu Herrschern erhoben. Sie hielten sich nicht für geringer als das spanische Heer, das den Galba, oder das praetorianische, das den Otho, oder das germanische, das den Vitellius zum Kaiser gemacht hatte. Namentlich herrschte diese Stimmung bei den drei Legionen, die unter Titus Flavius Vespasianus in Palästina standen, ebenso bei den vier Legionen unter dem Statthalter von Syrien, C. Licinius Crassus Mucianus; dieser selbst redete dem Vespasianus zu, sich des Thrones zu bemächtigen. Vespasianus zögerte, aber das Verlangen der Legionen bewog ihn nachzugeben. Am 1. Juli 69 riefen ihn zuerst die beiden Legionen in Aegypten, am 3. auch seine eigenen zum Kaiser aus; bald folgten die übrigen im Orient nach. Mucianus zog ihm voraus nach Europa. Auch die moesischen Legionen, die auf die Nachricht von Othos Tode bei Aquileja stehen geblieben waren, schlossen sich dem Vespasianus an, ebenso die von Antonius Primus aufgewiegelten pannonischen und dalmatischen. Schon ehe Mucianus kam, eilte Antonius Primus mit ihnen nach Italien gegen die dem Vitellius allein treu gebliebenen germanischen Legionen, schlug sie bei Cremona und eroberte und zerstörte diese dem Kaiser treu gebliebene Stadt, ohne daß Vitellius sich in seiner Ruhe und in seiner unsinnigen Schwelgerei stören ließ. Doch als nun auch Spanien, Gallien, Britannien und selbst der größte Theil Italiens von ihm abfielen, wurde er endlich von Schrecken ergriffen und knüpfte Unterhandlungen mit Vespasians Bruder Flavius Sabinus an, welcher Stadtpräfect von Rom war. Gegen ein Jahrgehalt von 500,000 Thalern erklärte er sich bereit abzudanken. Doch damit waren seine Soldaten nicht zufrieden. Sie versprachen ihm allen Beistand, und das gab ihm neuen Muth. Sabinus mußte sich mit den Anhängern Vespasians auf das Capitol flüchten; dasselbe wurde von den Soldaten des Vitellius erstürmt; Sabinus wurde ermordet, und Vespasians Sohn Domitianus, der sich auch in Rom befand, entging nur mit Mühe dem gleichen Schicksal. Nicht einmal den ehrwürdigen Tempel des capitolinischen Jupiter verschonte die wüthende Rotte, und er ging in Flammen auf. Nun aber drangen die siegreichen

Donaulegionen gegen Rom vor und eroberten die Stadt. Die Römer feierten gerade das Fest der Saturnalien, an welchem sich Alle der zügellosesten Freude überließen. Selbst durch das Eindringen der Feinde ließen sie sich in derselben nicht stören. Als wäre es ein bloßer Gladiatorenkampf, so schauten sie dem blutigen Gemetzel in den Straßen zu, bald der einen, bald der anderen der kämpfenden Parteien Beifall klatschend, ja sogar die Flüchtlinge aus ihren Schlupfwinkeln hervorziehend und dem Tode überliefernd, und auf die schauderhafteste Weise mischte sich das Wehgeschrei der Verwundeten und das Gestöhn der Sterbenden mit dem wahnsinnigen Jubel des entarteten Volkes. Vitellius hatte sich in den verborgensten Schlupfwinkel seines Palastes geflüchtet, aber er wurde entdeckt und hervorgezogen. Man band ihm die Hände auf den Rücken, zerriß ihm sein Gewand und schleppte ihn mit einem Strick um den Hals durch die Straßen. Man zwang ihn, anzusehen, wie seine Bildsäulen umgestürzt wurden, und die Begegnenden warfen ihn mit Schmutz und verhöhnten ihn auf alle Weise. Endlich wurde er getödtet (20. December 69) und sein Leichnam mit Haken in die Tiber gezogen; noch längere Zeit aber wurden von den rohen Kriegern, deren Leidenschaften einmal entfesselt waren, die ärgsten Gewaltthätigkeiten verübt. Auch als Mucianus in Rom erschien und die Regierung übernahm, ihm zur Seite der junge Domitianus, der zweite Sohn des Kaisers, wurde es nicht besser, denn Domitianus war selbst ein durchaus sittenloser und tyrannischer Mensch; erst als Vespasianus nach Rom kam, kehrten Ruhe und Ordnung allmählich zurück.

---

§. 70. Die Flavier.

1. T. Flavius Vespasianus.

An Vespasianus erhielt Rom endlich wieder einen guten Kaiser. Er war fünf Jahre vor dem Tode des Augustus im Sabinerlande geboren, und auf seine Erziehung übte besonders Tertulla, seine Großmutter von väterlicher Seite, deren er noch im Alter stets mit Ehrfurcht gedachte, großen Einfluß aus. Er stammte aus einer unberühmten Familie und hatte sich erst allmählich als ausgezeichneter Feldherr emporgeschwungen; dadurch aber war er auch frei geblieben von der Entartung der höheren Stände, und er zeichnete sich durch Einfachheit in der Lebensweise, sittliche Unbescholtenheit, Rechtschaffenheit und Gerechtigkeit aus.

Schon unter Nero war ein furchtbarer Aufstand der Juden ausgebrochen. Nach dem Tode Herodes des Großen (S. 587) hatte Augustus die Länder desselben unter seine Söhne Archelaos, Philippos und Herodes Antipas vertheilt, so daß der erstere Judaea, Idumaea und Samaria, der letztere Galilaea und Peraea, Philippos die übrigen Länder im Osten des Jordan erhielt. Archelaos machte sich jedoch bald durch tyrannische Regierung so verhaßt, daß er von seinen Unterthanen deshalb bei Augustus angeklagt und von diesem im J. 6 n. Chr. nach Vienna in Gallien verwiesen wurde.

Sein Land ward nun mit der Provinz Syrien vereinigt und von Procuratoren verwaltet. Einer derselben war Pontius Pilatus. Auch das Land des Philippos wurde, als derselbe 34 n. Chr. kinderlos starb, zur Provinz Syrien gezogen, drei Jahre später jedoch von Caligula einem Enkel Herodes des Großen, dem Herodes Agrippa I, verliehen. Dieser vereinigte damit, als Herodes Antipas 39 n. Chr. nach Gallien verwiesen wurde, auch dessen Länder, und zwei Jahre später erhielt er das ehemals von Archelaos beherrschte Gebiet, so daß er nun unter dem Namen eines Königs über ganz Palästina regierte. Nach seinem Tode aber (44 n. Chr.) wurde das Land wieder mit Syrien vereinigt und von römischen Procuratoren verwaltet; nur die Länder des Philippos erhielt später Agrippas Sohn Herodes Agrippa II. wieder, und mit ihm starb 100 Jahre n. Chr. das Geschlecht des Herodes gänzlich aus. Die römischen Procuratoren verwalteten das Land zum Theil mit großer Härte und ließen sich vielfache Ungerechtigkeiten zu Schulden kommen. Dadurch wurde das römische Joch den Juden immer verhaßter; noch dazu war im ganzen Orient die Sage verbreitet, daß in jener Zeit von Judaea die Herrscher der Welt ausgehen würden, was die Juden auf das mächtige Reich bezogen, das nach ihrer fleischlichen Hoffnung der Messias gründen sollte. Die Empörung des Judas Galilaeus, der sich gleich nach dem Tode Agrippas I. erhob, wurde zwar schnell unterdrückt, aber wiederholt standen falsche Propheten auf, die das Volk zu Mord und Empörung verleiteten; Räuberschaaren, die Sicarier, durchzogen Gräuel aller Art verübend das Land, und im J. 66 brach endlich ein furchtbarer allgemeiner Aufstand gegen die Römer aus, in welchem Anfangs die Juden die entschiedensten Erfolge erfochten. Erbittert über die Grausamkeit und Willkür des Procurators Gessius Florus, der selbst den Tempelschatz nicht verschonte, verschanzte die Partei der Zeloten (Eiferer), welche in Jerusalem über die Gemäßigten die Oberhand hatte, den Tempelberg und zerstörte die Verbindung desselben mit der römischen Burg Antonia. König Agrippa II., der vermitteln wollte, mußte Jerusalem verlassen. Die Aufrührer aber erstürmten nun die Felsenburg Massada am todten Meere; in Jerusalem eroberten die von Eleazar, dem Sohne des Hohenpriesters Ananias, geführten Zeloten die Burg Antonia; die Truppen des Königs und der gemäßigten Partei erhielten freien Abzug; die römische Besatzung wurde hier wie in Massada niedergemetzelt. Die Römer rächten sich dadurch, daß sie allenthalben im Lande, ja, selbst in Aegypten, über die Juden herfielen; in Caesarea allein wurden 20,000, in Alexandria 50,000 ermordet. Der syrische Statthalter Cestius Gallus zog selbst gegen Jerusalem und belagerte die Stadt. Schon wollten ihm die Gemäßigten die Thore öffnen, als er unerwartet die Belagerung aufhob und anderthalb Meilen von Jerusalem bei Gibeon ein festes Lager bezog. Dadurch ermuthigt, griffen ihn die Juden an und zwangen ihn, sich mit großem Verlust nach der Küste zurückzuziehen. Er sandte den Bericht über diese Unfälle nach Rom; er selbst starb kurz darauf, wie Tacitus meint, aus Gram über sein Mißgeschick. Jetzt führten die Zeloten in Jerusalem eine wahre Schreckensregierung ein; die dortigen Christen aber flohen nach der Stadt Pella, die in dem Gebiete des Königs Agrippa lag. — Um den Aufstand endlich zu unterdrücken, sandte Nero den Vespasianus, der sich bereits in Britannien und

Germanien im Kriege ausgezeichnet hatte, nach Palästina, und derselbe eröffnete im Frühling 67 den Krieg mit einem 60,000 Mann starken Heere.

Mit Feuer und Schwert Alles verwüstend, drang er durch Galilaea vor. Nach fast zweimonatlichem Widerstande fiel dort die von Flavius Josephus, dem nachmaligen Geschichtschreiber dieses Krieges, heldenmüthig vertheidigte Bergveste Jotapata durch Verrath in seine Gewalt; Josephus selbst gerieth in Gefangenschaft. Kurz darauf wurde auch Joppe, Tiberias, Gamala eingenommen, das letztere durch des Vespasianus Sohn, der gleichfalls Titus Flavius Vespasianus hieß, gewöhnlich aber Titus genannt wird. Das durch Johannes, eins der drei furchtbarsten Häupter der Zelotenpartei, vertheidigte Giscala wurde durch Unterhandlung gewonnen. Erst nachdem auch Peraea unterworfen, Jericho besetzt und ein verheerender Zug nach Idumaea unternommen war, rückte Vespasianus gegen Jerusalem vor. Die Belagerung dieser stark befestigten Stadt überließ er jedoch, da er zum Kaiser ausgerufen wurde, seinem Sohne Titus. Er selbst begab sich nach Aegypten, und in Alexandria empfing er die Nachricht, daß Senat und Volk ihn als Kaiser anerkannt hätten.

Nun kehrte er nach Rom zurück und übernahm selbst die Regierung. Vor Allem schaffte er die Anklagen wegen Majestätsverbrechen ab, die über so viele Familien schon namenloses Unglück gebracht hatten. Der unsinnigen Schwelgerei stellte er sich durch eigenes Beispiel wirksam entgegen, indem er auch als Kaiser seine bisherige einfache Lebensweise beibehielt. Dem Senat, dessen Ansehen er wie das des Ritterstandes dadurch erhöhte, daß er unwürdige Mitglieder aus beiden entfernte und sie durch die angesehensten Männer aus Italien und den Provinzen ergänzte, gab er die Rechte zurück, die ihm seit Tiberius entzogen waren; die gesunkene Mannszucht im Heere stellte er mit weiser Strenge wieder her. Das Einzige, was man ihm vorwarf, war zu große Liebe zum Gelde, die aber in der That nichts gewesen zu sein scheint als Sparsamkeit, welche um so nöthiger war, da er bei seinem Regierungsantritt ein Deficit von zweitausend Millionen Thaler vorfand. Seine Sparsamkeit hinderte ihn jedoch nicht, Rom mit prächtigen Gebäuden zu schmücken. So erbaute er in der Nähe des Forums einen herrlichen Tempel der Friedensgöttin; er sorgte für den Wiederaufbau des eingeäscherten Capitols; der großartigste Bau aber, den er ausführen ließ, war ein kolossales Amphitheater, von dem noch weiter die Rede sein wird. Ebenso beförderte er Wissenschaft und Kunst durch Besoldung griechischer und römischer Rhetoren und Unterstützung von Künstlern; Wahrsager und Sterndeuter aber verbannte er aus Rom, weil sie den Aberglauben beförderten.

Auch nach außen hin war seine Regierung glücklich. Schon während der Regierung des Vitellius hatten sich im Sommer 69 die Batäver, ein germanischer Volksstamm, welcher auf der vom Rhein, der Waal und der Maas umflossenen Insel wohnte und zu den römischen Bundesgenossen gehörte, unter Anführung des Claudius Civilis erhoben, um ihre Unabhängigkeit wieder zu erkämpfen. Civilis war erbittert darüber, daß der niederrheinische Statthalter nicht nur ihn selbst wegen seiner Freiheitsbestrebungen gefangen nach Rom geschickt hatte, sondern auch während seiner Gefangenschaft, aus welcher er erst durch Neros Sturz befreit war, seinen Bruder hatte ermorden

lassen. Durch fünfundzwanzigjährigen Dienst im römischen Heere hatte er die Kriegskunst der Römer kennen gelernt; dabei besaß er große Kühnheit, Entschlossenheit und Geistesgegenwart. Man hat ihn wohl mit Hannibal verglichen, dem er auch äußerlich darin ähnlich war, daß er nur ein Auge hatte. Er gab sich zu Anfang den Schein, als habe er die Waffen nur für Vespasianus gegen Vitellius ergriffen, dessen schwache, am Rhein zurückgebliebene Truppen er wiederholt schlug. Nun schlossen sich ihm auch die benachbarten deutschen Stämme, zunächst die Caninefaten und Friesen, an; die in den römischen Besatzungen dienenden batavischen Cohorten gingen allenthalben zu ihm über, und so stand er bald an der Spitze eines bedeutenden Heeres. Die meisten römischen Castelle am Rhein, außer Vetera (Xanten), das er vergebens belagerte, kamen in seine Gewalt. Auch die im nördlichen Westfalen zu beiden Seiten der Ems nach Süden bis zur Lippe hin wohnenden Bructerer und die Chatten in Thüringen, Hessen, an der Lahn und am Rhein, schlossen sich ihm an, und die Siegesweissagungen und Ermunterungen der von den Germanen hoch verehrten Seherin Vellĕda gaben dem Aufstande eine immer größere Ausdehnung. Nach der Schlacht bei Cremona (S. 598) trat Claudius Civilis offen mit seinen Absichten hervor. Die Römer sollten ganz aus jenen Gegenden vertrieben, auch Gallien sollte frei werden. Jetzt fielen auch mehrere gallische Stämme ihm zu, und drei angesehene Gallier, der Lingone Julius Sabinus, der sich rühmte von Caesar abzustammen, und die Trevirer Classicus und Tutor, verschworen sich mit ihm zur Gründung eines unabhängigen gallischen Staates. Die römischen Legionen zu Cöln und Mainz schworen dem neuen Reiche Treue; mit ihrer Hülfe eroberte und zerstörte Civilis Vetera, Cöln aber wurde zur Bundesstadt erhoben. Julius Sabinus ließ sich bereits Kaiser des neuen Reiches nennen. Doch die Sequaner, die den Römern treu geblieben waren, ergriffen nun die Waffen gegen Sabinus und schlugen ihn gänzlich, und ein von Mucianus, dem Stellvertreter Vespasians in Rom, nach Gallien gesandtes Heer von vier Legionen unter Petilius Cerealis schlug die Trevirer bei Bingen und bei Trier und brachte sie völlig zum Gehorsam zurück. Julius Sabinus hatte sich nach seiner Niederlage nur dadurch gerettet, daß er ein Landhaus, wohin er sich geflüchtet hatte, in Brand stecken und dann das Gerücht aussprengen ließ, er habe in den Flammen freiwillig den Tod gesucht. Er verbarg sich aber in einer Höhle, und nur seine treue Gattin Epponina kannte seinen Aufenthaltsort. Neun Jahre brachte er dort zu, und Epponina, die ihm in die traurige Einsamkeit folgte, nachdem sie vergebens ihm beim Kaiser Begnadigung zu erwirken versucht hatte, war sein einziger Trost. Endlich wurde sein Versteck verrathen, und Vespasianus ließ mit ungewohnter Härte ihn und Epponina hinrichten. Civilis setzte übrigens auch nach der Unterwerfung der Gallier den Kampf gegen Rom fort, und obgleich er sich zuletzt (70) zum Frieden entschließen mußte, zu dem jetzt selbst Velleda rieth, so war doch derselbe für ihn noch immer günstig genug, denn die Bataver wurden nur, was sie schon vor dem Kriege gewesen waren, tributfreie Bundesgenossen der Römer.

Dem Aufstande der Juden machte bereits 70 n. Chr. die Zerstörung Jerusalems ein Ende. In der unglücklichen Stadt selbst bekämpften sich

drei Parteien. Die wüthendsten Eiferer, 2400 Mann, hatten sich unter Eleazar, dem Sohne Simons, auf dem Tempelberge festgesetzt; Simon, des Joras Sohn, war mit 15000 Mann im Besitze der Oberstadt und eines Theiles der Unterstadt; zwischen Beiden in der Mitte war Johannes von Giscala mit 6000 Mann, und alle drei Parteien wütheten mit Feuer und Schwert gegen einander. Nachdem Titus die Stadt vergebens hatte zur Unterwerfung auffordern lassen, erstürmte er in vierzehn Tagen die äußerste der drei Mauern Jerusalems und damit die Neustadt, in fünf Tagen die zweite Mauer, und suchte dann durch enge Einschließung die Belagerten zur Uebergabe zu zwingen. Bald entstand in der von Menschen angefüllten Stadt die furchtbarste Hungersnoth, und ausbrechende Seuchen vollendeten das Elend. Wie gräßlich dasselbe war, erkennt man daraus, daß Eleazars Tochter Maria ihr eigenes Söhnlein tödtete und es dann briet, um mit dem Fleische desselben ihren Hunger zu stillen. Gern hätte Titus den Tempel gerettet, aber ein Soldat warf bei der Bestürmung der Stadt Feuer in denselben, und so ging er in Flammen auf. Endlich, nach unsäglicher Anstrengung, gelang den Römern die Erstürmung, nachdem Hunderttausende der Belagerten ihren Tod gefunden hatten (10. August 70). Die Stadt wurde der Erde gleich gemacht, und so ging in Erfüllung, was der Heiland schon vor seinem Tode geweissagt hatte: „Sie werden dich schleifen und keinen Stein auf dem andern lassen." Auch nach der Zerstörung Jerusalems währte der Kampf noch fort, und erst nach dem Falle der drei Besten Herodion, Machaerüs und Massada, 72 n. Chr., war die Eroberung Judaeas beendigt. Seitdem waren die Juden als Volk vernichtet und wurden unter alle Völker der Erde zerstreut, dem Sieger aber fiel eine reiche Beute in die Hände. Er hielt bei seiner Rückkehr in Rom einen glänzenden Triumphzug, bei welchem auch die heiligen Tempelgefäße aufgeführt wurden, ebenso die beiden Häupter der Zeloten, Simon und Johannes, von denen der erstere nachher hingerichtet wurde, der zweite im Gefängniß starb. Das Andenken jenes Triumphzuges ist noch bis heute erhalten durch einen prächtigen marmornen Triumphbogen, der mit schönen Basreliefs geschmückt ist, welche Darstellungen der jüdischen Religionsgebräuche und der heiligen Tempelgefäße enthalten. Die letzteren selbst wurden später in den bereits erwähnten Tempel der Friedensgöttin gebracht.

Im J. 78 wurde von Cn. Julius Agricola auch der Krieg in Britannien von Neuem begonnen. Durch Leutseligkeit, Milde und Gerechtigkeit wußte Agricola die römische Herrschaft daselbst zu befestigen und die Briten für Annahme der römischen Bildung zu gewinnen.

Zehn Jahre hatte Vespasianus bereits über das Reich regiert, als er plötzlich, zum ersten Male in seinem Leben, erkrankte. Er ließ sich jedoch dadurch von der Sorge für die Regierungsgeschäfte nicht abhalten und empfing sogar liegend Gesandtschaften. Als er sein Ende nahe fühlte, sprang er plötzlich von seinem Lager auf, und mit den Worten: „Ein Imperator muß stehend sterben", sank er leblos zusammen (24. Juni 79). Er hatte sein siebzigstes Lebensjahr erreicht.

2. Titus.

Auf Vespasianus folgte sein Sohn **Titus**, dem er schon während seines Lebens die eigentliche Regierung meistentheils überlassen hatte. Man sah der Herrschaft desselben eben nicht mit Vertrauen entgegen, denn man hatte ihm manche Härte und wohl selbst Ungerechtigkeiten, ebenso Schwelgerei und zügelloses Leben vorzuwerfen; aber als Kaiser war er die Milde und Leutseligkeit selbst. Allen war er zugänglich; Niemand, sagte er, müsse vom Kaiser traurig weggehen, und er hielt jeden Tag für verloren, an welchem er keinem Menschen Gutes erwiesen hatte. Das dankbare Volk nannte ihn deshalb „die Liebe und Wonne des Menschengeschlechts". Rom genoß unter ihm der vollkommensten Ruhe, aber furchtbare Unglücksfälle, die nur durch ihn gemildert wurden, suchten das Land heim.

Am 24. August 79 erfolgte ein furchtbarer Ausbruch des Vesuv, der seit undenklichen Zeiten geruht hatte. Der jüngere Plinius (S. 620), hat das schreckliche Ereigniß in zwei Briefen an den Geschichtschreiber Tacitus meisterhaft geschildert. Man bemerkte zuerst eine Wolke von ungewöhnlicher Größe, die sich in Gestalt einer Pinie aus dem Vesuv erhob und Erde und Steine mit sich führte. An mehreren Orten stiegen hohe Feuersäulen aus dem Vesuv empor. Die Häuser begannen durch die häufigen Erdstöße zu wanken, und nicht ohne Gefahr konnte man in ihnen verweilen; im Freien dagegen war das Fallen der Bimssteine gefährlich. Dabei herrschte die dichteste Finsterniß, nur durch Fackeln und Lichter erhellt, als es schon längst Tag geworden war. Das Meer war in der furchtbarsten Aufregung. Auch in Misenum, wo sich der jüngere Plinius befand, spürte man ein starkes Erdbeben. Eine schwarze Wolke erhob sich von der Landseite her; schreckliche Blitze zuckten aus ihr hervor; dann senkte sie sich auf die Erde nieder, bedeckte das Meer und verhüllte Capreae und das Vorgebirge von Misenum. Bald fiel auch Asche hernieder, und nun wurde es so finster, als wenn in einem verschlossenen Raume das Licht ausgelöscht wird. Dadurch entstand die entsetzlichste Verwirrung. Weiber und Männer schrieen, Kinder wimmerten. Manche meinten, die letzte ewige Nacht sei hereingebrochen. Auch an Solchen fehlte es nicht, die durch erlogene Schreckensnachrichten die Angst noch vergrößerten. Der Aschenregen fiel so dicht, daß man fast verschüttet wurde. Endlich löste sich die Finsterniß in Nebel auf; es wurde Tag; die Sonne kam hervor, aber ganz trübe, wie bei einer Sonnenfinsterniß. Und welcher Anblick bot sich nun dar! Alles war hoch mit Asche wie mit Schnee bedeckt, und die Städte Herculanum, Pompeji und Stabiae waren von der Erde verschwunden.

Fast siebzehn Jahrhunderte lang kannte man nicht einmal die Stätte, wo sie gestanden hatten. Die erste Spur fand man im J. 1711. Auf dem Gute des Prinzen Emanuel von Lothringen entdeckte man nämlich beim Graben eines Brunnens schöne antike Frauenstatuen, die der Livia als Priesterin des Augustus, die einer Jungfrau und die einer Matrone, welche man für die Schwester und die Mutter des Caligula hält. Man fand so das Theater von **Herculanum**; später wurden ein Jupitertempel und mehrere Privathäuser ausgegraben, und man fand daselbst eine Menge von Bildsäulen,

700 Gemälde und 1700 Bücherrollen, außerdem viele goldene, silberne und broncene Geräthe. König Karl III. von Spanien (als König beider Sicilien Karl VII.) ließ im Jahre 1736 in Portici ein Lustschloß bauen, und bei dieser Gelegenheit wurden die Nachgrabungen auf der Stätte von Herculanum so reichlich belohnt, daß sie vom Jahre 1738 an planmäßig fortgesetzt wurden. Im J. 1748 fand man in geringer Entfernung von dem Dorfe Torre dell' Annunziata auch Pompeji auf, und nun begann man auch dort mit den Ausgrabungen. In Herculanum waren dieselben jedoch mit mannigfachen Schwierigkeiten verknüpft; denn Asche und Lava waren bis in die Häuser hineingedrungen, und alles Holzwerk war verkohlt. Noch ist erst ein sehr kleiner Theil ausgegraben; denn da über der 68 bis 100 Fuß hohen Lava- und Aschenschicht, welche die Stadt bedeckt, die Städte Portici und Resina erbaut sind, so konnten, um dieselben vor dem Einsturz zu sichern, die Nachgrabungen nur wie in einem Bergwerk geschehen, und man mußte den größten Theil wieder zuschütten. Dagegen konnte man das nur wenige Fuß hoch mit leichter Asche bedeckte Pompeji ungehindert ausgraben. Etwa die Hälfte der Stadt ist bis jetzt aufgedeckt, und man lernte so nicht nur die Bauart der römischen Privatgebäude durch eigene Anschauung kennen, sondern man konnte auch in die Wohnungen der alten Römer eindringen, die noch ganz so dastanden, wie sie dieselben verlassen hatten.

Zuerst wurde das Forum aufgegraben, ein länglich viereckiger Platz, umgeben mit einer dorischen Säulenhalle und mit einer Menge öffentlicher Gebäude, Tempel und Hallen. Weiter nordwärts fand man den Tempel des Hercules, der Fortuna, der Isis, des Aesculap, das Theater, und neben demselben ein kleineres, das ursprünglich wie das Odeum überdacht war; weiter entfernt entdeckte man das Amphitheater und Bäder, vor der Stadt an der Straße nach Herculanum neben einander liegend die Grabmäler und Villen, unter anderen die Villa des Cicero. Die Wohnhäuser der Stadt sind meistentheils klein und nur ein Stockwerk hoch, jedoch im Innern fast alle sehr behaglich eingerichtet. Selbst in den Häusern der Handwerker fand man in den Zimmern Mosaikfußböden und die Wände mit schönen, noch durchaus wohl erhaltenen Malereien geschmückt. Ihr Licht erhielten die Zimmer meistentheils durch die offene Thür. Besonders wichtig war auch die Auffindung einer Menge von Candelabern, Lampen, Vasen und Geräthschaften aller Art von Bronce und gebranntem Thon, indem die Kenntniß derselben wegen der Schönheit, Einfachheit und Reinheit ihrer Formen veredelnd auf den neueren Kunstgeschmack eingewirkt hat. Im Jahre 1828 grub man unter Anderem fünf gläserne Becher mit durchaus schön erhaltenen Oliven aus; 1831 fand man das herrlichste aller antiken Mosaikgemälde, die „Alexanderschlacht". Die meisten dieser Kunstschätze werden jetzt im Museo Nazionale, dem ehemaligen Museo Borbonico, zu Neapel aufbewahrt, und noch immer werden die Nachgrabungen mit Erfolg fortgesetzt. Die Menschen scheinen sich bei dem Untergange Pompejis meistentheils gerettet zu haben, denn man fand in der Stadt, welche etwa 40,000 Einwohner hatte, nur etwa hundert Gerippe.

Außer diesem Unglück wurde Rom während der Regierung des Titus noch von einer dreitägigen Feuersbrunst und von verheerenden Seuchen heimgesucht. Ueberall suchte der menschenfreundliche Kaiser zu trösten und zu helfen,

wo er konnte. Unter diejenigen, welche sich bei dem Ausbruche des Vesuv gerettet hatten, ließ er die Hinterlassenschaft derer vertheilen, die, ohne Kinder zu hinterlassen, dabei ihren Tod gefunden hatten; er unterstützte sie sogar aus seinem eigenen Vermögen.

Leider war seine Regierung nur von kurzer Dauer. Zur Einweihung der prächtigen Bäder, die er zum Vergnügen und zur Erholung des Volkes erbauen ließ (S. 615), und des von seinem Vater erbauten Amphitheaters veranstaltete er hundert Tage lang dem Volke herrliche Schauspiele. Gleich nach Beendigung derselben wurde er von einem hitzigen Fieber ergriffen, das am 13. September 81 seinem Leben ein Ende machte. Die Trauer über seinen Verlust war allgemein, und mehr noch als bei seinem Leben, erkannte man jetzt, was Rom an ihm besessen hatte.

3. Domitianus.

In der That hatten die Römer die gegründetste Ursache zur Trauer; denn auf Titus folgte sein in allen Dingen ihm unähnlicher Bruder Titus Flavius Domitianus. Derselbe war am 24. Oct. 51 geboren. Obgleich nicht ohne Sinn für Wissenschaft und von nicht unbedeutender Bildung, war er doch roh und träge und so tückisch, daß er dem Vater wie dem Bruder nach dem Leben trachtete; es verbreitete sich sogar das Gerücht, er habe den edlen Titus vergiftet, obgleich dieser ihm stets vertrauensvoll entgegen kam und sich nie an ihm zu rächen suchte. Der Anfang seiner Regierung versprach allerdings viel Gutes. Er war streng gegen ungerechte Richter und wies Verleumdungen entschieden zurück; bald aber legte er die Maske ab und zeigte sich, gestützt auf das Heer, das er durch Solderhöhung, und den Pöbel, den er durch Geldspenden und glänzende Feste gewann, als einen vollendeten Tyrannen. Eine große Anzahl von Senatoren ließ er unter den nichtigsten Vorwänden ermorden, einen z. B. deshalb, weil er den Geburtstag des Kaisers Otho gefeiert hatte, der sein Vatersbruder war, einen andern, weil er einen seiner Sklaven Hannibal genannt hatte, und so beraubte er den Staat seiner vorzüglichsten Männer. Einen Bürger, der sich im Amphitheater ein mißbilligendes Urtheil über einen Gladiator erlaubte, ließ er den Hunden vorwerfen und von denselben zerreißen. Seine Gemahlin Domitia verstieß er, weil sie vertrauten Umgang mit einem beliebten Schauspieler Namens Paris hatte. Kurze Zeit darauf versöhnte er sich mit ihr, unter dem Vorgeben, daß das Volk es dringend fordere, den Paris aber ließ er hinrichten, und ebenso einen Schüler desselben, der fast noch ein Kind war, bloß weil derselbe dem Paris ähnlich war. Er ließ sogar die oberste Vestalin lebendig begraben, obgleich Niemand sie einer Schuld zeihen konnte. Wer dem Tode entging, den schickte er in die Verbannung. So verbannte er alle Philosophen aus Rom und Italien. Dabei suchte er die Opfer seiner Grausamkeit oft durch tückische Freundlichkeit zu täuschen. So ließ er einmal einen Hofbeamten zu sich kommen, ließ ihn bei Tische neben sich sitzen und schickte ihm noch Speisen von der Tafel ins Haus. Heiter und nichts Böses ahnend, ging der Mann fort, aber am anderen Tage ließ ihn Domitianus ans Kreuz schlagen.

Seiner Grausamkeit kam seine Verschwendung gleich. Mit ungeheurem Aufwande veranstaltete er Spiele im Amphitheater und im Circus, selbst Seeschlachten und Kämpfe nicht bloß von Männern, sondern auch von Weibern. Ja, er ließ nahe bei der Tiber einen See ausgraben, auf welchem ganze Flotten zur Belustigung des Volkes mit einander kämpfen mußten. Ebenso erbaute er mehrere Tempel und ein prächtiges Forum. Durch dies Alles und durch den Sold, welchen die Truppen empfingen, wurde der Staatsschatz erschöpft, und er suchte nun auf alle Weise wieder Geld herbeizuschaffen. Die Güter Lebender und Verstorbener riß er an sich; ein unbedachtsames Wort reichte hin, um den, der es gesprochen hatte, seiner Habe zu berauben, und wenn Jemand von einem Verstorbenen sagte, derselbe habe bei Lebzeiten einmal geäußert, der Kaiser sei sein Erbe, so war dies genügend, um die Erbschaft in Beschlag zu nehmen.

Auch nach außen war Domitians Regierung für das Reich unglücklich. Julius Agricola hatte die Eroberung **Britanniens** bis zu den beiden Meerbusen bei Edinburgh und Glasgow (dem Frith of Forth und dem Frith of Clyde) vollendet und sicherte durch daselbst angelegte Befestigungen das Land gegen die Raubeinfälle der Bewohner Hochschottlands; ja, er drang sogar über jene Grenze hinaus in die hochschottischen Gebirge ein, umschiffte mit einer Flotte Schottland und kam bis zu den Orkneys. Aber der Kaiser rief ihn, neidisch auf seinen Kriegsruhm, im J. 85 von seiner Siegeslaufbahn ab. Acht Jahre lang lebte Agricola nun in gänzlicher Zurückgezogenheit, und als er starb, war das Gerücht verbreitet, er sei auf Veranstaltung des Kaisers vergiftet worden. Bald nach der Abberufung des Agricola erhoben sich die **Dacier** an der unteren Donau unter ihrem Oberkönige oder Decebälus Diurpaneus, und nach mehrjährigem Kampfe (86—91) sah sich Domitianus, der inzwischen auch von den mit ihnen verbündeten Markomannen geschlagen war, genöthigt, ihnen einen jährlichen Tribut zu bewilligen. Dennoch feierte er einen lächerlichen Triumph; ja, er trieb die Eitelkeit so weit, daß er sich „Gott" nennen und sich auf dem Capitol goldene und silberne Bildsäulen errichten ließ.

In den letzten drei Jahren seiner Regierung kannte seine boshafte, schadenfrohe Grausamkeit keine Grenzen mehr; da schlug endlich auch seine Stunde. Seine Gemahlin **Domitia**, die ihn haßte, fand unter seinem Kopfkissen eine Liste von solchen, denen er den Tod bestimmt hatte; unter ihnen waren auch die beiden Obersten der Praetorianer und mehrere seiner vertrautesten Hofbeamten. Da bildete sich auf Anstiften der Domitia unter seinen Hofbeamten eine Verschwörung, und er wurde nach verzweifeltem Widerstande am 18. September 96 von einem Freigelassenen und drei Verschwornen in seinem Schlafgemache ermordet. Mit ihm erlosch das Geschlecht der Flavier.

§. 71. Die guten Kaiser des zweiten Jahrhunderts.

Nach dem Tode des Domitianus kamen für Rom wieder bessere Zeiten. Es folgte auf ihn eine Reihe edler Kaiser, die durch ihre Tugenden den gänzlichen Verfall des Reiches wenigstens verzögerten, wenn sie ihn auch nicht zu verhindern vermochten.

Die Verschwornen erhoben den alten ehrwürdigen Senator M. Coccejus Nerva auf den Thron; der Senat erkannte ihn mit Freuden an, und auch die Praetorianer ließen seine Wahl gelten. Er beschränkte den Aufwand der öffentlichen Spiele, ließ arme Kinder auf seine Kosten erziehen, und die Anklagen wegen Majestätsverbrechen schaffte er ganz ab. Nur zu schwach war der alte Mann, um den Bösen überall mit Entschiedenheit entgegenzutreten. Er haßte und verabscheute die schändlichen Angeber, die unter Domitianus so viel Unheil angerichtet hatten, aber nur wenige wagte er zu bestrafen; die meisten blieben in Ansehen und Würden. Dadurch wuchs den Schlechten, welche die Zeiten des Domitianus zurücksehnten, der Muth, und die Praetorianer forderten am Ende vom Kaiser die Mörder Domitians. Nerva weigerte sich entschieden, aber sie bemächtigen sich derselben mit Gewalt, ermordeten sie nach den schrecklichsten Mißhandlungen und zwangen den Kaiser dann noch, es im Senat zu billigen. Da erkannte er, daß er einer kräftigen Stütze bedürfe, und er adoptirte deshalb den damals die Legionen am Niederrhein befehligenden Feldherrn M. Ulpius Trajanus. Eine glücklichere Wahl hätte er nicht treffen können. Trajanus war in Italica in der spanischen Provinz Baetica geboren, stammte aber von römischen Eltern. Schon unter Domitians Regierung war er wegen der vortrefflichen Eigenschaften seines Geistes allgemein geachtet und geehrt; in Asien und am Rhein hatte er sich auch als Feldherr glänzenden Kriegsruhm erworben, und seine Adoption erregte deshalb bei Volk und Heer gleichen Jubel.

Wenige Monate darauf starb Nerva, nachdem er nur sechzehn Monate regiert hatte, und Trajanus trat nun (27. Jan. 98) allein die Regierung an. Bei dem Tode Nervas befand er sich in Cöln, und erst im folgenden Jahre kam er nach Rom. Ueberall wurde ihm freudig gehuldigt. Kräftiger als Nerva griff er die Angeber und andere Bösewichter ohne Schonung an und ließ sie theils hinrichten, theils verbannte er sie auf die Felseninseln des Mittelmeeres; selbst die Praetorianer schonte er nicht. Dagegen war er gegen alle Guten milde und menschenfreundlich. Sein Palast stand, wie einst der des Titus, einem Jeden offen; 5000 arme Kinder ließ er auf eigene Kosten erziehen; er sorgte für Handhabung der Gerechtigkeit in den Provinzen und ließ sich von den Statthaltern über Alles Bericht erstatten; er erleichterte die drückendsten Abgaben, förderte den Handel und sorgte überhaupt auf alle Weise für die Hebung des Wohlstandes in seinem Reiche. Dabei gab er dem Lande eine so freie Verfassung, wie sie irgend möglich war, ohne das Bestehen der Monarchie zu gefährden, und den Glanz der Hauptstadt erhöhte er durch Ausführung prächtiger Bauwerke, namentlich des nach ihm genannten Forums. Auch im Familienleben wurde er seinem Volke ein leuchtendes Vorbild. Noch

lebte sein Vater, der schon unter Nero als Feldherr zu hohem Ansehen gelangt war, und noch Jahre lang konnte derselbe sich der großen Thaten seines Sohnes freuen. Trajans Gemahlin Plotina war eine edle, treffliche Frau, nicht minder seine Schwester Marciana, und Beiden ist um so mehr ein ehrenvolles Andenken zu bewahren, je entschiedeneren Einfluß sie auf die bessere Gestaltung des sittlichen Lebens der Römer ausübten. Die schamlose Frechheit, welche, gefördert durch das Beispiel so vieler lasterhafter Kaiserinnen seit Livia, entsetzlich gestiegen war, verschwand jetzt völlig.

Bei Mit- und Nachwelt fand das Streben des edlen Kaisers volle Anerkennung. Schon seine Zeitgenossen nannten ihn „den Besten", und noch Jahrhunderte nach ihm pflegte der Senat den Kaisern bei ihrem Regierungsantritt zuzurufen: „Sei glücklicher als Augustus, und besser als Trajanus!" um damit den höchsten Grad menschlichen Glückes und menschlicher Tugend zu bezeichnen.

Gleichzeitig erweiterte Trajanus durch glückliche Kriege die Grenzen des Reiches. Zunächst verweigerte er die Zahlung des Tributs, welchen Domitianus den an der unteren Donau wohnenden Daciern bewilligt hatte. Darüber kam es zu einem Kriege, welcher drei Jahre (101—103) dauerte und nach der Eroberung der Hauptstadt der Dacier Sarmizegethusa (im heutigen Siebenbürgen) mit einem für die Römer ehrenvollen Frieden endigte. Zwar erneuerten die Dacier im J. 104 den Krieg, jedoch mit so unglücklichem Erfolge, daß Diurpaneus sich selbst das Leben nahm und Dacien römische Provinz wurde (106). Sie umfaßte das Land zwischen der Theiß, dem Sireth, dem oberen Dnjester, der Donau und den Karpathen. Zahlreiche Colonisten wurden aus verschiedenen Gegenden des Reiches in das Land geführt; nur in den nördlichen Gebirgen blieben freie Dacier.

Die Absetzung des armenischen Königs durch den parthischen König Kosroës gab einige Jahre später (114) dem Kaiser Veranlassung zu einem Kriegszuge nach dem Orient. Er machte Armenien zur römischen Provinz, ebenso Mesopotamien und Assyrien. Er eroberte die parthische Hauptstadt Ktesiphon am Tigris und gab den Parthern im J. 116 einen neuen König, den Parthamaspates. Der Statthalter von Syrien unterwarf das Land von Damascus bis zum rothen Meere und bildete daraus die Provinz Arabia. Das römische Reich zählte jetzt 46 Provinzen. Wohl mochte Trajanus die Absicht haben, wie einst Alexander, seinen Siegeszug bis Indien auszudehnen; doch Unruhen in den unterworfenen Provinzen nöthigten ihn, die weitere Verfolgung dieses Planes zu verschieben. In Syrien, wohin er sich begab, erkrankte er. Er wollte nach Rom zurückkehren; jedoch schon zu Selinus in Cilicien ereilte ihn 117 n. Chr. der Tod. Seine Asche wurde nach Rom gebracht und in einer goldenen Urne unter der Siegessäule beigesetzt, die er zum Gedächtniß des Krieges gegen die Dacier auf dem von ihm erbauten Forum hatte errichten lassen, und die noch jetzt seinen Namen trägt.

Sein Nachfolger war P. Aelius Hadrianus, der Enkel seiner Vatersschwester, der mit Julia Sabina, einer Tochter der Marciana, vermählt war. Trajanus war nach dem frühen Tode seines Vaters sein Vormund gewesen. Schon auf dem Zuge gegen die Dacier hatte er den Kaiser begleitet, und 117 ließ ihn derselbe als Statthalter Syriens bei dem Heere

zurück. Entweder hatte ihn Trajanus kurz vor seinem Tode adoptirt, oder wenigstens gab es Plotina vor. Als die Kunde vom Tode Trajans nach Antiochia kam, rief ihn das Heer zum Kaiser aus. Hadrianus erkannte sehr wohl, daß eine zu weite Ausdehnung der Grenzen des Reiches der Wohlfahrt und Sicherheit desselben nicht förderlich sein könne. Die schwer zu behauptenden Eroberungen jenseit des Euphrat gab er deshalb wieder auf, und da Parthamaspates zu keiner Geltung hatte gelangen können, erkannte er den Kosroës wieder als König der Parther an. Darauf ging er nach Rom (118), wo ihn der Senat anerkannt hatte, und durch Freigebigkeit gegen das Volk und durch Strenge gegen seine Feinde befestigte er sich in der Herrschaft. Auch in Britannien gab er Manches auf. Er zog sein Heer von der Grenze, die Agricola innerhalb Schottland gezogen hatte (S. 607), bis an die Solway-Bai zurück und errichtete von dieser bis zur Mündung des Tyne eine sechzehn Meilen lange Mauer zum Schutze gegen die Einfälle der Picten. Noch jetzt sind Reste derselben vorhanden, der Pictenwall zwischen Newcastle und Carlisle. Auch in Germanien ließ Hadrianus die Befestigungen am rechten Ufer des Rheins verstärken, die sich aus der Gegend von Cöln über den Main nach dem Odenwald und dann bis nach Regensburg erstreckten. Auf alle Weise aber suchte er die innere Wohlfahrt des Reiches zu fördern. Er verbesserte und ordnete das Heerwesen. Ebenso ordnete er die Verwaltung. Italien theilte er in vier Theile unter vier Consularen; das Wohl der Provinzen förderte er durch strenge Beaufsichtigung der Statthalter. Den Staatsämtern gab er eine neue Einrichtung, die bis auf die spätesten Zeiten blieb, indem er sie in Hof-, Staats- und Kriegsämter theilte. Die gesetzgebende und richterliche Thätigkeit des Senates übertrug er dem von ihm gebildeten geheimen Rath des Fürsten (consistorium principis), der vorzugsweise aus Rechtsgelehrten bestand. Für die Feststellung des Rechtes sorgte er, indem er durch den berühmten Juristen Salvius Julianus im J. 131 eine Sammlung des bürgerlichen Rechts aus den Edicten veranstalten ließ, in welchen die Praetoren bei ihrem Amtsantritt die Grundsätze auszusprechen pflegten, nach denen sie ihr Amt verwalten wollten. Dies war das sogenannte bleibende Edict (Edictum perpetuum). Vor Allem aber wollte er überall selbst kennen lernen, was Noth thue, und er bereiste daher seit 120, man sagt, meist zu Fuß, sämmtliche Provinzen seines Reiches von der Grenze Schottlands an bis zu den Nilkataraften. Ueberall traf er weise Anordnungen, und Statthalter, die ihre Gewalt mißbrauchten, strafte er ohne Nachsicht. Besondere Vorliebe zeigte er für Athen, wo er sich zwei Winter aufhielt und ein Theater und ein ganzes Stadtviertel erbauen ließ. Er gründete mehrere Städte, unter denen Hadrianopolis (Adrianopel) in Thracien die bedeutendste war. Auch Rom verschönerte er durch prächtige Bauwerke, namentlich durch sein Grabmal, die moles Hadriani, so wie durch die zu derselben führende aelische Brücke. In dem nahen Tibur ließ er sich eine großartige Villa erbauen.

Hadrians Regierung war im Ganzen friedfertig; nur mit einem gefährlichen Aufstande der Juden hatte er zu kämpfen. Schon unter Trajanus (115) hatten sich dieselben in Afrika und Cypern empört, um für die Zerstörung ihres Tempels und ihrer heiligen Stadt Rache zu nehmen. Mit fanatischer Wuth hatten sie Hunderttausende von Griechen und Römern zu Tode

gemartert, und nur mit Mühe hatte der Aufstand unterdrückt werden können. Als nun aber Hadrianus auf den Trümmern Jerusalems eine neue Stadt gründete, die er Aelia Capitolina nannte, und an geheiligter Stätte ein Tempel des capitolinischen Jupiter sich erhob, da brannte die mühsam verhaltene Wuth von Neuem mit der furchtbarsten Heftigkeit (133). Ein gewisser Simon, der sich (mit Beziehung auf 4. Mos. 24, 17) Barcochba, d. h. Sohn des Sternes, nannte, gab sich für den Messias aus, und unterstützt von dem berühmten Rabbi Akiba, einem mehr als hundertjährigen Greise, gewann er einen ungeheuren Anhang. Mit reißender Schnelligkeit griff der Aufstand um sich; das ganze Land gerieth in Aufregung; auch Jerusalem kam in Barcochbas Gewalt. Nun aber sandte Hadrianus ein mächtiges Heer gegen die Juden, und es begann ein blutiger Krieg, der bis 135 dauerte und in Palaestina allein an 600,000 Juden das Leben kostete, ungerechnet die Unzähligen, welche durch Hunger, Krankheit oder Feuer umkamen; das Land aber wurde durch denselben völlig in eine Wüste verwandelt. Damit war nun das jüdische Volk gänzlich vernichtet. Den übrig gebliebenen Juden ward bei Todesstrafe verboten, die Stätte Jerusalems zu betreten; später wurde ihnen jedoch gegen eine bedeutende Abgabe gestattet, am Tage der Zerstörung der heiligen Stadt sich daselbst zu versammeln und den Untergang derselben zu beweinen.

Bald nachdem Hadrianus seine Reise durch die Provinzen seines Reiches beendigt hatte, verfiel er in eine schmerzhafte, unheilbare Krankheit. Dadurch gerieth er in einen Zustand tiefer Melancholie. Er fühlte, daß er Hülfe bei der Regierung bedürfe, und wollte zugleich die Nachfolge im Reiche sicher stellen. Deshalb adoptirte er im J. 136 den L. Cejonius Commodus unter dem Namen L. Aelius Verus, einen unwürdigen Menschen, der jedoch zum Glücke für das Reich bald darauf starb. Seine zweite Wahl war glücklicher. Er adoptirte nämlich den Consular T. Aurelius Antoninus, dessen Großvater schon ein vertrauter Freund Nervas gewesen war, und dieser mußte wieder den L. Verus, einen Sohn des oben genannten Verus, und Hadrians Schwestersohn Marcus Annius an Kindes Statt annehmen. Die zunehmende Krankheit machte Hadrianus in den letzten Jahren seines Lebens so mißmuthig, daß er sich vor Schmerz öfter selbst das Leben nehmen wollte; zugleich aber wurde er jähzornig und mißtrauisch. Viele angesehene Männer fielen als Opfer seines Argwohns; viele andere entgingen dem Tode nur dadurch, daß Antoninus sie verbarg. Endlich führte Hadrianus dadurch, daß er absichtlich die Vorschriften der Aerzte verletzte, am 10. Juli 138 seinen Tod herbei, und nun folgte ihm Antoninus (138—161) in der Regierung.

Hadrianus hatte sich in der letzten Zeit so verhaßt gemacht, daß der Senat ihm nach dem Tode die göttliche Ehre verweigerte, die jetzt schon jedem Kaiser ertheilt wurde. Antoninus aber widersetzte sich aus Dankbarkeit gegen seinen Vorgänger, und der Senat gab nicht nur seinem Wunsche nach, sondern man ertheilte ihm deshalb auch den Namen Pius (d. h. der Fromme, der kindlich Gesinnte). Unter seiner väterlichen, milden und weisen Regierung genoß das Reich das größte Glück. Er ehrte Kunst und Wissenschaft, gab den Gelehrten Jahrgehalte und sorgte für Besetzung der Aemter durch würdige Männer. Mancherlei Unglücksfälle suchten das Land heim, fürchterliche Erdbeben, Ueberschwemmungen, Feuersbrünste, aber überall half er, so viel er vermochte.

Auch für die Waisen sorgte er durch Errichtung einer weiblichen Waisenanstalt, die seiner Gemahlin Faustina, der Schwester des Verus, zu Ehren die faustinische genannt wurde. Fast überall herrschte Friede; nur in Britannien erweiterte er durch glückliche Kriege die Grenzen des Reiches und sicherte sie durch Anlegung eines neuen Walles zwischen dem Forth und Clyde, und durch blühenden Handel und Gewerbe verbreitete sich Wohlstand in allen Provinzen.

Als er in dem hohen Alter von dreiundsiebzig Jahren starb, folgte auf ihn Marcus Annius, seit seiner Adoption Marcus Aurelius Antoninus genannt, den er auch mit seiner Tochter Faustina vermählt hatte (161—180). Marcus Aurelius war bei seinem Regierungsantritt 40 Jahre alt. Er war der beste und edelste Mann seiner Zeit, und selten ist ein Fürst von seinem Volke so geliebt und fast angebetet worden wie er. Schon früh unter der Leitung ausgezeichneter Lehrer den Wissenschaften zugeführt, wandte er sich denselben mit dem größten Eifer zu; seinen Lehrern aber erwies er sein Leben lang die höchste Ehrerbietung. Vor Allem fesselte ihn die stoische Philosophie, und er suchte die Lehren derselben in seinem häuslichen Leben wie in der Regierung des Staates zu verwirklichen. In ihr fand er seine größte Glückseligkeit, und mit Recht hat man ihm den Beinamen des „Philosophen" gegeben; er war ein Weiser auf dem Throne. Dabei aber erfüllte er seine Pflichten als Herrscher in Krieg und Frieden, ob sie ihm auch oft eine schwere Last dünkten, mit der größten Gewissenhaftigkeit. An Anspruchslosigkeit und Herzensgüte kam ihm Keiner gleich; strenge war er nur gegen sich selbst, gegen Andere oft nur zu nachsichtig; so gegen seinen Adoptivbruder, den schwelgerischen Verus, den er zu seinem Mitkaiser gemacht und mit seiner Tochter Lucilla vermählt hatte, gegen seine ausschweifende Gemahlin Faustina, gegen seinen lasterhaften Sohn Commŏdus. Faustina war seiner durchaus nicht werth, aber dennoch liebte er sie zärtlich als die Mutter seiner Kinder, und vielleicht ist er so glücklich gewesen, nie ganz zu sehen, wie schlecht sie war. Auch seinen Feinden verzieh er gern.

Gleich im Anfange seiner Regierung waren die Parther in Armenien eingefallen und drangen auch auf römisches Gebiet vor. Gegen sie sandte er den Verus, damit derselbe Gelegenheit fände, sich zu einem tüchtigen Krieger auszubilden; aber Verus blieb in Antiochia, wo er sich seinen Lüsten überließ, ohne sich um den Krieg zu kümmern. Seine Feldherren erfochten indessen glänzende Siege; namentlich zeichnete sich Avidius Cassius aus, welcher Seleucia am Tigris eroberte und zerstörte, und die Parther wurden zum Frieden gezwungen (166). Avidius Cassius war ein tüchtiger Feldherr und ein thatkräftiger Mann. Den Kaiser schätzte er wegen seiner Tugenden hoch; aber er glaubte nicht, daß derselbe für den Thron passe, weil er seine Umgebung nicht beurtheilen könne, und wer sich für einen Philosophen ausgebe, Eingang bei ihm finde. So kam ihm der Gedanke, selbst die Herrschaft an sich zu reißen. Er ließ das Gerücht aussprengen, Marcus Aurelius sei todt, und wurde von seinen Soldaten zum Kaiser ausgerufen. Sobald Marcus Aurelius dies erfuhr, eilte er nach dem Orient, um die Empörung zu unterdrücken, aber schon vor seiner Ankunft war Avidius Cassius von den Soldaten ermordet worden, sobald sie erfuhren, daß der Tod des Marcus Aurelius erdichtet sei.

Der gütige Kaiser verzieh Allen, die sich bei der Verschwörung betheiligt hatten. Er bestrafte die abgefallenen Provinzen nicht; gern hätte er auch den Sohn des Cassius gerettet, derselbe wurde jedoch gegen seinen Willen ermordet. Dagegen rettete er die übrigen Kinder seines gefallenen Gegners und ließ auch die Güter desselben nicht einziehen.

Nur gegen die Christen verfuhr der sonst so milde Kaiser mit Härte, weil er die Hoheit einer Religion nicht zu fassen vermochte, welche Demuth und unbedingte Hingebung fordert, alles Vertrauen auf eigene Tugend aber ausschließt, so daß er in der Freudigkeit, mit der die Christen in den Tod gingen, nichts als blinde Schwärmerei sah, und weil er meinte, nur durch Aufrechterhaltung der Staatsreligion den Untergang des Reiches verhindern zu können, dessen Vorzeichen immer deutlicher wurden. Denn während eine Pest (176 n. Chr.), die durch den parthischen Krieg veranlaßt war, Kleinasien, Griechenland, Italien und Gallien furchtbar verwüstete, begannen zugleich Gefahr drohende Angriffe der germanischen Grenzvölker gegen das Reich, welche durch die immer weitere Ausdehnung der slavischen Völker von Osten her herbeigeführt wurden. Wiederholt mußte der Kaiser seit 166 gegen dieselben Krieg führen. Besonders gefährlich waren die an der Donau wohnenden **Markomannen** und **Quaden**, welche sich mit einer großen Anzahl germanischer und selbst mit sarmatischen Stämmen verbündet hatten. Marcus Aurelius zog mit Verus selbst gegen sie in den Krieg. Bei der Annäherung des römischen Heeres wichen die Barbaren zurück und baten um Frieden; kaum aber zog dasselbe wieder nach Rom, so brachen sie auch wieder in Pannonien ein. Die Kaiser überschritten deshalb von Neuem die Alpen und schlugen wiederholt die Feinde; Marcus Aurelius ließ sich aber durch den weichlichen Verus zu voreiliger Rückkehr bestimmen, und ehe sie noch Rom erreichten, starb Verus plötzlich zu Altinum im Venetianischen (172). Kaum hatte der Kaiser mit seinem schon früher zum Caesar erhobenen Sohne Commodus in Rom einen Triumph gefeiert, so erneuerte sich auch der Krieg. Diesmal entbrannte der Kampf in höchst gefährlicher Weise; sogar bis unter die Wälle von Aquileja drangen die Markomannen vor. Um dem Volke keine neuen Steuern aufzuerlegen, mußte der Kaiser zur Bestreitung der Kosten für die Rüstung den größten Theil seiner Kostbarkeiten und Kunstschätze verkaufen. Sklaven, Fechter und Sträflinge wurden bewaffnet, um das durch Krieg und Pest geschwächte Heer zu verstärken; selbst niederdeutsche Hülfstruppen wurden verwendet, und so kämpften also hier Deutsche gegen Deutsche, wie es auch später nur zu oft geschehen ist. Mehr als einmal kamen die Römer in die größte Bedrängniß. In besonders große Gefahr gerieth der Kaiser im J. 174. Er war mit seinem Heere diesseit des Gran eingeschlossen; die Sonne schien den Soldaten glühend ins Gesicht; sie waren dem Verschmachten nahe, und dabei drohte ihnen ein feindlicher Ueberfall. Nur ein plötzlich herniederströmender Regen, der sie erquickte, und ein Gewitter, das die Feinde erschreckte, rettete die Römer aus dieser Noth. Christliche Schriftsteller erzählen, die Rettung sei durch das Gebet der zwölften Legion herbeigeführt worden, die aus lauter Christen bestanden habe, und der Kaiser habe derselben deshalb den Namen der „Donnerlegion" (legio fulminatrix) gegeben und aufgehört die Christen zu verfolgen; heidnische Schriftsteller dagegen schreiben die Rettung dem Gebete

des Kaisers zu. Jedenfalls ist es gewiß, daß die zwölfte Legion, die schwerlich aus lauter Christen bestand, bereits seit Augustus den Namen der „Donnerlegion" führte, und daß der Kaiser durch jenes Ereigniß nicht zu einer Aenderung seines Verfahrens gegen die Christen bewogen wurde. Nachdem sich das Kriegsglück wieder den Römern zugewandt hatte, baten die Markomannen abermals um Frieden, und der Kaiser gewährte ihnen denselben gern (175), weil er gerade damals die Kunde von der Empörung des Avidius Cassius erhalten hatte. Er eilte deshalb nach dem Orient, und nachdem er dort die Angelegenheiten geordnet hatte, kehrte er nach Rom zurück, wo er abermals mit seinem Sohne einen Triumph feierte (176). Unterdessen aber hatten die Markomannen und Quaden den Krieg erneuert, und er mußte deshalb wieder nach Pannonien eilen. Er beabsichtigte, durch Verstärkung und Erweiterung der schon von Hadrianus an der Donau angelegten Befestigungen die Grenze des Reiches zu sichern. Siegreich trieb er die Feinde zurück; aber ehe er den Krieg beendigen konnte, erkrankte er zu Sirmium im heutigen Slavonien und starb am 17. März 180 zu Vindobona (Wien). Mit ihm erreichte die Blüthezeit des römischen Kaiserreichs ihr Ende.

---

§. 72. Sittliches Leben und Bildungszustände seit dem Tode des Augustus.

Das Gemälde, welches uns die alten Geschichtschreiber von dem sittlichen Zustande des römischen Volkes unter den ersten Kaisern entwerfen, ist betrübend und widerwärtig in gleicher Weise. Immer tiefer versanken die Römer in unnatürliche Schwelgerei, sinnlose Ueppigkeit und niedrige Lüste. Auch unter dem weiblichen Geschlechte war die Ausartung und Sittenlosigkeit grenzenlos, und selbst unter den vornehmsten Frauen herrschte eine Schamlosigkeit, daß sie von der tiefsten sittlichen Verworfenheit zeugende Handlungen mit der größten Frechheit ungescheut öffentlich verübten. Die wenigen edlen Frauen, welche wir im Laufe der bisherigen Darstellung kennen gelernt haben, wie die ältere Agrippina, die Arria, stehen durchaus vereinzelt da. Deshalb war auch die Ehe, obgleich sie sehr leicht wieder getrennt werden konnte, den Meisten so zuwider, daß sie es vorzogen, in vertraute Verbindung mit Sklavinnen zu treten, an denen sie oft achtbarere und treuere Lebensgefährtinnen fanden als an einer freigeborenen Gattin. Eine andere traurige Folge des unter den Frauen herrschenden Sittenverderbens war die gänzliche Vernachlässigung der Erziehung der Kinder. Die Mütter kümmerten sich um dieselbe fast gar nicht mehr, und sie war auch in den vornehmsten Familien ganz in den Händen von Sklaven, oft von solchen, die man zu nichts weiter brauchen konnte, und die schon das kindliche Gemüth mit dem Hange zur Gemeinheit und Lasterhaftigkeit erfüllten. Als eine seltene Ausnahme in dieser Beziehung ist neben den schon erwähnten Frauen Julia Procilla, die Mutter des Agricola, zu erwähnen, die sich mit mütterlicher Zärtlichkeit ganz der Erziehung ihres Sohnes widmete, selbst die ersten Keime geistiger Bildung in sein kindliches Gemüth pflanzte

ihn fern hielt von den Verlockungen schlechter Menschen und auch seinen oft zu rasch und kühn aufstrebenden Sinn immer in den rechten Schranken zu halten wußte.

Manches wurde freilich wieder besser seit Vespasianus. Durch das Beispiel seiner weisen Sparsamkeit und Einfachheit wurde die sinnlose Verschwendung und Schwelgerei dauernd verdrängt, und seit Trajanus wagte auch die Sittenlosigkeit nicht mehr in solcher scheußlichen Offenheit herauszutreten; aber sie ganz zu tilgen, gelang doch auch den besseren Kaisern nicht.

Bei so tiefem inneren Verderben fehlte es indessen dem römischen Staate zu jener Zeit keineswegs an äußerem Glanze. Die Grenzen des Reiches erhielten eine weit bedeutendere Ausdehnung, als sie zu den Zeiten der Republik gehabt hatten, und mit der römischen Herrschaft breitete sich in den unterworfenen Ländern auch römische Sprache und römische Bildung aus. Auch die Künste, namentlich die Baukunst und die Bildhauerkunst, erhielten sich, gefördert durch die Verschwendung und die Kunstliebe mancher Kaiser, noch in einer gewissen Blüthe.

Schon oben wurde das von Vespasianus erbaute Amphitheater erwähnt, das unter dem Namen des Colosseums bekannt ist, so genannt von der kolossalen Bildsäule des Nero, die am Eingange stand. Der äußere Umfang des gewaltigen Baues beträgt 1683 Fuß, die Höhe 183 Fuß. Die Außenseite hat vier Stockwerke, von denen die drei untersten aus je achtzig Bogen und Pfeilern bestehen, welche letztere mit Säulen, im unteren Stockwerk von dorischer, im zweiten von ionischer, im dritten von korinthischer Ordnung, und zum Theil mit marmornen und ehernen Bildsäulen geschmückt waren. Das vierte Stockwerk bildet eine mit Fenstern durchbrochene Mauer, die mit einem Kranzgesimse abschließt. Im Innern umzogen noch fünf Mauern, durch Gänge von einander geschieden und nach innen sich senkend, die Arena. Sie trugen die Sitze der Zuschauer, auf denen zwischen 80,000 und 90,000 Menschen Platz fanden. Durch unterirdische Kanäle konnte Wasser in die Arena gelassen und dieselbe so in einen See verwandelt werden. Viele Jahrhunderte lang bestand das Colosseum in seiner ganzen Herrlichkeit. Im Mittelalter diente es häufig als Festung, und seit dem vierzehnten Jahrhundert wurde es als Steingrube für Privat- und öffentliche Gebäude benutzt. Aber weder die Zeit, noch menschliche Gewalt hat es zu zerstören vermocht, und seit dem Anfange unsers Jahrhunderts ist die rühmlichste Sorgfalt auf die Erhaltung des noch unzerstört gebliebenen größten Theiles dieses Wunderwerks der alten Baukunst verwendet worden.

Fast gleichzeitig mit dem Colosseum wurden die ebenfalls schon genannten Bäder des Titus gebaut. Noch von zwei späteren Kaisern, dem Caracalla und Diocletianus, sind Ruinen solcher Bäder (Thermen) erhalten, von denen die letzteren nicht weniger als 3000 Badezimmer enthielten. — In diesen Bädern waren kalte, lauwarme und warme Bäder kunstreich mit einander verbunden, zum Theil von so großer Ausdehnung, daß es oft förmliche Schwimmteiche waren. Außerdem enthielten sie aber eine Menge von Sälen, Hallen und Zimmern, die Alles in sich vereinigten, was Sinn und Auge zu reizen vermochte, und da dem Volke zu allen diesen Genüssen freier Zutritt gestattet war,

bildeten sie zugleich eins der vorzüglichsten Mittel, um alle höheren Bestrebungen in demselben zu unterdrücken und es ganz an den Sinnengenuß zu fesseln.

Die glänzendsten Bauten führte Trajanus aus. Er baute oder vollendete herrliche Landstraßen, trocknete die pontinischen Sümpfe aus, baute den Hafen von Civita vecchia und den von Ancona; sein herrlichstes Werk aber war das Forum Ulpium, welches nahe am Forum des Augustus (S. 582) begann. Ein Triumphbogen führte auf den großen Platz, welchen Tempel und andere Prachtgebäude umgaben und einnahmen. In der Mitte erhob sich die noch stehende, 117 Fuß hohe Trajanssäule, unter der die Asche des Kaisers ruhte. Sie ist von Basreliefs umwunden, welche Darstellungen aus den dacischen Kriegen des Trajanus enthalten. Im Innern führt eine Treppe bis oben hinauf, und oben auf der Säule stand die 22 Fuß hohe eherne Bildsäule des Kaisers, die aber später herabgenommen und vom Papst Sixtus V. durch eine Bildsäule des Apostels Petrus ersetzt wurde.

Hadrianus führte den Bau des Trajanus bis zum Anfange des Marsfeldes fort, sein berühmtestes Bauwerk aber ist sein schon erwähntes Grabmal. — Auf einem viereckigen Unterbau, dessen Seiten je 320 Fuß lang waren, erhob sich ein Rundbau in mehreren kolossalen Absätzen, von denen der unterste 226 Fuß im Durchmesser hat. Auf dem obersten stand ein kolossales Viergespann mit der Bildsäule Hadrians. Der untere Theil des gewaltigen Baues bildet noch den Kern der Engelsburg.

Seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts aber ist ein Sinken des Geschmackes deutlich zu erkennen. Die Verhältnisse sind nicht mehr so rein und edel; an die Stelle glänzender Pracht tritt Ueberladung. Auch in der Bildhauerkunst trat ein merklicher Verfall hervor, und schon am Triumphbogen des Antoninus stehen die Bildwerke weit hinter denen aus der Zeit des Trajanus zurück.

Die Literatur war unter den tyrannischen Nachfolgern des Augustus schnell von ihrer Höhe herabgesunken. Haschen nach Witz und schwülstige Redeweise traten an die Stelle des früheren würdevollen Ernstes. Aber noch einmal hob sie sich seit der glücklichen Regierung Vespasians, und selbst Domitianus förderte sie. Der Letztere ließ die verbrannten Bibliotheken wieder herstellen, schickte Abschreiber nach Alexandria und ließ Bücher aus allen Gegenden zusammenholen. Das Epos konnte allerdings jetzt noch weniger als zuvor gedeihen. Weder die stürmische Zeit noch die Entlehnung des Stoffes aus den bewegtesten Momenten der römischen Geschichte war demselben förderlich. Gleichwohl wandte man sich der epischen Dichtung mit Vorliebe zu. Unter den epischen Dichtern jener Zeit ist zunächst des Philosophen Seneca Neffe M. Annaeus Lucanus zu nennen, 38 n. Chr. zu Corduba (Cordova) in Spanien geboren. Früh kam er nach Rom und studirte dort und in Athen. Anfangs von Nero begünstigt, zog er sich durch ein beißendes Gedicht, in welchem er den Kaiser und dessen Freunde verspottete, seine Ungnade zu. Im J. 65 war er in die Verschwörung gegen Nero verwickelt. Er wurde deshalb gefangen genommen und zum Tode verurtheilt. Nero gestattete ihm nur, sich die Todesart zu wählen, und er ließ sich die Adern öffnen. — Er hinterließ ein unvollendetes Epos „Pharsalia" in 10 Büchern, das den Bürgerkrieg zwischen Caesar und Pompejus zum Gegenstand hat. Edle Gesinnung, sittlicher Ernst

und begeisterte Vaterlandsliebe offenbaren sich in demselben; es fehlt nicht an einzelnen wahrhaft poetischen Schilderungen, aber das Ganze leidet doch an rhetorischem Schwulst, und die Sprache ist hart und dunkel. C. Silius Italicus, 25 n. Chr. geboren, durch das Studium der stoischen Philosophie und des Cicero gebildet, unter Nero Consul (68), unter Vespasianus Proconsul in Asien, ein Beschützer der Künstler und Gelehrten, gestorben 100 n. Chr., besang in seinem Epos „Punica" in 17 Büchern den zweiten punischen Krieg, treu der Erzählung des Livius folgend, in der Form den Virgil nachahmend. Die Sprache ist elegant, aber in der ungeschicktesten Weise mischt er die Götterwelt mit ihren Wundern in die prosaische Wirklichkeit ein. Nicht höher standen die Dichter, welche ihre Stoffe der hellenischen Sage entnahmen, wie C. Valerius Flaccus aus Patavium (?), der ein dem Vespasianus gewidmetes Epos „Argonautica" schrieb, und P. Papinius Statius aus Neapel, der unter Domitianus eine Thebais und eine Achilleis verfaßte.

Noch weniger gedieh bei der herrschenden Vorliebe für die Pantomime die dramatische Dichtkunst, was sich besonders an den zehn unter dem Namen des Seneca (S. 622) erhaltenen Tragödien erkennen läßt, die übrigens gar nicht für die Bühne, sondern für deklamatorische Vorlesungen bestimmt waren. — Als Fabeldichter zeichnete sich zur Zeit des Augustus und Tiberius Phaedrus, ein freigelassener Sklave aus Thracien oder Madeconien, aus. — Das Bedeutendste wurde auf dem Gebiete der Satire geleistet, der die Zeitverhältnisse nur zu reichen Stoff boten. Mit Bitterkeit und sittlicher Entrüstung geißelten die Dichter die Entartung des Volkes. Besonders ist auf diesem Gebiete Aulus Persius Flaccus aus Volaterrae (Volterra) in Etrurien zu nennen, der leider schon in seinem achtundzwanzigsten Jahre (62 n. Chr.) starb, ein Mann von großer Bescheidenheit, dessen ganzes Leben der Tugend geweiht war, für welche die stoische Philosophie und der Umgang mit Paetus Thrasea, (S. 591) ihn begeistert hatten.

Wir besitzen von ihm sechs Satiren in dunkler, schwieriger Sprache, aber ausgezeichnet durch Gedankenreichthum, strengen sittlichen Ernst, tiefes Gefühl für alles Edle und Gute und glühenden Haß gegen das Schlechte, woran seine verderbte Zeit so reich war. Eine Uebersetzung derselben lieferte Teuffel (Stuttgart, 1858). Als Probe folge hier ein Bruchstück der zweiten Satire:

Zähle den heutigen Tag, o Macrinus, mit besserem Steine,
Weil er die fliehenden Jahre dir freundlich mit einem vermehret.
Spende dem Genius Wein. Du bist ja Keiner von denen,
Die durch feilschendes Bitten erstreben, was nur im Verborgenen
Läßt sich den Göttern vertrau'n. Doch thun das meistens die Herren:
Schweigsam hält man das Rauchfaß; aber das Flüstern vermeiden
Kann nicht Jeder im Tempel, und offen und laut aussprechen,
Was er sich wünschet. „Ein gut Gewissen, Verläßigkeit, Achtung!"
Höret der Nachbar, jedoch nicht hört er ihn in sich hineinflehn:
„Möchte der Ohm abfahren! Er gäb' eine prächtige Leiche!
Und ließ Herkules doch eine Tonne mit Silber mir klirren
Unter der Hacke! Und dürfte ich doch ausstreichen den Pflegsohn,
Dem auf die Ferse ich trete im Erben! Er hat ja die Gelbsucht
Längst und die Skropheln. — —
— — Daß du dergleichen mit heiligem Herzen erbittest,
Hast du ja dreimal Morgens die Nacht in dem Tiber gesühnet.
— — — — — — — — — — — — — — —

Brächte ich Krüge von Silber und Werke gediegenen Goldes
Dir zum Geschenk, dir liefe der Schweiß von der Stirne, und Tropfen
Rännen vom Auge des Thoren, das Herz schlüg' jubelerfüllt dir;
So kams dir in den Sinn, zu vergolden den Göttern das Antlitz
Aus dem Gewinne des Siegs; wenn einer der ehernen Brüder*)
Sendet besonders verständliche unzweideutige Träume,
Zieht man den andern ihn vor und vergoldet zum Danke den Bart ihm.
Gold hat des Numa Geschirr und das Erz des Saturnus vertrieben,
Hat die vestalischen Urnen, den Thon der Etrusker verwandelt.

— — — — — — — — — — — — — —

Doch was nützet, gesteht es, ihr Priester, das Gold in dem Tempel?
Eben so viel als der Venus die einstigen Puppen der Jungfrau.
Geben wir lieber den Göttern, was selbst bei dem größesten Reichthum
Nimmer zu geben vermag des berühmten Messala verlebter
Sohn: ein Gemüth voll Rechtlichkeit, heiligen Frieden im tiefen
Herzen, ein Leben, getränkt mit dem Sittlichen. Laß mich den Tempeln
Dies darbringen, so schaffet mir Mehl die Erhörung der Götter.

Hoch erhaben steht Persius über seinem Zeitgenossen, dem Spanier Marcus Valerius Martialis, der 22 Jahre alt unter Nero nach Rom kam und zur Zeit des Domitianus blühte, später aber nach Spanien zurückkehren mußte, wo er 101 n. Chr. starb. Wir besitzen von ihm 1200 Epigramme in 14 Büchern, zusammengedrängte Satiren und sich dadurch wesentlich vom griechischen Epigramm unterscheidend, reich an trefflichen Einfällen, gelungenen Vergleichungen und Spöttereien, feinen sittlichen oder psychologischen Bemerkungen. Vorzüglich verstand es Martial, „den durch äußeren geschichtlichen Eindruck angeregten Gedanken in eine glücklich vorbereitete, die Erwartung spannende und überraschende Endspitze ausgehen zu lassen, und die Ereignisse und Erscheinungen des Tages oder wahrgenommene Persönlichkeiten und Charakterzüge zum Spiele eines fast immer gesunden, oft schlagenden und beißenden Witzes und einer geistreichen Laune zu erheben." Lessing sagt von ihm: „Martial war der Erste, der sich eine deutliche, feste Idee von dem Epigramme machte und dieser Idee beständig treu blieb. Und so wie dem Martial der Ruhm des ersten Epigrammatisten, der Zeit nach, gehört, so ist er es auch noch bis jetzt, dem Werthe nach, geblieben." Aber seine Epigramme sind ganz Erzeugnisse seiner verderbten Zeit, uns anwidernd durch Unreinheit der Gesinnung in Wort und Gedanken. Und sie konnten nicht anders sein, da Martial selbst ein Mensch ohne alle sittliche Würde, ohne Gefühl für das Edle und Gute war und sich eben so gern durch kriechende Schmeichelei erniedrigte, wo es ihm Vortheil brachte, als er mit frechem Hohn und Spott auftrat, wo es ihm gut schien.

Der größte römische Satiriker seiner Zeit war der Rhetor Decimus Junius Juvenalis aus Aquinum im Volskischen. Er soll der Sohn oder Pflegesohn eines reichen Freigelassenen gewesen sein. Frühzeitig kam er nach Rom und widmete sich dem Studium der Beredtsamkeit; erst in seinem späteren Lebensalter wandte er sich der Dichtkunst zu. Wir besitzen unter seinem Namen 16 Satiren, von denen jedoch die zehnte und die fünf letzten nicht von

*) Der Götter, deren Bildsäulen von Erz waren.

ihm herrühren. Mit glänzender Beredtsamkeit und beißendem Witz geißelt er in denselben die Gebrechen seiner Zeit. Beseelt von edler Gesinnung, voll Entrüstung über alles Unwürdige und Entehrende, greift er jedes Böse ohne Scheu an. Selbst den Domitianus schonte er nicht.

Nicht minder griff er die mächtigen Günstlinge des Domitianus an; so namentlich dessen Liebling, den Schauspieler Paris. In der siebenten Satire sagt er:

Siehe, man läuft zum schönen Gesange der lieben Thebaïs,
Wenn ihr Dichter zur Freude der Stadt den Lesetag ansetzt;
So begierig hört ihn das Volk, so entzückt er die Herzen!
Aber zersprengte sein Vers auch die Bänke, so müßt er doch hungern,
Hätt' er Agaven, sein neuestes Stück, nicht dem Paris verhandelt.
Dieser hilft auch so Manchem zu hohen Stellen im Kriege,
Schaffet den Dichtern oft den Rang und die Würde der Ritter,
Und der Gaukler vermag, was große Herrn nicht vermögen.

Wegen dieser Stelle soll er vom Kaiser unter dem Schein einer Ehrenbezeugung als Praefect einer Cohorte nach Aegypten verwiesen und erst unter Trajanus nach Rom zurückgekehrt sein. Dies ist aber wenig wahrscheinlich, da er in Rom, wo er lebte, unter Domitianus schwerlich wagen durfte, seine Satiren zu veröffentlichen. Er starb daselbst wahrscheinlich 121 oder 122 n. Chr., 81 Jahre alt.

Als prosaischer Satiriker ist **Petronius Arbiter** zu nennen, aus Massilia gebürtig, aber in Rom gebildet. Er gehörte dem Ritterstande an und war unter Nero „magister elegantiarum", als welcher er die Hoflustbarkeiten anzuordnen hatte, und davon erhielt er auch seinen Beinamen Arbiter. Wir besitzen von ihm Fragmente eines Werkes, das den Titel „Satiricōn liber" führt, und in welchem er die galanten Abenteuer eines gewissen Encolpius erzählt, zugleich aber eine lebendige Schilderung der bodenlosen sittlichen Versunkenheit und Lasterhaftigkeit seiner Zeit giebt. — Höher als Petronius steht **L. Appulejus** aus Madaura in Afrika, der zur Zeit der Antonine lebte. Wir besitzen von ihm einen allegorisch-satirischen Zauberroman, seine „elf Bücher der Metamorphosen", gewöhnlich „der goldene Esel" genannt, eine Satire voll Witz und Laune gegen die Zügellosigkeit, den Magiewahn, die Schwärmerei und den Priesterbetrug seiner Zeit. Unter den zahlreichen Episoden des Buches ist die schönste die von Amor und Psyche, welche Herder den zartesten nnd vielseitigsten Roman nennt, der je erdacht worden ist.

Noch mehr als die Poesie litt die **Beredtsamkeit** durch die Ungunst der Zeitverhältnisse. War dies schon zur Zeit des Augustus der Fall, so noch entschiedener unter den folgenden Kaisern. Sittliche Entartung und despotischer Druck wirkten in gleicher Weise dahin, daß die edle Einfalt und die männliche Kraft freimüthiger Rede völlig verschwand. An ihre Stelle trat immer mehr künstliche Declamation und Uebertreibung, Spielen mit Gegensätzen, Haschen nach hochklingenden Worten und schwülstigen Redensarten; besonders wurde auch durch die Schulen der Rhetoren dieser falsche Geschmack befördert. **M. Annaeus Seneca**, der Rhetor genannt, aus Corduba in Spanien, der Vater des Philosophen Seneca, hat eine Sammlung von Controvers- und Ermahnungsreden hinterlassen, wie sie in jenen Rhetorschulen über erdichtete Fälle gehalten wurden, die uns noch zum Theil erhalten sind und ein deut-

liches Bild von jener verkehrten Richtung der Beredtsamkeit geben. Zu den Wenigen, die nicht dem herrschenden Zeitgeschmack huldigten, gehörte M. Fabius Quintilianus. Derselbe war zu Calagurris geboren, wahrscheinlich 35 n. Chr., kam aber früh nach Rom, wo er im J. 74 der erste öffentliche Lehrer der Beredtsamkeit wurde und von Vespasian eine bedeutende Besoldung erhielt. In dieser Stellung blieb er bis 89. Unter Domitianus, der sein Schüler gewesen war, wurde er Consul; er starb 118 n. Chr. Wahrscheinlich 95 n. Chr. veröffentlichte er ein Werk „über die Bildung der Rednerkunst" in zwölf Büchern, in welchem er dem immer mehr einreißenden falschen Geschmack entgegenzuwirken sucht, indem er Cicero als Muster in der Beredtsamkeit darstellt.

Ein Schüler Quintilians war C. Plinius Caecilius Secundus, 62 zu Como geboren und nach dem frühen Tode seines Vaters L. Caecilius von seiner Mutter Plinia und ihrem Bruder, dem Naturforscher Plinius, in Rom sorgfältig erzogen. Schon in seinem neunzehnten Jahre trat er mit Glück öffentlich als Redner auf. In seinem ein und dreißigsten Jahre war er Praetor, im Jahre 100 oder 101 Consul und zwei Jahre später Statthalter von Bithynien und Pontus. Er starb wahrscheinlich 110 n. Chr. Plinius war ein feingebildeter Mann, ein Freund und freigebiger Beschützer der Wissenschaften, obgleich nicht frei von Eitelkeit. Von seinen Reden hat sich nur sein im J. 100 gehaltener Panegyricus (Lobrede) auf Trajanus erhalten, eins der schönsten Denkmäler römischer Beredtsamkeit. Außerdem besitzen wir von ihm eine Sammlung von Briefen (in zehn Büchern), die eben so durch ihren Inhalt geschichtlich und literarisch wichtig sind, wie sie sich durch feinen, gewählten und kunstvollen Stil auszeichnen.

Mit gleicher Ungunst wie die Beredtsamkeit hatte die Geschichtschreibung zu kämpfen. Die Geschichte verwandelte sich in eine Sammlung oft nur lose an einander gereihter einzelner Züge und Nachrichten, oder sie artete in schwülstige und unwahre Lobrednerei aus. So haben wir von Valerius Maximus, der unter Tiberius lebte, „neun Bücher merkwürdiger Thaten und Reden", eine Anecdotensammlung aus der alten, besonders römischen Geschichte, die immerhin wichtig für uns ist, weil sie manche sonst nicht bekannte und wichtige Züge enthält, wegen ihres Mangels an Kritik jedoch nur mit großer Vorsicht benutzt werden darf. Von Vellejus Paterculus, der gleichfalls unter Tiberius lebte (er war wahrscheinlich 18 v. Chr. geboren), besitzen wir, „zwei Bücher römischer Geschichte" von der Zerstörung Trojas und der Ankunft des Aeneas in Italien bis auf Tiberius, die freilich im Haschen nach Bilderprunk und rednerischem Schmuck das Gepräge ihrer Zeit an sich tragen, aber doch im Ganzen klar und mit Wahrheitsliebe und sorgfältiger Prüfung und Benutzung älterer Quellen geschrieben sind. Tiberius erscheint bei ihm allerdings in zu glänzendem Lichte, doch scheint dies vielmehr von Verblendung als von absichtlicher Schmeichelei herzurühren. — Wahrscheinlich zur Zeit des Vespasianus lebte Q. Curtius Rufus, dessen „zehn Bücher von den Thaten Alexanders des Großen", wovon aber die beiden ersten fehlen, erst bei Schriftstellern des zwölften Jahrhunderts erwähnt werden. Das durch reine, schöne Sprache sich auszeichnende Werk hat mehr rhetorischen als

historischen Werth; es ist mehr Roman als Geschichte und nicht frei von chronologischen und geographischen Irrthümern.

Zum höchsten Glanze erhob sich die Literatur wieder unter Trajanus. Unter ihm schrieb C. Cornelius Tacitus, der Schwiegersohn Agricolas, seine unsterblichen Geschichtswerke. Er war um 54 zu Interamna (Terni) geboren, im Jahre 79 war er Quaestor und Senator, 88 Praetor und 97 Consul. Er soll 80 Jahre alt geworden sein, indessen ist es ungewiß, wann und wo er starb. Er verfaßte zwei noch größtentheils erhaltene Werke über die Geschichte Roms von Augustus bis auf seine Zeit, ausgezeichnet durch kunstvolle, kühne und erhabene Sprache und Darstellung, furchtlose Wahrheitsliebe, tiefen sittlichen Ernst und gewissenhafte Forschung, sodann eine treffliche, nach den zuverlässigsten Quellen gearbeitete Schilderung Germaniens und eine meisterhafte Lebensbeschreibung des Agricola.

Unter den übrigen Geschichtschreibern jener Zeit ist noch C. Suetonius Tranquillus zu nennen, ein Freund des jüngeren Plinius und von demselben dem Trajanus empfohlen. Unter Hadrianus war er Geheimschreiber des Kaisers, fiel aber nachher bei ihm in Ungnade. In seinen „Lebensbeschreibungen der zwölf Kaiser" (bis Domitianus) liefert er treue Charakterbilder ihres privaten wie öffentlichen Lebens in gedrängter Kürze und im Ganzen reiner, einfacher und würdevoller Sprache.

Der einzige nennenswerthe geographische Schriftsteller der Römer ist Pomponius Mela aus Spanien, der zur Zeit des Claudius lebte und vermuthlich ein Bruder des Philosophen Seneca war. Er schrieb einen Abriß der Geographie in drei Büchern, wobei er griechische Quellen mit sorgfältiger Auswahl und Kritik benutzt hat. Die Sprache ist gedrungen und kernig, und überall sind anziehende Beschreibungen der Natur und Sitten geschickt eingewebt.

Gleichfalls der Zeit des Claudius gehört L. Junius Moderatus Columella an, zu Gades geboren und durch Reisen in Italien und dem Morgenlande gebildet. Derselbe verfaßte in reiner Sprache und gewandter Darstellung zwölf Bücher „über den Landbau", das einzige vollständige Werk des Alterthums über die Landwirthschaft. Dasselbe ist in Prosa geschrieben, nur das zehnte Buch („über den Gartenbau") in Hexametern.

Seit der Zeit des Augustus gelangte auch die Arzneikunde, die anfänglich in den Händen der Priester, dann griechischer Sklaven und Freigelassener gewesen war, zu großem Ansehen. Aus den Schulen berühmter griechischer Aerzte gingen nun auch römische Aerzte hervor, die mit den Philosophen und Rhetoren gleiche Privilegien erlangten. Unter Tiberius zeichnete sich als medicinischer Schriftsteller Aulus Cornelius Celsus aus, zu Rom oder Verona geboren, ein Mann von großer Gelehrsamkeit und umfassendem Wissen. Er schrieb ein großes Werk „über die Künste", welches Rhetorik, Rechtskunde, Philosophie, Kriegskunst, Ackerbau und Medicin umfaßte. Nur die letztgenannte Abtheilung (in acht Büchern) hat sich erhalten und liefert den Beweis, wie gründliche Kenntnisse er in der Heilkunde besaß; namentlich sind die beiden letzten Bücher, in denen er die Chirurgie behandelt, von bleibendem Werth. Wegen der Reinheit der Sprache hat man ihn den Cicero der Medicin genannt.

Als Naturforscher ist C. Plinius Secundus der Aeltere zu nennen. Derselbe war 23 n. Chr. zu Como geboren und hatte in Rom eine gründliche und umfassende wissenschaftliche Bildung erhalten. Frühzeitig nahm er Kriegsdienste. Unter Nero war er Procurator in Spanien; er machte viele Feldzüge mit, auch in Germanien, und war zuletzt Oberbefehlshaber der zu Misenum stationirten Flotte. Bei dem Ausbruche des Vesuv im J. 79 begab er sich des Aschenregens ungeachtet zu Schiffe von Misenum nach Stabiae, um das gewaltige Naturereigniß in der Nähe zu beobachten. Ruhig übernachtete er dort, und erst am folgenden Tage, als die Mauern zu wanken begannen, der Aschenregen immer dichter fiel und Finsterniß Alles einhüllte, ging er, von fackeltragenden Sklaven begleitet, dem Meere zu, sank aber auf dem Wege, von den in der Luft verbreiteten Dünsten erstickt, todt nieder. Er war ein überaus fleißiger Gelehrter und nächst Varro der größte Polyhistor Roms. Von seinen vielen Werken besitzen wir nur noch seine, dem Titus gewidmete und im J. 77 vollendete Naturgeschichte in 37 Büchern, eine Compilation aus mehr als zweitausend meist verloren gegangenen Werken alter Schriftsteller und deshalb ungeachtet seiner oft gesuchten Sprache, des oft fühlbaren Mangels an Kritik und mancher Nachlässigkeit und Ungenauigkeit bei der Benutzung der Quellen von außerordentlichem Werth. Er wollte darin eine encyklopädische Darstellung der gesammten Werke des Himmels und der Erde, mit allen ihren Erscheinungen, Kräften, Reichthümern der belebten und unbelebten Natur liefern. Er handelt darin vom Universum, und zwar stellt er Gott und Welt in pantheistischer Weise als eins dar; er giebt eine Beschreibung der Erde, ihrer Länder und Bewohner, eine Anthropologie, Zoologie, Botanik und Pharmakologie, Heilkunde, Metallurgie und Mineralogie nebst Beiträgen zur Geschichte der Kunst und des Luxus.

Als philosophischer Schriftsteller ist Neros Erzieher Lucius Annaeus Seneca aus Corduba in Spanien, im J. 2 n. Chr. geboren, zu nennen, von dem wir außer mehreren anderen Werken noch eine ausgezeichnete Schrift über die Wohlthätigkeit besitzen; vor Allen aber ragt der Kaiser Marcus Aurelius hervor, der in seinen zwölf Büchern „über sich selbst" sein ganzes edles Gemüth offenbart. Diese Selbstbekenntnisse sind aber griechisch geschrieben, und überhaupt hat die römische Literatur nach Trajanus kein bedeutendes Werk mehr aufzuweisen, während sich unter den Griechen Hadrians Lehrer Plutarchos von Chaeronea, um 50 n. Chr. geboren (dessen „vergleichende Lebensbeschreibungen" von ausgezeichneten Griechen und Römern um so wichtiger sind, da er aus meist verloren gegangenen Quellen schöpfte), und gleichzeitig Flavius Arrianus, um 100 n. Chr. zu Nicomedia in Bithynien geboren (der mit großer Wahrheitsliebe Alexanders des Großen Eroberungszüge beschrieb) als Geschichtschreiber, Pausanias aus Caesarea in Kappadocien (um 170) aber, der nach großen Reisen in Europa und Asien zu Rom einen Reisebericht über Griechenland in zehn Büchern schrieb, als Geograph auszeichneten.

Dagegen begann unter Hadrianus die Ausbildung der römischen Rechtsgelehrsamkeit in ihrer späteren Form. Die Rechtsgelehrten waren seit dieser Zeit die vertrautesten Rathgeber der Kaiser und gelangten zu den höchsten Würden. Sie verfaßten die Verfügungen und Staatsschriften der Kaiser, durch welche das Recht weiter ausgebildet wurde, und gewannen so den größten Einfluß im Staate.

§. 73. Gänzlicher Verfall des Reiches unter schlechten Kaisern. — Herrschaft der Praetorianer. (180 bis circa 280 n. Chr.)

Mit L. Commodus Antoninus, dem Sohne des Marcus Aurelius, beginnt für Rom eine trostlose Zeit. Commodus war der schönste Mann seiner Zeit, eine kräftige, herkulische Gestalt, aber schon als Jüngling träge, stumpfsinnig, feige, grausam und dem Trunk so wie allen möglichen andern Lastern ergeben. Wäre Marcus Aurelius nicht gegen seine Angehörigen so schwach gewesen, er hätte ihn gewiß nicht zur Herrschaft gelangen lassen, sondern lieber einen seiner ausgezeichneten Feldherren adoptirt. Noch sterbend beschwor er seinen unwürdigen Sohn, den Krieg mit den Markomannen nicht eher zu beendigen, als bis das Reich gegen ihre Angriffe sicher gestellt wäre; aber Commodus hatte nichts Eiligeres zu thun, als mit ihnen Frieden zu schließen, um in Rom ganz seinen Lüsten leben zu können. Während er sich die Zeit mit Bogenschießen, Fechten und dergleichen vertrieb, überließ er die Regierung dem Perennis, dem Präfecten der Praetorianer, der das Volk auf alle Weise drückte. Dadurch wurde ein Aufstand erregt, und der Kaiser zögerte nicht, seinen Günstling der Wuth des Volkes preiszugeben. Seine eigene Schwester Lucia zettelte eine Verschwörung gegen ihn an; dieselbe wurde jedoch entdeckt, und nun kannte seine Wuth keine Grenzen. Zu seinem Vergnügen fiel er über Leute her, die ihm begegneten, und verstümmelte sie. Besonders wüthete er gegen den Senat, von dem nach seiner Meinung die Verschwörung ausgegangen war. Die angesehensten Männer wurden ermordet, ihre Güter eingezogen und die so gewonnenen Schätze durch Geldspenden an Heer und Volk, Thierhetzen und Gladiatorenspiele vergeudet. Der Kaiser, der gern wollte für den römischen Herkules gehalten werden, schämte sich nicht, 735 mal selbst als Gladiator öffentlich aufzutreten und sich dafür jedesmal aus dem Staatsschatze bezahlen zu lassen.

Zwölf Jahre hatte der Tyrann geherrscht, da ließ er beide Consuln ermorden und wollte selbst im Aufzuge eines Gladiators von der Fechtschule aus vor dem Volke erscheinen, um das Consulat zu übernehmen. Seine vertrauteste Freundin Marcia und der Praefect der Praetorianer beschworen ihn, sich nicht so zu entwürdigen; aber er beharrte bei seinem Entschluß und schrieb Jenen, so wie mehreren Anderen, die seinem Beginnen im Wege standen, das Todesurtheil. Durch einen kleinen Knaben erfuhren sie jedoch die drohende Gefahr; Marcia vergiftete den Tyrannen, und da das Gift nicht gehörig wirkte, wurde er durch einen Ringer erwürgt (31. Dec. 192). Senat und Volk jubelten; er wurde für einen Feind des Vaterlandes erklärt, seine Bildsäulen wurden umgestürzt, sein Name aus den öffentlichen Inschriften getilgt. Nur die Praetorianer, die unter seiner Regierung allen Willen gehabt hatten, murrten, und man mußte deshalb das Gerücht aussprengen, er sei am Schlagflusse gestorben.

Die Verschwornen erhoben den Stadtpraefecten Pertinax auf den Thron, einen würdigen sechzigjährigen Greis, der die Tugend des Marcus Aurelius besaß ohne seine Schwächen, tüchtig als Feldherr, ausgezeichnet in der Ver-

waltung des Staates. Das Volk freute sich dieser Wahl; einem Theil der Senatoren aber war sie nicht angenehm, weil der Gewählte nicht von vornehmer Abkunft war; die Praetorianer hatten ihn gegen ein großes Geldgeschenk anerkannt, und als er durch weise Finanzeinrichtungen eine bessere Ordnung im Staate herzustellen begann, tödteten sie ihn, nachdem er noch nicht ein Vierteljahr regiert hatte.

Seit seinem Tode wurde der Zustand des Reiches immer beklagenswerther. Lasterhafte Kaiser beherrschten ein eben so tief in Laster versunkenes Volk, und je tiefer die sittliche Kraft desselben sank, um so übermächtiger wurden die Praetorianer. Sie erhoben nach Willkür Kaiser und ermordeten sie wieder. Nach dem Tode des Pertinax verkauften sie sogar das Reich an den Meistbietenden, indem sie den reichen Senator Didius Julianus, einen Enkel des berühmten Juristen Salvius Julianus (S. 610), der ihnen ein größeres Geldgeschenk bot als sein Mitbewerber (Jedem 1340 Thlr.), auf den Thron erhoben. Gleichzeitig wurden aber von den auswärtigen Legionen drei Andere zu Kaisern ausgerufen, der eine von den britischen und gallischen, der zweite von denen im Orient, der dritte von den germanischen und ungarischen. Der letztere, Septimius Severus, ein geborner Afrikaner, ein Mann, der schon durch seine schöne, würdevolle Gestalt für sich einnahm, drang gegen Italien vor, wurde vom Senat anerkannt, und Julianus wurde auf einen Senatsbeschluß hingerichtet, ohne daß die Praetorianer das Geringste für ihn gethan hätten. Auch über seine beiden anderen Gegner Sieger, befand sich Septimius bald im unbestrittenen Besitz der Herrschaft, und obgleich er sich im Anfange derselben viele Grausamkeiten zu Schulden kommen ließ, war sie doch später nicht bloß glorreich und glänzend, sondern auch weise und milde. Gegen die Parther, die seinen Gegner in Syrien unterstützt hatten, führte er einen glücklichen Krieg (197—199), in welchem die parthischen Hauptstädte Ktesiphon und Seleucia geplündert wurden. Während eines Krieges in Britannien starb er am 4. Februar 211 zu Eboräcum (York).

Sein älterer Sohn Bassianus, von der gallischen Kleidung, die er zu tragen pflegte, Caracalla genannt, sollte nun mit seinem jüngeren Bruder Geta gemeinschaftlich regieren. Gleich von Anfang aber entstand zwischen beiden ein feindseliges Verhältniß. Ihre Mutter Julia Domna, eine sehr kluge, aber leichtfertige Frau, wollte eine Versöhnung zwischen ihnen zu Stande bringen; Caracalla ging zum Schein darauf ein; aber bei einer Zusammenkunft, die er deshalb im Zimmer seiner Mutter hatte, stieß er ihn in den Armen derselben nieder (212). Nun wüthete er auch gegen alle Freunde seines Bruders, und an 20,000 Menschen fanden so ihren Tod, unter ihnen selbst sein Erzieher, der berühmte Rechtsgelehrte Papinianus. In Alexandria, wo man über den Mord des Geta gespottet hatte, ließ er ein fürchterliches Blutbad anrichten. Durch seine muthwillige Grausamkeit, sein wildes Blutvergießen und seine alles Maß überschreitenden Erpressungen brachte er die Völker seines Reiches zur Verzweiflung. Endlich am 8. April 217 ermordete ihn Macrinus, der Praefect der Praetorianer, und wurde nun selbst Kaiser. Julia Domna wurde zur Einsamkeit verdammt und tödtete sich selbst. Auch ihre Schwester Maesa war vertrieben worden. Dieselbe hatte zwei Töchter, die Soaemis und die Mamaea; jene hatte einen Sohn, den Bassianus, der

in Syrien Priester des Sonnengottes war und gewöhnlich nach dem Namen seines Götzen Elagabălus genannt wird. Er wurde zwei Monate nach Caracallas Tode durch die Soldaten auf den Thron erhoben, und nie hat wohl ein schlechterer Mensch über Rom regiert. Durch Grausamkeit und viehische Lüste schändete er den Thron. Selbst die Soldaten begannen sich seiner zu schämen, und er rettete sich vor der Ermordung durch sie nur dadurch, daß er auf den Rath seiner Großmutter den jungen Alexander Severus, den Sohn der Mamaea, zum Mitregenten annahm. Derselbe war in jeder Beziehung das entschiedenste Gegentheil von ihm. Das edle, schöne Gemüth, das aus allen seinen Handlungen hervorleuchtete, die Unschuld, die aus seinen Zügen strahlte, gewannen ihm selbst die Herzen der rohen Soldaten, und als Elagabalus, dem seine Erhebung bald leid wurde, ihn aus dem Wege räumen wollte, empörten sich die Praetorianer, tödteten den Elagabalus und seine Mutter und warfen seinen Leichnam in die Tiber (11. März 222).

Der erst siebzehnjährige Alexander Severus, der nun zur Regierung kam, hatte den redlichsten Willen, für das unglückliche Reich bessere Zeiten herbeizuführen; Marcus Aurelius war sein Vorbild. Er erleichterte die Abgaben, half den nothleidenden Provinzen, beschränkte den Aufwand am Hofe und suchte überall Ordnung und Gerechtigkeit herzustellen. Der Rechtsgelehrte Ulpianus, der an der Spitze seines Staatsrathes stand, war die Seele aller seiner trefflichen Einrichtungen. Aber dennoch war Severus seiner schwierigen Aufgabe nicht gewachsen. Schon der übergroße Einfluß seiner Mutter, der man die Sucht vorwarf, Schätze zu sammeln, und gegen die er noch schwächer war als Marcus Aurelius gegen seine Gemahlin, wirkte oft nachtheilig; das größte Hinderniß aber war für ihn die Uebermacht der Soldaten, die er vergebens zu brechen suchte. Besonders verhaßt war ihnen Ulpianus, und sie ermordeten denselben deshalb im kaiserlichen Palast vor den Augen des Kaisers, ohne daß dieser ihn zu schützen vermochte, kaum, daß er den Rädelsführer zur Strafe ziehen konnte. Ja, der Aufstand hätte ihm selbst gefährlich werden können, wäre nicht gerade damals im Orient ein gefährlicher Krieg ausgebrochen. Dort vernichtete nämlich der Perser Ardschir Babekan, der Sohn des Sassan, das Partherreich und gründete auf den Trümmern desselben im J. 226 das persische Reich der Sassaniden. Er forderte von den Römern die Abtretung von ganz Asien und brach in Mesopotamien ein. Der Kaiser zog deshalb mit seinem ganzen Heere gegen ihn und drang bis Medien und Assyrien vor, mußte aber, ohne etwas Bedeutendes ausgerichtet zu haben, Frieden schließen, da ein Aufstand der Germanen ihn nach dem Rhein rief. Da brach eine Empörung gegen ihn aus, und er wurde 235 n. Chr. in der Nähe von Mainz sammt seiner Mutter von den Soldaten ermordet.

Nun kam Maximinus auf den Thron, ein roher Thracier, der an der Spitze der Aufrührer gestanden hatte, durch nichts ausgezeichnet als durch riesenhafte Größe, gewaltige Körperkraft und großen Kriegsmuth, der erste barbarische Kaiser Roms. Alle Männer von feiner Bildung und Sitte verfolgte er mit wüthendem Hasse, und es war ein Glück, daß er nicht nach Rom kam, sonst hätte er dort gewiß das furchtbarste Blutbad angerichtet.

Nach drei Jahren erschlugen ihn die Soldaten. Dasselbe Schicksal hatten im Laufe weniger Jahre noch mehrere Kaiser, die theils von den Soldaten, theils vom Senate auf den Thron gehoben waren, und als 248 n. Chr. das Fest der tausendjährigen Dauer Roms begangen wurde, saß ein Araber auf dem Kaiserthron, M. Julius Philippus, der Sohn eines Räuberhauptmanns (244—249). Bald nach jener Feier empörten sich die Legionen in verschiedenen Provinzen, namentlich in Syrien und Moesien. Nach dem letzteren Lande schickte der Kaiser den Senator C. Messius Decius, einen Pannonier, um den Aufruhr zu unterdrücken; aber die Empörer zwangen denselben, selbst die kaiserliche Würde anzunehmen und sie nach Italien zu führen. Philippus zog ihm entgegen und fiel im Kampfe gegen ihn bei Verona (249).

Während so das Reich durch innere Unruhen zerrüttet ward, wurden gleichzeitig die Angriffe der Barbaren immer drohender. Unter Decius brach von Nordosten her der mächtige germanische Volksstamm der Gothen in das Reich. Dieselben hatten ursprünglich am frischen Haff und im Mündungslande der Weichsel gewohnt. Im Anfang des dritten Jahrhunderts n. Chr. (215) finden wir sie an der Nordküste des schwarzen Meeres zwischen dem Don und der Donau, sei es, daß sie ihre früheren Wohnsitze verlassen hatten, oder, was wahrscheinlicher ist, daß ihr Name auch auf andere, ihnen verbündete Völker ausgedehnt wurde. In römisches Gebiet waren sie zuerst 237 eingebrochen. Im J. 250 drang ihr König Cniva an der Spitze eines 70,000 Mann starken Heeres über den Dnjester nach Dacien vor, und von dort, Alles verheerend, weiter über die Donau nach Moesien und Thracien, wo er Philippopolis eroberte. Auf die Kunde, daß die Gothen die Donau überschritten hatten, eilte Decius ihnen nach Moesien entgegen. Dort kam es 251 bei Forum Trebonii zu einer Schlacht, in welcher der größte Theil des römischen Heeres vernichtet wurde und der Kaiser selbst seinen Tod fand, wie man glaubte, durch den Verrath des C. Vibius Trebonianus Gallus, des Statthalters von Moesien. Dieser, der nun von den Legionen zum Kaiser ausgerufen wurde, mußte durch Verpflichtung zu einem jährlichen Tribut den Gothen den Frieden abkaufen. Dadurch aber war den Barbaren die Schwäche des römischen Reiches erst recht offenbar geworden, und bald erschienen neue Schaaren von Gothen und Skythen und drangen, Alles verwüstend und plündernd, bis zum adriatischen Meere vor. Doch M. Aemilianus, der Statthalter von Moesien, zog ihnen entgegen, überfiel sie und nahm ihnen ihre Beute ab. Der Sieger wurde von seinen Legionen zum Kaiser ausgerufen; er zog nach Italien, und Gallus fiel entweder im Kampfe gegen ihn oder wurde von seinen eigenen Soldaten verlassen und erschlagen (253). Auch Aemilianus fand schon nach vier Monaten einen gewaltsamen Tod. P. Licinius Valerianus kam mit Legionen aus Gallien und Germanien herbei, die er dem Gallus hatte zuführen wollen. Dieselben hatten ihn auf die Kunde vom Tode des Gallus zum Kaiser ausgerufen, und ehe es zur Schlacht gegen ihn kam, ermordeten den Aemilianus seine eigenen Soldaten bei Spoleto.

Valerianus (253—260) nahm seinen Sohn P. Licinius Gallienus zum Mitregenten an. Er war ein tüchtiger Feldherr und ein einsichtsvoller Herrscher, aber den Stürmen, die das Reich umtobten, war er nicht gewachsen. Gleich im Anfange seiner Regierung drangen Gothen und andere Stämme in

Illyrien und Macedonien ein, doch sein Feldherr Valens trieb sie über die Donau zurück. Gleichzeitig erschienen die **Alemannen**, ein Kriegsbund, zu dem sich die Usipeter, Tenchtherer und mehrere kleinere deutsche Stämme im Norden des Odenwaldes vereinigt hatten. Sie waren zuerst im Anfange des dritten Jahrhunderts n. Chr. am unteren und mittleren Main erschienen und hatten den von Trajan angelegten Grenzwall überschritten. Zuerst hatte Caracalla gegen sie gekämpft, ohne sie überwältigen zu können (213), dann Alexander Severus. Sie drangen auch westlich nach Gallien vor, aber Maximinus trieb sie wieder über den Rhein zurück (236). Jetzt fielen sie abermals in Gallien ein, und ihre Streifzüge dehnten sich sogar bis Mailand aus. Zu diesen Feinden der Römer kamen noch die **Franken**. Dieser Name, der zuerst in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts n. Chr. vorkommt, umfaßte mehrere zu gemeinsamen Unternehmungen vereinigte deutsche Völkerschaften, die vom Niederrhein bis zur Ems und Fulda hin ihre Sitze hatten, und deren Einzelnamen bald vor dem Gesammtnamen verschwanden. Den Hauptstamm bildeten die Sigambrer, die ursprünglich zu beiden Seiten der Ruhr, dann weiter östlich in dem Berglande ihre Sitze gehabt hatten, darauf aber wieder an der Ostseite des Rheins von der Lippe bis zur Yssel (Sala) hin wohnten, von der vielleicht der Name der **salischen Franken** abzuleiten ist, unter welchem der nördliche Theil der Franken seit der Mitte des vierten Jahrhunderts erscheint. Außer den Sigambrern gehörten zu den Franken noch die Bructerer und Chamaven (auf der batavischen Insel), die Chattuarier (zwischen Rhein und Maas); auch die Chatten und Amsivarier wurden im dritten Jahrhundert zu ihnen gerechnet. Die Franken wie die Alemannen durchstreiften jetzt Gallien und sollen sogar bis nach Spanien vorgedrungen sein. Valerianus sandte den Gallienus gegen sie, und dessen Feldherr **Postumus** trieb sie wieder über den Rhein zurück. Im Osten wurden die **Gothen** immer kühner. Von der Krim aus kamen sie auf Schiffen über das schwarze Meer nach der Süd- und Ostküste desselben hinüber und verwüsteten die reichen Städte Pityūs und Trapezunt (257). Bei einem zweiten Zuge eroberten sie Chalkedon, zerstörten Nicaea, Nikomedien, Kyzikos und andere Städte und schleppten reiche Beute mit sich fort. — Gleichzeitig brachen die Perser unter ihrem Könige Sapores (Shapur) I. in das Reich ein, verheerten Kappadocien und Mesopotamien und eroberten selbst Antiochia (253). Valerianus zog selbst gegen sie; aber er wurde geschlagen, und als er arglos der Einladung des Sapores zu einer Unterredung folgte, während derselben bei Edessa, das die Perser belagerten, treulos gefangen genommen (260). Erst nach zehnjähriger Gefangenschaft erlöste ihn der Tod von der schmachvollsten Behandlung.

Gallienus war nun Alleinherrscher (260—268), ein Mensch ohne jeden inneren Halt, bald mild und gütig, bald hart und grausam, bald muthig und thatkräftig, bald aber wieder in Weichlichkeit und Trägheit zurücksinkend, ein Freund der Wissenschaft und den Umgang mit Philosophen und geistig gebildeten Männern liebend, ebenso aber jeglicher Art von Sinnengenuß fröhnend. Das war nicht der Mann, der das sinkende Reich zu stützen vermocht hätte. Die Barbaren wurden in ihren Einfällen immer verwegener. Die **Alemannen** fielen in Helvetien ein und drangen von da aus über die

Alpen bis Ravenna vor. Der Senat sandte die Praetorianer gegen sie; diese drängten sie zurück, aber der Kaiser fand darin nun gar einen Eingriff in seine Herrscherrechte und verbot dem Senat für die Zukunft alle Theilnahme am Kriege. Die Franken drangen in Gallien ein. Auch die Gothen erneuerten ihre Angriffe in Verbindung mit sarmatischen und germanischen Stämmen. Zu den letzteren gehörten die Heruler, deren Name hier zuerst genannt wird. Mit 500 Schiffen segelten diese durch das schwarze Meer und den Hellespont nach dem aegaeischen Meere, verbrannten den Tempel der Artemis zu Ephesos, schifften dann nach Griechenland hinüber, plünderten Athen, Korinth, Argos, Sparta und verwüsteten furchtbar das Land. Zu den Verheerungen durch die Barbaren kam in vielen Theilen des Reiches noch Hungersnoth und Pest; Gallienus aber dachte inmitten alles Unglücks nur an Befriedigung seiner Lüste. So gerieth das Reich unter seiner Regierung in einen Zustand völliger Auflösung. Viele Provinzen rissen sich los, und überall standen Gegenkaiser auf. Besonders zeichnete sich unter denselben der schon genannte Postumus aus, welcher Gallien, Britannien und Spanien beherrschte und sich mit Glück und Ruhm gegen die Alemannen und Franken vertheidigte. Im Orient gründete Odenathus ein blühendes Reich, dessen Hauptstadt Palmyra oder Tadmor in der syrischen Wüste war. Diese schon unter Salomo blühende, in einer üppigen Oase liegende Handelsstadt war durch Trajanus unter römische Herrschaft gekommen, und schon Hadrianus hatte sie durch prächtige Bauwerke verschönert. Noch mehr geschah dies durch Odenathus. Derselbe schlug Sapores, den er bis Ktesiphon verfolgte (261), siegreich zurück. Er wurde deshalb von Gallienus als Mitkaiser anerkannt, und seine Herrschaft erstreckte sich von Damascus bis zum Euphrat und vom Libanon bis zur Südgrenze von Palaestina. Zwar wurde er von seinem Brudersohne Maeonius, der nach der Herrschaft strebte, ermordet (267), aber seine Gemahlin Zenobia rächte seinen Tod an dem Mörder und ergriff selbst die Zügel der Regierung. Sie war eine der größten Frauen, die je gelebt haben. Vor Vielen durch Schönheit, Bildung und Verstand ausgezeichnet, überragte sie ihr ganzes Geschlecht durch männlichen Muth und Entschlossenheit und bebte auch vor den kühnsten Unternehmungen nicht zurück. Sie dehnte die Grenzen ihres Reiches vom Euphrat bis an den Hellespont aus und unterwarf sich sogar Aegypten.

Die Angriffe der Gothen weckten endlich den Kaiser aus seiner thatenlosen Ruhe. Er zog gegen sie nach Illyrien, wohin sie sich von Griechenland aus gewandt hatten und schlug sie völlig im J. 267. Während dessen aber empörte sich in Italien sein Feldherr Acilius Aureolus; er eilte deshalb sofort zurück, besiegte den Empörer und schloß ihn in Mailand ein. Doch nun entstand unter seinen eigenen Officieren eine Verschwörung; er wurde ermordet (268), und zu seinem Nachfolger wurde von den Generalen M. Aurelius Claudius, der Feldherr der Truppen in Thracien und an der unteren Donau, erwählt.

Claudius II. (268—270) war ein tüchtiger Feldherr und ein thatkräftiger Herrscher. Aureolus wurde an der Adda besiegt und getödtet, und nachdem sich der Kaiser dadurch in der Herrschaft befestigt hatte, zog er gegen die Barbaren. Er schlug im J. 268 die Alemannen am See Benacus

(dem Gardasee) und drängte sie aus Italien; dann wandte er sich gegen das 320,000 Mann starke Heer der Gothen, die im J. 269 einen neuen Raubzug unternahmen, ihre Fahrt bis Rhodos und Kreta ausdehnten und dann Macedonien und Thracien verwüsteten. Bei Naissos (Nissa) in Obermoesien aber schlug sie Claudius völlig und zwang sie zum Rückzuge. Leider starb er schon 270 plötzlich zu Sirmium in Pannonien an der Pest, als er eben im Begriff war, gegen Zenobia zu ziehen, die ihm den Gehorsam verweigerte und, da er sie nicht anerkennen wollte, unabhängig von Rom im Namen ihrer beiden Söhne regierte, die sie mit dem Purpur bekleidete.

Die Legionen an der Donau riefen nach dem Tode des Claudius den L. Domitius Aurelianus (270—275), einen Illyrier, den Jener noch sterbend zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, zum Kaiser aus. Erst ihm gelang die Besiegung der Zenobia. Er zog mit großer Heeresmacht gegen sie, besiegte sie in zwei Schlachten, bei Antiochia und bei Emesa, und belagerte sie in Palmyra. Sie suchte sich durch die Flucht zu retten, wurde aber ergriffen, und Palmyra mußte sich ergeben (272). Zwar erhob es sich bald wieder; aber kurz darauf wurde es zum zweiten Male erobert und nun gänzlich zerstört. Noch jetzt erregt es in seinen Ruinen die Bewunderung der Reisenden. Zenobia mußte in goldenen Fesseln bei dem Triumphzuge, den Aurelianus bei seiner Rückkehr in Rom hielt, vor seinem Siegeswagen einhergehen; nachher aber behandelte sie der Kaiser milde, räumte ihr eine Villa zu Tivoli ein und vermählte ihre Töchter mit vornehmen Römern.

Auch sonst war Aurelianus glücklich. Gleich im Anfange seiner Regierung (270) zog er gegen die Gothen, drängte sie über die Donau zurück, überließ ihnen aber die schwer zu behauptende Provinz Dacien und versetzte die dortigen römischen Einwohner nach Moesien. Dann wandte er sich gegen die Alemannen, die verheerend in Italien eingedrungen waren, bei Placentia ein römisches Heer vernichtet hatten und selbst Rom bedrohten. Er vertrieb sie aus Italien, schlug auch die Markomannen und begann zum Schutze gegen die Einfälle der Germanen den Bau einer mächtigen Mauer um Rom, die erst 276 unter dem Kaiser Probus vollendet wurde. Nach der Besiegung der Zenobia unterwarf er auch Aegypten, das sich unter M. Firmius unabhängig machen wollte, und darauf zog er nach Gallien. Tetricus, welcher sich seit 267 in der Herrschaft über dies Land wie über Spanien und Britannien behauptet hatte, ging, der Abhängigkeit von seinem Heere überdrüssig, in einer Schlacht bei dem heutigen Chalons an der Marne (274) freiwillig zu ihm über, das Heer desselben wurde vernichtet, und so war auch der ganze Westen wieder mit dem Reiche vereinigt. Mit Recht konnte sich Aurelianus jetzt „Wiederhersteller des Reiches" nennen lassen. Aber durch seine Strenge machte er sich eben so verhaßt, wie er gefürchtet ward, und als er bald nach seiner Rückkehr aus Gallien einen neuen Zug gegen die Perser unternahm, wurde er auf Anstiften seines Geheimschreibers, der wegen eines Vergehens harte Strafe fürchtete, im J. 275 in der Nähe von Byzanz ermordet. Das Heer betrauerte ihn tief, und damit keiner der Vornehmen, die am Morde Theil gehabt hatten, davon Vortheil zöge, übertrug es dem Senate die Ernennung des neuen Kaisers; ja, da der Senat den Soldaten nicht recht traute und deshalb mit der Wahl zögerte, blieb der kaiserliche Thron acht Monate lang unbesetzt, bis

Heer und Senat sich am 25. September 275 zur Wahl des fünf und siebzigjährigen Senators Marcus Claudius Tacitus, eines Nachkommen des Geschichtschreibers, vereinigten.

Bald rissen die Soldaten die Besetzung des Kaiserthrones wieder an sich. Schon nach sieben Monaten wurde Tacitus auf seinem Zuge gegen die Gothen und Alanen in Kleinasien von seinen Soldaten erschlagen. Sein Bruder M. Annius Florianus, der ihm in der Regierung folgte, hatte drei Monate später dasselbe Schicksal, nachdem er von M. Aurelius Probus, dem Sohne eines illyrischen Bauern, den die syrischen Legionen zum Kaiser gewählt hatten, bei Tarsos geschlagen war. Probus (276—282) war einer der edelsten römischen Kaiser. Siegreich trieb er die Germanen zurück, die in Gallien eingefallen waren, befreite die Donauländer von den in dieselben eingedrungenen germanischen Stämmen und vollendete den von Trajanus und Hadrianus zum Schutze gegen die Letzteren angelegten Grenzwall zwischen dem Rhein und der Donau (S. 610). Ebenso trieb er die Gothen und Alanen aus Kleinasien, bezwang daselbst die wilden Isaurier und nöthigte dem Perserkönig Varanes II. (Behram) einen vortheilhaften Frieden ab. Gleichzeitig war er auf die Hebung der inneren Wohlfahrt des Reiches bedacht. Zerstörte Städte ließ er wieder herstellen, Sümpfe austrocknen, Kanäle anlegen, Brücken und Landstraßen bauen. Er veranlaßte die Anlegung von Weinbergen in Gallien, am Rhein und in Pannonien; er beförderte den Oelbau in der Provence. Ein Fehlgriff war es leider, daß er, um die verödeten Grenzprovinzen wieder zu bevölkern, große Schaaren von Germanen daselbst ansiedelte, und eben so gefährlich war die Aufnahme von 16,000 Barbaren in die römischen Legionen. Die Strenge, mit der er die Soldaten in Pannonien zu den öffentlichen Arbeiten anhielt, rief eine Meuterei unter denselben hervor, und sie erschlugen den edlen Kaiser bei Sirmium im Jahre 282. — Der Praetorianeroberst M. Aurelius Carus, der von ihnen zum Imperator ausgerufen wurde, fand schon im folgenden Jahre im Kriege gegen die Perser seinen Tod; auch sein Sohn und Nachfolger Numerianus starb bald, und sein zweiter Sohn Carinus wurde im Kampfe gegen den von den Legionen 284 zum Kaiser ausgerufenen Diocletianus von seinen eigenen Leuten verlassen und im J. 285 getödtet. Erst dem Diocletianus gelang es, die Uebermacht der Soldaten zu zügeln.

---

§. 74. Diocletianus. — Constantinus der Große.

Cajus Aurelius Valerius Diocletianus (284—305) stammte aus Dioclea in Dalmatien und war von geringer Herkunft. Sein Vater soll der Freigelassene eines römischen Senators gewesen sein. Nur durch seine Verdienste hatte er sich emporgeschwungen, und als ausgezeichneter Feldherr besaß er die volle Achtung des Heeres. Eben so ausgezeichnet war er als Herrscher, ein thatkräftiger, milder und einsichtsvoller Regent. Um das Reich besser

verwalten zu können und den fortwährenden Spaltungen zwischen dem Morgen- und Abendlande ein Ende zu machen, nahm er 286 seinen Freund Maximianus, der ein tüchtiger Feldherr, aber leider ein roher und grausamer Mensch war, zum Mitregenten mit voller Kaisergewalt an. Er selbst nahm seine Residenz zu Nikomedien in Kleinasien, Maximianus dagegen residirte theils in Mailand, theils in Trier. Beide führten den Titel Augustus, und jeder von ihnen nahm sodann (292) unter dem Titel eines Caesars noch einen Gehülfen in der Regierung an, Diocletianus seinen Schwiegersohn Galerius, Maximianus den Constantius, dem man gewöhnlich den Beinamen Chlorus („der Blasse") giebt. Beide Caesaren waren ausgezeichnete Feldherren; Galerius aber, ein früherer Rinderhirt, der sich vom gemeinen Soldaten emporgearbeitet hatte, war ein roher Mensch, Constantius dagegen gebildet und von vornehmer Abkunft; seine Mutter war eine Nichte des Kaisers Claudius II. Constantius erhielt die Verwaltung von Spanien, Gallien und Britannien, Galerius Illyrien, Macedonien und Griechenland, Maximianus Italien und Afrika; Thrazien und den Orient behielt Diocletianus. Durch diese Vertheilung der Gewalt gelang es allerdings, die Einfälle der Feinde abzuwehren. Galerius nahm sogar den Persern einige Gegenden jenseit des Tigris ab und nöthigte sie, ihre Ansprüche auf Mesopotamien aufzugeben. Constantius unterwarf Britannien wieder, Maximianus unterdrückte die Empörung in Afrika, und Diocletianus unterwarf und tödtete den Achilleus, der sich zum Herrscher von Aegypten aufgeworfen hatte. Die Caesaren sollten bei dem Tode ihres Augustus demselben in der Regierung folgen, wodurch den Soldaten die Besetzung des Thrones gänzlich entrissen wurde. Beide Kaiser regierten nun als unumschränkte Herrscher, und um sich größere Ehrfurcht bei dem Volke zu verschaffen, umgab Diocletianus seinen Thron mit dem vollen Prunke eines morgenländischen Königshofes. Er schmückte sich mit dem Diadem (einer weißen, wollenen Stirnbinde), kleidete sich in Purpur und Seide und erschwerte den Zugang zu seiner geheiligten Person. Wem derselbe endlich gestattet wurde, der mußte sich vor dem Kaiser als seinem hoch erhabenen Herrn zur Erde niederwerfen. Nachdem er in solcher Weise das kaiserliche Ansehen befestigt hatte, legte er, besonders durch Kränklichkeit bewogen, am 1. Mai 305 unerwartet seine Würde nieder und zog sich ganz in das Privatleben nach einer prächtigen Villa in Dalmatien zurück. Durch seinen Einfluß bewogen, dankte gleichzeitig auch Maximianus, wiewohl ungern, ab, und Galerius und Constantius traten an ihre Stelle und nahmen den Titel „Augustus" an. Galerius ernannte seinen Günstling Severus und seinen Neffen Maximinus zu Caesaren; als aber Constantius im J. 306 auf einem Zuge gegen die Picten zu Eboracum (York) starb, riefen seine Legionen seinen zwei und dreißig Jahre alten Sohn Constantinus zum Augustus aus. Gleichzeitig trat der alte ehrgeizige Maximianus wieder aus seiner Verborgenheit hervor; sein Sohn Maxentius, den der römische Senat zum Augustus ausrief, nahm ihn zum Mitregenten an. So hatte jetzt das römische Reich sechs Herrscher. Severus fand zwar bereits 307 im Kampfe gegen Maxentius seinen Tod, Galerius aber ernannte nun den Illyrier Licinius zum Augustus und erkannte auch dem Maximinus diesen Titel zu, so daß das Reich wieder nicht weniger als sechs Regenten hatte. Bald mußte

der alte **Maximianus** vor seinem schändlichen Sohne zu seiner Tochter Fausta, die mit Constantinus vermählt war, nach Gallien fliehen; er kam jedoch auch zu diesem in ein feindliches Verhältniß und wurde, von seinen eigenen Soldaten ausgeliefert, unter dem Vorwande, er habe eine Verschwörung angezettelt, im J. 310 hingerichtet. Nachdem auch Galerius an einer furchtbaren Krankheit gestorben war (311), begann **Constantinus** den Krieg gegen Maxentius, von den durch denselben hart bedrückten Römern selbst zu Hülfe gerufen. Er schlug ihn wiederholt, und im J. 312 kam es zu einer Schlacht vor den Thoren Roms. Constantinus siegte, und Maxentius fand auf der Flucht in der Tiber seinen Tod. Den Licinius fesselte Constantinus dadurch an sich, daß er ihn mit seiner Schwester Constantia vermählte; nachdem aber Maximinus im Kampfe gegen denselben bei Adrianopel geschlagen war und auf der Flucht zu Tarsos durch Gift seinem Leben ein Ende gemacht hatte (313), entstand bald auch zwischen den beiden nun noch übrigen Kaisern, dem Constantinus und Licinius, ein gespanntes Verhältniß, das endlich zu einem offenen Kriege führte. Constantinus besiegte im J. 323 den Licinius und ließ ihn, obgleich er ihm das Leben zugesichert hatte, treulos ermorden. So war er nun seit 324 Alleinherrscher.

Constantinus ist sehr verschieden beurtheilt worden. Die christlichen Schriftsteller seiner Zeit erheben ihn bis in den Himmel; Andere haben ihn tief herabgesetzt. Allerdings läßt sich nicht leugnen, daß sein Privatleben von manchen Verbrechen befleckt ist, unter denen die Hinrichtung des Licinius nicht zu den geringsten gehört. Auch den **Crispus**, seinen Sohn von seiner ersten, verstoßenen Gemahlin Minervina, einen edlen, talentvollen Jüngling, der sich im Kriege gegen Licinius ausgezeichnet hatte, ließ er hinrichten. **Fausta** haßte denselben, weil er ihren Söhnen bei der Thronfolge im Wege stand, und verschwärzte ihn deshalb bei dem Kaiser, daß er sich ungebührlich gegen sie betrage, und daß er eine Verschwörung gegen ihn angezettelt habe. Von blinder Leidenschaft fortgerissen, verbannte ihn Constantinus, ohne die Sache zu untersuchen, und ließ ihn dann sammt dem elfjährigen Sohne des Licinius, der mit in die Sache verwickelt sein sollte, hinrichten. Mag wirklich Crispus nicht ganz unschuldig gewesen sein, mag er, gekränkt durch die ihm vom Vater widerfahrene Zurücksetzung, an Verschwörung gedacht haben: schändlich bleibt ein solches Verfahren immer. Eben so wenig zu entschuldigen würde es sein, wenn es wahr wäre, daß Constantinus später, als er sich von der Unschuld des Crispus überzeugt hielt, Fausta habe in ihr Badezimmer sperren und durch heiße Wasserdämpfe ersticken lassen. Nach einigen Erzählungen soll sie jedoch noch nach seinem Tode gelebt haben.

Desto größer war Constantinus als Herrscher. — Von den wichtigsten Folgen war es, daß er die kaiserliche Residenz für immer von Rom nach **Byzanz** verlegte. In der That hätte er keinen passenderen Ort wählen können. An der Grenze zweier Welttheile gelegen, zwischen zwei Meeren und im Besitz eines ausgezeichneten Hafens, eignete sich die Stadt vortrefflich zum Handel, während ihre von der Natur befestigte Lage sie gegen feindliche Angriffe schützte und sie zur Vormauer gegen die andrängenden Barbaren machte. Constantinus schmückte die neue Residenz mit prächtigen Palästen und auch mit christlichen Kirchen; die herrlichsten Bildsäulen wurden aus allen

Gegenden des Reiches dorthin zusammen gebracht, und große Vorrechte und Begünstigungen lockten Viele an, sich daselbst niederzulassen. So erblühte sie bald zu einer bedeutenden Stadt, und man nannte sie Constantinopolis, d. h. Stadt des Constantinus; der Kaiser hatte ihr bei der Einweihung (330 oder 334) den Namen „Neu-Rom" gegeben.

Auch in der Verwaltung und Verfassung des Staats traf Constantinus bedeutende Aenderungen. Die unruhigen und gefährlichen Praetorianer löste er gänzlich auf, und es gab jetzt nur Feld- und Besatzungstruppen. Die praetorianischen Praefecten behielt er zwar bei; aber er wies ihnen einen ganz anderen Wirkungskreis an. Der diocletianischen Eintheilung folgend, theilte er nämlich das ganze Reich in vier Praefecturen (den Orient, Illyrien, Italien und Gallien), und in jeder derselben hatte ein praetorianischer Praefect die höchste, fast unumschränkte, bürgerliche Gewalt; an die Spitze des Heeres dagegen stellte Constantinus zwei Oberfeldherren, so daß die bürgerliche Gewalt von der Militärgewalt gänzlich getrennt war. Jede der vier Praefecturen zerfiel in Dioecesen, im Ganzen dreizehn, und diese wieder in 116 Provinzen. Die beiden Hauptstädte des Reiches standen einander im Range völlig gleich; jede hatte ihren eigenen Senat und ihren Stadtpraefecten, welche den praetorianischen Praefecten im Range gleich waren. An der Spitze der gesammten Verwaltung des Reiches stand der Kaiser als der unumschränkte Herr. Seine Stellvertreter waren die Praefecten. An der Spitze jeder Dioecese stand ein Vicarius (Stellvertreter des Praefecten); die Provinzen wurden durch Rectoren verwaltet.

Auch die Hofämter wurden in strenger Abstufung geordnet. Der höchste Beamte war der Oberkammerherr (Praepositus sacri cubiculi), der die Aufsicht über das Innere des kaiserlichen Palastes hatte, und unter dem der Oberkämmerer mit den Kammerherren, der Haushofmeister, die Edelknaben, der Obertafelmeister und andere Palastbeamte standen. Dann kam der Reichskanzler (Magister officiorum), der die Zuschriften an den Kaiser in Empfang nahm, die feierlichen Vorstellungen bei demselben leitete, die Leibwache beaufsichtigte und die Gerichtsbarkeit über alle Hofbeamte hatte. Der Dritte im Range war der Staatssecretair (Quaestor sacri palatii), der die kaiserlichen Edicte und Cabinetsbefehle ausarbeitete und mit unterzeichnete. Der Vierte war der Reichsschatzmeister (Comes sacrarum largitionum), der Fünfte der Verwalter der kaiserlichen Privatkasse (Comes rei privatae). Die sechste und siebente Stelle hatten die beiden Befehlshaber der kaiserlichen Leibwache (Comites domesticorum). Diese sieben höchsten Hofbeamten bildeten mit den praetorianischen Praefecten, dem Stadtpraefecten und anderen, durch das besondere Vertrauen des Kaisers berufenen Männern den Staatsrath des Kaisers (Consistorium principis), welchen derselbe namentlich bei der Gesetzgebung zu Rathe zog. Die Rangordnung der verschiedenen Aemter war auch durch besondere ehrende Praedicate bezeichnet. So hießen die höchsten Hofbeamten bis zum Comes rei privatae hinab Illustres (Erlauchte); dann kamen die Spectabiles (Hochansehnliche) u. s. w.

Die bedeutendste Veränderung, die durch Constantinus herbeigeführt wurde, war die Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion. Schon sein Vater war den Christen günstig gesinnt gewesen, und diese

Zuneigung zum Christenthum ging auf Constantinus über. Er war in derselben noch bestärkt worden durch seine Mutter Helĕna, die erste Gemahlin des Constantius, die derselbe, als er Caesar wurde, hatte verstoßen müssen, um Maximians Stieftochter Theodora zu heirathen. Eine außerordentliche Begebenheit auf dem Zuge gegen Maxentius befestigte ihn in dieser Zuneigung noch mehr. Maxentius hoffte auf übernatürlichen Beistand mehr noch als auf die Macht seiner Waffen, und ließ deshalb viele Opfer anstellen. Auch Constantinus wünschte darum sich den Beistand einer höheren Macht zu sichern und betete zum Gott der Christen. Da soll er am Himmel ein leuchtendes Kreuz erblickt haben mit der Umschrift: „Durch dieses siege!" In der Nacht soll ihm darauf Christus im Traume erschienen sein und ihn aufgefordert haben, das Kreuzeszeichen zum Schutzmittel gegen die Feinde zu gebrauchen. Was auch hiervon der Sage angehören mag, Constantinus war überzeugt, durch Hülfe des Gottes der Christen gesiegt zu haben, und ließ nach dem Siege auf dem Forum zu Rom seine Bildsäule aufstellen, mit der Kreuzesfahne in der Hand und der Inschrift: „Durch dieses heilbringende Zeichen, das wahre Zeichen des Muthes, habe ich eure Stadt vom Joche des Tyrannen befreit!" Seitdem begünstigte er das Christenthum auf alle Weise, und im Kampfe mit Licinius machte er die Kreuzesfahne zu seinem Panier, während dieser vor der Schlacht den Göttern die Vertilgung der Christen gelobte. Nachdem er auch über diesen letzten Gegner gesiegt hatte, erhob er nun das Christenthum offen zur Staatsreligion, obgleich er gegen das Heidenthum Duldsamkeit übte. So großen Eifer er aber auch für die Verbreitung des Christenthums an den Tag legte, so ließ er sich doch erst taufen, als er sich dem Tode nahe fühlte, denn vielfach in heidnischem Aberglauben befangen, meinte er wohl, daß er durch die Taufe von allen Sünden gereinigt werden und die Seligkeit erlangen würde. Es war wohl aufrichtig von ihm gemeint, wenn er bei der Taufe erklärte, daß er sich von nun an, wenn ihm Gott noch ferner das Leben schenke, Gottes würdige Gesetze für dasselbe geben werde. Er behielt die weißen Taufgewänder an, welche die Neugetauften zu tragen pflegten, und wollte sein kaiserliches Gewand nicht wieder anlegen. Bald darauf starb er, 64 Jahre alt, 337 n. Chr.

---

§. 75. Das Christenthum.

Wir müssen hier, wo das Christenthum so bedeutungsvoll hervortritt, zunächst einen Blick auf den bisherigen Entwicklungsgang desselben zurückwerfen.

Schon während seines Wandels auf Erden hatte der Heiland seinen Jüngern den Geist vom Vater, den heiligen Geist, verheißen, der sie in alle Wahrheit leiten sollte, und war auch Mancher durch den Kreuzestod Christi irre geworden, durch seine Auferstehung hatte sich der Herr als den Sieger

über Tod und Grab erwiesen, und auch als er wieder von den Jüngern genommen war, harrten sie zu Jerusalem in gläubiger Erwartung der Erfüllung seiner Verheißung. So brach das Pfingstfest heran, das Fest, welches der Erinnerung an die Gesetzgebung auf dem Sinai geweiht war, und an welchem die Erstlinge der Ernte geopfert wurden. Da ging die Verheißung in Erfüllung, und mit dem Feuer göttlicher Begeisterung verkündeten die bisher so zaghaften Jünger die großen Thaten Gottes. Dreitausend, welche sich taufen ließen, waren die Erstlinge der geistigen Ernte, die an jenem ersten christlichen Pfingstfeste Gott dargebracht wurden. Es war das Stiftungsfest der christlichen Kirche geworden; der Herr aber that hinzu täglich, die da selig wurden, zu der Gemeine (Apostelg. 2, 41 flgd.). Freilich wurde dadurch bald die Feindschaft der Juden rege, und Verfolgungen brachen gegen die junge Christengemeinde aus; aber gerade diese Verfolgungen mußten in der Hand der göttlichen Liebe ein Mittel werden, um den Segen des Evangeliums in immer weiteren Kreisen zu verbreiten, und überall, wohin die Apostel den Samen der christlichen Lehre trugen, bewährte sich die weltüberwindende Kraft des Evangeliums. Ein besonders eifriger Verfolger des Christenthums war der junge Pharisäer Saul aus Tarsos in Cilicien; aber als er sich eben auf dem Wege nach Damascus befand, mit Vollmacht zur Verfolgung der dortigen Christen versehen, trat ein Ereigniß ein (Apostelg. 9), welches eine gänzliche innere Umwandlung bei ihm hervorbrachte. Er war jetzt aus dem heftigsten Gegner plötzlich der eifrigste Anhänger des Christenthums geworden, und namentlich erkannte er es als seinen Beruf, Apostel der Heiden zu werden. Er nannte sich seitdem mit einem mehr griechisch klingenden Namen Paulos (Paulus). Was er für die Verbreitung des Christenthums bis zu seinem wahrscheinlich zu Rom erfolgten Märtyrertode gewirkt hat, davon zeugen die Schriften des neuen Testaments. Er gründete christliche Gemeinden in Kleinasien und Macedonien, mit denen er auch abwesend stets in brieflichem Verkehr blieb. Er legte Zeugniß von Christo ab in Athen, dem Hauptsitz hellenischer Weisheit, wie in der Welthauptstadt Rom; er verstand es wie irgend Einer, Allen Alles zu werden, um sie Christo zuzuführen, und er soll auf seinen Reisen zur Verbreitung des Christenthums bis an die äußersten Grenzen Spaniens gekommen sein.

So verbreitete sich mit überraschender Schnelligkeit das Christenthum durch alle Theile des römischen Weltreichs; überall erblühten christliche Gemeinden, und es konnte nicht anders sein. Je gewaltiger die sittliche Entartung alle Klassen des Volkes ergriffen und alle Verhältnisse des Lebens vergiftet hatte, und je tiefer das verderbte Geschlecht versunken war in erbärmliches Haschen nach Gunst und in sklavische Menschenfurcht, um so leuchtender strahlte das Leben der Bekenner des Christenthums in seiner sittlichen Reinheit. Die innige Bruderliebe, welche sie unter einander verband, die stille Heiterkeit und unerschütterliche Standhaftigkeit, mit der selbst schwache Weiber, Kinder und Greise im Angesichte des schmerz- und schmachvollsten Todes für ihren Glauben zeugten, die augenscheinliche Umwandlung, welche das Christenthum selbst bei Solchen hervorbrachte, die in keiner Weise bisher sich über ihre verderbten Zeitgenossen erhoben hatten, dies Alles zog Viele mit unwiderstehlicher, göttlicher Gewalt an und konnte selbst auf die

härtesten, dem Göttlichen verschlossensten Gemüther seinen Eindruck nicht verfehlen.

Freilich konnte auch harter, blutiger Kampf nicht ausbleiben. Die römische Religion hing, wie wir gesehen haben, aufs engste mit dem ganzen Staatsleben der Römer zusammen. Den argwöhnischen, überall Gefahren fürchtenden Kaisern mußten daher die Christen als gefährliche Neuerer erscheinen. Sie weigerten sich standhaft, die römischen Religionsgebräuche mitzumachen, an öffentlichen, mit der römischen Religion zusammenhängenden Festen Theil zu nehmen, den Bildsäulen der Kaiser, wie es die Sitte abgöttischer Verehrung in jener Zeit forderte, Weihrauch zu opfern. Dies Alles ließ sie als Feinde der Staatsreligion, der Kaiser und des römischen Volkes erscheinen. Das Volk selbst haßte sie als Feinde der Götter. Sie verehrten keine Götterbilder; darum erschienen sie als gottlos, und man betrachtete diese vermeintliche Gottlosigkeit als die Ursache alles Unglückes und aller Plagen, welche das Land trafen. Die heidnischen Priester, die Verfertiger von Götzenbildern und Andere, die durch die Verbreitung des Christenthums in ihrem Erwerbe und in ihrem Ansehen litten, bestärkten das Volk noch in seinem Hasse. Dennoch hatten die Christen im römischen Reiche Ruhe bis auf die Zeiten Neros, wo sie im J. 64 zu Rom die erste blutige Verfolgung traf, die bereits S. 594 erwähnt ist. Auch von späteren Kaisern wurden sie oft hart verfolgt; selbst Trajanus war ihnen nicht günstig.

Plinius fand bei seiner Ankunft als Statthalter in Bithynien (S. 620) das Christenthum daselbst außerordentlich verbreitet; die heidnischen Tempel waren fast verlassen; die Opferthiere fanden sehr selten Käufer. Nun hatte Trajanus bereits früher ein Gesetz gegen geschlossene Verbindungen erlassen, und dies wurde auch auf die Christen angewandt. Eine Menge Christen von jedem Alter, Stande und Geschlechte wurden vor den Richterstuhl des Plinius geführt, und ihrer großen Anzahl wegen gerieth er in Verlegenheit, wie er gegen sie verfahren sollte. Er zog genaue Erkundigungen über sie ein. Indessen erfuhr er nichts, als daß sie an einem bestimmten Tage (dem Sonntag) vor Tagesanbruch zusammenkämen und Christo als einem Gott zu Ehren ein Lied sängen, daß sie sich durch einen Eid verbänden nicht zu einem Verbrechen, sondern dazu, daß sie keinen Diebstahl, keinen Raub, keinen Ehebruch begehen, ihr Wort nicht brechen, anvertrautes Gut Keinem vorenthalten wollten; darauf gingen sie gewöhnlich aus einander, und dann kämen sie am Abend wieder zu einem gemeinsamen, einfachen Mahle zusammen; auch diese Versammlungen aber hätten sie unterlassen, nachdem er ihnen das kaiserliche Gesetz gegen die Privatvereine mitgetheilt hätte. Dennoch erkannte er, in engherziger römischer Denkweise befangen, in dem Christenthume nichts als verkehrten und ungemessenen Aberglauben, und in der Weigerung der Christen, die Götter anzurufen, den Büsten des Kaisers und der Götter Weihrauch zu streuen und Christo zu fluchen, sah er nur strafbaren Ungehorsam gegen Kaiser und Staat und strafwürdige Hartnäckigkeit. Die, welche standhaft bei ihrem Glauben verharrten, ließ er deshalb hinrichten; dagegen verzieh er denen, die sein Verlangen erfüllten. Zugleich erstattete er dem Kaiser Bericht und bat sich Verhaltungsmaßregeln aus. Trajanus billigte das Verfahren des Plinius. Aufsuchen solle man die Christen nicht, würden sie aber angeklagt und über-

wiesen, so seien sie zu bestrafen, wenn sie nicht Reue zeigten; nur auf namenlose Anklagen solle so wenig bei diesem wie bei einem anderen Verbrechen etwas gegeben werden. Viele fanden in jener Zeit auch in anderen Gegenden den Tod als Märtyrer, d. h. als „Zeugen" für ihren Glauben. So wurde der hundert und zwanzigjährige Bischof Symeon von Jerusalem gekreuzigt; der Bischof Ignatius von Antiochia, den der Kaiser selbst verhört hatte, wurde nach Rom geschleppt und daselbst zur Belustigung des Volkes im Colosseum den wilden Thieren vorgeworfen. — Nur wenig besser gestaltete sich die Lage der Christen unter Hadrianus; dagegen verbot Antoninus Pius wiederholt die tumultuarischen Angriffe der aufgeregten Volksmenge auf dieselben. Um so mehr verschlimmerte sich ihre Lage unter Marcus Aurelius, der, wie wir schon S. 613 sahen, ein heftiger Feind der Christen war. Er befahl, sie als staatsgefährliche Schwärmer aufzusuchen, sie auf alle Weise, selbst durch Martern, zur Verleugnung ihres Glaubens zu zwingen, und wenn Alles fruchtlos bliebe, sie hinzurichten. Besonders heftig war die Verfolgung zu Smyrna in Kleinasien (167) und zu Lyon und Vienne (177).

Der Proconsul von Kleinasien suchte die Christen, die vor seinen Richterstuhl geführt wurden, durch freundliches Zureden, dann durch Drohungen, endlich durch Martern zur Verleugnung zu bewegen. Erst wenn dies nicht fruchten wollte, verurtheilte er sie, der Volkswuth nachgebend, zum Tode. Die freudige Begeisterung, welche die Verurtheilten unter den qualvollsten Martern bewiesen, steigerte nur die Wuth des Volkes, und immer ungestümer forderte es den Tod des ehrwürdigen Bischofs der Gemeinde zu Smyrna, des fast neunzigjährigen Polykarpos, eines Schülers des Apostels Johannes. Durch das Zureden seiner Freunde ließ sich derselbe bewegen, sein Haus zu verlassen und sich auf einen Landsitz zu begeben; sein Aufenthalt wurde aber verrathen, und er suchte nun einen andern Zufluchtsort auf. Doch auch hierhin kamen ihm die Polizeidiener nach, und er folgte ihnen willig zum Statthalter. Dieser hätte den ehrwürdigen Greis gern gerettet. Er redete ihm freundlich zu, bei dem Kaiser als seinem Herrn zu schwören und Christum zu lästern. Doch Polykarpos antwortete: „Sechsundachtzig Jahre bin ich in seinem Dienste, und er hat mir nur Gutes erwiesen; wie könnte ich ihm fluchen, meinem Herrn und Heiland!" Der Statthalter sagte, er möge nur das Volk zu überzeugen suchen; Polykarpos aber erklärte, vor dem Statthalter müsse er sich verantworten, als vor der von Gott gesetzten Obrigkeit, vor dem Volke werde er es nicht thun. Nun erst ließ der Statthalter öffentlich verkündigen, Polykarpos habe sich selbst als Christ bekannt; die tobende Menge aber schrie: „Das ist der Lehrer der Gottlosigkeit, der Vater der Christen, der Feind unserer Götter." Er wurde zum Scheiterhaufen verurtheilt, und Juden und Heiden eilten, aus den Badehäusern und Werkstätten Holz herbeizuschleppen. Man wollte ihn an den Pfahl auf dem Holzstoß binden, er aber sprach: „Der mir Kraft verliehen hat, das Feuer auszuhalten, der wird mir auch Muth geben, zu stehen auf dem Scheiterhaufen." Ehe das Feuer angezündet wurde, dankte er mit lauter Stimme Gott für alles Gute und pries ihn, daß er ihn dieser Stunde gewürdigt habe, wo er Theil nehmen solle an dem Leidenskelche Christi. Die Flamme, so wird erzählt, ergriff den frommen Greis nicht, sondern umspielte ihn nur, so daß ein römischer Soldat ihn mit dem Schwerte

durchbohren mußte. Sein Tod hatte auf Viele einen tiefen Eindruck gemacht; bei Anderen hatte er wenigstens die leidenschaftliche Wuth abgekühlt, und der Statthalter wollte nun nichts mehr davon wissen, daß noch Christen vorhanden seien.

Zu Lyon und Vienne ging die Verfolgung nicht nur von der Volkswuth, sondern auch von den Staatsbehörden aus. Schon lange durften sich die Christen daselbst nicht öffentlich sehen lassen, ohne beschimpft oder gemißhandelt zu werden. Bald wurden sie auch in ihren Häusern überfallen, ins Gefängniß geworfen, und viele starben unter den Martern. Als die Gefängnisse überfüllt waren, wurden Alle, die nicht verleugneten, getödtet, die römischen Bürger mit dem Schwerte, die Anderen unter den ausgesuchtesten Martern. Selbst Kinder und schwache Jungfrauen bewiesen eine Standhaftigkeit, die sogar den Heiden Bewunderung abnöthigte. Das letzte Opfer dieser schrecklichen Verfolgung war eine zarte Sklavin, Namens Blandina, welche durch ihre Geduld unter Ertragung tagelanger Marter ihre Peiniger förmlich ermüdete und, so oft sie bekannte: „Ich bin eine Christin, und es wird nichts Böses unter uns begangen", immer wieder neue Kraft erhielt. Noch an den Leichnamen der Märtyrer übte der Pöbel seine Wuth aus. Man verstümmelte und verbrannte sie und streute dann die Asche in die Rhone, damit kein Rest von den Feinden der Götter die Erde beflecke.

Günstiger gestaltete sich die Lage der Christen unter manchen der folgenden Kaiser. Zwar brach unter Septimius Severus eine neue Verfolgung in Aegypten und der Provinz Afrika aus; aber sie war wenigstens nicht allgemein. Desto günstiger war den Christen Alexander Severus, der sogar die Absicht gehabt haben soll, Christus unter die römischen Götter aufzunehmen, und den Ausspruch Christi Lucas 6, 31: „Wie ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, also thut ihnen gleich auch ihr!" in die Wände seines Palastes und in öffentliche Denkmäler eingraben ließ. Von Philippus dem Araber ging sogar das Gerücht, daß er selbst Christ sei. Um so empfindlicher traf die Christen eine neue Verfolgung, die unter Decius ausbrach. Viele unter ihnen waren durch die lange Ruhe lau geworden und verleugneten ihren Glauben, doch fehlte es auch nicht an Solchen, die freudig dem Märtyrertode entgegen gingen. Decius hatte es entschieden auf völlige Vernichtung des Christenthums abgesehen, aber sein Tod (251) verhinderte ihn an der Ausführung seines Planes, und Gallienus erklärte endlich 259 das Christenthum für eine erlaubte Religion.

Volle vierzig Jahre genossen nun die Christen Ruhe; da brach durch Galerius im J. 303 die letzte und furchtbarste aller Verfolgungen, die sogenannte diocletianische, über sie herein. Die Kirchen der Christen wurden niedergerissen, ihre heiligen Schriften verbrannt, sie selbst unter den ausgesuchtesten Martern schaarenweise ermordet. In Phrygien wurde sogar eine ganze, von Christen bewohnte Stadt von Soldaten umzingelt und angezündet, und alle Bewohner derselben mußten verbrennen. „Die Mordschwerter selbst," sagt ein christlicher Schriftsteller jener Zeit, „wurden zuletzt stumpf und zerbrachen als abgenutzt; die Henker ermüdeten und mußten sich ablösen; die Christen aber stimmten dem allmächtigen Gott zu Ehren Lob- und Danklieder an bis zum letzten Hauche ihres Lebens." Besser erging es den Christen im

Abendlande, wo Constantius Chlorus sie von Anfang begünstigte. Noch entschiedener that er dies, seit er selbst Augustus geworden war, und endlich hob Galerius selbst, von den Schmerzen einer fürchterlichen Krankheit gefoltert, die Verfolgung gegen sie wieder auf (311).

Ungeachtet aller dieser Verfolgungen hatte sich das Christenthum bis auf Constantinus nicht nur durch alle Theile des römischen Reiches verbreitet, sondern es war auch außerhalb desselben nach Arabien, Persien, Armenien, ja vielleicht bis nach Indien gekommen, und so wenig wie die Gewalt der Waffen, hatten die Spöttereien heidnischer Schriftsteller ihm zu schaden vermocht.

Unter denen, die das Christenthum schriftlich bekämpften, ist zunächst Lucianus zu nennen, um 125 in Samosäta, der Hauptstadt der syrischen Provinz Kommagene, am Euphrat, aus niederem Stande geboren. Seiner Armuth ungeachtet widmete er sich ganz den Wissenschaften. Nach dem Verluste eines bedeutenden Vermögens, das er sich als Lehrer der Beredtsamkeit in Italien und Gallien erworben hatte, erhielt er eine Anstellung als Procurator in Aegypten, die er bis an seinen unter Commodus erfolgten Tod behielt. In zahlreichen Schriften, meist in leichter, gewandter dialogischer Form und in einer durch Reinheit und Einfachheit ausgezeichneten Sprache verspottete er mit sprudelndem Witz, unerschöpflicher Laune und scharfem Spott die Verkehrtheiten und Mängel seiner Zeit, den Aberglauben und die sittliche Versunkenheit des Volkes und den lächerlichen Hochmuth, das Haschen nach Ungewöhnlichem, das Prunken mit vermeinter Erkenntniß des Verborgenen bei den Philosophen. Er griff mit lachendem Hohne die ganze heidnische Götterlehre an; aber ebenso verspottete er auch das Christenthum, namentlich in einer Schrift „vom Tode des Peregrinus“, in welcher er die Christen als betrogene Thoren darstellt und sich über ihren Unsterblichkeitsglauben und ihre Bruderliebe lustig macht. Der Erste, welcher eine Schrift ausschließlich zur Bekämpfung des Christenthums verfaßte, war Lucians Zeitgenosse Celsus, ein philosophischer Eklektiker. Sein „wahres Wort“, das um 150 erschien, faßt Alles zusammen, was sich vom Standpunkte der Politik und der Staatsreligion gegen das Christenthum sagen ließ, nicht ohne Witz und Scharfsinn, aber ohne alle Gründlichkeit und Tiefe, selbst Entstellung und absichtliche Verdrehung geschichtlicher Thatsachen nicht verschmähend.

In Gegensatz gegen das Christenthum trat auch die neuplatonische Philosophie. Die ersten Anfänge derselben gehen in die Zeit vor Christo zurück. Wie man in den letzten Zeiten der römischen Republik die religiöse Befriedigung, welche man in der herrschenden Volksreligion nicht zu finden vermochte, in den räthsel- und geheimnißvollen Religionen des fernen Orients suchte, so hatte man auch schon damals den Versuch gemacht, das immer sichtlicher seinem Verfalle entgegen gehende Heidenthum durch die Philosophie zu stützen. Man griff deshalb zu den alten philosophischen Systemen vor Sokrates zurück und verband damit orientalische Mantik und Magie. So bildete schon Nigidius Figulus, ein vornehmer Römer, der 58 v. Chr. Praetor war, und 45 v. Chr. in der Verbannung starb, aus der Vermischung solcher Elemente, zu denen auch die einheimische Vogelfluglehre kam, ein eigenthümlich phantastisches philosophisch-religiöses System, dem der ehrwürdige

Name des Pythagoras die Weihe gab. Namentlich wandten sich diese neuen Pythagoraeer an den Aberglauben und die Wundersucht der Menge, die manche von ihnen zu ihren selbstsüchtigen Zwecken auszubeuten suchten, während Andere in Lehre und Beispiel die Lebensweise und die Sittenstrenge des Pythagoras zu erneuern strebten. Zu den strengeren Pythagoraeern gehört vorzüglich Apollonios von Tyana in Kappadocien, zur Zeit Christi geboren, der ganz nach den Vorschriften des Pythagoras in großer Enthaltsamkeit lebte, fast alle bekannten Länder durchreiste und zuletzt eine Schule in Ephesos gründete, wo er, fast hundert Jahre alt, starb. Das Volk hielt ihn für einen Propheten und Wunderthäter, und der Rhetor Philostratos stellte ihn in einer märchenhaften, auf Befehl der Julia, der Gemahlin des Septimius Severus, verfaßten Lebensbeschreibung als das Ideal eines frommen, von den Göttern wunderbar verherrlichten Weisen dar.

Weit bedeutsamer wurde die von Alexandria ausgehende neuplatonische Philosophie. Schon der Jude Philo, ein gelehrter, griechisch gebildeter Pharisäer, der einige Jahre v. Chr. zu Alexandria geboren wurde, hatte die platonische Philosophie benutzt, um die jüdische Religion als vollkommene, göttliche Lehre darzustellen, und platonische Ideen, mit orientalischen Philosophemen verschmolzen, in die Lehren des Judenthums übertragen. Auf diesem Wege gingen Andere fort. Man vermischte den Platonismus mit dem Aristotelismus, Pythagorismus und Orientalismus; auch Mantik und Magie verschmähte man nicht; alle Philosopheme und Mythen des Heidenthums wollte man auf einen höchsten Urgrund zurückführen, die Götter als persönliche Kräfte des göttlichen Weltlebens darstellen und so Volksreligion und Wissenschaft vereinigen. Ammonius, ein Mann von geringer Abkunft, der durch Lasttragen sein Brot hatte verdienen müssen, weshalb man ihm den Beinamen Sakkas (Sackträger) gab, stiftete um 193 n. Chr. eine Schule zu Alexandria und wußte seine Schüler, denen er seine Lehre als Geheimniß anvertraute, mit hoher Begeisterung zu erfüllen. Der berühmteste unter diesen war Plotinos, 205 n. Chr. zu Lykopolis in Aegypten geboren, und nachdem er längere Zeit in Rom gelehrt hatte, im J. 270 in Campanien gestorben. Er wurde von seinen Schülern fast göttlich verehrt. Der bedeutendste derselben war Porphyrios, der 233 n. Chr. in Batanaea in Syrien geboren war und im J. 305 zu Rom starb. An Ruhm wurde er noch übertroffen von seinem Schüler Jamblichos aus Chalkis in Coelesyrien, zu dessen zahlreichen Schülern auch der Kaiser Julianus gehörte. Zwar trat der Neuplatonismus nicht im entschiedenen Gegensatze gegen das Christenthum auf, aber er wollte es, wie die heidnischen Religionen, historisch in sich aufnehmen und unter seine höhere Einheit stellen; er wollte selbst werden, was nur das Christenthum sein kann, eine Weltreligion. So hat denn auch Porphyrios dasselbe in einem eigenen Werke mit der größten Feindseligkeit bekämpft.

Solchen Angriffen gegenüber begannen nun auch die Christen seit der Zeit des Hadrianus die Wahrheit ihres Glaubens in besonderen Schriften, Apologien, siegreich zu vertheidigen. Auch die Wissenschaft mußte ihnen die Waffen für diesen Kampf darbieten, und es bildete sich eine gelehrte christliche Theologie aus, deren Hauptsitze Antiochia und Alexandria waren. An dem letzteren Orte bestand schon seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts eine

gelehrte christliche Schule, welche eine auf den christlichen Glauben gegründete und jedem Christen erreichbare lebendige christliche Erkenntniß, in der Glaube und Wissenschaft sich durchdringen, der vorgeblichen höheren Erkenntniß der Gnostiker (S. 642) und der dem Christenthume feindlichen Philosophie eben so wie einem alle philosophische Erkenntniß verschmähenden Glauben entgegenstellte. Der bedeutendste und einflußreichste Lehrer dieser Schule war Origenes, 185 n. Chr. zu Alexandria geboren, 254 zu Tyrus gestorben. Eine Zeit lang Schüler des Ammonius Sakkas, hatte er sich durch ernstes Studium der Wahrheit befähigt, bei allen Secten Spuren der Wahrheit aufzusuchen. Auch unter den Apologeten nimmt er durch seine Schrift gegen den Celsus die bedeutendste Stelle ein, und Vielen wurde er ein Führer zu Christo. Freilich fehlte es auch nicht an Solchen, die seine Rechtgläubigkeit bezweifelten, und seine Schrift „von den Grundlehren", in der er sein System entwickelte, gab in der letzten Hälfte des vierten Jahrhunderts Anlaß zu heftigen Streitigkeiten, welche lange Zeit die Kirche des Orients zerrütteten.

Wie im Anfange die ganze Gemeinde der Gläubigen eine große Familie gebildet hatte, so herrschte in derselben brüderliche Gleichheit, und es gab in ihr nicht, wie in anderen Religionsgemeinschaften, einen gesonderten und bevorzugten Priesterstand. Jeder konnte in den Versammlungen der Gemeinde öffentlich lehren und durch Wort und That zum Wohle derselben mitwirken; nur den schon von der Natur aus auf stillere Wirksamkeit angewiesenen weiblichen Mitgliedern war es nicht gestattet, in der Gemeinde zu reden oder zu lehren. So lange die Apostel in Jerusalem waren, leiteten sie alle Angelegenheiten der Gemeinde persönlich. Erst später stellten sie für die Einsammlung und Vertheilung der Almosen so wie für Armen- und Krankenpflege besondere Diener der Gemeinde oder Diakonen an. Ebenso wurden für die Pflege des weiblichen Theiles der Gemeinde Dienerinnen oder Diakonissen eingesetzt. Noch später, als das Christenthum sich weiter ausbreitete und die Apostel nicht überall selbst gegenwärtig sein konnten, übertrugen sie die Leitung der einzelnen Gemeinden an Bevollmächtigte, welche Presbyteren (Aelteste) oder Bischöfe (Aufseher) genannt wurden.

Schon in den ersten Jahrhunderten nach dem apostolischen Zeitalter traten indessen in diesen Verhältnissen bedeutende Veränderungen ein. Da durch die Erlaubniß', daß Jeder in den Gemeinden reden durfte, viel Mißbrauch entstand, so wurden besondere Geistliche angestellt. Man unterschied dieselben als den Clerus, d. h. die Gesammtheit der zur Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten Ausgewählten, von der Gemeinde als den Laien oder dem Volke, und bald begann nun der Clerus in der Weise des jüdischen Priesterthums sich über die Laien zu erheben. Die Geistlichen wurden von der Gemeinde ernährt und mußten sich jedes Gewerbes enthalten, und seit Constantins Zeit fing man auch an, von ihnen zu fordern, daß sie durch eheloses Leben (Cölibat) sich von den Laien unterscheiden und sich so ganz von der Welt trennen sollten.

Auch unter den Geistlichen selbst bildeten sich verschiedene Abstufungen. Die Bischöfe hatten anfangs nur den Vorsitz im Collegium der Presbyteren geführt, unter den Verfolgungen aber stieg ihr Ansehen außerordentlich. Unter ihnen gelangten wieder die Bischöfe in den Hauptstädten (Metropolen) der Provinzen, die Metropoliten, zu besonderem Einfluß. Dieselben hatten die

Aufsicht über alle kirchlichen Angelegenheiten der Provinz und führten den Vorsitz bei den Versammlungen der zur Provinz gehörigen Geistlichen, welche jährlich zweimal stattfanden und Synoden oder Concilien (Kirchenversammlungen) genannt wurden. Zu vorzüglicher Bedeutung gelangten frühzeitig die Kirchen der drei großen Hauptstädte Rom, Antiochia und Alexandria. Ihre Bischöfe wurden zuerst durch den Namen Exarchen ausgezeichnet, an dessen Stelle später der Name Patriarchen trat. Sie führten den Vorsitz auf den allgemeinen (oekumenischen) Kirchenversammlungen, d. h. den Versammlungen aller Bischöfe der ganzen Christenheit, wenigstens des ganzen römischen Reiches, denen nicht nur die höchste Entscheidung in allen Dingen zustand, welche die äußere kirchliche Gesetzgebung betrafen, sondern die auch über die Reinerhaltung der christlichen Lehre wachen sollten. Zu diesen Patriarchen kam nach der Erhebung Constantinopels zur kaiserlichen Residenz noch der Bischof dieser Stadt und später auch der von Jerusalem hinzu.

Ueber alle anderen Patriarchen erhob sich frühzeitig der Bischof von Rom. Nicht nur hatte derselbe einen bedeutenden Kirchensprengel, sondern man betrachtete auch die römischen Bischöfe als Nachfolger des Petrus, dem man den höchsten Rang unter den Jüngern Christi zuschrieb, und der nach einer Sage Bischof von Rom gewesen sein sollte. Dazu kam das Ansehen Roms als Welthauptstadt, und so geschah es, daß kräftige römische Bischöfe bereits im fünften Jahrhundert verlangten, als Haupt der ganzen christlichen Kirche anerkannt zu werden, und behaupteten, daß ihrer Entscheidung alle übrigen Bischöfe sich unterwerfen müßten. Besonders gefördert wurden sie in ihren Bestrebungen durch die Lehrstreitigkeiten, die in der christlichen Kirche entstanden.

Schon früh nämlich hatten sich durch Vermischung des Christenthums mit der Philosophie und mit orientalischen Religionen ketzerische Secten gebildet. Dahin gehören namentlich die Gnostiker, welche das Christenthum auf mannigfache Weise mit orientalischer Religionsphilosophie verschmolzen und meistens von der Idee ausgingen, daß die reine Erkenntniß Gottes nur als Geheimniß unter den höher Gebildeten fortgepflanzt werden könne, während das Volk sich nur zur Verehrung untergeordneter, von dem höchsten Wesen ausgeflossener Kräfte des Geistes zu erheben vermöge. Besonders suchten sie die Fragen zu beantworten, wie man sich eine Lebensmittheilung aus dem Urquell alles Lebens zu denken habe, woher die Verschiedenheit der Kräfte, Schicksale und Lagen unter den Menschen komme, woher das Böse und Mangelhafte in der Welt, welches der Idee eines vollkommenen und heiligen Schöpfers widerstreitet. Ihre Ideen über diese und ähnliche Dinge stellten sie nach orientalischer Weise in der Form bildlicher Anschauungen dar, und oft wußten sie selbst den Inhalt ihrer Gedanken von der mythologischen Form nicht zu sondern. Der aus Gott ausgeflossenen höheren Geisterwelt stellten sie das Reich des Bösen, des Chaos, oder des Satan entgegen. In der Mitte zwischen beiden stand ihnen die von einem niederen Geiste herrührende sichtbare Weltschöpfung, in der das Leben schon von dem Bösen ergriffen ist. In dem Erlöser, der die geistigen Naturen wieder zu Gott zurückführen sollte, erkannten sie zwar die Gottheit an; aber die Verbindung derselben mit der Menschheit schien ihnen unmöglich, und sie meinten daher entweder, er habe einen Körper von höherem

Stoffe gehabt als andere Menschen, oder, indem ihnen der Schöpfer der sichtbaren Welt als ein dem höchsten Gott feindseliges Wesen erschien, meinten sie, der Erlöser habe sich den Menschen, um von ihnen wahrgenommen zu werden, nur in einer sinnlichen Scheinform dargestellt.

Noch weiter als die Gnostiker entfernte sich von dem reinen Christenthum die um 270 von dem Perser Mani gestiftete und im Orient weit verbreitete Secte der Manichäer, die sich ganz an Zoroasters Lehre vom Ahriman und Ormuzd anschloß und dieselbe fast nur unter christlichen Symbolen vortrug. Vielfach verfolgt, pflanzte sich diese Secte noch bis ins fünfte Jahrhundert fort und erlag, wie die Gnostiker, erst allmählich dem einfachen Geiste des Evangeliums.

Auch innerhalb der Kirche entstanden mancherlei zum Theil sehr heftige und langwierige Streitigkeiten über einzelne Lehren. Die verschiedenen Auffassungen der christlichen Lehre überhaupt, wie der einzelnen christlichen Lehren, hatten anfangs ruhig neben einander bestanden in der Einheit des christlichen Geistes, die im Gegensatz gegen Judenthum und Heidenthum festgehalten wurde. Erst durch den Kampf konnte sich aus dieser Unbestimmtheit heraus die wahre Einheit entwickeln.

Eine der bedeutendsten Streitigkeiten wurde in Beziehung auf das Verhältniß Christi zu dem Vater durch den Presbyter Arīus (Areios) zu Alexandria angeregt, indem derselbe lehrte, Christus sei nicht gleichen Wesens mit dem Vater, sondern nur das erste, vor aller Zeit geschaffene und über alle anderen Geschöpfe erhabene Geschöpf Gottes, durch welches Gott alles Uebrige erschaffen habe. Der Vater habe auf ihn göttliche Natur übertragen, und so sei er Gott ähnlich. Durch diese Lehre wurde ein Streit hervorgerufen, der dem Kaiser Constantinus dem Großen so bedeutend erschien, daß er besonders zur Beilegung desselben auf das Jahr 325 die erste allgemeine Kirchenversammlung nach Nicaea in Kleinasien berief. Auf dieser, bei deren Verhandlungen der Kaiser selbst gegenwärtig war, wurde die Lehre des Arius verworfen und ein Glaubensbekenntniß aufgestellt, in welchem es entschieden ausgesprochen wurde, daß Christus mit dem Vater gleichen Wesens sei. Arius ward auf kaiserlichen Befehl nach Illyrien verwiesen; seine Schriften wurden verbrannt. Bald darauf wurde jedoch der Kaiser wieder anderen Sinnes. Seine bei ihm viel vermögende Schwester Constantia empfahl ihm sterbend den Arius; dieser übergab ihm ein Glaubensbekenntniß, worin er in allgemeinen Ausdrücken den Glauben an die Gottheit Christi bekannte, und Constantinus befahl die Wiedereinsetzung des Verbannten in sein kirchliches Amt. Dem widersetzte sich allerdings der Bischof Athanasios von Alexandria aufs entschiedenste, aber dies hatte nur zur Folge, daß derselbe von seinen Gegnern mit falschen Anklagen verfolgt wurde. Man beschuldigte ihn zuletzt sogar einer Verschwörung gegen den Kaiser, und dieser verbannte ihn 336 nach Trier. Arius wurde jetzt nach Constantinopel berufen, und an einem Sabbath sollte er daselbst, ungeachtet des Widerspruchs von Seiten des Bischofs Alexander von Constantinopel, nach dem öffentlichen Gottesdienste feierlich wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen werden, als er am Abend zuvor plötzlich starb. Der durch ihn angeregte Streit dauerte bis gegen das Ende des vierten Jahr-

hunderts mit großer Heftigkeit fort, und durch Schuld des Staates, der sich vielfach einmischte, wurden alle Leidenschaften in demselben entfesselt.

Auch in der äußeren Gestaltung des Gottesdienstes waren im Laufe der Zeit wichtige Veränderungen vorgegangen. Anfangs hatten sich die Christen in Privathäusern, auch wohl an Begräbnißstätten, versammelt. Jetzt wurden prächtige Kirchen erbaut, und wie das christliche Priesterthum dem jüdischen sich immer ähnlicher gestaltete, so waren auch die Kirchen meistens nach dem Muster des jüdischen Tempels eingerichtet. Sie bestanden aus einem Vorhofe, in den auch Heiden und Juden während der Predigt kommen durften, dem Schiff, in welchem sich die Gemeine versammelte, und dem Chor, von jenem durch Schranken getrennt, in welchem sich außer dem Altar die Sitze für den Bischof und die Geistlichen befanden.

Im Gottesdienste selbst wurde die ursprüngliche erhabene Einfachheit immer mehr durch Trachten nach Glanz und Prunk verdrängt. Glänzende Gewänder der Geistlichen, Weihrauch, brennende Kerzen, künstlicher, theatralischer Kirchengesang fanden immer mehr Eingang. Selbst in den Predigten suchten die Geistlichen mehr durch rednerischen Schmuck zu glänzen, als auf die Gemüther der Zuhörer zu wirken, und die Gemeinde unterbrach die Predigt oft durch Beifallklatschen wie im Theater oder in den Schulen der Rhetoren. Auf solche Weise setzte man leider das Wesen der Religion immer mehr in Aeußerlichkeiten, statt auf die innere Umwandlung des ganzen Lebens zu dringen. Aus dieser Richtung auf das Aeußerliche gingen auch die Wallfahrten nach den Orten, wo Christus gewandelt hatte, hervor, die besonders aufkamen, seit Constantins Mutter Helĕna das Grab Christi gefunden zu haben glaubte und daselbst eine christliche Kirche erbaut hatte. Eben dadurch wurde auch die Verehrung der Märtyrer bedeutend gefördert. Schon früher hatte man den Jahrestag ihres Todes in schöner Deutung als ihren Geburtstag gefeiert. Die Gemeinde versammelte sich an solchen Tagen auf ihren Gräbern, erinnerte sich ihrer Leiden und feierte das Abendmahl im Bewußtsein ihrer auch durch den Tod nicht getrennten Gemeinschaft mit den Dahingeschiedenen. Jetzt aber erhoben sich prächtige Kirchen auf ihren Gräbern; ihre Gedächtnißtage wurden mit besonderer Festlichkeit begangen; Erzählungen von wunderbaren Heilungen, die auf ihren Gräbern oder bei Berührung der Ueberreste ihrer Gebeine (der Reliquien) erfolgt sein sollten, wurden in Menge verbreitet und beförderten eine immer übertriebenere Heiligenverehrung.

Bei solcher Richtung auf das Aeußerliche ging die ursprüngliche Reinheit des christlichen Lebens immer mehr verloren. Viele glaubten, wenn sie nur getauft wären, würden sie auch bei dem lasterhaftesten Leben selig; Andere meinten, sie thäten genug, wenn sie die Kirche besuchten oder Almosen vertheilten, noch Andere, es käme nur auf Reinheit der Lehre an. Besonders nachtheilig wirkte auch das Verhältniß der Kirche zum Staate. Constantinus hoffte durch das Christenthum dem gesunkenen Geschlechte neues Leben einzuflößen, und begünstigte es deshalb auf jede Weise. Dadurch gerieth aber die Kirche vielfach in Abhängigkeit von den Kaisern, die sich nicht nur als Schirmherren derselben betrachteten, sondern sich selbst in die Bestimmung der Lehre die gewaltsamsten Eingriffe erlaubten, und zugleich schlossen sich seit

jener Zeit Viele nur um äußerer Vortheile willen der Kirche an, während sie durch ihre Gesinnung und ihr Leben die Lehren des Christenthums verleugneten.

Besonders grauenhaft trat der Verfall des christlichen Lebens in den verderbten großen Städten hervor, und über solches Verderben in der Kirche entrüstet, flohen Viele die Welt, um in der Einsamkeit nur Gott zu leben. So verbreitete sich vom Orient aus das Einsiedlerleben. Der erste uns bekannte Einsiedler war Paulus von Theben in Aegypten. In der Verfolgung, welche unter Decius die Christen traf, floh er als funfzehnjähriger Jüngling auf ein wüstes Gebirge. Er gewann die Einsamkeit lieb und blieb in derselben bis an seinen in sehr hohem Alter erfolgten Tod. Aber sein Beispiel blieb unbekannt und ohne Nachahmung. Als Urheber des Einsiedlerlebens ist vielmehr Antonius zu betrachten. Derselbe gehörte einer reichen aegyptischen Familie in der Gegend von Theben an und war um 251 geboren. Das Evangelium vom reichen Jüngling, das er einmal in der Kirche verlesen hörte, machte auf ihn solchen Eindruck, daß er Alles verkaufte, was er besaß, und, von bösen Geistern sich verfolgt glaubend, in die Einöde floh. Lange hörte man nichts von ihm; als er aber wieder aus seiner Einsamkeit hervorkam, fand er große Verehrung, und für Jung und Alt wurde er ein Führer zum geistlichen Leben. Bald bildete sich um ihn ein Verein von Gleichgesinnten, die er nicht nur zur Beschaulichkeit, sondern auch zu mancherlei Beschäftigungen anhielt, damit sie sich ihren Unterhalt verschaffen und auch Anderen mittheilen könnten. Bei wichtigen Gelegenheiten kam er nach Alexandria, so im J. 311, als Maximinus die Verfolgung der Christen in Aegypten erneuerte. Er erschien öffentlich, ermahnte zu standhaftem Bekenntniß, stand den Gefangenen bei, und Niemand wagte ihn anzutasten. Zum zweiten Male kam er 352 nach Alexandria, um dem damals durch die weltliche Macht begünstigten Arianismus entgegenzuwirken. Selbst heidnische Priester kamen in die Kirche, um den „Mann Gottes" zu sehen, und seine Erscheinung brachte einen so gewaltigen Eindruck hervor, daß viele Heiden dadurch bekehrt wurden. Durch sein Beispiel wurde das Einsiedlerleben in ganz Aegypten verbreitet, und sein Schüler Hilarion aus Palaestina führte es nach der Rückkehr in sein Vaterland auch dort ein. Antonius starb 356, fast 105 Jahre alt. Die Einsiedler (Eremiten) vereinigten sich bald auch zu größeren Verbindungen, die in einzelnen Zellen oder Hütten unter einem gemeinsamen Oberhaupte lebten. Unabhängig von Antonius trat im Anfange des vierten Jahrhunderts in Aegypten Pachomius (gest. 348) auf, welcher auf einer Nilinsel in Oberaegypten eine Einsiedlervereinigung bildete, die schon während seines Lebens dreitausend Mitglieder zählte und sich bis zur ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts auf 50,000 vermehrte. Er war der Erste, der sie in einem großen zusammenhängenden Gebäude vereinigte, und wurde so Stifter des Klosterlebens. Die ganze zusammenwohnende Genossenschaft nannte man Coenobium oder Monasterium, und er selbst war das Haupt des Ganzen mit dem Titel Abbas (Vater) oder Archimandrit (Beherrscher der Horde). Als die Zahl seiner Anhänger sich mehrte, vertheilte er sie in mehrere solcher geschlossenen Häuser oder Klöster. Die ganze Mönchsgesellschaft war nach den verschiedenen Stufen der Entwickelung ihres geistlichen Lebens in verschiedene Classen eingetheilt. Jede hatte ihren Vorsteher, und jeder waren ihre besonderen Arbeiten zuge-

wiesen; auch ihre Andachtsübungen verrichteten sie nach bestimmten Regeln. Jedes Kloster hatte einen Verwalter, und alle Verwalter standen unter dem des Hauptklosters, der die Aufsicht über die Einnahmen und Ausgaben des ganzen Coenobiums hatte. Zweimal jährlich versammelten sich die Vorsteher der einzelnen Klöster in dem Hauptkloster, um dem Abte über ihre Verwaltung Bericht zu erstatten. Wer in die Zahl der Mönche aufgenommen werden wollte, mußte sich einer Prüfungszeit unterziehen und sich nach bestandener Prüfung zu strenger Beobachtung der vorgeschriebenen Regeln verpflichten; jedoch stand es ihm zu jeder Zeit frei, das Kloster wieder zu verlassen. Pachomius stiftete auch schon Nonnenklöster, die von den Mönchsklöstern aus versorgt wurden.

Vielfach wirkten die Mönche segensreich für die Bildung der Kinder und der Geistlichen, so wie zur Unterstützung der Armen und Nothleidenden. Leider aber erzeugte der überhand nehmende Eifer für das Mönchsleben auch mancherlei Verirrungen. Menschen, die durchaus nicht für ein einsames, beschauliches Leben paßten, wurden Mönche, und dies führte zu manchen gefährlichen Ausbrüchen der Schwärmerei. Gemüthskrankheiten, die sich oft bis zur Verzweiflung und zum Selbstmord steigerten, schwärmerischer Hochmuth, der mit Geringschätzung auf die übrigen Christen herabsah, waren die traurigen Folgen solcher Verirrungen. Viele waren nur durch Trägheit in die Klöster geführt; Viele hatten der Eitelkeit der Welt nicht entsagt, sondern wollten nur unter dem Schein der Heiligkeit und in Unthätigkeit leben und reiche Vorrechte genießen, wenigstens ihre geistliche Eitelkeit befriedigen und vor Gott und Menschen sich Verdienst erwerben. Solchen wurde die Einsamkeit und Unthätigkeit eine Quelle vieler Versuchungen zum Bösen. Daher setzten sie oft das Wesen der Buße in Ausübung freiwillig übernommener Kasteiungen. Dies war namentlich der Fall bei den Säulenheiligen (Styliten), die viele Jahre in freier Luft auf Säulen zubrachten. Der erste derselben, Symeon, welcher in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts in Syrien lebte, brachte dreißig Jahre auf einer sechsunddreißig Ellen hohen Säule zu. Zu verwundern ist es nicht, daß der merkwürdige Mensch den heidnischen Nomadenvölkern jener Gegenden als ein überirdisches Wesen erschien, daß sie auf seinen Segen und seine Fürbitte großes Vertrauen setzten, und daß Tausende zu ihm herbeiströmten und, durch seine Bußpredigt erschüttert, sich taufen ließen, aber gewiß hätte er durch ein Leben im Geiste des Evangeliums unendlich segensreicher wirken können. Die Verehrung der am Aeußerlichen haftenden Menge mußte solche Schwärmer natürlich in ihrem Hochmuth bestärken. Andere verwarfen jede Beschäftigung mit irdischer Arbeit als sündlich und entwürdigend, weil dieselbe sie in ihrem beschaulichen Leben störe. So entstanden um 360 in Mesopotamien die Euchiten oder Messalianer, welche zu einer so vollkommenen Gemeinschaft mit dem heiligen Geiste gelangt zu sein meinten, daß sie keiner äußeren Zucht und Regel mehr bedürften, selbst die Theilnahme an den Sacramenten verschmähten oder wenigstens für gleichgültig erklärten und nur in stetem inneren Gebete verharren wollten. Schaarenweise durchzogen sie das Land, nur von Almosen lebend, die ersten Bettelmönche.

Der Andrang zum Mönchsleben war im Orient so ungeheuer, daß Männer ihre Frauen, Frauen ihre Männer, Knechte ihre Herren verließen,

ja daß man den von verehelichten Priestern verwalteten Gottesdienst für unrein hielt, und nicht nur Synoden mußten ihre Stimme gegen solches Unwesen erheben, sondern selbst die Kaiser sahen sich genöthigt, solchen Verirrungen durch Gesetze entgegenzuwirken.

Nicht so schnellen Eingang fand dagegen das Mönchsthum im Abendlande. Sowohl das Klima wie die thätigere Geistesrichtung des Abendländers stand seiner Verbreitung daselbst entgegen. Obgleich schon seit der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts dort bekannt, wurde es doch erst seit dem sechsten Jahrhundert fest begründet durch den heiligen Benedictus, zu Nursia im alten Sabinerlande geboren im J. 480, gestorben 543 n. Chr. Er stammte aus einer angesehenen Familie. Seine Eltern schickten ihn nach Rom, um sich daselbst literarisch zu bilden, aber aus Ueberdruß an dem dort herrschenden Sittenverderben verließ er heimlich die Stadt und zog sich in die Einsamkeit zurück. Drei Jahre brachte er in einer Grotte in der Nähe eines Sees zu, und ein Mönch, der einzige Mensch, dem sein Aufenthalt bekannt war, theilte mit ihm seine Speise. Dort fanden ihn Hirten, und bald wurde er allgemein verehrt. Er wurde zum Abt eines benachbarten Klosters gewählt; da ihm aber die Mönche wegen seiner Strenge nach dem Leben trachteten, floh er wieder in seine Einsamkeit. Doch dadurch steigerte sich nur die allgemeine Verehrung für ihn; Viele vertrauten sich seiner Leitung an, und er konnte nach und nach zwölf Klöster gründen. Nachstellungen feindlich gesinnter Priester bewogen ihn später, die Gegend zu verlassen. Von Wenigen begleitet, begab er sich nach den Trümmern eines alten Schlosses in Campanien, wo er 529 die Abtei Monte Cassino gründete und mit vielem Segen wirkte. Er bekehrte mit seinen Mönchen die umwohnenden Heiden, zerstörte die letzten Reste der Götzentempel und machte das Land urbar. Er brachte wieder Zucht und Ordnung in das bereits entartete Mönchsthum und verpflichtete seine Mönche nicht nur zum Gehorsam und zu strengem Leben, sondern auch zum Studiren, zur Erziehung der Kinder und zum Ackerbau. Durch ihn und seine Schüler wurde nun der Eifer für das Mönchsleben neu belebt, und die von ihm gegründete Form desselben fand bald auch in den Ländern außerhalb Italiens Eingang.

---

§. 76. Kaiser des vierten Jahrhunderts nach Constantinus.

Nach dem Tode des Constantinus traten heftige Zerrüttungen ein. Er hatte drei Halbbrüder. Der eine war kinderlos; jeder der beiden anderen, Constantius und Dalmatius, hatte zwei Söhne. Nun bestimmte der Kaiser in seinem Testament, daß seine drei Söhne von der Fausta, Constantinus, Constantius und Constans, mit den beiden Söhnen des Dalmatius, Dalmatius und Hannibalianus, das Reich theilen sollten. Aber in Constantinopel brach ein Militäraufstand aus; das Testament wurde für untergeschoben erklärt, und die Brüder des Constantinus, die Söhne des Dalmatius, noch fünf andere

Verwandten und mehrere angesehene Männer wurden ermordet. Seine beiden anderen Neffen, Gallus und Flavius Julianus, der erstere damals zwölf, der andere sechs Jahre alt, entgingen zwar glücklich dem Tode, aber sie wurden vom Hofe entfernt und auf einem alten kappadocischen Bergschlosse bei Caesarea gefangen gehalten. Nun theilten sich die Söhne des Constantinus in das Reich. Constantinus erhielt Gallien, Britannien, Spanien und Mauretanien, Constans die italische und illyrische Praefectur, Constantius den Orient, Constantinopel und Thracien. Aber bald gerieth Constantinus, der sich übervortheilt glaubte und zu Mauretanien noch das übrige Afrika verlangte, mit Constans in Krieg und fand in demselben bei Aquileja seinen Tod (340). Constans, der nun auch den ganzen Antheil des Gefallenen in Besitz nahm, erregte durch seine Sittenlosigkeit und Gewaltthätigkeit in Gallien, wo er sich aufhielt, allgemeine Erbitterung. Sein Feldherr Magnentius, ein roher und ungebildeter Mensch, der nicht einmal lesen und schreiben konnte, empörte sich in Gallien gegen ihn, und Constans wurde auf der Flucht von den Reitern desselben eingeholt und erschlagen (350). Nun aber zog Constantius gegen den Empörer, schlug ihn bei Mursa (Essek) in Pannonien (352) und darauf in Gallien an der Durance, und es blieb dem Magnentius nichts übrig, als sich selbst das Leben zu nehmen (353).

So war Constantius Alleinherrscher. Beim Beginne des Krieges gegen Magnentius hatte er dem Gallus die Verwaltung des Orients übertragen; derselbe ließ sich aber dort so viele Grausamkeiten und Gewaltthätigkeiten zu Schulden kommen, daß die lautesten Klagen über ihn vor den aus dem Kriege zurückkehrenden Kaiser gebracht wurden. Deshalb ließ dieser den nichts Ahnenden nach Constantinopel kommen, und nachdem Gallus in Thracien von seinem Heere getrennt war, wurde er verhaftet und hingerichtet (354).

Nun war von der Familie des Constantinus nur noch Julianus übrig. Er wurde nach Athen geschickt, bald darauf aber nach Mailand an den Hof beschieden. Er erwartete dort seinen Tod; statt dessen aber fand er von Seiten des Kaisers und noch mehr der Kaiserin Eusebia gütige Aufnahme. Der Kaiser ernannte ihn zum Caesar, übertrug ihm den Oberbefehl in Gallien, und im November 355 wurde er mit des Constantius Schwester Helena vermählt; dieser aber verließ, nachdem er zuvor noch Rom besucht hatte, für immer das Abendland, zog zuerst nach den illyrischen Provinzen, besiegte die Quaden und Sarmaten, die Pannonien und Obermoesien verheerten, und wandte sich dann nach dem Morgenlande, um den Persern, die von Neuem das Reich bedrohten, Schranken zu setzen.

Julianus wurde in Gallien bald der Schrecken der Barbaren. Siegreich kämpfte er gegen die Alemannen und Franken, die das Land furchtbar verwüstet hatten. Die Ersteren schlug er 357 bei Argentoratum (Straßburg) und nahm ihren König Chnodomar gefangen; die Letzteren, welche über den Niederrhein vordrangen, besiegte er bei Lüttich und zwang sie zum Frieden. Dreimal ging er über den Rhein, zweimal bei Mainz, einmal bei Speier (357—359); er drang bis an die äußerste Grenze der Alemannen vor und stellte die Befestigungen am Taunus wieder her. Dadurch erwarb er sich die Liebe des Heeres und der ganzen Provinz; gleichzeitig aber wurde

dadurch das Mißtrauen des Kaisers gegen ihn rege, und derselbe forderte, Julianus sollte ihm den größten Theil seines Heeres nach dem Orient schicken, wo er eben gegen die Perser Krieg führte. Doch die Soldaten weigerten sich, dem Befehle zu folgen, und riefen im April 360 Julianus selbst zum Kaiser aus. Die Nachricht davon versetzte den Constantius in die höchste Wuth. Julianus machte ihm den Antrag, das Reich mit ihm zu theilen, aber Constantius wollte davon nichts wissen, sondern stellte vielmehr sogleich den Krieg gegen die Perser ein und brach nach dem Abendlande auf, um an Julianus Rache zu nehmen. Doch schon auf dem Wege ereilte ihn zu Tarsos am 3. November 361 der Tod, und so war Julianus im unbestrittenen Besitze der Herrschaft.

Merkwürdig ist die Regierung des Constantius besonders durch seine beklagenswerthe Einmischung in die Lehrstreitigkeiten der christlichen Kirche. Constantinus II. hatte den verbannten Athanasios wieder nach Alexandria zurückgesandt, und mit Freude hatte ihn seine Gemeinde wieder aufgenommen, aber nach dem Tode des Kaisers wußten die Arianer den Constantius gegen ihn einzunehmen. Eine Synode zu Antiochia sprach von Neuem das Absetzungsurtheil über ihn aus, und der Gemeinde zu Alexandria wurde ein arianischer Bischof aufgedrängt. Zwar ließ der Kaiser den Athanasios in der Folge wieder in sein Amt einsetzen, doch nur zu bald änderte sich seine Gesinnung gegen denselben. Athanasios wurde abermals abgesetzt; die Bischöfe, die seine Lehre nicht verdammen wollten, wurden gewaltthätig verfolgt, und überall traten arianische Bischöfe an ihre Stelle. In Alexandria wurde die Kirche des Athanasios während des Gottesdienstes von 5000 Soldaten umzingelt, die mit Pfeilen auf die versammelte Gemeinde schossen. Der große Mann dachte nicht an seine Rettung. Mit Ruhe und Würde vollendete er den Gottesdienst, sorgte dann für die Sicherheit seiner Gemeinde, und erst nachdem dieselbe sich größtentheils entfernt hatte, ließ er sich von seinen besorgten Freunden mit fortziehen. Glücklich entkam er den Soldaten, die sich seiner bemächtigen sollten, und fand, beständig verfolgt, eine Zufluchtsstätte unter den aegyptischen Mönchen. So hatte die arianische Partei den Sieg erlangt; aber nun entstanden in ihrem eigenen Innern Spaltungen, indem die strengeren Arianer, noch weiter gehend als Arius selbst, behaupteten, Christus sei zwar über die ganze übrige Schöpfung erhaben, aber dem Vater dem Wesen nach unähnlich, während die gemäßigten Arianer ihm Wesensähnlichkeit mit dem Vater zuschrieben. Durch den Tod des Constantius verlor die Partei auch ihre äußere Stütze. Athanasios konnte wieder nach Alexandria zurückkehren. Zwar wurde er gleich darauf von Neuem verbannt, aber schon 363 setzte ihn der neue Kaiser Jovianus wieder in sein Amt ein. Auch nach seinem, im J. 373 erfolgten Tode dauerte der Streit fort; immer mehr aber wurde die Kraft der Arianer gebrochen, obgleich Kaiser Valens seit 364 sie wieder entschieden begünstigt und ihre Gegner heftig verfolgt hatte, und durch das zweite allgemeine Concil, das im J. 381 zu Constantinopel gehalten und durch welches bestimmt wurde, daß dem vom Vater ausgehenden heiligen Geiste gleiche Anbetung mit dem Vater und dem Sohne gebühre, ward der Sieg der nicaenischen Lehre völlig entschieden. Im römischen Reiche bestanden die Arianer seitdem nur noch als unterdrückte Partei; dagegen pflanzte sich

unter mehreren germanischen Stämmen die arianische Lehre noch bis in das sechste, unter den Langobarden sogar bis in die Mitte des siebenten Jahrhunderts fort.

Julianus war ein Mann von großem Geiste, ein durchaus edler und sittlich reiner Charakter, ein ausgezeichneter Feldherr, ein milder, gerechter und kräftiger Herrscher, der sich den Marcus Aurelius zum Vorbilde genommen hatte; nur die Hoheit des Christenthums vermochte er nicht zu fassen. Freilich hatte er dasselbe nur in entarteter Gestalt kennen gelernt. Das sittenlose Leben der Christen am Kaiserhofe, der unversöhnliche Haß, mit dem sich die verschiedenen Parteien unter den Lehrstreitigkeiten verfolgten, erfüllten ihn mit Geringschätzung gegen das Christenthum selbst, und das grausame Verfahren des mißtrauischen Kaisers gegen seine Verwandten mußte ihn vollends eine Religion verachten lehren, für welche jener einen so großen Eifer zur Schau trug. Auch die Art seiner Erziehung wirkte dazu mit, ihn dem Christenthum abgeneigt zu machen. Man hielt ihn, wie seinen Bruder, auf alle Weise zum Eifer in äußeren Religionsübungen an; selbst ihre kindlichen Spiele mußten einen religiösen Anstrich haben. Beide Brüder wurden für den geistlichen Stand gebildet; aber die christlichen Geistlichen verstanden es schlecht, das Gemüth des Julianus für die Lehren des Christenthums zu gewinnen, deren Kenntniß er sich äußerlich aneignen mußte. Besser verstand es ein Rechtsgelehrter, der ihm den Homer erklärte, ihn mit Begeisterung für dessen unsterbliche Dichtungen zu erfüllen. Später schickte Constantius den Jüngling zu seiner weiteren Ausbildung nach Nikomedien in Bithynien, wo mehrere der angesehensten Rhetoren lebten. Es war ihm verboten worden, die Vorträge des heidnischen Rhetors Libanios zu hören, aber gerade deshalb fühlte sein gegen allen Zwang sich sträubender Geist sich um so mehr von demselben angezogen. Er verschaffte sich Abschriften seiner Vorträge. Diese und noch mehr der Umgang mit platonischen Philosophen gewannen ihn immer entschiedener für das Heidenthum, und noch mehr wurde er in dieser Richtung durch seinen späteren Aufenthalt in Athen bestärkt, wo er sich in mehrere Mysterien einweihen ließ. Er mußte indessen seinen Uebertritt zum Heidenthume vor dem Kaiser streng verborgen halten, um sein Leben nicht in Gefahr zu bringen, und noch während seines Aufenthaltes in Gallien nahm er am christlichen Gottesdienste Theil. Sobald er aber selbst zur Herrschaft gelangt war, trat er offen als Heide hervor und suchte nun auf alle Weise das Heidenthum wieder zu heben. Er übertrug deshalb auf dasselbe Manches von den christlichen Einrichtungen. Er ließ Anstalten zur Pflege Kranker und Fremder einrichten; in den Schulen der Philosophen gebildete Priester mußten bei dem Gottesdienste im Purpurgewande vor dem Volke auftreten und die alten Göttersagen symbolisch erklären; er selbst verwaltete mit dem größten Eifer das Amt des Pontifex maximus. Gleichzeitig begünstigte er die Juden, die unter der vorigen Regierung hart bedrückt waren; er wollte sogar den Tempel zu Jerusalem wieder aufbauen lassen, aber aus der Erde herausbrechende Feuermassen zerstörten das angefangene Werk und verscheuchten die Arbeiter. Gegen die Christen trat er zwar nicht mit blutigen Verfolgungen auf, die überhaupt seinem Charakter zuwider waren; aber er verbot ihnen, sich in ihren Schulen mit dem Studium der alten Literatur zu beschäftigen,

und zwang sie, die unter der vorigen Regierung zerstörten heidnischen Tempel auf ihre Kosten wieder herzustellen. Besonders feindlich zeigte er sich gegen die Bischöfe. So vertrieb er den Athanasios aus Alexandria ungeachtet der dringenden Bitten seiner Gemeinde. Zu seinem großen Schmerze mußte er es aber erfahren, daß das Volk seinen Eifer für das Heidenthum nicht theilte. Besonders verdroß es ihn, daß es ihm nicht gelang, in Antiochia das Heidenthum wieder einzuführen. Stunden lang stand er oft im furchtbarsten Regen vor den Altären der Götter, um zu opfern; Hunderte von Stieren ließ er schlachten; aber obgleich die Menge zusammenströmte, so geschah es doch nicht um der Götter willen, sondern um ihn zu sehen, und als er den alten berühmten Dienst des Apollo zu Antiochia wieder herstellte, erschien nur ein einziger Priester, der eine Gans opferte. Dies Alles erbitterte ihn immer mehr gegen die Christen, und es wäre vielleicht doch noch zu heftigen Verfolgungen gegen dieselben gekommen, hätte ihn nicht ein früher Tod ereilt. Er unternahm einen Krieg gegen Persien. An der Spitze eines mächtigen Heeres brach er am 5. März 363 von Antiochia auf. Er drang nach dem Euphrat vor, erzwang durch Besiegung eines persischen Heeres den Uebergang über den Tigris und beschloß, da er Ktesiphon nicht erobern konnte, weiter in das Land einzudringen. Aber die Perser verwüsteten alles Land vor ihm her, und da er seine mit Vorräthen reich versehene Flotte auf dem Tigris selbst hatte verbrennen lassen, litt das Heer bald den drückendsten Mangel. Dadurch sah er sich genöthigt umzukehren, aber nun erschien ein mächtiges Perserheer, das ihn auf dem Rückzuge beständig umschwärmte und angriff. Als er in einem dieser Gefechte einem zurückgeschlagenen Perserhaufen unvorsichtig nachsetzte, wurde er durch einen Wurfspieß tödtlich verwundet. Sobald die Wunde verbunden war, eilte er zu den Seinigen in das Schlachtgetümmel zurück; aber die Kräfte des Körpers verließen ihn. Mit den Worten: „Galiläer, so hast du doch gesiegt!" brach er zusammen. Man trug ihn in sein Zelt zurück, und er tröstete nun die Seinen und forderte sie auf, ihn nicht zu beweinen, da er sich zum Himmel und zu den Gestirnen erhebe. Darauf unterhielt er sich mit den ihn begleitenden Philosophen noch über die erhabene Natur der Seele, bis ihm die Stimme versagte. Als der Athem ihm schwerer wurde, nahm er einen Trunk kalten Wassers und starb, zweiunddreißig Jahre alt, am 26. Juni 363.

Sein vom Heere gewählter Nachfolger Flavius Jovianus war ein eifriger Christ, übte aber gegen die Heiden weise Duldung, und dadurch ging das Heidenthum nur um so schneller seinem völligen Untergange entgegen. Er starb bereits am 16. Februar 364, und es folgte ihm der Pannonier Fl. Valentinianus (I.), der seinen Bruder Valens zum Mitregenten annahm. Nach dem Tode desselben (375) wurde das Reich durch innere Kämpfe zerrüttet; gleichzeitig war es von einem gefährlichen Kriege mit dem germanischen Volke der Gothen bedroht, und vielleicht würde der östliche Theil schon jetzt seinen Untergang gefunden haben, hätte nicht Theodosius der Große, ein geborner Spanier, den des Valentinianus Sohn Gratianus 379 zum Mitregenten erhob und der 394 alleiniger Kaiser wurde, die Grenzen gegen alle äußeren Feinde mit kräftiger Hand zu schirmen gewußt. Theodosius

war der letzte Beherrscher des ganzen Reiches. Vor seinem Tode im Januar 395 theilte er dasselbe unter seine beiden Söhne Arcadius und Honorius, so daß jener das morgenländische, dieser das abendländische Kaiserthum erhielt, und durch diese Theilung entstand eine bleibende Trennung.

---

§. 77. Innerer Zustand des Reiches.

Die Theilung der Herrschaft vermochte indessen den tiefen Verfall nicht aufzuhalten, der schon längst im römischen Reiche immer furchtbarer hervorgetreten war und nur mit dem Untergange desselben enden konnte. Die Herrscher waren größtentheils schwach und kraftlos, Werkzeuge elender Höflinge und herrschsüchtiger Günstlinge. Seit Marcus Aurelius hatten wiederholt furchtbare Seuchen das Land verheert. Unter Decius wüthete eine schreckliche Pest im ganzen Reiche, und diese währte viele Jahre in solcher Furchtbarkeit, daß in Rom oft an einem Tage 2000 Menschen gestorben sein sollen; in Alexandria war bei ihrem Aufhören die Einwohnerzahl auf ein Drittel zusammengeschmolzen. So verödete das Land, und nur langsam konnte es sich wieder erholen. Noch erhöht wurde das Elend dadurch, daß die Provinzen von ungerechten Richtern ausgesogen wurden und unter der Last unerschwinglicher Abgaben seufzten. Mit dem äußeren Elende wuchs auch die sittliche Entartung des Volkes; das Heer war zügellos und konnte um so weniger Schutz gewähren, da es meist aus Fremden und Miethssoldaten bestand, denen die Vaterlandsliebe in ihren neuen Verhältnissen mangeln mußte.

Auch Literatur und Kunst befanden sich im Zustande des beklagenswerthesten Verfalls. Mit Recht hat man diese Zeit das „eherne Zeitalter" der römischen Literatur genannt. Die heidnischen Dichter verfaßten Lobgedichte auf den Kaiser, die Kaiserin und andere vornehme Personen, die eben so sehr durch rhetorischen Schwulst und Haschen nach Effect, durch ungewöhnlichen Ausdruck und übertriebenen Bilderprunk wie durch niedrige Schmeichelei abstoßen. Der beste unter jenen Dichtern ist noch Claudius Claudianus aus Alexandria zu Ende des 4. Jahrh., dessen panegyrische Gedichte für die Geschichte des Staates und der Sitte nicht unwichtig sind. Er schrieb auch Idyllen, Epigramme und Briefe; sein Hauptwerk aber ist das Epos: „Der Raub der Proserpina." Andere machten geographische Beschreibungen zum Gegenstand ihrer Gedichte, so in der zweiten Hälfte des 4. Jahrh. Rufus Festus Avienus, der eine Beschreibung des Erdkreises nach dem zur Zeit des Augustus lebenden griechischen Dichter Dionysios Periegētes in Hexametern und eine Beschreibung der Seeküste von Cadix bis Marseille in Jamben schrieb. Die lyrischen, didaktischen und epischen Versuche christlicher Dichter theilten zwar mit denen der heidnischen die Mängel der Form, zeichneten sich aber wenigstens durch größere Tiefe des Inhalts aus. Decimus Magnus Ausonius aus Burdigala (Bordeaux) (309—392), der Lehrer des Kaisers Gratianus,

dichtete 141 „Epigramme" zum Gedächtniß Verstorbener, nicht ohne Witz, aber frei von Bitterkeit, und 20 „Idyllen", kleine Gelegenheitsgedichte in Hexametern, von denen die zehnte „auf die Mosel" zu den glücklichsten Versuchen in beschreibender Poesie aus dem Alterthum gehört. Aurelius Prudentius, den man den christlichen Horaz genannt hat, um 348 zu Calagurris in Spanien geboren, ein Jurist und Staatsmann, dichtete 12 Hymnen auf die Tagesstunden, Hymnen auf Märtyrer und Anderes.

Auf dem Gebiete der prosaischen Literatur sind zunächst die Grammatiker zu erwähnen, deren Zahl um so mehr wuchs, je mehr die Sprache sank, seit sich die Barbaren in großer Menge in den Provinzen niederließen, und je mehr sie mit unlateinischen Wörtern, Wortformen und Constructionen überladen wurde. Besonders ist Aelius Donatus zu erwähnen, welcher 355 n. Chr. zu Rom starb und das erste systematische Lehrgebäude als Grundlage des grammatischen Studiums schrieb. Die Beredtsamkeit artete immer mehr in Lobrednerei und Schmeichelei, die Rechtswissenschaft in pedantische Gelehrsamkeit aus.

Auch die Geschichtschreibung hat aus jener Zeit kein Werk von künstlerischem Werth aufzuweisen. Eutropius, der auf Befehl des Kaisers Valens einen Abriß der römischen Geschichte in zehn Büchern von der Erbauung Roms an schrieb, ist nur da bedeutsam, wo er selbsterlebte Ereignisse erzählt. Der letzte nennenswerthe römische Historiker ist der Grieche Ammianus Marcellinus aus Antiochia, der unter Constantius, Julianus und Valens im römischen Heere diente. Seine Geschichte der römischen Kaiser von 96 bis 378 n. Chr. in 31 Büchern, von denen aber die 13 ersten verloren sind, ist zwar in barbarischer Sprache geschrieben, zeichnet sich aber durch Unparteilichkeit aus und ist mit sorgfältiger Benutzung aus Urkunden und zuverlässigen Berichten geschöpft. — Unter den christlichen Schriftstellern ist besonders zu erwähnen Eusebius Pamphili, d. h. Freund des Pamphilus, eines im J. 309 als Märtyrer gestorbenen Presbyters zu Caesarea in Palaestina. Derselbe war 264 in Palaestina geboren und starb 340 als Bischof von Caesarea. Er schrieb eine Chronik oder allgemeine Geschichte vom Anfang der Welt bis zum nicaenischen Concil, von der wir noch eine lateinische und armenische Uebersetzung, vom griechischen Urtext aber nur Fragmente besitzen, eine panegyrische Lebensbeschreibung Constantins des Großen in vier Büchern und eine besonders wichtige Kirchengeschichte in zehn Büchern bis 324 n. Chr. Um die Chronologie hat er sich bleibendes Verdienst erworben.

Wir sehen, wie wenig des Werthvollen auf allen Gebieten der Literatur zu finden war. Es war eine in jeder Beziehung traurige Zeit. Hatte doch selbst das Christenthum unendlich von seiner ursprünglichen Reinheit verloren. Ceremoniendienst und äußere Werkheiligkeit traten immer mehr an die Stelle innerer Lebensheiligung; immer größer wurde die Zahl derer, die ohne inneres Herzensbedürfniß sich demselben anschlossen und heidnischen Aberglauben und heidnische Laster unter dem Deckmantel des Christenthums verbargen. Und nicht nur das lasterhafte Leben solcher Scheinchristen hinderte die segensreiche Wirksamkeit des Christenthums, sondern eben so nachtheilig wirkten die inneren Spaltungen unter den Christen; denn wo sollte man die Wahrheit suchen, da jede Secte behauptete, im Besitze derselben zu sein! Dazu kam

die lieblose Leidenschaftlichkeit, mit der jede Partei die Andersdenkenden oft wegen unbedeutender Verschiedenheiten in den Meinungen verfolgte, und die im traurigsten Gegensatz zu der Bruderliebe der ersten Christen den Heiden nur zu oft ein Aergerniß gab. Während aber der in sich abgestorbene römische Staat in unheilbarem Siechthum zu Grunde ging, erhob sich das Christenthum durch die ihm inwohnende göttliche Kraft siegreich aus diesen inneren Kämpfen, und selbst in jener Zeit fehlte es nicht an großen Kirchenlehrern, die durch Lehre und Leben auch in weiten Kreisen segensreich wirkten.

In Kleinasien traten schon im zweiten Jahrhundert ausgezeichnete Kirchenlehrer auf, die sich theils die Entwickelung und Vertheidigung des Christenthums gegen die Angriffe von Seiten der Heiden, theils die Rechtfertigung christlichen Glaubens und Lebens zur Aufgabe machten. Unter denselben ist vor Allen Irenaeus, ein Schüler des Polykarpos (S. 637) zu nennen, der von Kleinasien später nach Gallien kam, zur Zeit der Verfolgung unter Marcus Aurelius (177) Bischof zu Lugdunum (Lyon) und Vienna wurde und 202 n. Chr. starb. Von ihm besitzen wir namentlich noch ein durch Klarheit, Besonnenheit und Mäßigung ausgezeichnetes Werk zur Widerlegung der gnostischen Systeme. Nicht minder bedeutend war sein Schüler Hippolytos, Bischof von Portus Romanus (Ostia?), in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts, und gleichzeitig Julius Africanus, der in Palaestina lebte, der erste Verfasser einer christlichen Weltgeschichte.

Der Hauptsitz christlicher Gelehrsamkeit wurde im dritten Jahrhundert die Schule zu Alexandria, die wir, eben so wie ihren größten Lehrer Origenes, bereits S. 641 kennen gelernt haben. Vor dem Origenes wirkte dort namentlich T. Flavius Clemens, gewöhnlich Clemens Alexandrinus genannt, zum Unterschiede von Clemens Romanus, der zu Ende des ersten Jahrhunderts Bischof von Rom war und zu den „apostolischen Vätern“ gehört, d. h. zu denen, die noch unmittelbare Schüler der Apostel gewesen waren. Clemens Alexandrinus war zu Athen oder Alexandria geboren. Erst im späten Mannesalter trat er zum Christenthum über und wurde Katechet und Presbyter zu Alexandria. Der Verfolgung unter Septimius Severus (202) entzog er sich durch die Flucht, und dann hielt er sich in Jerusalem, Antiochia und Kappadocien auf. Ob er vor seinem Tode (um 220) wieder nach Alexandria zurückkehrte, ist ungewiß. Auf weiten Reisen hatte er jede Gelegenheit benutzt, sich hellenische und christliche Bildung anzueignen, und seine umfassende Gelehrsamkeit weihte er nun ganz dem Dienste der Kirche. Zeugniß davon giebt namentlich sein aus drei zusammenhängenden Schriften bestehendes Hauptwerk, die erste eine Vertheidigung des Christenthums und Darlegung der Nichtigkeit der heidnischen Religion und der Unzulänglichkeit der Philosophie. Wie er durch diese Schrift zum Glauben hinführen will, so giebt er in der zweiten sittliche Vorschriften, um den Glaubenden durch christliche Zucht zu bessern, und in der dritten will er dem so Geläuterten die Tiefen christlicher Erkenntniß erschließen. — Im vierten Jahrhundert gehörten dieser Schule außer den schon genannten Eusebius und Athanasius und dem Bischof Cyrillus von Alexandria namentlich die drei großen Kirchenlehrer Kappadociens Basilius der Große, Bischof von Caesarea in Kappadocien (geb. 329, gest. 379), sein Bruder Gregorios, seit 372 Bischof von Nyssa

(gest. nach 394), und sein vertrauter Freund, der Bischof Gregorios von Nazianzos (geb. 328, gest. 390), alle drei durch das Studium des classischen Alterthums und des Origenes gebildet, voll Eifer für Verbreitung nicht nur der nicaenischen Lehre, sondern vor Allem lebendigen Christenthums, und mit Besonnenheit und Weisheit bis an ihr Ende durch Schriften wie durch ihre sonstige Wirksamkeit für diesen Zweck unablässig thätig.

Neben der alexandrinischen Schule wurde seit dem Ende des dritten Jahrhunderts die zu Antiochia einflußreich, die sich durch streng wissenschaftliche Forschung auszeichnete und besonders den Grundsatz grammatisch-logischer Bibelerklärung zur Geltung brachte, während in der alexandrinischen Schule eine allegorisirende Bibelauslegung herrschend war, womit sich leicht Hinneigung zum Mysticismus verband. Dieser Schule gehörte im vierten Jahrhundert Ephraem der Syrer (gest. 378 als Diaconus zu Edessa) an, der durch Uebertragung griechischer Wissenschaft der Lehrer der syrischen Kirche wurde und sich nicht nur als Ausleger der Bibel, sondern auch als Hymnendichter auszeichnete; der bedeutendste aber war Johannes Chrysostomos, von dem noch weiter die Rede sein wird.

Die lateinisch-christliche Theologie hatte ihre Hauptsitze in Karthago und Rom. Als Apologet zeichnete sich in Rom schon zu Anfang des dritten Jahrhunderts der ehemalige Sachwalter Minucius Felix aus. Ihm gleichzeitig war Q. Septimius Florens Tertullianus, um 160 zu Karthago geboren, gestorben 220, ein Mann von glühender Frömmigkeit und begeistertem Eifer für Ausbreitung der Wahrheit und des Christenthums, zu dem er um 185 bekehrt wurde, von umfassender Gelehrsamkeit, Tiefe des Gemüths, gepaart mit Scharfsinn und Witz. Oft freilich ließ er sich durch seine fessellose Phantasie fortreißen, oft von rücksichtsloser Heftigkeit und finsterem Ernst beherrschen. So erscheint er uns in seinen Schriften wie in seinem Leben. Er trat zu der fanatisch-asketischen Secte der Montanisten über, die sich seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts von Kleinasien aus verbreitete und sich außerordentlicher Offenbarungen des göttlichen Geistes rühmte, streng auf Beobachtung des Fastens hielt, und die zweite Ehe, sowie die Flucht bei Verfolgungen für Sünde erklärte. Die Sprache Tertullians ist voll afrikanischer Provincialismen und juridischer Ausdrücke. Oft sieht man, wie er mit derselben ringt, wie er bei der Fülle der Gedanken doch für die neuen und tiefen Ideen das rechte Wort nicht zu finden vermag. — Gleichfalls zu Karthago (seit 248) als Bischof lebte Thascius Caecilius Cyprianus. Erst im späteren Alter (245) war er zum Christenthum übergetreten, dem er nun sein ganzes Leben weihte. Wie er mit Weisheit und Kraft sein Amt verwaltete und eifrig bemüht war, die Ordnung und Einheit der Kirche zu bewahren, so suchte er auch das äußere Wohl seiner Gemeinde zu befördern. Namentlich während der Verfolgungen unter Decius, Gallus und Valerianus, so wie während einer Pest entwickelte er die aufopferndste Thätigkeit, und in gleichem Sinne hat er auch durch seine Schriften segensreich gewirkt. — Unter den lateinisch-schreibenden Kirchenlehrern des vierten Jahrhunderts ist der Bischof Ambrosius von Mailand zu nennen, wahrscheinlich um 340 zu Trier geboren, wo sich sein Vater als Statthalter von Gallien aufhielt. Man erzählt von ihm wie von Platon und Anderen, Bienen hätten sich auf die

Lippen des schlummernden Kindes niedergelassen. Sorgfältig erzogen und von seinem Vater zur juristischen Laufbahn bestimmt, wurde er 370 von Valentinianus zum Statthalter der Provinzen zwischen den Alpen, dem Mittelmeer und dem adriatischen Meere ernannt, und vier Jahre später wählte die Gemeinde zu Mailand den wegen seiner Milde und Weisheit allgemein verehrten Mann einstimmig zum Bischof, obgleich er noch Katechumen war. Er weigerte sich, entfloh bei Nacht, fand sich aber, als er sich schon Pavia nahe glaubte, plötzlich wieder vor dem Thore von Mailand. Darin erkannte er einen göttlichen Wink; er empfing die Priesterweihe, und auch als Bischof war er von Allen hoch verehrt bis an seinen Tod (397). Er erwarb sich große Verdienste um bessere Gestaltung des Kirchengesanges; der sogenannte ambrosianische Lobgesang (Te deum laudamus) ist jedoch nicht von ihm, sondern erst 100 Jahre später verfaßt. — Der gelehrteste unter den damaligen abendländischen Theologen war Sophronius Eusebius Hieronymus, 331 oder 342 zu Stridon an der Grenze von Dalmatien und Pannonien geboren. Frühzeitig zu Rom unter Leitung des Grammatikers Donatus wissenschaftlich gebildet, kam er auf Reisen am Rhein und in Gallien mit christlichen Lehrern in Berührung und ließ sich 360 zu Rom taufen. Im J. 373 ging er nach Antiochia, und im folgenden Jahre, seiner Neigung zum asketischen Leben folgend, in die Wüste von Chalkis in Syrien, wo er vier Jahre als Einsiedler lebte. In Antiochia zum Presbyter geweiht, suchte er in Constantinopel und Alexandria den Umgang und Unterricht der berühmtesten Theologen auf; dann war er von 383 bis 386 in Rom besonders für die Verbreitung des Mönchsthums thätig, und darauf begab er sich nach Palaestina, wo er in einem bei Bethlehem von ihm gegründeten Kloster bis an seinen Tod (419 oder 420) lebte. Um die Auslegung der heiligen Schrift, die er in den Ursprachen lesen konnte, erwarb er sich außerordentliche Verdienste. Ueber einen großen Theil derselben schrieb er Commentare; besonders einflußreich aber wurde er dadurch, daß er die alte fehlerhafte lateinische Bibelübersetzung verbesserte und das alte Testament aus dem Hebraeischen neu übersetzte. Diese Uebersetzung ist die sogenannte Vulgata, welche in der katholischen Kirche gleiches Ansehen mit dem Urtexte hat.

Auf den Entwickelungsgang dieser Kirchenlehrer war meistentheils die stille, aber im Verborgenen um so herrlicher sich offenbarende Wirksamkeit frommer Mütter von großem Einfluß gewesen. Ein Muster einer solchen christlichen Mutter war in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts Nonna, die Mutter Gregors von Nazianzos (S. 655). Lange bemühte sie sich, ihren Gemahl, der noch nicht Christ war, für das Evangelium zu gewinnen, und durch ihre Sanftmuth und Frömmigkeit gelang es ihr wirklich. Mit Gregor, ihrem erstgebornen Sohne, eilte sie, sobald sie konnte, in die Kirche und weihte ihn dem Dienste Gottes. Von Anfang suchte sie seinem Gemüthe eine christliche Richtung mitzutheilen, aber eben so eifrig sorgte sie auch für seine wissenschaftliche Ausbildung. Nie vermochte er später ohne Rührung und innige Dankbarkeit an sie zu denken, und oft schilderte er sie in seinen Reden. Stets hielt sie sich, wie er sagt, von heidnischen Lustbarkeiten fern. So tief sie auch die Leiden Anderer mitempfand, und ein so weiches Gemüth sie überhaupt hatte, so konnte doch nie ein plötzlicher Schmerz

sich so ihrer Seele bemeistern, daß sie nicht bei Allem, was sie traf, zuerst Gott gedankt hätte. Nie legte sie an Festtagen ein Trauerkleid an, „denn die religiösen Gefühle siegten bei ihr über alle anderen; die Heilsangelegenheiten der ganzen Menschheit bewegten ihr Herz noch tiefer als alles Persönliche.“ Betend in der Kirche starb sie, fromm wie sie gelebt hatte.

Ebenso hatte auf Basilīus den Großen (S. 654) seine erste Erziehung, die er durch seine fromme Großmutter Emmelia empfing, den größten Einfluß. Zwar wurde er von der ernsten Richtung, die sein Leben dadurch erhielt, später durch die Bewunderung, die seine glänzenden Talente erregten, abgezogen, aber die Einwirkung seiner frommen Großmutter wurde nun erneut durch seine fromme Schwester Macrina, die ebenfalls unter der großmütterlichen Leitung herangewachsen war.

Eine nicht minder herrliche Frau war Anthusa, die Gattin eines vornehmen Mannes zu Antiochia. Aus den Zerstreuungen der großen Welt zog sie sich ganz in die Stille des Familienlebens zurück. Schon in ihrem zwanzigsten Jahre verlor sie ihren Gatten. Sie blieb Wittwe, um sich ganz dem Andenken desselben und der Erziehung ihres Sohnes Johannes (geb. 347) zu widmen, in dem sie mit mütterlicher Sorgfalt den freien, milden und liebevollen Sinn pflegte, der ihn sein Leben lang ausgezeichnet hat. Die Liebe, welche ihn beseelte, verlieh seiner, durch das Studium der Alten gebildeten Beredtsamkeit einen so hinreißenden Zauber, daß ihm, als er Geistlicher geworden war, Schaaren von Zuhörern zuströmten, und man ihm den Namen Chrysostŏmos (Goldmund) gab. Er wurde 397 als Bischof nach Constantinopel berufen, aber die Freimüthigkeit, mit der er gegen das herrschende Verderben auftrat, wobei er selbst die herrsch- und habsüchtige Kaiserin Eudoxia, die Gemahlin des Arcadius, nicht schonte, zog ihm bald die heftigsten Verfolgungen zu. Er wurde in den Bann gethan und vertrieben. Aber gerade im Exil offenbarte sich seine christliche Seelengröße in ihrer vollen Herrlichkeit. Unter den mannigfachen Leiden, die ihn in dem rauhen Lande, wohin er verbannt war, und unter wilden Barbarenhorden umstürmten, blieb seine Glaubensfreudigkeit unerschüttert. Auch in der Ferne war er der Trost und der Leiter seiner Gemeinde, und nicht minder segensreich wirkte er in der Nähe auf die rohen Gemüther durch Lehre und Beispiel. Endlich unterlag er seinen fortwährenden Leiden. Als er die Nähe des Todes fühlte, legte er ein reines Gewand an, nahm das Abendmahl, und mit den Worten: „Gott sei für Alles gepriesen“, welche stets seine Losung gewesen waren, schloß er sein dem Herrn geweihtes Leben (407).

Auch in dem Leben des größten und einflußreichsten Kirchenlehrers des Abendlandes, des Bischofs Augustinus von Hippo regius (dem heutigen Bona) in Afrika, ist der Einfluß einer frommen Mutter, der Monĭca, unverkennbar. Sie hatte viel von der Leidenschaftlichkeit und Rohheit ihres Mannes Patricius zu leiden, aber durch Ergebung, Liebe und Sanftmuth gelang es ihr endlich, seine Heftigkeit zu mildern und ihn für den Herrn zu gewinnen. Auch in die kindliche Seele ihres Sohnes streute sie früh den Samen des Christenthums, und nach dem Tode ihres Mannes erwarb sie sich mühsam durch ihrer Hände Arbeit so viel, daß sie demselben die Fortsetzung seiner

Studien zu Karthago möglich machte. Zu ihrem Schmerze mußte sie es erleben, daß sich der Jüngling in die Lüste und Zerstreuungen der großen Stadt hinreißen ließ und später, als ihn dieselben nicht mehr befriedigten, sich den Manichäern anschloß. Oft betete sie mit heißen Thränen für ihn und bat fromme und weise Menschen, sich seiner anzunehmen. Sie eilte ihm nach bis Mailand, wo ein Wendepunkt in seinem Leben eintrat. Unbefriedigt durch die Lehren der Manichäer, hatte er sich der Religion seiner Kindheit wieder zugewandt; die Predigten des ehrwürdigen Bischofs Ambrosius ergriffen ihn gewaltig, und endlich am Osterfeste 387 wurde Monica die Freude zu Theil, daß er sich zu Mailand taufen ließ. Jetzt hatte sie das Ziel ihrer Wünsche erreicht, und sie selbst meinte, sie habe nun hienieden nichts mehr zu thun. Sie wollte mit den Ihrigen nach der Heimath zurückkehren, aber in Ostia wurde sie von einem Fieber befallen, und nach wenigen Tagen entschlief sie mit ruhiger und freudiger Ergebung in den göttlichen Willen. Augustinus aber weihte sich fortan nur dem Dienste des Herrn und wurde zuerst Presbyter, dann Bischof zu Hippo. Dort waren ihm noch vierunddreißig Jahre einer umfangreichen und segensvollen Thätigkeit beschieden. Er wurde daselbst in einen heftigen Streit über die Lehre vom freien Willen des Menschen und von der göttlichen Gnade verwickelt. Allgemein erkannte man es in der Kirche an, daß der Mensch sich in einem Zustande natürlicher Verderbniß befinde und einer inneren Umwandlung durch die göttliche Kraft bedürfe, um das wahrhaft Gute vollbringen zu können; aber das Verhältniß der menschlichen Kraft zur göttlichen war bis dahin unbestimmt geblieben. Augustinus lehrte nun: Alle Menschen befinden sich von Natur im Zustande der Entfremdung von Gott und der Verdammniß. Aus der verderbten Masse wählt Gott nach seiner Barmherzigkeit einen Theil zur Seligkeit, indem er durch seine freie, unwiderstehlich wirkende Gnade die Menschen zum Glauben und zu einem heiligen Leben führt; die Uebrigen überläßt er nach seiner Gerechtigkeit der verdienten Verdammniß. Der Mensch aber in seinem natürlichen Verderben ist einer Mitwirkung zu seiner inneren Umwandlung nicht fähig. — Der britische Mönch **Pelagius** dagegen behauptete, der Mensch sei noch jetzt in seinem ursprünglichen Zustande und brauche nur die in ihm liegenden sittlichen Anlagen vollkommen auszubilden, um durch eigene Kraft zur Seligkeit zu gelangen. Von Rom, wo er sich längere Zeit aufgehalten hatte, flüchtete sich Pelagius 409 bei einem Einfalle der Gothen nach Sicilien und von dort nach Afrika. Hier wurde er von Augustinus bekämpft, und auf mehreren afrikanischen Synoden wurde seine Lehre verdammt. Er selbst ging nach Jerusalem, wo er 420 in dem hohen Alter von neunzig Jahren starb. Der Streit dauerte auch nach seinem Tode noch fort, aber auch im Orient wurde die pelagianische Lehre durch das **allgemeine Concil zu Ephesos** (341) verdammt. Ein neuer Streit wurde dagegen dadurch hervorgerufen, daß Manche, indem sie die Lehre des Augustinus auf die Spitze trieben, die Sünde nicht von der freien That des Menschen ableiteten, sondern auf Gott selbst zurückführten. Ihnen gegenüber schlug der Abt Johannes Cassianus zu Massilia einen Mittelweg ein, indem er lehrte, alle Menschen hätten zwar eine Neigung zur Sünde, aber doch könne der Mensch

das Gute frei ergreifen, obgleich er nicht ohne die göttliche Gnade darin fortschreite. Die Liebe Gottes wolle aber das Heil aller Menschen, und die Wirkung der göttlichen Gnade sei immer durch die freie Selbstbestimmung des menschlichen Willens bedingt, den Gott anrege, unterstütze und stärke. Diese Lehren, die man als Semipelagianismus zu bezeichnen pflegt, fanden viele Anhänger, und eine Zeit lang hatten sie sogar in Gallien das entschiedene Uebergewicht, endlich aber wurden sie auf dem Concil zu Oranges und einem anderen zu Valence (529) verworfen, und diese Verwerfung würde im folgenden Jahre vom römischen Bischof Bonifacius bestätigt. Seitdem war die augustinische Lehre, wenigstens im Abendlande, allgemein anerkannt.

In der letzten Zeit mußte Augustinus es noch erleben, daß die rohen Schaaren der Vandalen, die von Spanien herüberkamen, das schöne blühende Land mit Feuer und Schwert verwüsteten. Auch Hippo wurde von ihnen belagert; indessen blieb Augustinus vor dem Anblick der Leiden bewahrt, welche die Eroberung über die Stadt brachte, indem er noch während der Belagerung derselben starb (429).

Ein Segen für das Land war es, daß solche Männer auch auf die Mächtigen im Staate großen Einfluß gewannen. Die Bischöfe waren die Beschützer der Schwachen; mit einer über alle Menschenfurcht siegenden Glaubenskraft traten sie überall despotischer Willkür entgegen; bei Empörungen wurden sie die Retter vieler Unglücklichen. So bewog Ambrosius den Kaiser Theodosius, der, durch einen Aufruhr in Thessalonich erbittert, an der Stadt schwere Rache üben wollte, zu dem Versprechen, es solle kein Blut vergossen werden. Dennoch gab der Kaiser nachher die Stadt seinen Soldaten preis, und Unschuldige wie Schuldige fielen als Opfer ihrer Wuth. Als er aber nach Mailand kam und aus der Hand des Bischofs das Abendmahl empfangen wollte, benutzte Ambrosius eine Krankheit, von der er befallen war, um seinem Begehren auszuweichen. Er zog sich aufs Land zurück und schrieb an den Kaiser einen Brief, in welchem er ihm sein Verbrechen so ernst strafend vorhielt, daß derselbe, tief erschüttert, sich der Kirchenbuße unterwarf und sich seit jener Zeit täglich mit tiefem Schmerze seiner Grausamkeit erinnerte. Nicht eher ertheilte Ambrosius ihm die Absolution, als bis er ein Gesetz gab, daß jedes von ihm bestätigte Todesurtheil erst nach dreißig Tagen vollzogen werden sollte, damit er Zeit hätte, es zurückzunehmen.

Wie segensreich aber auch der Einfluß des Christenthums auf allen Gebieten des Lebens war, so mußte es doch den Untergang des mit den religiösen Institutionen des Heidenthums eng verwachsenen, in sich zerfallenen und erstorbenen römischen Staates nur noch mehr befördern, und es bedurfte nur des Angriffes kräftigerer Völker, um denselben auch äußerlich zu vernichten. Dieser Angriff erfolgte von Osten her.

---

§. 78. Die Germanen.

Die bedeutendsten Feinde des römischen Reiches waren die germanischen Völkerschaften. Der Ursitz derselben ist wahrscheinlich in Mittelasien zu suchen. Von dort aus zogen sie aber in sehr alter Zeit schon dem Don und der Wolga zu. Dann drangen sie weiter bis an die Küsten der Ostsee vor, die sie allmählich besetzten, und von wo aus sie, dem Laufe der in dieselbe sich ergießenden Ströme folgend, sich weiter in Deutschland hineinzogen, welches damals noch ganz mit Sümpfen und Wäldern bedeckt war. Mit den Römern waren sie, wie wir gesehen haben, schon zur Zeit des Marius und des Caesar in feindliche Berührung gekommen. Später dann von Drusus und Tiberius mit Glück bekämpft, hatten sie durch Armin die Freiheit wieder errungen.

Die Germanen waren hochgewachsene, kräftige Gestalten mit feurigen blauen Augen und hochblondem Haar. Ihre Kleidung bestand hauptsächlich in Thierfellen. Alle trugen einen Mantel, der mit einer Spange oder in Ermangelung derselben mit einem Dorn zusammengehalten wurde und aus Fellen oder anderen Stoffen bestand. Uebrigens brachten sie auch ganze Tage unbedeckt am Herd und am Feuer zu. Die Reichsten unterschieden sich durch eng anliegende Kleidung. Auch trugen sie Felle wilder Thiere, die sie mit Pelzwerk von solchen Thieren verbrämten, welche der äußerste Ocean hervorbrachte. Männer und Frauen waren gleich gekleidet, nur daß die Frauen öfter leinene Ueberwürfe trugen, die sie mit Purpur besetzten, und die ohne Aermel waren, so daß Arme, Schultern und ein Theil der Brust unbedeckt blieben.

Der schönste Schmuck freier Männer und Frauen bestand in dem langen, vollen Haupthaar, das sie sorgfältig pflegten, und dessen natürliche Schönheit sie durch künstliche Mittel noch zu erhöhen suchten; den Bart am Kinn dagegen schoren die Männer ab. Auch Haarnadeln und Diademe wurden von den Frauen als Schmuck getragen, und man hat solche noch in den Grabhügeln der alten Germanen gefunden. Eben so sind in denselben mannigfache Arten Halsschmuck von Metall, Thierzähnen, Glasperlen, Bernsteincorallen, Perlen von gebranntem Thon und anderen Stoffen aufgefunden worden, desgleichen Armspangen, Fingerringe und Fußringe der mannigfaltigsten Art.

Die Germanen zeichneten sich durch Liebe zur Freiheit und durch Muth und Beharrlichkeit in Vertheidigung derselben aus. Gerühmt wurde von den Römern ihre Redlichkeit und Treue so wie ihre unbegrenzte Gastfreiheit. Mit Bewunderung redet Tacitus von der Züchtigkeit und Reinheit ihrer Sitten. Freilich waren sie auch nicht frei von groben Fehlern. Tag und Nacht brachten sie häufig bei Zechgelagen zu, und es kam dabei nicht selten zu blutigen Raufereien; doch versöhnten sich auch Feinde oft bei solchen Gelegenheiten. Man berieth beim Zechgelage über die wichtigsten Angelegenheiten, selbst über Krieg und Frieden; ein fester Beschluß wurde jedoch immer erst am Tage nachher gefaßt. „Sie berathschlagen," sagt Tacitus, „wenn sie nicht zu heucheln verstehen; sie beschließen, wenn sie nicht irren können." Dem

Würfelspiel waren sie leidenschaftlich ergeben; sie betrieben es nüchtern und wie ein ernstes Geschäft, und oft, wenn sie Habe und Gut verspielt hatten, setzten sie selbst ihre Freiheit aufs Spiel. Freiwillig trat dann der Besiegte in die Knechtschaft und ließ sich von dem Sieger binden und verkaufen, wenn er auch jünger und stärker war als derselbe.

Die Lieblingsbeschäftigung des freien Mannes war der Krieg. Im Frieden beschäftigte man sich besonders mit der Jagd, wozu die Wälder und Sümpfe des Landes reiche Gelegenheit boten. Man jagte Bären, Wölfe, Füchse, Hirsche, Rehe, Eber, vorzüglich aber das jetzt ganz ausgestorbene Elenn und den Auerochsen, dessen Hörner zu Trinkgefäßen benutzt wurden. An den Flüssen und an der Meeresküste wurde Fischfang getrieben; auch auf die Viehzucht wurde große Sorgfalt verwendet. Den Ackerbau dagegen überließ der freie Germane seinen Leuten, unter welche er den ihm gehörigen Grund und Boden vertheilte.

Von künstlerischen Bestrebungen war bei den Germanen kaum die Rede; jedoch verstanden sie Gefäße aus Thon zu machen, die aber nur aus freier Hand gearbeitet und mit einem Steine geglättet, auch nicht gebrannt wurden. Ebenso verstanden sie Metalle zu Waffen zu verarbeiten. Ihre Wohnungen waren außerordentlich einfach. Mörtel und Thonziegel waren ihnen noch ganz unbekannt, jedoch strichen sie ihre hölzernen, mit Stroh, Schilf oder Brettern gedeckten Hütten an einzelnen Stellen mit einer so reinen und hellen Erde an, daß dieselben aussahen, als ob sie mit Farben geziert wären. Uebrigens gab es bei ihnen keine Städte, ja meistens nicht einmal zusammenhängende Wohnungen, sondern jedes Haus lag einzeln, mit einem freien Raume umgeben. Nur die Kunst der Dichtung und des Gesanges war den Germanen nicht fremd. Schon zur Zeit des Tacitus wurde Armin in den Gesängen seines Volkes gefeiert, und die alten Sagen wissen uns viel von der wundersamen Wirkung der Lieder auf die Gemüther zu berichten. Von Mund zu Mund und von Geschlecht zu Geschlecht pflanzten solche Gesänge sich ohne schriftliche Aufzeichnung fort; leider aber ist von denselben nichts erhalten geblieben.

Eigenthümlich ist den alten Germanen die hohe Achtung, welche die Frauen und Jungfrauen genossen, obgleich sie nie mündig und selbständig wurden. Man glaubte, den Frauen wohne etwas Heiliges bei, und viele vermöchten mit prophetischem Blick in die Zukunft zu schauen. Man legte deshalb auf ihre Rathschläge und Aussprüche einen hohen Werth. Wir haben bereits (S. 602) gesehen, wie hoch Velleda verehrt wurde. Sie wohnte in einem Thurme, und es war Keinem gestattet, unmittelbar vor sie zu treten und sie zu befragen. Sie erhielt reiche Geschenke, selbst von dem römischen Unterfeldherrn. Unter Domitianus gerieth sie in römische Gefangenschaft und wurde zu Rom im Triumphe aufgeführt. — Auch später hat sich diese Verehrung für das weibliche Geschlecht bei den Deutschen erhalten, und wie sie der deutschen Kunst eine ganz eigenthümliche Richtung gegeben hat, so hat sie sich auf religiösem Gebiete besonders in der Verehrung der Maria geoffenbart. Die Ehre und Unschuld der Frauen und Jungfrauen war dem Deutschen stets heilig, und Tacitus sagt, Niemand lächle dort über das Laster. Die Ehe wurde vom Manne selten vor dem dreißigsten, von der Jungfrau selten vor

dem zwanzigsten Lebensjahre geschlossen. Eine Mitgift bekam die Braut nicht; vielmehr mußte der Bräutigam sie den Eltern förmlich abkaufen, und der Braut mußte er ein aufgezäumtes Roß, Schild und Speer schenken, wogegen auch sie ihm einige Waffenstücke überreichte. Vielweiberei gab es unter den Deutschen nicht; wenigstens kam es höchst selten vor, daß ein vornehmer Mann mehr als eine Frau hatte. Dagegen wurde die Heiligkeit der Ehe mit der größten Strenge aufrecht erhalten und Untreue der Frau aufs härteste bestraft. Der Mann jagte die untreue Frau, nachdem er sie ihrer Haare beraubt hatte, in Gegenwart ihrer Verwandten aus dem Hause und peitschte sie durch den ganzen Ort. Die Frau war aber auch in der Regel dem Manne so treu, daß selten eine Wittwe sich wieder verheirathete, sondern sich oft mit der Leiche des Gatten auf dem Scheiterhaufen verbrennen ließ.

Wie die Frauen dem Manne Waffen zubrachten, so folgten sie ihm auch in die Schlacht. Ihnen war dann die Bewachung der Wagenburg anvertraut, die sie oft muthig vertheidigten, und manche schon verlorene Schlacht wurde durch sie wieder hergestellt. Im Hause war die Frau die Herrin, und sie führte über das ganze Hauswesen die Aufsicht. Unter ihr standen die Knechte und Mägde, denen sie ihre Arbeiten zuwies; sie besorgte mit Hülfe der Knechte das Feld; sie bereitete Speise und Kleidung, Gefäße und was man sonst brauchte; sie war auch Helferin und Pflegerin in den freilich selten vorkommenden Krankheiten. Eins ihrer Hauptgeschäfte war die Erziehung der Kinder, die, von ihr genährt, ganz unter ihrer Leitung aufwuchsen. Gleich nach der Geburt wurde das Kind in kaltes Wasser getaucht, und auch die ganze Erziehung war auf Abhärtung berechnet. Dabei wurden der Freigeborne und der Knecht gleich hart gehalten, bis das Lebensalter den Freien aussonderte. Unter den Spielen der Jugend war besonders der Schwertertanz beliebt, bei welchem sich Jünglinge zwischen Schwertern und Lanzen tanzend einherbewegten. Hatte der Jüngling unter solchen Uebungen seine körperliche Ausbildung vollendet und ein gewisses Alter erreicht, so wurden ihm in feierlicher Versammlung Schild und Speer überreicht, und nun trat er in das Heer ein, durfte an öffentlichen Verhandlungen Theil nehmen und konnte ein selbständiges Hauswesen begründen. Nach dem Tode des Vaters erbten die Söhne allein das väterliche Stammgut; die Töchter hatten keinen Theil daran.

Wie die Germanen nicht auf einmal, sondern in verschiedenen Abtheilungen in Mitteleuropa eindrangen, so finden wir sie gleich von Anfang in verschiedene Völkerschaften getheilt, die fort und fort ihre Selbständigkeit zu bewahren suchten. Sie waren die Freien, und die unterworfenen Urbewohner des Landes wurden ihre Leute und Knechte. Jeder freie Mann war unumschränkter Herr in seinem Hause und Hofe; er allein hatte das Recht, in der Volksversammlung zu erscheinen; er allein war berechtigt und verpflichtet, Waffen zu tragen und im Heere zu dienen. Die Leute dagegen durften keine Waffen tragen; sie waren an den Boden gebunden, und an sie vertheilte der Herr jährlich die Aecker zur Bebauung. Die Knechte endlich waren volles Eigenthum des Herrn, ohne dessen Willen sie nicht einmal heirathen durften; jedoch wurden sie im Allgemeinen milde behandelt. Man konnte sie durch Kauf, Schenkung oder im Kriege erwerben. Oft traten freie Männer auch unbeschadet

ihrer Freiheit in das Gefolge reicher Grundbesitzer, der Edlen, im Frieden zum Ehrendienst, im Kriege zur Waffengenossenschaft.

Die Grundlage der ältesten Verfassung beruhete in der Verbindung mehrerer freien Grundbesitzer zu Gemeinden oder Markgenossenschaften. Mehrere Gemeinden vereinigten sich dann wieder zu Gaugenossenschaften unter einem Grafen, der, wie der Priester, aus der Zahl der Edlen gewählt wurde. Aus der Zahl der Erfahrensten und Tapfersten unter ihnen wurde auch, wenn die Volksgemeinde einen Krieg beschlossen hatte, der Herzog gewählt, welcher für die Dauer des Feldzugs den Oberbefehl führte. Sobald derselbe gewählt war, wurden durch einen Boten, oder einen Stab oder Pfeil, der Tag und Nacht von Hof zu Hof geschafft wurde, alle Wehrpflichtigen zum Heerbann einberufen, und jeder freie Mann mußte der Aufforderung sofort folgen. Bei drohender Gefahr mußten auch die Leute ohne Verzug aufbrechen.

Einzelne Helden unternahmen auch mit ihren Gefolgschaften Eroberungszüge. Oft war das Gefolge sehr zahlreich und bekam noch einen Zuwachs durch den Anschluß verwandter und fremder Ankömmlinge, so daß sich ein eigenes Volk aus demselben bildete. Der Führer desselben wurde dann ein König, dessen Gewalt, gestützt auf den Besitz des eroberten Landes, sich über die Volksgemeinde und deren Aelteste und Obrigkeiten erhob. Auch sonst stand häufig an der Spitze germanischer Völkerschaften ein König, dessen Würde in einem bestimmten Geschlechte erblich war, so daß der Nachfolger vom Volke immer aus demselben Geschlechte gewählt wurde. Die Germanen zeichneten sich durch Treue und Anhänglichkeit an ihre Fürsten aus; jedoch war die Macht der letzteren nicht unumschränkt, denn in wichtigeren Angelegenheiten stand die Entscheidung der Volksversammlung zu, die an gewissen Tagen zusammenkam.

Ueber die Religion der Germanen finden wir bei den römischen Schriftstellern nur sehr mangelhafte Nachrichten. Dazu kommt, daß in Deutschland selbst bei der Einführung des Christenthums Alles, was an das Heidenthum erinnerte, aus mißverstandenem Glaubenseifer vertilgt wurde. Die uns erhaltenen Bruchstücke deutscher Götterlehre aber stehen um so weniger in strengem Zusammenhange mit einander, je mehr die Germanen in Deutschland in verschiedene Stämme gespalten waren, bei denen sich schwerlich ein allen gemeinsames vollständiges System der Götterlehre je ausgebildet hat. Am meisten entwickelt erscheint die germanische Religion in den Sagen der germanischen Bewohner Skandinaviens, bei denen sich auch das Heidenthum fast drei Jahrhunderte länger und ungestörter erhielt als in Deutschland.

Nach dieser nordischen Mythologie war im Anfange der Zeit weder Himmel noch Erde, sondern nur eine gähnende Tiefe. In diese blickte Alfadur (Allvater), der unsichtbare, ewige und unveränderliche Schöpfer des Weltalls, und spaltete sie in zwei Theile, im Norden Niflheim, von wo Dunkel und grimmige Kälte, und im Süden Muspellsheim, von wo Licht und Wärme ausgeht. Aus einem in der Mitte liegenden Brunnen flossen zwölf Giftströme. Je mehr sich dieselben von ihrer Quelle entfernten, um so mehr erstarrte das in ihnen enthaltene Gift, und so entstand Reif und Eis, welches die Tiefe ausfüllte. Angeweht von der milden Luft des Südens,

begann es zu schmelzen und zu triefen, und durch die Kraft dessen, der die Hitze sandte, belebte sich der Tropfen, und es entstand daraus der Riese Ymir, von dem das Geschlecht der Riesen ausging. Ebenso entstand daraus die Kuh Audhumbla, von deren Milch Ymir sich nährte. Sie selbst nährte sich dadurch, daß sie die salzigen Eissteine leckte, und dadurch entstand Buri, ein großer, schöner und starker Mann, dessen Enkel Odin, Vili und Ve den Riesen Ymir erschlugen. Als dieser fiel, entströmte seinen Wunden eine so große Menge von Blut, daß alle Riesen bis auf einen, von dem das jüngere Riesengeschlecht stammt, darin ertranken. Buris Enkel schleppten darauf Ymirs Leichnam mitten in die Kluft und erschufen aus seinem Blute die See, aus dem Fleisch die Erde, aus den Knochen die Berge, aus den Zähnen und zerbrochenen Knochen die Felsen und Klippen, aus dem Schädel den Himmel, an welchem sie die aus Muspellsheim herübergeflogenen Feuerfunken befestigten, so daß Alles dadurch erleuchtet wurde. Die Erde war rund und von einem tiefen Meere umgeben, dessen Strand (Jötunheim) die Riesen bewohnen sollten, und um sie gegen dieselben zu schützen, wurde aus den Augenbrauen Ymirs die Burg Midgard (Mittelfeste) erbaut. Am Strande fanden Odin, Vili und Ve zwei Bäume, aus denen sie zwei Menschen erschufen, Askr und Embla. Odin gab ihnen Seele und Leben, Vili Witz und Gefühl, Ve Sprache, Gehör und Gesicht. Die drei Götterbrüder (Asen) ordneten nun die Welt. Sie setzten an den Himmel die Lenker von Sonne und Mond, welche auf Wagen fahren, von Wölfen verfolgt, die von den Riesen stammen und sie zu verschlingen drohen. Einer vom Geschlechte der Asen vermählte sich mit einer Riesentochter, der schwarzen Nacht, welche Odin mit ihrem Sohne, dem glänzenden Tage, an den Himmel versetzte, damit sie auf schnellen Rossen täglich die Erde umritten.

Im Himmel bauten sich die Götter die Burg Asgard. Dort befinden sich zwölf aus Gold und Edelsteinen zusammengesetzte Götterburgen. Auf Idavölle, einer reizenden Ebene, haben sie ihre Gastmahle und Kampfspiele. Dort ist Wallhalla, ein glänzender Goldpalast, der bis in die Wolken reicht, und vor dessen Eingang sich ein Hain befindet, dessen Bäume goldrothe Blätter haben. Dort ist auch Wingolf, das Heiligthum der Göttinnen, dort endlich auch die Gerichtsstätte über Götter und Menschen unter der Esche Ygdrasill. Ringsum sind die Sitze für die zwölf Götter des hohen Götterraths. Eine Brücke, aus Luft, Feuer und Wasser zusammengesetzt, verbindet Asgard mit der Erde.

An der Spitze der zwölf oberen Götter steht **Odin** (deutsch Wuotan), der Vater der Götter und Menschen, einäugig und mit einem grauen, breiten Hute. Er ist der weise Lenker der Welt, der Lehrer der Menschen in kunstreichen Erfindungen, der Ordner der Kriege und Schlachten. Er entsendet die jungfräulichen Göttinnen des Heldentodes, die Walkyrien, daß sie ihm die Einherier erlesen, die Helden, welche sie durch einen Kuß in der Schlacht zum Göttermahle in Walhalla laden, wo dieselben an den Kampfspielen der Götter Theil nehmen und nach dem Mahle auf immer grünen Gefilden am Arme der Walkyrien lustwandeln. Ihm war der Mittwoch heilig. Odins Gemahlin ist **Freyia** (Frigg), die Mutter der Götter und Beschützerin der Ehen. Odins und der Freyia Sohn ist **Thôr** (Donar), der Donnerer, der auf

einem Wagen durch den Himmel fährt und einen gewaltigen Hammer führt; ihm war der Donnerstag heilig. Odins zweiter Sohn ist Balldr (Baldur), der Gott des Lichtes und der Schönheit. Der vierte der Asen ist Niord, der Beherrscher des Meeres und der Flüsse; der fünfte ist Niords Sohn Freyr (Herr), der Gott der Sonne, des Friedens und der Fruchtbarkeit. Seine Schwester Freia ist die Göttin der Liebe und des Mondes, in deren Gefolge sich Snotra, die Göttin der Schamhaftigkeit, und Gefion, die jungfräuliche Göttin der Unschuld, befinden. Ihr war der Freitag geweiht. Der sechste der hohen Götter ist der einhändige Tyr, Odins Sohn, der weise und tapfere Gott der Krieger; der siebente ist Braga, der Gott der Dichtkunst, mit einer goldenen Harfe, dessen Gemahlin Iduna, die Göttin der Unsterblichkeit, die goldenen Aepfel bewahrt, deren Genuß Unsterblichkeit verleiht. Der achte ist Heimdall, der Wächter der Himmelsbrücke, der neunte der schweigende Gott Widar, der stärkste nach Thor, der zehnte Wali, ein trefflicher Bogenschütz, der elfte Thors Stiefsohn Uller, der zwölfte endlich Forseti, Balldrs Sohn, der Gott des Friedens.

Zu den niederen Göttinnen gehörten außer den Walkyrien noch die drei Nornen, die Schicksalsgöttinnen, welche Vergangenheit und Zukunft kennen und über Leben und Tod der Sterblichen entscheiden.

Nicht zum Geschlechte der Asen gehörig, aber mit Odin befreundet ist Loki, schön, aber boshaft und schadenfroh, das Sinnbild des Feuers in seinen verderblichen Wirkungen. Mit einem Riesenweibe erzeugte er drei Ungeheuer, die scheußliche, halb schwarze, halb menschenfarbige Todesgöttin Hela, den Wolf Fenris und die Midgardsschlange. Die Götter wußten, daß ihnen diese drei Wesen großes Unheil bringen würden. Sie schleuderten deshalb die Schlange in das Weltmeer, wo sie so wuchs, daß sie mit ihrem Leibe die ganze Erde umschlingt, indem sie sich selbst in den Schwanz beißt. Hela warfen sie nach Niflheim, den Wolf aber fesselten sie mit einem Zauberbande, das die im Innern der Erde wohnenden Zwerge (Schwarzelfen genannt, im Gegensatz gegen die Lichtelfen) verfertigt hatten, an einen Felsen. Auch Loki wurde an Felsen gefesselt, weil durch seine Arglist Balldr, der weiseste, beredteste und beste der Asen, den Tod fand.

Die Asen sind nicht ewig; sie sind sogar dem Alter unterworfen, und nur durch den Genuß der Aepfel Idunas schützen sie sich gegen dasselbe; endlich aber naht ihrer Herrschaft der Untergang. Furchtbare Zeiten brechen dann herein, voll Frevel, Krieg und Blutvergießen; drei Jahre dauert der Winter. Dann verschlingen die beiden Wölfe Sonne und Mond; Loki und seine Kinder werden befreit und vereinigen sich mit Surtur, dem Beherrscher von Muspellsheim, gegen die Asen. Der Fenriswolf verschlingt Odin und wird dann selbst getödtet; Thor erlegt die Midgardsschlange, stirbt aber von ihrem Gift; die Erde sinkt ins Meer zurück, und die Welt geht in Feuer aus der Südwelt unter. Dann aber schafft Allvater einen neuen Himmel und eine neue Erde, in denen kein Uebel mehr ist. Auch die Götter kehren, zu vollendeterem Dasein erhoben, nach Idavölle zurück. Nur Odin und Thor fehlen unter ihnen; aber an die Stelle des Ersteren tritt der wiedergekehrte Balldr, an die des Letzteren treten seine beiden Söhne Muth und Stärke; die Riesen und Ungeheuer aber haben für immer ihren Untergang gefunden.

In der nordischen Religion findet sich auch, wie schon aus dem oben Bemerkten hervorgeht, der Glaube an eine Fortdauer der Seele nach dem Tode, nur freilich so, daß der Zustand und der Aufenthalt der Seele durch die Todesart bestimmt wird. Nur wer den Heldentod in der Schlacht gestorben ist, wird des Aufenthalts und der Seligkeit in Walhalla theilhaftig. Wer nicht im Kampfe gefallen, oder wer ein Lügner, Dieb und ehrloser Mensch gewesen ist, fällt der Todtengöttin Hela anheim, deren Gebiet Helheim sich am äußersten Ende von Jötunheim in Niflheim, von einem Strome umflossen, befindet. Doch blickt auch eine reinere Ansicht durch in der Lehre, daß nach der durch Allfadur bewirkten Erneuerung der Welt Walhalla nicht wieder entstehen wird, sondern neue Wohnungen den Seligen bereitet werden. Dann wird der Reiche, der Starke von oben Gericht halten, und die Guten und Tugendhaften werden in Gimle, wo es am besten ist, und in andern Sälen wohnen; die Meineidigen, Verführer und Alle, die böse waren, aber werden nach dem Leichenstrand verstoßen, wo sie im Schlangensaale in Giftströmen waten.

Dies war in allgemeinen Umrissen die Religion der im Norden unseres Erdtheils wohnenden germanischen Stämme. Jedenfalls war es ursprünglich eine Naturreligion. Die Asen sind die Kräfte, welche den Wechsel in der Natur ordnen, aber gleichzeitig auch selbst demselben unterworfen sind. So ist Odin die Sonne, Thor der Blitz. Ueber allen Naturkräften aber waltet ewig und unveränderlich der eine unsichtbare Allfadur, der Herr und Schöpfer von Himmel und Erde und Allem, was dazu gehört. Auf die besondere Gestaltung und weitere Ausbildung der Göttersagen aber scheinen die Erinnerungen aus der Urzeit des Volkes, die Sagen von Einwanderungen und dergleichen, besonderen Einfluß geübt zu haben. Jedenfalls bildet diese Religion ungeachtet ihrer Dunkelheit ein ehrenvolles Zeugniß für den tiefen Geist und den sittlich ernsten Sinn der germanischen Völker.

Unter den Göttern, die im eigentlichen Deutschland verehrt wurden, genoß **Wuotan** oder **Wodan** die allgemeinste und höchste Verehrung; besonders lange erhielt sich diese im nördlichen Deutschland. Nach ihm empfing nicht nur der Mittwoch den Namen Wodensday, sondern auch die Sage hat seinen Namen bewahrt in dem „wüthenden Heere".

Nächst ihm stand am höchsten der rothbärtige **Donar** oder Thunar (Thôr), der über Wolken und Regen gebietet und sich durch Donner und Blitz verkündigt. Ihm war die Eiche heilig. Beiden an Macht am nächsten stehend dachte man sich den Kriegsgott **Zio** oder Tiu (Tyr), der dem ihm geweihten Dienstag den Namen gab und auch Er (Ear, Eor) genannt wurde. Von ihm hatte die berühmteste Veste der Sachsen, die Eresburg, ihren Namen, und ihm war die in der Nähe derselben befindliche Irminsul (Irminsäule) geweiht. Auch der nordische Freyr wurde in Deutschland verehrt unter dem Namen **Frô**. Er wurde um Fruchtbarkeit des Landes und um Frieden angefleht, und unter den Thieren war ihm besonders der Eber heilig. Auch der Lichtgott Baldur wurde in Deutschland unter dem Namen **Paltar** angebetet. Sein Sohn **Forseti**, bei den Friesen Fosite genannt, hatte ein Heiligthum auf der Insel Helgoland, die deshalb auch früher Fositesland hieß.

Eine bedeutende Stelle unter den germanischen Göttern nahmen **Sonne** und **Mond** ein, während dieselben in der nordischen Mythologie nur eine untergeordnete Rolle spielen. Ihnen waren die beiden ersten Tage der Woche geweiht, und auch in den Namen mehrerer Orte finden sich Hinweisungen auf die weite Verbreitung ihres Dienstes.

Die Göttinnen wurden sämmtlich als umherziehende Göttermütter gedacht, welche den Menschen den Ackerbau und die häuslichen Geschäfte und Künste, wie das Spinnen und Weben, lehren und so den Frieden und die Ruhe des Landes beschirmen. Als Hauptgöttin wird die Mutter Erde genannt (**Nerthus** oder **Hertha**). Ihr gehörte, wie Tacitus sagt, auf einer Insel des Oceans, vielleicht der Insel Rügen, ein heiliger Hain. In diesem befand sich ein mit einem Gewande verhüllter Wagen, den nur der Priester berühren durfte. Dieser wußte es, wenn die Göttin im innersten Heiligthume weilte, und führte sie dann auf ihrem, von Kühen gezogenen Wagen im Lande umher. Während ihres feierlichen Umzuges herrschte überall, wohin sie kam, Friede und Freude; die Waffen wurden verschlossen, und man begann keinen Krieg, bis die Göttin in ihren Tempel zurückkehrte. Dann wurden Wagen, Gewänder, ja die Göttin selbst in einem geheimnißvollen See gebadet, die dabei beschäftigten Sklaven aber in den See versenkt. — Hertha ist eine milde, freundliche und gütige Göttin, die nur zürnt, wenn sie Unordnung in der Haushaltung wahrnimmt. In Mitteldeutschland erscheint sie unter dem Namen **Holda**, und noch bis auf den heutigen Tag hat sich in manchen Gegenden in der Volkssage die Frau Holle erhalten, welche fleißigen Mädchen die Spindeln schmückt und ihnen über Nacht die Spulen vollspinnt, faulen Dirnen aber den Rocken anzündet und beschmutzt. Aehnlich erscheint in Oberdeutschland die Frau **Berhta** oder Berchta. Sie fährt auf einem Wagen, begünstigt Ackerbau und Schifffahrt und führt die Aufsicht über das Spinnen; nur erscheint sie gewöhnlich nicht in freundlicher, sondern in abschreckender, furchtbarer Gestalt. Auch der Dienst der **Freia**, der schönen, liebenswürdigen Schwester Freyrs, war in Deutschland weit verbreitet, wie auch nach ihr der Freitag genannt wurde.

Auch ihre alten Helden vergötterten die Germanen, besonders den Gott **Tuisco**, einen Sohn der Erde, dessen Sohn Mannus der erste Held und der Stammvater aller Menschen war. Von seinen drei Söhnen Ingo, Isco und Hermino leitet die Sage die drei Hauptstämme der Germanen, die Ingävonen, die Iscävonen und die Herminonen, ab.

Auch an übernatürlichen weiblichen Wesen fehlte es den Deutschen nicht. Ihre Aufgabe ist es, den Sterblichen Heil oder Unheil, Sieg oder Tod zu verkündigen und zu bereiten. Mit Weisheit erspähen und lenken sie das Schicksal des Menschen und stehen ihm warnend und rathend zur Seite. Weissagend und Gaben spendend erscheinen sie bei seiner Geburt; im Kampfe stehen sie ihm bei und verleihen ihm Sieg. Unter verschiedenen Namen, als Schwanenjungfrauen, **Alraunen** u. s. w., halten sie sich in Wäldern, auf Bergen, an Flüssen und Seen auf und können sich unsichtbar machen. Die eigentlichen Schicksalsgöttinnen waren die drei **Nornen**, die das Schicksal erspähen und verhängen und spinnend oder webend gedacht wurden. Ursprünglich war der Glaube an sie gewiß unter allen germanischen Völkern heimisch.

Von den Schlachtenjungfrauen, den Walkyrien, ist bereits die Rede gewesen.

Neben jenen vergötterten und halbgöttlichen Wesen dachte man sich noch eine ganze Reihe anderer Wesen, die nur durch Umstände oder Zufall bewogen werden, mit den Menschen zu verkehren. Zu ihnen gehören die Wichte oder Elbe (Elfen), theils glänzende und schöne gute Geister, in schimmernden Gewändern, oft so klein, daß sie in Blumenkelchen wohnen können, theils schwarz und häßlich, in grober Kleidung. Sie stehen unter einem König und wohnen in den Gebirgshöhlen, wo sie Schätze sammeln und köstliche Waffen schmieden. Im Gegensatz gegen die schlauen Elbe und Zwerge stehen die dummen Riesen, die auf Bergen und Felsen hausen. Hierher gehören ferner die oft tückischen Wassernixen, männliche und weibliche Geister der Flüsse, Bäche und Seen, die besonders Tanz, Musik und Gesang lieben. Sie gesellen sich auch oft zu den Menschen; noch mehr aber ist dies der Fall bei den Kobolden, freundlichen Hausgeistern, die im Hause oder im Gehöft ihre Wohnung nehmen, und deren Anwesenheit Glück und Segen in das Haus bringt.

Den Dienst der Götter verwalteten theils der Fürst oder der Familienvater, theils Priester, welche auch den Willen der Götter in öffentlichen Angelegenheiten erforschten, die Volksversammlungen leiteten und an Frevlern und Staatsverbrechern die Todesurtheile zu vollstrecken hatten; eine besondere Priesterkaste aber hatten die Germanen nicht.

Tacitus sagt, wegen der Größe und Erhabenheit der Gottheit hätten es die Germanen für unmöglich gehalten, dieselbe in menschlicher Gestalt darzustellen, und in der That hat man auch nirgends unzweifelhaft germanische Götterbilder gefunden. Jedenfalls gehören dieselben, wenn es wirklich solche giebt, erst einer späteren Zeit an. Man verehrte die Gottheit in heiligen Hainen, auf Bergen (so auf dem Brocken), auf Steinen, an Quellen oder unter heiligen Bäumen, unter welchen die Donnereiche bei Geismar in Hessen am berühmtesten war. In Tempel schloß man nach dem Bericht des Tacitus die erhabene Gottheit nicht ein; wenigstens geschah auch dies erst später und nur im hohen Norden.

Unter den allen germanischen Völkern gemeinsamen Festen sind besonders zu nennen das Juelfest um die Zeit des kürzesten Tages, das Osterfest beim Beginn des Frühlings, und statt dessen bei den südlicheren Stämmen das Fest der Sommersonnenwende, welche beide mit Anzünden von Feuern auf den Bergen gefeiert wurden. Diese drei Feste wurden später in christliche umgewandelt, das erste in das Weihnachts-, das zweite in das christliche Passah-, das dritte in das Johannisfest; aber noch jetzt haben sich bei denselben in verschiedenen Gegenden Deutschlands manche an die heidnischen Feste erinnernde Gebräuche erhalten.

§. 79. Die Völkerwanderung.

Schon die Kämpfe der Markomannen gegen Marcus Aurelius hatten den Germanen gezeigt, wie wichtig für sie zur Sicherung ihrer Freiheit und zu erfolgreichem Angriff auf die Römer engeres Aneinanderschließen der einzelnen Völkerschaften sei. Immer häufiger vereinigten sich daher seit jener Zeit die einzelnen Stämme zu größeren Massen, die unter neuem Gesammtnamen auftraten und großentheils auch ihre früheren Wohnsitze änderten, und so bildeten sich im Laufe des dritten Jahrhunderts nach und nach vier mächtige Bündnisse aus. Im südlichen Deutschland war der Bund der Alemannen; am Niederrhein saßen die Franken, an der Weser die Sachsen und an der Weichsel die Gothen (S. 626). Die Letzteren unterwarfen sich von dort aus alles Land bis zum schwarzen Meere, zwischen dem Don und der Donau, und theilten sich in die Westgothen oder Therwinger, die in Ungarn und den angrenzenden Ländern bis zum Dnjester ihre Sitze hatten, und die Ostgothen oder Greutunger, die im südlichen Rußland zwischen dem Dnjester und Don wohnten. Ueber die letzteren regierte im Anfang des vierten Jahrhunderts der mächtige König Hermanarich, dem sich nicht nur auch die Westgothen theils freiwillig, theils gezwungen unterwarfen, sondern der auch über viele andere Völkerschaften im Innern Rußlands, wie die Alanen, Roxolanen, Heruler und andere, herrschte, so daß sein Reich sich vom schwarzen Meere bis zur Ostsee erstreckte. Schon war er über hundert Jahre alt geworden, und noch hielt er mit ungeschwächter Kraft sein großes Reich zusammen. Da empörten sich die Roxolanen, und er eilte, den Aufstand mit der größten Strenge zu unterdrücken. Der Fürst der Roxolanen ergriff die Flucht, aber seine Gattin fiel in die Hände Hermanarichs, der sie lebendig von Pferden zerreißen ließ. Empört über solche Grausamkeit, fielen ihre Brüder mit Dolchstichen über ihn her, und nur mit Mühe entging er dem Tode. Noch lag er an seinen Wunden schwer darnieder, als ein furchtbarer Feind die Ostgrenze seines Reiches bedrohte. Dieser Feind waren die Hunnen, ein mongolisches oder tatarisches Nomadenvolk, das, wie man glaubt, von den Roxolanen gerufen, aus den asiatischen Steppen gegen die Wolga vordrang.

Nach der Schilderung, die Ammianus Marcellinus von ihnen macht, waren es durchaus rohe Menschen, ohne Religion, ohne alle Spur von Bildung, ohne Ahnung von Ackerbau und festen Sitzen. Dabei hatten sie ein abschreckendes Aeußere. Es waren untersetzte, starkknochige Gestalten, mit breiten Schultern, dickem Kopf, hervorstehenden Backenknochen, kleinen, tiefliegenden Augen, und sie entstellten ihr häßliches, braungelbes Gesicht noch durch tiefe Einschnitte am Kinn, durch welche sie den Bartwuchs verhinderten. Ammianus sagt, sie wären eher zweibeinigen Bestien als Menschen ähnlich. Ihre Kleidung bestand in Kitteln, die aus Leinwand oder Fellen von Waldmäusen zusammengenäht waren, und die sie nicht eher ablegten, als bis sie in Fetzen vom Leibe fielen. Ihre Nahrung bestand aus rohen Wurzeln und rohem Fleisch, das sie als Sattel aufs Pferd legten und, wenn es von einem tüchtigen Ritt mürbe geworden war, ohne weitere Zubereitung verzehrten.

Ueberhaupt brachten sie auf ihren kleinen, häßlichen, aber ausdauernden Pferden ihre meiste Zeit zu. Sie aßen, tranken und schliefen auf denselben und kamen, auf ihnen sitzend, auch zu gemeinsamen Berathungen zusammen. Ihre Weiber führten sie auf Karren mit sich, auf welchen dieselben auch ihre schmutzigen Kinder erzogen. Als Feinde in der Schlacht waren sie äußerst gefährlich. Mit fürchterlichem Geheul stürzten sie sich ohne alle Ordnung auf den Feind, umschwärmten ihn von allen Seiten und schleuderten Lanzen und Pfeile, mit spitzen Knochen versehen, auf ihn. Wer ihnen auswich, den wußten sie geschickt mit Schlingen zu fangen.

Sie warfen sich zuerst auf die Alanen, ein zum medisch-persischen Stamme gehöriges Nomadenvolk, das zwischen dem Don und der Wolga wohnte, unterwarfen sich dieselben und drangen nun, mit ihnen vereinigt, im J. 375 über den Don vor. Der noch kranke hundertundzehnjährige Hermanarich durchbohrte sich in Verzweiflung mit dem Schwerte, und auch die Ostgothen wurden nun zum Theil von den Hunnen unterworfen, zum Theil aber über den Dnjepr in die Sitze der Westgothen gedrängt. Die heidnisch gebliebenen Stämme der letzteren unter Athanarich setzten sich in den Karpathen fest; der größte Theil der Westgothen aber, der schon für das Christenthum gewonnen war, suchte, geführt von Fritigern, Aufnahme im römischen Reiche, und der Kaiser Valens wies denselben gegen das Versprechen des Heerdienstes und der Annahme des (arianisch-) christlichen Bekenntnisses Wohnsitze in Thracien an (376). Seit jener Zeit entstand ein allgemeines Drängen der Völker nach Westen, das man gewöhnlich mit dem Namen der Völkerwanderung bezeichnet. Dasselbe dauerte Jahrhunderte lang und beschleunigte mehr als alles Andere den Untergang des römischen Reiches.

---

§. 80. Alarich.

Man hatte den Westgothen bis zu ihrer Ansiedelung Verpflegung versprochen, aber es wurden ihnen nur die schlechtesten Lebensmittel zu den ungeheuersten Preisen geliefert. Endlich griffen sie, empört durch die Treulosigkeit des römischen Statthalters gegen Fritigern, zu den Waffen und verheerten, verstärkt durch ostgothische Schaaren, das Land. Der Kaiser Valens zog ihnen entgegen, aber er fand mit zwei Dritteln seines Heeres in einer Schlacht gegen sie in der Ebene von Adrianopel am 9. August 378 den Tod. Die Niederlage der Römer war eine so furchtbare, daß Ammianus sie mit der bei Cannae vergleicht. Gratianus war damals in einem gefahrvollen Kriege gegen die Alemannen begriffen, die wieder in Gallien eingefallen waren. Zwar schlug er sie bei Argentaria (378), indessen erkannte er doch, daß seine Macht nicht hinreiche, den Osten des Reiches zu schützen. Er wählte deshalb seinen tapferen Feldherrn Theodosius am 19. Januar 379 zum Mitregenten (S. 651) und überließ ihm außer der Praefectur des Orients noch zwei Diöcesen der illyrischen. Freilich hatte er dessen Vater — der

gleichfalls Theodosius hieß und unter Valentinianus I. Britannien siegreich gegen die Einfälle der Picten und Scoten vertheidigt, darauf in Afrika im J. 373 den maurischen Fürsten Firmus, der sich eines Theiles der römischen Provinz bemächtigte, unterworfen hatte — falschen Einflüsterungen Gehör gebend, 376 zu Karthago enthaupten lassen, und der jüngere Theodosius lebte seitdem als Privatmann in Spanien. Gleichwohl setzte Gratianus auf ihn allein sein Vertrauen, und Theodosius hat dasselbe glänzend gerechtfertigt. Er eilte nach Thessalonich. In Kämpfen glücklich, suchte er zugleich mit großer Klugheit die Zwistigkeiten zu benutzen, die namentlich nach Fritigerns Tode (380) unter den Gothen ausbrachen. Mit dem alten Gothenkönig Athanarich, der die Getrennten wieder zu vereinigen suchte, knüpfte er Unterhandlungen an, während deren derselbe im Januar 381 zu Constantinopel starb, und im J. 382 gelang es ihm, mit den Gothen einen Frieden zu Stande zu bringen, durch den sie als Verbündete (foederati) der Römer in Dacien, Moesien und Thracien Wohnsitze erhielten, in welchen sie ohne Abgaben unter ihren eigenen Gesetzen und Häuptern lebten und nur verpflichtet waren, dem Kaiser ein besoldetes Heer von 40,000 Mann zu stellen.

So blieb das Verhältniß, so lange Theodosius lebte, mit dem Tode desselben aber traten Verwickelungen im Reiche ein, durch welche die Gothen eine demselben äußerst gefährliche Stellung erhielten. Arkadius war erst achtzehn, Honorius elf Jahre alt, und Theodosius hatte daher beide unter Vormundschaft gestellt. Dem Honorius hatte er den Vandalen Stilicho als Reichsverweser zur Seite gesetzt, einen kräftigen Mann, der sich als Feldherr so auszeichnete, daß ihn Theodosius zu seinem Schwiegersohne machte, indem er ihn mit seiner Brudertochter Serena vermählte, die er adoptirt hatte. Die Verwaltung des Orients war dem ränkesüchtigen und habgierigen Gallier Rufinus übertragen, den jedoch Arkadius mit Hülfe seines Kammerherrn Eutropius zu verdrängen suchte. Rufinus erkannte indessen ihre Absicht und wußte sie zu vereiteln. Auch mit Stilicho, welcher behauptete, ihm sei die Obervormundschaft übertragen, gerieth er bald in Streit, und wahrscheinlich öffnete er selbst, um ihm zu schaden, den Westgothen, die über Vorenthaltung des Soldes unzufrieden waren, den Weg nach Griechenland. Unter Alarich, den sie zu ihrem Könige erhoben hatten, drangen sie vor und verheerten Illyrien, Macedonien, Thracien und Thessalien (395). Stilicho eilte mit Heeresmacht gegen sie, aber Rufinus erwirkte einen Befehl des Arkadius, daß er nicht weiter vorrücken und den dem Kaiser zukommenden Theil des Heeres abgeben sollte. Dem Befehle gehorsam, zog sich Stilicho nach Italien zurück und schickte die Truppen nach dem Orient; als dieselben aber nach Constantinopel kamen, ließ Gainas, der Anführer der im Heere dienenden Gothen, im Einverständniß mit Eutropius bei den Empfangsfeierlichkeiten den Rufinus umringen und ermorden (im November 395). Unterstützt von der Kaiserin Eudoxia, riß Eutropius jetzt alle Gewalt im Orient an sich, Alarich aber brach nun mit seinen Westgothen durch den Paß von Thermopylae, Alles mit Feuer und Schwert verwüstend, in Griechenland ein; auch die uralten Heiligthümer zu Eleusis und Olympia wurden zerstört. Stilicho zog zwar gegen ihn, landete im Peloponnes und schlug ihn; doch entkam Alarich mit seiner Beute nach Epirus, und Eutropius schloß nicht

nur im Namen des Arkadius Frieden mit ihm, sondern ernannte ihn auch zum Befehlshaber der illyrischen Provinz. Jedenfalls hatte er dabei die Absicht, ihn als Werkzeug zum Sturze Stilichos zu gebrauchen. Wirklich brach Alarich bald darauf (401) in Italien ein, und der schwächliche Kaiser Honorius floh vor ihm nach Ravenna, welches damals auf Inseln lag wie jetzt Venedig, und vom festen Lande, mit dem es nur durch eine schmale Landzunge zusammenhing, durch Lagunen getrennt war. Das östliche Reich schaute theilnahmlos zu; nur Stilicho brachte Rettung. Er zog sogar vom Rhein und von Britannien her die Truppen zusammen, zwang die Gothen am Osterfeste 403 bei Pollentia (Polenza am Tanaro) zu einer Schlacht und besiegte sie so, daß Alarich sich genöthigt sah, Italien zu verlassen.

Bald darauf rettete Stilicho das Reich aus neuer Gefahr. Schwärme von Alanen, Sueven, Vandalen und anderen barbarischen Völkerstämmen brachen zu Ende des J. 405 unter ihrem Herzoge Rhabagaisus von der Donau her über die Alpen in Italien ein, verwüsteten die Lombardei und belagerten Florenz. Doch Stilicho versperrte die Gebirgspässe bei Faesulae (Fiesole) und schloß die Feinde ein. Tausende fanden durch Hunger und Seuchen ihren Tod; der Rest wurde zurückgedrängt. Rhabagaisus selbst wurde mit 12,000 Mann gefangen genommen und trat in römischen Sold (406). So war Italien gerettet; aber die von Stilicho zurückgedrängten Barbarenstämme warfen sich nun auf Gallien, welches er ganz hatte von Truppen entblößen müssen, und hausten furchtbar in dem unglücklichen Lande, das Stilicho nicht zu retten vermochte. Man erhob deshalb gegen ihn laute Vorwürfe, und ohnedies traute ihm Honorius nicht. Dieser war nämlich mit zwei Töchtern Stilichos nach einander vermählt. Die erste starb kinderlos; auch die zweite hatte keine Kinder, und man erwartete deshalb, Stilicho würde nach dem Tode des Honorius seinen eigenen Sohn Eucherius zum Kaiser erheben. So wurde es seinen Feinden leicht, den Honorius um seinen Thron besorgt zu machen, und derselbe ließ ihn deshalb in seinem Palaste überfallen, nachdem vorher seine Freunde ermordet waren. Stilicho suchte Schutz in einer Kirche, wurde aber herausgerissen und ermordet, mit ihm sein Sohn (408 n. Chr.). Seine Wittwe Serena wurde vom Senat zum Tode verurtheilt.

So hatte sich Honorius selbst des einzigen Mannes beraubt, der ihm hätte noch länger Schutz und Rettung bringen können, und für Alarich war die Ermordung Stilichos ein erwünschter Vorwand, noch im J. 408 wieder in Italien einzudringen. Honorius suchte in Ravenna Zuflucht, Alarich aber zog, ohne sich um ihn zu kümmern, gerade gegen Rom und belagerte die Stadt, die seit vielen Jahrhunderten keinen Feind vor ihren Mauern gesehen hatte. Es waren nicht mehr die alten Römer darin, die selbst dem siegreichen Hannibal noch Scheu eingeflößt hatten. An ihre Stelle war ein entartetes, entnervtes, unkriegerisches Geschlecht getreten, und Hunger und Seuchen erhöhten noch die Muthlosigkeit der Belagerten, so daß sie sich entschlossen, dem Feinde den Frieden abzukaufen. Schwerlich würde Alarich sich darauf eingelassen haben, hätte er nicht befürchten müssen, daß durch die Glut des italienischen Sommers auch sein Heer von Seuchen würde ergriffen werden; aber freilich waren die Bedingungen, unter denen er in den Rückzug willigte, hart genug. 5000 Pfund Gold, 30,000 Pfund Silber, 4000 Seidenkleider,

3000 rothe Saffianfelle, 3000 Pfund Pfeffer mußten die stolzen Römer ihm überliefern. Jetzt wurden Friedensunterhandlungen mit Honorius angeknüpft, welcher Alarich zum Oberbefehlshaber des Reiches ernennen sollte. Dessen weigerte sich jedoch der Kaiser, und nun zog Alarich von Neuem gegen Rom (409); der Senat setzte Honorius ab und übertrug nach Alarichs Willen dem Stadtpraefecten Attalus die Kaiserwürde. Mit diesem zog Alarich nach Ravenna, und schon war der schwache Honorius in Begriff, den Attalus als Mitkaiser anzuerkennen, als derselbe bei Alarich in Ungnade fiel und seiner Würde wieder entsetzt wurde. Honorius war thöricht genug, diesen günstigen Umstand nicht zu benutzen; er brach vielmehr die Unterhandlungen mit Alarich ab, und dieser zog nun zum dritten Male gegen Rom und eroberte die Stadt. Es war in der Nacht des 24. August 410, als dieselbe erstürmt wurde. Viele der unglücklichen Bewohner wurden gefangen genommen, viele durch Folterqualen gezwungen, den habgierigen Gothen ihre Schätze anzuzeigen, und drei Tage lang erduldete die Stadt alle Schrecknisse der Plünderung. Nur die Kirchen blieben verschont und wurden Zufluchtsstätten für viele Verfolgte; ja, die Gothen selbst führten mehrere Unglückliche, mit denen sie Mitleid hatten, dorthin, um sie in Sicherheit zu bringen. Ueberhaupt floß wenig Blut, und das Schicksal Roms war ein verhältnißmäßig mildes, denn längst waren die Gothen zum Christenthum bekehrt.

Schon im dritten Jahrhundert hatten sie dasselbe durch christliche Kriegsgefangene kennen gelernt, und bereits auf dem Concil zu Nicaea war ein gothischer Bischof zugegen. Einer solchen christlichen Römerfamilie aus Kappadocien, die sich unter den Gothen fortgepflanzt hatte, entstammte auch der Mann, durch den das Christenthum unter ihnen völlig befestigt wurde, Ulfilas oder Wülfel. Durch die Dienste, die er ihnen bei den Unterhandlungen mit den römischen Kaisern leistete, gewann er ihre Liebe und ihr Vertrauen in hohem Grade. Er benutzte dies zur Verbreitung des Christenthums, und nachdem er zu ihrem Bischof geweiht war, sicherte er das Bestehen desselben besonders dadurch, daß er nicht nur ein gothisches Alphabet erfand, oder wenigstens das schon vorhandene vermehrte und verbesserte, sondern auch um 370 die Bibel in die gothische Sprache übersetzte. Nur die Bücher Samuelis und der Könige soll er ausgelassen haben, weil er von ihrem kriegerischen Inhalte einen nachtheiligen Einfluß auf die Gothen befürchtete. Gewiß ist es, daß er die Evangelien aus dem Griechischen ins Gothische übersetzt hat, und wir besitzen diese Uebersetzung, wenn auch in Betreff der Sprache später umgearbeitet, wahrscheinlich noch in der sogenannten silbernen Handschrift, die sich in der Bibliothek zu Upsala befindet.

Wie segensreich das Christenthum auf diese noch unverdorbenen Naturen wirkte, zeigt in rührender Weise ein Vorfall, der sich bei der Erstürmung Roms durch Alarich ereignete. Ein Gothe drang plündernd in das Haus einer Frau, wo er goldene und silberne Gefäße fand. Sie erklärte ihm, dieselben seien aus der Kirche des Petrus und ihr zur Aufbewahrung anvertraut. Der Soldat wagte nicht, die geweihten Gefäße anzutasten, und zeigte den Vorfall Alarich an, der sogleich befahl, die Gefäße in Procession nach der Kirche zurückzutragen. Staunend darüber, schlossen sich die Römer betend und singend dem Zuge an, und ergriffen von dem Anblick, standen auch die

Gothen von der Plünderung ab und gingen mit ihnen in feierlichem Zuge nach der Kirche.

Bald verließ Alarich Rom wieder. Schon am sechsten Tage nach der Erstürmung war die Stadt wieder völlig geräumt, und er drang nach Unteritalien vor, von wo er nach Sicilien und Afrika übersetzen wollte. Ehe er jedoch diesen Plan ausführen konnte, ereilte den erst vierunddreißigjährigen Helden zu Consentia (Cosenza) im heutigen Calabrien der Tod. Tief trauerten die Gothen um ihren tapferen König. Sie leiteten das Flüßchen Burentinus (Busento) ab, und in dem trocken gelegten Bett desselben bereiteten sie ihm sein Grab. In voller Rüstung, mit seinem Streitroß und vielen Kostbarkeiten wurde er hineingesenkt, das Grab verschüttet und der Fluß wieder in sein altes Bett geleitet. Die Sklaven aber, welche bei der Arbeit beschäftigt gewesen waren, wurden getödtet, damit Niemand erführe, wo Alarich seine letzte Ruhestätte gefunden hatte.*)

Nun zogen die Westgothen im J. 412 unter Alarichs Schwager Ataulph nach Gallien, von wo derselbe, nachdem er sich 414 zu Narbonne mit des Honorius Schwester Placidia vermählt hatte, nach Spanien ging. Er besiegte die Vandalen, Alanen und Sueven, die 406 über den Rhein gedrungen waren, sich über das westliche Gallien verbreitet, dann 409 die Pyrenaeen überstiegen und sich in Spanien festgesetzt hatten, und drängte sie nach Asturien, Galicien und Portugal. In Barcelona wurde er von einem treulosen Diener meuchlerisch ermordet (415); aber Wallia, den die Westgothen nach seinem Tode zum König wählten, setzte seine Eroberungen fort und gründete ein mächtiges Reich. Honorius, dem er schon 416 die Placidia nach Ravenna zurückgeschickt hatte, räumte ihm zum Lohn für die Wiedereroberung Spaniens den Theil Galliens zwischen der Garonne und dem biscayischen Meere ein (418), und Wallia erhob Tolosa (Toulouse) zu seiner Residenz. Hier hatten die Westgothen das Ziel ihrer Wanderungen erreicht, und bald fanden auch die Künste und Gewerbe des Friedens unter ihnen Eingang und gelangten zu schöner Blüthe; ihr Reich aber wurde durch Wallias Nachfolger Theoderich (419—451), der wieder in feindliches Verhältniß gegen Rom trat, sowohl in Gallien als nach Spanien hinein noch mehr erweitert.

---

§. 81. Die Vandalen in Afrika. — Die Angelsachsen in Britannien.

Nach dem Tode des Honorius (423) ging das abendländische Reich immer unaufhaltsamer seinem Untergange entgegen. Auf Verlangen des Kaisers hatte sich Placidia nach Ataulphs Tode mit dem römischen Feldherrn Constantius vermählt, den Honorius zuletzt zum Mitregenten annahm. Constantius

*) Graf A. v. Platen hat diese Begebenheit in einem schönen Gedicht: „Das Grab im Busento", besungen.

starb jedoch kurz nach seiner Ernennung schon vor Honorius und hinterließ Placidia mit zwei Kindern, dem Valentinianus und der Honoria. Mit ihnen flüchtete sie wegen eines Zwistes mit Honorius nach Constantinopel, wo auf Arcadius sein unmündiger Sohn Theodosius II. (408—450) gefolgt war, für den seine Schwester Pulcheria regierte, während er selbst seine Zeit mit Andachtsübungen, Jagd und Schönschreiben hinbrachte. Bald darauf starb Honorius, und Theodosius erkannte nun den unmündigen Valentinianus III. (425—455) als Kaiser des abendländischen Reiches an. Nach zweijährigem Kampfe (423—425) verschaffte er demselben in Italien, wo sich Johannes, der Geheimschreiber des Honorius, zum Kaiser aufgeworfen hatte, Anerkennung; Placidia aber führte nun für Valentinianus während seiner Unmündigkeit die Regierung und behielt sie auch bei, als er großjährig geworden war, da der verweichlichte Mensch nie fähig wurde, selbst zu regieren.

Schon vor dem Tode des Honorius hatte das abendländische Reich einen großen Theil seiner Provinzen verloren. In Gallien saßen außer den Gothen auch die Burgunder. Um 407 waren sie, von den Vandalen, Alanen und Sueven fortgerissen, unter ihrem Könige Gundicar, etwa 80,000 Mann stark über den Rhein in Gallien eingedrungen und hatten 414 im südöstlichen Theile der Provinz Wohnsitze erhalten, indem sie sich zunächst am linken Rheinufer zwischen Worms und Mainz festsetzten und sich dann von dort weiter bis nach dem Jura und der Aar hin ausdehnten. Von Niederbelgien aus drangen die Franken vor; die Halbinsel Armorica (Bretagne) riß sich vom Reiche los; ebenso machte sich Britannien unabhängig, nachdem schon unter Honorius bei der Noth des römischen Abendlandes die römischen Legionen von dort hatten zurückgezogen werden müssen; Spanien hatte nach dem Abzuge der Westgothen die Vandalen und Sueven wieder an sich gerissen. Jetzt verlor Rom auch seine bedeutendste Provinz Afrika, die Kornkammer Italiens, durch die unselige Feindschaft seiner beiden letzten ausgezeichneten Feldherren, des Aëtius und Bonifacius. Der Letztere war auf Lebenszeit zum Statthalter von Afrika ernannt worden, aber Aëtius, eifersüchtig auf die Macht desselben, verleumdete ihn bei Placidia, so daß diese ihn zurückrief und vor sich nach Ravenna beschied; gleichzeitig aber rieth er mit erheuchelter Freundschaft dem Bonifacius, dem Befehle nicht Folge zu leisten, weil er sonst sein Leben aufs Spiel setzen würde. Dadurch in Schrecken gesetzt, ließ sich Bonifacius zum Abfall verleiten und faßte den unseligen Entschluß, die Vandalen aus Spanien zu Hülfe zu rufen. Sie kamen unter Anführung ihres Königs Geiserich (429), eines tapferen, aber grausamen Mannes, der nach dem Tode seines Bruders Gonderich dadurch zur Herrschaft gelangt war, daß er die Wittwe und die Kinder desselben umbringen ließ. Die Vandalen unterwarfen sich das Land, in welchem sie mit unmenschlicher Grausamkeit hausten, und zu spät erkannte Bonifacius, daß er sich übereilt habe und getäuscht sei. Es gelang ihm, sich mit Placidia zu versöhnen, und er erklärte nun den Vandalen, daß er ihrer nicht mehr bedürfe. Aber von den maurischen Bewohnern und selbst von einer Partei unter den Christen unterstützt, weigerten sie sich, das Land zu verlassen, und zweimal von ihnen geschlagen, mußte Bonifacius nach Italien flüchten. Zwar gelangte er hier bei der Kaiserin wieder zu voller Gunst und wurde sogar von ihr zum

Oberfeldherrn ernannt, aber nun erhob sich Aëtius, mit den Hunnen verbunden, gegen ihn, und es kam 432 zwischen Beiden zu einer Schlacht. Bonifacius siegte, aber er starb an seinen in der Schlacht erhaltenen Wunden, und Aëtius kam nun bald in den vollen Besitz der Macht. In zwei Feldzügen (435 und 436) demüthigte er die Burgunder; die aufrührerischen Bagauden (Bauern) in Armorica hielt er in Schranken; die Westgothen unter Theoderich, welche bei Tolosa über ein römisches Heer einen glänzenden Sieg erfochten hatten, bewog er zu einem für Rom ehrenvollen Frieden (439); den Alanen, die in Gallien herumschweiften, gab er zu Valencia an der Rhone feste Wohnsitze (440); auch die Franken unter Chlodio schlug er an der Somme; Afrika dagegen vermochte er dem römischen Reiche nicht zu erhalten. Zwar machte er mit Geiserich einen Frieden, in welchem demselben gegen das eidliche Versprechen, sein Reich nicht weiter ausdehnen zu wollen, Numidien und ein Theil des karthagischen Gebietes abgetreten wurde; doch Geiserich bemächtigte sich trotz dessen 439 des herrlich wieder aufgeblühten Karthago, das er zu seiner Residenz machte, und nun mußte den Vandalen in einem neuen Vertrage die ganze Provinz Afrika abgetreten werden. Ja, sie plünderten von hier aus mit ihren Flotten Sicilien, Sardinien, Corsica und selbst die Küste von Italien.

In **Britannien** waren inzwischen die verweichlichten Briten nicht im Stande, sich gegen die feindlichen Einfälle der von Norden kommenden heidnischen Picten und Scoten zu schützen, und sie riefen deshalb die Angeln, Sachsen und Jüten aus Jütland und Deutschland zu Hülfe. Wirklich kamen dieselben, der Sage nach um 449 unter ihren Anführern Hengist und Horsa, trieben die Feinde zurück, blieben aber dann im Lande, machten sich zu Herren desselben und gründeten daselbst angelsächsische Reiche. Das erste derselben war das von Hengist gegründete Reich Kent. Die Briten wurden theils in die Gebirge von Cornwallis und Wales gedrängt, theils gingen sie über den Kanal nach der Halbinsel Armorica, die noch heute nach ihnen den Namen der Bretagne führt.

---

§. 82. Attila.

Bald darauf brach ein neues Unheil über das abendländische Reich herein. Die **Hunnen** hatten nach ihrem ersten Eindringen in Europa sich lange Zeit nomadisirend in den Ländern zwischen der Wolga und der unteren Donau aufgehalten, und obgleich sie durch ihre Raubeinfälle vielfach das oströmische Reich belästigt hatten, so wurden sie doch eigentlich gefährlich erst dann, als es einem Manne gelang, alle einzelnen Horden unter seiner Herrschaft zu vereinigen. Dieser Mann war **Attila** (Etzel). Nach dem Tode seines Oheims, des mächtigen Hordenführers Ruhas oder Rugilas (433), mit seinem Bruder Bleda (Blödel) im Besitze des höchsten Ansehens und der höchsten Macht unter den Hunnen, gelang es ihm nach und nach, fast alle Stämme derselben unter

seine Herrschaft zu bringen, und nachdem er 444 seinen Bruder Bleda, wie er vorgab, nach göttlicher Eingebung, hatte ermorden lassen, war er nicht nur alleiniger Gebieter der Hunnen, sondern auch viele deutsche Völker, die Ostgothen in Thracien und Illyrien, die Gepiden nordwestlich vom ehemaligen Sitze der Westgothen, die Langobarden am schwarzen Meere und ein Theil der Franken wurden ihm dienstbar, und sein Reich erstreckte sich von der Wolga bis ins Innere Deutschlands.

In seinem Aeußern verrieth Attila entschieden seinen mongolischen Ursprung. Es war eine kurze, gedrungene Gestalt, mit breiten Schultern, dickem Kopf, stumpfer Nase, kleinen Augen und dünnem Bart. Dennoch aber lag in seiner ganzen Erscheinung etwas Stolzes und Gebieterisches, und seine starke, volltönende Stimme erweckte Ehrfurcht. Im Kriege war er furchtbar gegen seine Feinde, aber mild und gütig war er gegen sein Volk. Alles leitete er persönlich. Im Kriege führte er selbst das Heer gegen den Feind; im Frieden saß er selbst zu Gericht, Gerechtigkeit übend gegen Jedermann. Seine Residenz war ein aus einem hunnischen Lager entstandenes großes Dorf zwischen der Theiß und der Donau, mit Pfahlwerk befestigt, das jetzige Jasz Berenyi in der Nähe von Tokay. Dort war sein weitläufiger Palast, dort die Paläste seiner Großen, zwar nur von Holz, aber doch nicht ohne eine gewisse Pracht. Er liebte eine glänzende Umgebung, während er selbst in seiner Erscheinung wie in seinem Leben die größte Einfachheit bewahrte. Seine Hofleute prunkten mit prächtigen Waffen und Kleidern, während er selbst allen Prunk verschmähte. Gesang und Scherz fehlten nie bei seinem Mahle, obgleich er stets ernst blieb. Seine Gäste speisten von goldenem und silbernem Geschirr, während er selbst nur von hölzernen Tellern aß. Könige und Fürsten umgaben ihn als seine Diener; ein furchtbares Heer war stets seines Winkes gewärtig; die Hunnen ehrten in ihm den unerschrockenen Helden, den kriegserfahrenen Feldherrn; man glaubte, er habe das Schwert des Kriegsgottes gefunden, und man sagte, wenn er es auf die Erde stoße, erbebe Rom und Constantinopel in seinen Grundfesten. Er selbst betrachtete sich als eine Zuchtruthe in der Hand Gottes und nannte sich deshalb Godegisel (Gottes Geißel). Er hatte keine geringere Absicht, als den ganzen Erdkreis seiner Herrschaft zu unterwerfen, und alle Verhältnisse klug durchschauend, wußte er überall zur rechten Zeit einzugreifen, um die Erreichung dieses seines Zweckes mit schlauer Berechnung vorzubereiten. Anfangs machte er sich nur dem oströmischen Reiche furchtbar, während er zu Aëtius in freundschaftlichem Verhältnisse stand. Ganz Serbien und Bulgarien verwandelte er in eine Wüste; auch Nordgriechenland verheerte er (446 und 447), und siebzig blühende Städte wurden von ihm zerstört. Selbst Constantinopel war bedroht, und der schwache Kaiser Theodosius II. (seit 408) mußte ihm 448 den Frieden abkaufen, indem er ihm ein Stück Land an der Donau abtrat und ihm einen jährlichen Tribut von 2100 Pfund Gold bewilligte. Im J. 450 starb Theodosius kinderlos in Folge eines Sturzes mit dem Pferde auf der Jagd. Pulcheria, die bis dahin ein strenges klösterliches Leben geführt hatte, erkannte wohl, daß das von schweren Gefahren bedrohte Reich einer kräftigen Stütze bedürfe. Sie vermählte sich deshalb mit dem tapferen, kriegserfahrenen M a r c i a n u s und nahm ihn zum Mitregenten an. Derselbe suchte vor Allem die Wehrkraft des Reiches zu verstärken, dem Attila aber

verweigerte er die Zahlung des Tributs. Gleichwohl griff ihn dieser nicht an, weil er sich zunächst nach Westen zu wenden beschlossen hatte.

Ein Streit mit einem fränkischen Königshause veranlaßte ihn zu einem Zuge nach Gallien. Gleichzeitig reizte ihn der Vandalenkönig Geiserich zu einem Angriffe auf das weströmische Reich. Derselbe hatte nämlich damals, als die Westgothen sich mit den Römern in Kampf befanden, seinen Sohn Hunnerich mit Theoderichs Tochter vermählt, diese aber, nachdem Theoderich mit den Römern Frieden geschlossen hatte, ihrem Vater mit abgeschnittener Nase und abgeschnittenem Haupthaare zurückgeschickt, und fürchtete nun, daß sich Theoderich mit den Römern zu einem Rachekriege gegen ihn vereinigen werde. Mit einem ungeheuren, aus Hunnen, Ostgothen Gepiden und anderen Völkerschaften bestehenden Heere brach Attila im Januar 451 von Pannonien auf und durchzog Alles verheerend das südliche Deutschland. Einen großen Theil der Alemannen zwang er, sich ihm anzuschließen, und auf der ganzen Linie von Basel bis Cöln überschritt nun sein Heer den Rhein; er selbst ging in der Nähe der letzteren Stadt über den Fluß. Er verwüstete das ganze nördliche Gallien, plünderte und zerstörte viele Städte und drang bis Genabum (Orleans) vor. Hierhin zog ihm Aëtius entgegen. Derselbe hatte, wie wir gesehen haben, das Ansehen Roms in vielen Gegenden wieder hergestellt. Die Provence, ein Theil der Dauphiné, Languedoc, die Länder an der unteren Loire, die Auvergne, das nordwestliche Gallien und der größte Theil der spanischen Länder am Mittelmeer waren den Römern unterworfen. Jetzt erkannte er sehr wohl die durch Attilas Vordringen dem Reiche drohende Gefahr, und vereint mit den Westgothen, Burgundern, Alanen, Franken und anderen Völkern, zog er ihm entgegen. Auf die Nachricht von seiner Annäherung zog sich Attila nach der Champagne zurück, und hier kam es 451 auf den catalaunischen Feldern (in der Nähe des jetzigen Chalons an der Marne) zu einer entscheidenden Schlacht. Es war eine Völkerschlacht, so mörderisch, wie die Geschichte wenige kennt; 160,000 Todte, nach anderen Angaben noch weit mehr, sollen das Schlachtfeld bedeckt haben. Unter den Gefallenen befand sich auch der Westgothenkönig Theoderich. Sein Tod aber entflammte die Westgothen zur höchsten Wuth. Geführt von seinem Sohne Thorismund, stürmten sie gegen die Hunnen, drängten sie zurück und entschieden so den Sieg. Beim Einbruch der Nacht zog sich Attila in seine Wagenburg zurück; er ließ sogar alle seine Geräthschaften und Schätze auf einen Haufen bringen, um sich im Nothfalle mit ihnen zu verbrennen, doch Aëtius wagte nicht, den Sieg weiter zu verfolgen, und Attila konnte sich ungehindert über den Rhein zurückziehen. Für diesmal war der Westen vor ihm gerettet.

Kaum war Attila nach Ungarn zurückgekehrt, so begann er von Neuem die Rüstungen zum Kriege. Honoria, die Schwester des Kaisers Valentinianus III., hatte ihm bereits früher, um klösterlicher Eingezogenheit zu entgehen, zu welcher sie ihrer Zügellosigkeit wegen von ihrer Mutter Placidia bestimmt war, heimlich ihre Hand und damit ihre Ansprüche auf Italien antragen lassen. Darauf gestützt, forderte er nun vom Kaiser ihre Hand und als Mitgift einen Theil des Reiches. Da er abschlägliche Antwort erhielt, brach er im Frühling 452 nach Italien auf, überschritt die Alpen, zerstörte die feste und wichtige Grenzstadt Aquileja so gänzlich, daß keine Spur von ihr übrig geblieben ist, und

verwüstete dann mit Feuer und Schwert die Lombardei. Die geängsteten Einwohner flohen theils auf die Gebirge, theils suchten sie Zuflucht in den Lagunen des adriatischen Meeres. Dort, wo sie gegen feindliche Angriffe gesichert waren, ließen sie sich nieder, und so legten sie den Grund zu dem später so mächtig und blühend gewordenen Venedig. Valentinianus zitterte. Aëtius hätte dem furchtbaren Feinde nur ein unkriegerisches, aus Bewohnern Italiens bestehendes Heer entgegen stellen können, mit dem er ihn nicht am weiteren Vordringen zu hindern vermocht hätte. Rom war mehr als je bedroht. Da nahmen Senat und Volk zu Thränen und Bitten ihre Zuflucht. An der Spitze einer Gesandtschaft begab sich der römische Bischof Leo I. zu Attila, und in der That gelang es ihm, denselben zur Umkehr zu bewegen, sei es, daß die beredten Vorstellungen des ehrwürdigen Greises, der ihn an Alarichs Schicksal mahnte, diesen Erfolg hatten, sei es, daß mehr noch Krankheiten in seinem Heere und andere ungünstige Umstände seinen Entschluß bestimmten. Er kehrte nach Ungarn zurück, und indem er die Ansprüche auf die Hand der Honoria aufgab, vermählte er sich mit einer Burgunderin, der schönen Ildiko. In der Hochzeitsnacht fand er seinen Tod (454), wie man sagt, an einem Blutsturze; möglich aber ist es auch, daß er durch Verrath endete, und daß vielleicht Ildiko selbst ihm den Dolch ins Herz stieß. Als am andern Morgen seine Hofleute und Krieger, ungeduldig über sein Nichterscheinen, in das Gemach drangen, fanden sie Ildiko verschleiert neben seiner entseelten Hülle sitzen. Die Nachricht von seinem Tode verbreitete Schmerz und Schrecken unter den Hunnen, die ihn noch im Tode durch eine prächtige Leichenfeier ehrten. Der Leichnam ward in einem besonderen Prachtzelte ausgestellt, um welches die Hunnen mit geschorenem Haupthaar und zerfetztem Gesicht herumritten. Dann wurde er in einen goldenen Sarg gelegt, und diesen umschloß ein silberner, der wieder in einen eisernen gesetzt wurde. Die Sklaven, welche das Grab gemacht hatten, wurden bei demselben getödtet. Mit Attilas Tode hatte auch die Macht der Hunnen ihr Ende erreicht. Seine drei Söhne waren unter sich uneinig und besaßen nicht seine Kraft. Der älteste fiel im Kampfe gegen die zum gothischen Stamme gehörigen Gepiden, der zweite im Kampfe gegen die Oströmer, der jüngste ging über die Wolga und fand dort seinen Tod. Die von Attila unterworfenen Völkerschaften benutzten meistens gleich nach seinem Tode die Uneinigkeit seiner Söhne, um sich unabhängig zu machen. Die Gepiden bemächtigten sich des Landes zwischen der Theiß, der Donau und den Karpathen; die Länder von Wien bis Belgrad nahmen mit Erlaubniß des oströmischen Kaisers die Ostgothen in Besitz; die Hunnen aber wurden wieder nach dem schwarzen Meere zurückgedrängt und verschwinden bald darauf gänzlich aus der Geschichte.

---

§. 83. Geiserich.

Rom hätte jetzt wieder Ruhe haben mögen, wenn sich Valentinianus nicht selbst des Mannes beraubt hätte, der noch die einzige Stütze des sinkenden Reiches war. Aëtius war römischer Patricius und in der That der eigentliche Beherrscher des Reiches. Weiter erstrebte er nichts; sonst wäre es ihm längst leicht gewesen, sich des Thrones zu bemächtigen. Sein jüngerer Sohn Gaudentius war mit Valentinians Tochter Eudokia verlobt, und Aëtius wollte ihm dadurch wohl die Thronfolge sichern; der argwöhnische Valentinianus aber fürchtete für Thron und Leben, und als Aëtius einst, nichts ahnend, zu ihm in den kaiserlichen Palast kam, durchbohrte ihn der Kaiser mit eigener Hand (454). Auch Gaudentius und mehrere Freunde des Aëtius wurden getödtet. Bald darauf führte der wegen seiner Lasterhaftigkeit und seines Aberglaubens allgemein verachtete Kaiser durch eine neue Schandthat selbst die Strafe über sich herbei. Durch List lockte er die Gemahlin des Senators Petronius Maximus in seinen Palast, wo er sie schmählich mißhandelte, und von Rache entbrannt, verschwor sich derselbe mit einigen Freunden des Aëtius gegen ihn. Valentinianus wurde am 27. März 455 auf dem Marsfelde ermordet und Petronius Maximus zum Kaiser ausgerufen.

Die Gemahlin des Petronius war inzwischen gestorben, und er zwang nun Valentinians Wittwe Eudoxia, die Tochter des oströmischen Kaisers Theodosius II., sich mit ihm zu vermählen. Da sie aber die Gewißheit von seiner Theilnahme an der Ermordung des Valentinianus erhielt, den sie ungeachtet seines zügellosen, lasterhaften Lebens geliebt hatte, sann sie auf Rache und reizte den Vandalenkönig Geiserich zu einem Zuge gegen Rom. Dieser, schon längst nach Roms Schätzen begierig, folgte sogleich ihrer Aufforderung und landete im Juni mit seiner Flotte an der Mündung der Tiber. Alles wurde von Schrecken ergriffen. Petronius wollte fliehen, er wurde aber vom Pöbel auf der Straße gesteinigt, von den Soldaten niedergehauen und sein Leichnam in die Tiber geworfen. Ohne Widerstand rückte Geiserich in Rom ein. Geistlichkeit und Senat zogen ihm flehend entgegen, und er versprach, die Stadt nicht durch Feuer zu zerstören und sie mit Blutvergießen zu verschonen. Dennoch war ihr Loos entsetzlich. Vierzehn Tage lang wurde sie auf die furchtbarste Weise ausgeplündert. Alle Kunstschätze, alles Silber und edle Metall wurden fortgeschleppt; auch die goldenen Platten und die vergoldeten Ziegel am Capitolium, ebenso die heiligen Gefäße aus dem Tempel zu Jerusalem (S. 603), Alles, was nur irgend Werth hatte und sich fortbringen ließ, brachte man nach Ostia auf die vandalischen Schiffe. Ja, was sie nicht fortschaffen konnten, zerstörten die rohen Horden in barbarischem Uebermuth, und es ist seitdem sprüchwörtlich geworden, ein solches Verfahren mit dem Namen des Vandalismus zu bezeichnen. Alle in Rom geraubten Kunstschätze waren dazu bestimmt, Geiserichs Herrschersitz zu schmücken; nicht alle erreichten jedoch Karthago, denn das Schiff, auf welchem sich die Tempelgefäße aus Jerusalem und viele kostbare Bildsäulen befanden, ging auf der Ueberfahrt zu Grunde. Gleichzeitig wurden Tausende von Gefangenen nach

Karthago eingeschifft, unter ihnen die Kaiserin Eudoxia selbst mit ihren beiden Töchtern, von denen Geiserich die eine seinem Sohne Hunnerich zur Frau gab. Die Gefangenen sollten in das Innere des Landes verkauft werden, und Männer wurden von ihren Frauen, Kinder von ihren Eltern erbarmungslos getrennt. Aus solchem Jammer wurde der ehrwürdige greise Bischof Deogratias von Karthago Vielen ein Retter. Er ließ alles Gold- und Silbergeräth einschmelzen, um mit dem daraus gelösten Gelde die Gefangenen loszukaufen und die getrennten Familienglieder wieder zu vereinigen. Zwei große Kirchen räumte er zu ihrer Aufnahme ein und versah sie mit Streu und Betten. Gleichzeitig bestimmte er für Jeden nach Maßgabe seines Standes täglichen Unterhalt, und da Viele in Folge der anstrengenden Seereise und der harten Behandlung erkrankt waren, ging er zu bestimmten Zeiten mit Aerzten unter ihnen herum und ließ sich Speisen nachtragen, die er nach Vorschrift der Aerzte unter sie vertheilte. Die eigene Schwäche hinderte den frommen Greis nicht, selbst des Nachts die Kranken an ihren Betten zu besuchen, um ihnen Trost zu spenden.

Eben so herrlich offenbarte sich die Macht christlicher Bruderliebe auch in der Handlungsweise anderer Geistlichen. Der Bischof Paulinus von Nola hatte schon Alles hingegeben, um Gefangene aus der Sklaverei loszukaufen. Da erschien weinend vor ihm eine hochbetagte Wittwe, der die Vandalen den einzigen Sohn fortgeschleppt hatten. Schnell war sein Entschluß gefaßt. Er schiffte sich nach Afrika ein; es gelang ihm, den Herrn jenes Jünglings aufzufinden, und er bot sich ihm an dessen Statt zum Sklaven an. Solcher Edelmuth ergriff selbst die rohen Gemüther der Vandalen. Die That des Bischofs wurde bekannt, und nicht nur wurde jener Jüngling von seinem Herrn frei gegeben, sondern auch noch andere Gefangene durften ihren Retter in die Heimath zurückbegleiten.

---

§. 84. Ende des weströmischen Reiches.

Noch zwanzig Jahre erhielt sich der Kaisertitel im Abendlande, und noch acht Kaiser haben über das weströmische Reich geherrscht; aber die Macht besaßen die Anführer der fremden, größtentheils germanischen, Miethstruppen, welche schon längst das Heer des römischen Reiches ausmachten. Zunächst war allmächtig in Rom der tapfere, aber treulose Ricimer, der väterlicherseits aus suevischem Königsgeschlechte abstammte, mütterlicherseits aber ein Enkel des Wallia war. Den Flavius Maecilius Avitus, der sich im Juli 455 in Gallien zum Kaiser erklärt hatte, zwang er schon 456, abzudanken und das Bisthum von Piacenza anzunehmen. Darauf erhob er 457 einen angesehenen Römer, Julianus Majorianus, auf den Thron, einen ausgezeichneten Feldherrn, einen Mann von hoher Gesinnung und großer Herrscherweisheit. Schon nach vier Jahren aber brach auf Ricimers Anstiften eine Empörung gegen denselben aus, die ihm Thron und Leben kostete

(7. August 461). Ricimer ernannte darauf einen neuen Kaiser, den schwachen Libius Severus, unter dem er vier Jahre lang alle Macht besaß, und nach dem Tode desselben (15. August 465) herrschte er zwei Jahre ganz ohne Kaiser. Um den Vandalen besser widerstehen zu können, genehmigte er es dann, daß der Senat den oströmischen Kaiser Leo I. (457—474) bat, einen neuen Kaiser zu ernennen. Dieser berief den Procopius Anthemius, den Schwiegersohn seines Vorgängers Marcianus, 467 nach Rom. Ricimer, der seinen Hof in Mailand hielt, hoffte den neuen Kaiser, der ihm seine Tochter zur Gemahlin gab, völlig beherrschen zu können, doch als er sah, daß derselbe keineswegs gesonnen sei, sich unbedingt seinem Willen zu fügen, entzweite er sich bald mit ihm, ließ den Anicius Olybrius, einen Schwiegersohn Valentinians III., zum Kaiser ausrufen und zog gegen Anthemius. Nach dreimonatlicher Belagerung erstürmte er Rom, das furchtbar geplündert und verwüstet wurde. Anthemius kam dabei ums Leben (11. Juli 472), doch auch Ricimer überlebte ihn nur wenige Monate, und kurz darauf starb auch Olybrius. An Ricimers Stelle trat nun der burgundische König Gundobald und nach dessen Tode Orestes, früher Geheimschreiber Attilas und jetzt römischer Feldherr und Patricius. Derselbe verweigerte dem vom oströmischen Hofe zum Kaiser ernannten Julius Nepos, welcher den von Gundobald auf den Thron erhobenen Glycerius gestürzt und zum Bischof von Salona gemacht hatte (474), den Gehorsam und bewog das Heer, seinen eigenen funfzehnjährigen Sohn Romulus als Kaiser anzuerkennen (31. October 475). Man nannte denselben spottweise nicht Augustus, sondern Augustulus. Er war der letzte Kaiser des weströmischen Reiches, denn die deutschen Truppen, besonders aus Herulern, Rugiern, Turcilingern und anderen norddeutschen Völkerschaften bestehend, verlangten von Orestes zum Lohn für ihren Beistand außer ihrem übermäßigen Solde noch den dritten Theil alles Grundeigenthums, wie es den Westgothen und den Burgundern bereits zu Theil geworden war. Da ihnen ihre Forderung abgeschlagen wurde, empörten sie sich unter ihrem Oberfeldherrn Odoächer, den sie zum König ausriefen. An ihrer Spitze drang derselbe über die Alpen im August 476 in Italien ein, belagerte den Orestes in Ticinum (Pavia), eroberte die Stadt und ließ ihn bei Placentia (Piacenza) hinrichten (28. August 476). Wenige Tage später ließ er zu Ravenna des Orestes Bruder Paulus gleichfalls tödten, Romulus Augustulus aber ergab sich ihm ohne Widerstand. Odoacher begnügte sich damit, ihn abzusetzen, gab ihm ein Jahrgehalt von 6000 Goldstücken (etwa 24,000 Thalern) und wies ihm die ehemalige Villa des Lucullus in Campanien zum Aufenthalt an. So endete das Reich 476 n. Chr., denn Odoacher wurde von seinen Kriegern zum König von Italien ausgerufen; er hielt es aber eben so wenig für nöthig, einen neuen Kaiser einzusetzen, als es ihm klug erschien, selbst den Kaisertitel anzunehmen, da er befürchten mußte, daß er als solcher den Römern unangenehm sein würde, weil er ein Fremder und noch dazu ein Arianer war. Er ließ sich daher nur zum römischen Patricius ernennen und beherrschte das Reich als „König der deutschen Völker in Italien".

Mit dem Ende des weströmischen Reiches beginnt für den Entwicklungsgang der Menschheit eine ganz neue Zeit. Die ganze bisherige Gestalt der alten Welt war mit ihm zu Grunde gegangen, aber was sich in ihr Herrliches erzeugt hatte, ist geblieben für alle Jahrhunderte. Wäre die Menschheit in dem ursprünglichen Zustande der Unschuld geblieben, so würden alle in ihr liegenden Kräfte ohne Kampf zur Reife gelangt sein; der Mensch hätte sich in seliger Einheit mit Gott und der Natur entwickelt. Durch die Sünde wurde der Zwiespalt hervorgerufen, und der Mensch wurde hineingerissen in den Kampf, der sich hindurch zieht durch alle Jahrhunderte der Geschichte. Der Sieg wird erst errungen am Ende der Tage. Aber die Ahnung der entschwundenen Einheit blieb dem Menschen immerdar und erfüllte ihn mit Sehnsucht nach dem Verlornen. Was das Alterthum Bleibendes hervorgebracht hat für alle Zeit, das war ein Erzeugniß dieser Sehnsucht. Die Schönheit, die Darstellung vollendeter Harmonie in der äußeren Form, wie sie uns bei den Griechen entgegen tritt, das Recht, welches durch äußeren Zwang die Harmonie herstellen will, wie es sich bei den Römern ausgebildet hat, sie waren das Höchste, was der sich selbst überlassene Menschengeist aus sich zu erzeugen vermochte. Aber seine Sehnsucht konnten sie nicht befriedigen; vielmehr mußte da, wo sie einseitig vorherrschten und das ganze Leben bestimmen sollten, die Bildung auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft in Verbildung, das Recht in Tyrannei ausarten und so sich selbst zerstören. Wohl sind sie als die vollendete Entwicklung des rein Menschlichen, das Klassische, mit der Sicherheit der Natur in der Geschichte Auftretende, fort und fort die Grundlage aller wahrhaft menschlichen Bildung geblieben; aber dies war nur dadurch möglich, daß sie ihre wahre Bedeutung erhielten durch die Offenbarung der ewigen Liebe im Christenthum, durch welche alle Schönheit erst ihren Werth und alles Recht seine innere Geltung erhält. Wie aber das Christenthum nach dem Untergange der schon in sich erstorbenen Völker, an deren Bildung es sich anschloß, sich in seiner ganzen umgestaltenden, schöpferischen Gotteskraft offenbarte unter den germanischen Völkern, in denen es mit dem göttlichen Leben zugleich alle Keime menschlicher Bildung erweckte, und wie durch dasselbe allmählich die Zeit der Vollendung vorbereitet wird, in welcher die Menschheit die verlorne innere Freiheit und Harmonie wird wieder errungen haben, das wird die Darstellung der mittleren und neueren Geschichte lehren.

Register zum ersten Bande.

A.

C. (vergl. K).

D.

E.

F.

H.

J.

K. (vergl. C.)

L.

M.

N.

O.

P.

Q.

R.

S.

T.

U.

V.

W.

X.

Y.

Z.

Druck der Hofbuchdruckerei (H. A. Pierer) in Altenburg.

Wernicke, Carl,

Die Geschichte der Welt

Bd.: 1.

Berlin 1870